32101 076534831

Digitized by Google

0902
.997

EX LIBRIS
A. TRENDELENBURG.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neunundddreißigster Jahrgang.

Juli.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1839.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 126. — den 1. Juli 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Fünf Stunden bei Victor Hugo.

Von A. Weill.

Goethe sagt irgendwo, Geschichte schreiben hieße sich das Vergangene vom Halse schaffen. Mir geht es so, so oft ich etwas Neues und Interessantes erlebt; ich möchte es gern gleich in alle Welt hineinschreien, nicht etwa, um davon zu sprechen, sondern um einen Andern mitfühlen zu lassen, oder um das Bessere davon in das Leben zu pflanzen, um irgend eine Blume, wenn nicht eine Frucht, daraus zu erziehen. Man lernt seine Muttersprache nicht, wenn man nicht Vergleichungen in ihr mit einer andern anstellt, eben so wenig weiß man die Vortheile einer Nation zu schätzen, noch die Nachtheile hervorzuheben, wenn man nicht in den Geist anderer Nationen dringt. In diesem Sinne schreibe ich diese Galerie der berühmtesten Männer Frankreichs. Ich habe keinen andern Zweck damit, nur bitte ich um eine vollkommene Freiheit meines Urtheils von beiden Seiten, wenn ich manchmal eine unzarte Saite berühre. Es gibt Musikstücke, wozu man absichtlich das Instrument verstimmt. —

Victor Hugo wohnt auf der place royale, fast an der Bastille, ganz von dem wimmelnden Paris entfernt, ganz mittelalterlich. Der Platz hat eine schöne schattige Allee; denn wo viel Licht ist, dachte ich, ist auch viel Schatten, und rings um den Platz herum ist eine Arkade, katakombenähnlich, worin man die Zeiten Ludwig des Dreizehnten, dessen Statue den Platz verunstaltet, ordentlich riecht. Im Antichambre bemerkte ich schnell beim Vorübergehen die Statue Goethe's und eine Caricatur von Alexander Dumas, zwischen beiden eine Tänzerin. Es war schon dunkel, so zwischen Licht und Dämmerung, entre loup et chien, wie der Franzose sagt. Man hieß mich in den Salon treten, da Hugo noch speise. Ich hielt mich zuerst eine gute Viertelstunde im Vorsaale auf. Welch ein Anblick! Das ganze Mittelalter mit seinen phantastischen Verzierungen. Eine Schloßcapelle, links ein Betstuhl, reichverziert vor einem riesenmäßigen goldverwirkten Teppich, der als Tapete dient. Nord- und Südseite sind mit Gemälden bedeckt, nur die Ostseite hat ein langes Fenster mit einem Balkon, durch dessen Scheiben jetzt die Abenddämmerung blutig zitterte. Es war eine natürliche Theaterdecoration zum fünften Acte eines Hugo'schen Dramas. Ich trat in den Salon. Noch war kein Licht darin. Es scheint, als lade Hugo gern seine Gäste des Abends ein, wo er sie in der Abenddämmerung im Salon läßt, denn er weiß wohl, welchen großartigen Eindruck dies hervorbringt. Als ich die großväterliche Pracht des Salons so im Ueberblick bewunderte, wollte ich an das Glück Hugo's denken, erinnerte mich aber unwillkürlich an jene hamburger Collecteurs, die, als sie in der Zeitung lasen, daß Mendelssohn den ersten Preis in der berliner Akademie gewonnen, ausriefen: was doch der Moses Mendelssohn für ein Glück hat!

Funfzehn Fauteuils stehen in einem Halbzirkel auf der Südseite. Da sie weiß überzogen waren, so kamen

(RECAP) 65810 Digitized by Google

sie mir wie Grabsteine, und dann wieder als Leichen vor. Hinter ihnen steht Hugo's Büste in Marmor, von seinem Freunde David, in der Ecke eine spanische Wand, ein Teppich als Tapete, wo man sich gemächlich verbergen kann, vor ihm eine Causeuse, das heißt ein Canapee für zwei Personen. Der Salon hat keine Thüren, sondern Teppiche, die man vorwärts und rückwärts zieht. Ueber der Cheminée ein Gestell, ebenfalls mit Teppichen belegt, worauf allerhand Vasen. Der ganze Salon ist übrigens mit Gemälden tapezirt und hat einen Balcon. An der Cheminée steht wieder eine Causeuse, an die sich das Tischchen lehnt. Ich musterte alles genau, besonders suchte ich die Gemälde zu erkennen, was mir aber unmöglich war, als ich einen weißen Schatten mir folgen sah. Ich erschrak, faßte mich jedoch, blickte genau nach dem Schatten und sah ihn immer deutlicher. Sollte noch Jemand im Salon sein? dachte ich, vielleicht! und fuhr fort, meine Runde in dem ungeheuren Saale zu machen. Der Schatten folgte mir und ich hörte doch keine Tritte. Ich wollte ihn wie Hamlet anreden, ich wollte ihm sagen: Geist, wer du auch seiest, ein Dummkopf oder ein Spitzbube, stehe mir Rede! Da dachte ich wieder, wer weiß, welche Sprache der spricht, besonders seitdem die Geistersprache so selten wird! Ich bemerkte auch, daß er sich umkehrte und einem Gespenst ähnlich leise und langsam dem Balkone sich näherte. Nun wollte ich: Wer da? rufen, aber ich fürchtete, er möchte mir keine Antwort geben, und dann müsse ich ja an Gespenster glauben. Die Gespenster sind gewöhnlich sehr stolz, sie geben nicht Jedem Antwort. Endlich faßte ich Muth, ich durchtrabte den Salon zwei Mal, näherte mich dem Balkon, aber so wie ich näher kam, schien es mir, als sei der Geist oder der Schatten verschwunden. Gut, dachte ich, nur fort, vielleicht träume ich. Ich ging also gegen Hugo's Bild, betrachtete den weißen Marmor, der durch die Dämmerung schimmerte, und wollte mich endlich wieder niedersetzen, als ich den Schatten zum Balkone herein auf mich zukommen sah. Spaß bei Seite! Das Blut stockte mir in den Adern, und da der Gang des Geistes langsam und schleppend war, so nahm ich mich zusammen und lehnte mich an die Statue. Y-a-t-il quelqu'un? fragte ich stark. Certainement, antwortete Jemand, je vous vois depuis longtems, mais je vous prie de venir au balcon. Einen solchen prosaischen Ausgang dachte ich mir nicht; da ich buchstäblich alle Hamletsängste ausgestanden hatte, so erwartete ich eine dumpfe Grabesrede; vielleicht ist dies der Oheim meiner Geliebten, dachte ich, der ich mein Wort nicht gehalten habe! Mein Gewissen war nicht ganz rein, obwohl ich in der Schnelligkeit weiter keinen Fehl an mir gefunden, und übrigens, dachte ich, ist sie ja verheirathet an einen Kappenmacher, und die Kappenmacher sind ja keine Geister, sogar nicht einmal, wenn sie gestorben sind. Ich ging also mit dem weißbehosten Herrn auf den Balcon und knüpfte ein Gespräch mit ihm an.

Ich merkte bald, daß der Herr, der ein Ehrenkreuz trug, eine Hofperson sei, und deswegen so leise auftreten konnte. Ich erfuhr ferner, daß er schon zwanzig Jahre Deutschland bewohne, aber wenig Deutsch spreche, daß er Goethe genau kannte, daß er in Berlin wohne, daß ihm die Namen der von dort gebürtigen Literaten der jungen Welt nicht fremd seien, obschon er diese Herren nicht persönlich kenne, daß er die Localitäten mehrerer deutschen Städte kenne, und als wir so ungefähr zehn Minuten schwatzten und ich ihn nach seinem Namen fragte, erwiederte er mir kalt, aber mit einer gewissen Selbstgefälligkeit: „Ich heiße Spontini.“ Er fragte mich, wer ich sei: aber was hätte ich ihm antworten können? Ich bin kein Deutscher, denn ich bin in Frankreich geboren, ich bin kein Franzose, denn ich habe mich in Deutschland erzogen, ich bin kein Jude, denn ich glaube, daß Jesus, so wie er sich selbst im Evangelium und in der Geschichte zeigt, alle die Elemente in sich vereinigte, die heute noch zu der Reformation des Judenthums nöthig sind; ich glaube ferner mit Heine, daß das Judenthum ein Malheur ist, daß keiner von den deutschen jüdischen Gelehrten auf der Höhe zur Zeit oder der Geschichte steht, und daß sie viel zu viel Lärm in ihren Judenzeitungen von sich machen. Ich bin ferner de facto kein Christ, weil das Christenthum, wie es ist, nicht meinem Christenthume entspricht: wie konnte ich ihm sagen, was ich bin, da ich es selbst nicht weiß! Doch kommen wir auf Spontini zurück.

Der Meister mag noch so groß sein, es freut ihn, wenn man seine Werke kennt; hat doch der Meister aller Meister deswegen den Menschen erschaffen, damit er seine Werke lobe. Der Psalmist wenigstens sagt dies. Salomon war anderer Meinung. Als Spontini hörte, daß ich sein berühmtes Duett aus der Vestalin: „Es wird dem treuen Freund das Rettungswerk gelingen“ auswendig konnte, freute er sich dennoch und ward vertraulicher. Er fragte mich, ob ich in Frankreich bleibe, und auf meine bejahende Erwiederung lobte er mir Deutschland, als wenn ich es nicht kannte. — — —

Digitized by Google

Wir kamen auf die Kunst zu sprechen. Ich stellte mich, als hätte ich in meinem Leben nichts von Rellstab oder von der Löwe gehört, pour lui tirer les vers du nez. Ich wußte von Schlesinger, daß die hiesige Oper die Löwe engagiren wolle, und fragte ihn, was denn das für eine Löwe sei. C'est une extravagante, erwiederte er, qui peut être bien aise de rester à Berlin. Je parie qu'elle ne sera pas engagée ici; d'ailleurs elle ne sait pas un mot de français ni une mesure de musique. Ist sie nicht musikalisch? fragte ich. Tant s'en faut, versetzte er, sie springt wie eine Wachtel über allen Takt hinweg, d'ailleurs elle est folle d'orgueil. — Ich kenne die Sängerin Löwe sehr genau, nicht die Sophie, sondern die Sängerin, und ich halte sie für die erste dramatische Sängerin in Europa, selbst neben der Grisi. Mit dem Französischen aber mag Spontini nicht Unrecht haben. Sie wird schon ein halbes Jahr brauchen, um die fünf Wörter z. B. richtig auszusprechen: saint, sain, ceint, cinq, seing, und nun die b und p, die d und t, die verschiedenen l, dazu bedarf es eines zehnjährigen Studiums, und ich selbst, der ich bereits 23 Jahre beständig Französisch studire, nicht lerne, habe mir in dieser Hinsicht noch Unterricht bei einem Schauspieler genommen. Die Deutschen necken sich über den Franzosen, wenn er schlecht ausspricht; die Franzosen sind nachsichtiger, aber es ist ihnen erlaubt, mit Verachtung zu lachen, wenn ein deutscher Literat, der jetzt in Hamburg ist, und der überall hier erzählte, er übersetze den Schelling, in einer Gesellschaft zu einer Dame sagte: Madame vous êtes si tendre, — er wollte sagen zart, délicate; tendre heißt hier weich, pappicht — que je voudrais vous mettre dans un futtural! Futtural ist gar kein Französisch. Die Geschichte ist buchstäblich wahr, und solche Herren kritisiren Racine und Molière in dem gelehrten Deutschland.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Halle.

[Dr. Ruge's Vorlesung.]

Sie werden bemerkt haben, daß die Gegner der Philosophie, und namentlich die hallischen Religiosen, vielfach haben ausgehen lassen, Dr. Ruge, den sie als ihren Gegner möglichst befehden, habe kein Verhältniß zur hiesigen Studentenwelt. Dem ist durchaus nicht so, vielmehr haben nur die Gründung und Sicherung der hallischen Jahrbücher seine Thätigkeit an der Universität eine Zeit lang unterbrochen, und es wird Ihren Lesern von Interesse sein, die Eröffnung der ersten Vorlesung über die „Idealität der Heiterkeit," die die lebhafteste Theilnahme eines zahlreichen Auditoriums erregte, und die ich möglichst getreu wiedergeben kann, hier mitgetheilt zu sehen. Sie lautet:

Meine Herren! Ich nehme die Vorlesungen an der hiesigen Universität wieder auf, nachdem ich mehrere Semester ausschließlich, wie Sie wissen, einer literarischen, nicht unwichtigen Mission gefolgt, und durch das Hinreißende derartiger Erfolge fast allen Beziehungen zu Ihnen und Ihrem frischen Interesse für die Philosophie entfremdet worden bin. Ich habe mich daher bei Ihnen, nun ich zum Theil auf Ihren Wunsch an diesen Ort zurückkehre, und jene öffentlichen Interessen durch die Theilnahme befreundeter Männer gesichert sind — ich habe mich nun bei Ihnen von neuem wieder einzuführen und zu empfehlen.

Der Docent ist ein Wortführer der Wahrheit, als solchen hat er sich darzustellen und zu bewähren, und wenn Sie, m. H., dieses Vorurtheil nicht für ihn hätten, so würde er sich bemühen, es sogleich bei seinem ersten Auftreten zu erwecken. Es kann zu diesem Behufe nicht, wie bei den Parlamentswahlen in England, von Grundsätzen und Richtungen, die Sie lieben könnten, die Rede sein; unser Verhältniß ist ein freieres. Wir suchen und untersuchen zusammen. Die Theorie, das Seligste von Allem, ist unser gemeinsamer Zweck, und wenn ich es unternehme, in ihrem Dienste, im Dienste der freien und absoluten Wahrheit, vor Ihnen das Wort zu ergreifen, so sind Sie es, die auch Ihrerseits denselben Dienst verfolgen, sei es im Beifall zu dem Gesagten, sei es im Widerspruch.

Dieser gemeinsame Dienst des Absoluten, m. H., ist in der That das schönste Verhältniß, das es gibt, nur dieser Dienst ist Freiheit, nur seine Arbeit erhebt und beseligt. Wenn mir es also gelungen ist, Sie hier für den reinen Selbstzweck des Wissens zu versammeln, so ist schon das ein Sieg über das faule Interesse der Existenz, über den gemeinen Assimilationsproceß des Fortkommens, über den Schustergesichtspunct des Gebrauchs, über den zerlumpten Hochmuth armseliger Notiz, und über die Angst des jüngsten Gerichts, welches in der unseligen Examinationsschraube die bürgerliche Brauchbarkeit zum letzten Gesichtspuncte erhebt.

Denn hier, das haben wir gleich mit dem Namen dieser Vorlesung bekannt, ist unser einziges und letztes Ziel die reine Einsicht absolut geistiger Phänomene.

Sollte es uns nun aber auch noch weiter gelingen, gemeinsam den Grund und Boden der höhern Welt, welcher in dem Gegenstande der Aesthetik sich vor uns aufthut, so weit wir uns vorgesetzt, zu erobern und zu behaupten, so könnte ich mich versichert halten, auf die erfreulichste Weise mein neues Verhältniß zu Ihnen nicht nur wiederangeknüpft, sondern auch begründet zu haben.

Nicht glücklicher konnte die Wahl fallen, als auf die Idealität der Heiterkeit selbst, auf die Miene der Verklärung dieser Welt, womit alle Kunst und alle Schönheit dem Glücklichen zu Herzen dringt, der ihren einweihenden

Digitized by Google

Blick versteht. Schiller hat bekanntlich den Gegensatz aufgestellt:

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst,"

aber die Heiterkeit der Kunst ist der höchste Ernst der Erscheinung des Göttlichen und seines Genusses, — und der Ernst des Lebens wäre die Hölle selbst, wenn nicht die Macht der Heiterkeit ihn durchdränge.

Der Geist ist einer und ein Continuum. Das Leben verklärt derselbe Geist, wie die Kunst. Blicken Sie um sich auf die Phänomene der Gegenwart, wie sie uns zunächst berührt haben und noch berühren.

Der Geist der Schönheit und der heitere Geist des Idealen durchbricht mit seinem befreienden Licht alle Gebiete der Geschichte, indem der Weltgeist selbst, d. h. der Geist der Welt fortdauernd erscheint als das sich selbst befreiende Göttliche. Die tiefste Nacht überzog Deutschland ganz und gar, damals als Napoleon an die Eroberung Rußlands ging. Wer es erlebt hat, nur der hat ein Gefühl von der Geistesdumpfheit, von der ausgemachtesten Herrschaft gemeiner Naturen und ihrer Grundsätze. Sie können selbst in Goethe's Gedichten Huldigungen auf den Mann des Jahrhunderts lesen, der damals noch nicht geschichtlich geworden war, nein! der das Buch unsers Geisteslebens mit Füßen zutrat. Aus dieser trüben Zeit ging das glänzende Befreiungsgefühl und die unbedingte Herrschaft der edlen Seite des Geistes hervor, und die Poesie und Kunst dieser Zeit ist derselbe Aufschwung zum Männlichen, zur Sicherheit des siegenden Geistes in Körner, Arndt und Schenkendorff. Besannen wir uns hier nun auf unsere Nationalität, auf unsern eigensten Geist und seine gegenwärtigen und vergangenen Thaten und Ehren, so führte dies zugleich in so tiefer Aufregung vielen Schlamm und Wust mit herauf. Das vorzeitliche Gerede von Kaiser und Reich, von Papst und Kirche ließ sich hören, und vor allen Dingen waren wir ja die Gegner der aufgeklärten Franzosen. Die Poesie hat nicht unterlassen, ihr melancholisches Gewimmer schon in Max Schenkendorff's schwindsüchtigen Liedern als Accompagnement zu erheben, und sofort eine gute Weile die alte Rosinante der Romantik zu reiten. Wir wurden nun selbst die Seite des dunklen Geistes, der Materie. Wir hatten wohl durch den Geist gesiegt, aber es kamen Leute genug, die uns lehrten, nur der Russe hätte dies gethan, und auch der Russe nicht, sondern der Winter; also geradezu die Natur; jetzt aber regiere die ungeheure Zahl der Baponnette, die vor Frankreich Wache ständen, nicht der Geist.

Eine allgemeine Erschlaffung und Remission brachte uns nun in die nervöse Zerfahrenheit, in die Dämpfung alles Uebermuthes, in die Resignation zerknickter Betbrüder hinein, die auf dem umgekehrten Wege nicht durch Arbeit und Vorwärtsdringen, sondern durch Niederwerfen und Verzichtleisten den Himmel suchten, den der Mensch nie entbehren will, und den er selbst dann, wenn er seiner am unwürdigsten ist, am eifrigsten für sich in Anspruch nimmt. Die katholische und Convertitenmalerei von Cornelius, Overbeck und Schadow stellt die an sich verzweifelnde Gegenwart dar, theils in den Gegenständen, die sie malen, theils in der Art, wie sie es ausführten, und sie stehen ohne Widerrede an der Spitze der neudeutschen Malerei. Die Althegelianer predigten auf allen Gassen, mit Goethe wäre die Poesie, mit Hegel die Philosophie u. s. w. vollendet. Es gab kein gegenwärtiges Licht des Geistes, und die Herrlichkeit der wüsten Vorzeit nahm ohne Weiteres die schlaffe Welt in Besitz.

Hier aber beginnt nun eine neue Geschichte; ein neuer Aufschwung, ein neuer Sieg des Geistes.

Die Jugend resignirt nie, sie glaubt — und sie siegt. Das jugendliche Frankreich warf die Bayonnetten-Theorie in dreien Tagen mit den Händen seiner Knaben über den Haufen, unsere Pietisten waren todt und eine neue Poesie erhob sich in Heine und dem jungen Deutschland, mit excessivem Uebermuth, wodurch sie entschieden die alte Autorität negirte, und mit dem glücklichsten Witz, der dem frivolen Heine überall zu Gebote steht, das Gefühl der Befreiung, des wiederkehrenden heitern Geistes darstellte. Komik und Humor wurden nun das Wiederbelebungsprincip; das Princip der neuern Poesie also wurde das Princip der Heiterkeit selbst, und so sind wir wiederum bei unserm Gegenstande und zugleich bei seiner Stellung zur Zeit angelangt.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Literatur von und für Frauen.]

Die Verfasserin des Romans: „Erste und letzte Liebe," L. Mühlbach, bringt zwei Bände „Frauenschicksale", Altona, bei Hammerich. Wir finden vier Gemälde, die Verfasserin zeichnet das Mädchen, die Gattin, die Künstlerin, die Fürstin. Man sagt, Frauen geben nur Erlebtes, ihre Romane seien nur Memoiren. Inzwischen liefern sie auch Träume, machen sich à priori eine Zukunft und gestalten sich auch das Versagte oder noch nicht Gekannte nach eigner Herzenslust. Mädchen und Künstlerin sind offenbar Gestalten eigener Zustände, die Gattin ist à priori construirt, die Fürstin nach ziemlich allgemein beliebtem Maßstab. Aus Allem aber athmet ein unerschöpflich gefühlvolles edles Herz.

Zwei Bände „Spiegelbilder aus dem weiblichen Kunst- und Berufsleben der modernen Welt", von F. Chr. Fridolin (Leipzig, Kollmann) haben theils ideale, theils praktische Haltung. Der Verfasser gibt ziemlich specielle Localgeister der Weiblichkeit, eine Pianistin, eine Nonne, eine Kunstreiterin, eine Localsängerin u. dgl.

Endlich haben wir auch die Memoirs of celebrated women von James im Deutschen unter dem Titel: „Frauenbilder", übersetzt von Martin Bernhard, herausg. v. W. A. Lindau, (Leipzig, Kollmann) ziemlich derb gehaltene, wenig aus dem Groben herausgearbeitete, aber mit gesunder Natürlichkeit entworfene Darstellungen der Margaretha von Anjou, Johanna d'Arc, Johanna Grey, Königin Elisabeth von England und Frau von Maintenon.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 127. — den 2. Juli 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Fünf Stunden bei Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Victor Hugo erschien, mit ihm die Beleuchtung, seine zwei Töchter und sein Sohn. Er empfing uns freundschaftlich, aber gemessen ruhig. Er entschuldigte sich bei mir, daß er mir nicht selbst geschrieben, da er Augenweh habe, was ich annehmen konnte, da sein Brief mehr als schmeichelhaft war. Dennoch glaube ich, und sollte auch dies meine Eitelkeit beleidigen, er wollte nicht leicht seine Handschrift hergeben, denn Victor Hugo ist darin sehr sparsam. Ich habe ihm daher direct seinen Namen später abgefordert, und als ich ihm sagte, ich bliebe hier, so willigte er ein. Während die Literaten Granier de Cassagnac, Théophile Gauthier und Gerard eintreten, will ich versuchen, die Figur Hugo's zu skizziren.

Hugo sieht wie ein Priester der Keuschheit aus, ein Antipode seiner Dramen, er gleicht durchaus nur seinen Oden und lyrischen Gedichten. Seine Figur ist in Deutschland schon oft gezeichnet worden, dennoch will ich es auch versuchen; ein bedeutender Mann wird von verschiedenen Malern oft gezeichnet. Hugo hält sich selbst für einen Priester. Daher seine affectirte, d. h. seine angenommene Ruhe. Man möchte sagen, er sitzt beständig, um gemalt zu werden. Sein volles Gesicht hat classische Linien, und ist mit seinem kühnen Styl in beständigem Widerspruch. Seine Stirn ist glatt, offen und hoch, seine Nase länglich hervorspringend, napoleonsmäßig, seine Augen sanftblickend und seine Bewegungen etwas steif, aber ruhig hin- und herschlagend, wie eine Welle, wenn sie der Zephyr wiegt. Man möchte sagen, seine Größe drücke ihn, und er suche sie zu bemeistern. Sein Negligé ist deutsch, mittelalterlich, ein halbes Röckchen, enge Beinkleider und glattgeworfenes Haar, er könnte so, mit Ausnahme des kurzen leichten Rockes, eine protestantische Kanzel besteigen. Ich machte ihm in meinem Briefe einige Bemerkungen über die französische Literatur, die ihm gefielen, und als er mich empfing, sagte er mir ein Compliment, das ich verschweige, ich sage nicht, aus Bescheidenheit, sonst wäre dies selbst eine Unbescheidenheit. Während er mit Spontini, dann mit Gerard sprach, setzte ich mich zu der Kleinen an den Tisch, auf dem ein Körbchen voll englischer Kupferstiche stand. Wir machten gleich Bekanntschaft mit einander. Hugo's Töchter sind nicht schön, die älteste mag 14 Jahre zählten, die jüngere 6, der Knabe 8; jedoch haben die Französinnen immer etwas, das die Schönheit ersetzt. Seine Frau ließ sich einer Unpäßlichkeit halber entschuldigen, und das älteste Kind machte die Honneurs, das heißt, sie schwatzte, das sind die Honneurs in einem französischen Salon oder Cirkel. Die hervorspringenden Nasen sind Hugo's Kindern eigen, der Knabe kümmerte sich nicht um die Gesellschaft und las in einem Buche; er sieht einem echten Krämerjungen ähnlich, und heißt wie sein Vater. Die ältere Tochter legte ihr Köpfchen auf Hugo's Schulter und schaute in die Lichter, die jüngre suchte in den Kupferstichen ihren

Liebling, um ihn mir zu zeigen. Es war Caſſandra, fürchterlich ſchlecht gezeichnet. Ich wollte dies nicht gelten laſſen, warf ihr ihren ſchlechten Geſchmack vor, aber ſie behauptete feſt, das ſei ihre Favorite und der Sancho Panſa mit dem Eſel. Hugo's Kinder ſehen Juden ähnlich, wie überhaupt viele Franzoſen und Franzöſinnen. Sie erzählte mir, daß ſie heute auf der Eiſenbahn nach St. Germain mit Papa und Schweſter fuhr, und daß ſie dort eine Frau geſehen, die der Caſſandra ähnlich. Sie habe Papa darauf aufmerkſam gemacht, aber der habe mit Herrn Duchatel geſprochen und es nicht verſtanden. Auch Eſel habe ſie in Menge geſehen, aber der da auf dem Bilde ſcheine mehr Geiſt zu haben, denn er ſpitze immer die Ohren, als wolle er etwas lernen. Ich mußte laut lachen.

Endlich hörte das Geſpräch zwiſchen Hugo und Gerard auf, ſie ſprachen von dem neuen Autorenverein gegen die Theaterdirectoren, und Spontini verabſchiedete ſich. Granier de Caſſagnac verlangte in ein Album ein Gedicht von Hugo, dieſer ſetzte ſich, um es niederzuſchreiben, als wir vier, Gauthier, Granier, Gerard und ich, uns gegenſeitig einander lachend ſelbſt vorſtellten. Ich hatte Gerard in Frankfurt geſprochen, rauchte eine Cigarre mit ihm auf der Mainluſt und fragte, wie er ſich dort amüſirt. Gerard iſt der Verfaſſer des neueſten Stückes: Leo Burkhard, das deutſch ſein ſoll. Der erſte Act geht in Frankfurt auf der Mainluſt im Jahre 1813 vor; die Mainluſt exiſtirt aber erſt ſeit vier Jahren. Ich ſagte ihm das ins Ohr, und es kam wie gewünſcht, denn den andern Morgen ſollte das Drama in Druck gehen. Ich bin ſicher, daß er dies ändern wird. Er ſagte mir, man habe ihm Griſeldis geſchickt, die er in Frankfurt geſehen. Er verſtand ſie nicht auf dem Theater, im Buche aber finde er ſie vortrefflich; für das franzöſiſche Publicum jedoch könnte das Stück nur in zwei Acten gegeben werden, da ſich die Sache ohne Handlung beſtändig wiederhole. Ueberhaupt, fügte Hugo hinzu, indem er die Feder weglegte, iſt faſt das ganze deutſche Drama für uns ungenießbar. Das franzöſiſche Publicum iſt zu ungeduldig dafür; es läßt dem Dichter keine Zeit, ſeine Figuren auszudehnen, es liebt kräftige Umriſſe und ſchnelle Abwechslung, und am Ende iſt dies ein Glück für das Drama. Vielleicht erhalten die neuern Deutſchen deswegen nie ein nationales Drama. Die alten Formen ſind zu ſchleppend und die neuen werden nicht angenommen. Gauthier ſagte, die Deutſchen ließen dem Dichter mehr Freiheit in den hiſtoriſchen Dramen; ſo habe Schiller die Jungfrau von Orleans auf dem Schlachtfelde ſterben laſſen, Goethe den Egmont zu einem unverheiratheten Liebhaber gemacht, Stücke, die man in Frankreich nicht geben könnte, weil ſie ausgeziſcht werden würden. Zimperlich ſeien übrigens die Deutſchen nicht: temoin les brigands de Schiller! ſagte Granier. Gerard ſagte mir, ich ſollte ihm einige Stücke von Grabbe verſchaffen, von dem ich ihm ſprach. Ich ließ ſie ſchwatzen und ſuchte mit der Kleinen Sancho's Eſel, den ſie alle reiten, wenn's gilt, über deutſche Literatur zu ſchwatzen. Daſſelbe hörte ich bei Dumas, bei noch tauſend Andern. Es iſt halt ihr Steckenpferd. Ich weiß beſſer, warum es in neueſter Zeit kein Drama in Deutſchland gibt, weil die deutſchen Schriftſteller neidiſche Philiſter ſind, weil ſie ſich das ganze Jahr einander in einer kritiſchen Lage bekämpfen, ſich die Haare auf dem Kopfe und die Kreuzer in der Taſche zählen, ſtatt ihre Kräfte gemeinſam gegen den Feind zu richten, weil es in Deutſchland keine drei Literaturblätter gibt, die auf der Höhe der Zeit ſtehen, weil die anonymen Correſpondenzneuigkeiten ohne Kraft und Saft ihre Spalten füllen, weil ſervile Schwächlinge Blätter redigiren, weil endlich der Deutſche von Natur negativ iſt und keine Superiorität anerkennen will. Habe ich doch neulich hier im Divan vier Deutſche diſputiren hören, ob Goethe ein Talent oder ein Genie war, und er wurde zu einem Talent herabgeſetzt. — Von wem? Daß ſich Gott erbarme! — Mir lief die Galle über. Der Deutſche claſſificirt das Ei, ehe es noch Schale hat, und erſtickt den Dichter, ehe er den Kopf herausſtreckt.

Franzöſiſche Literaten ſchwatzen nicht immer von Literatur, Politik und Literaten, ſogar Victor Hugo nicht. Das Geſpräch kam auf den Unterſchied der deutſchen und der franzöſiſchen Frauen, der deutſchen Polizei, wovon Herr Gerard muſterhafte Beiſpiele von Frankfurt erzählte, dann auf den öffentlichen Unterricht. Bei uns, ſagte Granier, gibt es keine Liebe, alles iſt Intereſſe. — Laſſen Sie mich fortfahren, unterbrach ich ihn, ich ziehe Parallele. So viel ich die Franzöſinnen kenne — wenn ich irre, ſo corrigiren Sie mich, — ſind ſie alle, alle hübſch und liebenswürdig. Sprödigkeit iſt ein Laſter, das Frankreich nicht kennt, die Franzöſinnen lieben gleich als wären ſie verheirathet. Aber ſie lieben nicht, weil ſie müſſen, ſondern, weil ſie wollen, und ſie wollen nur aus Intereſſe, die großen, ſo wie die kleinen, lieben nur, ſo lange man ihnen Kleider und Zuckerwerk kauft; hört dies auf, ſo tröſten ſie ſich ſo lange ſie noch hübſch ſind, im entgegengeſetzten Falle pochen ſie auf ihre verlorene Unſchuld, und drohen

mit Mord und Dolchstich; nur die geringste Classe zählt Ausnahmen. Das deutsche Mädchen hingegen verlangt nichts und gibt immer — hier wurde ich mit Bravorufe unterbrochen — es hat nichts als Liebe und Thränen, ein Herz, um erstere zu bedecken, und einen Schleier, um letztere zu verbergen und zu trocknen. — Hugo lachte. — Granier sagte: Der Teufel hole mich, wenn ich mir nicht schon längst ein deutsches Mädchen wünschte, und ich fühle, daß Sie recht haben. — Halte-là! antwortete ich, Sie irren sich, eine Deutsche würde sehr unglücklich mit Ihnen sein. Das chaotische wilde Leben ist dem Franzosen zur Nothwendigkeit geworden, Sie müssen eine Geliebte haben, die mit ihrer genialen Wildheit Sie beständig in Aufregung hält, die Ruhe des Gefühls würde Sie langweilen. So wie Paris, so ist die Liebe hier, jede Minute hier stößt die andere vorwärts, sie will ankommen, sie hat Eile, und sie kommt an, sie verstreicht für immer und eine andere nimmt ihren Platz ein. Ich stellte mir ganz Paris, die ganze französische Nation so vor, als stoße einer den andern, um früher ins Leben und darüber hinaus zu kommen. Ein Deutscher, der eine französische Geliebte hat, wird galvanisirt, ein Franzose, der eine deutsche hat, macht die Opiumcur, er träumt tiefer, schwärmt tiefer, liebt tiefer, aber es ist immer doch geschlafen, und in Paris schläft man nicht. — Es schlug zwölf Uhr. — Gauthier erwiederte: Wie zum Teufel kennen Sie uns so gut; mir hat einmal ein Deutscher gesagt, die deutschen Mädchen wären sieben Jahre verliebt, ohne ihren Geliebten noch recht umarmt zu haben. Wenn das die Tiefe des Gefühls ist, so muß ich gestehen, daß man sie mit Schaufel und Hacke ausgraben muß, das muß eine Herkulesarbeit sein, ich hätte keine Geduld dazu, meine Maitresse ist keine Goldgrube, eher ein Goldsieb, denn es läuft alles Gold durch wie Quecksilber, aber wenn sie mich auch nicht liebt — und ich bin nicht überzeugt davon, — so kann sie sich doch schon während sechs Monate stellen, als verzehre sie eine höllische Gluth für mich. Ich weiß es, daß es nicht wahr ist, aber es interessirt mich desto mehr und ich studire in ihr die Liebe. Ich betrachte ein Frauenzimmer wie einen schönen Bach, einen schattigen Hain, man wirft sich nach der Hitze des Tages unwillkürlich hinein und fragt nicht lange, ob dies für mich allein so sei. Das ist die größte Thorheit im Leben. Ich schöpfe neues Leben in der Liebe, wie in dem Bache, in dem ich mich bade. Es versteht sich, daß ich nicht von der Ehe spreche; denn diese wird zu etwas anderm, zu einem Garten an seinem Hause, in dem man spazieren geht, ohne zu wissen, warum, und ganz unnöthigerweise, oft aus Langerweile.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Die diesjährige Kunstausstellung.]

Die siebente hamburger Gemäldeausstellung schloß sich vor mehreren Tagen, und wenn ihr siebenhundertgliedriges Ganze auch selbstverständlich manches Verfehlte und nicht gehörig Gezeitigte in sich begriff, so enthielt es doch wiederum des einzelnen Trefflichen und Gelungenen so vieles, daß man auch in qualitativer Hinsicht dieser Ausstellung Lob und Anerkennung schuldet, und von manchem Bilde gewiß beim Beschauer eine genußreiche Erinnerung zurückgeblieben ist. Bei alle dem muß man vielleicht dem hiesigen Kunstverein zur Last legen, durch eine fehlerhafte Anordnung außer den schon an und für sich unvermeidlich sich einstellenden Uebelständen und Unzulänglichkeiten noch anderweitige, wohl zu beseitigende hinzugefügt zu haben. Eine schwüle, beängstigende Atmosphäre herrschte in dem Local während der drei mittäglichen Stunden, die allein den Besuch verstatteten, und nicht allein die lebenden, sondern auch die gemalten Menschen waren in einer sehr bedenklichen Transpiration begriffen, wodurch freilich andererseits der Vortheil zu Wege gebracht wurde, daß einige Figuren eine ganz besondere und ihnen sonst nicht zukommende Lebenstreue gewannen. So erinnere ich mich unter andern eines gemalten Holzhackers, dem die hellen, natürlichen Schweißtropfen auf Stirn und Antlitz standen, und der dadurch eine Anerkennung und Bewunderung sich erwarb, wie er eine solche sonst wohl schwerliche für seine Person gefunden hätte. Das in diesen knappen dreistündigen Zeitabschnitt hineingedrängte zahlreiche Publikum befand sich daher in einer sehr genirten, recht eigentlich bedrängt zu nennenden Lage und hatte vollkommenen Grund mit Archimed auszurufen: „Gieb mir, wo ich stehen kann!“ Nicht vermindert wurden diese Unannehmlichkeiten durch die aus aller Reihenfolge des Katalogs gerissenen, hier und dort willkürlich aufgehängten Gemälde, wodurch die Auffindung des Ansprechenden sehr erschwert und viele Zeit versplittert wurde, zumal da kein anderes hierbei befolgtes Princip als Ariadnefaden in diesem Gemäldelabyrinthe sich entdecken lassen wollte, ein solches vielmehr gar nicht vorhanden schien; es möchte denn das der möglichsten Confusion gewesen sein. — Indem ich nun einige mir am meisten erinnerliche Darstellungen in aller Kürze bespreche und über sie meine unmaßgebliche Meinung sagen will, soll dadurch natürlich dem Urtheile Anderer durchaus nicht vorgegriffen sein. Derartige Beurtheilungen sind ihrer Natur nach immer etwas von der Subjectivität gefärbt und können nur selten auf ganz allgemeine objective Wahrheit Anspruch machen. — „Ein Jäger, im Begriff Wildschützen anzugreifen, von Th. Böhme in Mün-

chen". Dies kleine Bild ist eine Composition im Geschmack des Salvator Rosa; eine wilde Gegend mit einer wilden Handlung, worin der Mensch mit der ihn umgebenden Natur correspondirt. Im Vorgrunde der öden nur mit einigen krüppelhaften Kiefern durchwachsenen Berggegend steht eine Sennhütte mit den handelnden Personen. Der aus der Thür der Hütte heraustretende Jäger, den die Sennerin mit ausgespreizten Armen von seinem blutigen Beginnen zurückzuhalten strebt, gehört ersichtlich den etwas rohen, man möchte sagen, hündischen Naturen an, die ihr Herr hetzen kann, worauf er will. Der vorwärtsstrebende Kopf mit den weitgeöffneten Nasenlöchern, die hervortretenden Augen geben ihm so etwas von einem losgelassenen Bullenbeißer, und der Maler scheint trefflich den Grundcharakter dieser Art Leute auch durch das Aeußere gezeichnet zu haben. Obgleich er noch nicht die ihm gemeldeten Frevler erblicken kann, so hat er doch bereits fast mechanisch die Büchse schußrecht gemacht, und die menschenfreundlichen Bestrebungen der ihm sich entgegenstellenden Sennerin werden vergebliche sein. Er ist augenscheinlich zu tief vom blinden Amtseifer und von der vermeintlichen Kränkung der Rechte seines Herrn durchdrungen, als daß es nicht zwischen ihm und den in weiter Ferne in dämmernden Umrissen sich zeigenden Wildschützen alsbald zu gewaltthätiger, vielleicht gar tödtlicher Begegnung kommen sollte. — „Die Rückkehr des Vaters, von W. Bülow in Berlin". Die Figuren, sowie die Umgebung dieser Familienscene sind gewiß recht brav gemalt, aber das Sujet ist ein zu abgegriffenes und aufgebrauchtes, als daß man ihm eine neue originelle Seite mehr abgewinnen könnte, und trotz des so großen häuslichen Glücks, welches diese Darstellung uns zeigt, so langweilt sie uns doch. Le retour du mari oder du père ist eine Scene, die uns, bald schlecht, bald besser gemalt, von den Wänden der Gaststuben wie von denen unserer Wohnungen herab durchs Leben und alle seine Landstraßen verfolgt. Man kennt im Voraus das ganze Arrangement. Das jüngste Kind trägt die Mutter auf dem Arme, während die übrigen kleinen laufenden Familienglieder sich ihr an Schürze und Hand hängen und alle mit vorgeneigtem Körper und ausgebreiteten Armen den in derselben Attitüde herannahenden Vater und Gatten empfangen. Und gerade so ist es denn auch hier. Nur hat die Familie die Behausung verlassen und ist dem Vater ins Freie entgegengegangen. Die Hand, die dieses Gemälde fertigte, dürfte indessen durch ihre technische Fertigkeit hinlänglich bekunden, daß es nur von ihr abhänge, uns interessantere und fesselndere Darstellungen vorzuführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Halle. (Beschluß.)

[Dr. Ruge's Vorlesung.]

Sie wissen, meine Herren, wie ich selbst sowohl gegen das junge Deutschland, als gegen die Pietisten literarisch zu Felde gelegen. Sie kennen die gegenwärtige Entwickelung, in welcher von der mittelalterigen und überhaupt der düstern Reaction gegen den Staat des Protestantismus und der Geistesfreiheit, gegen Preußen, die unzweideutigen Angriffe und darauf wiederum eine neue Erhebung der Seite des intelligenten und freien Geistes erfolgte, — und so konnte es den Anschein haben, als sei alle geistige Entwickelung nur ein Schwanken zwischen diesen Gegensätzen.

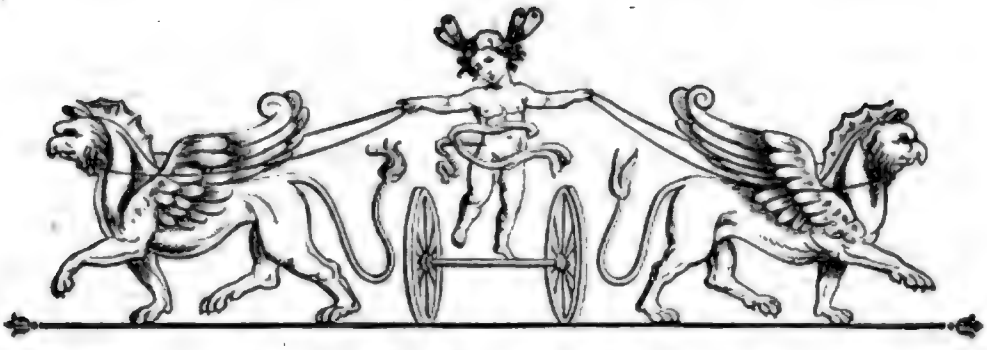
Es stellt sich die Sache aber vielmehr so: daß allemal der befreiende Geist sich in die dunkle Materie zu versenken hat und nun selbst die Seite des dunklen Feuers wird, welches erst wieder in seiner höchsten Spitze das helle Feuer hervortreibt, und dadurch selbst ein geschichtlicher Proceß, fortdauernd den Sieg des sich befreienden Geistes darstellt.

Im Aesthetischen ist sogar dieser Schein eines Kampfes zwischen Ormuz und Ariman vermieden; denn da ist auch die dunkle Seite ins heitere Reich der Freiheit übersetzt. Selbst die Sentimentalität und die sprechendste Weichlichkeit kraftloser Situationsmalerei, wie z. B. der Schadow'schen, selbst die kopfhängerische Erbaulichkeit einer melancholischen Lyrik, wie die von Novalis und Schenkendorff, nimmt in der Kunst, wenn sie überhaupt hineindringt, den Charakter des siegenden Geistes an, und dies wäre es, was es in Wahrheit mit jenem Schiller'schen Gegensatze auf sich hat: das Element der Kunst ist die errungene Heiterkeit, das Element des Lebens die harte Arbeit zu ihr hinauf.

Uns aber, die wir in der Sicherheit der Philosophie diese Phänomene durchdringen, uns ist noch mehr als dem Künstler das freie Reich des Absoluten gewonnen und aufgethan. Denn uns begegnet es nicht, daß wir in ohnmächtiger Melancholie an dem Weltgeist verzweifeln, wie zartgestimmte Maler und Poeten wohl gethan, wenn irgend ein nichtswürdiges Princip hier oder dort zu scheinbarer Ehre gelangt, wir wissen, es trägt seinen Feind in sich selbst, der es stürzen wird; uns begegnet es noch viel weniger, daß wir an der Macht des Geistes der Schönheit, und an der weltbezwingenden Idealität der Heiterkeit verzweifeln, wie dies in der ersten Trunkenheit von den Anhängern des absoluten Systems geschehen ist; denn wir wissen in den Phänomenen der Gegenwart die Zukunft dieses Geistes gesichert; wir sehen vor unsern Augen eine neue Kunst und eine neue Poesie hervorbrechen und erwarten es nicht, daß ihre Keime verzehrt werden von dem allesbezwingenden Begriff. Denn es begreifen längst nicht alle, die zugreifen; vielmehr bleibt neben aller Philosophie fortdauernd die sinnlich-geistige, d. h. die ästhetische und die unmittelbar gemüthliche, d. h. die religiöse Aneignung dasselbe Bedürfniß und dieselbe Beseligung.

Nehmen wir also die ästhetische Idee nicht nur als die gegebene, sondern auch mit dem lebendigsten Interesse an der Gegenwart der poetischen und künstlerischen Entwickelung zum Gegenstande dieser Untersuchung. —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 128. — den 4. Juli 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lebensmagie.

Novelle von Th. Mügge.

In einem schön geschmückten Zimmer stand ein junger Mann vor dem hohen Spiegel, den Hut auf dem Kopfe, einen kurzen Mantel malerisch über die Schulter geworfen, in der rechten Hand einen Spazierstock, wie ein Schwert erhoben, und in der Linken eine Rolle beschriebener Papiere, aus welcher er eifrig und mit lauter Stimme die weitläufig geschriebenen Verse las.

„Es geht ganz entsetzlich schlecht," sagte er verdrießlich, „ich kann mich in das Gemisch von Heldenthum und Sentimentalität gar nicht finden. Holprige Verse, Worte, an denen sich die Zunge verrenkt, Bombast, unerträglicher Schwulst und widerlicher Klingklang. Welcher Satan treibt die Großen dieser Erde jetzt dazu, das Scepter mit der Dichterfeder zu vertauschen? Gebt dem Könige, was des Königs ist; gut, aber laßt dafür die Poesie zufrieden. Die Pest auf allen Narrenkram der Zeit!"

„Sagt Shakspeare, mein theurer Freund!" versetzte eine lachende Stimme, und zur Thür herein trat ein breitgeschulterter Mann, mit verlebtem Gesicht und stechenden beweglichen Augen. „Aber Ihr macht Euch die Sache auch gar zu schwer. Was quält Ihr Euch ab, jedes Wort verstehen zu wollen, in jedem Worte Sinn zu finden, bei jedem Worte etwas zu denken, zu jedem Worte Betonung und Deutung zu suchen. Ha! merkt's Euch, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein! sagt Goethe, und das war ein Mann, der die Welt und die Geschöpfe darin kannte. — Fragt doch nicht, was die Großen dieser Erde wollen; sie wollen Alles, selbst des Gedankens Blässe sich ankränkeln, sagt Hamlet, denn Gedanken stehen jetzt gut im Course, und der gute Cours ist die große Sache der Welt. — Aber denken ist das Allerschlimmste, was ein unbefangener Mensch unternehmen kann, obwohl es etwas Unwillkürliches ist, und jeder Mensch denken muß, er mag wollen oder nicht, wie Hegel sagt, allein es kommt ganz darauf an, wie man denkt, was man denkt, wozu, warum, worauf und woran man denkt. — Ihr zum Beispiel, der Hofschauspieler, erste Liebhaber und Günstling aller Geschlechter, thut außerordentlich Unrecht, an etwas Anderes zu denken, als an gutes Memoriren Eurer Rollen, an eine sanfte Modulation Eures seit einiger Zeit etwas rauhen Organs, an pflichtgemäße Attitüden, an leidenschaftliche Beweglichkeit Eurer einnehmenden Züge, an alle Bravos Eurer Abgänge, an nöthige Freibillette, dienstwillige Freunde und hohe Gönner zur Verschönerung Eurer irdischen Laufbahn. Denn ich sage Euch, Clavigo, die Welt verzeiht schlechte Handlungen, aber keine Dummheiten; und eine Dummheit ist es unter andern, wenn der Schauspieler sich mit einer Rolle quält, in der nun einmal nichts ist, und den Dichter mit Füßen tritt, wenn dieser eine Excellenz oder gar eine Hoheit zufällig sein sollte."

„Bin ich denn nur eine Maschine, verdammt zum Auswendiglernen?" rief der junge Mann zürnend, und

muß ich mein armes Gedächtniß martern, um Unsinn und Trivialitäten wiederzuplappern, vor denen ich erröthen möchte?"

„Ich sage Euch, Freund Herrmann," erwiederte der Andere, und streckte sich behaglich der Länge nach auf das Sopha, ein Kerl, der philosophirt, ist wie ein Pferd auf dürrer Heide —"

„O, bringt mich nicht um, Rosenberg, mit Euren Citaten!" rief Herrmann. „Ist das die Kunst, die schöne Dienerin der Poesie, sind wir so die Lehrer der Nationen, um das Höchste und Herrlichste zum Bewußtsein der Menschen zu bringen?"

„In einer halben Stunde ist große Probe," erwiederte Rosenberg gleichgültig. „Es wird heute Abend sehr voll sein, Alles ist verkauft. Der hohe Herr hat das ganze Parterre genommen und zwei Compagnien Leibgarde zum Klatschen commandirt. Es wird ein Mordspektakel, Alles gerufen, ein ausgezeichneter Abend. Die Ringheim läßt Euch sagen, Ihr möchtet ein wenig früher kommen, sie wollte Euch dem Herrn vorstellen, der gewiß vorher noch auf der Bühne erscheint. Ein prächtiges Mädchen, die Ringheim, interessirt sich für Euch, Ihr müßt dankbar sein, seid ein wenig bescheiden, unterstützt ihre Abgänge; manus manum lavat; könnt Euer Glück machen. Ihr wißt, wie sie mit dem Herrn steht, aber Ihr seid ein Obenaus, ein Anfänger, habt poetische Grillen, kennt den Souffleurkasten noch nicht, und ärgert Euch, wenn dieser Freund und Tröster ein wenig zu laut mitspielt. — Ach! da fällt mir ein, wenn es geht, möchte sie Euch noch einen Augenblick sprechen. Nun lauft, was Ihr könnt, so kommt Ihr noch zur rechten Zeit, ich bleibe und schließe Euer Zimmer. Ich habe gut gefrühstückt mit einigen Verehrern meines geringen Talentes, aber Charakter muß man haben, der etwas verträgt. Es bildet ein Talent sich wohl im Stillen, doch ein Charakter in der großen Welt, sagt Antonio, und darin hat sich der meine gebildet, also fort mit Eurem Talent!"

Herrmann eilte hinaus und hörte hinter sich das Lachen und die Citate seines Bekannten. — Bald hatte er die Wohnung der Schauspielerin erreicht, das Kammermädchen öffnete die Thür, und vor ihm stand die schöne lächelnde Gestalt, welche so eben die letzte Hand an ihren Putz legte und ein Band köstlicher Perlen in die dunklen reichen Locken schlang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fünf Stunden bei Victor Hugo.

(Beschluß.)

Ich glaube nicht an die Liebe, versetzte ich laut. — Alle stutzten. — Ich fuhr fort: ich glaube nicht an die Liebe, nicht an die eines Genies. Alexander und Napoleon mußten nie lieben, um zu lieben, sondern sie studirten sie an sich selbst. Es gibt eine Schule der Liebe, und deswegen ist die erste nicht die gründlichste. Ich glaube nicht an die Liebe als Liebe, sondern als Studium, als nothwendige Beschäftigung des Herzens, ich glaube mit Plato, daß man denjenigen, in den man nicht verliebt ist, mehr liebt als den Geliebten, bis man ihn eben auch liebt und die Täuschung einsieht. Ich habe immer über der Poesie der Liebe die Liebe selbst vergessen, und ich habe es dahin gebracht, daß ich das schönste Frauenzimmer mit spöttischer Miene betrachten kann, ohne daß in mir der Wunsch entsteht: dies Frauenzimmer möchte ich besitzen. — Das wollen wir zum Teufel sehen! erwiederte Granier, denn Ihrem heftigen Sprechen nach sind Sie kein Trappist. Hier ist ein Brief, den ich so eben erhalten. Er zog ein schönes Billet aus der Tasche, une lettre pleine de cuir, das heißt voller Fehler unter den Studenten; — lesen Sie! — Erstlich, erwiederte ich, könnte ich nie ein Frauenzimmer lieben, das orthographische Fehler macht. — So können Sie hier Hungers sterben, erwiederte Granier. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß unter tausend Frauen 999 sind, die orthographisch falsch schreiben, Gräfinnen, Herzoginnen und Prinzessinnen mit eingerechnet. — Ich sprach dann von dem öffentlichen Unterricht in Deutschland; doch kommen wir zu dem Briefe zurück.

Monsieur, so lautete er. J'ai pariée deux cent franc que c'était vous qui m'avez regardez hier au bout de la rue de la pai. Voudriez vous venir ce soir au jardin de Tuilerie, dans la première allé près la grille à 5 heures? Je serai avec une demoisello qui portent des lunettes. J'ai pariée, Mr., et j'espère que vous serez assez galant pour ne pas me faire perdre mon argent. Il serait bien possible que je perdisse quelque chose de plus precieux.

M. L. d. S.

Eh bien? fragte ich, nachdem ich den Brief gelesen. — Eh bien! erwiederte Cassagnac, wenn Sie dieses Frauenzimmer sehen, ohne auszurufen, die möchte ich besitzen, so heißen Sie mich einen Schuft. Es ist wahr, ich folgte ihr gestern, und ich bin überzeugt, daß sie mich liebt, wenn ich ihr eine Rente von 6000 Fr. jähr-

lich gebe, aber grand merci! die Meinige kostet mich schon so viel und mehr.

Granier holte mich den andern Tag ab, ich sah dieses Weib, und ich gestehe zu meiner Schande, daß er Recht hatte. Es gibt solche Augen, solche Gestalt nicht in Deutschland, diese Blicke scheinen zu sagen: Rendez-vous ou vous êtes mort! Als ich sie noch einmal sehen wollte, spottete Granier meiner, mais elle ne sait pas l'orthographe, mais vous oubliez l'amour dans sa poesie. Es gibt nur ein mais, erwiederte ich, mais je n'ai pas 6000 fr. Es geht allen Deutschen so, die hierher kommen. Doch zu unserer Soirée zurück! Wir kamen auf die Lebensart der deutschen Literaten zu sprechen, wie sie mit tausend Gulden jährlich leben und in der Ehe so zufrieden sind. O, sagten alle, sie sind beneidenswerth. Ich verdiene, sagte Gauthier, 30,000 Fr. jährlich, habe von zwanzig bis dreißig Tagen keinen Heller Geld in der Tasche, und je suis sûr de mourir sur la paille. Nous sommes des misérables, versetzte Granier, ich habe in zwei Jahren nicht einmal Zeit gehabt, ein Buch von der Sand zu lesen, nichts als schreiben und schreiben, schreiben und schreiben, daß einem das Auge erblindet. Nun ja, auch ich verdiene so viel, vielleicht noch mehr, aber je ne vis pas au jour le jour, mais aux heures les heures. Kaum kommen 100 bis 200 Fr. für ein Feuilleton, so ist's schon wieder fort, und als ich eines Armbruchs wegen nicht schreiben konnte, wäre ich fast Hungers gestorben. Wir haben wirklich sonst keine Aussicht, dazu liest meine Geliebte nicht einmal meine Feuilletons, und ich wahrhaftig die meiner besten Freunde nicht. Die Theater allein rauben mir die beste Zeit, und schreiben, schreiben muß ich. Ich wiederhole es, ich wünsche mir ein deutsches Mädchen, wenn sie so sind, wie Sie sagen. In Paris ist es eine Unmöglichkeit, gelehrt zu werden, und gegen die Deutschen sind wir Ignoranten. Jules Janin hat mir heute gesagt, er fühle sich so glücklich, er hätte eine neue Entdeckung gemacht. Des Morgens verdient er 100 Fr. im Bette, er dictirt. Nun könne er getrost blind werden, wie er es befürchtet, er sei doch gewiß, nicht den Hungertod auf der Straße zu sterben. Ich werde auf dies Capitel in dem Artikel über Janin zurückkommen.

Als wir fortgingen, war es ein Uhr vorüber. — Granier will Deutsch bei mir lernen. Aber, du mein Gott, wird es seine Maitresse, die ihm die Stunden und die Fünffrankenthaler zählt, zugeben? Ich zweifle daran.

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Fortsetz.)

[Gemälde.]

„Der Golf von Salerno, von J. Ch. Goldstein in Dresden." Es giebt Landschaftsgemälde, die sowohl durch ihre lebenstreue Composition, als durch die glückliche Wahl ihres Vorwurfs, und durch einen auf sie geworfenen Blick über den Naturcharakter, ja selbst über die klimatischen Verhältnisse eines Landstriches besser und tiefer belehren, als hundert noch so wahre und beredte Beschreibungen in Büchern. In diese Kategorie möchte das vorgenannte große Oelgemälde von Goldstein vor andern gehören, das den Beschauer in eine Gegend der vielgepriesenen Küste führt, die sehr bezeichnend von einem italienischen Dichter „ein Stück vom Himmel auf die Erde gefallen" genannt wurde. Auf diesem Gemälde, welches die weite Bai von Salerno und ihren gewaltigen Küstenrand in schönster Uebersichtlichkeit unserm Augen darlegt, tritt selbstverständlich, mit Ausnahme eines ganz im Vordergrunde auf steiler Höhe gelegenen alten normannischen Castells, der Mensch und seine kleinen Werke in den Hintergrund, und nur die hin und wieder längs der Küste in weißen Gruppen hervorglitzernden Häuser und die die Bai durchschneidenden Barken verrathen sein Dasein. Wir finden hier daher auch keine Scenen aus dem Menschenleben als belebende Staffage der Landschaft beigegeben, selbst das Pflanzenreich entzieht sich unserer Betrachtung, aber die Natur im Ganzen und Großen, die Stimmung von Land, Luft und Meer, der ganze Charakter einer südlichen Natur ist auf diesem grandiosen Gemälde herrlich wiedergegeben, und bewirkt eine Landschaft, die dem Nordländer fast von mährchenhafter Schönheit erscheint. — „Kleopatra, von Wilh. Nahl in Kassel". Wenn wir auf einen Augenblick uns der Geschichte entschlügen, so könnten wir immerhin versucht sein, dieses merkwürdige Bild, welches in eben dem Maße Lob wie Tadel verdient, in die Classe der einfachen und gewöhnlichen Portraits zu versetzen. Es ist ein Portrait und weiter nichts, insofern es nur das Brustbild einer weinenden Frau ohne alle Umgebung vorstellt. Allerdings hat diese Frau etwas Ungewöhnliches, eine Schlange, in der Hand; was hinderte uns aber, diese Zugabe mit der auf alten Portraits so gewöhnlichen einer Blume, eines Schoßhündchens, oder einer Katze zu vergleichen und zwischen den Thränen und ihr allen Zusammenhang aufzuheben, zumal wenn wir uns erinnerten, daß ein derartiges Thier häufig von Damen als Abkühlungsmittel gebraucht wurde. Nun aber sind die geschichtlichen Erinnerungen zu mächtig in uns, das Emblem der Schlange wird zu charakteristisch, der entblößte Busen zu bedeutungsvoll, als daß wir auch nur im geringsten über das im Zweifel sein könnten, was hier der Maler wiedergeben wollte. Diese Schlange ist demnach eine todtbringende Schlange, diese Frau eine welthistorische Frau, und dieses Bild ein großes historisches Gemälde, das uns eine höchst ergreifende und tragische Scene aus der Geschichte vergegenwärtigen will. Stehen wir nun vor diesem Bilde der Kleopatra, so müssen wir uns von dem lebensfrischen Ausdruck desselben angezogen und gefesselt fühlen, wir müssen die technische Vollkommenheit, womit es gemalt ist, anerkennen

und gestehen, daß so allerdings jene berühmte Frau zur Zeit ihres gewaltsamen Todes füglich ausgesehen haben könne, und wir begreifen, wie diese Reize einen so gewaltigen Einfluß auf die Geschichte der damaligen Zeit haben ausüben können, da sie noch verlockend und verführend genug auf den Beschauer wirken und ihn, wie einst jene beiden römischen Triumvirn, in ihre Netze zu ziehen trachten. Und worin bestände denn bei so vielem Lobenswerthen das Tadelnswerthe des Gemäldes? Dieser Tadel besteht darin, daß dasselbe bei allen seinen Vollkommenheiten nichtsdestoweniger eine große psychologische Lüge und somit auch eine historische Unwahrheit enthält. Diese roth verweinten, dickaufgeschwollenen Augen, dies laute Schluchzen, dieser Strom von Thränen, der sich über das Antlitz dieser Frau ergießt, geziemen sich gewiß schlecht für Jemanden, der aus freien Stücken und aus Motiven, die weit über die gewöhnlichen und in der Noth des Tages wurzelnden hinausliegen, im Begriff steht, dies Leben gegen einen andern Zustand auszutauschen. So wird sich unter gleichen Verhältnissen keine Frau geriren, geschweige denn eine Kleopatra und ihr durch die Geschichte uns überlieferter Charakter. Gewiß würde sich in diesem ernsten Augenblick eine heitere, sorglose Miene nur schlecht passen; der Maler würde ohne Zweifel Recht haben, hätte er ins Gesicht der Kleopatra die Züge der blassen Verzweiflung, des nagenden Leids und selbst der bangen Angst hineingetragen, aber er hatte durchaus kein Recht, uns hier eine im höchsten Stadium des Weinens sich ergehende Frau vorzuführen und darunter „die sterbende Kleopatra" zu schreiben. Vermogte nicht der Sinn fürs Schickliche ihn davon zurückzuhalten, so hätte ihn doch ein gerechtes psychologisches Bedenken davon zurückhalten sollen. Thränen mögen im Allgemeinen sehr gut Repräsentantinnen des weiblichen Schmerzes abgeben, aber nur nicht in diesem Falle und für diese Handlung. Die Hand dieser Kleopatra hält die verhängnißvolle Schlange bereits gefaßt, ja der Kopf derselben neigt sich bereits gegen den nackten Busen; wir können jeden Augenblick den Biß erwarten, der ihr Schicksal unabänderlich bestimmen wird, aber nein, fürchten wir nicht — diese Kleopatra wird nicht die Kleopatra der Geschichte sein, sie wird es nicht zum eigentlichen Bisse kommen lassen, sie wird noch eben zeitig genug für ihr Leben interveniren, und sollte sie es wider Erwarten dennoch nicht thun, so können wir uns doch versichert halten, daß sie alsbald Himmel und Erde, alle nur erdenklichen Gegenmittel in Bewegung setzen wird, um die verderblichen Folgen ihres übereilten Schrittes aufzuheben und sich das geliebte Leben noch fürder zu erhalten.

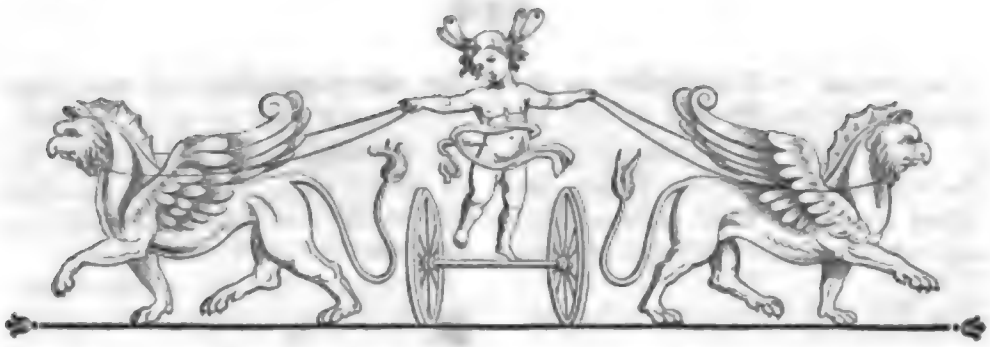
„Italienische Fruchthändlerin mit ihrem Kinde, v. Mars in Rom." Eigentliche Frucht- und Blumenstücke, wo Früchte und Blumen an und für sich den gesammten Vorwurf des Gemäldes ausmachen, dürften im Allgemeinen nicht so anziehend uns erscheinen, als wo sie mit dem Menschen in eine enge Beziehung und sinnvolle Gemeinschaft treten. Finden wir sie doch auch in der Natur nicht so ganz vereinsamt und von aller Umgebung losgetrennt. Von der reizenden Händlerin mit den brennenden südlichen Augen, sowie von dem allerliebsten, lüstern auf den schönen Inhalt des Korbes hinabschauenden Kinde verbreitet sich ein eigenthümlicher Schein über die in lieblicher Gruppirung lagernden Früchte. Die Composition dieses Gemäldes ist sehr gefällig und glücklich, und wenn wir in dem kleinen Mädchen noch lieber eine jüngere Schwester, denn eine wirkliche Tochter der jugendlichen Fruchthändlerin erkennen möchten, so hindert dieser Umstand doch nicht, dieses Bild ein sehr gelungenes und anziehendes zu nennen.

„Eine belgische Familie im Jahre 1830, und ebendieselbe im December 1831, von Geiermaert in Gent". Diese beiden kleinen Gemälde verdienen schon deshalb eine Erwähnung, weil sie zu der Classe der seltenen gehören, die eine politische Tendenz haben und uns in allegorischer Sprache den Nutzen einer Revolution versinnlichen. Auf dem einen erblicken wir demnach eine weinende Familie, deren ganze Umgebung von tiefer materieller Noth und großem Elend spricht, während ebendieselbe auf dem andern offenbar im Besitze aller nothwendigen Güter des Lebens ist und alle Zeichen einer glücklichen bürgerlichen Existenz an sich trägt. Wir wollen nun durchaus nicht auf die Untersuchung eingehen, in wiefern diese Darstellungen Wahrheit oder nicht enthalten, sondern wollen nur darauf aufmerksam machen, wie frei und ungebunden die Sprache des Pinsels doch gegen die der Feder heut zu Tage sei und wie es dem Maler erlaubt sei, Alles zu sagen, während dem Schriftsteller nichts mehr frei steht. Die Malerei ist wirklich eine freie Kunst, denn für sie gibt es keine Censur, sondern nur eine harmlose kritische Besprechung, und wenn die Form dieser Gemälde gefallen sollte, so können sie trotz des ihnen so stark inwohnenden revolutionären und illegitimen Geistes doch noch immer zu der Ehre gelangen, in einem der vielen Paläste unserer Herrscher aufgehängt und belobt zu werden. Wahrlich, es ist auch in anderer Beziehung nicht übel, ein Maler zu sein!

„Des Kindes Morgengebet, von Heinrich Löwenstein in Berlin". Tretet still heran, damit ihr diese heilige Handlung nicht stört. Ein betender Mensch ist immer etwas Schönes, aber wenn ein Kind und namentlich ein Kind wie dieses betet, so ist der Himmel offen und die Engel des Herrn steigen auf und nieder. Ein eigner Zauber ist über dies Gemälde ausgegossen. Eine Art von Verklärung schwebt sowohl um den Kopf der jugendlichen, anmuthigen Mutter, die vor dem Lager des Kindes steht und ihm die Gebetesworte vorzusagen scheint, als auch um den des in seinem Bettlein aufrecht sitzenden betenden Kindes, von dem wir nicht zu sagen wissen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen ist, da sich in den reinen, unschuldsvollen Zügen seines lieblichen Gesichts noch nicht die Geschlechter getrennt haben. Das Auge weilt mit stillem Wohlgefallen auf dieser schönen Gruppe, und wir segnen eine Mutter, die so frühe schon ihr Kind mit dem ächten heiligen Viaticum für den Lebensweg versieht.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 129. — den 5. Juli 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lebensmagie.

(Fortsetzung.)

Die Schauspielerin empfing den Besuch mit aller Zutraulichkeit und Freiheit, welche die künstlerische gemeinsame Stellung mit sich führt. — „Setzen Sie sich," sagte sie, „und während ich meine Locken ordne, lassen Sie uns plaudern. Man hat mich den ganzen Morgen über belästigt, nun habe ich Alle fortgeschickt, die Poeten, die Lobredner, die boshaften Journalisten, die Neuigkeitsträger und Enthusiasten, und ganz besonders die lästigen Courmacher. — Lassen Sie uns einen Augenblick vertraulich reden und führen Sie mich dann zur Probe. Ich seh' es Ihnen an, Herrmann, Sie halten nichts von dem neuen Stücke."

„Es ist schlecht," sagte er.

„Aber Sie werden es doch um des Himmels willen nicht fallen lassen?" erwiederte sie lebhaft.

„Ich werde thun, was ich muß."

„Mehr als das," rief die Schauspielerin, „Sie müssen sich dafür begeistern. — Ja, Sie müssen," fuhr sie bittend und befehlend fort, „wenn — nun ja, wenn es wahr ist, daß meine arme Person einige Gnade vor Ihren Augen gefunden hat."

Sie reichte ihm die kleine weiße Hand, die er an seine Lippen zog, und als er das lächelnde Gesicht emporhob, blickte sie ihm so überredend süß in die Augen, daß alle trüben Gedanken schnell verschwunden waren.

„Sie sind eine Zauberin, Charlotte," sagte er mit fast zitternder Stimme. „Nun gut denn, ich will mich gern begeistern, schaffen Sie mir nur immer den Duell, wie er in diesem Augenblick mich lebendig umrauscht."

„Denken Sie an mich, an das Glück der Zukunft," sagte sie leise. — „Sie kennen ja das laute Geheimniß," fuhr sie lächelnd fort, „in welches sich das Mysterium des hohen Autors einhüllt. Er will nicht gekannt sein, und läßt es doch geschwätzig Jeden wissen, der es hören mag. Das sind die Thorheiten der Eitelkeit, aber wie wir auch heimlich darüber lachen mögen, dem Mächtigen gegenüber muß man stets ein Hofmann sein. — Sie vor Allen müssen die Last dieses Tages tragen, doch der Lohn wird auch groß sein. — Wenn Sie sich wacker halten, sind wir heute einen wichtigen Schritt näher zum Ziele. Ich habe manches Wörtchen zu Ihren Gunsten schon gesprochen, und denke, es soll nicht allzuschwer sein, den guten Contract auf Lebenszeit abzuschießen, wenn Sie nur wollen."

„Und dann?" sagte er mit heftiger Bewegung.

„Nun, und dann?" erwiederte sie schalkhaft lächelnd; „dann steht es ganz in Ihrem Belieben, glücklich zu werden und glücklich zu machen."

Er küßte die kleine Hand mit Leidenschaft; plötzlich aber richtete er sich auf, eine dunkle Gluth färbte seine Wangen, der eine schnelle Blässe folgte.

„Was fehlt Ihnen!" sagte sie besorgt, „Sie sind krank."

„Am Herzen," erwiederte er leise. „Ein schlimmer Vogel sang mir ein Lied, dessen Töne ich nicht vergessen

Digitized by Google

kann. Schöne Künstlerinnen, hieß es, haben das Eigenthümliche, im Leben fortzusetzen, was sie auf der Bühne darstellen. Sie spielen mit Gefühlen und betrachten die Welt eben als ein Theater im Großen, wo man an jedem Abend ein anderes Stück aufführt. Man sagt Manches auch von Ihrer Wankelmüthigkeit, Charlotte."

„Was sagt die Welt nicht!" erwiederte sie lächelnd.

„Von dem großen Kreise Ihrer Verehrer."

„Kann eine Schauspielerin sich vor diesen Ueberlästigen schützen, mein Freund? Sie sind unabweisbar, wie die Fliegen, welche eine Zuckerschale umschwärmen. Man spielt mit dem Geschmeiß und schlägt gelegentlich Eins oder das Andere todt.

„Von Ihrer innigen Verbindung mit einer hochstehenden Person," fuhr er mit scharfer Betonung fort.

„Also eifersüchtig?" versetzte sie lächelnd.

„Der fürstliche Dichter," sagte Herrmann mit finsterer Stirn, „zeichnet Sie besonders aus."

„Er ist allerdings mein treuer Anbeter," rief sie leicht erröthend, „und ich habe die Ehre, Stunden lang hier den ganzen Reichthum seines Geistes bewundern zu können. Mein theurer Freund, ist es nicht der Klugheit gemäß, wenn ich selbst mit einiger Mühe mir einen dankbaren gnädigen Beschützer erhalte? Wenn Sie wüßten, wie sanft er schwärmt, wie gern er mit seinen Huldigungen als Dichter zufrieden ist, und wie große Langeweile ich oft ertrage, Sie würden mich mehr bemitleiden als mir zürnen. — Doch, warum vertheidige ich mich!" sagte sie mit komischer Entrüstung, „welche Rechte haben Sie denn, mein junger Herr, mich meiner Verbindungen wegen zur Rede zu stellen? Nun noch ein Wort im Ernst. Ich bin Ihnen von Herzen zugethan, aber das muß für jetzt ganz unter uns bleiben. Sie sind eifersüchtig, doch andere Leute würden es auch sein, und gewiß mit besserem Grunde. Erst den lebenslänglichen Contract für Sie, dann wollen wir ihnen die Augen öffnen, und bis dahin sein Sie vorsichtig. Vor dem bösen Vogel aber, der, wie ich glaube, Rosenberg heißt, hüten Sie sich, er ist ein arger Intriguant auf den Brettern wie im Leben, aber ich werde ihn anders pfeifen lehren." — Sie öffnete die Thür und trat hinaus; schmollend folgte Herrmann.

Die Aufführung des neuen Stückes war glänzend gelungen. Mit Beifall überschüttet verneigten sich die Hervorgerufenen zwischen Blumen und Lorbeerkränzen zum letzten Male und der Vorhang fiel. Plötzlich trat aus einer Seitencoulisse ein Herr, vor dessen großem Stern schnell Alles zur Seite wich.

Er warf die suchenden Augen über die Gruppen der Umstehenden, und kaum sah er die schöne Schauspielerin an der Seite Herrmann's, als er schnell an sie zutrat.

„Nehmen Sie Alle meinen Dank," sagte er, „für die Freude dieser gelungenen Darstellung; auch den besten Dank meiner Gemahlin. Vor Allen aber Sie, Mademoiselle, und Sie, Herr Herrmann. Wäre der Dichter hier, er müßte entzückt über die tiefe Verständigung seines Werkes sein. In solchen Händen, in solcher echt künstlerischen Weise nur können die Schöpfungen der Poesie gedeihen." — Er lächelte und blickte im Kreise umher, wo Alles lächelte.

„Durchlauchtigster Herr," sagte die Schauspielerin sich verneigend, „nur wo das reine Gold wahrer Poesie eine Schöpfung durchdringt, die von Meisterhand geschaffen ist, wird es dem Schauspieler gelingen, alle Hörer mit sich fortzureißen. Wir sind einstimmig, selten diese Stufe wie heute erreicht zu haben. Herrn Herrmann aber, der vor Allen begeistert von den tiefen Schönheiten des Gedichtes war, verdanken wir den Triumph des Tages."

Der Fürst blickte mit Wohlgefallen auf den jungen Künstler, welcher sich tief verneigte und einige Worte murmelte, die Niemand verstand.

„Nochmals meinen Dank," sagte er. „Ich weiß, daß der wahre Künstler vor allen Dingen begeisterungsfähig sein und sich in die Schöpfung des Dichters hineinleben muß. Das thaten Sie, ich erkenne dies schöne Streben und wünsche Ihnen Glück. — Sie, Mademoiselle, haben so viele Blumen und Kränze heut empfangen, nehmen Sie auch von mir ein Zeichen meiner Bewunderung Ihrer hohen Kunst."

Er wendete sich um, ein Herr im Hofkleide reichte ihm ein Bouquet strahlender Blumen, Blätter von fein getriebenem Golde, Knospen und Blüthen, in schimmernden Diamantentropfen und Rubinen, Saphiren, Smaragden, den Farbenschmelz der Natur wiedergebend.

„Nehmen Sie dies als eine Erinnerung dieses Abends," sagte er, als die Schauspielerin zögerte. „Ich wünsche, daß es Ihnen so viele Freude mache, als Ihre hohe Kunst mich entzückt hat."

Nach einigen gnädigen Worten entfernte sich der Fürst, und der ganze neugierige und neidische Haufen umringte nun die Beglückte. Die Nahestehenden bewunderten das kostbare Geschenk, den fürstlichen Kunstfreund

und die gefeierte Künstlerin. Die Andern lächelten hämisch, flüsterten sich Worte zu, blickten sich vielbedeutend an und trieben die ganze Zeichensprache der Verläumdung und Mißgunst.

Herrmann stand von fern, und jeder Blick, jede zweideutige Bemerkung schnitt in seine Brust. — Die Scherze seiner Kunstgenossen, in der Garderobe eifrig fortgesetzt, empörten ihn um so mehr, als Jeder sich hütete, offen zu sprechen, was er dachte, sondern seinen Hohn und Grimm unter einer Fülle flacher Witzeleien und übertriebener Lobeserhebungen zu verstecken suchte, deren lächerliche Seite von brüllender Lust begleitet wurde.

„Ich sage, meine Herren," rief Rosenberg, „faltet die Hände und dankt dem Himmel, daß wir bei diesen schlechten Zeiten einen solchen Protector der edlen Kunst besitzen. Was wäre Quintus Roscius ohne Cicero und Sylla gewesen; was würden wir sein ohne unsern erlauchten Beschützer! Welchen jammervollen Abend hätten wir erlebt, wenn es nicht Dichter von so mächtigen Talenten gäbe, die selbst das kälteste, empfindungsloseste Publicum zum Beifallsturme zwängen; ach! und was nützt aller Beifall ohne den edlen Tribut, welchen nur die Hoheit spenden kann. Das ist die wahre Anerkennung der Kunst, wenn man ihre Priester mit goldenen Blumen schmückt. Roscius erhielt ein Jahrgeld von Rom, heut aber wählen hohe Gönner zarte und ausdrucksvolle Diamanten und Perlen, damit die schönen Andenken unvergeßlicher Stunden bleibenden Werth erhalten. Ein Künstler darf nicht arm sein, Armuth tödtet das Leben und die Kunst, es ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehr man daran trägt, sagt Jean Paul; und welchen künstlerischen Eifer, welche Hingebung erweckt das Gefühl, mit Diamantringen und goldenen Dosen, Uhren von Breguet, Ketten oder gar Blumensträußen von Edelsteinen die schwierige Kunstbahn gepflastert zu sehen. — Da nimmt man einen Anlauf, da scheut man kein Opfer, da ringt man und strebt und lebt in schönen Gefühlen und Empfindungen. Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne strahlen! — Aber die Sterne strahlen nächtlich für Jedermann, den Auserwählten nur schimmern sie auch bei Tage, und zum Teufel mit aller Mannheit, es ist keine Ehrlichkeit mehr in der Welt, sagt Falstaff. Daß ich ein Weib wäre, eine schöne üppige Dirne in feuerfarbener Seide. Die Kunst muß schön sein, weil sie göttlich ist, pfui! über alle häßliche Gesichter! Hört doch die Recensenten. Schöne Gestalt, höchst jugendliche Künstlerin, wenn sie kaum dreißig dieser erbärmlich kurzen Erdenjahre denken kann und bewunderungswürdige Toilette vor allen Dingen. Das reizt, das ist die wahre Quintessenz, das ist die echte Kunst, und alles Andere findet sich ganz von selbst." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Uebersicht in den Leistungen der Oper.]

Tadeln ist leicht, besser machen schwer. Tadeln könnten wir Vieles, besser machen wenig, also wäre das Beste, wir schwiegen. Welchen Mangel würde dann aber die elegante Welt an berliner Theaterneuigkeiten erleiden! — Erzählen wir also nur und überlassen den Lesern das Richteramt. Sollte hier und da ein frommer Wunsch mit unterlaufen, — — — ei nun, ein frommer Wunsch ist ja keine Kritik!

Trübe Wolken umziehen noch immer unsern Theater-, besonders Opernhimmel, und o Wunder! — man vermochte nicht einmal, ihn in Spontini's Abwesenheit, also während eines vollen Jahres, aufzuklären! Während einer Zeit, wo dem Publikum gezeigt werden sollte, was die großartigen Mittel dieser umwölkten Oper vermögen, wenn sie ohne hemmenden und störenden Einfluß umsichtig geleitet werden! Unglücklicher Weise wollten die hartnäckigen Wolken nicht weichen, und aus der Dunkelheit ward — Finsterniß. — Ungeachtet einige deutsche Originalwerke durchgefallen waren, entschloß sich die Direction — (ob aus Mangel an würdigen Kunstproducten — oder aus Vaterlandsliebe, wagen wir nicht zu entscheiden), Herrn Lorzing's Oper: „Czaar und Zimmermann" betitelt und nach dem alten französischen Lustspiel „der Burgemeister von Sardam" bearbeitet, uns zum Beginn des 1830sten Jahres vorzuführen, und siehe da, der große Wurf gelang, die Oper des uns noch unbekannten Componisten gefiel. Der Beifall war im Allgemeinen gerecht, nur übertrieben, allein bei einer Hungersnoth schmeckt auch mit Spreu gemischtes Brot. Gespielt wurde das vaterländische Werk vortrefflich und wenn gleich der Gesang in den meisten Partien viel zu wünschen übrig ließ, so amüsirte sich das Publikum doch von Anfang bis zu Ende, also war der Sieg errungen. Nach einer solchen Kraftäußerung mußte der Ruhe gepflogen werden und das Ballet an die Stelle der großen Oper treten, um daran zu erinnern, daß man früher im Carneval Prachtvorstellungen gab. — Euryanthe erschien und Fräulein v. Faßmann löste die schwere Aufgabe mit vielem Glück. Wir freuen uns, berichten zu können, daß sie der königlichen Kunstanstalt erhalten bleibt, und wünschen nur, daß sie auf eine ihrem Talente angemessene Weise beschäftigt und nicht genöthigt werde, sich halbe Jahre lang mit Wiederholungen abzuquälen, ohne durch Abwechselung und erneutes Studium ihrem Beruf zum würdevoll deklamatorischen Gesang einen noch höhern Aufschwung zu geben. Ob vor Spontini's Rückkehr daran gedacht werden wird, bezweifeln wir. Nach einer dreimonatlichen Pause, welche dadurch veranlaßt wurde, daß Demoiselle Löwe während der Abwesenheit des Fräulein v. Faßmann in zwei ih-

rer Rollen auftreten wollte, um dem Publikum zu zeigen, daß sie auch Mozart'sche Musik singen und nicht singen könne, — trat endlich die Oper Adam's, „der Brauer von Preston", mit der vorzüglich gelungenen Uebertragung des Frhrn. v. Lichtenstein ins Leben. Doch auch hiermit war die königstädtische Bühne der Königlichen vorausgeeilt und zwar zu der Ersteren Vortheil. Unrichtig ist die Behauptung einiger Tagesblätter, es sei das verspätete Erscheinen dieser Oper durch Unpäßlichkeit des Herrn Mantius veranlaßt worden. Die Rollen waren ausgetheilt, die Chöre einstudirt, und wie wir hörten, schon zwei Singproben am Clavier abgehalten worden, als es Dem. Löwe gefiel, die Susanne in Figaro's Hochzeit vorher noch lernen und in Abwesenheit des Fräulein v. Faßmann, der Besitzerin der Rolle, geben zu wollen. Dadurch gewann die königstädtische Bühne das Recht und die Zeit, den Brauer von Preston in Scene zu setzen, der dort weit mehr gefiel als später auf dem königlichen Theater, wo die Vorstellung nunmehr offenbar übereilt und durch die täglich zweimaligen Proben eine Halsentzündung des Herrn Mantius herbeigeführt wurde, welche sich übrigens erst während und nach der Generalprobe einstellte. Wobei nicht zu vergessen, daß am verhängnißvollen Tage dieser Generalprobe die Oper bereits schon drei sehr besuchte Vorstellungen in der Königstadt erlebt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Hamburg. (Beschluß)

[Gemälde.]

„Ideale Landschaft, von Lüdert in Hamburg". Daß es eine solche Landschaft in der Wirklichkeit nicht täglich geben könne, ist eine Annahme, wozu es nicht erst der Belehrung des Katalogs bedarf. Ein so seltsames Ensemble von zusammengewürfelten heterogenen Bestandtheilen möchte die Natur bei aller ihrer Genialität dennoch einer Gegend nicht zu verleihen befähigt sein. Der Rahmen dieses Gemäldes drängt nicht weniger als drei ganz verschiedene Landschaften in trauliche Nähe zusammen. Wir erblicken hier die See, eine Stadt und hart dabei eine wüste Berggegend mit einem Bergsee, dessen Niveau aber seltsamer Weise dennoch tiefer zu liegen scheint, als der Spiegel der benachbarten See; wenn nämlich dieses Wasser wirklich die See vorstellen soll und nicht ein anderes seltsames ideales Gewässer. Alle Umrisse auf diesem Landschaftsgemälde sind nebelhaft und verdämmernd, der Luftton unglücklich und die ganze Composition widernatürlich. Versteht man jedoch unter dem Idealen eine Zusammenhäufung von Bizarrem und Unnatürlichem, so hat der Maler seine Aufgabe gut gelöst. Hoffentlich wird die Waldlandschaft desselben Künstlers, deren Betrachtung mir leider nicht vergönnt war, uns für dies mißrathene Bild entschädigen und uns eine Garantie seines Talentes sein, das sich vielleicht nur vor dem Idealen in etwas zu hüten hat.

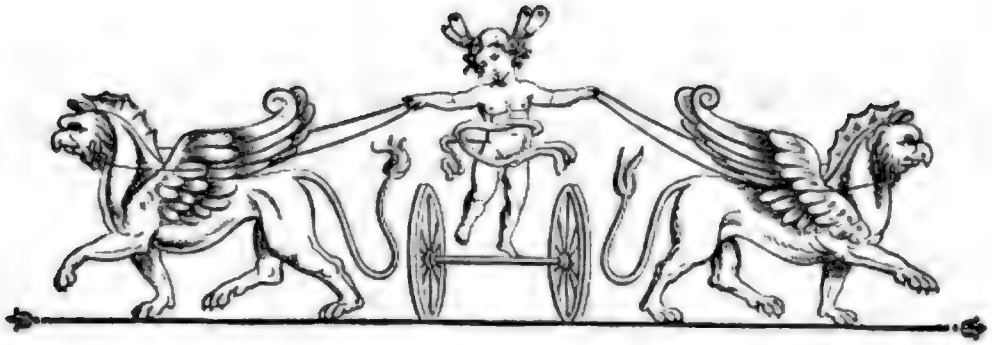
Schließlich kann ich nicht umhin über das so viel besprochene und vielbelobte Bild der beiden Albaneserinnen noch einige Worte fallen zu lassen. Diese beiden weiblichen Gestalten sind vielfältig für die Repräsentantinnen der Wollust angesehen, und ich meine selbst ein derartiges Urtheil gelesen zu haben. Hiergegen lassen sich meines Erachtens gewichtige Einreden begründen, wenn man anders nicht Wollüstigkeit da überall voraussetzt, wo sich kein Spitalgesicht und keine abgewelkten Glieder bemerklich machen, und ich möchte ebenfalls glauben, daß dem Maler bei Entwerfung dieses herrlichen Bildes eine solche Absicht durchaus nicht vorgeschwebt habe. Diese beiden von Jugendfrische und Wohlsein recht eigentlich übersprudelnden und strotzenden Mädchengestalten, und ganz vornehmlich unter ihnen die eine mit dem uns zugewandten, vom Rosenroth des Frohsinns und der Gesundheit wiederstrahlenden Gesichte, mögen immerhin dazu dienen, uns die ganze frische Sinnlichkeit des Südens zu vergegenwärtigen, sie aber zur personificirten Wollust zu machen, dürfte als ein gewagter Sprung im Schließen anzusehen sein, wozu uns weder ihre Persönlichkeit, noch die Handlung selbst ermächtigt. Der Act, worin wir die eine von ihnen begriffen erblicken, ist gewiß ein sehr anständiger und deutet auf ein wollüstiges Element in keiner Weise hin, da auch die prüdeste unserer norddeutschen Damen ohne alle Gefahr für ihren Ruf unter Umständen einem jungen Mann eine Rose vom Balcon herab füglich darreichen könnte. Nun könnte man freilich gegen das Gesagte einwenden, es werde durch diese Behauptung ja keineswegs auf eine wollüstige Seelenstimmung hingewiesen, sondern nur auf eine derartige körperliche Stimmung, und die ausgezeichnete Befähigung zu einer solchen könne wohl schwerlich in diesen beiden Gestalten geläugnet werden, wie es denn auch von mir nicht geschehen soll. Sollte es nicht etwas zu schulmeisterlich und pedantisch klingen, so könnte man noch darauf aufmerksam machen, daß die Benennung dieser Mädchen eine ganz verkehrte und irrende sei, indem hier selbstverständlich keine Albaneserinnen, sondern vielmehr Albanerinnen aus der Nähe von Rom dargestellt sind. E. C.

Notiz.

[Frauenliebe und Dichterleben.]

Unter diesem Titel erschien ein literarisches Album, herausgeg. von Carl Vogel, Leipzig, Tauchnitz, sehr schön ausgestattet, mit dem Stahlstich der Margaretha (Meta) Klopstock. Mistreß Jameson gab eine Reihe literarischer Portraits von Frauen, welche durch ihre Dichter unsterblich wurden. Diese Skizzen, die unter dem Titel Romance of Biography bereits in dritter Auflage erschienen, sind hier von geübter Hand bearbeitet und dem Bedürfniß der deutschen Lesewelt nahe gerückt. Ein Artikel über die Frauenliebe in der alten Welt eröffnet den Cyclus, dann: das Liebesleben der Troubadours, Petrarca's Laura u. s. f. bis auf die Frauengestalten des vorigen Jahrhunderts. Der Artikel: Tasso und Leonore, scheint von der Hand des Herausgebers besonders bereichert zu sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 130. — den 6. Juli 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lebensmagie.

(Fortsetzung.)

Herrmann schlüpfte hinaus; er war tief verletzt und die milde Sommernacht konnte den Sturm seines Herzens nicht beruhigen. Ein unbestimmtes Gefühl drängte ihn zu der Wohnung der Schauspielerin, mit hastigen Schritten eilte er durch die Straßen. — Sie hatte ihre schönen bedeutungsvollen Augen auf ihn geheftet, als sie ging; es war ein langer fragender Blick darin, er deutete diesen auf den Wunsch, ihn zu sehen, und mit zitternder Wonne rann das Begehren durch sein Blut.

Als er wenige Schritte noch von dem Hause war, stand er still und blickte zu den Fenstern hinauf. Sie bewohnte die ganze Reihe glänzender Zimmer, welche mit allem Luxus der Mode und des Genusses ausgestattet waren. Weiße faltige Vorhänge deckten die schönen Räume voll Glanz und Wohlgeruch, den er einzuathmen glaubte. Nur in dem letzten kleinen Gemache brannte Licht, und der schwebende Schatten war der Abdruck des wunderbaren Wesens, welches ihn erwartete.

Ungeduldig eilte er durch die Pforte, und noch hatte sein leiser Tritt die letzte Stufe der Treppe nicht erreicht, als die Thür geöffnet wurde, und das freundliche Kammermädchen, den Silberleuchter mit Wachskerzen in der Hand, ihm entgegentrat. — Als sie ihn erblickte, stand sie betroffen still, die lächelnde Miene sank zusammen und mit fragenden Blicken vergalt sie seinen Gruß.

„Mein Fräulein ist schon im Negligé," sagte sie mit dem echten naseweisen Tone einer vertrauten Zofe.

„Melden Sie mich ihr," erwiederte Herrmann. „Nur einen Augenblick wünsche ich sie zu sehen."

Die Dirne entfernte sich und ließ ihn auf dem dunklen Flur.

Das Herz des jungen Mannes pochte, sein Verstand combinirte schnell den kleinen Vorgang. Mißtrauische Liebe ist scharfsichtig in ihren Schlüssen, und als das Mädchen wiederkehrte, las er in ihrer listigen Freundlichkeit die Bestätigung seines Verdachtes.

„Mein Fräulein bedauert sehr," sagte sie, „nicht heute mehr Sie empfangen zu können. Sie fühlt sich zu angegriffen und unwohl. Morgen um Zwölf erwartet sie jedoch bestimmt die Ehre Ihres Besuchs."

Und darauf, sagte Herrmann leise, als er die Straße erreicht hatte, wird sie jedenfalls vergebens warten. — O, was war ich für ein Thor, einen Augenblick nur mich freudig dieser Raffinerie der Empfindungen hinzugeben. Rosenberg hat Recht, ich bin ein Anfänger in allen Dingen; ein Mensch, ganz dem Herzen unterworfen, nur der Kopf muß leiden, was dies verbricht. Paßt man so für die Welt, darf man so ungewiß in dem Meere des Lebens schwimmen, um des ersten schlauen Räubers Beute zu werden?

Eine hohe Gestalt in den Mantel gehüllt, ging rasch an ihm vorüber, und bestürzt blieb er stehen. Er konnte sehen, wie der Fremde, dessen Namen sein ahnungsvol-

les Herz aussprach, im Hause der Schauspielerin verschwand, und als er an der andern Seite der Häuserreihe langsam hinabging, erblickte er zwei Schatten hinter den Vorhängen.

Er preßte die Hand fest auf die klopfende Brust. — Dies also war des Pudels Kern, um mit Rosenberg zu sprechen! sagte er dann lächelnd; nun, die Heilung kommt schneller und sicherer als ich dachte. Wie war ich noch jetzt geneigt, meine Abweisung halb und halb als gerecht zu erklären, die Ermüdung, den Kopfschmerz für wahr zu halten, welche Stimme sprach in mir, daß es die Coquetterie der Liebe sei, welche sie hieß, mich fortzuweisen, damit ich durstiger nach ihren Blicken werde, heißer nach jeder kleinen Gewährung strebe, und nun — nun liegt Alles offen vor mir, und ich lache mich selbst aus, so närrisch geträumt zu haben.

Er ging fort über die Promenaden der Stadt, nach der Seite des Stromes, wo Terrassen sich steil zu dem Ufer niedersenkten, und die alten Wälle zu heitern Spaziergängen mit duftenden Gebüschen, Bäumen, Blumenstücken und Ruhesitzen umgewandelt waren. Der letzte röthliche Wolkenschimmer verschwand, unten lagen Schiffe schwer und still, ihre schlanken Masten stiegen aus der murrenden Tiefe auf. Lichter blitzten da und dort aus den Landhäusern, und die Sterne funkelten sanft auf die ruhende Welt und ihr Leid.

Der junge Mann hatte sich unter einen weitästigen Baum gesetzt, der ihn verbarg, und suchte aus dem Gewirre seiner Empfindungen zu festen Entschlüssen zu gelangen. Plötzlich hörte er nicht fern von sich eine leise Stimme, die wohllautend an sein Ohr drang, und eine weibliche Gestalt im weißen Gewande richtete sich am nächsten Baume auf.

„Es ist schon spät, lieber Vater," sagte die sanfte Stimme, „wir hätten den weiten Weg durch die Promenaden nicht nehmen sollen. Dein Zustand ängstigt mich sehr."

„Nur einen Augenblick noch, mein Kind," erwiederte der Sitzende langsam. „Es war ein heißer Tag, nun ist es kühl geworden, und ich bin sehr ermüdet. Das ganze Leben ist so, mein Kind. Der heiße Tag erschöpft unsere Kräfte und der Abend findet uns müde und lebensatt."

Er stand ächzend auf, seine Tochter unterstützte ihn hülfreich. „Wie meine Glieder erstarrt sind," sagte der alte Mann, „ich glaube, Du hattest Recht, Antonie, wir saßen zu lange; Du bist eine schwache Stütze."

„Stütze Dich recht fest, mein lieber Vater," erwiederte sie ängstlich, „ich will Dich ganz sicher führen. O, wenn wir nur erst die Straße erreicht hätten!"

Herrmann stand auf und nahte sich den Beiden. „Ihnen ist ein stärkerer Arm nöthig, mein Herr," sagte er; „der Weg ist dunkel und glatt, erlauben Sie mir, Ihr Führer zu sein."

Die plötzliche Erscheinung des hülfreichen Unbekannten überraschte, aber seine Freundlichkeit war wohlthuend, seine Theilnahme erwünscht, und nach einigen schwachen Weigerungen der Höflichkeit stützte sich der alte Herr fest auf den kräftigen Führer, der ihn sorgsam die Stufen hinableitete. — Bald waren die Straßen erreicht, und der Lichtschein der Laternen erlaubte der kleinen Gesellschaft, gegenseitig die Züge ihres neuen Bekannten zu mustern.

Herrmann blickte neugierig auf die zarte kleine Gestalt an seiner Seite, und begegnete zwei großen dunklen Augen, die mit sanfter dankender Freundlichkeit ihn anschauten. Ein schmuckloser Strohhut beschattete liebliche Züge, denen das Leben den sorglosen Reiz der Unschuld nicht getrübt hatte. Der Schmerz kindlicher Besorgniß lag ungekünstelt darin, und wie sie ängstlich den greisen Vater immer wieder nach seinem Befinden befragte und gute Antwort empfing, blitzte der schalkhafte Lebensmuth freudiger auf, und ihre Lippen strömten von Dank und guten Wünschen für den helfenden Unbekannten über.

„Die ganze Steifheit und Müdigkeit ist verschwunden," sagte der alte Herr. „Solch ein hinfälliger Körper ist wie eine lang gebrauchte Maschine, die, abgenutzt, bei jedem kleinen Ungefähr still stehen will, und nur mit Vorsicht und Sorgfalt von Tag zu Tag erhalten werden kann. Du, mein Kind, bist der sorgsame Maschinenmeister, der immer helfend bei der Hand ist, und nur daran denkt, das ewige Gesetz der Vernichtung aufzuhalten. — Ja, mein Herr," fuhr er mit Rührung fort, „ein so gutes Kind ist ein seltener Schatz von Liebe und Treue. Gott hat mein Alter gesegnet mit ihrem zärtlichen Beistande, und das hilft manchen Kummer leichter machen."

„Von den ältesten Zeiten an," erwiederte Herrmann, „ist die Kindesliebe ja auch als die Krone aller Liebe gepriesen worden. Der Segen der Eltern baut Häuser auf, wie die heilige Schrift sagt, und Legenden und Geschichten haben die erhabensten Züge dieser Liebe uns aufbewahrt, als Beispiele der reinsten Tugend."

Der alte Mann stand plötzlich still und drückte die Hand des Fremden mit Heftigkeit. „Aber die Undankbaren," sagte er, „die Pflichtvergessenen, die mit Fluch und Sünde Belasteten, deren Thaten aufgezeichnet stehen in dem großen Schuldbuche der Vergeltung, was wird auf Erden und in dem ewigen Jenseit ihr Loos sein? — Er legte die Hand an die hohe kahle Stirn, Herrmann sah ihn erstaunt an. „Wir werden uns näher kennen lernen," fuhr er dann fort, „ich wünsche und hoffe es, wenn Ihre Zeit es erlaubt, dann und wann einem einsamen alten Manne und einem jungen unerfahrenen Mädchen Ihre Gesellschaft zu schenken. — Ich heiße Gerhard, ehemals königlicher Tribunalrath, jetzt ein friedlicher Bürger dieses kleinen Staates. Seit einigen Jahren habe ich mich hieher zurückgezogen, wo ich ganz in Abgezogenheit mir selbst lebe, und daher keine Hoffnung habe, Sie in geselligen Kreisen wiederzufinden. Hier aber wohne ich mit meiner Tochter, unseren Büchern und Blumen, in diesem Hause, das Ihnen gastlich aufgethan ist."

Er deutete auf ein kleines geschmackvolles Haus, das hinter grünen Gittern von Blumen und Bäumen umgeben lag, und schien nach dieser Eröffnung eine Antwort abzuwarten.

Herrmann war in Verlegenheit. Er wußte nicht, warum es ihm unmöglich war, seinen wahren Stand und Namen zu nennen; aber das Bekenntniß, daß er Schauspieler und Mitglied des Hoftheaters sei, hatte etwas Peinigendes und Schmerzliches, es wollte nicht über seine Lippen; und doch war er gezwungen, eine Antwort zu geben. — „Ich bin ein Fremder," sagte er, „der erst seit kurzem hier verweilt." —

Ein Mann, der plötzlich aus dem Baumwege trat und die Gitterthür öffnete, unterbrach seine verlegene Antwort.

„Freund Eduard," sagte der Tribunalrath, „wir haben Dich vergebens erwartet. Wo warst Du denn?"

„Sie werden erstaunen, mein theurer Vater," erwiederte der junge Mann mit gemessener, tiefer Stimme, ich war im Theater."

Der alte Herr machte eine ungestüme abwehrende Bewegung mit der Hand. — „Kaum glaublich," sagte er, und Erstaunen und Unmuth lagen in seiner Stimme, „Du im Theater! Die abgeschmackteste, verderblichste Lustbarkeit dieser Erde hätte Reiz für Dich?"

„Man stärkt die Wahrheit im Anschauen der Lüge," erwiederte Jener mit demselben leisen, langsamen Tone. „Sie werden hören, was ich empfand."

„Schenken Sie uns noch einige Augenblicke in unserer stillen Wohnung," sagte der Rath und ergriff Herrmann's Hand von neuem. Er führte ihn die Stufen hinauf und öffnete die Glasthüren des Salons. Es war ein schönes, einfach, aber sorgsam geschmücktes Gemach. Blumen blühten an den Fenstern und standen duftend in langen Reihen auf Gestellen. Eine Astrallampe brannte auf einem Marmortische, der getäfelte Boden war mit bunten Matten belegt, mehrere werthvolle Oelgemälde, Christusbilder, Scenen der Bibel und der Leidensgeschichte, hingen in dunklen Rahmen an den Wänden.

Als sie im Salon standen, zeigte der Tribunalrath auf seinen schwarzgekleideten Freund. „Mein Vetter," sagte er, „der Domprediger Wilhelmi, und hoffentlich bald der Nachfolger seines zu früh verewigten Vaters, des Propstes und Oberconsistorialrathes, des frommsten christlichen Mannes und meines unvergeßlichen Freundes. Und hier ein junger Fremder, dem ich heute den lebhaftesten Dank schulde, Herr — "

„Lobenstein," sagte Herrmann schnell und verbeugte sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Neue und alte Oper; Spontini.]

Einer hochgefeierten Sängerin verzeiht man so gern etwas Eigensinn und die Direction hat sich so oft in die liebenswürdigen Caprices ihrer Prima Donna gefügt, daß sie dies Duldungssystem jetzt wohl bis zu Ende ihres Contractes verfolgen muß. Sollten wir noch den Wunsch äußern, die Löwin des Gesanges möge, wenn sie in Affect geräth, das Schreien nicht mit dem Singen verwechseln, sich vor dem De- und Distoniren hüten, nicht so freigebig mit ihren oft an ganz unrechtem Orte angebrachten Fioriturен sein, die Breite und Länge ihrer Cadenzen kürzen, u. s. w. u. s. w.? Nein, da könnte man uns der Kritik beschuldigen, und wir wollen ja nur erzählen. Demoiselle Hedwig Schulz, Tochter der pensionirten verdienstvollen Sängerin, betrat ihre theatralische Laufbahn mit der Rolle der Gräfin in Mozart's Hochzeit des Figaro. Sie leistete in dieser wichtigen Partie Alles, was sich von einer in so guter Schule herangebildeten jungen Künstlerin, die zum ersten Male die gefahrvollen Bretter betritt, erwarten ließ und berechtigt bei fortdauerndem Fleiß und nicht zu großer Anstrengung der Stimme, in Zukunft zu recht erfreulichen Erwartungen. Ein Singspiel, eigentlich Liederspiel oder Vaudeville, nach dem Französischen von Carl Blum bearbeitet, von dem noch wenig bekannten Liedercomponisten Küken in Musik gesetzt und „die Flucht nach der Schweiz" betitelt, gab Dem. Schulz Gelegenheit, sich auch in Auffassung die-

ser Gattung Rollen vortheilhaft zu zeigen. Das Singspiel an und für sich würde mehr interessiren, wenn es nicht so breit, und die Handlung mehr zusammengedrängt wäre. Die Musik ist melodiös und anspruchlos. Beides gereicht ihr zum Lobe. Der Componist kann sich glücklich schätzen, nach Jahr und Tag sein einactiges Werklein zur Aufführung gebracht zu haben, was vielleicht ohne besondere Protection nicht geschehen wäre. Andere Tonsetzer, die wohl noch gerechtere Ansprüche auf Annahme und Darstellung ihrer Werke zu machen hätten, sind nicht so glücklich, — nur Herr Lortzing aus Leipzig kann sich einer solchen Auszeichnung rühmen, denn kaum ist dessen Czaar und Zimmermann erschienen, so wird auch sein erstes, weit weniger gelungenes lyrisches Erzeugniß: „die beiden Schützen", ebenfalls nach dem französischen Lustspiel: „die beiden Grenadiere", zur Oper umgemodelt, einstudirt. Marschner's Oper: „des Falkners Braut" blieb sieben Jahre lang ausgeschrieben liegen, bevor sie zur Aufführung kam. Dem Musikdirector Rastrelli geht es nicht besser. Dessen Oper: „Bertha von Bretagne", ist, wie uns ein Mitglied der königlichen Bühne versicherte, — seit beinahe drei Jahren ausgeschrieben und ausgetheilt, der Componist kann es aber bis heute nicht dahin bringen, daß sie vom Stapel läuft. Das Schlimmste dabei ist, daß die Componisten die kostspielige Copiatur der Partitur aus eigenen Mitteln zu bestreiten haben, und mit Auszahlung des Honorars bis nach der Aufführung warten müssen, wodurch ihre Arbeit in artistischer Hinsicht eben so sehr als ihr damit bezweckter Erwerb beeinträchtigt wird. Abschreckende Beispiele der Art sind in Menge vorhanden. So eben vernehmen wir jedoch, daß zum Geburtstage unseres Königs ein italienisches Product von dem productiven Maestro Mercadante: „il Giuramento", (der Schwur) einstudirt werden soll. Die ungenießbare Wassersuppe dieses Compilators, eine zusammengeflickte Harlekinsjacke aus Rossini'schen und Bellini'schen verbrauchten Lappen, und das Libretto! Ein schlechteres, unsinnigeres dürfte die ganze italienische Opernbibliothek kaum aufzuweisen haben. Diese Mord- und Todschlag-Oper gibt man also an dem für alle Preußen so hoch erfreulichen Festtage? — Es ist kaum zu begreifen, wie eine solche Wahl getroffen werden konnte! Doch da erinnern wir uns, daß es ein zehnjähriges Herkommen ist, jedesmal am 3. August eine Oper in Scene zu setzen, die durchfallen muß!

Der Herr Generalintendant der königl. Schauspiele wird nächstens eine Reise nach Italien antreten und ohne Zweifel das Opernrepertoir bei seiner Rückkehr mit dergleichen transalpinischen Meisterwerken bereichern. Ueber Spontini's Zurückkommen oder Ausbleiben sind die widersprechendsten Gerüchte im Umlauf. So viel können wir verbürgen, daß die Nachricht, welche die Spener'sche Zeitung verbreitet: der General-Musikdirektor des Königs von Preußen habe erklärt, „er wolle seine Stelle aufgeben, wenn er die des verstorbenen Capellmeisters Paer in Paris erhalten könne," grundfalsch und von Uebelwollenden ersonnen, auch ist Herr Ritter Spontini darüber empört und hat seine Indignation über dergleichen unfertige Anzeigen in öffentlichen Blättern — wie man sagt — zu erkennen gegeben. Daß er nächstens auf seinen Posten zurückkehrt, unterliegt wohl keinem Zweifel. Wird er nun dem Institut neue Kraft und reges Leben einhauchen? — Wird er es *wollen*, wird er es *können*? Wir hoffen das Erstere — und sehen kein Hinderniß für das Zweite, wenn der Mann von europäischem Ruf, ausgestattet mit allen dazu erforderlichen Kenntnissen, mit seiner innewohnenden Kraft, die Prärogativen seiner wichtigen Stellung benutzt, sich durch kleinliches Entgegenwirken seiner Feinde nicht abschrecken läßt und den Weg, den ihm sein hohes Kunstgefühl vorzeichnet, mit der ihm eigenen Energie verfolgt. In dem Gelingen dieser schwierigen Aufgabe möge Spontini seine volle Belohnung finden, nicht aber in kleinlichen Persönlichkeiten und in der Lobhudelei der Zeloten, die nicht ihn, sondern allein sich selbst nur im Auge haben. Dann wird seine Wiederkehr allen Freunden der Kunst Freude und sein Hierbleiben der königlichen Bühne Glück bringen. †.

Notizen.

[Das Tändchen von Amsterdam.]

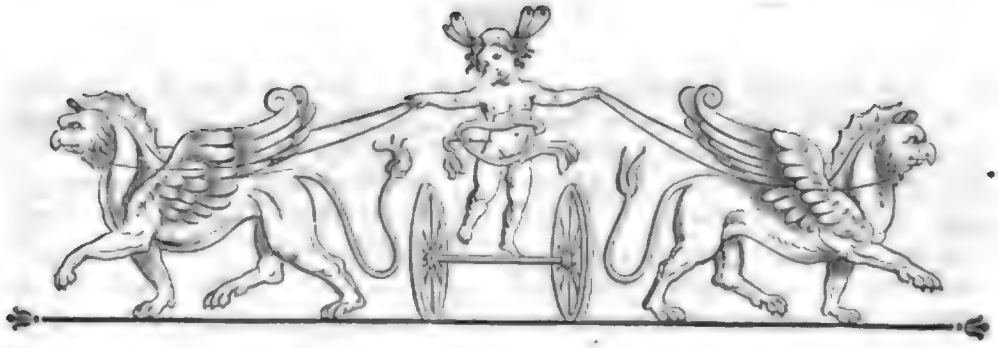
Bei Gelegenheit des Dramas von Hermann Marggraff, das diesen Titel führt, hören wir, daß in den Achtzigern des vorigen Jahrhunderts in Kopenhagen ein dänisches Stück gleiches Namens aufgeführt wurde, welches ebenfalls die Geschichte der Düveke unter König Christiern II. darstellt. Marggraff's Trauerspiel wird in München bereits einstudirt. Auch in Leipzig berieth man sich über die Aufführbarkeit. Wenn Mad. Dessoir, die allerdings als Düveke glänzen würde, sich zur Rolle der Königin entschlösse, Dem. Heigel an der Titelrolle ihr Talent prüfte, und Mad. Brüning die Sigbrit übernähme, mit welcher ihr eine interessante Aufgabe zufiele, so wäre eine hauptsächliche Schwierigkeit in der Besetzung gehoben. Wenn Düringer den Präsidenten in Kabale und Liebe gibt, so dürfte er sich auch wohl, da er sich zu diesem Uebergang in ein älteres Rollenfach qualificirt, den König Christiern zur Aufgabe stellen.

[Graf Schirnding.]

Aus Prag hören wir, daß der jüngere Graf Schirnding, der einen neuen deutschen Almanach unternimmt, zu dem nur Böhmen beisteuern sollen, unter dem Namen Fridolin neuerlich aufgetreten ist, und zwar mit zwei Bänden „Spiegelbilder aus dem weiblichen Kunst- und Berufsleben der modernen Welt", von denen wir Nr. 126 in der Notiz sprachen. Unter der phantastisch barocken Pianistin, die er unter andern in diesen Spiegelbildern moderner Weiblichkeit schildert, hat er eine gefeierte leipziger Künstlerin gemeint. Die übertriebenen Farben dieses Gemäldes sind aber ganz verfehlt, die Neigung zu Liszt als eine persönliche ganz falsch fingirt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Nebst einer Beilage von George Westermann in Braunschweig, die classische Bibliothek betreffend.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 131. — den 8. Juli 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lebensmagie.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Der Prediger reichte Herrmann mit steifer Höflichkeit die Hand und sprach in wohlgesetzten Worten seine Begrüßungen. Seine dürre Gestalt war ein wenig gebeugt, das lange blasse Gesicht mit dem gescheitelten Haar und großen starrblickenden Augen hatte etwas Unheimliches. Ein lauernder Blick und ein süßliches Lächeln belebte dann und wann diese kalten Züge, die augenblicklich, als schämten sie sich der Regung, zur vorigen Undurchdringlichkeit zurückkehrten.

Der Tribunalrath schien mit großer Achtung und Liebe an seinen geistlichen Verwandten zu hängen. Weitläufig sprach er von seinem Spaziergange, bedauerte das Ausbleiben Wilhelmi's, schilderte den Mißmuth, den er darüber empfunden, und erzählte dann den kleinen Unfall, seine Schwäche, die Angst seiner Tochter und die plötzliche Hülfe Herrmann's. — Antonie hatte sich inzwischen entfernt, und jetzt erschien sie mit einer Dienerin, welche kühlende Erfrischungen trug. — Die liebliche Gestalt des jungen Mädchen schien sich zu vervielfältigen in den kleinen Diensten, und die holde Freundlichkeit, mit welcher sie sich um den Vater bemühte, alles schaffte und ordnete, die Erzählung ergänzte und ihren Gästen die Limonade reichte, ließen Herrmann nicht zu dem Entschluß kommen, sich zu entfernen.

Gedankenvoll saß er und hörte nur halb auf das Gespräch, welches die beiden Herren führten. Erst die Worte Theater, Vorstellung, Sünde und Verworfenheit weckten ihn gleichsam und färbten seine Wangen, da er plötzlich empfand, daß auch er zu den Menschen gehörte, denen hier schonungslos der Stab gebrochen wurde.

„Ich ging," sagte der blasse Prediger langsam, „nach reifer Ueberlegung in dies Haus der weltlichen Lust. Man hatte es laut verkündigt, daß das neue Stück einen Verfasser habe, den zu ehren und zu lieben uns göttliche und irdische Gesetze gebieten. Vielleicht, so sagte ich mir, leuchtet der reine Sinn dennoch aus diesen trügerischen Gebilden. Die Hand Gottes regt sich hier wohl, wo die Hoheit sich zu vergessen scheint, und sich herabläßt, ein Spiel mit Worten und Versen zu treiben. Die Tugend wird belohnt, das Böse bestraft, der Fromme und Gerechte triumphirt und das Laster empfängt den verdienten Lohn. Ich erinnerte mich der alten geistlichen Komödien, und gedachte der Zeit, wo wir selbst einst in frommer Begeisterung im Seminar, Saul, König Salomon, oder die Geburt des Lammes aufgeführt hatten. Endlich aber wollte ich sehen, wie der hohe Verfasser, der als Vorbild der Moral und Tugend gepriesen ist, hier der höchsten Sittlichkeit zu dienen trachtet."

„Nun, und was fandest Du?" sagte der Tribunalrath spöttisch.

„Daß man gelogen hat, wenn man diesen Pfuhl niedriger Sinnenlust dem hohen Autor aufbürdet," ver-

ſetzte der Prediger. „Ich mag nicht wiederholen, was ich ſah, es ekelt und graut mich, wenn ich daran denke. Die gemeinſte Sinnlichkeit durchwebt dies ſchändliche Spiel mit allen möglichen Laſtern und Verbrechen, welche hier zur Schau getragen werden. Eine Buhlerin vergiftet ihren Gemahl, um den Ehebrecher neben ſich auf den Thron zu ſetzen, und tödtet ſich zuletzt ſelbſt, weil dieſer ihre Stieftochter liebt. Dies Alles iſt nun ſo rührend vorgetragen, daß die ganze Theilnahme ſich zur Verbrecherin wendet, daß ihre Sünde und Schande im ſchönſten Lichte erſcheint und Thränen der Bewunderung ihr nachfließen."

„Wo ſoll auch der tragiſche Schmerz herkommen," ſagte der Tribunalrath, „und was ſollten die Couliſſenhelden anfangen, wenn das Verbrechen, oder die Narrheit, nicht die poetiſche Würze empfinge!"

„Es iſt trübſelig für ein frommes Gemüth," erwiederte der Prediger, „dieſe Verblendeten, welche Hand und Mund der Verführung leihen, beweinen zu müſſen. Ich habe ſie heut wiedergeſehen mit allem Flitterprunk angethan, mit bemalten Geſichtern, dem erheuchelten Schmerz, dem Lachen des Wahnſinns, dem Wiehern der Narrheit und Dummheit in den Zügen. Welche Entwürdigung der edelſten menſchlichen Natur gehört dazu, ſich zum Spiel für Sünden und Laſter herzugeben, die Seelenzuſtände, welche Verzweiflung und Verbrechen erzeugen, künſtlich nachzuahmen, und in Verſtellung und ſchmäliger Verehrung aller Liſt des Teufels den Beruf ſeines Lebens zu finden! Ein Schauſpieler kann nie ein wahrer und guter Menſch ſein. Er iſt ein Diener des Böſen, das frißt und bohrt an Herz und Leber, bis dieſe ſchwarz und verdorben ſind. Sein Spiel wird Natur, ſeine Täuſchungen werden ſein zweites Leben. Das Gemüth, welches keine fromme Regungen mehr empfindet, verwildert in einem wüſten Leben, was außerhalb dieſem liegt, ſcheint ſchaal und nüchtern. Die Sünde verzehrt die Sünder in Völlerei und Liederlichkeit jeder Art, bis ein frühes Grab ſie auf ewig aufnimmt, denn Finſterniß wird ihr Loos ſein."

Der Tribunalrath hatte den letzten Theil dieſer Rede mit ſichtbarer Erſchütterung gehört. Seine Stirn runzelte ſich, er verſchränkte die Arme und lehnte ſich ſeufzend in den Sopha zurück.

Antonie betrachtete ihn mit kummervollen Blicken; dann wandte ſie ſich zu dem Strafprediger. „Es gibt wohl Tauſende," ſagte ſie mit ängſtlicher Haſt, „welche ſeit langen Jahren und unter allen Völkern ſich der Schauſpielkunſt widmen. Die Welt bewundert viele große Künſtler, ehrt und ſchätzt ſie, und ſollten dieſe Alle ſo ſchreckliche Sünder ſein, daß ihrem frühen Tode die ewige Finſterniß folge?"

Sie warf einen bittenden Blick auf Herrmann, als erwarte ſie Beiſtand von ihm. — „Ob ewige Strafen die Künſtler treffen werden," verſetzte dieſer lächelnd, „weiß ich nicht, und wer könnte ſo vermeſſen ſein, dies mit Ueberzeugung zu behaupten; daß jedoch nicht Alle frühen Tod fanden, kann ich betheuern, denn ich ſelbſt kenne Schauſpieler, hochbetagte ehrwürdige Greiſe und Matronen, die glücklich im Kreiſe ihrer zahlreichen Kinder und Enkel leben, mit Herzen voll Liebe für die Menſchen, voll Vertrauen zu dem Herrn der Welt."

„Nennen Sie das vermeſſen," ſagte der Prediger kalt, „wenn man der anerkannten Sünde den Himmel abſpricht?"

„Die alte ſchöne Legende vom Phariſäer und Zöllner wiederholt ſich täglich in der Welt," verſetzte der junge Mann gereizt. „Es ſind ja nicht die Schauſpieler allein, welche die düſtere Frömmigkeit den ewigen Flammen überliefert. Die ganze Kunſt, jede heitere Anſchauung des Lebens, die edle Poeſie, die Luſt der Welt, welche den Menſchen gegeben iſt, um ſie mit den Schmerzen zu verſöhnen, wird gar zu gern als Sünde betrachtet und verketzert. Und was wäre dieſe Erde ohne den belebenden Strahl der Kunſt und Wiſſenſchaft, der in Jahrhunderten ſich immer heller aus der alten Nacht hervorringt? Das Gute und Rechte wird dadurch allein herrſchend gemacht, und das Schöne geſtaltet das Leben göttlicher."

„Man ſollte nach dieſer feurigen Lobrede Sie faſt ſelbſt für einen Künſtler halten," ſagte der Prediger aufſtehend.

„Nehmen Sie mich dafür," erwiederte Herrmann; „ich würde dieſen Namen nur ablehnen, weil die hohe Bedeutung des Wortes mich beſchämen könnte."

Wilhelmi betrachtete ihn mit durchdringendem Blicke. „Es iſt ſpät," ſagte er, „aber vielleicht ſehen wir uns bald wieder und können bei größerer Muße unſern Streit weiter führen."

Der alte Herr ſaß noch immer in tiefen Gedanken. Als der Prediger ihm die Hand reichte, ergriff er dieſe mit plötzlicher Lebendigkeit. — „Ja, Du haſt Recht," ſagte er, „ein Schauſpieler muß ein böſer Menſch ſein, ich will nichts mit ihnen zu thun haben, mit Keinem, und wenn es der größte Künſtler wäre."

Die beiden heimlich grollenden Gegner gingen langſam die Straße hinab. Herrmann dachte an die leiſen Abſchiedsworte Antoniens und den Wunſch des Tribu-

nalraths, recht bald seinen Besuch zu erneuern; er dachte aber auch mit steigendem Unwillen an den Mann an seiner Seite, der, wie es schien, der tägliche Gast dieser Familie sei, und endlich bangte ihm bei dem Gedanken, daß er seine neuen Bekannten, wie ein echter Schauspieler getäuscht habe, und was mußte die Folge sein, wenn sie seinen wahren Stand und Namen erfuhren?

Aus diesem Sinnen weckten ihn von Zeit zu Zeit die Fragen Wilhelmi's, der von gleichgültigen Dingen, vom Wetter und der Stadt, und endlich von seinem Aufenthalte sprach.

„Werden Sie noch lange hier verweilen?" sagte er.

„Mein Aufenthalt ist unbestimmt," versetzte Herrmann.

„Aber jedenfalls hoffe ich, Sie recht oft bei meinen Verwandten zu sehen. Es ist eine liebenswürdige Familie von echtchristlichem frommem Sinne."

„Der Tribunalrath hat nur die eine Tochter?"

„Es ist jetzt sein einziges Kind," erwiederte Wilhelmi.

„Eine Erbin also," sagte Herrmann. „Herr Gerlach scheint ein vermögender Mann."

„Ich frage nicht nach den weltlichen Gütern," versetzte der Prediger in seinem langsamen näselnden Tone; „ich sehe nur die unschuldige Blume, welche im Garten des Herrn blüht, und freue mich des Tages, wo der Gärtner ihre Pflege mir übertragen wird."

„Das heißt vielleicht in einfacher Sprache," rief Herrmann, „Sie gedenken sich mit dem schönen lieblichen Mädchen zu vermählen."

„Ein christliches Ehebündniß zu schließen," erwiederte Wilhelmi, „sobald sie in drei Monaten ihr achtzehntes Jahr erreicht hat."

„Und Sie sind mit dem Fräulein verlobt?" sagte der Schauspieler hastig.

„Ich habe sie seit vier Jahren erzogen," erwiederte Wilhelmi, „unterrichtet in jedweder Wissenschaft, welche ihr nützlich sein konnte, und das Unkraut sorgsam auf ihrem Wege entfernt. — Mein würdiger Verwandter ist in dem Gedanken beruhigt, an meiner Hand sie in diesem trüben Erdenleben zurückzulassen, wenn Gott ihn abruft, und meine christlich geliebte Braut ist mit meinem Denken und Handeln zu wohl vertraut, um nicht die Fügungen des Himmels zu segnen und sich glücklich zu fühlen."

Ein heftiger Zorn über diesen Egoismus ergriff Herrmann. In diesem Augenblicke sah er in dem armen Kinde nur ein unerfahrenes Opfer, das die schlechte Ueberzeugung ihres Vaters und Heuchelei zur Schlachtbank führte. Ein Gefühl der Angst, der Sorge, der lebendigsten Theilnahme regte sich, es waren die Vorboten einer zärtlichen Theilnahme, welche plötzlich in sein Herz zog.

„Ich in Ihrer Stelle," sagte er nach einem Schweigen, „würde besorgt sein um diesen Schatz, und zaghafter, ihn mir anzuzeigen."

„Ich verstehe Sie nicht," erwiederte Wilhelmi.

„So jung, schön und reich wird mancher liebenswürdige Mann von glänzender Erscheinung sich zu dieser Blume drängen," fuhr Herrmann lachend fort. „Das Fräulein hat die Frische der Jugend, Augen, in welchen die Welt und ihre Freuden glänzen, ihr ganzes Wesen athmet gleichsam die Lust, sich zu dem bunten Wechsel der Gestaltungen zu drängen, und gefährlich scheint es mir, selbst wenn es Ihnen gelingt, sie als Frau heimzuführen, sie vor allen Wünschen zu bewahren, und in der geistlichen Abgeschiedenheit Ihres Hauses ganz glücklich zu machen."

Der Prediger erwiederte nichts. Er stand an einem Hause still und sagte ruhig: „Hier wohne ich. Gute Nacht, Herr Lobenstein. Sie sind ein Kind der Welt und sehen daher Alles weltlich und eitel, weil Sie es nicht anders sehen können. Doch noch Eins. Waren Sie vielleich auch heute im Theater? Ihre letzten Worte klangen fast wie ein Paar Zeilen des Dramas. Sind Sie ein Poet?"

„Ich würde mich hüten, es zu gestehen!" rief der Schauspieler, „da es eine so schlechte Empfehlung bei Ihnen wäre."

„Ihre Stimme hat auch große Aehnlichkeit mit einer, die ich schon gehört habe. Nun gute Nacht, vielleicht besinne ich mich und finde unsere ältere Bekanntschaft heraus."

Mit einem leisen Fluche ging Herrmann weiter. Sein Weg führte vor der Wohnung Charlottens vorbei. Noch schimmerte das Licht durch das verhängte Fenster. Er wandte düster das Auge fort. Seine erregte Phantasie rief die schöne Künstlerin mit dem begünstigten Geliebten vor ihm auf, aber die zarte Antonie drängte sich zwischen ihn und seinen Zorn. Er seufzte und lächelte, und eilte rascher fort, bis er sein Zimmer erreichte. Als er an das Fenster trat, ging ein Mann im Schatten der Häuser hin und blieb einen Augenblick ihm gegenüber stehen. Nach den Umrissen der Gestalt schien es Wilhelmi zu sein. — „Der Hund ist auf meiner Spur," sagte er lachend, „wohlan denn, ich will

nicht mit ihm kämpfen. Was schiert mich die Welt und dies kleine blonde Mädchen, die Erde hat genug hübsche Gesichter und schlanke Gestalten auch für mich."

Am nächsten Morgen empfing er ein Billet auf duftendem glacirtem Papier mit einem Amor geschlossen. Es war von Charlotten, die ihn einlud, einer wichtigen Mittheilung wegen recht bald zu erscheinen. — „Wie lebhaft bedauerte ich, Sie gestern entbehren zu müssen," schlossen die Zeilen, „allein ich war beunruhigt, heftig erregt und von der Migräne geplagt, wichtige Gründe, um selbst den liebsten Freunden sich zu verschließen. Noch Eins. Es ist Rücksprache genommen mit verschiedenen literarischen Subjecten, ich erwarte vier oder fünf Recensionen für eben so viele beliebte Journale, wir wollen sie zusammen redigiren, lesen und lachen, kommen Sie nur bald."

Herrmann warf dies Papier zerknittert in eine Ecke. „Ich werde nicht kommen," sagte er und suchte den Boten an der Thür. Aber dieser war fort, und nach einigen Minuten kamen mit der ruhigen Ueberlegung auch neue Wünsche und Hoffnungen.

Ich will sie beschämen, sagte er zu sich selbst; ich möchte hören, ob sie mir gegenüber die Lüge behaupten kann; wo nicht, was die schöne Schlange von neuem erfindet.

Eine Stunde später trat er in das Zimmer der Schauspielerin, und als sie im reizenden Negligé vom Sopha aus ihn an ihre Seite winkte, verschwand die finstere Wolke auf seiner Stirn. Er küßte die weiße Hand, hörte ihre Klagen geduldig an und lächelte bei den Entschuldigungen, die seiner Eitelkeit schmeichelten. So sind die Grundsätze der meisten Männer einem schönen Mädchen gegenüber, deren Leichtsinn man nicht glaubt, an deren wahren Liebe man zweifelt, deren reizende Erscheinung jedoch selbst die Ueberzeugung der Täuschung besiegt.

Die Schauspielerin warf einen lächelnden Blick auf die Verwandlung seiner Züge. — „Ich habe noch einen Grund, den Göttern, zu danken, daß ich meine Empfindungen bezwang und Sie gehen hieß," sagte sie.

Der Unmuth kehrte in Herrmann's Mienen zurück. — „Ich war diesem Hause noch nahe genug," versetzte er, „um den Besuch eintreten zu sehen, und als das Ungefähr mich spät hier vorbeiführte, bemerkte ich das Licht in Ihrem Zimmer."

„Das Ungefähr?" versetzte sie drohend. „O! Sie Undankbarer, für wen denn habe ich unter den heftigsten Kopfschmerzen Gesundheit und Zeit geopfert, als für Sie! Ich benutzte mein geringes Ueberredungstalent, dem hohen Autor zu beweisen, daß nur ein Künstler, wie Sie, seinen Gestalten die rechte Weihe geben könnte, daß man Sie um jeden Preis für immer hier festhalten müsse, und empfing nach manchen Verhandlungen endlich das Versprechen, daß Ihnen noch heute glänzende Anerbietungen gemacht werden sollen. — Der Intendant wird Sie in einer Stunde rufen lassen; drei tausend Thaler sind Ihnen sicher, und die heiterste sorgenfreieste Zukunft Ihnen bereitet zu haben, verdiene ich dafür wohl diesen finstern Blick?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Ignaz Kuranda.]

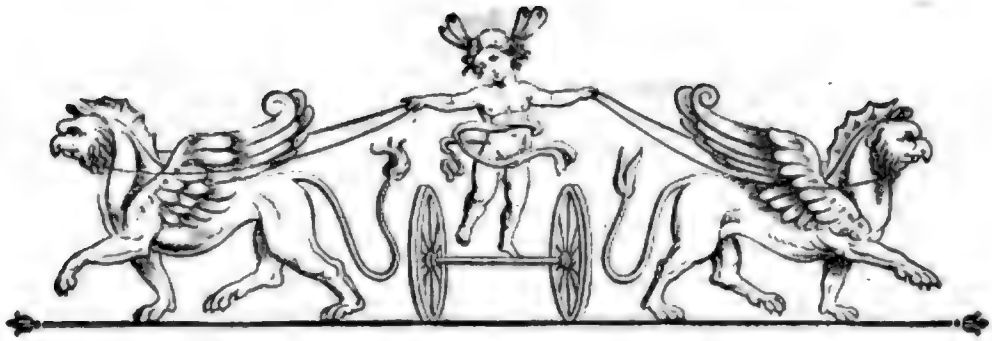
Der österreichische Literat Ignaz Kuranda, in Wien seßhaft, aus Prag gebürtig, ist auf einer Reise nach Paris begriffen. Er hat ein Drama: „Die letzte weiße Rose" geschrieben, das nächstens in Karlsruhe und in Stuttgart aufgeführt wird. Diese letzte weiße Rose ist ihrem Inhalt nach nicht sentimental lyrisch, sondern historisch zu nehmen, der Held ist jener Warbeck, den Schiller's Fragment aufwies, der Begünstigte der Herzogin Margarethe, Wittwe Karls des Kühnen von Burgund, der den Thron von England zu besteigen sich bemüht, wozu ihn sein Heroismus und die zufällige Aehnlichkeit seiner Person mit dem letzten Eduard anstachelt.

[Aus München. Briefl.]

Der König war am 5. Juni Abends sehr heiter und gesund aus Italien zurückgekehrt, gestärkt und erfrischt von Ischias Seebädern, und wohnte gleich am andern Morgen der hiesigen großen Procession des Frohnleichnamsfestes bei, wobei auch der König eine brennende Kerze in der Hand trug, wie er unter dem Traghimmel mit den Geistlichen ging. Diesmal gingen in der Procession, nach vierhundert Jahren zum ersten Mal wieder, Pilger von verschiedenen Orden nach alter Sitte prächtig gekleidet, den grauen Filzhut auf den Rücken gebunden, langsam einher, was den Zug sehr vergrößerte, so daß die Feier erst vier Uhr Nachmittags endigte.

— Der rühmlichst bekannte Staatsrath von Maurer wird nächstens eine interessante Sammlung altdeutscher Gesetze und Rechtsverordnungen unter dem Titel: Ruprecht von Freising's altbaierische Gesetzsammlung aus dem 15ten Jahrhundert, bezüglich auf den Sachsenspiegel und Schwabenspiegel, mit erklärenden Anmerkungen, Stuttgart bei Cotta, in einem starken Octavbande herausgeben, wovon mehrere Bogen bereits im Druck fertig sind, für Diplomaten, Juristen und Statistiker ein sehr willkommenes Werk.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 132. — den 9. Juli 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lebensmagie.

(Fortsetzung.)

Herrmann küßte seufzend ihre Hand. „Viel zu viel für mich," sagte er traurig. „Diese große Summe drückt mich, ich weiß, daß ich einen langen Weg zum Werden und Vollenden vor mir habe, daß ich diese Anerkennung nicht verdiene. Mit Wenigerem wollte ich zufrieden sein, wenn ich wüßte, daß dies Herz, Ihr Herz, Charlotte, mir dafür einzig und allein gehörte."

„Das Herz einer Schauspielerin!" rief sie mit der unnachahmlichen Coquetterie, welche so natürlich und reizend war; „und Sie, ein erster Held und Liebhaber bitten darum, statt es im Sturme zu erobern. Ihr Männer seid gar wunderliche Geschöpfe. Ein Mädchen liebt immer treu und wahr; so lange es der Mann versteht, diese Liebe zu fesseln. Was heißt ewig bei dem Spiele der Empfindungen? Alles wird alt in der Welt, mein Freund; darum sucht Euch doch jung und neu zu erhalten, edel und gewaltig in Wort und That. Werft den Egoismus der Eifersucht von Euch, nichts erkaltet schneller die heißeste Liebe, als die mißtrauische Reizbarkeit kleiner Seelen. Die Kraft der Liebe besteht in dem stolzen Selbstbewußtsein des eignen Werthes; man zweifelt nicht, so lange man dies besitzt; das Unwürdige entfernt man und vergißt es. — Ja, ich liebe Sie, Herrmann, und wünsche, Sie lieben mich auch. Wir können glücklich sein, mein theurer Freund, wir werden es, aber wir dürfen nicht, wie tollgewordene Kinder, uns einem ermattenden Sinnenrausche überlassen. Unser Glück erfordert kluge Ueberlegung, Benutzung der Mittel, welche uns geboten sind, Vorsicht, unser Ansehen zu befestigen, und Nachsicht gegen Dinge," fügte sie langsam hinzu, „welche die prüde Alltäglichkeit gewöhnlich, wie sie es versteht, mit lächerlichem Zorne mißhandelt."

„Was giebt dem Leben Reiz," fuhr sie dann lächelnd fort und legte die Hand auf seinen Mund," als die Macht, allen Anfeindungen Trotz zu bieten, den Neid zu verachten, und — das merken Sie sich, mein theurer Freund, — vor allen Dingen die Zeit der Blüthe und die Thorheit der Menschen zu benutzen. Man muß der Ameise gleichen, die Schätze zusammenträgt, und erst wenn man gesammelt hat, kann man dreist im Besitz des süßen Saftes die Schaalen fortwerfen. Verstehen Sie mich?"

„Nicht so ganz," versetzte er finster.

„Aber Sie lieben mich doch?" sagte sie und reichte ihm beide Hände.

„O! Zauberin, nur zu sehr!" rief Herrmann mit Leidenschaft.

„Nun so lassen Sie mich sorgen. Gehen Sie jetzt nach Haus. Der Intendant wird Sie erwarten. Drei Tausend Thaler! ein schönes Wort! Alle Staats- und Geheimräthe ärgern sich närrisch über den hohen Ehrensold der Kunst, seit ein gewisser Börne es in die Welt schrie, daß man statt einer Sängerin zwei Minister und ein halbes Dutzend anderer nützlicher Menschen ernähren

könnte. Wir verlachen die thörichten Gedanken eines alten Böſewichts von Revolutionair. Gold und Macht, zwei ſchöne Sterne der Kunſt. Vertrauen Sie dieſen und mir und fort mit der kindiſchen Eiferſucht, mein Herz gehört Ihnen allein."

Es war ſo, wie das kluge, ſchöne Mädchen es geſagt hatte. Der vortheilhafte Contract ward ihm in der nächſten Stunde vorgelegt, er unterſchrieb und war für Lebenszeit gebunden.

Mehrere Wochen vergingen ihm heiter. Er empfing die Glückwünſche ſeiner Gefährten, deren Neid er in ihren Zügen las, und empfand die Wahrheit in den Worten ſeiner Geliebten, daß es entzückend ſei, ihn verachten zu können. Jeden Morgen ſchrieb Charlotte ihm zärtliche Billette, jeden Mittag eilte er zu ihr und mit den Schmeicheleien ihrer Liebe empfing er Maßregeln der Klugheit, Andeutungen, ihre Verbindung geheim zu halten, Anſpielungen auf ihre Verhältniſſe, die ihn verletzten, und welche ſie doch ſo überzeugend zu entſchuldigen wußte, daß er immer von Neuem ihr halb und halb Recht gab und ſich beruhigte. — Trotz der Vorſorge war jedoch das Gerücht eines zärtlichen Verhältniſſes nicht ausgeblieben und mit ſteigendem Verdruſſe bemerkte er die lauernden höhniſchen Geſichter um ſich, hörte er einzelne, verletzende Bemerkungen, welche ſeiner Geliebten galten, und ſein reizbares Herz verwundeten. —

Alle Qualen der Eiferſucht und der verletzten Ehre peinigten ihn, wenn er ſtundenlang vor ihrer Thür, die er nach ihrem ausdrücklichen Willen nicht ohne Erlaubniß überſchreiten durfte, auf und abging, und endlich bis zur Wuth entflammt, ſeinen mächtigen Nebenbuhler hineinſchlüpfen ſah. — Er wußte es, ſie hatte ihm nichts verhehlt. Er kannte dies Verhältniß, er war ihr Mitſchuldiger geworden, und ihre Schwüre konnten ihn nicht beruhigen. Aber er vermochte es nicht, die Bande zu zerreißen. Zu jung und thöricht liebend, waren am nächſten Tage ihre Klagen und Bitten hinreichend, ihn von Neuem zu feſſeln; und erſt entfernt von ihr, trat der vorwurfsvolle Schmerz ihn wieder an.

So ſaß er eines Abends auf derſelben Bank auf der Terraſſe, wo er den beiden Verlaſſenen Hülfe geleiſtet, und erinnerte ſich mit Verdruß, daß er ſie nicht wiedergeſehen habe, als Roſenberg auf ihn zukam. — Der ſarkaſtiſche Schauſpieler ſtand ſtill und zog den Hut mit großer Unterthänigkeit. — „Ich beuge mein Haupt vor dem Lieblinge der Muſen und Grazien," ſagte er ſpöttiſch. „Es iſt eine eigene Sache mit dem Makrokosmus im Menſchen; die vollen Eimer ſteigen auf, die leeren durſtig nieder zu dem unerſchöpflichen Borne. Ihr ſtudirt tüchtig darauf los, Freund, was gehen und nicht gehen mag, und ich ſage Euch, Ihr werdet Erfahrungen machen im Reiche der Magie."

„Was ſchwatzt Ihr da!" ſagte Herrmann mürriſch.

„Die Menſchen verhöhnen, was ſie nicht verſtehen," fuhr Roſenberg luſtig fort, „aber ich verſtehe es und ſage, Ihr thut ganz Recht. Ihr macht einen Meiſterſtreich, daß Ihr die Ringheim liebt, und ſeid größer als Alexander und Caeſar, wenn Ihr ſie heirathet. Was hatten die beiden Tollköpfe davon, daß ſie die Welt erobern wollten? Sie ſtarben früh unter bitteren Qualen durch Gift und Dolch. Was werdet Ihr erlangen? Ein langes Leben voll Freuden und Genüſſe, Ehre und Reichthümer; und was thut Ihr dafür? Nichts, als Ihr drückt ein Auge zu, oder gelegentlich beide, und was iſt reizender als die ſelige Blindheit. Ja, Ihr könnt philoſophiſch ſagen, die ganze Welt ſei blind in den größten Dingen, was nützt es alſo in kleinen ſehend zu ſein!"

„Ihr wählt die Zeit ſehr ſchlecht, wenn Ihr mich beleidigen wollt," rief Herrmann mit funkelnden Augen und ſtand auf.

„Was fällt Euch denn ein!" rief Roſenberg und zog ihn auf die Bank zurück. „Laßt Eure Naſe nicht roth werden vor Zorn, wenn ein theilnehmender Freund Euch Glück wünſcht. Iſt das eine Art, Gratulationen zu empfangen? O, mein Herr Sauſewind, wenn einer von uns zornig ſein wollte, ſo wäre an mir die Reihe. Ihr habt mit Hülfe einer ſchönen Fee den beſten Anker für Euer Schiff geworfen, dafür aber das meine flott gemacht und aus dem Hafen geworfen. — Glückliche Reiſe, ſagt Ihr, und ich wünſche Euch ein Gleiches; aber nehmt Euch in Acht, Ihr mit Eurer empfindſamen, ſanguiniſchen Natur ſeid kein Mann für eine Frau von Verſtand und Welt."

„Man hat Euch alſo den Contract gekündigt," ſagte Herrmann betroffen.

„In beſter Form," verſetzte Roſenberg lachend, „und zwar in Folge meiner aufopfernden Freundſchaft für Euch, mein wackerer Freund, der Ihr ſo gütig wart, einige zufällige Aeußerungen der ſchönen Fee zu überbringen."

„Das iſt Verläumdung!" rief Herrmann.

„Mag ſein," erwiederte Roſenberg, „daß dann eine herrliche Rede, die ich einſt über den Werth der Diamantblumen und hohe Gönner hielt, mir den Gnadenſtoß verſetzte. Ich ſchüttle den Staub von meinen Füßen und laſſe Euch Braut und Zukunft. — Ihr wißt vielleicht nicht," fuhr er fort, „daß ich einſt Euer Vor-

gänger war, und um ein Haar den Preis errang. — Es gibt Augenblicke, wo das bestconservirte Mädchen sich gern zur Frau machen möchte. Charlotte ist ein Engel, wenn sie calculirt, denn auf Erden hat sie ihresgleichen nicht. Sie zog die Bilanz und fand, daß es nicht übel wäre, einen nachsichtigen klugen Mann ins Schlepptau zu nehmen. Ich verstand den leisen Wink, bald rechneten wir beide und bei dieser sinkenden Sonne! mein Stern ging hell auf, als Ihr höchst unerfreulich an dem Horizont erschient. Sei es nun, daß sie glaubte, ich verstehe das Rechnen allzugut, sei es, daß Euer glattes junges Gesichtchen mehr Gefallen erregte, daß sie, wie manche Frau, dem klugen Einfalle nachhing, Euch erziehen, durch Dankbarkeit fesseln, und ihre etwas abgestorbenen Empfindungen durch ein ungestümes Liebesfeuer erfrischen zu wollen; genug, ich bin ein Unbequemer geworden, dessen man sich natürlich entledigt. Ihr aber verdankt ihr nun Alles, was Ihr seid, Eure Bescheidenheit muß Euch das sagen. Ihr werdet verständig werden und Einsehen haben, und Victoria! es leben die klugen Weiber. Ihr werdet natürlich nicht am Schlüsselloche zu horchen wagen, wenn ein vornehmer Freund Eure berühmte Frau beehrt."

Herrmann hob das glühende Gesicht empor um eine rasche Antwort zu geben, als er den Prediger erblickte, der langsam vorüber schritt. Wilhelmi warf einen festen Blick auf ihn, er blieb stehen und grüßte.

„Antonie und der Vater haben Sie seit langen Tagen vergebens erwartet, Herr Lobenstein," sagte er freundlich. „Es ist nicht recht von Ihnen, sich so lange der dankbaren Freundschaft zu entziehen."

„Geschäfte hinderten mich," erwiederte Herrmann verwirrt, „allein ich war im Begriff, heut noch einen Besuch zu machen."

„So sehe ich Sie später," fuhr der Prediger fort. „Gott grüße Sie, Herr Lobenstein."

Als er gegangen war, brach Rosenberg in ein tolles Gelächter aus. „Vortrefflich!" rief er, „auf meinen Knien muß ich Euch um Verzeihung bitten, für diese schmähliche Verkennung. Das nenne ich mir einen Anfang zur glücklichsten Harmonie Eurer Ehe. Ja, würdiger Mann, heirathet Charlotten, Ihr habt den größten Beruf dazu. O! sie wird nachsichtig sein, wenn Ihr es nur sein wollt. Lobenstein ist ein poetischer Name, und Ihr, der allbekannte Schauspieler, beginnt eine Liebesintrigue mit irgend einer leichtgläubigen bürgerlichen Einfalt, während Ihr die Hand nach dem theuren Schatze ausstreckt? Ich fange an, Euch zu verehren."

Vergebens versuchte Herrmann eine wahrhafte Erklärung.

„Welcher Narr," rief Rosenberg, „vergräbt sich denn in diesem Neste, um von der Welt nichts zu wissen. O! alter Maulwurf, es ist Recht, wenn Dich der Tag betrügt. — Ich muß Euch begleiten, ich muß sehen, ob Euch die Erde verschlingt, ob dieser Einsiedler noch einen Namen hat. Wie heißt denn der alte Narr?"

Herrmann war schweigend neben ihm fortgegangen. „Dort ist das Haus," sagte er, „Ihr habt ein Recht, mich zu beschämen, meine Schwäche verdient es; doch diese Zeit ist um."

„Und ich wette darauf," sagte Rosenberg, als er ihm nachsah, „daß eine klägliche Geschichte dabei herauskommt. O! noch ist Deine Zeit nicht um, mein Kind, wir müssen es bedenken, wie Du, als nackter Hänfling aus dem warmen Neste geworfen, nach und nach zur Klugheit geleitet wirst." — —

Die Abendröthe goß ihr glühendes Roth über den Garten voll hoher Waldbäume, als Herrmann durch das grüne Gitter hineintrat. Er blickte in den offenen Salon, die alte Magd räumte darin auf und benachrichtigte ihn, ihre Herrschaft sei in der großen Laube. So ging er denn zwischen Blumenstücken fort, und durchkreuzte den kleinen Park, der ihn zuletzt zu einem Hügel leitete, auf welchem Lindenbäume sich zu einem Tempel wölbten. Von Weitem schon sah er Antonien auf einer der Bänke sitzen; leise stieg er den Weg hinauf. Sie richtete das Auge unverwandt zu der goldenen fast strahlenlosen Welt, die rein und groß hinter der fernen Hügelkette verschwand. Herrmann blieb leise athmend hinter Antonien stehen, und warf einen bewundernden Blick auf das schöne Panorama. — Die fruchtbare Landschaft mit dem hellen Strome, die Weinberge, Gärten und Häuser lagen vor ihm im Schimmer des Glücks und Friedens, und dicht an seiner Seite saß die zarte Gestalt voll Leben und Jugendlust, die Hände gefaltet, den frommen Blick in Andacht und Liebe versenkt. Woran dachte sie? Welcher Schmerz, welche Sehnsucht brachte die Thräne in ihre Wimpern, die er glänzend niederfallen sah? — In diesem Augenblicke regten sich tausend Fäden seines eigenen Lebens; er gab den Seufzer zurück, der leise zu ihm emporedrang, und plötzlich wendete sich Antonie zu ihm, eine dunkle Gluth bedeckte ihre Stirn, aber Freude sprach aus ihren Blicken.

„O! wie lange haben wir Sie erwartet!" sagte sie vorwurfsvoll.

„Und jetzt," erwiederte er," empfangen Sie mich mit Thränen!"

„Haben Sie nie geweint," versetzte sie lebhaft, „wenn Sie einsam unter Bäumen und Blumen saßen, wenn die Welt zu Ihren Füßen ruhte, und die Sonne so gewaltig und so still Abschied nahm? Ich meine, jeder Mensch muß die göttliche Ahndung dieser sanften Freude und Trauer fühlen. Man denkt an Vergangenes und Zukünftiges, die ganze Seele thut sich auf, Gedanken und Träume springen aus ihren dunklen Thoren; man weint um unerreichtes Glück und trauert um nie gekannte Schmerzen."

„Sie haben die Welt noch wenig kennen gelernt," sagte Herrmann, „wenn Sie von allen Menschen diese Empfindung beim Anblicke der sinkenden Sonne erwarten."

„Ich mag auch nicht," versetzte sie mit unruhiger Hast, „das große Treiben hat wenig Reiz für mich. Ein einsames Leben, geringe Freuden, wenige Freunde, einfache Genüsse genügen mir."

„Eine Hütte und Ein Herz," sagte Herrmann bewegt.

Eine brennende Röthe flog über ihr Gesicht.

„Ja, das ist das reinste Glück der Welt," fuhr er mit steigender Empfindung fort, „das Höchste, was ein Mensch erreichen mag. Sicherheit gegen Mangel, eine Brust voll freudigen Muthes, dem Schicksal die Stirn zu bieten, Kräftigkeit an Leib und Geist, um Arbeit und Mühen, die Last des Tages zu tragen, eine Seele, empfänglich für die tröstenden edlen Genüsse der Wissenschaft und Kunst, und ein treues Herz voll Liebe."

„So meine ich es nicht ganz," erwiederte Antonie beängstigt. „Was Sie malen, ist kein stilles Leben, keine Abgeschiedenheit, es ist doch die Welt mit ihren Freuden, die ich nicht kenne, nicht kennen lernen will."

„Weil Sie diese nicht kennen," sagte Herrmann, „ist es gefährlich für Sie, sie zu verwerfen. Die Welt gehört den Menschen und wehe dem, der sich gewaltsam davon trennen will. Die geheime Sehnsucht straft und foltert ein Herz, das ursprünglich dafür geschaffen wurde, und Sie, Antonie, Sie haben den Beruf vom Himmel erhalten, in der Welt glücklich zu werden, zu lieben und geliebt zu sein."

Mit Heftigkeit ergriff er die zitternde Hand und fühlte den krampfhaften Druck. Er beugte sich und küßte sie, dann begegneten sich ihre Augen, ein Strom von Leidenschaft glühte darin. Plötzlich stand sie auf, bleich und erschrocken, wie entsetzt vor sich selbst. — Mein Vater," sagte sie, „o! ich kann nicht, ich darf nicht. — Dort kommt er, lassen Sie mich, ich muß allein sein."

Sie eilte aus der Laube fort und verschwand zwischen dem Gebüsch, während der alte Herr mit freundlichem Gesicht und im schnellen Schritte den Hauptweg herankam.

„Arme Antonie," murmelte Herrmann. „Wenn sie mich liebte, und ich, ich sehe keinen Weg zum Heil."

Der Tribunalrath empfing den Besuch mit großer Herzlichkeit. Er war fröhlich und zutraulich und seine strengen eckigen Züge trugen heut den Ausdruck einer alles versöhnenden Milde. — Redselig zog er den Gast mit sich fort, führte ihn in seinem Besitzthum umher, und endlich dem Hause zu in den Salon, wo er ihn neben sich auf den Ehrenplatz setzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Homer, übersetzt von Rinne.]

Wie miserabel Dr. Rinne das alte geheiligte Volksbuch der Griechen in Stanzen ableiern will, davon folgende Probe aus der Odyssee, von der ein erstes Heft seiner Uebertragung (Leipzig, Wunder) erschien:

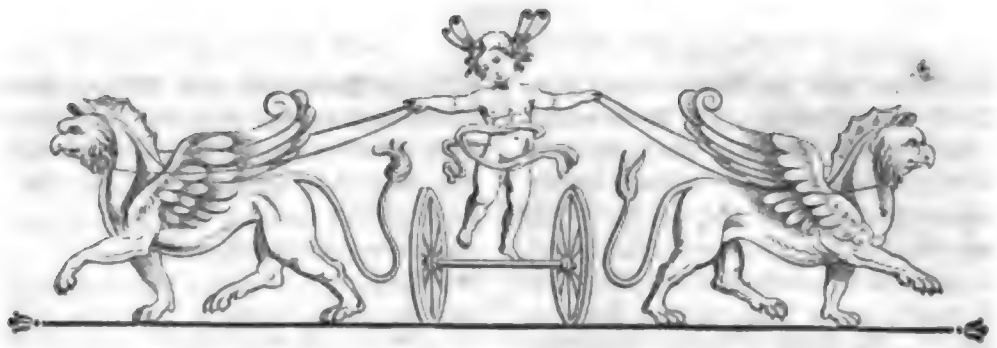
Im Meer ist eine Insel fern gelegen,
Wo eine Göttin wohnt mit Hinterlist,
Zwar hold und schön, doch nimmer zu bewegen,
Kalypso, die des Atlas Tochter ist;
Und Umgang mag mit ihr nicht Einer pflegen,
Nicht Gott, noch Mensch, Niemand zu keiner Frist;
Zu Ihr war ich durch argen Gott gekommen,
Als von zerschelltem Schiff ich kaum entschwommen.

Es war uns neu, daß Jemand noch heutzutage die Form einer Dichtung für ein zufällig Kleid, den Hexameter nicht für eine Nothwendigkeit der Homerischen Epopöe hält. Auf Schiller's und Bürger's gereimte Jamben kann man nicht verweisen; unsere Zeit sollte in der Kritik weiter sein. Daß aber Jemand die Odyssee wie Hr. Rinne zu verwässern im Stande, ist uns doppelt neu.

[Herrmann Schulz.]

Vor längerer Zeit theilten wir einige Lieder von Herrmann Schulz mit, deren frische Naivetät wie eine heitere Schalmei im grünen Frühlingswald ertönt. In Leipzig bei Brockhaus erschien unlängst ein Bändchen Lieder von ihm unter dem Titel: „Wanderbuch". Die Naturromantik ist hier Heiterkeit des Geistes, was sie selten ist, und die fröhliche Sangeslust dieser Reise- und Wanderlieder ist durchaus liebenswürdig. Der Verf. ist preußischer Jurist, bisher in Naumburg, aus dem sächsischen Neupreußen gebürtig. Er folgt einer Amtsberufung nach Berlin.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 133. — den 11. Juli 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lebensmagie.

(Fortsetzung.)

„Ich gewinne Sie mit jedem Augenblicke lieber," sagte der Tribunalrath und drückte ihm herzlich die Hand, „denn wunderbarer Weise öffnet sich Ihnen mein ganzes Vertrauen, was ich, ehrlich gestanden, wenigen Menschen, und am wenigsten jungen Herren Ihres Alters schenken möchte. Aber auf Ihrer Stirn, Herr Lobenstein, steht dafür auch mit deutlicher Schrift geschrieben, daß Sie gut und brav und jeder Täuschung unfähig sind, und so lobe ich es mir, wenn die Hand Gottes deutlich sagt, hier wohnt kein Arg und Falsch, jeder Zoll ist ein wackerer Mann."

„Sie haben keinen Sohn?" sagte Herrmann erröthend über die Vorwürfe seines Gewissens.

Der Tribunalrath blickte starr vor sich hin. „Ich habe keinen," sagte er dann mit zorniger Heftigkeit. „Sie berühren unbewußt die verstimmteste Saite meines Lebens, mein junger Freund, aber ich bin so beglückt heute, und mein Vertrauen zu Ihnen ist so groß, daß ich wohl mein ganzes Herz Ihnen ausschütten könnte. Ich hatte einst einen Sohn, aber Kinder können eben so wohl der Segen wie der Fluch ihrer Eltern sein. — Mein Sohn war einer der sogenannten brillanten Köpfe, die leider gewöhnlich auch eben so leichtsinnig sind, und keine ihrer schlechten Neigungen zu besiegen wissen. Ich erlebte Unglück an ihm, das mich tief beugte. So lange ich konnte, hielt meine Strenge ihn in Schranken, und mit redlichem Eifer suchte ich Zucht und Glauben in ihm zu erwecken, aber die Schwäche der Mutter verdarb meine Absichten. Auf der Universität reihte sich Leichtsinn an Leichtsinn, Schulden, schlimme Streiche und endlich schlechte. Ich entzog ihm alle Unterstützung, bedrohte ihn mit meinem Fluche und mein Herz wandte sich ganz von dem Verlorenen, jemehr der Unfriede durch ihn in meinem Hause wuchs. — Er lief in die Welt und verschwand auf lange. Seine Mutter grämte sich zu Tode. Als der Sarg auf der Bahre stand, erschien ein Mensch in Lumpen gekleidet und warf sich weinend über die Leiche. Ich trat zu ihm hin, eine Ahnung sagte mir, wer es sei. — Verworfener! rief ich, hörst Du die Posaunen des Weltgerichts, die Dir zurufen, daß Du sie ermordet hast! Er schlug das lange Haar aus dem verhungerten Gesichte und starrte mich an. — Heuchle weiter, alter Mann, rief er, bete mit Deinen frommen Brüdern, klage mich an, fluche mir, wie Du es gethan, Du wirst Deine Fehler und Sünden nicht abwaschen. Alle wirst Du verderben, die Du zu lieben glaubst, Dein finsteres Gemüth weiß nichts von wahrer Liebe. — Fort mit Dir, rief ich, und stieß ihn zurück, hinaus, Landstreicher! Du hast weder Mutter noch Vater hier."

„Er lachte laut und sah mich trotzig an. Einen Vater, rief er, habe ich nie gehabt. Leb' wohl, tröste Dich mit Singen und Beten und vergiß mich, wie ich Dich vergesse. — Er eilte davon und ich habe den Elenden nie wieder gesehen," sagte der Rath nach einer Pause, in welcher er die Aufregung seiner Gefühle zu bezwin-

Digitized by Google

gen ſuchte. Dieſer Auftritt aber am Sarge meiner Gattin ward ein Quell neuer Qualen. Die Welt nimmt ſtets Partei für den Gottloſen, und man überhäufte mich mit Schmach. — Mein Troſt war mein frommer Glaube an Gott; ich wandte mich ganz zu ihm, zur Einſamkeit und zum frommen Gebet. Ich nahm meine Entlaſſung und floh endlich ganz aus einer Gegend, wo ich ſo viel Unglück erfahren, hieher, in die Arme meines Freundes Wilhelmi, der eingegangen nun zum ewigen Heile mir ſeinen Sohn als ein theures Erbtheil hinterließ."

„Und nie erfuhren Sie etwas von Ihrem unglücklichen Kinde?" ſagte Herrmann erſchüttert.

„Nichts," ſagte der Tribunalrath mit zorniger Haſt, „und Gott behüte, daß ich je wieder etwas von ihm höre. Gerüchten nach ſoll er Komödiant geworden ſein, das iſt der würdige Beruf aller auf ewig Verlornen, die ſich in Sünde und Schande verlieren. Laſſen Sie uns ganz von ihm ſchweigen, ich habe keinen Sohn, aber eine Tochter, die mir bald einen andern zuführen wird."

Mit glühendem Geſicht ſah Herrmann zu ihm auf.

„Ja," fuhr der Rath freudig fort, „Sie dürfen es auch wiſſen, mein junger Freund. Vor einer Stunde haben wir hier die Verlobung gefeiert. Dort oben in der Lindenlaube im Angeſichte Gottes und ſeines ewigen Himmels legte ich Antoniens Hand in die meines neuen Sohnes, Eduard Wilhelmi's. Gläubige Frömmigkeit und wahre Liebe vereinte dies Paar ſchon ſeit Jahren; nun iſt mein höchſter Wunſch erfüllt, ich ſehe das Glück meines einziges Kindes geſichert an der Hand eines würdigen Mannes, eines wahren Dieners des Herrn, und ich kann in Frieden ſterben."

Er ſprach noch lange von dem Glücke ſeiner alten Tage, und wie im Traume hörte Herrmann die Worte an ſein Ohr ſchlagen. Nun war ihm Alles klar: die ſchwermüthige Trauer Antonieus, ihre Thränen, der Troſt des ſtillen Lebens, den ſie gewaltſam feſtzuhalten ſuchte, um ein widerſpenſtiges Herz zu beſiegen. — Seine Bruſt drohte zu zerſpringen unter der Laſt; er wollte reden, ausſprechen, was er mühſam verbarg, und doch wagte er es nicht, denn zu gut wußte er, wie wenig es helfen konnte.

Noch rang er mit ſeinen Entſchlüſſen, als der Prediger die Thür öffnete und Antonien hereinführte.

„Da ſind ſie ja Beide," rief Gerlach freudig, „Braut und Bräutigam. Unſer junger Freund weiß Alles, und bei der Hochzeit muß er der Brautführer ſein."

Wilhelmi warf einen frommen Blick zum Himmel, dann umarmte und küßte er die zitternde Antonie. „Ich habe mir Ruhe nach dem ſchönen Augenblicke geſucht, welcher dies fromme Herz mir ewig verband," ſagte er. „Am Grabe meines Vaters habe ich mir Segen erfleht und kehre nun geſtärkt zu meinen Lieben zurück. Ja, meine geliebte Antonie, wir werden mit dem Beiſtande des Herrn glücklich ſein."

Seine Augen ruhten auf Herrmann, der mit Mühe ſeine Bewegung bezwang, und leiſe, eilige Glückwünſche ſprach.

Ein kalter Hohn ſchien des Predigers Geſicht zu beleben, als er ihm dankte. „Leider," ſagte er, behandelt dieſe ſündenvolle Welt ſelbſt das heilige Sacrament der Ehe nur zu oft mit dem ganzen Leichtſinne der tiefen Verderbniß, welche ſich krebsartig eingefreſſen hat. Es iſt ein Vertrag um Gut und Geld, oder um Macht und Anſehen, und den zeitlichen Vortheilen opfert man Alles, ſelbſt Glauben und Ehre; oder es iſt eine Lockung ſinnlicher Luſt, aus der das Unheil erwächſt. Ich aber ſchließe dies heilige Bündniß mit einem reinen gottgefälligen Herzen, welches keine irdiſche Eitelkeit kennt, und auch Antonie liebt nicht den ſündigen Leib, ſondern die Seele, welche zur Tugend ſtrebt."

Peinliche Stunden vergingen. Herrmann hatte öfter im Kampfe mit ſich ſelbſt aufſpringen und ihnen zurufen mögen: Nennt mich nicht Freund, ich betrog Euch, ich gehöre zu den Verworfenen, welche Ihr verdammt, aber ein ärgerer Komödiant iſt jener dort, der dies arme Kind verderben, der Dir, alter Mann, Deine letzte Hoffnung zerbrechen wird. — Antonie, ſtill und leidend, ſaß ihm gegenüber, eine unbeſchreibliche ſanfte Trauer umſchleierte ihre klaren Augen, und nur zuweilen begegnete ihm ein Blick, der ſchmerzliche Ergebung ausſprach.

Endlich ging er und verlebte eine kummervolle Nacht. Wie ein Nebel ſank es vor ſeinen Augen. Sein Verhältniß mit der Schauſpielerin trat plötzlich vor ihn hin. War er es nicht, den Wilhelmi meinte, als er von Bündniſſen ſprach, denen man Ehre und Glauben opferte? Bündniſſe, die Sünde und Laſter gebären? Hier die verſchlagene Coquette, dort die unſchuldige Seelenreinheit eines Weſens, in deren Blicken er Kummer und Liebe las. — Sein Kopf erhitzte ſich bis zum fieberhaften Wahnſinn. Tolle hoffnungsloſe Pläne hielten ihn wach, aber mit Entſetzen und Ekel dachte er an den Morgen, der ihn zu Charlotten führen ſollte.

„Ich muß dieſe Bande zerreißen," rief er endlich; „ich will fort, gleichviel wohin, nur fort, oder ich werde toll."

„Ohne Zweifel seid Ihr jetzt auf dem besten Wege dazu," sagte die scharfe Stimme Rosenberg's hinter ihm. — Herrmann sah sich um, der Schauspieler stand an der Thür, den Hut auf dem Kopfe, die Hände in den Taschen und mit den listigen Augen ihn musternd. — „Fort, hinaus in die Welt, drei tausend Thaler und die Braut im Stich lassen," fuhr er fort. „Ihr seid schon toll, würdiger Freund, o! welche große Seele ist hier zerstört, hilf ihm, allgütiger Himmel! Was hat die süße Ophelia Euch angethan, Freund? Hat sie Euren wahren Kern entdeckt, oder ist der alte Maulwurf zwischen Euch und die schönen Augen seiner Tochter gefahren?"

„Wenn Ihr mir helfen wolltet, Rosenberg," rief Herrmann bittend.

„Den Himmel betrügen oder die Hölle!" schrie der Schauspieler, „ich bin Euer Freund; wir harmoniren zusammen wie Romeo und Mercutio, und sind vortreffliche Musikanten."

„Ich muß fort, schnell, noch heut', verschafft mir die Mittel.

„Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht ist mit seiner Qual," sagte Rosenberg, „aber Menschen sind eben überall und darum ist auch an allen Orten Qual. Zum Henker mit Eurem Jammergesicht, heirathet wie ein guter Staatsbürger, liebt und genießt wie ein Franzos, und laßt die Welt gehen, wie sie eben geht.

„Ich kann mich mit Charlotten niemals verbinden," rief Herrmann heftig. „Mit offenen Augen mich ins Verderben stürzen, geht über meinen Kopf."

„Steht es so," sagte Rosenberg nachdenkend. „Wollt Ihr etwa wie ein hitzblütiger Narr mit der Andern auf und davon gehen?"

Herrmann wandte sich unwillig ab. „Nichts will ich," rief er, „als frei sein."

„Und darum wollt Ihr fortlaufen, wie ein Thor. Giebt es denn nicht tausend Mittel und Wege, Euch ehrenvoll aus der Schlinge zu ziehen? He, was sagt Ihr, wenn ich Euch in wenigen Tagen die ehrenvolle Erlaubniß dazu, und ein Reisegeld von vier oder fünf tausend Thalern verschaffe?"

Herrmann sah ihn zweifelhaft an und schüttelte den Kopf.

„Schwört! daß es Euch Ernst ist," rief der Schauspieler, „dann laßt uns handeln."

„Wenn es möglich wäre, ich verspreche Euch — "

„Einen solennen Abschiedsschmaus, der vollkommen hinreichend ist," schrie Rosenberg lachend, „so setzt Euch und schreibt!"

Herrmann nahm die Feder, und Rosenberg dictirte ihm einen Brief an Charlotten voll inniger Liebesbetheuerungen in den überschwänglichsten Ausdrücken. — „Sehnsüchtig erwarte ich die Stunde," hieß es zum Schluß, „wo ich zu Ihren Füßen Ihnen sagen kann, was ich empfinde. Ihre gütigen Worte haben mir Muth gegeben, diese Gefühle, welche mich verzehren zu gestehen, in Ihren schönen Augen glaubte ich eine Theilnahme zu lesen, die mich mit Entzücken erfüllt. Doch fliehen will ich und zu vergessen suchen, wenn Ihr Herz nicht ganz und allein mir gehört. Bedenken Sie das wohl, theuerste Charlotte, ach! ich liebe Sie so sehr, daß jedes Sonnenstäubchen mir Herzklopfen macht, weil es ungestraft Sie berühren darf." —

„Und jetzt siegelt und macht die Aufschrift," sagte Rosenberg, „und meinen Kopf zum Pfande, dieser zärtliche Brief verschafft Euch Alles, was Ihr wünscht."

„Und nun," sagte Herrmann.

Rosenberg riß lachend das Siegel auf und steckte den Brief in die Tasche. — „Jetzt," sagte er, „habt Ihr nichts zu thun, als heute krank zu sein, Euer Zimmer zu hüten und ein Paar duftende Billets zu beantworten, die Euch von drüben kommen werden. Dann geht Ihr morgen zur bestimmten Stunde zu ihr hin, das Weitere wird sich von selbst finden, nur bleibt Eurem Vorsatze treu, Nachmittag bringe ich Euch Instructionen."

Er pfiff ein Liedchen und ging. „Mag geschehen, was da will!" rief Herrmann erröthend, „ich ahne dieses Briefes Bestimmung, aber gleichviel, wodurch mir geholfen wird."

Am nächsten Morgen trat er mit Herzklopfen in das Vorgemach Charlottens. Er öffnete leise die Thür, sie saß auf dem Sopha, den Kopf in die Hand gestützt, eine sanfte Trauer umwölkte die schönen Augen.

„Setzen Sie sich zu mir, mein Freund," sagte Sie, „wir haben wichtige Dinge zu verhandeln. Ich dachte an Sie und bin von Herzen betrübt, in Kummer und Zweifel. Manches zeigt sich dann schwer, was Anfangs so leicht schien. Ich frage mich, kann ich den Mann meiner Liebe auch glücklich machen?"

„Ich vertraue ganz dieser Liebe," erwiederte er zärtlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

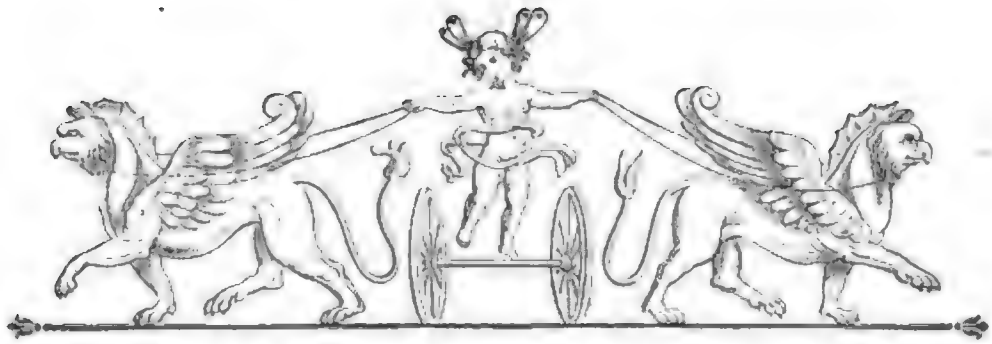
Aus Dresden.

[Semper und Bendemann, Architectur und Malerei.]

In den guten alten Zeiten deutscher Gemüthlichkeit, wo es ein Ilm-Athen, ein Pleiße-Athen gab, — Ramler, in einer seiner speichelleckenden Oden, sagte von Berlin, es sei Cypern, Tyrus und Athen zusammen — sprach man auch von einem Elb-Athen, das sich Dresden nennt. Elb-Athen gründete seinen Kunstruf nur auf die Sammlungen von alten Gemälden, Statuen, Kupferstichen, u. s. f., nicht auf die Zeichen einer sich lebendig fortentwickelnden Kunstthätigkeit, es sammelte Meisterwerke, aber es schuf keine. Fast alle deutschen Hauptstädte überflügelten Dresden an regsamem Kunstleben, so besonders Berlin und München, zuletzt selbst Düsseldorf. Sogar an architektonischer Wirksamkeit stand Dresden lange Zeit hindurch hinter Städten dritten Ranges wie Darmstadt, Carlsruhe u. s. w. zurück. Es schien in den Umgebungen seiner reizenden Natur selbstgenügsam, selbstzufrieden auszuruhen und nichts darüber hinaus zu begehren. Seine Maler, deren es zu Zeiten einige gehabt, bildeten nie eine Schule, und werden wenig zur Sprache kommen, wo es sich um eine Charakteristik der modernen deutschen Malerkunst handelt, wie sie sich jetzt an verschiedenen Punkten Deutschlands in so kräftiger Wirksamkeit entwickelt hat. Auf die bekannten Maler, die es jetzt aufweist, hat leider eine gewisse aristokratische Kritik ungünstig eingewirkt; einzelne extravagante Richtungen können sogar als vollkommene Verirrungen bezeichnet werden. Hierzu gehören Friedrich's vordem so überschwänglich belobte Landschaftsbilder, auf denen das farbenreiche, beseligende und heitere Leben der Natur gänzlich verdämmert, verdunkelt und vernebelt erscheint und von eigentlicher Kunstübung nicht mehr die Rede ist. Wie kann man so den Kern der Natur umgehen wollen, um zu mysteriösen Beziehungen zu gelangen, die eher alles Andere als Gedankenbilder und Ideenverkörperungen sind? Dennoch hat Carus, sehr schätzbar als Gynäkolog und Physiolog, diese Richtung mit Gründen zu vertheidigen versucht, welche beweisen, daß über Gegenstände der Kunst zu urtheilen ihm kein Recht zusteht, obgleich seine kritischen Ansichten hier immer noch Geltung haben. — Gegenwärtig entwickelt sich hier eine Bauthätigkeit, welche für das Gedeihen der Kunst überhaupt von großem Nutzen zu werden verspricht. Der Entwickelung der Architektur pflegen die übrigen Künste bald nachzufolgen und mit ihr Hand in Hand zu gehen. So war der Gang der Künste in München, selbst in Berlin. Der Neubau des Theaters in Dresden wird besonders der Sculptur Gelegenheit geben, sich lebenskräftiger und nach andern Seiten hin, als es bisher geschah, zu entwickeln. Referent sah von Hähnel, einem jungen talentvollen und, so viel wir wissen, in München gebildeten Bildhauer, eine Reliefgruppe in Thon modellirt, welche in einen größern Cyclus, einen Bachuszug vorstellend, gehört, und zur Ausschmückung des Theaters bestimmt ist. Die Gruppe ist leicht und klar gegliedert, der Ausdruck in Gott, Halbgott, Centaur und Panther wahr und lebendig, die Gewandung schön behandelt, das Ganze voll Bewegung, die durch die Gesetze antiker Ruhe gezügelt erscheint. Ueber das Theater, in Rundform erbaut und mit Säulenhallen versehen, läßt sich bei seinem jetzigen noch embryonischen Aussehen, nicht genügend urtheilen; indeß scheint der Gedanke, den der Künstler dabei befolgte, durchaus neu zu sein. Man glaubt daß Semper, der Erbauer, bei allen Kunstverständigen durch diesen Bau seinen Ruf begründen werde. Ein anderes Gebäude desselben Architekten, die leider zu versteckt liegende Synagoge, ist mehr orientalisch seltsam als schön und gefällig, auch möchte der Architekt zu warnen sein, daß er in seinem Streben nach Neuheit und Originalität nicht über die Gränzen der architektonischen Schönheit hinausgehe, wobei man auf den Abweg der Bizarrerie zu gerathen leicht Gefahr läuft. Die zwölf für die Aula des leipziger Universitätsgebäudes bestimmten Reliefs von Ritschel, welche die Culturgeschichte der Menschheit versinnbilden sollen, sind gut gedacht, wenn auch nicht immer eben so verständlich zur Anschauung gebracht, ein Mangel, welcher bei plastischen Gegenständen dieser Art überhaupt nicht zu vermeiden ist. Die hier im Schwange gehenden Ansichten unserer kritischen Tories haben den geschickten Künstler vermocht, unter den Repräsentanten deutscher Cultur und Wissenschaft, neben Kant, Lessing, Goethe u. A. von Humboldt, unsern Nationaldichter Schiller auszulassen, was besonders von den Leuten aus dem eigentlichen Volke, die doch auch bei gesundem Menschenverstande sind und sich Goethe und Schiller als unsere Dioskuren immer bei einander denken, mit Recht schmerzlich empfunden wird. Einen so antinationalen Zug würde sich z. B. ein französischer Künstler bei ähnlichen Gelegenheiten nie gestatten, noch gestatten dürfen, wenn er nicht dem Tadel der Nation selbst verfallen wollte. Ob Bendemann, dem Boden, der ihm seine künstlerische Nahrung gewährte, entrissen, hier in der Pracht seines Talents fortbestehen wird, dürfte zu bezweifeln sein. Man ist hier in gewissen Kreisen der Gesellschaft zu kritisch unfrei, man „düftelt" zu viel, wie es der Sachse selbst gut zu bezeichnen weiß. Ein eigentliches freies Künstlerleben, wie es zum Gedeihen der Kunst durchaus nothwendig, findet hier nicht statt, und zuletzt ist Baierns gesundes nahrungskräftiges Bier einem Künstler immer noch zuträglicher, als Dresdens gemüthlicher Thee nebst kritisch süßlichem Zubiß. Daß Bendemann für einen spekulirenden leipziger Buchhändler Bilder zu einer Ausgabe der Nibelungen zeichnet, ist bekannt. Hiermit wird aber höchstens einem buchhändlerischen Unternehmen, nicht der deutschen Malerkunst aufgeholfen, zumal da Cornelius mit seinen großartigen Nibelungenbildern, deren Gestalten in der Kunstwelt typisch geworden sind, dem dresdner Zeichner vorangegangen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 134. — den 12. Juli 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lebensmagie.

(Fortsetzung.)

„Ich fürchte so Vieles," erwiederte Charlotte seufzend. „Mein theurer Freund, das Leben führt uns oft in bedrängte, beklagenswerthe Lagen. Man geräth in Irrthümer und erkennt zu spät die Wahrheit. Wir müssen uns prüfen, Beide fest und lange prüfen, ehe wir wählen. Ich stehe ziemlich allein in der Welt und bin doch vielfach gebunden. Sie sind kaum auf den bunten Markt getreten und jung, sehr jung, tausend Wege liegen vor Ihnen, das Glück hat so viele Kränze für Sie."

„Welche dunkle Deutung liegt in Ihren Worten, theuerste Charlotte," versetzte er.

„Ich mache mir Vorwürfe, Sie vielleicht durch eine Leidenschaft von einem besseren Glücke abzuziehen," erwiederte sie leise, „und zweifle wirklich, ob Sie, mit mir verbunden, den Frieden finden, welchen Sie verdienen. Unsere Charaktere sind so verschieden, unsere Lebensansichten begegnen sich so wenig."

„Alles werde ich thun, um Ihren Wunschen Folge zu leisten!" rief er mit Leidenschaft ihre Hand ergreifend.

„Das dürfen Sie nicht und können Sie nicht," erwiederte sie. „Der Mann muß seinen Grundsätzen folgen, die Frau sich diesen anschmiegen. Solche Aenderungen, von Leidenschaft hervorgerufen, sind kurz und trügerisch. Dann bricht das Unheil herein, die Vorwürfe, der Streit. Ich, mein Freund, so gern ich möchte, kann Manches nicht aufgeben, Verhältnisse nicht lösen, welche leicht verkannt werden und verletzend wirken könnten, und sagten Sie mir nicht selbst oft, daß ohne dies mein Besitz Ihnen niemals genügen könnte?"

Herrmann schwieg mit dunkelgeröthetem Gesicht. Gern wäre er aufgesprungen und hätte freudig mit einem Worte sich frei gemacht, aber der Rath seines Helfers hielt ihn zurück.

„Sie wünschen," sagte er mit scheinbarer Verzweiflung, „ein voreiliges Versprechen zu lösen; doch haben Sie auch bedacht, wie schmerzlich ich leide?"

„Und leide ich weniger!" versetzte sie vorwurfsvoll. „Nein, mein Freund, wir dürfen hier nicht bleiben, wo wir täglich den Schmerz erneuen."

„Ich würde gehen, wenn es möglich wäre," versetzte Herrmann düster.

„Ihr bindender Contract," erwiederte sie lebhaft. „Er muß gelöst werden, Sie müssen volle Entschädigung erhalten. Fordern Sie. O, mein Freund, wenn Sie wüßten, welche Kämpfe ich bestand. Man würde vielleicht nicht abgeneigt sein, mich vermählt zu sehen, doch müßte meine Wahl sich manchen Bedingungen unterwerfen. — So lassen Sie mich denn mit mir allein," fuhr sie hastig fort, „ich bin nicht unglücklich, gewiß nicht. Sehen Sie doch, wie Alles um mich reich geschmückt ist! Sagen Sie mir kein Lebewohl, denken Sie meiner, lieben Sie mich, wenn Sie können, und wenn wir ruhiger sind, sehen wir uns wieder."

Sie bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und ging rasch in ein Nebengemach. Herrmann entfernte sich traurig und vorwurfsvoll.

Als er in sein Zimmer trat, streckte sich Rosenberg behaglich auf dem Sopha. — „Welches Unglück verkünden Eure Mienen, La Hire!" rief er und richtete sich auf. „Mann, Ihr seht aus, als müßte morgen Hochzeit sein."

„Ich bin frei," erwiederte Herrmann, „aber betrübt über die Mittel, welche ich wählte, und kummervoll über den Schmerz, den sie empfindet."

Rosenberg lachte laut auf und warf sich in die Kissen zurück. — „Es ist doch schade," sagte er, als er Herrmann's Erzählung gehört hatte, „daß Ihr nicht ein Paar geworden seid. — Man hätte vortreffliche Betrachtungen machen können, was eine kluge Frau aus einem empfindsamen Schwärmer herausbilden kann. Es ist eine der weisesten Einrichtungen der Natur, daß jeder gute Mann die beste Frau zu haben glaubt, und selten Einer mit dem Andern tauschen möchte. — Was Charlotten betrifft, mein trauernder Ajax, so mäßigt Euren Gram. — Stellt Euch vor, gestern fand ein hoher Herr zufällig einen Brief, der ihm sichere Andeutungen lieferte, seine Geliebte gehe damit um, einem jungen Hitzkopfe die Hand zu reichen. Der hohe Herr hat Rücksichten zu nehmen; es wäre ihm ganz erwünscht, wenn ein verständiger Mann dem zarten Verhältniß seinen Namen liehe, und besonders jetzt, wo gewisse Umstände dies doppelt wünschenswerth machen. Einem solchen verständigen Manne würden sich vortreffliche Aussichten bieten, ein bequemes gesichertes Leben voll Freuden und Genüsse. Von jenem jungen Menschen war jedoch die nöthige Einsicht durchaus nicht zu erwarten. Der hohe Herr zürnte sehr, befahl der zärtlichen Dame, dies unpassende Verhältniß sofort zu lösen, und nur ihre Schwüre, daß es ihr niemals Ernst gewesen, daß sie mit seiner verliebten Thorheit nur gespielt habe, besänftigten seinen Zorn. Heute in aller Frühe erhielt ich den Befehl, bei ihr zu erscheinen. Mein theurer Freund, sagte sie mit ihrer süßen Stimme, ich vertraue Ihnen ganz. Wir müssen den Unbesonnenen entfernen, Sie werden mir einen unendlichen Dienst leisten, wenn Sie ihn bewegen, mich und diesen Ort zu verlassen, vor allen Dingen mir meine Briefe zurückzuschaffen, damit er nicht etwa später aus Rachsucht —"

„Genug," rief Herrmann mit dem tiefsten Unwillen und eilte an seinen Schreibtisch. „Hier sind diese Briefe, ich danke Euch, Rosenberg, nie werde ich Eure Freundschaft vergessen, und sagt ihr, nie würde mein Mund, meiner selbst willen, jemals bekennen, welch Thor ich war."

Rosenberg steckte das Päckchen lächelnd ein. „Ihr seid noch sehr weit davon, weise zu werden und die Welt zu kennen," sagte er, „sonst gäbt Ihr nicht so leicht auf, was Euch nützen kann. Aber ich liebe Euch darum. Einst war ich auch ein Narr aller Tugenden, meine Seele dürstete nach dem, was die Menschen edel und groß nennen, und somit machte ich einen dummen Streich nach dem andern. Lief in die Welt hinaus, fügte mich den Lehren nicht, hielt es für besser, Amboß als Hammer zu sein, zerriß theure Banden, ward mit Schmach und Schimpf bedeckt, gestoßen und betrogen, bis ich einsehen lernte, klug müsse der sein und alle Dinge recht zu benutzen verstehen, der seinen Zweck erreichen will. Das merkt Euch, Freund, diese Lehre nehmt mit auf den Weg. Benutzt die Umstände und die Menschen, wie es geht, so wird es Euch auch wohl gehen und ihr lange leben auf Erden. Und was wollt Ihr nun beginnen?"

„Fort von hier, so schnell als möglich!" rief Herrmann.

„Damit könnt Ihr heute noch zu Stande sein," sagte Rosenberg. „Der Intendant läßt Euch durch mich sagen, daß Euch der einjährige Betrag Eurer Gage gegen Lösung des Contractes zu Diensten steht. Aber handelt und man gibt auch mehr."

„Es ist mehr als zuviel," sagte Herrmann.

„Ihr wollt nicht weise sein," erwiederte der Schauspieler ärgerlich, „so überlaßt mir die Sache. Aber wie steht es denn mit dem einsamen Liebchen im Gartenhause, wollt Ihr die auch verlassen?"

„Ich habe verloren, was ich nie besaß," sagte Herrmann.

„Recht poetisch!" rief Rosenberg. „Ihr seid ein Narr des Glücks so gut wie Romeo, wer wird verzweifeln, wenn etwa ein unbequemer Paris erscheint. Geht und sprecht mit ihr, Herr von Lobenstein. Ihr habt morgen vier oder fünf tausend Thaler in der Tasche, damit lassen sich größere Wunder thun, als etwa ein Schlaftrunk kaufen. Seid gescheidt, meine Hülfe soll Euch nicht fehlen, und wie Ariel bin ich zu Euren Diensten, wenn Ihr winkt." —

Es war alles so, wie Herrmann gesagt hatte. Am nächsten Tage ward der Contract gelöst und fünftausend Thaler an Herrmann gezahlt, der gern das Versprechen leistete, so bald als möglich sich zu entfernen. Der

intriguante Schauspieler machte bei allen diesen Dingen den Vermittler, und lachend zeigte er ihm an, daß seine eigene uneigennützige Aufopferung fürs Erste wenigstens mit einer mehrjährigen Erneuerung seiner Verhältnisse und bedeutender Vermehrung seines Gehaltes belohnt worden sei. — „So schlägt man oft zwei Fliegen mit einem Schlage," sagte er, „die größte Kunst dabei ist, alle Theile völlig zufrieden zu stellen, und sich im schönsten Lichte eines wahren Menschenfreundes zu zeigen. Aber so muß man diese Geschöpfe behandeln, sie wollen es nicht besser. Gebt wohl acht, theurer Freund, Ihr werdet nächstens mehr hören, denn es gibt Dinge im Himmel und auf Erden, Horazio, von welchen Ihr Euch nichts träumen laßt."

Herrmann hatte seine Abreise geordnet. Lange schwankte er, ob er Antonien und ihren Vater noch einmal wiedersehen sollte, und doch verlangte ihm danach. Eine sehnsüchtige Hoffnung war in ihm wach geblieben. Es that ihm wohl, von seinen Freunden scheiden zu können, ehe diese seine Täuschung entdeckten, er konnte von ihnen gehen und ihre Liebe mit sich nehmen, sein Andenken war ein reines und edles.

Mit dem Abendscheine trat er in die Laube und fand Antonien allein. Eine hohe Röthe färbte ihre Wangen. Sie stand auf und trat ihm entgegen, er führte sie sanft zurück.

„Wenige Minuten nur," sagte er leise, „wird es mir noch vergönnt sein, Sie zu sehen; dann legt sich eine ernste lange Trennung zwischen uns, und wenn ich Sie einst wiederfinde, Antonie, wenn nach Jahren vielleicht mein Fuß diesen Ort betritt, werden Sie sich des flüchtig Bekannten kaum mehr erinnern.

Ihre Hand zitterte in der seinen, sie sah ihn mit einem innigen Blicke an. — „Sie wollen fort," flüsterte sie, „es muß so sein, es ist gut so, doch vergessen werde ich Sie nie."

„Und können Sie glücklich werden!" rief Herrmann mit steigender Gewalt. „Sehen Sie den Abgrund nicht, der vor Ihnen aufgethan ist? — Nicht ich, o! ich fühle es, ich weiß, was mich von Ihnen trennt, aber er mit seiner heuchelnden Frömmelei, er darf Sie nicht besitzen."

„Im Namen des Himmels!" rief Antonie weinend und faßte seinen Arm, „schweigen Sie. Soll mein Vater sterben vor Gram? Kein Opfer ist mir zu theuer."

„Lassen Sie mich mit Ihrem Vater sprechen," sagte Herrmann, „Lassen Sie mich ihm sagen, was meine Theilnahme gebietet. O! Antonie dürfte ich für mich sprechen, dürfte ich ihm sagen, was ich empfinde und was ich mühsam Ihnen nur halb verhehlen kann."

Er preßte ihre Hand an seine Lippen. Widerstandslos duldete sie es, daß sein Arm sie umfing, daß seine Wange die ihre berührte.

In diesem Augenblicke drang die heftig scheltende Stimme des Tribunalraths zu ihnen. Aus dem Weingange dicht an der Laube kamen die drohenden Worte. Mit einem Schrei flog Antonie aus den Armen des Ueberraschten. Er erblickte den alten Herrn, der Rosenberg den Gang herauf in die Laube zog, langsam schritt Wilhelmi hinterher.

„Was willst Du hier, Du Elender!" rief der Tribunalrath, „hast Du nicht genug Schande auf mich gebracht. Verfolgst Du mich bis in diesen Winkel der Erde, wo ich täglich zu Gott bete, Dich niemals wieder zu sehen."

„Wenn es Sie beruhigen kann, daß ich keineswegs diese Absicht hatte," sagte Rosenberg kalt, „so versichere ich, daß ich nicht ahnte, Sie hier zu finden."

„Wahrscheinlich," sagte der Prediger kalt, und deutete auf den erblaßten Nebenbuhler, „suchte der Herr nur seinen Freund dort, den Schauspieler Herrmann."

„Sind Sie das!" rief der Rath empört, „Sie, mit dieser offenen Stirne, mit diesem Auge, das nur Wahrheit zu sprechen schien. O! mein Gott, strafe Du das Laster."

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden. (Beschluß.)

[Der Dichter J. Mosen. — Vernachlässigung alles Classischen auf den deutschen Bühnen.]

— Von dem Maler Bähr, dessen Portrait J. Mosen's sich auf der leipziger Kunstausstellung befand und durch Aehnlichkeit und geistreiche Auffassung anzog, sah Ref. eine treffliche Composition „die Wiedertäufer in Münster", deren Gegenstand schon in unseren durch die Schwere religiöser Fragen ausgezeichneten Zeit interessiren dürfte. Diese Gruppe von religiösen Familien ist reich und bewegt, sie steigert sich in einzelnen Figuren bis zum leidenschaftlichen Ausdruck, der von dem gröbsten Materialismus und der stumpfsinnigsten Brutalität bis zur fanatischsten Schwärmerei und der feinnervigsten Verrücktheit religiöser Ueberspannung eine Stufenleiter bildet. — Der Dichter J. Mosen, unter Dresdens Poeten derjenige, welcher allein von wirklicher Fortentwickelung und Lebensthätigkeit Zeugniß ablegt, bildet mit seinem gesunden Urtheil, dessen Quell ein kräftiges und naturfrisches Herz ist, unter einem kleinen, aber ausgewählten Kreise von jüngern Literaten und Künstlern ein Gegengewicht ge-

gen die übermächtigen Einflüsse der verdünnten Aristokratenkritik, wie sie sich in dem Tieck'schen Cirkel fortleiert. Mosen's mündliche Reflexionen haben das Eigene, daß sie unwillkürlich fast als poetische Ergüsse hervorquellen und dadurch doppelt anregend wirken. Seine historische Tragödie „Kaiser Otto III." ist vollendet, aber wo ist die Bühne, welche diese hohen Gestalten dem Publikum vorführen wird? — Unser Sommertheater auf dem Linke'schen Bade ist nur im Stande, das Publikum noch tiefer in den unendlichen Jammer des modernen Alltagslebens hinabzuziehen und seinen Geschmack vollends zu verderben. Die Vernachlässigung alles Classischen wird sich einst schwer an unsern Bühnen rächen müssen und sogar ihre Existenz ernstlich bedrohen. Da ist auch nicht eine Bühnenverwaltung in dem ganzen großen, schönen, poetischen Deutschland, welche, sei es auch nur der Sonderbarkeit wegen, ihren Stolz darein setzte, sich nationale Dichter zu erziehen und ein nationales Drama haben zu wollen. Dumas äußerte zu Firmenich, dem wackern Rheinländer, er sei erstaunt gewesen, auf den deutschen Theatern überall französische Stücke und zwar nur den Abfall der französischen Bühne, endlich Stücke dargestellt zu sehen, welche in Frankreich seit zehn Jahren bereits veraltet wären, und doch sei das deutsche Volk ein so geistreiches, poetisches, productives Volk, aber es fehle ihm an nationalem Bewußtsein und die höhere Gesellschaft suche sich eben dadurch als die höhere darzustellen, daß sie sich entnationalisire. *L.*

Notizen.

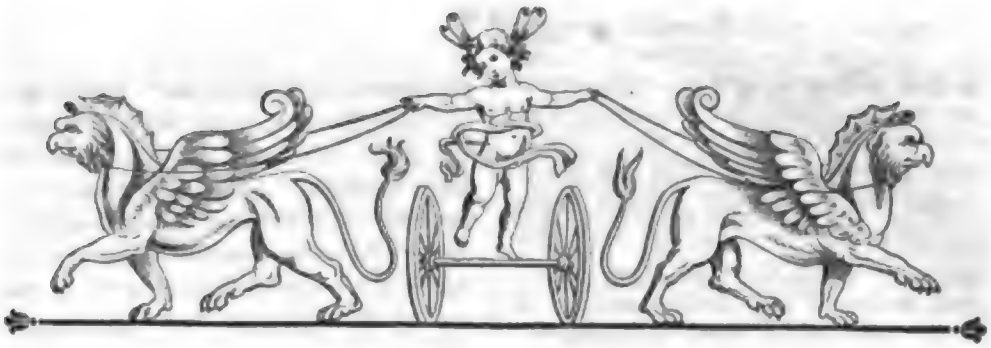
[Caroline Botgorschek, Louise Schlegel.]

Fräulein Botgorschek sang auf der leipziger Bühne den Romeo, zweimal den Sextus, den Tancred, den Othello; auch hatten wir in einem Concerte Gelegenheit, dies glänzende Organ zu hören. Der Alt ist unter den menschlichen Stimmen das Violoncell, von derselben zauberhaft ergreifenden, magischen Wirkung. Es ist nicht specielle Vorliebe für die Altstimme, die uns persönlich bestimmt; es ist die Gewalt der Leidenschaft, die auch allgemein im Alt ihre Triumphe feiert. Vor zwei Jahren hörten wir hier zum ersten Male Caroline Botgorschek, als Concertantin; sie sang unter andern damals dieselbe Arie von Mercadante, die wir dies Mal wieder hörten. Mir däucht, dies grandiose Organ hat an Fülle und Weichheit seitdem noch gewonnen, auch beherrscht es die Sängerin sicherer und vollständiger. Was man damals vermißte, sorgfältige Bildung, Vollendung der Schule, bleibt bei alledem noch jetzt zu wünschen übrig, und gewiß noch so lange, als in der Künstlerin dies höhere Bedürfniß dafür erwacht. Auch in dem Duett aus den Montecchi und Capuletti, das sie mit Frl. Schlegel sang, war der Mangel solider Schule und echt musikalischer Ausbildung merkbar, ob sich auch gleich die ganze Herrlichkeit des Organes hier entfaltete und zuweilen die Kraft, ja die Majestät der Leidenschaft sich hier Raum brach, die alle Kritik für den Moment verstummen läßt. Frln. Schlegel sang im Concert auch Ecco appunto aus Titus, durchaus mittelmäßig; weder Stimme noch Ausbildung, noch geistiger Fond reichen bei ihr aus, um diese großartige Arie voll der zartesten Empfindung, voll der feinsten Nüancen wiederzugeben. Es gehört zum Vortrag einer Mozart'schen Arie dieselbe hohe geistige Cultur, die im Bereiche des recitirenden Schauspiels der Vortrag eines Goethe'schen Gedichts erfordert, eben so viel Feinheit der leisen, zarten Idealität, eben so viel Verständniß für die Eingebungen eines in Einer klaren Begeisterung hingerissenen Genius. Besser gelang der jungen Sängerin die Julia in dem gedachten Duett und die Sophia in dem Terzett aus Sargin, in welchem sich Pögner's herrliches Organ glänzend geltend machte. Das ist ein Organ voll Musik, eben so die Stimme der Botgorschek, jeder Ton Metall. Frln. Schlegel ist bereits ein Opfer der Sucht unserer Zeit, das Talent allzu schnell zu reifen. Dies von Natur so schön bedachte Organ ist bereits gestört, wo nicht zerstört. So jugendlich die Stimme noch ist, die Frische ist schon getrübt, das Metall fort, der Gesichtsausdruck eingelernt und um die Accente, die die Sängerin kraft ihres eignen Impulses nicht fühlt, hervorzubringen, wird aus dem Singen ein Schrei, der geistlos die Luft erschüttert, ohne aus der Seele zur Seele zu dringen, statt der Kraft, die ohne innere Erregtheit nicht herzustellen ist, wird uns blos Stärke gegeben, bloße Stärke aber ist ein leerer Hall. Frln. Schlegel wird lernen, was ihr noch in theatralischer Hinsicht fehlt, um zur Routine zu gelangen, sie hat darin bereits tüchtige Fortschritte gemacht, allein eine wirkliche dramatische Sängerin wird sie nicht werden.

[Die Krönung in Mailand, dargestellt von Lewald.]

Alt-Oesterreich liebt es jetzt mehr als sonst, seinen Völkern glänzende Schaugerichte vorzusetzen. Am 6. Septbr. 1838 war die Krönung in Mailand, gegenwärtig entfaltet der Thron in Preßburg seine Kostbarkeiten. Zugleich wurden auf beiden Punkten Acte der Gnade veranstaltet, in der Lombardei die politischen Flüchtlinge zurückberufen, wobei sich das Gouvernement nur gewisse Ausnahmen vorbehielt; in Ungarn wurde der Mann des Volks, der starke Siebenbürger, Baron Wesselenyi, dessen Eifer sich einen Proceß auf Hochverrath zugezogen hatte, in freier Gunst begnadigt. Die deutsche Literatur wird hoffentlich auch in Preßburg einen Kammerdiener abschicken, um bei diesen Ereignissen, die Feder hinter dem Ohre, aufzuwarten. Die mailänder Krönung hat bereits ihren Geschichtsschreiber in Lewald gefunden. Sein glänzendes Buch in Quart mit den Abbildungen der Festlichkeiten erschien in Karlsruhe, bei Creuzbauer. Wir sehen in Stahl die drei Kronen, welche die Kathedrale von Monza bewahrt, den Einzug Sr. Majestät, in einer Familienscene den großen Act der Gnade, die Krönung selbst, eine Lagerscene und die Einweihung des Arco della Pace. Was den Text betrifft, so kennt man Lewald's gewandte Annehmlichkeit in Darstellung von bunten Lebensbildern, die auf der Oberfläche der Erscheinungswelt schwimmen. Ein Tacitus ist Lewald nicht, er ist weit eher für die Geschichte seiner Zeit ein geschmackvoller Friseur.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 135. — den 13. Juli 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schafhirt.

Von Julius Mosen.

Schafhirt bin ich, dienen muß ich,
Doch mein Herr, der reiche Wicht,
Stößt oft grimmig mit dem Fuß mich,
Schlägt mich in das Angesicht;
Schafhirt bin ich, König wieder,
Seh' ich von den Bergen nieder.

Niemand weiß, daß ich gefunden
Einen Stein voll Zaubermacht,
Den ich trag' zu allen Stunden
In der Tasche Tag und Nacht;
Und ich treibe auf die Weide
Meine Schafe in die Haide.

Wo vorbei die Wolken schaudern,
Streckt wie Stahl sich meine Hand,
Wo die frommen Vögel plaudern,
Starr' ich weit hinaus ins Land,
Wo die Schafe fröhlich grasen,
Spring ich frei auf grünem Rasen.

Aus der Tasche heimlich, blöde
Roll' ich meinen Wunderstein,
Und verwandelt ist die Oede
In ein Schloß mit Säulenreih'n;
Fahnen wehen, Glocken klingen,
Weitauf alle Thore springen.

Schnell die seidenen Gewänder,
Setzt mir auf den Rosenkranz!
Schlingt mir hier die goldnen Bänder!
Rührt die Saiten wie zum Tanz!

An den Brunnen, in dem Garten
Wird mich meine Braut erwarten.

Dort ruht sie auf grünem Sammet,
Um sie weht das blonde Haar,
Und ihr blaues Auge flammet,
Wie Rubin ihr Mund so klar,
Hell wie Schnee die schlanken Glieder,
Und ich sinke vor ihr nieder.

Und sie fragt mich: „Offenbar' es,
Gestern kamst Du nicht, warum?"
„„Samstag gestern, Fürstin, war es,
Ich in Arbeit still und stumm;
Von dem Himmel goß der Regen,
Alle Ställe mußt ich fegen!""

Und sie spricht dann voll Erbarmen:
„Muth und Eisen machen' frei!"
Und an sich mit beiden Armen
Drückt und küßt sie mich dabei;
Bis ich aufwach' wie vom Schlafen
Mitten unter meinen Schafen.

Und zu ihr, zu ihr alltäglich!
Fürst in Waldeseinsamkeit,
In dem Thal ein Schafhirt kläglich
Und im schlechten Lumpenkleid,
Und ich weiß nicht, soll ich's tragen
Oder meinen Herrn erschlagen?

Digitized by Google

Lebensmagie.

(Beſchluß.)

„Amen," ſagte Roſenberg. — „Alſo auf meine Schweſter dort hattet Ihr Euer Auge geworfen, mein armer verworfener Kamerad, ja wenn Ihr beten und heucheln könntet, ſie würde Euch nicht entgangen ſein.

„Fort mit dem Geſindel," rief der Tribunalrath in äußerſter Wuth, „ihre Nähe ſchon iſt ein Verbrechen!"

„Noch einen Augenblick nur," ſagte der Schauſpieler. „Niemand weiß, daß ich die Ehre oder das Unglück hatte, einſt Ihr Sohn zu ſein, und Niemand ſoll es auch erfahren. Ich habe es Ihnen prophezeit am Sarge meiner theuren Mutter, des einzigen menſchlichen Weſens, das mich auf Erden liebte, Sie werden Alles verderben, was Ihnen gehört. Ihre Härte hat vergebens verſucht, mich unglücklich zu machen, ich lebe, und wie ich denke, außerordentlich glücklich, aber nun opfern Sie wie Abraham ihr einziges Kind dem ſchwarzen Geſellen dort. Beten Sie eifrig, daß der Zorn ſich verſöhne, daß Ihr graues Haupt nicht mit Jammer zur Grube fahre. Und nun fort, Freund Herrmann, oder man ſchlägt die Sünder todt."

„Leben Sie wohl, auf ewig, Antonie!" rief Herrmann und ſtreckte die Hand nach ihr aus. — Sie wandte ſich ab und warf ſich an die Bruſt ihres Vaters.

„Kein Mitleid für den verdammten Sünder," rief Roſenberg und zog ihn fort. — „Her zu mir, meine Pferde ſchaudern, Du biſt mein! —"

Sechs Jahre waren vergangen, Herrmann war gereift, er war ein großer Künſtler geworden, deſſen Genius ſelbſt der Neid nicht anzutaſten wagte, als er bei einer Reiſe die Reſidenz wieder berührte. — Im Gaſthauſe traf er bald einen alten Freund, der ihm tauſend Dinge zu erzählen wußte. „Am beſten von Allen," ſagte dieſer, „hat es Roſenberg geglückt. Sie wiſſen vielleicht, er heirathete die Ringheim. Nun, er hat zwei Kinder," fuhr er mit bedeutungsvollem Lachen fort, „allerliebſte hochariſtokratiſche Geſichter. Vor einigen Jahren gingen ſie ganz von der Bühne ab und Roſenberg kaufte eine Domaine, die gerade ganz zufällig veräußert wurde. Es war von je ein ſpeculativer Kopf, glückliche Geſchäfte vermehrten ſeinen Reichthum und vor Kurzem iſt er ſogar geadelt worden. Er hat ein Haus in der Stadt, lebt im Winter hier auf großem Fuße, und beutet die Luſt des Lebens nach allen Seiten aus.

Herrmann blickte zum Fenſter hinaus; eine entſetzlich dürre, lange Geſtalt im ſchwarzen Kleide ſchritt vorüber. — „Iſt das nicht," rief er erröthend und deutete mit dem Finger auf den Gehenden —

„Der Conſiſtorialrath und erſter Hof- und Dompredicer Wilhelmi," verſetzte der Andere; „das Haupt und die Seele aller frommen Beſtrebungen, dem leidigen Zeitgeiſte entgegenzuarbeiten. Doch die Frömmſten haben leider die meiſten Anfechtungen der Sünde, und ſo hochverehrt von allen wahren Gläubigen dieſer würdige Mann und ſeine donnernden Predigten ſind, dennoch behaupten die Spötter, daß es auch bei ihm nach dem alten Spruche heiße: Richtet Euch nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken! Denn ſeine Thür ſoll den Dürftigen und Bittenden immer verſchloſſen ſein."

„Er iſt verheirathet, wie ich glaube," unterbrach Herrmann den Schwätzer mit ängſtlicher Haſt.

„Zum zweiten Male," erwiederte dieſer gleichgültig. „Seine erſte Frau war ſchön wie ein Engel, und obendrein reich an irdiſchen Gütern. Solch frommer Mann hat immer Glück; kaum hatte er ſie, ſo verſetzte ſie Gott in ſein Paradies; man ſagt jedoch allgemein, ſie habe das viele Beten und Faſten im Hauſe ihres heiligen Eheherrn nicht vertragen können und ſei aus Langerweile geſtorben. — Nun," fuhr er lachend fort, ohne das todtenbleiche Geſicht ſeines Nachbars zu bemerken, „gewiß iſt es, die heiteren Züge des reizenden Geſichtchens wurden bald bleich und hager, und als ein Jahr verronnen war, lag ſie kalt und ſtill auf der Todtenbahr, wie es in dem alten Liede heißt. — Vielleicht hatte das arme junge Herz ein geheimes Liebesweh; man ſagte ſo etwas, obwohl nichts weiter zu Tage gekommen iſt. — Ihr alter Vater hatte nur eben noch Zeit, ein goldenes Kreuz auf den Hügel ſetzen zu laſſen, und ein Teſtament zu machen, das den frommen Schwiegerſohn zu ſeinem einzigen Erben ernannte, dann ſargte man ihn in die dunkle Kammer, dicht bei dem Kinde, wo er jeden Tag geſeſſen und geſeufzt hatte. Die reiche Erbſchaft fiel dem heiligen Manne zu, der darüber noch zehn Mal frömmer und geiziger geworden iſt, dann bald wieder heirathete, und diesmal Eine, die wiederum noch viel frömmer und geiziger als er ſelbſt ſein ſoll. So führen nun die beiden verwandten Seelen eine erbauliche Muſterwirthſchaft, in welcher man binnen kurzem das Geheimniß erlernen kann, zur lebendigen Mumie auszudörren, und endlich ganz unſichtbar zu werden."

Hier lachte der Freund wohlgefällig über den eigenen Witz; düſter ſah Herrmann vor ſich nieder, und mit gewaltſamer Haſt führte er das Geſpräch auf andere Gegenſtände.

In abendlicher Stille ging er dann hinaus in die Stadt der Todten. Langsam schritt er durch die Reihen der Hügel, welche die erinnerungsvolle Liebe der Lebendigen mit Blumen und Kränzen schmückt von Geschlecht zu Geschlecht. Da stand das strahlende Kreuz vor ihm, da las er die weitleuchtende Inschrift, ihren Namen und den frommen Spruch der Verheißung, daß sie eingegangen sei zum ewigen Heile. Oben glühte der goldene Schmetterling im letzten rothen Sonnenlichte, der Wind bewegte die Rosen- und Jasminbüsche, der Athem der Verwesung ward von Duft und Blüthen überdeckt.

„Dürfte ich Dich hier suchen," rief er mit zitternder Stimme und seine Thränen sanken auf den Hügel, „wenn die Menschen wären nach Gottes Ebenbilde!"

Ein langer Schatten flog über das Grab. Herrmann schreckte auf, Rosenberg stand ihm gegenüber und sprang im nächsten Augenblicke über den Hügel fort in seine Arme. „Hier muß man Euch suchen, mein schwermüthiger Prinz," rief er, „am Grabe der armen Ophelia, die, wie Ihr glaubt, für Euch gestorben ist? Aber ich sage Euch," stillt Euren Kummer, es war eine ganz gewöhnliche Brustentzündung, die sie in das Land der Seligen abrief. — Macht kein böses Gesicht, Freund," fuhr er fort, als Herrmann unwillig ihn anblickte, „ich habe nichts dagegen, wenn Ihr trauert, und komme auch wohl zuweilen hierher, um einige Augenblicke der Vergänglichkeit aller irdischen Träume und Qualen zu weihen, und nebenbei den Todtengräber für die Pflege dieser Gräber zu bezahlen, deren Bewohner nichts von mir wissen wollten, so lange sie lebten. Aber mein frommer Schwager, der Alles nahm, was mein war, hat diese Todten ganz vergessen, und ich liebe sie nun erst, da sie todt sind. — Doch fort mit den Todten!" rief er dann und strich rasch über die beweglichen Augen, „laßt uns ins Leben zurückkehren. Ein glücklicher Zufall hat uns in die Stadt gebracht, wir haben Eure Ankunft erfahren, es ist Gesellschaft bei uns, man erwartet den großen Künstler mit Sehnsucht, und ganz besonders meine Frau, die den Augenblick gar nicht erwarten kann."

Er zog ihn halb gewaltsam mit sich fort, aber Herrmann weigerte sich standhaft, ihn zu begleiten.

„Also morgen," sagte Rosenberg vor sich, „wenn Ihr durchaus nicht anders wollt. Nach Gall und andern großen Aerzten ist in sechs Jahren der alte Mensch vollkommen aufgezehrt und neu regenerirt, aber sechs Jahre sind vergangen, mein unverbesserlicher Freund, und noch seid Ihr nicht weiser geworden. Charlotte soll Euch ein Billet senden auf duftendem Atlaspapier mit einem Amorkopfe gesiegelt. Das wird Eure Nerven erschüttern und heilen. — Das Billet erschien am nächsten Morgen, aber der Künstler hatte in der Nacht die Residenz verlassen. Er besuchte sie nie wieder. —

Notizen.

[Der wiener Adel gegen die Trollope.]

Der gütige Dr. Bärmann hat unsere schöne deutsche Sprache wieder zur Dolmetscherin eines der schlechtesten Romane von der Welt gemacht. (Vater, Mutter und Sohn. Ein Roman aus Wien, von Mrs. Frances Trollope. Braunschweig, George Westermann.) Nein, er ist nicht schlecht, denn es zeigt sich darin das vielgepriesene Erzählertalent, und eine Kammerzofe mag vor Neugierde dreimal sich aus- und zuzuschnüren vergessen, bis sie die erbaulichen drei Bändchen verschlungen hat. Allein impertinent ist er, unglaublich impertinent, und ignorant zum Ergötzen. Wir berühren nur einen Punkt. Ein schadenfroher Leser könnte bei der Schilderung des wiener Adels ausrufen: „Auch eine Eselin hat einst Weisheit gesprochen, und eine blinde Henne findet manchmal auch ein Korn!" Allein wir sind nicht schadenfroh, wir wollen nur die wiener Journalisten fragen: O, Ihr wiener Journalisten, Ihr habt diesen blauesten aller Blaustrümpfe, die Trollope, in Triumph herumgetragen, weil sie Oesterreich als monarchisches Utopien ausposaunte. Nun hat sie aber Euren Adel blamirt, wie ihn noch kein Demokrat blamirte. Nicht aus bösem Willen that sie es, denn sie fühlte sich glücklich, mitten in der Crême zu sitzen, sie war bloß ungeschickt und schwatzte aus der Schule. Wie wollt Ihr Euch aus der Schlinge ziehen? Ihr müßt sie entweder für blödsinnig erklären, folglich Alles widerrufen, was Ihr zum Preise Oesterreichs über ihre Beobachtungsgabe gesprochen habt, oder Ihr müßt an Eurem Adel die Schmach haften lassen, die sie ihm angethan hat!" Unmöglich können die Zeichnungen, welche Mrs. Trollope vom wiener Adel entwirft, so natürlich sie aussehen, wirklich getreu sein. Sollte diese einflußreiche, mächtige Aristokratie so gedankenlos borniert, so domestikenmäßig sich gegen die Leiter des Hofs benehmen? Wie mag sich der große Staatsmann in der Rolle eines Lafontaine'schen Rührungshelden gefallen, welche die Trollope ihn spielen läßt? Und die Herren Grafen und Barone am Hofe nennen ihn, auch unter einander, nie anders, als des Kaisers Sully. Dieser Vergleich ist ein hinkender Teufel, aber nicht von Le Sage. Sollten die Herren Grafen nicht etwas mehr Geschichte verstehen? — Am lächerlichsten, am abgeschmacktesten aber erscheint in dem Roman aus Wien die sogenannte crême de la crême, eine Verbindung, eine Art Hofmannschaft, die aus den Nobelsten aller Nobeln besteht, voll der kleinstädtischsten Geheimnißkrämerei, der kopflosesten Klatschereien; da wird keine Gräfin angesehen, mit keinem Grafen getanzt, oder ein überflüssiges Wort gesprochen, wenn er nicht zur crême gehört. Und eine von den Vorsteherinnen dieser Verbindung soll die Gemahlin Metternich's sein. Hoffentlich wird man dieses Buch in Wien verbieten, sonst müßte sich ja der gesammte wiener

Adel vor dem gemeinsten wiener Spießbürger schämen, der bei all seiner komischen Vornirtheit mehr Gedanken, bei all seiner moralischen Feigheit mehr Selbstgefühl und Charakter hat. — Die Trollope mag es auch verantworten, wenn die jüdischen Banquiers den wiener Cavalieren kein Geld mehr vorschießen wollen. Sollte es etwa wahr sein, daß die wiener Salonshelden mit solchem Entsetzen vor der Berührung eines Juden zurückschaudern? Und darf ein jüdischer Banquier in österreichischen Staaten ein Schloß besitzen, um darin die Maitresse eines Grafen 20 Jahre lang eingesperrt zu halten? Wie verträge sich dies mit dem monarchischen Utopien? — Einen baronisirten jüdischen Banquier läßt die Trollope Geld auf kleine Pfänder leihen, und sich mit verfallenen Uhren, Ringen u. s. w. herausputzen. Eine ungemein reiche, noble und gebildete Judenfrau, Mme Ruth, welche Shakspeare im Original liest, läßt sie aus bloßer Laune mit einem Franzosen durchgehen, und bei einer wandernden Komödiantentruppe Soubrettensängerin werden. Mehr konnte sie von ihrem Schicksal nicht erfahren, „denn," so fügt sie naserümpfend hinzu, „in den vornehmen Kreisen Wiens will sich kein Getratsch über Jude und Jüdin, über einen Herrn Aaron und eine Frau Ruth auffammeln lassen, die unter dem prunkenden Namen eines Herrn L'Aaron oder einer Mme. Rubini sich als gastspielendes Schauspielergesindel im Lande umhertreiben." — Interessant ist es, daß Menzel diesen Roman in seinem Literaturblatte mit einer Art von zärtlicher Rührung lobte. Möge ihn die Nemesis bald unter den Pantoffel eines Weibes, wie die Trollope, bringen, die, nach der sinnlosen Bosheit ihrer Feder zu schließen, eine ausgezeichnete Xantippe sein muß. —f—

[Richard Savage, oder: große Geister begegnen sich.]
(Eingesandt.)

Richard Savage, der Sohn einer Mutter und geistiges Kind eines leiblichen Vaters, der sich dem deutschen Volke als Leonhard Falk officiell kund gegeben hat, liefert uns einen Beweis für die Möglichkeit einer Metempsychose, da gedachter Richard schon einmal, und zwar am 11. October vorigen Jahres leibhaft über die Bretter des Theater Français in Paris dahinschritt; dann sich ins Grab legte und wenige Wochen darauf — nach Lewald's rühmlichem Zeugniß — unter achttägigen Geburtswehen als drastischer Originaldeutscher in Hamburg in der Bohnenstraße durch Leonhard Falk, — dem Regenerator der deutschen Bühne in spe — neuerdings ans Lampenlicht geboren wurde. — Ungläubige Seelen, an denen unsere Zeit ja so reich, die nicht an eine Seelenwanderung, nicht an eine innere absolute Begegnung der Geister in den Wochenstuben der Literatur glauben, möchten hier vielleicht auf den Verdacht gerathen, Leonhard Falk, der Stern unseres Jahrhunderts, habe seinen nachgebornen Richard nicht in legitimer Ehe mit dem Genius, im Schweiße des Angesichts mit gekrümmten Fingern unter achttägigen Wehen gezeugt, sondern nur von dem ersten französischen Vaterpaar: Mr. Ch. Desnoyer und Mr. Eugène Labat, adoptirt, ihn in deutsche Windeln gehüllt und also mit Pauken und Trompeten auf den großen Bazar getragen; aber fern sei dieser empörende Gedanke, der nicht haften kann an Leonhard Falk. Er, der mit seines Geistes schönsten Gaben zu Felde zog gegen die deutschen Fuhrknechte und ihre merkantilischen Handlanger; er, der die Verschwiegenen geißelte, die nicht reden wollten von den Eltern, denen sie die Adoptivkinder entnommen; er, der reine, redliche, fleckenlose Autor! und Erfinder Bulwer'scher Manuscripte! — er sollte seine Quelle verschwiegen haben, aus der Richard Savage zu ihm gekommen, wenn nicht durch die Mystik einer geistig schaffenden Natur? — Fern sei der Verdacht von dem classischen Leonhard Falk, der seine Krallen allenfalls in das Herzblut seiner Nebenmenschen schlagen, nimmer aber nach fremdem geistigen Eigenthum strecken, und dann damit als einer Autoschöpfung umherstolziren und sich zum voraus lobhudeln lassen wird. Ja mein Glaube an die Redlichkeit dieses Classikers ist selbst dann unerschütterlich, wenn ich folgenden Komödienzettel vor dem gedruckten Originale lese:

Richard Savage.

Drame en cinq actes,

par M. M. Ch. Desnoyer et Eugène Labat.

Représenté pour la première fois, à Paris, sur le théâtre français par les comédiens ordinaires du Roi, le 11. Octobre 1838.

Distribution de la pièce:

Premier acte.

Nancy Gore, paysanne galloise . . .	Mlle Noblet.
Anna, comtesse de Macclesfield . . .	„ Mante.
Lord Rivers, magistrat, proscrit par un arrêt du parlement	Mr. Desmousseaux.
Un Constable	„ Fonta.
Un Laquais	„ Foure.

La scène se passe en 1697. à Londres, chez la comtesse de Macclesfield.

Les quatre derniers actes.

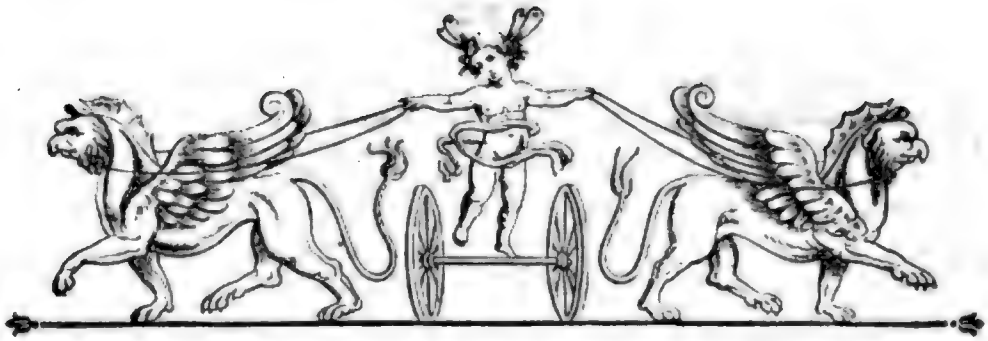
Nancy Gore	Mlle. Noblet.
La Marquise de Lushington . . .	„ Mante.
Le Marquis de Lushington, gouverneur de Londres	Mr. Charles.
Richard Savage, poète, et apprenti cordonnier	„ Beauvallet.
Lord Rivers, chef du Bank du Roi .	„ Desmousseaux.
Richard Steele, journaliste, ami de Rich. Savage	„ Menjaud.
Daniel Page, attorney general . . .	„ Leroy.
Jonathan Digg, maître cordonnier . .	„ Arsène.
Marie, sa nièce	Mlle. Ralent.
Un Laquais de Lushington	Mr. Alexander.
Un Greffier (cinquième acte) . . .	„ Mathieu.

Les quatre derniers actes se passent vingt ans après le premier.

Solches Alles aber sei mitgetheilt, einem nachtheiligen Verdachte und jedem bösen Leumund schon zum voraus vorzubeugen, von einem Freunde und Verehrer Leonhard Falk's, des größten deutschen dramatischen Dichters in spe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld

(Hierbei die Bücheranzeige No. 19. von C. Basse in Quedlinburg.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 136. — den 15. Juli 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Literatur in Wien.

Von J. Kaufmann.

Erster Artikel.

Wir singen, wie der Vogel singt,
Wenn er im Käfig sitzt.

Dreißig Millionen Menschen schlafen unter dem Scepter Oesterreichs! Es sind gewaltige Völker, verzauberte Riesen, die dem Throne der Habsburger zu Füßen liegen, und — schlummern; aber in ihren Herzen dämmert eine Welt von Ahnungen, die sie selbst nicht fassen, eine Welt von Träumen, die über keine Lippe kommen. Sie haben alle eine graue Vorzeit hinter sich, und dennoch warten sie noch auf die Zeit ihrer Blüthe, ihrer Jugend. Manches lange österreichische Jahrhundert ist hingegangen, manches geht vielleicht noch hin, und diese Völker werden mit tragischer Geduld den Rosenkranz drehen und auf ihren Frühling warten. Arme Thoren! Während Ihr betet, und schlummert, und träumt, ist er längst mit dem leisen Schritt der Wehmuth an Euch vorübergegangen, und ein Volk hat nicht alle Jahre Frühling, wie ein frommer Lindenbaum, oder ein wohlbebautes Kartoffelfeld; ein Volk darf seine Morgenröthe nicht verschlafen. Ihr aber, so scheint es beschlossen, sollt nur ein düsteres Abendroth haben, Ihr sollt, kränkelnd an dem erfrorenen Frühling in Eurem Herzen, mit früh ergrauten Haaren in die Arme des Alters fallen. Man glaubt dies nicht, und es ist schlimm, daß ein Volk dies nicht glauben mag, so lange es Paläste und Spiegelfenster, bemalte Kirchenscheiben und hohe Thürme mit tönenden Glocken besitzt. Nun denn, so befragt Euer Orakel, fragt die Literatur in Wien, die, ohne es zu wissen und zu wollen, Eure Kassandra ist! Unter dreißig Millionen Menschen, so sollte man denken, muß es eine große, feurige Jugend geben, jene Jugend, die nie ausstirbt, die junge rothwangige Menschenbrut, die den goldenen Himmel der Zukunft dem Atlas gleich auf ihren Schultern trägt. Und eine große, gesunde Jugend streckt entweder selbst den Arm nach Thaten aus, oder sie schmiedet für den Arm des Jahrhunderts einige geistige Blitze. Nun, die Literatur in Wien ist der Brennpunct für jene Jugend, sie ist der Himmel, aus dem jene Blitze flammen sollen. Aber mein Gott! Soll diese stubenluftige, engbrüstige Treibhausliteratur in Wien, soll sie die Jugend von dreißig Millionen Menschen vertreten? Soll dies das prophetische Echo aus dem Herzen so gewaltiger Völker sein, deren Vorzeit so glorreich, deren Kindheit so sagendämmernd und hoffnungsvoll war? Es sieht wie ein Pasquill auf die himmlische Gewalt der Dichtung aus! Göttliche Poesie, jauchzende Heroldin einer schönern Zukunft! Du hast ja das Gezänke von tausend Nationen übertönt, Du hast Welten überdauert, Throne und Frohnfesten, Kreuz und Halbmond, und alle deine Kinder, die Religionen, überlebst du, wie die Sonne den Wandel der Jahreszeiten, — du wirst auch dies überleben. Du bist überall

zu Hauſe, wo nur ein Auge lächelt, wo ein Menſchenherz ſchlägt, wo Himmel und Erde den Schleier von ihrem göttlichen Antlitz lüften; aber haſt du auch in Wien eine Heimath? — Spielſt Du vielleicht nur als goldenes Sommerwölkchen an ſeinem blauen Himmel? Biſt du das nächtliche Freiheitsgemurmel der weißagungsvoll ſchäumenden Donau? Oder hängſt du als Wetterwolke über ſeinen Thürmen und ſchreiſt deinen Donner laut jenem Volke ins Ohr?

O, ſtille, ſtille! Es iſt eine bitter ernſte Sache, über eine Literatur in Wien zu reden! Warum uns noch mehr erbittern? Laßt uns kalt und ruhig ſein.

Die Literatur in Wien iſt der Polarſtern, aber auch der treue Spiegel der geſammten deutſchen Literatur des Kaiſerthums. Von den Karpathen bis zu den Lagunen, von der Schneekoppe bis zum eiſernen Thore von Orſova wird in derſelben wiener Tonart geſungen, werden Himmel und Hölle, Welt und Menſchheit nach derſelben wiener Elle gemeſſen. Wird es nun ſchon einer ſcharf ausgeprägten Individualität ſo ſchwer, bei dieſem vorherrſchenden Tone ſich eine Eigenthümlichkeit zu wahren, ſo iſt dies noch mehr der Fall, wo eine beſondere Nationalität ſich behaupten ſoll. Wie verſchieden nach ihrem Herzblut und ihrem Geſchick die Völker ſein mögen, aus denen etwa dichteriſche Geiſter hervorgehen, — was alle *nicht* ſagen, und *nicht* ſagen dürfen, läßt allen auch nur daſſelbe zu ſagen übrig, daher die geiſtige Uniform, in der ihre Ideen einhergehen, die geiſtige Livree, welche die verſchiedenen Völker tragen. Nur aus dem deutſchen Stamm der eigentlichen Oeſterreicher konnte etwas Eigenthümliches hervorblühen, eine Blüthe aber, deren Duft kaum die Kinder unter dem Volke berauſcht; wo andere Völker eine Nationalpoeſie haben, hat dieſe nur eine Volkspoeſie.

Die öſterreichiſch erbländiſche Poeſie iſt alſo durchaus kosmopolitiſch? werdet Ihr fragen. Ja, wenn Farbloſigkeit, wenn Lauheit Kosmopolitismus ſind. — In unſern Tagen ſchwinden nach und nach der finſtere Nationalhaß alter Zeiten; die Völker reichen ſich über Meere und Länder die brüderliche Hand, und es iſt ein Triumph der Zeit, daß ſie dies früher, daß ſie es aufrichtiger als ihre Herren thun. Mehr aber wird der wahrhafte Kosmopolit nicht verlangen. Was iſt der Einzelne ohne perſönliches Ehrgefühl, was wäre eine Nation ohne Nationalgefühl? — Und der Schmerz der Heimathloſigkeit iſt nicht immer ein großer, erhebender Schmerz; man mag es ertragen lernen, kein Vaterland mehr zu haben, aber wehe dem, der nie eins gehabt hat, und wäre es auch nur ein Vaterland im Geiſte geweſen!

Dieſe Haltloſigkeit, dieſes heimathloſe Weſen mitten im Schooße der Heimath, das iſt der Wurm, der am Herzen der öſterreichiſchen Muſe zehrt. Denkt Euch einen jungen Unterthan Oeſterreichs; er iſt aus irgend einer germaniſirten Provinz; trotzdem aber brennt die lichte Flamme der Begeiſterung in ſeiner Seele, feuriges Blut rollt in ſeinen Adern, und es iſt Eiſen in ſeinem Blut! Seine Mutterſprache iſt deutſch, iſt er darum ein Deutſcher? Nein. Kosmopolit? Nein. Soll die Vorzeit ſeines Geburtslandes ihm ein Selbſtgefühl einflößen, ſeiner jungen durſtigen Phantaſie eine Quelle, dem ſchwanken Stamme ſeines Geiſtes eine Stütze ſein? — Das Clima, die Landſchaften ſeiner Heimath mag er beſingen, aber die Geſchichte, ob er nun ein Pole, Ungar, Böhme, oder was er ſei, die Geſchichte ſeines Vaterlandes iſt anti-öſterreichiſch. Soll daher ſeine Muſe je laut werden, ſo muß ſie gut kaiſerlich ſein. Wie aber ſoll er ſich als Oeſterreicher fühlen? Was knüpft ſich für ihn an den Namen Oeſterreich, als die Erinnerung an die untergegangenen Sterne ſeines eigenen Vaterlandes? Oder ſoll er vielleicht der abſtrakten Ausgeburt eines politiſchen Syſtems Fleiſch und Blut geben? Unter welchem Bilde ſoll er Oeſterreich faſſen? Welches iſt das Symbol ſeines Vaterlandes, das er in den Träumen ſeiner Jugend brünſtig an die glühenden Lippen hielt? Etwa der ſchwarze, zweiköpfige Adler, der über dem Rathhauſe, der Kaſerne und den Tabaktrafiquen ſeiner Mutterſtadt hängt? ...

Und ſo mancher junge Muſenſohn wandert nach der Sonne des Kaiſerſtaates, um auch ein Strahl dieſer Sonne zu ſein. Hat er weder den Muth, ein ſogenannter Tollkopf, noch die Feigheit, ein höfiſcher Schmeichler zu werden, dann bleibt ſeiner Dichtung kein Boden, als die flache Allerweltsbildung, ein Boden, der gewiß keine Urwelt von Gedanken trägt, höchſtens ein duftloſes Leinwandblümchen, den Hut ſeiner Geliebten zu ſchmücken; dann reicht ſeine Weltanſchauung von der Burg bis zum Stephansthurm, und er mag ſich nur hinſetzen auf alle Kreuzwege, wie die ſtereotypen, krüppelhaften wiener Leiermänner, mit einem athemloſen Inſtrument, deſſen Töne der Wind verweht, und um ein Almoſen der frivolen Menge, um ein mitleidiges Lächeln der großen Herren buhlen.

Wäre die Muſe Oeſterreichs immer, wie die Grillparzer's, die nach Börne's rührender Klage mit rothgeweintem Auge, geſchmäht und geſchändet, früh von der

Wachtstube schleicht: o, darin gäbe es einen großen Trost, sie wäre des Mitleids eines Börne würdig. Aber, nein! sie wandelt aus einer Antichambre in die andere, buhlt um ein Bändchen, um ein Sternchen, und rühmt sich ihrer egoistischen Klugheit, rühmt sich ihrer Entwürdigung! Für sie gibt es keine Vergangenheit, keine Zukunft, keine Weltgeschichte. Die Menschheit selbst mit all ihren Heilanden, Märtyrern und gefallenen Völkern hat für sie umsonst geblutet. Sie besingt das selige Gefühl der Subordination, und die Gesetze des öffentlichen Anstandes; Patriotismus ist ihr Unterthänigkeit, das Recht eine Justizsache, die Wahrheit eine Phrase, und Ehrlichkeit die höchste Seelengröße.

Dennoch möchte ich selbst nicht den ersten Stein aufheben gegen diese entwürdigte Muse. — Spottet nicht! Eh' ihr in die traurige Schattenwelt dieser Literatur hinabsteigt, seht dem Cerberus ins Auge, der ihren Aus- und Eingang bewacht! —

In Wien begnügt man sich nicht damit, dem Geiste seine Schranken zu stellen und zu rufen: Non plus ultra. Hier ist die Welt mit Bretern verschlagen, sondern man wirkt radikal, man schreibt den einen und unwandelbaren Weg vor, auf dem man bis zu jenem non plus ultra gelangen soll, wie man der Schildwache das Bret bezeichnet, auf dem sie hin und her zu gehen hat. Man spielt die Gouvernante der Poesie; nicht nur die Freiheit des Gedankens, sondern selbst sein Ton, seine Färbung, sein geringstes Ausbiegen aus dem alten, ausgetretenen Gleise wird bestraft. Am wenigsten duldet man einen Gedanken, der es wagen könnte, sich zur Idee aufzuwerfen. Darum muß der Gedanke seine legitime Abkunft von irgend einer alten, anerkannt unschädlichen Autorität beweisen, er muß darthun, daß er schon vor wenigstens einem Menschenalter in einem fremden Kopfe ein harmloses Leben geführt, daß er keinen Kirchenraub begangen, keinen Thron in Brand gesteckt, keine Seele verführt, und kein Aergerniß gegeben hat, und daß er auch jetzt für die gnädigste Erlaubniß, in einem neuen Kleide wieder in die Welt zu treten, sich hübsch ordentlich aufführen, und keinem menschlichen Wesen großes Herzklopfen verursachen werde. Ohne diese Zeugnisse und Bürgschaften darf der Gedanke nicht geboren werden. Man kann wohl leicht denken, daß in Wien keine Seele so keck ist, nur ein revolutionaires Fragezeichen der Gouvernante vorzulegen, und doch können selbst Leute, die unter dem Zeichen des Krebses geboren, unter den Scheeren des Krebses ergraut sind, keinem nur irgendwie ernsten Worte prophezeihen, ob es den Druck erlebt. Die Blätter der servilsten Redactoren kommen oft mit einem zornrothen Censurstrich im Gesichte zurück; und die Gouvernante ist keine Gottheit, sie besteht aus Menschen von Fleisch und Blut, die Launen und persönliche Neigungen oder Abneigungen haben, und deren Willkür durch kein eigentliches Gesetz beschränkt werden kann. Dafür sind sie aber unfehlbar, wie es der Papst einst gewesen, und nur ihrer eigenen Einsicht und ihrem Gewissen Rechenschaft schuldig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Detmold.

[Freiligrath, Erinnerungen an Grabbe.]

Der Dichter Freiligrath durchstreift gegenwärtig die Landschaften Westphalens mit einem Maler, um demnächst über sie eine Beschreibung mit Bildern zum Druck zu befördern *), die sich den Beschreibungen Duller's über die Donaugegenden, Bechstein's über Thüringen u. s. w. anschließen soll. Er besuchte auf dieser Reise auch seinen Geburtsort Detmold nach langer, zehnjähriger Abwesenheit wieder, hielt sich hier 14 Tage auf, und hat gegen Ende Juni uns verlassen. Er wurde hier mit sehr vieler Zuvorkommenheit aufgenommen, und man beeiferte sich, ihn in Gesellschaft zu bringen. Bei einer Landpartie, welche die hiesige vornehme Welt alljährlich auf einen Berggipfel in der Nähe des Hermannsdenkmals veranstaltet, wurde bei einem allgemeinen Frohsinne ihm von den hiesigen Damen ein Kranz von Eichenlaub dargereicht, und am letzten Abend vor seiner Abreise wurde ihm ein Festmahl auf der hiesigen Ressource gegeben, dem nicht allein die sogenannten jungen Leute beiwohnten. Es konnte während dieser Anwesenheit Freiligrath's nicht fehlen, daß das Andenken an Grabbe vielfach wieder aufgefrischt wurde, und daß man beide Dichter einander gegenüber stellte, wobei in Absicht auf äußeres Benehmen und Auftreten der Vergleich allerdings nur zum Nachtheil Grabbe's ausfallen mußte. Denn jener gab das Bild eines lebenslustigen kräftigen jungen Mannes mit polnischem Rock, weißem Strohhut und einem Schnurbart, der ihm gar nicht übel stand, er stellte sich mit verbindlicher Höflichkeit zur Gesellschaft, zeigte einen unverkennbaren Zug von Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit, und wußte das Bewußtsein seiner hundertjährigen Dauer in gewinnende Bescheidenheit einzuhüllen, oder legte es doch nur in unbewachten Augenblicken zu Tage. Grabbe dagegen gewährte das traurigste Bild der Zerrüttung, ihm war die Gesellschaft aller ernsten, sich mit Convenienz benehmenden Leute eine Beklemmung, von der sich sein innerer Trotz durch ungeschlachte Ausdrücke Luft machte, die alle Welt in Verlegenheit brachte, er war der Welt entgegengesetzt, hatte die Welt satt, und stand eigent-

*) In Leipzig bei Volckmar.

lich keinem einzigen Menschen recht nahe, konnte sich Niemanden herzlich hingeben, es war, als wenn er sich des innigen Anschließens an Andere aus einer innern unseligen Scheu und Wüstheit schämte, die Welt lag wie eine Last auf ihm, und vorzüglich deshalb war etwas in ihm, was ihn immer antrieb zu kratzen und zu beißen, sich aufzuthürmen und immer alles gute Vornehmen durch eine auf die Spitze getriebene Lust, sich an Andern zu reiben, zu zerstören, wenn's ihm auch nachher im Herzen weh thun mochte. Da sah man ihn denn sich mühsam durch die Straßen schleppen, oder im Wirthshause in sich zerfallen, wie gedankenlos dasitzen, und nur wenn es wild herging, wenn er angeregt war, sagten sich bei ihm die Einfälle, bei denen die großartigsten Gedanken in gedrungenen gewaltigen Worten mit den schmutzigsten Vorstellungen abwechselten, welche letztern er übrigens sehr naiv mittheilte. Wie er sich gab, blieb bei Jedem das unerquickliche Gefühl einer an Verrücktheit gränzenden Verkehrtheit zurück, die man nur innig bemitleiden konnte. Nur würde man sehr irren, wenn man das Resultat dieses nur auf die äußern Persönlichkeiten bezüglichen Vergleichs auch auf die Schriften beider Dichter ausdehnen wollte, denn neben dieser fast krampfhaften Spannung hat Grabbe in seinen Schriften eine hohe imperatorische Sprache, er spricht ja immer, als ob ihm eine Welt zu Füßen läge, und eine geistige Ueberlegenheit, welche Freiligrath in seinen Schriften keineswegs beurkundet. Lassen wir übrigens dies, und nehmen wir, da einmal auf Grabbe die Rede gekommen ist, hiervon eine schickliche Gelegenheit, über die Grabbe'sche Biographie von Duller ein Wort öffentlich zu sagen. Was nämlich Duller geschrieben hat, scheint man überall als wahr anzunehmen, seine Angaben gehen in alle Literaturgeschichten und Conversationsblätter über, und gleichwohl gibt es nichts Schieferes und Unrichtigeres als diese Biographie, auf jedem Blatte ist wenigstens eine Unwahrheit. Namentlich habe ich als solche zu bezeichnen, was Duller über die Mutter Grabbe's sagt. Nach seiner Beschreibung wäre diese ein Ungeheuer, aller menschlichen Regungen entblößt, sie soll ihn in seiner zartesten Kindheit an den Genuß von spirituösen Getränken gewöhnt haben, so daß darin der Ursprung von Grabbe's geistiger und körperlicher Zerrüttung läge, und nun ist doch die Mutter Grabbe's eine ehrwürdige rechtliche vernünftige Bürgersfrau, von der es hier bekannt ist, daß sie ihren einzigen Sohn, an dem ihr ganzes Herz mit der ihr eigenen Leidenschaftlichkeit hing, vielleicht verzogen, aber wahrhaftig nicht vernachlässigt hat, sie hat ihn beständig mit der größten Sorgfalt gepflegt und fast über ihre Kräfte an ihn verwendet. Sie hat freilich nicht die den höhern Ständen eigene Bildung, und mag auch vielleicht manchen Vorurtheilen ihres Standes unterthan sein, aber sie hat feines erregbares Gefühl, so daß sie sehr wohl begreift, welche Mißhandlung ihr Duller vor der Welt angethan hat, ihr Mutterherz ist empfindlich verwundet, und dieses schreit auf, daß ihr Gerechtigkeit werde. Fürwahr, man kann dreist behaupten, daß Grabbe's Sonderbarkeit und Verkehrtheit in ganz andern Dingen, als in allzu früher Gewöhnung an spirituöse Getränke seinen Ursprung hatte. Nicht minder unrichtig ist, was von der Stellung Grabbe's zum Archivrath Klostermeier angeführt wird. Grabbe hat zu diesem in gar keiner andern Beziehung gestanden, als daß dieser sich bei seinem Vater, dessen Geschäft ihn häufig in das Haus des Archivraths Klostermeier führte, mit anscheinendem Interesse nach ihm erkundigte. Der Archivrath mag vielleicht gewünscht haben, daß sich Grabbe in seiner Jugend ihm nähere, dieser hat aber von seinen Eltern niemals dahin gebracht werden können, ihn zu besuchen. Ferner ist die Geschichte über die Entlassung Grabbe's aus dem Auditeurdienst in ein ganz schielendes Licht gesetzt. Es kann wenigstens das mit Bestimmtheit behauptet werden, daß bei Grabbe ein förmlicher Geschäftsbanquerott entstanden war, — er hatte fast in keiner einzigen Sache geregelte Acten, ja es war seine Manier, daß er selbst das wichtigste Protokoll mit einem Paar Worten auf das erste beste Blättchen schrieb, das er von irgend einem beschriebenen Papier abriß, oder daß er die zum Termin bestellten Leute, wenn der Termin ihm gerade nicht paßte, anschrie, und mit den tollsten, trotzigsten Worten wegjagte. Nach dem, wie er seine übrigens sehr wenigen Geschäfte, bei denen er genug dichten konnte, tractirte, war er zur Fortführung seines Amtes, das muß ein Jeder eingestehen, gänzlich unfähig.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

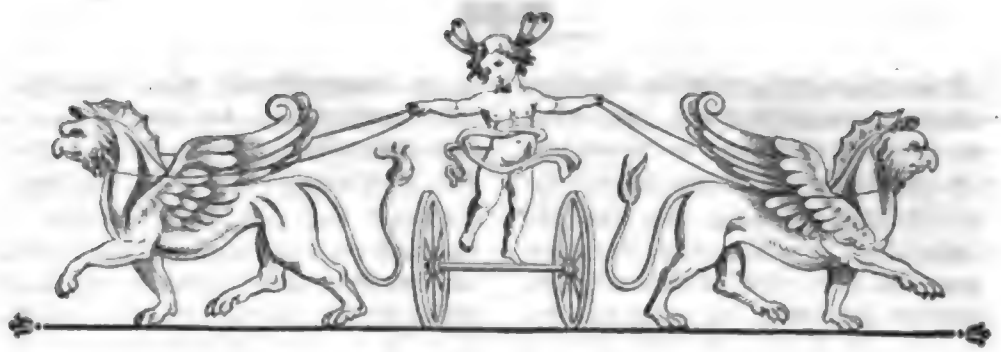
[Rudy's Skizzen zum Shakspeare.]

Die vierte Lieferung dieser werthvollen Galerie (in der Krieger'schen Buchh. in Cassel und Leipzig) führt uns Romeo und Julia vor. Wir äußerten uns über die frühern Hefte, die den Sturm und den Kaufmann brachten, mit offener Anerkennung; das neue Heft steht den frühern in mancher Hinsicht nach. Die Hauptfiguren wollen nach der Auffassung des talentvollen Ruhl nicht ganz unseren Abbildern entsprechen, wie wir sie aus der Dichtung selbst uns in der Phantasie schaffen; namentlich ist Julia zu alt und zu massiv. Das widerfuhr dem Zeichner auch sonst bei weiblichen Gestalten. Dagegen sind andere Figuren auch in vorliegendem Hefte vortrefflich; namentlich die Amme und Mercutio auf dem fünften Blatte. Den Romeo hat Ruhl in einen blumigen Schlafrock gesteckt, der alle Idealität aufhebt.

[Die Mähr von den drei Inseln.]

So ist der Titel eines kleinen Gedichtes von Ludwig von Erfurt, wie sich der Verfasser nennt, der mit dem Verleger, L. Hilsenberg in Erfurt, identisch sein soll. Die drei Inseln sind Corsica, Elba, Helena, die Mähr davon kein Mährchen, sondern wahrhafteste Wirklichkeit. Ein schöner Gedanke, Napoleon so als dreifachen Insulaner aufzufassen, aber nicht neu; wir finden diese Wendung schon in einem Gedichte von Victor Hugo.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 137. — den 16. Juli 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Literatur in Wien.

(Fortsetzung.)

Die Oberaufsicht über die Censur führt der Polizeiminister Sedlnitzky. Unter den andern Censurbeamten zeichnet sich besonders durch seinen Eifer der hochherzige Deinhartstein aus. Er ist selbst Dichter, und begreift den Werth seiner Stellung wohl; er rächt sich für die Sterblichkeit seiner eigenen Gedanken dadurch, daß er mit der ihm anvertrauten Scheere gegen die Unsterblichkeit Anderer kämpft. —

O, Oesterreich! Es mag ein Ruhm sein, so gewaltige Völker in eherner Umarmung an deinen Busen zu pressen, so an dein Schicksal zu ketten, daß du nicht ohne sie untergehen kannst! Es mag weise, es mag die Pflicht deiner Selbsterhaltung sein, daß du deine Allmacht nicht ihren Träumereien von Zukunft und Freiheit opferst! Das aber ist kein Ruhm, ein Paar arme Dichterlippen mit dem eisernen Riesenfinger deiner Allmacht zu schließen! Ja, du bist mächtiger als ein Lied, als die schwache Flamme eines Geistes, die ein Hauch verlöscht, als ein Funke, den ein Kind zertritt, ein Klageton, der kaum ein Mädchen rührt, ein Schrei, über den die Menge lacht, und doch — wer kann wissen, wie ein Jahrhundert stirbt? Wer hat das Testament des Jahrhunderts geöffnet? Es sind schon Welten untergegangen, und es mag ein Tag kommen, wo über ganz Europa andere Sterne stehen, wo auch deine Adler nicht mehr gebieterisch von den Karpathen bis zu den Lagunen kreischen, deine heisere Trommel nicht mehr von der Schneekoppe bis Orsova tönt, und dann wird vielleicht so manches Volk groß sein, von dem du nicht überlebt sein möchtest, und manches Lied wird leben, gegen das du die Mündungen deiner Kanonen gerichtet!....

Aber außer dem hartnäckigen Veto, das man in Wien jedem selbstständigen Gedanken entgegenruft, gibt es noch andere Dornen, die den zarten Fuß der Muse verletzen, wenn sie es wagt, über das Land der Phäaken zu streifen. Welches Echo findet denn die Poesie im Herzen des Publicums? In den Provinzen ist die Bildung noch zu sehr Monopol der höheren Classen, der Gelehrten, Reichen und Aristokraten, und in den Händen dieser Leute werden geistige Waffen weder zum Schwert, noch zum Pflug, noch zur Sichel; Schmuck und Spielzeug werden sie in ihren Händen; in Wien besonders sind diese Classen meist ein Volk ohne allen Glauben, nicht den religiösen mein' ich, ohne allen Glauben an eine Wahrheit, an eine höhere Bedeutung des Menschen, an eine Zukunft der Menschheit. Sie lieben etwas Geist, bewundern den Witz, und bücken sich vor jeder Macht. Es fällt ihnen aber so wenig ein, zu fragen, ob ihre geistigen Genüsse heimisch sind, daß sie sie eigentlich lieber aus der Fremde verschreiben, wie ihre Pferde, ihre Köche und Sängerinnen. Egoismus, und niedere Sucht nach Renommée gilt ihnen für die einzige Quelle großer Thaten oder kühner Gedanken, die sie nicht begreifen. Börne's Briefe waren in jedem Hause Mode, aber zum Troste Oesterreichs kann man es sagen,

aus den höhern Ständen hat wohl nicht ein Seelchen sich an ihm die Flügel verbrannt. Börne war ihnen zu unanständig, zu grob, wie sie sagten. — Unter dem Volke in Wien ist allerdings viel Treuherzigkeit, viel Empfänglichkeit und Glauben vorhanden, aber seine Bildung ist gröbere oder feinere Wohlschmeckerei. Uebrigens folgt das Volk dem Tone, der oben herrscht. Und da oben liebt man vielleicht noch mehr als unten den Pegasus im Joche; auch glaube ich nicht, daß es Hay-Market war, sondern der Heumarkt auf der Landstraße in Wien neben den Buden des Trödelmarktes muß es gewesen sein, wo Schiller's Dichter seinen Musengaul losschlug. In Wien kann eine Dichtung bald populair werden, sie kann sogar Enthusiasmus erwecken, aber nur, wenn sie von ihrer Höhe steigt, um der frivolen Gemüthlichkeit, der schlaffen, wollüstigen Träumerei zu fröhnen, wenn sie ein Text zu Strauß und Lanner wird. Pegasus im Joche, sagte ich, das heißt, sie lieben den Pegasus, wenn er zum Steckenpferd wird, auf dem sie Sonntags ringelreiten, sie lieben den Dichter, wenn er die Woche über auf Späße sinnt, um Sonntags, wo möglich selbst auftretend, ihr Zwerchfell zu bedienen, wie es der arme Raimund that. Aus dieser gedankenlosen Sinnlichkeit muß man sich die Schaulust der Wiener, und jene fabelhafte Freude an der Theaterillusion erklären, die, weise benutzt, zu großen Resultaten führen könnte.

Der geniale Raimund war ein Volksdichter im wahrsten Sinne des Wortes. Aus dem Volke hervorgegangen, stand er doch über demselben. Er kannte seinen kindlich kindischen Charakter, seine Begierden, seine Träume und seine Launen; all die traurigen und traulichen Geheimnisse, die im Herzen dieses Völkchens schlummern, ließ er durch die Zauberlaterne seiner Phantasie in den wunderlichsten Gestalten auftreten. Er war der Narr dieses Völkchens, und hielt ihm oft den Spiegel vor; er war dieses Volk selbst, wie es über sich selber lacht und weint, und zwischen Spaß und Rührung taumelnd, sein gewöhnliches, man möchte sagen ordinaires Fatum erfüllt. Doch ergriff ihn zuweilen ein Anflug von erhabenem Humor, und oft blitzte ein Gedanke durch sein Hirn, der in seinem und des Volkes Namen zu klagen schien: O, was hätte ich werden können, und was bin ich nun! — Ich sah ihn einst bei tollem Schneegestöber über die Taborbrücke schreiten, halb vom Hut und halb vom Mantel das hagere, blasse Gesicht verhüllt, das stechende Auge aber warf einen Blitz, der aus einem Herzen voll Menschenhaß und Menschenliebe zu kommen schien. Wie kam diese sonderbare Gestalt in das lachende Wien? Ach, dachte ich, es muß einer von Shakspeare's unsterblichen Narren sein, dem der große Brite einige seiner göttlichen Thränen als Erbtheil gelassen hat; da verirrte er sich an die Donau, und ward hier zum König gewählt. Man hat aber Raimund oft mit Shakspeare selbst verglichen, und Viele haben darüber die Nase gerümpft. Nennt ihn einen österreichischen Shakspeare, dann ist vielleicht die Vergleichung haltbarer, denn ein österreichischer Shakspeare scheint mir ein Shakspeare in Miniatur. Das winzige Völkchen an der Donau war mit Raimund zufrieden: dem Volke Englands, das schon in der Wiege das Siegel des meerentstiegenen, meerbeherrschenden Volkes an der Stirne trug, konnte nur ein Dichter des Himmels und der Erde, ein Shakspeare, genügen. Auch Castelli gilt gewöhnlich für einen österreichischen Volksdichter. Allein Castelli ist nicht aus dem Volke hervorgegangen, obgleich er Gedichte in oberösterreichischer Mundart gesammelt und herausgegeben hat. Jenen Namen verdient er nur insofern, als seine Bären (Bonmots und Anekdoten) und seine scherzhaften Gedichte blos dem niedern Publicum zusagen können. — Eine andere Seite Castelli's, die höfische nämlich, ist gewiß nichts weniger als volksthümlich. Castelli affectirt dann den Volkston, um seine Schmeicheleien besser an den Hof zu bringen. Er nimmt die Maske des schlichten Volkes vor, gibt sich für seinen Boten aus, und läßt, wie ein Bauchredner, seine Stimme aus der Tiefe erklingen, damit man glaube, das Volk draußen spreche. Allein das Volk weiß von nichts, seine Stimme kommt nur wirklich aus dem Bauche, nicht aus dem Herzen. Eines seiner merkwürdigsten Gedichte in dieser Art schildert in Hexametern einen Landmann, der mit seinem Bauernwagen bis mitten in die Hofburg fährt, sich in verzweifelter Angst nach dem Befinden des kranken Kaisers erkundigt, und dann in athemloser Hast nach Hause jagt, um den Seinen die frohe Nachricht der Genesung zu bringen. Da hat Castelli aus purer Schmeichelei das arme Landvolk caricirt. Der österreichische Bauer ist kein österreichischer Beamter; er ist weder so dumm, um bei aller aufrichtigen Liebe zu seinem Kaiser so überspannt zu sein, noch viel weniger aber so heuchlerisch, um dergleichen Ueberspanntheiten zu affectiren.

Die liebenswürdigste, wenn auch nicht die genialste Seite des österreichischen Volkes repräsentirt Johann Gabriel Seidl. Die Lust an der behaglichen Einfriedigung und dem beschaulichen Genuß, Liebe ohne Leidenschaft, Lebensweisheit ohne Tiefe, und eine Schwermuth, die mit mattem Flügel vom Pfarrhof zum Kirch-

hof, vom Heerdenläuten zum Waſſerfall, und oft zum trivialen Walzer flattert, dieſe Elemente ſpielen in Seidl's leichter und klarer Lyrik; dies iſt die einzige Richtung, die ſelbſt von der wiener Cenſur nicht angefeindet werden kann. Man wird bemerkt haben, daß er in ſeinen neuern Gedichten ſich oft einer ſpeculativen Melancholie und Grübelei hingibt. Ein Beweis, daß ſelbſt der heitere, harmloſe Seidl nicht ewig dem eintönigen Refrain der friedlichen Grille auf dem heimiſchen Heerde lauſchen kann. Raimund, Seidl und zuweilen Caſtelli, dieſe Dichter, ihre Richtung und ihre Nachahmer kann man mit Recht öſterreichiſch nennen; ſie ſind aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen, ſie tragen alle Schwächen und alle Vorzüge des Volkes in ſich, und in ihnen zeigte Oeſterreich, wie hoch ſeine Kräfte reichen. Später werden wir noch auf zwei einzeln ſtehende, bedeutendere Erſcheinungen ſtoßen, in denen das eigentliche Oeſterreich wieder zum Vorſchein kommt. Jene aber ſind freundliche Alpen, emporgewachſen auf dem Boden des Volkes; ſie gewähren eine liebliche Ausſicht auf Dörfer und Wieſen, aber bis zu jener Höhe ragen ſie freilich nicht, von wo man das unendliche Meer ſieht, von wo die Lawinen ſtürzen, und unter Donnergeläute die großen Offenbarungen ausgehen.

Was über dieſe niedern Alpen hinausragt, ſind haltloſe Wolkenbilder, vom ſchwachen Abglanz einer fremden Sonne vergoldet. Exotiſche Pflanzen, in Töpfen gezogen, die im rauhen Klima ihr kümmerliches Daſein friſten, und vom Volke mehr angegafft als verſtanden werden. Es ſind Jünger der claſſiſchen deutſchen Literatur, flüchtige Schatten Alles deſſen, was in Deutſchland zur grauen Autorität geworden. Der gefühlvolle Zedlitz, der melancholiſch malende Frankl, der glatte, polirte Halm, der piquante Bauernfeld, die fromme Pichler u. A., ſind alle nur Kinder deutſcher Bildung und öſterreichiſcher Verhältniſſe, nicht Oeſterreichs. Sie heißen öſterreichiſch, weil ſie in Wien ſchreiben; dies könnten ſie aber eben ſo wohl in Riga, in Odeſſa, oder ſonſt, wo man deutſche Bildung baut, wo die Philiſter Schiller's Glocke declamiren und ſeine Räuber nicht verſtehen. Man verzeihe es mir in Wien, wenn ich hier mich in keine nähere Beſprechung einlaſſe; Zeit und Raum geſtatten mir nicht, alle Namen zu nennen, die vielleicht in Wien einen guten Klang haben, oder die jungen ſtrebenden Seelen zu erwähnen, über deren literariſche Zukunft der Himmel noch nicht entſchieden hat.

Zedlitz und Ludwig Auguſt Frankl in ſeinen neuern Productionen haben unter den Dichtern dieſer Richtung die fließendſte Diction. Intereſſant dürfte uns hier Johann Nepomuk Vogl ſein, weil in ſeinen Liedern viel vom öſterreichiſchen Volkstone durchklingt. Als Epiker iſt er am glücklichſten, ſeine lyriſchen Schwingen tragen nicht weit. Vogl hat Keckheit und dramatiſche Kraft in der Erfindung; doch kaum hat er das kleinſte Etwas mit einem paſſenden Schluß gefunden, ſo wirft er es in den unbeſtimmteſten Umriſſen und in einer unbeholfenen Sprache hin, die von Flickwörtern ſtrotzt, was ihm oft das Anſehen eines wahren Bänkelſängers gibt. Man pflegte ihn in Oeſterreich gern dem lieblichen Uhland an die Seite zu ſetzen. Die Uhland'ſche Ballade trägt uns, wie eine geflügelte, ſchöne Zauberin, in einem Nu in das dämmervolle Mittelalter, wo Alles um uns duftet und leuchtet und klingt. Auf ein Wort von ihrem ſüßen Munde ſteigen aus blauer Ferne die prachtvollen Burgen, die felſigen Geſtalten der Ritterzeit auf, und über die finſterſten Gebilde baut ſie verſöhnend den Regenbogen der Schönheit. Vogl's Ballade ſchlägt nur drein, ſie übt nur das rohe Fauſtrecht des Mittelalters. Höchſt komiſch aber ſchien es mir immer, wenn die Freunde Vogl's in Wien entſetzt in ihn drangen, inne zu halten und die nächtliche Bahn des Schauervollen zu verlaſſen. Iſt denn dies ein Schauer, der das Herz oder den Geiſt ergreift, iſt dies eine melancholiſche Weltanſchauung, wie bei Lenau, oder verzweiflungsvolle Skepſis, wie bei Byron? Rein materieller Schrecken iſt es, mit grellen, dicken Farben aufgetragen. Mir haben alle ſeine Mönche in ſchwarzen Kapuzen, ſeine Apparate von Todtenkopf, Blut und Dolch ſo wenig Schrecken eingejagt, als ein Geſpenſt am hellen Tage. Aber einzelne Gedichte Vogl's zeigen von einem bedeutenden poetiſchen Talent. Es läßt ſich leicht errathen, was dieſes Talent auf Abwege führte. Die unantaſtbare Autorität, zu der in Wien ſo ſchnell ein politiſch unbeſcholtener Dichter gelangt, hat ihn verleitet, ein Vielſchreiber zu werden. Sonſt hätte Vogl unmöglich in jene ſchreckliche Proſa verfallen können, die ſich in ſeinen neueſten Gedichten: „Klänge und Bilder aus Ungarn," zeigt. Ich will ſo frei ſein, künftig davon der Eleganten mehr zu erzählen. (D. B. f.)

Correſpondenz.

Aus Detmold. (Beſchl.)

[Ueber Grabbe und ſeine Heimath.]

Und vor allen Dingen wie verkehrt wird das Verhältniß Grabbe's zu ſeiner Frau hingeſtellt! Grabbe ſoll an ihr

rem liebevollen Herzen einen Schutz und Trost gegen die Härten des Lebens gefunden, sie soll ihn nach seiner Zurückkunft von Düsseldorf gepflegt und ihm seine letzten Augenblicke erleichtert haben, und Jedermann weiß hier, daß keine unglücklichere, tollere und verkehrtere Ehe jemals unter gebildeten Leuten geführt worden ist, als die Grabbe'sche. Grabbe hat oft seine Frau wochenlang nicht gesehen, und nach seiner Zurückkunft von Düsseldorf hat er Anfangs über zwei Monate im Wirthshause gewohnt, ohne mit seiner Frau in irgend eine Verbindung zu treten. Grabbe's Kräfte waren freilich schon von langer Zeit her aufgerieben, und woran das lag, darüber könnte man viel schreiben, auf keinen Fall lag es allein am Trinken, wenn aber irgend etwas seine frühe Auflösung beschleunigt hat, so war es die unglückliche Ehe, denn dadurch wurde seine Schwäche und sein körperliches Elend erst recht heraus gekehrt, er stand seiner herrschsüchtigen, männlichen Frau trotz all seinen Anmaßungen und auflodernden Worten doch als der leidende Theil gegenüber, und der daraus entstandene innere Vorwurf jagte sein ganzes Wesen über alle Gränzen oder ermüdete und lähmte ihn. Ich will nun keineswegs sagen, daß Duller absichtlich solche Unwahrheiten in die Welt hinein geschrieben hat, er mag immerhin glauben, daß sich alles so verhalte, wie er es beschreibt; er hat aber unverantwortlich seinen phantastischen Glauben ohne Motive vor der Welt ausgesprochen. Denn die ganze Biographie besteht, ausgenommen die Paar dürftigen Notizen von dem Leben Grabbe's in Frankfurt, wo ihm Duller die Zeit vertreiben mußte und Grabbe ihm dann Einiges aus seinem Leben und über sein Vorhaben aufheftete, und ausgenommen die Notizen über Grabbe's Aufenthalt in Düsseldorf, welche Duller durch dies oder jenes reisende Geschwätz vernommen haben mag, in weiter nichts, als den trostlosen Mittheilungen der Witwe des Verstorbenen, worüber von Duller die gewürzreiche Sauce einiger himmelstürmenden Redensarten ausgegossen ist. Hätte Duller, wie das doch seine Schuldigkeit als Biograph gewesen wäre, statt den einseitigen Mittheilungen der Witwe Glauben beizumessen, sich hier bei anderen Leuten erkundigen wollen, so würde er erfahren haben, daß, was z. B. die Beschreibung der Mutter Grabbe's anlangt, diese nichts anderm beizumessen ist, als der offenen Feindschaft, in welcher die Witwe des Verstorbenen zu seiner Mutter steht, die von ihr aus Hochmuth verachtet wird.

Gottlob, daß nicht nach der Duller'schen Biographie Grabbe's beurtheilt werden muß, wie man Geschichte schreibt, sonst stände es schlecht um den Werth der Geschichte, sie wäre weiter nichts als die phantastische Erzählung von Begebenheiten nach schnöder Willkür und Laune. Das ist die Duller'sche Biographie, und hieran lasse man mich nun noch ein Wort über das anknüpfen, was Franz Dingelstedt bei Besprechung Grabbe's und Freiligrath's in dem „Jahrbuche der Literatur" über Detmold und das Lippische Land erzählt. Es sind schon mehrfach, seit Grabbe und Freiligrath von hier hervorgegangen, literarische Cavaliere angezogen, um in unserm kleinen Lande Wunder zu suchen. So hat Willkomm bei Sturmes Brausen und nächtlichem schwarzen Gewitter einen schauerlichen Schwarm von bösen Geistern die alten Eichen des teutoburger Waldes schütteln sehen; aber ein förmlicher Don Quixote war uns noch nicht vorgekommen. Dingelstedt sieht in unsern kleinen Bergen schon allmälige Alpen und sieht sie mit ewigem Schnee bedeckt, er geht durch unsere grünen Wälder und fruchttragenden blühenden Thäler und sieht nur Heideland und Wüsteneien, er läuft unsern wilden Sennern mit fliegenden Mähnen nach, um sich eine Rosinante zu fangen, und wenn er auf unsere freundliche Bevölkerung blickt, so sieht er ein sonderbares Geschlecht, das ihm Gefahr droht und ihm sein rostiges Schwert aus der Scheide nöthigt. Wir zürnen ihm darüber keineswegs, es haben ihm die Heine'schen Bilder den Kopf erhitzt, und nun sucht er die Heine'schen Redensarten, die er auswendig gelernt, seinen Umgebungen, — er ist nämlich sechs Stunden von hier aus Rinteln gebürtig — anzupassen, um solche Bilder nachzuschaffen. Daß daraus manche lächerliche Verdrehungen entstehen müssen, ist sehr natürlich, es ist aber einmal jetzt Mode in der Literatur, über gewöhnliche Dinge mit hohen Worten zu reden, und wir werden bald über die Bürgermeister in unsern kleinsten Ackerstädten eine hochklingende Charakterskizze erhalten. Zur Steuer dieses Unfugs diese kurze Rüge. Karl Ziegler.

Notiz.

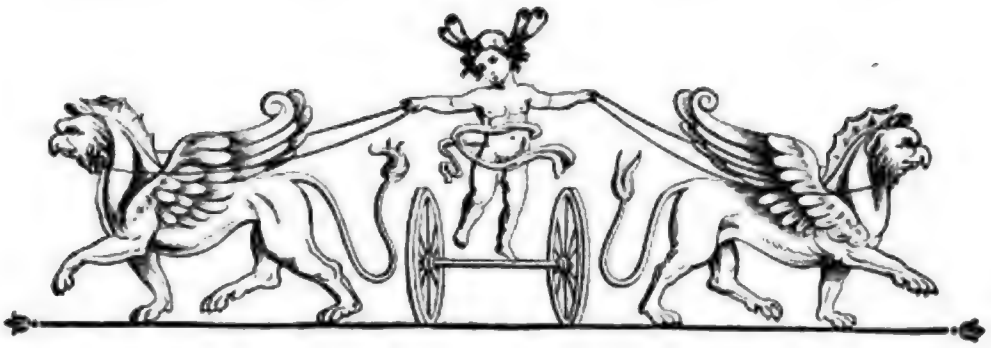
[Nachträge zu Schiller's Werken.]

Wir sprachen von ungedruckten Briefen Schiller's an Laura Schwan, die im Besitz der Frau von Chalupecka in Dresden, der Tochter jener Laura, sind. Dr. Burckhardt in Leipzig wird sie veröffentlichen. Inzwischen hat Eduard Boas vier Bände als Nachtrag zur Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke zusammengestellt, Stuttgart, Schweizerbart. Mit vielem Glück und Eifer hat er Alles nur einmal Gedruckte, später Verworfene, oder schon im Manuscripte Zerstreute aufgefunden. Wir finden hier die erste Abfassung des Don Carlos, mehrere Scenen aus den Räubern erster Conception, welche später verworfen wurde, sämmtliche, sehr werthvolle Vorreden zu den ersten Ausgaben, die merkwürdige Selbstkritik über die Räuber, und eine Menge Gedichte voll jener Wuthsprache eines Idealisten, der sich gegen die Welt, wie sie ist, mit Händen und Füßen aufbäumt. Dahin gehört besonders das Gedicht: „der Venuswagen", im ersten Bändchen, aus der Laura-Periode des großen Dichters.

Druckfehler.

In Nr. 134., in der Notiz über zwei Sängerinnen, ist die Rede vom Gesichtsausdruck der Einen. Soll heißen Gefühlsausdruck.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 138. — den 18. Juli 1839.

Redacteur: Dr. H. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosenprobe.

Mährchen von Amalie Krafft.

Sinnend schritt Asterion an der Seite Alkalurah's durch den glänzenden Raum des Aethers; an unzählbaren Sonnen, in der Mitte majestätischer Planeten um ihre Axe sich drehend, wären sie schon vorübergewandert, als er endlich das Schweigen brach, indem Beide auf einen Sonnenstrahl sich niederließen.

„Alkalurah," nahm er das Wort, „der Beherrscher der unermeßlichen Ewigkeit will auf eine der Welten uns senden, wo wir, in irdische Hüllen gefesselt, einen neuen Traum unserer Liebe träumen sollen."

„Und weshalb?" sprach Alkalurah lächelnd, „haben wir denn nicht schon alle Proben irdischer Wandelbarkeit der Gefühle siegreich bestanden?"

„Wohl sind wir beinahe nur ein Hauch — glühend und rein wie der Athem des Ewigen, wenn er neue Sonnen in dem Lichtraum erschafft," gab Asterion zurück, „doch unerforschlich, wie erhaben über alle Geister des Alls, ist auch sein Wille, und so müssen wir gehorchen, obgleich ich nicht begreifen kann, wie wir — schon zur Weltengröße gedehnt — noch einmal Platz finden sollen in den winzigen Hüllen der Bewohner solch eines Erdenkörpers!"

„Und wird jede Erinnerung an unser früheres Dasein dem irdischen Blick verschlossen sein?" begann Alkalurah nach kurzem Sinnen.

„Jedt —," sprach Asterion sich aufrichtend. „Sieh dorthin, weit von der Ursonne und dem Sitze des Ewigen, schwebt seitwärts ein kleiner Fixstern, zwölf Planeten reihen sich um ihn, sein Licht und seine Wärme zu empfangen; der dritte wird unser Wohnort sein. Ein dunkler Weltkörper von verblendeten Wesen bewohnt! Dort werden wir in vergänglichen Hüllen geboren nichts wissen von unserem frühern Dasein, und die Hülle, deren Erhaltung uns unzählig kleine Beschwerden auferlegt, mit uns selbst verwechseln, und deshalb dann gegen die Hand kämpfen, welche nach langem Leiden der Täuschung und des blinden Wahnes, uns wieder von der drückenden Last befreien will, nichts wissend von der Vergangenheit außer den Gränzen des beschränkten Blickes, und an der Zukunft zweifelnd. Dort werden wir alles messen nach einem winzigen Maßstabe, und uns wundern, wie das Auge Gottes alles überschauen kann, da wir ihn uns nicht größer denken, als wir selbst sind — ohne zu ahnen, daß die Größe des Ewigen das All erfüllt, und wir mit Millionen andern Welten und Sonnen an seinem Herzen ruhen. Dort wird der Schein gewogen und die Wahrheit oft verspottet, wenn sie den Muth hat, ohne glänzenden Schleier zu erscheinen. Wohl ist das Leben auf jener Welt kaum so lang, als der Zeitraum, in welchem dieser kleine Stern an meiner Seite hier die Himmelsbahn durcheilt, aber dennoch bangt mir vor dem Gedanken: in gänzlicher Nacht wandeln zu müssen, sei es auch nur auf Augenblicke."

Alkalurah blickte lange nach der Welt, welche Aste-

rion ihr als den künftigen Wohnsitz bezeichnet hatte, und mit trübem Lächeln sprach sie dann: „Klein sind zwar die Wesen, welche jene Erde bewohnen, doch unsere Liebe wird auch das enge Gefängniß zum glänzenden Lichtraum uns gestalten, und die letzte Prüfung wird neuer Triumph über die bösen Geister der Finsterniß sein."

„Das ist es eben, was mich bekümmert," gab Asterion zurück, „denn nicht allein werden wir die irdischen Körper bewohnen, da ein schwarzer Dämon mit uns zugleich einzieht in die kleine Behausung, und allem unserm Wollen und Wirken durch seine Kraft entgegen zu streben sucht! Doch schon durchbebt mich der Schauer der irdischen Natur, ich fühle mich fortgezogen aus dem Kreise der Unendlichkeit — folge bald, Geliebte! — Die Sonnen schwinden vor meinen Blicken, immer kleiner, immer schwächer wird ihr Licht; schon ist mein Auge nicht mehr vermögend, Deine Gestalt vom Aether zu unterscheiden. Herr der Allmacht und des Lichtes! Laß mich auch in der schweren Erdenhülle Dich erkennen, und gib mir Kraft, die bösen Geister zu bekämpfen!"

Gleich einer Wolke sank Asterion der Erde zu, und Alkalurah sah in stummem Schmerz den Geliebten ihren Augen entschwinden; doch nicht lange — und auch sie fühlte die Schauer des Erdenlebens durch ihr ganzes Wesen ziehen, und ehe noch der ferne Planet zehnmal seine Sonne umkreist hatte, sank auch sie hinab in das düstere Gefängniß — das man hier Leben heißt.

Großer Jubel und Freude herrschte im Hause Algol-Kara's, denn seine Gattin Markab hatte ihn nach Jahre lang segensloser Ehe mit einer Tochter beschenkt, deren Schönheit den bisherigen Kummer der Hoffnungslosigkeit reich zu vergelten versprach, und der hochentzückte Vater gelobte: die kleine Scheat einst frei und ohne allen Einspruch sich einen Gatten ihrer würdig wählen zu lassen, wenn es Gott anders nicht gefiele, den kostbar geliehenen Schatz früher wieder heim zu fordern. Aber Gott hatte Erbarmen mit den Herzen der Eltern, welche den Verlust des spät erschienenen Lieblings nicht überlebt haben würden, und die Kleine erfreute sich nicht allein der blühendsten Gesundheit, sondern sie nahm auch täglich zu an äußern Reizen und Vorzügen, welche das Auge so sehr zu blenden und zu fesseln vermögen, und ohne welche die schönste Seele unbeachtet bleibt, wie der süßeste Mandelkern in einer mißgestalteten Schale, denn beide Naturen des Menschen bestehen in ihren Forderungen auf ihren Rechten, und höchst selten — daß die geistige über die irdische den Sieg erringt. Solch ein Kampf war jedoch in der Folge bei der jungen Scheat nicht nöthig, denn so reich die Natur sie mit den Gaben der Schönheit und Anmuth ausgestattet, eben so reich war auch der Geist an Talenten und Vorzügen, welcher die glänzende Hülle bewohnte, und bald hatte der Ruf ihres hohen Werthes sich weithin verbreitet durch das ganze Land, und mancher Jüngling träumte nur von ihr — und schmeichelte sich mit der Hoffnung: sie einst heimführen zu dürfen unter das Dach seiner Väter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Literatur in Wien.

(Beschluß.)

Die geleckte, geschminkte Flachheit der höhern Stände, jene knabenhafte Weltanschauung, die mit dem Lineal des Schullehrers die Welt ausmessen, mit schönen Redensarten den tiefsten Grund des Lebens aufwühlen möchte, jene geistige Schwäche, die in der Poesie so unsittlich ist, hat sich am offensten in Halm's Trauerspielen herausgestellt. Die Kernlosigkeit und den faulen Fleck jener Dichtungen hat unlängst der herrliche Wienbarg in der vollsten Blöße dargestellt. Indessen besitzt Halm eine Bühnenkenntniß, die manchem, wirklich dramatischen Talent sehr zu Gute käme.

Hier aber tritt vor uns eine großartige, einsam stehende Erscheinung auf. Es ist Grillparzer, der im Auslande so wenig gekannte, so oft verkannte Dichter der Sappho, der Medea, des Ottokar, und noch so mancher Schöpfungen vielleicht, die in seinem Pulte und in seinem schweigsamen Herzen vergraben liegen. Es ist wieder Oesterreich, das uns in ihm entgegentritt, aber Oesterreich in seiner reinsten, edelsten Gestalt; es ist das deutsche Herz, das mit den leisen Schlägen der Erinnerung noch im Busen des kleinen Völkchens pocht, ein Herz voll erhabener Ehrlichkeit, voll schlichter Größe; es ist jenes Oesterreich, das mit peinlich zusammengepreßten Lippen um Erlösung bittet, aber aus übertriebenem Edelmuth seinen Herrn nicht durch Feuerlärm aus dem Schlafe schrecken möchte. Grillparzer's Sprache trägt die Spuren seines innern Kampfes an sich; sie hält sich immer selbst am Zügel, sie ist gedrängt und schlagend, aber oft hart; es ist die verhaltene Leidenschaft, der halb erstickte Odem des Genies, der um die Theilnahme der kalten Welt ringt, der man laut in das taube Ohr schreien muß. Nach seinem ersten dramatischen Versuche mit der übersprudelnden, stürmischen Ahnfrau zog sich Grillparzer in sich selbst zurück, und trat mit seinen

scharf markirten, kalt scheinenden, aber innerlich glühenden Dramen aus der antiken Welt hervor. Von dem gespenstischen Fatum Müllner's wandte er sich an das große erhebende Fatum der Alten, und es ist merkwürdig, daß er sein eigenes Verhängniß meist in gigantischen, tief und glühend fühlenden Frauengestalten zu verkörpern suchte. Wieder wagte er es dann, aus dem Asyl der antiken Welt, in das er selbst seinen Geist verbannt hatte, mit seinem Ottokar in die neuere Geschichte zu treten. Ich glaube, nur Grillparzer war berufen, dieses Geschick zu verewigen. Dennoch ist das so scharf gezeichnete, fast blos skizzirte Drama, „Ottokar's Glück und Ende," vielfach mißverstanden und mißdeutet worden. Allerdings ist König Ottokar in seinem Drama nicht der große erhabene Monarch, als den ihn neuere Geschichtsforscher, wie Palacky, erkannt haben mögen; aber Ottokar ist ein Held, ein tollkühner Mann, der sich selber stürzt, und darum bei all seinen Fehlgriffen ein Riese an Geist und Charakter gegen den Kaiser Rudolph, der nie strauchelt, aber immer fromme Sprüche im Munde führt, und die Fehler seines Gegners auf die legitimste Weise zu benutzen weiß. Wie schroff und wie treffend gezeichnet steht der kolossale böhmische Trotz dem nüchternen Philisterthum seines Siegers gegenüber! Dieses Philisterthum durfte der Dichter weder aussprechen noch carikiren, wie etwa Grabbe gethan hätte, aber er stellte es hin, wie es ist, wie es dem wiener Spießbürger höchst erbaulich, dem tiefer Blickenden jedoch kleinlich und lächerlich erscheinen muß. Und daß dieses Philisterthum über die unbändige Größe siegt, darin eben liegt die Tragödie, der bittere Spott der Weltgeschichte.

Wer kennt Grillparzer's „Lieder aus Tomi," sein herrliches Gedicht: Campo Vaccino? O, sie haben ihn müde gehetzt, die trefflichen Treiber, und er ist doch der „treue Diener seines Herrn" geblieben! Freisinnig, männlich und stolz in seinem Herzen, hat er gehofft, geharrt und geduldet, hat er seinen schönsten Frühling überlebt und geschwiegen. Aus Gutmüthigkeit ist er im Käfig geblieben, ließ er das Gängelbändchen sich um den Nacken werfen. O, wie unwürdig kleidet das Gängelbändchen einen Mann wie Grillparzer! Aber trotz aller Bande, trotz aller Dornen wußte sich Grillparzer seine seltene Eigenthümlichkeit zu bewahren, und darum ist Grillparzer der größte Dichter der von der Macht anerkannten Literatur Oesterreichs.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M., Anfangs Juli.

[Die Bühnenverwaltung.]

Die hiesigen Bühnenwirren sind in einer Weise geschlichtet worden, die diejenigen, welche sie herbeigeführt hatten, am wenigsten vermutheten. Eine Brochüre, die der Generalversammlung der Actionärs von einem Mitglied der früheren Oberdirection, Herrn Belli-Gontard, übergeben wurde, und die in genauen Beziehungen zu mehreren Berichten in einer leipziger Zeitung stand, bezweckte nämlich, dem bisherigen Director der mainzer-wiesbadener Bühne die Leitung der hiesigen Bühne in die Hände zu spielen. Es ergab sich indeß aus den nunmehr hervorgerufenen Discussionen ein durchaus entgegengesetztes Resultat, und, statt Remie, wurde eine Bühnendirection aus den Herren Malß, Guhr und Medi gewählt. Diese aber erhielt jene Stellung, welche Herr Belli-Gontard dem Remie vindiciren wollte, nämlich eine ausschließliche und unabhängige. Die frankfurter Bühne ist den genannten Herren, gegen eine Caution von 12,000 Fl. auf drei Jahre und mit einem Zuschusse von 24,000 Fl. für das erste und 20,000 Fl. für das zweite und dritte Jahr überantwortet worden. Die Leitung ruht definitiv in ihren Händen. Wenn ein solches Ergebniß am meisten gegen die Beschuldigungen spricht, die in jüngster Zeit sowohl in einem leipziger Journal, wie in anderen Blättern und endlich in der erwähnten Brochure die Direction und die Regie trafen, da doch nicht angenommen werden kann, daß nach so deutlich vorliegenden Thatsachen gegen die bisherige Verwaltung diese nun gar noch in ausgedehntere Beziehungen gebracht wird, so muß man doch denen, die das nun vorliegende Ende des Streites wenigstens mittelbar veranlaßten, dafür Dank wissen. Allerdings that der frankfurter Bühne eine unabhängige und durch eigene Interessen angespornte Verwaltung Noth, und eine solche würde wahrlich nie ohne jene Reformvorschläge ins Leben getreten sein. Freilich wird die entgegengesetzte Partei, die dafür hielt, daß diese Verwaltung nur durch Herrn Remie repräsentirt werden könne, nunmehr in ihrer Opposition fortfahren, allein den so ehrenvoll und trotz aller Machinationen in Journalen und Brochuren zur Leitung der hiesigen Bühne Berufenen ist doch einstweilen ein Terrain eingeräumt und eine Perspective ihrer Bemühungen. Man wird sich jetzt nicht um die kleine journalistische Misère zu kümmern haben, die an jedem Theaterabend, an jeder Vorstellung, jeder Besetzung, jedem umgefallenen Stuhl u. s. w. umhernagt, man wird einen zusammenhängenden Erfolg bieten, ein artistisches Ganzes. Damit soll nicht gesagt sein, solche Folgen im Allgemeinen könnten ohne ihnen analoge Voraussetzungen im Besonderen stattfinden, man käme zu großen Resultaten mit kleinen, oder gar keinen Mitteln; aber eine Theaterdirection ist am schlechtesten berathen unter allen Behörden. Weist sie ein schlechtes Stück zurück, so wird der Verfasser des schlechten Stücks das Retorsionsrecht in Anwendung bringen; weist sie eine schlechte Schauspielerin zurück, so wird der Liebhaber der schlechten Schauspielerin dieses Retorsionsrecht in Anwendung bringen; und nun frage

sich Sie: was läßt sich nicht an einer Theaterverwaltung benagen und verdrehen? Die widerstrebendsten Kräfte sollen hier unter Einen Hut gebracht werden, für hundert verschiedene Einzelnheiten soll man haften; gewiß, hier muß eine Auswahl von trefflichen, mittelmäßigen und schlechten Erfolgen vorliegen, und der absichtlich Angreifende kann fast nie um einige Thatsachen in Verlegenheit sein, die seinen Angriff unterstützen. Also das Theatergeklatsch alten Styles, wie es noch heut zu Tage in einigen berliner, leipziger und wiener Blättern vorkommt, kann hier nicht sehr in Erwägung gezogen werden (man weiß, es rührt stets aus feilen oder persönlichen Motiven her), es kann vielmehr nur in Betracht gezogen werden, was im Ganzen geleistet wird und ob mit den hier vorhandenen Mitteln mehr geleistet werden kann? Was nun mich betrifft, der ich doch die bedeutenderen deutschen Bühnen sah, so muß ich einmal zugeben, daß die artistischen Mittel der hiesigen außergewöhnlich sind, und daß die pecuniären Mittel, die das Publicum herbeischafft, fast in keinem Verhältniß zu jenen stehen. Oder gibt es irgendwo eine bedeutendere Bühne, als die hiesige, die mit einem Deficit von 26,000 Fl. diesen Vorrang erkaufte? Alle unsere Hoftheater würden diese Summe als das Minimum des Zuschusses ansehen; wie hoch dasselbe von den ersteren Hofbühnen überstiegen wird, ist notorisch. Haben aber eben jene Hoftheater, die mit unserer Bühne hinsichts des Zuschusses rangiren, so renommirte Namen aufzuweisen, wie die letztere? Freilich thun es renommirte Namen nicht allein, und wenn sie dieses Renommée sogar nach dem Rechte der Verjährung ansprechen, so thun sie es gar nicht; allein man kann wol behaupten, daß die bedeutenden Mitglieder der hiesigen Bühne, die Mitglieder, die in Deutschland einen Namen behaupten, so rüstig in das Repertoire eingreifen, wie überhaupt Leute von 40—50 Jahren. Verkennen sie ihre Zukunft nicht, so werden sie sich nicht allzusehr an ihre Vergangenheit halten. Und hielten sie sich daran, so wird die neue Direction im eigenen Interesse gewiß die Stellung jener richtiger zu bezeichnen suchen. Aber daß uns solche Namen bleiben, an die sich die Entwickelung der hiesigen Bühne knüpft, daß solche Namen nicht unbedingt einem Theatergeklatsch geopfert werden, das ungefähr also lauten könnte: die neue Theaterdirection hat ihre Verwaltung mit dem Pariser Taugenichts eröffnet — eine Vorstellung, die zufällig auf den Tag nach der Wahl fiel — daß — sage ich — persönliche Motive: eine abgewiesene Schauspielerin mit ihrem Liebhaber, oder ein abgewiesener Dichter mit seiner gekränkten Eitelkeit, nicht über die Zukunft der hiesigen Bühne entscheiden dürfen, indem sie diese Anstalt in die plumpste Coulissenintrigue verwickeln — solches steht nun überall wohl fest. Die Schauspieler sind in mancher Hinsicht unglücklich daran. Gerade diejenigen, die einige Ursache haben, stolz auf sich zu sein, können sich nicht mit denen einlassen, die heut zu Tage das Richteramt üben. Somit kommt es denn, daß ausgezeichnete Darsteller mit einigen Scheingründen ihres Alters u. s. w. beseitigt werden, während Andere, die sich auf den Comment verstehen, über Nacht zu einem Ruf gelangen. Das Papier ist nirgends geduldiger, als bei Theaterkritiken, die sich stets über etwas, was war, aussprechen und die nicht selten schwarz zu weiß machen und umgekehrt. Was will der Schauspieler anfangen, behauptet der „Recensent", jener habe mir gesagt, wo es mich heißen müsse, er habe getobt, wo er lispeln, geweint, wo er lachen müsse. Man wird der Meinung sein, solche Dinge könnten nicht vorkommen, weil das Publikum Zeuge sei. Aber das Publikum ist sehr gleichgültig gegen alle Theaterkritik, und ist es nicht gleichgültig, so amusirt es sich vielleicht über den Skandal. Die Literatur nun gar sieht mit fast vornehmer Geringschätzung auf die heutige Bühne herab, weil sie keinen Muth besitzt, sich nun auch noch in diese Angelegenheiten zu mischen, die jetzt meistens dem Schreibepöbel anheimgegeben sind.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

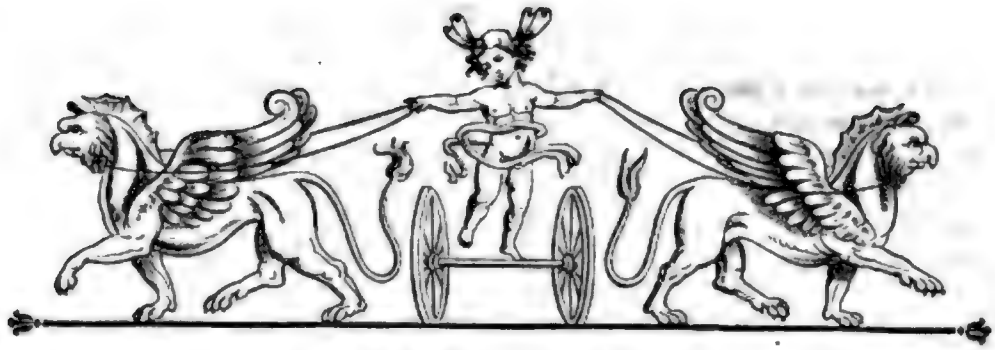
[Kant's sämmtliche Werke.]

Der fünfte Band der großen, in Leipzig bei Leopold Voß erscheinenden Ausgabe sämmtlicher Werke Kant's enthält kleine Aufsätze zur Philosophie der Natur, unter andern seine erste Schrift: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte," in seinem 22sten Jahre verfaßt; die Widmung ist vom Jahre 1747, mit dem Datum seines Geburtstages, 22. April. Seine Promotionsschrift de igne, mit welcher er 1755 graduirt wurde, und welche Schubert aus den Facultätsacten herausfand, ist hier zum ersten Male dem Druck übergeben. Zur Vollendung dieser glänzend ausgestatteten Gesammtausgabe fehlt nun noch die Darstellung von Kant's Leben, von Schubert, und die Homiletik zum Verständniß des Zusammenhanges in Kant's Werken, die von Rosenkranzens Feder zu erwarten steht.

[Heinrich Laube.]

Laube ist bekanntlich seit einiger Zeit bereits in Paris. In der Leipziger Allg. Zeitung, Nr. 193, Beilage, lesen wir einen Artikel über den Pairshof. Es ist der Bericht eines Ankömmlings, wie sich aus dem Zusammenfassen der Einzelnheiten, aus dem frisch lebendigen Eindruck erster Anschauung verräth. Nebenbei ist Laube's Manier, vom Dinge Kleid und Toilette mit brillanter Grazie aufzufassen und als bezeichnungsvoll hinzustellen, nicht zu verkennen; selbst sein Lieblingswort „just" läuft dazwischen. Schon früher lasen wir in derselben Zeitung Artikel von derselben eleganten, frisch belebten Feder, die mit so viel Anmuth und Sauberkeit die Formen der Dinge beschreibt, um an äußerer Physiognomie die innere wenigstens anzudeuten. Laube's Feder ist hier auf ihrem geeigneten Terrain.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 139. — den 19. Juli 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosenprobe.

(Fortsetzung.)

Das Herz der Jungfrau blieb aber ungerührt von all den tausendfachen Huldigungen und sinnreichen Geschenken, welche man durch ihre Sklavin in ihre Hände zu spielen suchte, und auch nicht Einer konnte sich rühmen, mehr als einen flüchtigen Blick durch den verhüllenden Schleier im Vorübergehen von ihr empfangen zu haben. Indeß war auch der gleichgültigste Blick ihres wunderbar glänzenden, dunklen Auges hinreichend, die Einbildungskraft der jungen Männer — durch den Ruf ihrer Schönheit und die vielen Sagen, welche sich hievon verbreiteten, erregt — zu entflammen, denn wirklich strahlte ein ganz besonderes Feuer aus denselben, welches jede Eigenschaft, die den Geist wie den Körper zieren, in sich zu vereinigen schien, und die Bewerbungen verdoppelten sich um so mehr, je theilnahmloser all die zarten und sinnvoll gespendeten Blumen und Kränze aufgenommen wurden. Nicht, als ob die schöne Scheat solch unempfindliches Herz gehabt hätte, in welches die Liebe keinen Eingang fand; im Gegentheil: ein unerklärliches Etwas erfüllte oft ihre Brust mit Sehnsucht, und es schien ihr dann immer, als weile ein geliebter Gegenstand in weiter Ferne, mit welchem ihre Seele sich längst verbunden, und es bedürfe nur seiner Rückkehr, um namenlos glücklich zu sein. Dies waren freilich Träume — nur undeutlich zum Bewußtsein erwacht, und sie gab sich deshalb auch alle Mühe, unter den vielen Bewerbern den Würdigsten sich herauszusuchen, denn ihre Eltern wünschten so sehr über die Zukunft des geliebten Kindes beruhigt zu sein. Indeß wollte keine Wahl ihr gelingen; denn wenn auch mancher Jüngling durch sein Aeußeres ihr gefiel, und sie sich nicht läugnen konnte, daß seine Gestalt und Gemüthsart über jedem Tadel erhaben stehe, so fand sie doch immer wieder etwas an ihm auszusetzen, wodurch der Gedanke: auf ewig ihm anzugehören, sie mit Schauder erfüllte.

So hatte sie ihren siebzehnten Geburtstag erreicht, an welchem ihr Vater sie flehentlich bat, endlich doch einmal sich zu entscheiden, da sein Alter ihn fürchten lasse, nicht lange mehr auf Erden zu wandeln, und er sie versorgt zu sehen wünsche, um sein Auge mit Ruhe schließen zu können. Scheat liebte ihren Vater zu sehr, um ernstlich ihn zu betrüben, und sie versprach daher, seinen Wunsch binnen drei Monden zu erfüllen, hoffend, daß vielleicht in dieser Zeit das Glück ihr günstiger sein möge als bisher.

Allein, Tage waren seitdem schon wieder verstrichen und hatten sich zu Wochen gereiht, und noch immer hatte sie nicht mit sich einig werden können; ja, jemehr sie die Vortheile und Nachtseiten bei dieser oder jener Verbindung erwog, um so mehr schien der Zweifel in ihrer Seele zu wachsen, und ließ niemals einen Entschluß zur Reife gedeihen. Glaubte sie auch manchmal des Abends in ihrer Wahl entschieden zu sein — der nächste Morgen fand sie schon wieder in ganz anderer

Stimmung, und alles war wie vorher. — Einſt wandelte ſie auch in ſpäter Nacht noch auf der Terraſſe ihres Gartens, um in der erfriſchenden Luft ſich nach der Hitze des Tages zu erholen und ihren Gedanken ungeſtört nachhängen zu können, als es ihr däuchte, ganz in ihrer Nähe ein heimliches Lachen zu vernehmen. Da die Sklaven des Hauſes ſchon lange im Schlafe lagen, auch von dieſen gar nicht zu erwarten ſtand, daß ſie ſolch unſchickliches Betragen ſich erlauben würden, ſo erſchrak Scheat nicht wenig, denn ſie mußte glauben, daß irgend ein Fremder in den Garten gedrungen ſei, und wollte deshalb auch eilig in das Haus zurückkehren. Allein, eine Stimme befahl ihr, zu bleiben, und als Scheat bebend vor Angſt ſtille ſtand, und den Blick nach jener Gegend richtete, woher der Ruf erklungen, ſo konnte ſie weit und breit kein menſchliches Weſen entdecken, da kein Buſchwerk ſich hier befand, daß einem Menſchen zum Verſteck hätte dienen können, und nur eine große dunkel gefiederte Taube wiegte ſich auf den Aeſten eines Baumes, die feuerſprühenden Augen auf das Mädchen geheftet. „Iſt es nicht zum Lachen,“ unterbrach ſie endlich die ängſtliche Pauſe, in welcher Scheat erwartungsvoll zu ihr aufblickte, „wenn man Euch Menſchenkinder in Eurem Thun und Treiben beobachtet, wie Ihr Euch abmartert, um etwas zu finden, was Euch oft ſo nahe liegt? Fürwahr! Thiere ſind in dieſem Falle viel klüger als Ihr, denn ſie erkennen und verſtehen viel deutlicher die Sprache der Natur; aber, das kommt blos daher: weil ſie ſich nicht ſo überklug zu ſein dünken, wie die Menſchen. Wir Feen und Geiſter der Erde wählen deshalb auch meiſtens lieber Thierkörper mit Schnabel und Hörner zu unſerm Wohnort, als einen menſchlichen; da es hier bei weitem nicht ſo unheimlich iſt, als mit der verkehrten Seele in einer Behauſung zu wohnen. Doch biſt Du ein ziemlich gutes Kind, und ich will Dich auch deshalb in meinen Schutz nehmen und Dir guten Rath ertheilen, ſo weit meine Kräfte es erlauben. Wiſſe daher: ich bin die Fee Aeſchena — und verurtheilt: ſo lange auf dieſer Erde zu verweilen, bis ich einen Mann gefunden, der ſein ganzes Leben hindurch die gelobte Treue ohne Wanken gehalten, und ſiegreich jede Prüfung beſtanden durch ſein eigenes Verdienſt. An ſechstauſend Jahre lebe ich nun ſchon in der Verbannung, ohne den ſehnlichſt gewünſchten Gegenſtand gefunden zu haben; und ich gebe beinahe jede Hoffnung auf — jemals erlöſt zu werden, da zwei mächtige Geiſter, Ego und Vanitas, gegen mich im Bunde ſind, welchen auch noch ein dritter ſehr niederer Erdengeiſt dient. Ich bewohnte nämlich früher, gleich andern Feen und Dämonen, den glänzenden Lichtraum, von welchem dieſe Erde Tageshelle erhält, und wir führten ein namenlos glückliches Daſein; jedoch fand der Geiſt der Zwietracht auch bei uns Eingang, und wir ſtritten uns einſt: wer von Allen die größte Macht beſäße, da Jedem ein Reich in den ringsumher kreiſenden Planeten angewieſen war. Meine Herrſchaft erſtreckte ſich über das Gebiet der Liebe und Treue; und Ego wie Vanitas behaupteten: mein Reich würde in Nichts zerfallen, wenn ſie anders meinen Untergang wollten, und ich hinge nur von ihrer Willkür ab. Dieſe hochfahrende Behauptung empörte mich, und ich bot alle mir befreundeten Geiſter und Feen auf, mein Recht zu vertheidigen und meine Macht und mein Anſehen zu unterſtützen. Allein auch Ego und Vanitas ſammelten ſich eine Partei unter den Dämonen, zu welchen ſie in ſympathetiſcher Beziehung ſtehen, und aus dem Wortſtreite geſtaltete bald ſich ein fürchterlicher Kampf, welcher zur Folge hatte, daß mehrere Planeten ein Opfer unſerer im Zorn entfeſſelten Elemente wurden. Ich weiß nicht, wie weit die einmal erregte Erbitterung uns noch geführt haben würde, hätte die Stimme des Ewigen nicht Ruhe und Ordnung geboten. Erſchrocken über das eigene Beginnen, ſuchten wir die zertrümmerten Welten zuſammen, um ſie mit den Reſten vernichteter Menſchengeſchlechter wieder zu bevölkern; und als die Planeten dann neu erſtanden, die gewohnte Bahn um die Sonne wandelten, da ſollte zur Strafe Jedes in Erfüllung bringen, was es ſich in wilder Leidenſchaft vermeſſen. Dem zu Folge habe ich nun ſchon ſeit beinahe ſechstauſend Jahren in allen Geſtalten mich bemüht, Erlöſung zu erlangen; allein Ego und Vanitas ſind zu mächtige Feinde, zumal da ſie es nicht verſchmähen, den niedern Erdengeiſt Senſur als Bundesgenoſſen aufzunehmen, und ſo vereint mit dreifacher Stärke gegen mich zu wirken. Wohl lebte das einzige Menſchenpaar, welches in dieſem Vernichtungskriege auf dieſer Erde ſich erhalten, in Frieden und Eintracht, und kein Schatten von Untreue haftete in ihren Herzen; aber es war ja nicht ihr eigenes Verdienſt, — ſo konnte ich alſo auch auf des erſten Mannes Treue keine Hoffnung bauen, erlöſ't zu werden; und als die Menſchen ſich wieder vermehrten, da hauchte Ego und Senſur in jedes neugebornen Knaben Seele, während Vanitas beide Geſchlechter mit ſeinem glänzenden Fittig umrauſcht, um durch ihr vereintes Wirken es endlich dahin zu bringen, daß der Menſch ſchon von ihnen vergiftet geboren; wodurch dann meine Hoffnung, die Herrſchaft wieder zu er-

langen, auf ewig vernichtet und ihnen Erlösung zu Theil würde."

Obwohl die junge, unerfahrene Scheat nicht begriff, wie Aeschena's Unglück wirklich schon so lange dauern konnte, so fühlte sie doch eine dunkle Ahnung der Wahrheit durch ihre Seele ziehen, und sie sprach nach kurzem Sinnen: „Arme Aeschena! was mußtest Du leiden in der langen Zeit Deiner Verbannung, da drei mächtige Feinde Deine Werke immer zerstörten und Deiner Macht entgegenwirkten! Doch sprich, war mein Vater nicht stets treu seiner Gattin? Hatten die bösen Geister auch Gewalt über ihn, und wäre er nicht fähig gewesen, die Bedingungen zu erfüllen, welche nöthig sind, Deiner Strafe Dich zu entheben?" (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Zustand der deutschen Bühne im Allgemeinen; Charlotte v. Hagn.]

Dieser Schreibepöbel ist hauptsächlich mit an dem Unglücke der deutschen Bühne Schuld. Warum geben sich die Schauspieler ihm hin? Sie wissen nicht, was sie beginnen sollen; am Ende bedürfen sie doch der Presse für die Gegenwart, da ihre Zukunft ohnedies an die Tradition verwiesen ist. Daß sie sich aber nicht gern dem Abfall derselben ergeben, liegt in der Natur der Sache. Ja, sie würden sich gewiß der Literatur im edleren Sinne des Wortes hingeben, gäbe sich diese nur der Bühne hin, schrieben sie nur für die Bühne. Neue dramatische Dichtungen aber würden sicherlich auch eine neue Dramaturgie veranlassen, weil die Literatur dann ein unmittelbares Interesse an der letzteren nähme.

Es fehlt an Studium, und weil es an Studium fehlt, so spricht man nicht nur in Frankfurt, sondern auch anderwärts: „es wird nichts Neues geben". Nichtsdestoweniger finden die wenigen guten Schauspieler, die wir haben, nur in den alten Stücken Charaktere. Hat Raupach größere Schauspieler gemacht, oder Iffland und Kotzebue? Herr Döring aus Stuttgart, der in diesen Tagen auf der hiesigen Bühne Gastrollen geben wird, wird unter Anderm als Lorenz Kindlein, Pfeffer, in „Nummer 777" und Elias Neu-Krumm, in „der gerade Weg der beste" auftreten; er wird außerdem Nathan, Carlos, Lear spielen. Also neue Piecen, d. h. aus dem Französischen übersetzte, genügen hier nicht; Bauernfeld'sche genügen nur zum Theil, so weit sie nämlich nicht bloße Intriguen und einen gewandten Dialog haben, sondern auch Charaktere; und Raupach'sche werden sogar schon zu den alten gerechnet. Thut man also nicht wohl, Früheres wieder einzustudiren und in Geduld die Zeit zu erwarten, wo es besser werden wird? Man darf diese Geduld nicht in der Weise verstehen, als brauche sich eine Direction gar nicht um die Novitäten — sie seien noch so mittelmäßig — zu kümmern; nein! aber sie soll doch mit Auswahl verfahren, und wenn man mit dem Vorwurf: „es wird nichts Neues gegeben" soviel sagen will, als das Both'sche Bühnenrepertoire wird nicht auswendig gelernt, so thut man denn doch der Bühnenverwaltung sehr Unrecht. Kann man denn von den Schauspielern verlangen, sie sollen sich der Curiositätensucht opfern, sie sollen ihre Kunst als einen Mechanismus zur Belustigung des Publicums ansehen? Unter Thätigkeit einer Bühnendirection darf man unmöglich die Quantität der gegebenen Novitäten verstehen, sondern nur das Resultat hinsichts der Kunst. Wie stellt man Shakspeare, Goethe, Schiller, Iffland, Kotzebue, Raupach, Bauernfeld dar? muß hier gefragt werden; nicht, wie viel Stücke gibt man? Mittelmäßige Bühnen können allerdings ein reichhaltigeres Repertoire aufweisen, als bedeutendere, weil die Mitglieder jener an eine handwerksmäßige Behandlung gewöhnt werden können, während die Mitglieder dieser, Zeit und Muse zum Studium verlangen. Will man den Höhepunkt einer Bühne nach dem Maßstabe der Quantität des Repertoires bezeichnen, so steht das wiener Hofburgtheater auf der untersten Stufe. Abgesehen davon, daß dort die sogenannten alten Stücke noch Regel sind, werden auch die neuen noch nicht dutzendweise gegeben.

Noch einmal, diese Ansicht soll keine Faulheit beschönigen, aber das Einhetzen der Stücke darf auf der frankfurter Bühne nicht eingeführt werden. Möge man nur die Bequemlichkeit der Schauspieler und das entgegengesetzte Extrem verhindern.

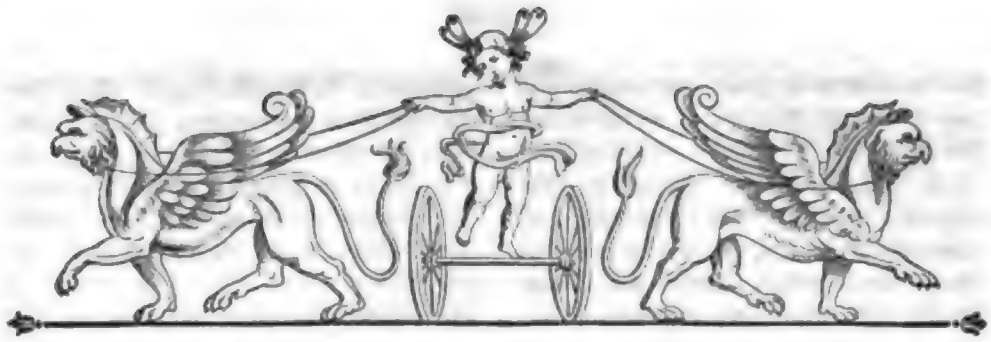
Ich habe die vorstehenden Bemerkungen, als allgemein dienliche und bei vielen Bühnen zu treffende, der Eleganten übergeben. Auch die Bühne muß von den localen Beziehungen emancipirt und in ein größeres Verhältniß und vor ein größeres Publikum gebracht werden. Wenn man Unrecht thut, diese Anstalt in ihren Coulissen-Beziehungen weitläufig zu erörtern, so thut man Recht sie in ihrer Ursprünglichkeit oft zu berühren. Um Ihnen aber einen Beweis zu geben, wie meistens bei den sogenannten Reformen rein persönliche Motive obwalten, erzähle ich Ihnen Folgendes. Ein hiesiger Schauspieler hielt dafür, Carl Moor dürfe bei jener Stelle: „Ha! wer mir jetzt ein Schwert in die Hand gäbe, dieser Otternbrut eine brennende Wunde zu versetzen!" bei Leibe kein Schwert in den Händen halten, weil er sonst wirklich alle Welt umbringen könne. Sie werden einsehen, daß das eine materielle Ansicht ist, die nicht sehr für den gesunden Menschenverstand des gedachten Herrn spricht. Nichts destoweniger wollte man diesen Herrn mit der Regie bekleiden, weil er fleißig sei, d. h. weil er jede Rolle mit sechs deutschen Grammatiken um sich her studirt, weil er eben so viel Lexica für diese oder jene seiner Lesarten citirt u. s. w. Was soll man nun von Reformen halten, die, bei schönen Redensarten, von solchen thatsächlichen Voraussetzungen ausgehen? Gewiß nichts Anderes, als daß alle äußeren Reformen der deutschen Bühne sehr verdächtig klingen und nur zu häufig nichts weiter sind, als ein Tausch des Pferdes für den Esel. Hans ruinirt Peter und Peter ruinirt Hans. Man redet von der Kunst, oder, was hier wirklich gleich gilt, von dem Sack, und meint sich oder den Esel. Rettung wird nur von der innern Reform kommen, d. h. von der Literatur, die allein große Schauspieler und mit ihnen eine gute Bühne erzeugt. Nach Lessing erschienen Eckhof, Reinecke, Witthöft, Döbbe-

lin, Brandes, nach Lessing entwickelte sich die deutsche Bühne. Aber diese Reform ging zum größten Theil von dem Dichter Lessing aus, dessen nächste Folge — weil er unmittelbares Interesse an der Bühne nahm — die bekannte Dramaturgie war. Will man jetzt die Reform der deutschen Bühne bei dem Mechanismus derselben beginnen, ohne inneres Moment, ohne einen bedeutenden Impuls, man wird sehen, wie weit man kommt. In diesem Falle hat man es nämlich nur mit den Schauspielern zu thun, und diese sind die unzuverlässigste Garantie der deutschen Bühne. Ihre Persönlichkeit wird — wie gesagt — stets das Ende bestimmen. Weshalb will Hans die Bühne reformiren. Weil er Regisseur werden will. Weshalb leiht ihm Peter die Feder dazu? Weil er eine Liebhaberin hat, die im Falle, daß Hans Regisseur würde und Kunz Director, Engagement erhalten würde. Nun schreibt man hin und her über das Repertoire, die Stücke, die Schauspieler und — die Bühne bleibt, wie sie ist, d. h. ein Spielball der kleinlichsten Leidenschaften. Wollte ich persönlich werden, so könnte ich über das vorstehende Thema schlagende Thatsachen und Beweise hinsichts der frankfurter Bühne beibringen, allein die Aufdeckung der Coulissenmisère und dessen, was damit zusammenhängt, fördert hier nichts. Was die neue Direction betrifft, so hat sie noch ihre Aufgabe zu lösen; aber leichter wird sie dieselbe in einer unabhängigen Stellung vollbringen, als wenn sie fortwährend Rücksichten auf Leute zu nehmen hat, die nur zufällig durch den Actienverband in Beziehungen zu der Bühne geriethen. Das mochte man einsehen, indeß die erwähnte Brochure des Herrn Belli-Gontard kam wie der heilige Geist über die Actonairs; sie redeten in verschiedenen Zungen, je nach den Einzelinteressen, vereinigten sich dann aber zu dem Vorschlag, die frankfurter Bühne mit Privatinteressen in Verbindung zu bringen. Wenn man hierbei nun Herrn Remie nicht in Betracht zog, weil er nicht in dem Grade Beweise seiner artistischen Befähigung gegeben hatte, wie man sie hier verlangt, so wird nichtsdestoweniger dem Herrn Belli-Gontard das Verdienst der ersten Anregung gebühren. Das Verdienst aber, die Wirren in so versöhnlicher Weise geschlichtet und das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet zu haben, gehört den Herren Bernus, Mumm, André, Müller und Keßler, von denen wir auch ferneren Rath der neuen Bühnenleitung erwarten dürfen, der wir nur Einigkeit, Consequenz und die Wahrnehmung ihrer Pflichten auch insofern empfehlen, daß sie sich nicht beirren läßt durch das Geschrei jener kleinen Partei, von der man nunmehr hinlänglich überzeugt ist, daß sie hinter dem Aushängeschilde der Kunst nur persönliche Beweggründe verbarg.

Charlotte von Hagn gastirte hier. Man stellte — wie natürlich — Vergleiche mit der Lindner an und gelangte zu dem Resultate, daß sie in dem Genre, wo die äußere Form überwiege, unübertrefflich sei, da aber, wo ein bedeutendes inneres Moment vorwalten solle, kalt und selbst nüchtern. Was mich betrifft, der ich den absoluten Maßstab des Urtheils vorziehe und keine Seitenblicke auf die andere Schauspielerin bei Begutachtung der einen werfe, so muß ich eingestehen, daß ich im Allgemeinen Frln. von Hagn für eine meisterhafte Darstellerin halte, im Besonderen aber der Meinung bin, daß sie von vorne herein an den äußeren Einflüssen gelitten hat. Sie ist sicherlich reizbar und warm und würde auch für die Tragödie Requisite besitzen, wären dieselben nicht an der Gesellschaft erstarrt. Jetzt kommt Fräulein. von Hagn aus Petersburg, und die dortigen Salons haben mit ihrer Politur und Uncultur wol nicht den vortheilhaftesten Einfluß auf eine Darstellerin ausgeübt, die an Huldigungen gewöhnt ist und deren Leben sicherlich Stoff zu einem gesellschaftlichen Roman bieten würde. Die heilige Gluth, ob die hier noch vorhanden ist, wo es Brillanten und Schmeicheleien der haute volée regnete, Brillanten und Schmeicheleien, die in Rußland zunächst der Form gelten — das ist eine Frage, die die Zukunft der Hagn lösen muß. Freilich gibt es eine Inspiration, die an solchen Beweisen der Anerkennung nicht erlischt, aber die Hagn lebt — wie alle Münchnerinnen — mehr äußerlich, als innerlich, und der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Gilt es, die Schwäche dieses Fleisches in die höchste tragische Leidenschaft zu kleiden — wie solches von der Darstellerin des Gretchen (Faust) in den Acten nach dem Falle allenfalls geschehen kann, so wird Charlotte von Hagn sicherlich hinreißend sein. Griseldis aber — wo sich irdische Gefühle mit himmlischen Regungen paaren, wo der Wunderschein der Romantik überall durchschimmern soll — Griseldis möchte leicht in den Händen der Hagn erstarren, denn die Affecte dieser Schauspielerin haben eine einseitige Richtung. Uebrigens spielte Frln. von Hagn hier weder Gretchen noch Griseldis, und was sie hier spielte, dem muß ich, bis auf die Schwäbin, die dem Süddeutschen schon nicht schwäbisch genug sprach, und die Hedwig von der Gilden (Ball von Ellerbrunn), die ohne innere Motive war und der Hagn nur auf dem Leibe zugeschnitten schien, alle Anerkennung zollen. Schon das ist ein großer Vorzug der Leistungen dieser Darstellerin, daß sie objectiv gehalten sind. Wir haben so viel von der larmoyanten Subjectivität unserer heutigen Schauspielerinnen zu leiden, daß wir die Hagn, die nach Charakteren greift, wollen wir gerecht sein, feiern müssen. Hier wurde sie mit Beifall überschüttet, d. h. nach den einzelnen Acten und nach der Vorstellung gerufen. Und wenn ein zweiter Cyklus ihrer Gastrollen jetzt nicht eingeleitet werden konnte, so liegt das nur an dem bereits festgesetzten Gastspiel des Schauspielers Döring, aus Stuttgart. Diesem wird Emil Devrient aus Dresden folgen, und diesem — wir wünschen es sehr — von Neuem Charlotte von Hagn. Bis jetzt gab dieselbe hier: Donna Diana, Hedwig von der Gilden, die Schwäbin, Sabine (Einfalt vom Lande), Arouet (Voltaire in den Ferien) und Mirandolina.

Literarische Zustände Frankfurts betreffend, so kann ich Ihnen für jetzt nur mittheilen, daß in den nächsten Tagen „Dichtungen" von Creizenach erscheinen werden und daß Auerbach's neuer Roman: „Dichter und Kaufmann" im Manuscripte beendet ist. Wenn Creizenach zu bedeutenden lyrischen Erwartungen berechtigt, so dürfen wir von Auerbach, dem Verf. des Spinoza, sicherlich zeitgemäße und charakteristische Schilderungen in jenem Roman — in welchem Lessing eine Hauptrolle spielt — erwarten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 140. — den 20. Juli 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosenprobe.

(Fortsetzung.)

Die Federn ihrer Flügel mit dem Schnabel streichend, gab sich Aeschena einen Augenblick das Ansehen, als habe sie die letzten Worte überhört, dann aber entgegnete sie:

„Kind, Du hast vergessen, daß es des Mannes eigenes Verdienst sein muß, wenn Ego, Vanitas und Sensur keine Macht über ihn haben, da ich ja sonst schon mit dem ersten Menschenpaare gesiegt haben würde! Doch lassen wir das für jetzt, vielleicht, daß Deiner reinen Seele es gelingt, die bösen Geister zu verbannen, wenn Du meinen Rath befolgen willst! Merke Dir daher wohl, was ich jetzt sage: von allen jungen Männern, welche um Dich werben, suche die drei vorzüglichsten aus; von diesen biete Jedem einen Strauß Rosen von verschiedenen Farben, und gib genau Acht, welche er auserwählt. Bitte denjenigen, der nach der dunkelsten Rose langt, zu fröhlichen Festen, hüte Dich aber, ihn zu lieben. — Wähle zum Freunde, der sich die weiße aussucht, als solcher wird er Dir treu sein bis zum Tode, — nicht so als Gatte. — Doch der die zarte hellrothe Rose, eben so frisch wie sanft in ihrer Farbe, erwählt, diesen nimm zum Gatten; denn es wird dann nur von Dir abhangen, die drei feindlichen Gewalten zu verscheuchen, ein glückliches Leben zu führen, und meinen Dank für endliche Erlösung zu verdienen."

„Wenn Einer aber nach Zufall die nächste, die beste ergreift?" fragte Scheat, wie ein lehrbegieriges Kind, das in seiner Aufgabe ganz sicher gehen will.

„Nun, der mag als Sklave Deine Felder bestellen," lachte Aeschena; „er wird bald über die Zurücksetzung getröstet sein. Lebe jetzt wohl, befolge genau meine Worte, und Du sollst wieder von mir hören!"

Nach dieser Rede spannte die Fee ihre Flügel, und war auch im Augenblicke über den Wipfeln der Bäume verschwunden. Scheat aber ging hocherfreut in das Haus, um sich zur Ruhe zu legen; denn sie hatte ja nun auf einmal ein Mittel, aus dieser quälenden Ungewißheit zu kommen, die sie bisher so gefoltert und auch ihren Eltern so viel Sorge verursacht.

Als Scheat den andern Morgen erwachte, schien ihr das ganze Abenteuer der Nacht wie ein Traum; doch als sie an das goldene Fenstergitter trat und ihr Auge den Baum suchte, auf welchem die Fee gesessen, da gewahrte sie drei lange, dunkle Flügelfedern an einem Rosenstrauche hängen, die wahrscheinlich Aeschena als Erinnerungszeichen zurückgelassen haben mochte. Durch diese sinnige Aufmerksamkeit ihrer Beschützerin ermuthigt und in den Glauben an dieselbe wieder bestärkt, eilte sie sogleich zu ihren Eltern und bat diese: zu dem bevorstehenden Mohammedsfeste sämmtliche junge Männer zu laden, welche bisher um ihre Hand werben ließen, wo sie dann, als Almeh verkleidet, eine bestimmte Wahl treffen würde.

Froh, die geliebte Tochter so heiter und entschlossen zu sehen, ihre lang genährten Wünsche zu erfüllen, sagten die Eltern ihre Bitte zu, und trafen auch bald alle Anstalten, das Fest so glänzend als möglich zu machen, und die Sklaven und Sklavinnen des Hauses hatten von diesem Augenblicke an von früh bis Abends alle Hände voll zu thun, die Teppiche, Decken und Kissen wegzuräumen, um sie durch neue, viel kostbarere zu ersetzen; wenn dann Algol-Kara und Markab durch die Zimmer wandelten, um die vortheilhafte Veränderung mit prüfendem Auge zu mustern und alles in herrlicher Pracht ihnen entgegenglänzte, sprachen sie: „Gott ist groß! er hat uns gesegnet mit irdischen Schätzen vor allen andern Gläubigen der ganzen Gegend, doch unser köstlichstes Kleinod ist Scheat! möge er den Würdigsten senden, damit wir es auch mit beruhigtem Herzen seiner Obhut anvertrauen können!"

Scheat lächelte geheimnißvoll bei dieser Rede, denn sie wußte ja, daß sie in ihrer Wahl nun gar nicht mehr fehlen konnte; doch sie verschwieg zum ersten Male in ihrem Leben ihren Eltern ein Geheimniß, da sie nicht den Muth hatte, die Unterredung mit Aeschena ihnen mitzutheilen, aus Furcht, ihrer Beschützerin zu mißfallen.

Ein prächtiges blaues Zelt, mit silbernen Sternen gestickt, breitete sich, gleich der Himmelsdecke, über den weiten Hofraum, und sollte den Gästen nach dem Mittagsmahle Schatten und erfrischende Kühle gewähren, da der Tag des Festes endlich erschienen, und die Sklaven beeilten sich, Teppiche über den grünen Rasen rings um das Marmorbecken zu legen, welches, mit klarem Wasser gefüllt, in der Mitte sich befand. Dann wurden weiche, seidene Polster ausgebreitet, denn schon verließen einzelne Gäste den Saal, theils, da der Aufenthalt in der freien Luft ihnen angenehmer dünken mochte, theils trieb Manchen die Ungeduld hinaus, sich den Augen der schönen Scheat zu zeigen, indem die Sage ging, an diesem Tage wollte sie sich von ihrem Fenster aus einen Gatten erwählen.

Mit hochklopfendem Herzen stand indeß Scheat wirklich in ihrem Gemache und musterte die jungen Männer; jedoch so leicht, als sie sich früher die Sache gedacht hatte, war es nun nicht in der Ausführung, und sie hatte Mühe, nur die Drei herauszufinden, mit welchen sie die Rosenprobe halten wollte; da an jedem sich irgend etwas auszustellen fand, indem der Eine nicht gar so groß und schlank war, als sie sich wünschte, der Andere die Augen zudrückte beim Lachen, und dem Dritten aus der glänzenden Reihe Zähne einer fehlte, und dennoch waren alle Drei ausgezeichnet schön zu nennen. Allein es fehlte die Liebe in Scheat's Herzen, welche gewiß alle diese Fehler in Vorzüge verwandelt haben würde. Endlich glaubte sie in ihrer Wahl entschieden zu sein, und keinem neuen Zweifel Raum zu gestatten, ließ sie geschwind von ihrer Sklavin die Verkleidung sich überwerfen, um unter die fremden Almehs gemischt, welche durch ihren Gesang und Tanz die Gäste unterhalten sollten, im Hofe zu erscheinen.

Bebend von innerer Angst und Unruhe trug sie das silberne Becken, auf welchem die Rosen lagen, nach beendetem Tanze herum, jedem der Gäste die Auswahl überlassend; jedoch hatte sie es so einzurichten gewußt, daß der verhängnißvolle Strauß und die drei erwählten jungen Männer bis zuletzt blieben. Noch einen flüchtigen Blick ließ sie über das erkorene Kleeblatt gleiten, dann trat sie entschlossen zu Kanobi, um mit ihm den ersten Versuch zu wagen; doch dieser plauderte eben mit einem neben ihm sitzenden Iman, und ohne die verkleidete Almeh noch ihre Rosen eines Blickes zu würdigen, langte er maschinenmäßig in das Becken, wo er aber statt der Rose eine Stundenblume ergriff, die er vor sich hinlegte, ohne seine Wahl zu beachten.

Scheat war in diesem Augenblick schon zu Alkos getreten, um die Rosengabe zu bieten. — Alkos Blicke ruhten auf den entschleierten Almehs, und seine Seele mochte wohl mehr mit diesen als mit der zu erhoffenden Braut sich beschäftigen; doch als Scheat das Becken ihm reichte, lächelte er freundlich, und lange unter den Rosen wählend, behielt er endlich die dunkelste, und sie an die Lippen drückend, sprach er dann: „Wirst Du, schöne Almeh, nicht auch bald den Schleier ablegen gleich Deinen Gefährtinnen, und uns entzücken durch Tanz und Gesang?"

Scheat neigte leise bejahend das Haupt und trat vor Mesarthin. Lange stand sie vor diesem, ohne bemerkt zu werden, denn sein Auge hing mit Sehnsucht an dem Fenstergitter des Harems, wo er die verborgen glaubte, die ihm so nahe war. Aus seinen Träumen endlich erwachend, warf er einen prüfenden Blick auf die Rosen, und noch einmal nach Scheat's Fenster hinüber schauend, sprach er dann: „Ich zweifle keinen Augenblick, daß dieser Gabe eine höhere Bedeutung unterliegt, als es der Schein wohl zeigen mag, und deshalb wähle ich mir auch, um der sinnigen Spenderin zu zeigen, daß sie verstanden wurde, die weiße Rose, als das Sinnbild meiner geistigen Liebe, die, rein und zart wie

dieſe, den Glanz verſchmäht, der bei den Sinnen nur flüchtige wandelbare Gefühle erweckt, um von der Schönheit der Seele auf ewig gefeſſelt zu ſein.“ Nach dieſen Worten berührte er die Stelle des Herzens mit der erwählten Roſe, und führte ſie dann nach den Lippen; doch, als wagte er nicht, einen Kuß darauf zu hauchen, neigte er nur die Stirn gegen dieſelbe und wickelte die koſtbare Gabe hierauf in ein ſeidenes Tuch, welches er ſich vom Gürtel losband.

Zweifelnd blieb Scheat noch einen Augenblick ſtehen, denn ſie fühlte ſich angezogen von dem ſanften, ſinnvollen Benehmen Meſarthin's, der ihr nun viel ſchöner vorkam, als ſie ihn von ihrem Fenſtergitter aus gehalten, und ſie konnte Aeſchena nicht begreifen, wie dieſer nicht ein eben ſo treuer Gatte als treuer Freund ſein ſollte.

Doch indem ihr Blick die ganze Verſammlung noch einmal überflog, gewahrte ſie einen Fremden, welchen ihr Auge noch nie geſehen, und der vielleicht während der kurzen Zeit ihrer Verkleidung, die Gaſtfreundſchaft ihres Vaters mußte in Anſpruch genommen haben. Ein Blick auf ihn war hinreichend, das ſchlummernde Gefühl im Herzen der Jungfrau zu erwecken, und wie die Farben in trüber Gewitterluft plötzlich erſt ihren eigenthümlichen Glanz erhalten, wenn die Sonne in voller Majeſtät hinter den Wolken hervorbricht, ſo plötzlich erkannte nun Scheat, wie ein Mann ausſehen müſſe, um ihr zu gefallen. Es war ihr, als habe dieſes Bild längſt in ihrem Herzen gelebt, als hätte der Zauberſchlag irgend einer Fee ihn nur aus denſelben hervorgerufen und ihm Geſtaltung gegeben, als vermöge dieſer allein, ſie glücklich zu machen. Geblendet von dem unerwarteten Lichtſtrahl ihrer Seele, wußte Scheat nicht ſogleich, was ſie beginnen ſollte; doch der Fremde, der die Worte Meſarthin's vernommen haben mochte, endete ſchnell ihre Verlegenheit, denn ohne abzuwarten, ob ſie das Becken ihm bieten würde, ſtand er auf, und ſich die ſchönſte Roſe erwählend, ſprach er: „Hat die unſichtbare Spenderin dieſer duftigen Gabe ihrem Geſchenk eine höhere Deutung untergelegt, als der Schein es zeigt, ſo brauche ich nicht zu warten, bis die Reihe mich trifft, da mein Geſchick wohl ſchon entſchieden ſein mag! doch hat die Sage: im Garten Algol-Karas blühe eine wunderherrliche, ſeltene Roſe, mich aus weiter Ferne hergelockt, und ich glaube in dieſer ihre Zwillingsſchweſter gefunden zu haben, da ſie in ſanftem Farbenſchmelz und ſüßem Duft das Auge wie den Geiſt mit Paradieſesfreuden erfüllt, und ſo allem entſpricht, was Liebe glühend und rein nur fordern kann.“

In Scheat's Herzen zogen alle Wonnen beglückter Liebe frohlockend ein, denn der Fremde hatte die hellrothe Roſe erwählt, und war alſo dem zu Folge nach Aeſchena's Ausſpruch der Mann, der ihr Leben beglücken und ſich den Preis der Treue erringen konnte.

Sie eilte in ihr Zimmer, wo ſie ſogleich ihrer Mutter Markab den Erkornen zeigte, mit der Bitte: den Vater von ihrer Wahl in Kenntniß zu ſetzen.

Als das Feſt beendet und der Abend ſeine ſchattenreichen Fittige über die Erde gebreitet hatte, wandelte ſie durch die duftigen Gänge des Gartens dem Platze zu, wo Aeſchena ihr erſchienen, um die frohe Kunde auch der Fee zu hinterbringen; doch dieſe war weit und breit nicht zu ſehen, und in Scheat's Herzen ſank der Muth, da ſie ſich dieſe Theilnahmloſigkeit kaum zu erklären wußte. Schon erglänzten die Sterne am lichtblauen Himmel, ſchon wollte ſie traurig den Garten verlaſſen, als es plötzlich wie Flügelſchlag über ihrem Haupte hinwegrauſchte. Scheat ſah auf, Aeſchena ſaß wirklich auf dem bekannten Baume.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Von der Weſer.

[Ein Liederfeſt.]

Am 30ſten Juni ſollte zu Hameln ein großes Liederfeſt gefeiert werden, es hatten ſich dort die Liedertafeln von Osnabrück, Bielefeld, Bremen, Oldenburg, Hannover, Hildesheim und Paderborn verſammelt und viele nichtſingende Freunde des Geſanges waren gleichfalls hingeſtrömt. Als aber in einem ſonſt ſchönen Garten über der Weſer der Geſang im Freien beginnen ſollte, als der Director den Stab erhoben hatte und die Kehlen ſich räuſperten, da machte der Himmel plötzlich ein ſo finſteres Geſicht und ſchickte einen ſolchen Regenguß herab, daß Alles auseinander ſtob und unter die Schirme und in die Wagen floh. Ein bedecktes Local war nicht zu finden, und da der Regen den übrigen Tag fortdauerte, ſo war auf dieſe Weiſe das Liederfeſt verwäſſert. Es blieb den Gäſten, welche nicht etwa gleich von Hameln wieder abfuhren, nichts anderes übrig, als ſich in den Wirthshäuſern an den Freuden der Tafel und des Weins zu erholen, wobei ſie übrigens von der Beſchränktheit des Raumes und den hinaufgeſchraubten Preiſen nicht wenig geſtört wurden.

Dabei erhebt ſich die Frage: warum verlegt man die Liederfeſte nicht an ſolche Orte, wo hinreichend große bedeckte Locale aufzutreiben ſind? Man kann doch nicht füglich ver-

langen, daß jedesmal an dem Tage, auf den das Liederfest verlegt ist, der Himmel heiter aussehen soll; wer kann das bei der hypochondrisch launenhaften Wandelbarkeit unseres Himmels erwarten!

Fragt man daneben noch nach der Bedeutung solcher Liederfeste überhaupt, so kann man nicht anders sagen, als daß im Gebiete der Musik eigentlich wenig damit geschieht. Es liegt ihnen auch in unserer Zeit des Friedens, in unserer Zeit, wo der Schönheitssinn, mit dem Luxus gepaart, durch alle Classen wandert, nicht viel mehr als der Dilettantismus zu Grunde, der sich gern einmal hören lassen will, und da bilden denn hauptsächlich diejenigen Städte Liedertafeln, welche kein stehendes Theater oder keine stehende Capelle in ihrer Mitte besitzen. Indessen bleiben solche Liederfeste doch immer sehr erfreulich, und sollte es auch nur darum sein, weil jede Veranlassung, welche die Menschen aus einem größeren Umkreise zu einem frohen Austausch der Gefühle und Meinungen zu einander bringt, die Gesichtskreise erweitert und die Regsamkeit befördert.

Notizen.

[Geographischer Almanach für 1839.]

Der Almanach von H. Berghaus bringt unter der Galerie berühmter See- und Landreisender Skizzen über Adolf Ermann, James Cook und Martin Frobisher, jenen Seehelden, der die drei ersten jener zehn Expeditionen leitete, welche unter der Königin Elisabeth zur Erforschung der nordwestlichen Durchfahrt veranstaltet wurden. Die Stahlstiche der drei Männer zieren den Almanach. Unter den Abhandlungen nennen wir die Berichte aus Sumatra, aus dem Tagebuche Müller's, eines Mitglieds der niederländischen naturhistorischen Commission in Ostindien, ein Schreiben des Akademikers v. Bär in Petersburg, über Sibirien, u. A. Aus dem interessanten Jahresberichte entheben wir Folgendes:

Seit 1834 ist die Kapkolonie auf einer Völkerwanderung begriffen, 5 bis 6000 von den holländischen Zugbauern sind mit Hab und Gut, Weib und Kind aufgebrochen, um sich im Norden von Africa eine neue Heimath zu suchen. Mitten in der entlegenen Wildniß des innern Landes, an einem großen Strome, ist bereits von ihnen eine große Stadt, Neu-Amsterdam, erbaut. Auf diese Weise wird das verschlossene Afrika von innen heraus erobert und für die Menschheit gewonnen.

Abyssinien lernt man aus Rüppel's Darstellungen kennen, die der Phönix brachte. Außerdem ist des Baron von Katte Reise in jenem Lande wichtig; im Winter 1837 — 1838 beschäftigte er sich lebhaft mit seinem Lieblingsplan, von Osten her das Innere Africas zu erforschen. Er gedachte mit einer Karavane von Kairo, dieser schon halb europäischen Stadt, nach Tombuktu vorzudringen. Er erzählt Wunder von den Wirkungen, die der deutsche Missionär Gobat, in Diensten der londoner Missionsgesellschaft, in Abyssinien ausübt. Von Interesse ist auch Schimper's Reise in jenem Lande, die im Auftrage des botanischen Vereins zu Eßlingen in Würtemberg unternommen ward. Russegger kehrte im April 1838 von seiner Entdeckungsreise nach Alexandrien zurück und stehen seine Resultate zu erwarten. Wilkinson, der gründliche Kenner des Nillandes, hat sein Werk über die Sitten und Gebräuche der alten Aegypter in London bereits 1838 edirt.

Von Moritz Wagner, dessen in unserer Zeitung früher vielfach Erwähnung geschah, wird in Leipzig bei Leopold Voß ein Werk über seinen Aufenthalt in Algier erscheinen. Wagner ist jetzt wieder in Augsburg, literarisch für Cotta'sche Unternehmungen beschäftigt.

Von der Fahrt des Dampfschiffs der ostindischen Compagnie war schon im vorigen Jahrgange des Almanachs die Rede. Am 29. Dec. 1836 lief die Atalanta vom Hafen von Falmouth in See und kam am 4. Februar 1837 nach dem Kap. Ueber die Reisen des Sirius und des Great Western stattet der neue Jahrgang genauen Bericht ab. Berghaus erinnert dabei, daß niederländischen Dampfschiffen das Verdienst zukomme, die Bahn nach Amerika zuerst gemessen zu haben; bereits im J. 1827 ging das Dampfboot Curaçao zum ersten Mal nach Amerika. Seitdem hat die niederländische Regierung eine regelmäßige Dampfpaketfahrt mit ihren westindischen Besitzungen betrieben.

[Droysen's Aristophanes.]

Der gewandte Uebersetzer des Aeschylus hat mit dem dritten Bande seinen deutschen Aristophanes (Berlin, Veit) geschlossen. Prof. Droysen gehört zu denjenigen Philologen, durch deren Arbeiten das Alterthum dem größeren, blos ästhetisch gebildeten Publicum näher gerückt wird. Die geschmackvolle Gewandtheit, mit welcher die 11 Stücke des Aristophanes verdeutscht und in den Vorreden kritisch erläutert werden, läßt den eigentlichen, früher versprochenen Abschluß des Werkes vermissen. Wir hofften von Droysen auch die Fragmente des attischen Lustspieldichters zu erhalten, um von den etwa 40 andern Komödien eine ungefähre Anschauung und den Zusammenhang unter ihnen so angedeutet zu erhalten, wie Aeschylus Trilogien durch Welcker's berühmte Arbeit festgestellt sind. Inzwischen ist das Publicum auch für das Geleistete Dank schuldig. Die versprochene Biographie des Dichters liegt in den einzelnen Einleitungen zu jeder Komödie zerstreut.

[Wie weit sind wir in Deutschland?]

Bei Gelegenheit des Polenfestes in London sprach O'Connel einige Worte über Rußland. Die Augsburger Allgemeine Zeitung äußerte, diese Worte ließen sich nicht füglich mittheilen. So weit also, sagt das Adorfer Wochenblatt, wären wir nunmehr, daß man in Deutschland nicht mittheilen kann, was man in England über Rußland sagt. — Das Adorfer Wochenblatt redigirt der Bürgermeister Iocl, Todt, jener geistvolle, charakterschwere Redner in der sächsischen Kammer.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 141. — den 22. Juli 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosenprobe.

Mährchen von Amalie Krafft.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß, Du hast schon lange auf mich gewartet," nahm die Fee sogleich das Wort, „allein es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht früher kam. Haben es doch meine Feinde bei den Menschen schon so weit gebracht, daß ich — die Bewohnerin des Lichtes — mich nicht mehr bei Tage sehen lassen darf, ohne großer Gefahr mich auszusetzen, weshalb ich auch mein schimmernd weißes Gefieder in ein dunkles verwandeln mußte; doch hoffe ich nun am längsten gelitten zu haben, da der Ewige Dich und Algorab gesendet zu meiner Erlösung, wenn Ihr anders den bösen Geistern siegreich widerstehet, denn freie Willenskraft, ohne welche keine Tugend bestehen könnte, ist jedem Wesen der ganzen Schöpfung verliehen! Wisse also: der nächste Morgen schon wird Algorab, Deinen erwählten Bräutigam, als Bewerber um Deine Hand bei Algol-Kara finden; Dein Vater, eingedenk seines Gelübdes, wird zusagen, und Deinem Glücke, wie meiner Erlösung, stünde dann nichts mehr im Wege, wenn nicht Ego, Vanitas und Sensur gleichfalls auf Mittel sännen, dieses Glück zu vernichten. Am gefährlichsten ist Ego, seinem Altare wird alles zum Opfer gebracht; seine verblendende Macht weiß das Unrecht mit dem Heiligenschein des Rechtes zu umgeben, und mit der Miene gekränkter Unschuld zertritt er den Frieden und das Lebensglück eines Herzens, ohne weiter um sein Opfer sich zu kümmern. Dann kommen Vanitas und Sensur; beide werden erst in der Brust des erwachsenen Jünglings durch Ego eingeführt, und wenn sie seine Seele beherrschen und seine Handlungen zum Bösen verleiten, so geschieht es meistens nur durch dessen Eingebungen. Ob Vanitas in der glänzenden Gestalt des Ruhmes mit lorbeerbegränztem Fittig die glühende Phantasie auf schwindelnde Höhen tragen will, in der Zukunft hohlen Nebelschatten der Nachwelt zeigend, ob sie mit den Eroberungen der Liebe sich begnügt, oder ob Sensur in niedern Erdenstaub ihn zieht, immer spricht Ego: Nimm, was Beide Dir bieten; denn Dein ist die Welt, und ein Thor, der an der Quelle die brennenden Lippen kühlt, wenn das Schicksal ihm Nektar reicht. Diesen drei feindlichen Gewalten mußt Du nun bei Deinem künftigen Gatten gegenüberstehen, ohne seiner Willenskraft eine Fessel anlegen zu dürfen, denn nur aus eigenem Antriebe muß er von der Liebe zu Dir entflammt, ihrer Macht sich entziehen, soll das Werk meiner Erlösung gelingen."

„Wenn aber so viel tausend Jahre schon erfolglos verstrichen sind," sprach Scheat, betroffen von den Bildern, welche Aeschena mit grellen Farben entworfen, „wie soll ich schwaches Mädchen bestehen im Kampfe mit diesen mächtigen Geistern?"

„Nur der Mensch ist schwach," entgegnete die Fee nicht ganz ohne Unmuth über die Zaghaftigkeit ihres Schützlings; „der Geist ist stark, und der Mensch ist nur

Digitized by Google

das vergängliche Gewand des Geistes! Doch zuviel habe ich Dich schon hinter den Vorhang schauen lassen, der die überirdische Welt von der irdischen trennt, um mehr noch zu verrathen, und ich begnüge mich also, nur noch zu sagen, daß alles im All durch unsichtbare Fäden gehalten, im Zusammenhange steht, und daß der Wurm, der die Wurzel der Blume zernagt, wie der Sultan auf goldenem Throne, zum großen Ganzen gehören. Auch Dein Dasein gehört dazu, und da Gott selbst Dich, wie Algorab, zu meiner Hülfe gesendet, so wird es gewiß nur von Eurem Willen abhängen, im Kampfe mit der Erdennatur zu siegen. Um indeß Deinen Muth etwas zu stärken, will ich Dir drei Gegenmittel geben, welche bei weisem Gebrauch die Versuchungen der bösen Geister unschädlich machen. Nimm diese Feder, welche ich aus meinem Flügel reiße, und trage sie auf der Stelle des Herzens, sie wird vor jeder Anwandlung der Eifersucht Dich bewahren. Sammle die Thautropfen jener Rose in ein Krystallfläschchen, und reibe im Neumond Deine Augen damit, sie werden zur rechten Zeit ihre Wirkung thun, und hole aus der vertockneten Mohnblume am Marmorbecken die reichsten Saamenkörner, wovon Du aber nur im höchsten Nothfalle welche genießest, wenn Ego zu sehr über Algorab Macht gewinnen sollte! Lebe jetzt wohl! unsichtbar werde ich stets über Deinem Haupte schweben und Zeuge Deiner Handlungen sein; sichtbar werde ich Dir aber nur am Ziele meiner Hoffnungen noch einmal erscheinen, um meinen Dank Dir zu bringen, und dann auf ewig nach der Sonne zurückkehren."

Aeschina flog wieder über die Wipfel der Bäume davon. Scheat aber sammelte sorgfältig die Thautropfen der Rose, wie die reifen Mohnkörner, um sie genau nebst der Flügelfeder nach der Weisung zu gebrauchen; als ihre Arbeit vollendet, suchte sie ihr Lager auf, wo bald der Schlaf mit mildem Fittig auf ihre Augen sich senkte, um den Körper in Fesseln zu legen und die Seele in das weite Reich der Träume zu entführen. Den andern Morgen zur neunten Stunde erschien Alkos bei Algol-Kara, um Entscheidung seines Geschickes bittend; als eine abschlägige Antwort ihm zu Theil ward, konnte er nur mit Mühe die Flamme des Zornes so viel dämpfen, als erforderlich, den Anstand nicht zu verletzen, weshalb er auch sogleich, ohne weiter ein Wort zu verlieren, das Haus verließ. Nach diesem kam Kanobi; als auch ihm dieselbe Antwort zu Theil wurde, schien er im ersten Augenblick betroffen, als ob er diesen Fall gar nicht erwartet hätte, dann aber faßte er sich, und mit der vollkommensten Ruhe noch einige Zeit von andern Gegenständen sprechend, empfahl er sich endlich mit vielen Versicherungen seiner Freundschaft. Nun erschien Mesarthin; in einer langen Rede, von Bildern und Gleichnissen durchflochten, trug er sein Anliegen vor, und als er damit zu Ende war, horchte er beinahe athemlos auf die Erwiederung: als ob mit dieser Leben oder Tod verbunden sei.

Mit innigem Bedauern ertheilte Algol-Kara auch ihm die verneinende Antwort, und es däuchte dem besorgten Vater beinahe, seine Tochter hätte besser gethan, diesen zu wählen, dessen Wandel ihm als der reinste bekannt war, als einen Fremdling, von dem man nur die glänzende Außenseite sah, ohne seine Fehler zu kennen. Doch hatte er ja gelobt, ihr gänzlich freie Wahl zu lassen, und so mußte er also sein Wort halten, so leid es ihm auch im innersten Herzen that. Mesarthin's Schmerz war gränzenlos, als er seine Hoffnung vernichtet sah, und einer Bildsäule gleich starrte er noch lange vor sich hin, als Algol-Kara seine Rede längst geendet. Doch plötzlich füllten seine Augen sich mit Thränen, und diese zu verbergen, wandte er sich schnell um, und verließ mit stummem Gruß den Saal.

Scheat selbst, welche hinter einem Gitter verborgen, Zeuge dieses Auftrittes war, fühlte auch heute wieder in Mitleid sich zu Mesarthin gezogen, und sie hätte beinahe von dieser süßen Regung des Herzens zu einer Uebereilung sich hinreißen lassen, wäre in demselben Augenblick nicht Algorab in den Saal getreten. In sicherem Bewußtsein seines Werthes und doch bescheidenem Anstand trug er seine Bewerbung dem ängstlich lauschenden Vater vor; als Sohn eines mächtigen Scheikhs hatte er große Reichthümer, Heerden, Pferde und Kameele zu bieten zur Morgengabe für die schöne Braut. Als Algol-Kara zusagte, jedoch die Bedingung stellte, daß er außer Scheat keine Frau nehmen dürfte, flog eine unmerkliche Wolke des Unmuthes über die Stirn, und er sprach: „Wohl hätte ich gewünscht, dieser Punct wäre meiner eigenen Entscheidung überlassen geblieben, da ich wahre Liebe selbst nicht für theilbar halte, jedoch kann ich es nicht verargen dem Herzen des Vaters, wenn er die Zukunft des geliebten Kindes sicher zu stellen sucht, und es sei deshalb zugestanden, wenn Du mir dagegen erlauben willst, heute Abend, wenn die Schatten sich verlängern, in Deinem Garten unter dem Fenstergitter Scheat's einige Minuten zu verweilen."

Leicht konnte Algol-Kara die Ursache dieser Bitte durchschauen, da es klar vor Augen lag, daß Algorab wenigstens den Schatten der Braut, vielleicht auch sie

selbst, zu sehen wünschte, ehe er durch so wichtige Zusage sich für immer in Fesseln legte, und das Wohl der einzigen Tochter erwägend, gestand auch er die Erfüllung dieses Wunsches nach kurzem Bedenken zu, in der Hoffnung, daß Scheat's siegende Schönheit alle Zweifel hebe; auch die Mauern des Gartens diesen Schritt, der so sehr gegen die Sitte verstieß, als ein Geheimniß den Augen der Welt verbergen würden. Hierauf verabredeten sie das Nöthige über den künftigen Haushalt, da Algorab in der Nähe Ländereien ankaufen wollte, um durch seine Verbindung mit Scheat dieselbe nicht allzuweit von den geliebten Eltern zu entfernen. Als alles festgestellt war, bat Algol-Kara den künftigen Eidam, den Tag über unter seinem Dach als Gast es sich gefallen zu lassen, was dieser auch dankbar annahm, und die Unterhaltung wurde im Verlauf der Zeit bald so lebhaft, Algorab entfaltete so viel Geist, Kenntnisse und richtiges Urtheil, daß Algol-Kara sich glücklich pries, solch einen Schwiegersohn zu erhalten.

Schon brannten die Strahlen der sinkenden Sonne nicht mehr so glühend, und ein leiser Westwind zog mit kühlendem Hauch durch die schmachtenden Zweige der Bäume, als Scheat hinter dem goldenen Gitter ihres Fensters jedesmal ängstlich aufhorchte, wenn sie nahende Tritte zu vernehmen glaubte. Jedoch blieb, außer dem Flüstern der Büsche, alles still, und sie setzte die Verzögerung auf ihren Vater, der — einmal in Erzählung seiner Jugenderlebnisse begriffen — sich gern dieser süßen Erinnerung überlassend, nicht sobald geneigt war, die Unterhaltung abzubrechen, als Dubhe, ihre Lieblingssklavin, ihr meldete: Algorab habe das Haus verlassen. Erschrocken über diese Nachricht, wußte sie sich diese plötzliche Entfernung gar nicht zu deuten, und dennoch wagte sie nicht, ihren Vater um die Ursache zu befragen, aus Furcht, vielleicht einen Vorwurf über ihre Wahl zu hören. Das Gefühl der Ungewißheit und der Schmerz getäuschter Hoffnung, beengten ihre Brust, und sie mußte hinaus in den Garten, um wenigstens durch das Athmen der frischen Luft ihr Herz zu erleichtern. Lange wandelte sie durch die blühenden Gänge, und da alles ringsum in tiefes Schweigen versank, und selbst der West kein Blättchen mehr bewegte, da nahm auch sie Platz am Rande des Marmorbeckens, um über dasselbe geneigt, in träumerisches Sinnen verloren, ihr Bild in dem hellen Spiegel des Wassers zu betrachten.

„Man nennt mich schön!" flüsterten ihre Lippen kaum hörbar, „mit geschäftiger Zunge hat die Sage hievon sich weit verbreitet, ohne daß außer meinen Eltern, den Gespielinnen meiner Kindheit und den Sklavinnen des Hauses, mich ein sterbliches Auge gesehen hat! Bin ich es denn auch wirklich? — und ist meine Schönheit auch hinreichend, einen Mann wie Algorab zu fesseln? Wenn am Tage unserer Verbindung der Schleier fiele zwischen mir und ihm, und nur ein Blick seines Auges verriethe den Gedanken: Du bist nicht so, wie ich Dich der Sage nach erwartet! O, qualvoller Zweifel, wie marterst Du meine Seele!" — Sie neigte sich tiefer über das Wasser, doch erschrocken fuhr sie empor, denn neben ihrem Bilde zeigte sich ein zweites, und im nämlichen Augenblicke fühlte sie von den Armen Algorab's sich umschlungen, ehe sie noch Zeit gewinnen konnte, den Schleier über ihr Gesicht zu ziehen.

In wortlosem Anschauen hielt er sie umfaßt, und ihre Seelen feierten in den begegnenden Blicken das geistige Vermählungsfest der Erkenntniß; dann ließ er vor ihr' auf ein Knie sich nieder, und ein Käsichen von Elfenbein mit Gold eingelegt überreichend, sprach er: „Ich wollte ein kleines Geschenk für Scheat, die Beherrscherin meines Herzens, holen, als ein Freund, welchen ich lange nicht gesehen, mir begegnete und mich zurückhielt von dem Stern meines Glückes. Doch ich segne nun den Ueberläftigen, da ich dadurch einer Seligkeit theilhaftig wurde, welche die Freuden des Paradieses nicht aufzuwiegen im Stande sind. Scheat, meine Scheat! wie bist Du so schön und herrlich gestaltet! die Sage bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück! Denn, wie vermöchte das armselige Wort auch auszusprechen, was nur das Auge allein der Seele verkünden kann!" Und noch einmal schlang er den Arm um die Braut, und seine Lippen hauchten das Siegel der Weihe auf die ihrigen.

Das Rauschen der Büsche verrieth die Ankunft Algol-Kara's, welcher die Tochter suchte, und Scheat fand kaum so viel Zeit, um auf Seitenwegen das Haus zu erreichen, ohne von ihm gesehen zu werden; indeß Algorab dem Vater entgegenging, um ihm das Käsichen, welches kostbare Armbänder und andern Schmuck für Scheat hielt, zu übergeben, seinen verspäteten Besuch mit den erwähnten Gründen entschuldigend.

In Algol-Kara's Hause herrschte neue Thätigkeit, denn die Anstalten zu Scheat's und Algorab's Vermählungsfest, wurden mit allem Eifer betrieben, und der ungeduldige Bräutigam fand, trotz dem rastlosen Bemühen der Eltern, dennoch alles viel zu langsam für seine Sehnsucht: den kostbaren Juwel unwiderruflich sein nennen zu dürfen. Um den trägen Gang der Zeit etwas

zu beflügeln und sich zu zerstreuen, überließ er sich öfter den Freuden der Jagd; und wenn er dann den Tag über in Felsenhöhlen und wildem Gesträuch mit Tigern sich herumgetrieben, so freute er sich immer des Abends, daß er wieder um einen Tag näher seinem Glücke. Einen schönen Königstiger verfolgend, hatte er sich einst ungewöhnlich weit in den Bergen verirrt, und zu spät bemerkte er erst, daß er sein Gefolge ganz aus den Augen verloren, und daß auf keinen Ruf ihm mehr Antwort zu Theil ward. Die Sonne brannte in versengenden Strahlen auf sein Haupt herab, und es blieb ihm keine Wahl, als vom Pferd zu steigen, um auf einem schattenreichen Platz den Abend zu erwarten, wo er dann den rechten Weg wieder zu finden hoffte. Den Zügel über den Hals geworfen, ließ er das edle Thier im Grase weiden; er selbst aber legte sich in eine Felsenvertiefung, die ihn von allen Seiten gegen einen Ueberfall schützte, und von welcher er die ganze Gegend übersehen konnte. Pfeil und Bogen neben sich und den Jatagan in der Hand, wollte er nur ruhend bis zum Abend verharren; allein bald übermannte ihn die Gewalt des Schlafes, und im vergeblichen Kampfe mit der Natur, erlag er endlich den Rechten derselben. Sein treues Roß, als erkenne es die Gefahr seines Herrn, hielt indeß immer sich in seiner Nähe, und die klugen Augen in die weite Ferne gerichtet, überließ es sich nur dann dem Vergnügen der Weide, wenn es sich vollkommen überzeugte, daß alles ruhig und kein wildes Thier in der Nähe sei. Hoch oben aber auf dem Felsen lagerten Ego, Vanitas und Sensur nebst unzähligen Dämonen und Geistern, Rath haltend über das Schicksal des Schlafenden. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Ludwig Reichenbach.]

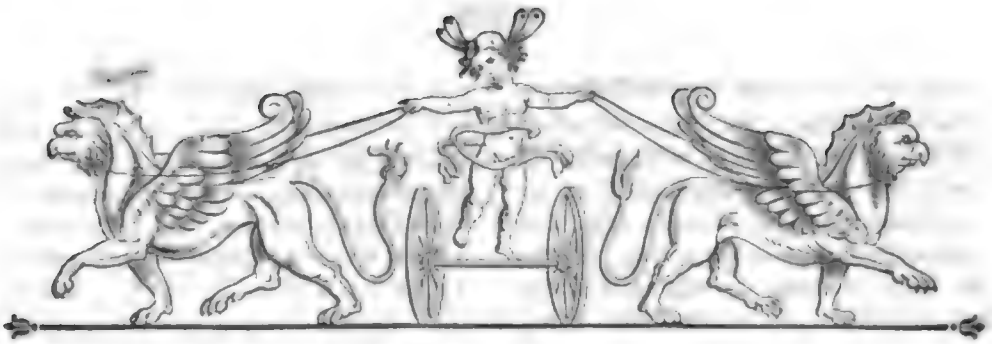
Unter den Botanikern der Gegenwart nimmt der Hofrath Reichenbach in Dresden ohne Widerspruch einen der ersten Plätze ein. Was aber seinen Verdiensten die Krone aufsetzt, ist die Popularisirung der Wissenschaft, das Einführen von Kenntnissen in den großen Kreis aller Gebildeten, Kenntnisse, die früher nur das Eigenthum der Wenigen waren, welche sich durch eine barbarische Terminologie, durch ein System mit tausend Ausnahmen und Widersprüchen gearbeitet hatten, die von der übrigen Welt in dunkler Ferne mit heiliger Scheu betrachtet wurden. Die Vorträge, welche Reichenbach, leider sehr sparsam, im Zwingersalon hält, geben sowohl davon Zeugniß, als die Abbildungen der in Deutschland wild wachsenden Pflanzen, systematisch, nach der Natur aufgenommen. Das erwähnte Unternehmen ist so großartig als folgenreich. Wenn ihn der Himmel begnadigt, das Werk zu vollenden, das er gegenwärtig zum Viertel geliefert hat, so steht er unübertroffen da von der Vorwelt, unerreichbar für die Nachwelt. Man denke sich, daß er erst 10 Centurien einer Iconographia plantae criticae in buntem Gemisch liefern mußte, nur um im Fluge die Schwingen zu entfalten; daß er das ungeheure Reich von hunderttausend Pflanzenkörpern erst in ein consequentes, naturgemäßes System bringen mußte, wobei ihm allerdings die Vorarbeiten von Jussieu, de Candolle, Kurt Sprengel und Oken zu Statten kamen, dessen ungeachtet der eigenen Forschung noch ein so großes Feld der Thätigkeit offen blieb, daß ein Anderer sein ganzes Leben dabei zugebracht und auch Ehre genug davon gehabt hätte. Die von ihm abgebildeten deutschen Pflanzen (sie erscheinen mit lateinischem Text als: „Icones florae germanicae," mit deutschem Text als „Deutschlands Flora" in Heften mit schwarzen oder colorirten Kupfertafeln) sind nicht nach Exemplaren aus den Herbarien abgebildet, sondern so lebend, dabei so treu, so sprechend ähnlich, daß man irgend ein Pflänzchen, das man in Feld und Wald gefunden hat, augenblicklich wiedererkennt, ein Zweifel dabei geradezu unmöglich ist. Sein compendiöses Zusammenbringen mehrerer Objecte auf einer Kupfertafel, ohne alle verwirrende Störung, hat eine Wohlfeilheit der Herstellung erlaubt, daß kein einziges Kupferwerk von Naturkörpern in Concurrenz tritt. In den erschienenen drei Centurien der Gräser, Schotengewächse, Mohne, Veilchen, Eisternosen und Ranunkeln sind über eintausend Pflanzen abgebildet. Der Ladenpreis der in Decaden ausgegebenen Pflanzen ist so, daß eine Tafel in schwarz mit Text 2 Groschen, colorirt aber 3½ Groschen zu stehen kommt. Das Format ist groß Quart. Wegen der Fortsetzung darf man wohl unbesorgt sein, wenn nicht der Tod dazwischen tritt, denn der Verleger balancirt den Autor an ausdauernder, aufopfernder Beharrlichkeit. Zudem sind Beide von Jugend auf die innigsten Freunde. Gesetzt aber auch, das Werk würde vor seiner Vollendung unterbrochen, so verliert doch das Vorhandene nicht an Werth, denn jede natürliche Familie bildet ein Ganzes in sich abgeschlossen und vollendet.

Notiz.

[Kirchenrath Danz.]

Der in den „Blättern für lit. Unterhaltung" mit vieler Anerkennung erwähnte philosophische Roman: „Die Zeitgenossen", ist von dem Kirchenrath Danz in Jena, der früher auch einen „gefesselten Prometheus" schrieb.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 142. — den 23. Juli 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosenprobe.

(Fortsetzung.)

Unmuthig breitete Ego die gigantischen Fittige aus, daß die Sonne sich zu verdunkeln schien, und Vanitas dann mit funkelnden Blicken messend, sprach er: „Fürwahr! ich sehe, daß auch Geister so gut wie Sonnen und Welten der nagenden Zeit nicht zu widerstehen vermögen, wenn gleich ihre Natur um einige Ewigkeiten länger hält; denn Deine Macht und Herrlichkeit schwinden sichtbar dahin! Du wirst in Nichts zerfallen, und mit der Zerstörung Deines Reiches zerstiebt eine Unzahl Geister wie irdischer Staub vor der Gewalt des Windes!"

„Und habe ich nicht in allen glänzenden Gestalten die Sterblichen verführt?" gab Vanitas zurück, „hat Einer, aber auch nur Einer bisher mir widerstanden in meinem Bemühen? Helden wie Weise — alle waren noch meiner Macht verfallen, und wo ich mit dem Gepränge glänzender Triumphe keinen Zugang fand, hielt ich meinen Einzug im Gewande der Demuth, beispielloser Entsagung und aufopfernder Selbstverläugnung! Kann ich dafür, daß Dir der Muth bei einem einzigen Sterblichen sinkt, ohne noch einen Versuch auf ihn gemacht zu haben, da unsere gemeinschaftliche Feindin ihn in Schutz genommen? Fürwahr! wenn Du glaubst, daß auch Geister der Vergangenheit unterliegen, so mußt Du es nur an der Abnahme Deiner eigenen Kräfte ermessen, nicht an den Meinen!"

„Laßt uns die Zeit nicht in nutzlosem Wortstreit vergeuden!" rief Sensur dazwischen; „nur vereint in unserm Wirken sind wir stark, und wenn nichts bisher noch widerstanden unserer Macht, so hat Jedes gleichen Theil an dem Verdienste des Sieges. Noch ist Algorab nicht im Triumphe über die Erdennatur, da er mit Scheat, von dem Könige der Geister zu Aeschena's Hülfe gesandt, noch nicht vermählt; diese Verbindung zu hintertreiben, sei unser erstes Beginnen. Zeit gewonnen, Macht gewonnen! Hat erst irgend ein Hinderniß die Vereinigung in weitere Ferne gerückt, dann versuche Jedes von uns seine Kraft, und die Wahrheit müßte zur Lüge werden, sollte nicht Einer die Pforte von Algorab's Herzen finden, um auch dem Andern den Weg zu bahnen!"

Kaum waren die letzten Worte Sensur's verhallt, als Ariel, der Dämon des Todes, mit dunklem Fittig sich erhob, und geräuschlos umflog er einen weiten Kreis; bei seiner Rückkehr zum Felsen riefen alle Geister einstimmig ihren Dank ihm entgegen; und versöhnt durch die neue Hoffnung, umarmten sich Ego und Vanitas, während Sensur Beide umschloß. Dann flüsterten sie noch leise einige Worte unter sich, und ehe noch ein locker gewordenes Steinchen von der Spitze des Felsens zur Erde herabrollte, war die ganze Geisterschaar nach allen Winden spurlos verschwunden.

Als Algorab erwachte, war die Sonne bereits im Scheiden, und er warf sich daher schnell auf sein Pferd, um vor einbrechender Nacht den rechten Weg noch

zu finden, was ihm jetzt, zu seinem eigenen Erstaunen, ohne alle Schwierigkeit gelang. Im Hause der geliebten Braut angelangt, erschrak er jedoch nicht wenig, als die Sklaven weinend ihm meldeten, daß Algol-Kara vor zwei Stunden bei bestem Wohlsein, plötzlich vom Tode überfallen und schon gänzlich verschieden sei. Großer Schmerz zog bei dieser Nachricht in Algorab's Herzen ein, denn er hatte den Greis geliebt wie seinen Vater, und war der Kummer Scheat's nicht auch der seinige? abgerechnet, daß durch diesen Todesfall seine Verbindung mit ihr um vieles weiter hinausgerückt wurde. Mit schwerem Herzen, voll Trauer, ging er nach seiner Wohnung, die ersten Tage in der Einsamkeit verlebend; doch als Algol-Kara zur Erde bestattet und der erste Schmerz vorüber, da erfaßte ihn die Sehnsucht nach der Braut, die er nun so lange nicht sein nennen sollte, mit aller Macht, und er suchte Dubhe — die Sklavin Scheat's — durch reiche Geschenke zu gewinnen, ihre Herrin zu bereden, jeden Abend bis zum Ende der Trauerzeit, unter dem bergenden Fittig der Nacht, eine Zusammenkunft ihm zu gewähren, wenn auch nur auf einige Minuten, was dieser bald gelang; denn Scheat fühlte selbst das Bedürfniß, ihren Kummer in seiner Theilnahme zu lindern.

Vom Thau der Thränen befeuchtet, sprossen Blumen auch auf Gräbern. Auch für Scheat und Algorab keimten zarte Blüthen eines verborgenen Glückes aus den heimlichen Zusammenkünften, welche, jemehr sie den Augen der Welt verschleiert werden mußten, je höhern Reiz dadurch erhielten, und der Schmerz um den dahingeschiedenen Vater bettete sich auf Blumen der Sehnsucht im Herzen der trauernden Tochter.

Es geschah aber einst, daß Dubhe längst die Seitenpforte des Gartens geöffnet, und Scheat vergebens in der Jasminlaube auf den Geliebten zur gewohnten Abendstunde gewartet, ohne daß derselbe erschien. Es ergriff sie Angst, und Besorgniß, und fürchtend, auch ihn möchte ein schnelles Unglück überfallen haben, rief sie die vertraute Sklavin herbei, um Boten aussenden zu lassen nach dem Säumenden. Als Dubhe aber versicherte, sie habe Algorab erst vor einer Stunde am Hause vorübergehen gesehen, da erfaßte sie ein namenloses Gefühl der Unruhe, und zum ersten Male zog die Eifersucht mit allen ihren Qualen in die Brust der Jungfrau. So lange das Glück der Liebe sie auf seinen Blumenwellen geschaukelt, hatte sie beinahe Aleschena die Fee und alle ihre Mittheilungen vergessen; doch da die erste trübe Wolke mit Unheil sie bedrohte, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen, und sie zweifelte nun nicht mehr, daß Ego, Vanitas und Sensur wohl den Geliebten mit ihren Schlingen umgarnen würden, und daß der Tod ihres Vaters und die dadurch entstandene Verzögerung ihrer Hochzeitsfeier ein Werk dieser bösen Geister gewesen sei. Ohne recht zu wissen, von welcher Seite der Feind zu bekämpfen, holte sie die Flügelfeder Aleschena's, um sie auf die Stelle des Herzens zu legen, worauf sie augenblicklich Linderung ihrer Unruhe empfand; ja! es däuchte ihr bald äußerst lächerlich, über sein unerwartetes Ausbleiben nur ein Wort zu verlieren, und sie ging singend in ihr Zimmer, um sich schlafen zu legen, wo sie — ohne sich eigentlich dessen recht klar bewußt zu sein — mit dem Gedanken an Mesarthin nach kurzer Zeit in süßen Schlummer versank.

Algorab war indeß weit entfernt, solch eines ruhigen Schlafes sich zu erfreuen. Als schon die Sonne zu sinken begann und kaum eine Stunde ihn mehr von der Geliebten trennte, trat ganz unerwartet Mesarthin, welchen er seit dem Mohammedsfeste nur wenig gesehen, in sein Zimmer. Der Ausdruck seiner Züge verrieth tiefen Kummer und Unruhe, und wirklich hatte er kaum auf dem Diwan sich niedergelassen, so fing er auch schon an, mit ängstlich gesuchten Worten die Einleitung zu einer Bitte zu treffen, welche, allem Anscheine nach, schwer auf seinem Herzen zu lasten schien. „Daß ich in Kürze mich fasse," sprach er endlich, die Ungeduld seines Zuhörers bemerkend, „bald nach jener Zeit, wo das Gerücht Dich als den Verlobten Scheat's bezeichnete, kaufte ich von einem fremden Sklavenhändler ein Mädchen, dessen Schönheit alle Begriffe überstieg, welche meine Phantasie sich von der ungesehenen Braut nur zu entwerfen im Stande war, und die Reize Sensa's ließen bald meine Zurücksetzung von Seiten Scheat's mich vergessen. Da ich ganz freier Herr meiner Handlungen bin, so nahm ich die wunderschöne Sklavin zur Frau. Allein, wenige Tage nach meiner Verbindung kam es mir vor, als sei Sensa eben so schlau als schön, und statt von Liebesworten ertönte bald unser Haus von Streitigkeiten, da mein erwachtes Mißtrauen jedem Lächeln der Gattin eine falsche Deutung gab. In solch einem Streite vergaß ich mich nun so sehr, daß ich die Worte der Verstoßung aussprach; und wenn sie dem Gesetze gemäß nicht die Gattin eines andern Mannes war, und von demselben ebenfalls verstoßen wurde, so darf ich sie nun nicht mehr in meinem Hause aufnehmen, so innig ich auch meine Voreiligkeit bereue. Wenn Du aber mit Sensa zum Kadi gehen, sie für Deine Frau erklären und morgen dann wieder verstoßen wolltest, so

würdest Du mich für die ganze Lebenszeit zu hohem Danke verpflichten."

Algorab gerieth durch diese Bitte in einige Verlegenheit; doch fühlte er Mitleid für Mesarthin's Lage, und im Stillen überlegend, daß Scheat wohl diese scheinbare Treulosigkeit verzeihen könne, sprach er dann: „Jedem Andern würde ich solch eine Bitte abschlagen müssen, vermöge meiner eigenen Verhältnisse! Doch rührt mich Dein Unglück, und da ich Dich vor allen jungen Männern schätze, so will ich morgen Deiner Bitte willfahren."

„Morgen!" rief Mesarthin mit Leidenschaft, „morgen ist es vielleicht schon zu spät, denn auch Alkos hat Sensa gesehen! Ohne daß der listige Sklavenhändler mir es sagte, stand er mit diesem schon im Handel, und da ich mehr geboten, erhielt ich sie zugeschlagen, ehe Alkos sich besonnen hatte. Durch meine Verstoßung ist sie nun frei, und dringt das Gerücht hiervon zu seinen Ohren, so wird er bald mit seiner Bewerbung sie umlagern, und mir bleibt nur das marternde Bewußtsein, der Mörder meines eigenen Glückes gewesen zu sein. Willst Du mich daher retten vom Verderben, so muß es heute noch geschehen, heute noch, ehe Alkos noch erfährt, was vorgefallen."

„Es ehrt mich Dein Zutrauen," sprach Algorab, „doch hast Du keinen Freund außer mir, der Deine Rettung übernehmen könnte?"

„Keinen," entgegnete Mesarthin, „welchen ich mit Sicherheit Sensa anvertrauen dürfte, ohne besorgen zu müssen, ihre Schönheit verleite ihn zum Verrath der Freundschaft. Bei Dir schützt mich Dein eigenes Herz, das, gefangen in den Fesseln Scheat's, blind ist für fremde Reize."

„Nun, wohlan!" rief Algorab hierauf, „so laß uns eilen. Gott ist groß! ist es sein Wille, so erhältst Du Sensa morgen wieder als Dein Eigenthum aus meinen Händen."

Und Algorab ging sogleich in das Haus, in welches die verstoßene Sensa sich geflüchtet, wo er mit lebhaften Farben die Reue Mesarthin's schilderte und seinen Entschluß, vor dem Kadi eine Scheinehe mit ihr zu schließen, um morgen ihrem ersten Gatten sie wieder übergeben zu können, ihr vorschlug. Sensa hörte ihm anfangs ganz gleichgültig zu, doch als er den Punct der Verbindung mit ihm berührt, schien sie plötzlich wieder lebhaft die Aussöhnung mit Mesarthin zu wünschen; und in ein Nebenzimmer eilend, kam sie schon nach wenig Minuten vollkommen gerüstet, um ihm zum Kadi zu folgen.

Nicht ohne inneres Bangen beging er vor dem Richter die verhängnißvolle Ceremonie, hoffend, daß er Scheat noch Alles erklären und selbst gestehen könne, ehe die Kunde hiervon bis zu ihr gelangen würde; allein die üblichen Formen, Fragen und gegenseitigen Versicherungen zogen sich dergestalt in die Länge, daß es bereits zu dämmern begann, als Algorab die schöne Sensa in sein Haus einführte. Das schönste Gemach ihr zur Wohnung anweisend, wollte er nach wenigen Minuten sich wieder entfernen, um zur Geliebten zu eilen, was jedoch die Neuvermählte durch allerlei Fragen zu verhindern suchte, und da er endlich nicht länger sich aufhalten ließ, sank sie plötzlich, den Schleier zurückschlagend, zu seinen Füßen hin, und umschlang weinend seine Knie.

„Verzeihe der Aermsten unter Gottes Sonne!" rief sie mit flehendem Tone, „o verzeihe, daß sie Dich täuschte mit der Einwilligung in diesen Betrug, denn ich kann nicht mehr zurückkehren zu Mesarthin, dem mondsüchtigen Thoren; vor Allahs allwissendem Auge und vor den Gesetzen der Welt bin ich nun Deine Gattin; wirst Du mich wieder verstoßen, um den Verfolgungen eines Blödsinnigen mich preis zu geben, der gleich dem Kinde nur nach dem unerreichbaren Spielzeuge greift, und es wegwirft nach wenig Secunden, wenn es ihm endlich zu Theil wurde? Nein! Du wirst das nicht; Dein edles Auge sagt mir, daß Du dessen nicht fähig bist, wenn auch die Zunge, von manchem Bedenken gebunden, noch schweigt. Gott selbst hat es so gewollt, und seine Weisheit fügte es, daß mein Peiniger selbst das Werkzeug meiner Rettung werden mußte."

War Algorab überrascht und betroffen von der plötzlichen Wendung dieser Sache, so war er es noch mehr durch die blendende Schönheit Sensa's. Sie glich Scheat, als hätte Eine Mutter sie geboren, und dennoch schien der Ausdruck ihrer Züge ein ganz anderer; auch die Augen glänzten weit lebhafter, und das Roth ihrer Wangen glühte in höherem Purpur, daß die schönste Rose in Demuth sich geneigt haben müßte vor solcher Farbe.

Sprachlos starrte er lange auf die Knieende, und ein wogendes Meer schien sich durch sein Herz drängen zu wollen, um alle seine Sinne in schäumenden Fluthen zu begraben; doch Scheat's Bild glänzte wie ein Stern durch die dunkle Brandung, und Sensa erhebend, sprach er sanfte Worte des Trostes, und verhieß ihr seinen Schutz, ohne jedoch Hoffnung zu geben, sie als Gattin zu behalten. Allein es gelang ihm nur mit Mühe, sie

zu beruhigen, und da er es endlich so weit gebracht, um sie verlassen zu können, standen die Sterne längst am Himmel und Schrai's Gartenthüre war verschlossen.

(Die Fortsezung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Die pariser Feuilletons.]

Diesmal ergreife ich die Feder, um zuerst eine Meinung, die ins deutsche Publikum geschleudert wurde, mit all meinem möglichen Ernst zu widerlegen. Fern sei von mir jede Absicht oder Persönlichkeitssucht, nur die Sache selbst zwingt mich, eine Meinung zu haben und sie zu äußern.

Gutzkow schlägt in einem weinerlichen Tone in seinem Telegraphen vor, jedes politische Blatt möge sich ein kritisirendes Feuilleton wie die französischen Blätter anschaffen, um der lahmen Literatur auf die Beine zu helfen. Davon abgesehen, daß mir dies vorkommt, als wollte ein Arzt das Etabliren mehrerer Schreiner und Krückenmacher anrathen, um einem Lahmen zum Gehen zu verhelfen, so urtheilt Gutzkow hier ohne Sachkenntniß der hiesigen Kritik und Literatur, oder er belügt sich und sein ganzes Publikum.

Es gibt nichts Elenderes, Ignoranteres als das pariser kritisirende Feuilleton in den meisten Blättern. Balzac schleudert schon längst Blize und Bücher dagegen, aber das heißt dem Gassenkoth den Krieg erklären, man beschmuzt sich immer selbst. Ich werde nächstens dem deutschen Publikum beweisen, wie die sogenannte pariser Presse, in der ich leider in einigen Tagen auch figuriren werde, die despotischste, überflüssigste und schädlichste in Europa ist. Ein Journal nennt sich frei, liberal, und sein Redacteur ist der leibhaftige Sklav einiger dummen Handelsleute, oder einer Partei, die ihm befiehlt, so und so zu schreiben. Statt daß der Redacteur, der gebildete Mann, den Ton angibt und angeben sollte, statt daß er auf seinen Abonnenten durch Kenntnisse und Urtheil wirkt, ist er der gebundene Sklave seines Dummkopfs von Abonnenten. Neues kann und darf er nicht bringen, er reproducirt nur die schon fertige Meinung seiner Partei, die ihm sogar befiehlt, Nachrichten, die nicht in ihren Kram passen, entweder zu entstellen oder zu streichen. Eben so wenig Einfluß hat hier der Schriftsteller, er ist der Sklave seines Buchhändlers, der bei ihm das und das à la mode bestellt. Nie darf er bringen, was ihm selbst behagt, denn das französische Publikum ist sein Meister und das Publikum ist bis auf den Grund verderbt. Sie fragen mich vielleicht, warum ich das nicht auf Französisch schreibe, und ich antworte Ihnen ganz einfach, weil es Niemand druckt, ich muß es in einer französischen Vorrede zu einem deutschen Buche, das nächstens von mir erscheinen wird, sagen*).

*) Wir müssen hier erinnern, daß A. Weill die Ausartung einer Sache mit der Sache selbst verwechselt. Der würdige Eifer gegen jene darf doch nicht blind machen gegen die naturgemäße Haltung der Sache selbst. Sind in einem politisch bewegten Lande Parteien factisch da, so muß es auch Blätter für diese Parteien geben. Nur wenn die Werkzeuge fehlen, die mit Geist die Partei vertreten, fällt das Organ in die Hände von Miethlingen. Daß jede Partei ihr Organ hat, ist naturgemäß; daß für die Organe die geborenen, nicht die gemietheten Talente fehlen, ist ein augenblicklicher vorübergehender Uebelstand in Frankreich. D. Red.

Die Feuilletons und die Kritik müssen eben dieselbe Farbe mit dem Journal tragen. Die Legitimisten werden nie eine protestantische Idee loben, die Ministeriellen nie eine liberale, die Liberalen nie eine conservative. Balzac wird von allen Feuilletonisten verdammt werden, weil er an der „Presse" schreibt, und schriebe er die Bibel. Das Buch, das kritisirt wird, ist nicht einmal gelesen, sondern durchblättert und verkauft; — das gehört zum Metier. Schreibt der Verfasser Geschichte, so heißt's, er hätte doch die Gegenwart mehr berücksichtigen sollen, schreibt er über die Gegenwart, so hätte er in die Geschichte untertauchen sollen, und dies faule aussäzige Heer ist so mächtig und stark, daß Männer wie Lerminier, Chäles, Quinet und St. Beuve nicht den Muth haben, es anzugreifen, obschon sie das Unheil kennen. Es ist ein wurmstichiger Körper, ein Wespennest, das immer gefährlich ist, dabei ohne Talent, ohne Kenntniß und nur dazu da, um jedes Talent mit seinem giftigen neidischen Speichel zu begeifern. Auch schreiben nicht sechs ordentliche Menschen hier an der Tagespresse mit Ausnahme der Revuen. Freilich gibt es Journale, die eine Ausnahme machen, und ich könnte Ihnen 3 bis 4 unter 50 nennen, aber die verlieren sich unter der Masse und das Ganze ist ekelhaft. Und eine solche Wohlthat wünscht Herr Gutzkow der deutschen Nation? Ihr wollt mehr Kritik? O, Ihr habt bereits zu viel Kritik und Kritiker! Mehr Ideen und mehr Poesie könnt Ihr brauchen, mehr Feuer und mehr Aufrichtigkeit, denn bereits bläst der pariser Tagesgeist aus Euren Nasenlöchern. Dies die offene Meinung eines Franzosen, der sich gar nicht um die deutsche Kritik bekümmert, der aber hofft, Deutschland, das Land der Lessinge, Schlegel, Jean Paul und Börne, möge in der Kritik nicht so tief herunterkommen, wie Gutzkow's Kritik es wünscht.

Aber noch eine andere, weit häßlichere Sünde habe ich dem Telegraphen vorzuwerfen und ich thue es von Paris aus, weil die Sache schon wieder die hiesige Literatur betrifft. Gutzkow recommandirt die neue Schuster'sche Uebersetzungsfabrik aufs wärmste. Ich persönlich weiß warum, es geht mich jedoch nichts an, aber das deutsche Publikum wird sich doch wahrhaftig nicht an der Nase durch diese neue Camaraderie herumführen lassen! — Wie kann aber ein aufrichtiger Kritiker diese Effectstücke ohne Charakter, ohne Entwickelung, ohne Anfang und ohne Ende, dem deutschen gemüthlichen Volk empfehlen? Stücke, die das französische Publikum so heruntergebracht haben, daß es zehn Jahre braucht, um sich wieder zu erholen! Soulier und Dumas sind gewöhnlich die Afterhelden, die erst eine Novelle schreiben, dann ein Drama daraus dialogisiren und zulezt es als Parodie an einen Vaudevilliſten verkaufen. Hier ist keine Literatur, hier ist blos Industrie. (D. V. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 143. — den 25. Juli 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosenprobe.

(Fortsetzung.)

In qualvoller Unruhe warf Algorab sich nun auf seinem Lager hin und her, und die Besorgniß, Scheat möge seine unüberlegte Scheinehe eher erfahren als durch *ihn, kreuzte sich wie leuchtende* Blitze mit der Ueberzeugung: Sensa's Bitten würden noch einen heißen Kampf ihn bestehen lassen, bis es ihm gelänge, das voreilige Bündniß wieder zu lösen; wobei seine Phantasie es nicht unterließ, das Bild der zauberhaft schönen Frau vor sein geistiges Auge zu stellen, um ihn mit tausend widerstreitenden Gefühlen zu umstricken.

Als der erste Tagesstrahl durch die seidenen Vorhänge seines Fensters drang, verließ er das Lager, welches diese Nacht keine Ruhe ihm gewährt, um in der erfrischenden Morgenluft des Gartens Erholung zu finden. Sinnend, wie er wohl aus dieser bedenklichen Schlinge sich ziehen möge, durchirrte er die dunklen Blüthengänge, ohne zu wissen, daß auch Sensa schon in dem Garten sich befand; und ehe noch der Gedanke dieser Möglichkeit in seiner Seele Raum fassen konnte, stand sie vor ihm. Einige Secunden sahen Beide sich gegenseitig an, ohne ein Wort zu wechseln; doch den Blick dann zur Erde schlagend, brach Sensa zuerst das Schweigen, indem sie sich entschuldigte, schon bei Tagesanbruch mit ihrer aufgedrungenen Gegenwart ihm abermals lästig zu fallen, was indeß heute ohne ihren Vorsatz geschehen sei. Hierauf zog sie langsam den Schleier über das Gesicht, und ehe Algorab noch einige unzusammenhängende Worte gefunden, neigte sie leise das Haupt zum Gruße und bog einen andern Pfad ein, wo sie hinter dichten Rosenbüschen bald seinen Blicken entschwand.

Hatte gestern ihre wilde Leidenschaftlichkeit ihn mit Sorge erfüllt, so dauerte ihn heute ihre verzichtleistende Ruhe, und er machte sich Vorwürfe, nicht freundlicher gegen sie gewesen zu sein.

Hat indeß ein finsterer Dämon einmal die Seele des Menschen erfaßt, um über den Abgrund des Unglücks sie zu tragen, als eine sichere Beute quälender Zweifel, so bieten gewiß auch alle äußere Schickungen im Gewande des Zufalls die Hand, der Verlorenen die Rettung unmöglich zu machen. Auch bei Algorab geschah es also; denn da er in das Haus trat, wartete schon ein Sklave Mesarthin's auf ihn, um die Nachricht zu überbringen, daß sein Herr, wichtiger Geschäfte wegen, plötzlich verreisen mußte, und daß er ihn ersuche, Sensa in treuer Obhut zu bewahren bis zu seiner Rückkehr.

Algorab glaubte, die Felsen würden über ihn zusammenstürzen, denn was mußte Scheat sagen, wenn Sensa unter seinem Dache blieb unter dem Namen der Gattin; es schien nicht denkbar, daß ihre Eifersucht sich nicht entflammen sollte bei dieser Kunde; und konnte Mesarthin, stets übereilt und wankelmüthig in seinen Entschlüssen, diese Reise nicht blos zum Vorwande gewählt haben, um die aufgedrungene Gattin ihm zu über-

Digitized by Google

laſſen? — Der Tag däuchte ihm eine Ewigkeit zu währen, und dennoch fürchtete er ſich vor deſſen Ende, da er nicht wußte, wie er ſeine Uebereilung bei der Geliebten entſchuldigen ſollte. Auch Senſa verhielt ſich ruhig in ihrem Gemache, und ſchien ſeine Kälte gegen ſie nun mit Gleichem vergelten zu wollen.

Kaum war der letzte Sonnenſtrahl endlich in Weſten verſchwunden, als Algorab, froh, die laſtende Bürde von ſeiner Bruſt wälzen zu können, nach dem Garten ging, in deſſen Schatten er ſo viele Stunden des Glücks verlebt hatte. Hoch athmete er auf, als gegen ſein Erwarten die Thür offen ſtand, und mit beflügelten Schritten durch die bekannten Gänge eilend, fand er Scheat ſchon ſeiner harrend. Als wüßte ſie von dem Vorgefallenen nicht ein Wort, lächelte ſie freundlich ihm entgegen, und bat ihn ſogleich, neben ihr Platz zu nehmen; ja! es ſchien ſogar, als fühle ſie beſonders heiter ſich geſtimmt, denn ein leichter Anflug von Muthwillen leuchtete aus ihren Zügen, welche Algorab noch niemals, und noch weniger ſeit Algol-Kara's Tode an ihr bemerkt hatte. Mit beklommenem Herzen ſaß er nun lange ſtill und in ſich gekehrt, und tauſend Mal ſuchte er den Faden, um aus ſeinem ſelbſtgeſchaffenen Labyrinth zu kommen, ohne den Muth zu haben, das verhängnißvolle Wort wirklich auszuſprechen. Endlich, da die Zeit ſich nahte, wo er gewöhnlich zu gehen pflegte, faßte er ſich ein Herz, und wie man eine bittere Arzenei ſchnell hinunter zu ſchlucken ſucht, ſo geſtand er nun ohne alle Einleitung in fliegender Eile ſein ganzes Geheimniß.

Aufmerkſam hörte Scheat ihm zu, ohne durch einen Zug Eiferſucht oder auch nur Mißbilligung zu verrathen. Als er aber mit ſeinem Geſtändniß zu Ende war, lachte ſie laut auf wie ein muthwilliges Kind, und ſein Schrecken, als er die Abreiſe Meſarthin's vernommen, ſchien ſie beſonders zu ergötzen, denn ſie malte ſich ſelbſt mit lebhaften Farben den Eindruck, welchen dieſe Nachricht auf ihn gemacht haben mochte, und ſie wünſchte nur, ein heimlicher Zeuge dieſes Auftrittes geweſen zu ſein.

Wie kaltes Eiſen fuhren dieſe Scherze durch Algorab's Bruſt, und er fühlte ſich empfindlich verletzt durch ein Benehmen, welches nur von größter Gleichgültigkeit erzeugt werden konnte; Scheat hingegen ſchien ſein Schweigen noch immer für Beſorgniß um die Zukunft zu nehmen, denn halb ſchmeichelnd, halb neckend, ſah ſie ihn einige Secunden in die düſter blickenden Augen, und dann mit der Hand über ſeine Stirn ſtreichend, ſprach ſie: „Verſcheuche dieſe Wolken des Unmuthes, ſie ſtehen Dir nicht ſo hübſch, wie ein freundliches Geſicht! Was iſt es denn auch? Im ſchlimmſten Falle bleiben Dir zwei Frauen ſtatt Einer. Erlaubt das Geſetz Dir ja Viere zu nehmen, und Zwei ſind erſt die Hälfte hievon. Wohl hat mein Vater, welchem Gott das Paradies verleihen möge, ſich ausbedungen, daß Du außer mir keine Gattin nehmen ſollſt; allein, Gott hat es nun ſo gewollt, und ſo wirſt Du für kein großes Unglück halten, wenn ſtatt einer Frau Dir nun zwei zu Theil wurden."

Algorab wußte nicht, ſollte er dieſe Worte für kalten Spott nehmen, oder konnte wirklich Scheat, das liebende Mädchen, ſo leicht ſich mit dem Gedanken vertraut machen, ſein Herz mit einer Andern zu theilen? Zögernd ſuchte er ſeinen Abſchied zu verlängern; doch Scheat bemerkte, daß die Nachtluft anfange, kühl zu werden, und daß es auch von wenig Lebensart zeigen würde, wollte er die Neuvermählte ſo lange auf ſich warten laſſen, und ehe er aus ſeiner Betäubung ſich finden konnte, hatte ſie ihn unter tauſend fröhlichen Scherzen zur Gartenthür hinausgedrängt, dieſelbe hinter ihm auch ſogleich verſchließend, wo er ſie ſodann nach Dubhe rufen hörte, um zu fragen, ob dieſe ihren Papagei des Abends nicht zu füttern vergeſſen. „Wer ergründet die Tiefe eines Weiberherzens!" ſprach Algorab, wie aus ſchwerem Traume erwachend, „fürwahr! der Meeresgrund iſt leichter zu erſchauen als dieſe! Sollte vielleicht Meſarthin, der ſchwärmeriſche Heuchler, noch den Weg zu ihrem Herzen gefunden haben — — Ha! Alles iſt mir nun klar, ich bin die Beute eines fein ausgeſponnenen Betruges geworden; denn wie ſollte Meſarthin gerade auf mich verfallen, um wieder ſein verſtoßenes Weib zu erhalten, welches er, ohne mich nur ſelbſt zu ſprechen, einer Reiſe wegen, in meinen Händen zurücklaßt! O Scheat, Scheat! konnte wirklich ſo ſchwarzer Verrath in Deinem Herzen wohnen!"

Und den Skorpion der Eiferſucht in der Bruſt ging er nach Hauſe, um eine lange Nacht die Beute ihrer fürchterlichen Qualen zu ſein; denn des Mannes Herz liebt ſtets am glühendſten, wo der Beſitz im Schwanken iſt, und Scheat erſchien ihm nun noch einmal ſo ſchön, da er glaubte, einen Nebenbuhler zu haben, oder wohl gar ſie verlieren zu müſſen. Den andern Morgen begegnete ihm abermals Senſa im Garten, an derſelben Stelle, wie geſtern, doch wie verſchieden war nun der heutige Eindruck von dem erſten, welchen ihr Anblick auf ihn machte! Er konnte gar nicht begreifen, was nur ſeine Augen verblendet haben mußte, um dieſes gemeine Sinnenweib mit Scheat zu vergleichen. „Wahrlich!" ſprach er zu ſich ſelbſt, „ich ſchelte Meſar-

thin einen Thoren, und er iſt klüger als ich, der ich ſchimmernden Sand gegen gediegenes Gold vertauſchen will. Er ging ſogleich zu Senſa, um dieſer die ſchnelle Abreiſe Mefarthin's bekannt zu machen, was ſie mit großer Freude zu erfüllen ſchien; doch als er ſagte: daß nun ihr längeres Verweilen unter ſeinem Dache nicht Statt finden könne, und daß er mit Scheat ſelbſt ſprechen wolle, um ſie bis zu deſſen Rückkehr bei ſich aufzunehmen, da ſank ſie noch einmal weinend vor ihm hin und beſchwor ihn, ſie nicht zu verſtoßen, alles aufbietend, was nur das Herz eines Mannes zu rühren vermag. Doch Algorab hatte diesmal mit Kälte ſich bewaffnet, und taub für ihr Flehen ſprach er die unwiderruflichen Worte der Verſtoßung über ſie aus.

Noch war indeß das letzte Wort von ſeinen Lippen kaum verhallt, als Senſa ſich ſchrecklich zu verwandeln begann; die ſchmachtenden Augen, im Thau der Thränen ſchwimmend, wurden zu feurigen Kohlen, giftige Blitze nach ihm ſprühend; der Mund dehnte zu einem ungeheuren Schnabel ſich vor, und aus dem Leibe zum Drachen geſtaltet fuhren an der Stelle der Arme zwei häßliche Schlangen, die auch jetzt noch ihn zu umſtricken ſuchten.

Obwohl von dem unerwarteten Anblick erſchreckt, verlor Algorab jedoch keineswegs die Gegenwart des Geiſtes, und ehe die Schlangenarme ihn noch erfaßt hatten, ſtieß er ſeinen Dolch dem Ungeheuer mitten durch das Herz. Es erfolgte ein Brauſen, wie wenn man Oel mit Waſſer vermiſcht in die Flammen gießt; dann fuhr aus der Wunde eine ſchwarze Rauchwolke, wie von einem Windſtoße gejagt, durch das Fenſter hinaus, während der Körper des Ungeheuers in krampfhaften Bewegungen ſich immer kleiner zuſammenballte, bis er zuletzt zu der Größe einer Nuß herabgekommen, in einem Ritz des Bodens verſchwand.

Hoch athmete Algorab auf, als von der ganzen Spukgeſtalt nichts mehr zu ſehen war, und jetzt erſt ſegnete er das kaltſinnige Benehmen Scheat's, ohne welches vielleicht ſeine Seele eine Beute der finſtern Mächte geworden. Mit Sehnſucht ſah er nun dem Abend entgegen, um der Geliebten ſeinen Sieg verkünden zu können, und er beſchloß, auf die Jagd zu gehen, damit ihm bis dahin die Zeit nicht ſo lang werden ſollte. Als er jedoch beinahe ſchon völlig gerüſtet das Haus verlaſſen wollte, kam ein alter Pilger von Mekka an ſeine Thür, um ein Obdach bittend, da ſeine Ermüdung das Weitergehen ihm unmöglich mache. Mit Vergnügen ſah Algorab den ehrwürdigen Greis eingehen unter ſein Dach, und da er ja ohnedies nur aus Langerweile die Jagd unternehmen wollte, ſo ſtellte er dieſe ſogleich ab, um die Ausübung der Gaſtfreundſchaft nicht ſeinen Sklaven überlaſſen zu müſſen. Ritas, ſo hieß der Pilger, war ein Mann von einnehmendem Weſen, ſowohl in ſeinem Benehmen als von Anſehen, und obwohl ſchon der Schnee des Alters ſeinen Bart bedeckte, ſo glänzten doch die Augen noch von jugendlichem Feuer, und ſein Gang und ſeine Haltung verrieth, trotz aller Müdigkeit, eine Kraft, wie ſelten bei einem Manne in ſeinem Alter noch anzutreffen. (D. F. f.)

Correſpondenz.

Aus Paris. (Beſchluß.)

[Lucile Grahn, Deutſch in Elſaß, geheime Briefe Talleyrand's.]

Dieſe Stücke kommen mir gerade wie ein Polichinellkaſten vor, wo der Eine den Andern todt ſchlägt, miaut und ſelbſt todt geſchlagen wird. So der Küſter von St. Paul, la tour de Nesle und ſeine Seitenſtücke, der neueſte Alchimiſt, der keinen Heller werth iſt, la Diane de Chivry und das neueſte Stück, le fils d'une folle, das Soulier aus ſeinem maître d'école, den bereits die Didaskalia überſetzte, zuſammengegerbt hat. Bald wird es Schuſter und Compagnie von neuem über den Leiſten ſchlagen und es ankündigen, bei mir iſt zu haben erſtens — zweitens und drittens. — Und Gutzkow läßt ſich ſo weit herab und empfiehlt dieſe Narrenhausſtücke!

Neulich war in einer Geſellſchaft die Rede von dem neueſten Drama. Dumas, ein herzensguter Menſch von vielem Talent, aber ohne Genie, war zugegen. Er ſprach von Shakſpeare und Goethe. Mir wuchs die Galle, denn ich bin noch zu aufrichtig für Paris. In einer Art Paroxysmus ſagte ich ihm nach einem ziemlich langen Schweigen, daß ich mich ſchämen würde, von Shakſpeare und Goethe ſprechen zu wollen, ohne ſie im Original geleſen zu haben. Er ſtutzte über meine Kühnheit und lachte derb die Deutſchen mit ihrem Theater aus; beſonders die Griſeldis, die er in Frankfurt geſehen. Ich konnte mich nicht mehr halten und ſagte ihm, daß er nicht ein Stück wie die Griſeldis geſchrieben habe. — Es wäre keine Handlung darin, hieß es, die Deutſchen überhaupt wüßten nicht, was Handlung ſei. — Il est vrai, donnerte ich drein, que vous affectionnez singulièrement les actions, mais donnez la liberté à un fou et il en fera plus dans un seul jour qu'un homme sensé dans dix ans. A tout prendre, fügte ich wüthend hinzu, vous m'avez toujours fait l'effet d'un évadé de Charenton. Ich hatte ihn tief beleidigt, ich fühlte es, aber es that mir wohl, einmal von der Bruſt weg zu reden. Denn die Leute haben die Frechheit zu ſagen: Mr. est Allemand mais il a de l'esprit, gerade ſo wie die Deutſchen ſagen: „er iſt ein Jude, aber ein ehrlicher Mann". —

Dieſe Woche ſah ich den Don Juan auf der franzöſiſchen Bühne in der großen Oper. Welche Entweihung der Kunſt! Zwar ſagten mir Viele, die italieniſche Oper gäbe ihn beſſer, aber aufrichtig glaube ich es nicht, da ich Figaro's

Hochzeit dort schändlich verhunzt sah. Don Juan in fünf Acten mit einem Ballet und einer Schlußphantasmagorie, von Cherubini arrangirt, denken Sie sich, wie das aussehen muß! Ich sage aussehen, irre mich aber, denn es sieht herrlich aus, keine schöneren Decorationen wird man sehen, auch kein schöneres Ballet, aber die Oper ist damit ruinirt. Das Orchester schläft auch fast mit seinem Director, das Tempo ist beständig zu langsam genommen, damit die Sänger und Chöre nachkommen können, die Serenade so gedehnt, daß die Guitarrentöne wie Tropfen Wasser auf die Zuhörer fallen, ein Don Juan ohne Stimme noch Gesang, ein Zerlinchen ohne Naivetät, ohne Anmuth, ein Chor ohne Stimme und Gesang, ein Ottavio, der keine Arie singt, kurz, alles Entweihung mit Ausnahme der einzigen Rolle des Leporello, den Levasseur gab, und der sich wie eine Rose auf einem Dornenfelde ausnahm. Dagegen bot derselbe Abend einen andern Genuß, Lucile Grahn trat in einem Ballete wieder zum ersten Male auf. Sie ist eine graziöse Erscheinung, sie sieht ganz elfenartig aus, tanzt eben so hübsch und hat, wie Heine sagte, als Tänzerin nur den einen Fehler, daß man mehr auf ihre Augen als auf ihre Beine sieht. Die Elsler scheinen auf die Grahn eifersüchtig zu sein, auch fiel ein Kranz aus der Loge des Marquis von Lavalette, des Geliebten der Fanny Elsler, was eigentlich eine mauvaise plaisanterie sein sollte, aber der Grahn gar nichts schadet. Sie fahre nur in ihrer Kunst fort und sie wird eine der ersten Beinkünstlerinnen werden.

Erlauben Sie, daß ich hier den Faden meiner Correspondenz abschneide, um ein anderes Thema daran zu knüpfen. Es betrifft immer Deutschland und ich nehme gern Ihr Blatt zum Organ, um den elsassischen aufgeblasenen Phrasen des niederrheinischen Couriers zu antworten.

Der Courrier du Bas-Rhin ist nämlich ein sehr liberales elsassisches Blatt, so wie Elsaß überhaupt liberal ist. In diesem Blatte kritisirt ein Elsasser auf deutsch die zarten deutschen Gedichte des jungen Lavaters, der übrigens wie alle gebildete Elsasser französisch schreibt und bereits zwei Romane in dieser Sprache publicirte; der Kritiker wirft ihm vor, daß er das französische Vaterland nirgends besungen habe. Ich schmeichle mir, ein so guter Patriot zu sein als jener Kritiker, aber wie kann er so unverschämt sein, von einem Dichter, der deutsch singt, zu verlangen, er solle die Schmach Deutschlands besingen! Es ist wahr, der elsasser Bauer haßt die Deutschen, er zittert, wenn er von Ditschland und seiner Polizi spricht, er weiß, daß er dort weder die politische Freiheit, noch die schnelle und öffentliche Gerechtigkeit, noch die Gleichheit vor dem Gesetz hat, aber er spricht deutsch und zwei Jahrhunderte konnten die deutsche Sprache, das Schönste, was Deutschland besitzt, nicht ausrotten. Es liegt etwas Gigantisches in diesem Anwurzeln an den deutschen Sprachstamm, und wenn der Courrier du Bas-Rhin sich über unsere Deutschdümmelei wie er es nennt, moquirt, so ist er nichts anderes als ein Verräther an seinen elsassischen Patrioten. Die „Erwinia" in Straßburg, die Deutschland, wenn es eine patriotische Ader hätte, mehr und besser unterstützen sollte, und woran wir Elsasser ohne Honorar arbeiten, ist mehr als eine gewöhnliche Erscheinung nach zweihundertjährigem Franzosenthum, und wenn der gallimanische Courrier mich fragt, warum wir Deutschthümler sind, so antworte ich ihm im Namen meiner elsassischen Freunde: Wahrhaftig nicht wegen des deutschen Bundes, noch wegen Leipzig oder Waterloo, dort bluteten meine Brüder, Vettern und Oheime so gut wie die Pariser, sondern weil es Deutsche gibt wie Leibnitz, Luther, Lessing, Goethe, Schiller, Mozart, Haydn, Beethoven, Gutenberg, Jean Paul, und hundert Andere, und in neuerer Zeit die großen Maler und Componisten. Nicht Deutschlands wegen, sondern der Deutschen wegen lieben wir es, und weil es am Ende nur Eine freie Sprache gibt, die deutsche nämlich. Das deutsche Volk kann frei werden, nie aber die französische Sprache. —

„Das Capitol", ein neues Blatt von Durand, publicirt seit einiger Zeit ein geheimes Portefolio, worin die geheimen Briefe zwischen Talleyrand und Ludwig dem Achtzehnten vorkommen. Diese Briefe schildern Talleyrand, dieses Stück Dreck in seidenen Strümpfen, wie Danton sagte, besser als alle Lobreden und Memoiren, und sie sind ächt, diese Briefe, und kosten enormes Geld. Ein Verräther an Napoleon, den er tausend Mal Brigand und Bandit heißt, ein Verräther an seinem Vaterlande, dessen Niederlage er vorbereitete, und endlich ein Verräther an der Restauration und an Louis Philipp, dem er, ohne daß es die Welt weiß, das Grab grub. Ich werde dies den Deutschen später erzählen, denn man weiß hier so Manches darüber, das die Allgemeine Zeitung nicht weiß. Sehr naiv schreibt er an Louis XVIII. als dieser sich aus Paris flüchtete, er möchte seine Briefe zerstören, damit die Nachwelt und Frankreich dies nicht erführe. Diese zwei Briefe sind allein 20,000 Franken werth. Schlosser in Heidelberg hat Recht, wenn er ihn kurzweg einen Schuft nennt, er hat ihn errathen.

Ueber Sand's neue Bücher in meinem nächsten Schreiben.

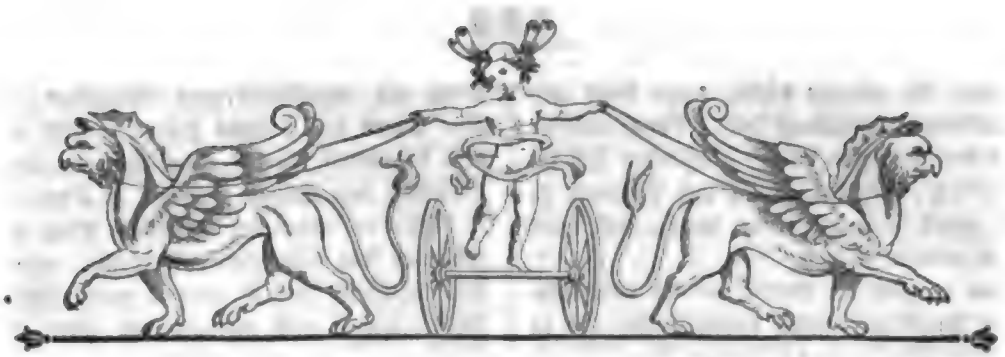
A. W.

Notiz.

[Lessing und Preußen.]

In Berlin bei Veit erschien ein Wort der Erinnerung an Lessing, ein Vortrag, den Dr. Ludwig Wilhelm Sachs in der deutschen Gesellschaft zu Königsberg am preußischen Krönungsfeste dieses Jahres hielt. Die Sprache dieses Vortrags ist etwas geziert und stelzenhaft, aber die Parallele zwischen Lessing und Preußen ist ein neuer treffender Gedanke. Was Lessing als Individuum, sei oder solle Preußen als Staat sein. Man führt stets an, Lessing sei kein Dichter gewesen; ihm wie Preußen fehlt die südliche Vegetation, aber was jenen beseelt, die hohe moralische Mission, nur in der rücksichtslosen Erforschung der Wahrheit Glück und Heil zu sehen, sollte auch Preußens Inschrift sein und bleiben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 144. — den 26. Juli 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosenprobe.

(Fortsetzung.)

Mit fließender Beredtsamkeit erzählte Ritas während der Mittagsmahlzeit, wie er so wenig Pilger in Mekka getroffen, wie der Glaube immer mehr verliere an Stärke, und wie es hohe Zeit sei, daß Gott wieder einen Propheten aussende, um das Volk vom Verderben des Unglaubens zu retten. „Ja, wenn Gott auch einem Mann die Kraft gibt, gegen das Böse zu kämpfen und zu siegen!“ schloß er seine Rede, „so erkennt doch derselbe nie die schützende Hand, oder mag sie vielmehr nicht erkennen, um sich auch stark genug zu fühlen, für den Glauben etwas zu unternehmen, da die Meisten es vorziehen, ihre Zeit im Harem bei Weibern zu verträumen, als für die Sache Gottes zu kämpfen und zu leiden.“

Wie ein Dolchstoß traf diese Rede Algorab's Herz; denn hatte er nicht erst heute das Böse bekämpft und besiegt? — Sollte vielleicht der Geist des Propheten selbst aus dem Munde des Pilgers sprechen, um ihm, dem Erkorenen Gottes, die rechte Bahn zu zeigen? —

„Die sinkende Religion wieder neu erstarken zu lassen,“ fuhr Ritas, vertraulich näher rückend, in seiner Rede fort, „bedarf es eines aufopfernden Beispiels, einer Spaltung, damit das Volk sich wieder fester an den gewohnten Glauben kettet, der bisher immer mehr gegen andere Rücksichten des Lebens in den Hintergrund treten mußte. Dazu bedarf es aber eines Mannes, dem die Ehre Gottes so sehr am Herzen liegt, um sein eigenes Wohl dagegen in Schatten zu stellen, der jedoch bei dieser sichtlichen Entartung wohl schwerlich zu erhoffen ist.“

„Und was müßte denn jener Mann — sollte er wirklich sich finden — thun, um dieses Alles zu bewerkstelligen?“ fragte Algorab.

Lange betrachtete Ritas seinen Wirth, als wolle er in irgend einem Zweifel sich Gewißheit verschaffen; dann sprach er: „Ich irre mich nicht, ja, Du bist der Mann, welchen Gott mir zu Mekka als seinen zweiten Propheten im Traume zeigte. Höre mich an! Als ich einst, traurig und niedergeschlagen, daß so wenig Menschen gleich mir die heilige Stätte besuchen, von drückender Mittagsgluth ermattet, unter einer Tamarinthe in Schlummer versank, sah ich plötzlich die Aeste des Baumes sich weit ausbreitend, gleichsam zu einer neuen, über mir schwebenden Welt sich gestalten. Und diese Welt bevölkerte sich mit Menschen, zahllos wie Sand am Meere, aber nur in wildem Treiben ging jedes seinem Vortheile nach, ohne daß ich unter den vielen Hütten und Palästen, welche sie — je nach Bedarf und Mittel — aufführten, eine Moschee gewahren konnte. Endlich bauten sie zwei Tempel neben einander, worüber sie jedoch bald in heftigen Streit geriethen, denn wer den Tempel links besuchte, behauptete, nur in diesem könne sein Gebet, als vom Herzen kommend, erhört werden; und wer den Tempel rechts sich erkoren, stellte den Satz auf: daß nur im rechten Arme die Thatkraft wohne, weshalb nur

sich zu einer unmäßigen Auslage von Capital gezwungen, um das Publikum zur Darstellung eines halben Dutzend von Stücken in einer Saison herbeizuziehen. Gezwungen, sagen wir, denn in der letzten Saison wurde Heinrich V. zweimal in Covent-Garden gespielt vor leeren Bänken, und Macready spielte den Helden, und er spielt ihn bewundernswerth gut. Dieses Jahr hat man Spectakeleien hinzugefügt und alle Welt will Heinrich V. sehen. Füllt Shakspeare oder Stanfield das Theater? Leider muß man sagen — der Letztere.“ Der Autor des genannten Pamphlets hat mit unparteiischer Feder die Ursachen angegeben, durch welche die Bühne in diesen jämmerlichen Zustand von Erbärmlichkeit herabgesunken ist. „Die Bühne,“ sagt er, „wurde allmälig aus den Händen des Dichters in die des Schauspielers übergespielt. Die Stücke sollten für Alles und für Alle sein und wurden bald Nichts; man opferte die Poesie irgend einem beliebten Schauspieler und dem verrückten Geschmack eines mit aller Gewalt verderbten Publikums. Je vollkommener sich das Technische der Bühne ausbildete, desto mehr litt der Dichter. Das Gleichgewicht muß wieder hergestellt werden, bis jetzt schlug man einen falschen Gang ein“. In diesen Betrachtungen allgemeinerer Art gibt der Verfasser dem Pamphletisten Recht, aber Macready nimmt er gegen ihn in Schutz, denn dieser habe den ekelhaften Zustand der Bühne nicht herbeigeführt, er habe ihn so vorgefunden, er habe sich gegen den verkehrten Geschmack der Menge gestemmt, zuletzt aber eingesehen, daß er, um nur Heinrich V. auf der Bühne zu halten, dem tollen Sinne der Menge Zugeständnisse machen müsse. Auch stimmt der Reviewer mit dem Pamphletisten darin überein, daß die Ertheilung ausschließlicher Patente an Bühnendirectoren der dramatischen Kunst nicht zum Vortheile gedient habe, denn ehe dies geschehen sei, wären Stücke geschrieben worden, welche die Welt überdauern würden; seit es aber den starken Monopolisten gelungen sei, daß die Privilegien mit Strenge gehandhabt würden, sei während 179 Jahren nicht ein einziges Stück geschrieben worden, welches ein Jahrhundert überdauern könnte. Was speciell Heinrich V. betrifft, so sei dieser, sagt der Reviewer, ein Stück, welches Decorationspomp, wenn auch nicht verlangt, doch wenigstens verträgt, es sei kein Drama, sondern ein episches Gedicht, und besonders die Chorstellen zwischen den Acten machten ganz den Eindruck von in Scene gesetzten Epopöen; ja, die ersten Worte des Prologs zeigten deutlich, daß Shakspeare selbst reichere Mittel für die Darstellung, die er beabsichtigte, begehrt habe, als der Bühnenhintergrund seiner Zeit ihm bieten konnte; wir meinen die Worte:

O eine Feuermuse, die hinan
Den hellsten Himmel der Erfindung stiege!
Ein Reich zur Bühne, Prinzen drauf zu spielen,
Monarchen, um der Scene Pomp zu schau'n!

Stanfield's luxuriöser Pinsel habe nun vor das Auge hingezaubert, was Mr. Vandenhoff als Chor dem Ohre zu beschreiben habe. Der Reviewer fährt fort: „Diese nothwendig gewordene Pracht der Ausstattung führt allerdings einen Uebelstand mit sich: nur wenig Stücke können in einer Saison so pompös ausgestattet werden und noch eine geringere Zahl von neuen Stücken. Dies ist das Hauptelend unserer Bühne. Dem Decorateur fließt zu, was dem Autor entzogen wird; so werden unsere Decorationsmaler productiver als unsere Dichter, die ganz in den Hintergrund treten. Dies wäre ein Gegenstand für legislative Maßnahmen, wir sind reich an Poeten, welche für dramatische Productionen geneigt und geeignet sind. Wir, als Nation, können uns mit der Repräsentation blos alter Stücke, so prächtig sie auch ausgestattet sein mögen, nicht zufriedenstellen. Unser nationales Gewissen fordert neue Formen dramatischer Entwickelung; aber eine nationale Bühne entwickelt sich nicht in Decorationen, Flugwerken, Maschinerien und Beleuchtungen, sondern in dichterischen Productionen. Diejenigen sind verantwortlich für den gegenwärtigen Zustand der Bühne, welche dem Geschmacke des Publikums die Richtung gegeben haben, die er nach dem bloß Sinnlichen und Pomphaften hingenommen hat; aber vielleicht ist es noch Zeit einzulegen“. Der Reviewer schließt: „Eine Berufung sollte in erster Instanz an die öffentliche Sympathie, sodann an die Unterstützung des Parlaments Statt finden. Die sowohl an Geld, wie an Einsicht Reichen sollten mit Fonds zu Hülfe kommen. Was uns, Reviewer und Review, betrifft, wir schließen uns von einem ehrenvollen Risiko nicht aus; was wir bei andern beantragen, wollen wir selbst thun, man gebe uns nur eine Arena für unsere Thätigkeit“. Mögen die Deutschen immerhin ein Volk glücklich preisen, welches, sei es auch hauptsächlich auf Grund prachtvoller Decorationen, Shakspeare's Heinrich V. auf seiner ersten Bühne sieht und zwischen sich und dem Königthum das Parlament hat, an welches sogar in Theaterangelegenheiten eine Berufung statt finden kann!

Freien Völkern, ihre poetische Empfänglichkeit vorausgesetzt, war die Bühne immer eine Ehren-, National- und Staatsangelegenheit. Wir dürfen in dieser Hinsicht nur an die Athenienser und ihre Bühnen erinnern, die im Organismus des Volkes selbst wurzelte. In jetziger Zeit ist freilich Alles Mechanismus und Börsenspeculation, und in Deutschland zumal wird das körperliche Takthalten der Verwaltung höher geschätzt, als das geistige Leben der Verfassung.

Notiz.

[Männliche Actricen.]

Bekanntlich werden auf den griechischen Bühnen, deren es hier und da eine gibt (z. B. in Syra), die Weiberrollen von schönen Knaben ausgeführt. Eine solche männliche Actrice setzt oft die Herzen der Männer eben so heftig in Bewegung, als bei uns eine erste Sängerin. Fürst Pückler-Muskau erzählt, ein griechischer hoher Beamter habe, als er nach langer Bewerbung endlich erhört worden sei, um eines solchen Knaben willen die Kanonen einer Festung lösen lassen. †.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 145. — den 27. Juli 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Proben aus türkischen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Julius Hammer.

Liebesgedichte.

1.

Jetzt weiß ich, was mein Herz so fest gebunden,
Ein Haar aus deinen Locken hat's umwunden!
Rehaugen, schüchtern sanfte, wären dein?
O, nimmer, Zauberaugen müssen's sein!
Auf deinen Rosenlippen sucht mein Herz
Den Balsam der Genesung — doch gefunden
Hab' ich nur spitze Pfeile, die verwunden.
Du lächelst glücklich — doch mein Loos ist Schmerz!

Wenn mir dein Mund, einladend zu Genüssen,
Entgegenblühet mit willfähr'gen Küssen,
Gleich wie die Frühlingsrose, zart bethaut —
Dann wird es rings von Nachtigallen laut,
Die dich in wechselndem Gesange grüßen:
Du lässest zwar mit bittrem Leiden büßen,
Als Gift, den Armen, der dich lieben muß,
Doch süßer, als der Honig, ist dein Kuß!
(Sultan Sulejman der Große, 1520 bis 1566.)

2.

Weißt du, warum, du reizendes Wesen,
Sich meine Brauen krümmen in Bogen?
Weil sie im Buch deiner Schönheit lesen,
In tiefe Betrachtung zusammengezogen!
(Enweri aus Konstantinopel.)

3.

Von dir, von deinem zauberreichen Bilde,
Hab' ich, Geliebte, diese Nacht geträumt,
Und siehe, als der Morgen kam und milde
Den Horizont mit sanftem Roth gesäumt —
Da war mein Herz in der Brust verschwunden,
Ich hab' es in Rosen verwandelt gefunden!

Frohlockend sprang ich auf voll hoher Freude,
Und angeweht von frischer Morgenluft,
Von Wonne trunken, eilt ich fort ins Weite,
Da grüßte mich der Felder Blumenduft —
Der Wiesen Gewand, der lieblichen, bunten,
Hab' ich in Rosen verwandelt gefunden!

Mich dem Gefühl, dem süßen, überlassen,
Und in mich selbst wollt' ich zurückgeh'n,
Doch die Gedanken, die ich wollt' erfassen,
Ich suchte sie vergebens zu erspäh'n,
Zu preisen dich, waren sie alle verschwunden!
Ich hab' sie in Rosen verwandelt gefunden!
(Lamii zu Brussa.)

4.

Enthülle, Geliebtester, dein Angesicht,
Erleuchte den Himmel und die trübe Erde,
Verwandle die Welt mit deiner Augen Licht,
Daß sie zum himmlischen Paradiese werde!

Laß deine süßen Lippen sich öffnen schnell
Und schauen jener Wonnen göttlichen Quell,
O, Jüngling, löse dein Haar voll Ambraduft,
Erfülle mit lieblichem Geruch die Lüfte!

Digitized by Google

Dann ſprich zum Zephyr nur ein Wörtchen leis,
Und fliegen wird er ſchnell auf leichten Schwingen,
Von deinem Reiz erfüllt, auf dein Geheiß
Mit deinem Hauch dir China zu bezwingen!

Entſagen will ich der Eitelkeit fortan,
Denn ſie iſt ſchwächlich weibiſche Begierde,
Und werden will ich, wie der Geliebt', ein Mann,
Wie er ſo einfach, ſchmucklos, ohne Zierde!
(Die ſchöne und tugendhafte Segneh aus Kaſtamuni.)

5.

Mein iſt das Herz, die Locke dein,
In der es gefangen ſich,
Sie feſſelt eines Thoren Herz,
Ach, und der Thor bin ich!
(Hajreti aus dem alten Pella.)

Die Roſenprobe.

(Beſchluß.)

Indeß rückte die Zeit ihrer Verbindung immer näher, ohne daß irgend ein Unfall die Nähe des gefürchteten Geiſtes verkündet hätte, und Scheat glaubte beinahe ſchon, ſie würde das dritte Mittel nicht mehr gebrauchen, und überließ ſich daher von ganzem Herzen der Hoffnung: den Dank der Fee an ihrem Hochzeitstage für endliche Erlöſung zu erhalten. Allein Algorab war nicht ſo ruhigen Gemüthes, und je mehr er der geliebten Braut die heimliche Qual ſeiner Seele zu verbergen ſuchte, um ſo drückender laſtete das Gewicht derſelben auf ihn.

Schon ſeit dem plötzlichen Verſchwinden des Pilgers war es ihm nämlich, als ſchleiche ein Weſen gleich einem Schatten beſtändig ihm zur Seite, was er anfangs für das Spiel der Einbildungskraft hielt; nach und nach gewann der flüchtige Schatten jedoch immer mehr an Form und Geſtalt, und mit Schrecken erkannte er in dem läſtigen Begleiter endlich ſein eigenes Ebenbild, das ſtets durch Winke oder Drohungen ſeine Handlungen zu leiten ſuchte, ohne daß indeß außer ihm irgend Jemand den Doppelgänger bemerkte.

Und je näher der Tag rückte, an welchem er mit Scheat auf ewig verbunden werden ſollte, je mehr gewann die Truggeſtalt an Größe und Inhalt des Körpers, ſo daß ſie bald einem Rieſen glich, ohne jedoch das Mindeſte an Aehnlichkeit mit ihm ſelber zu verlieren.

Als endlich die Sonne zum letzten Male hinabſank in Weſten, um morgen die Hochzeitsfeier Algorab's mit ihren aufgehenden Strahlen zu begrüßen, und der geſchäftige Bräutigam mit Anordnung des Feſtes beinahe auch den unheimlichen Begleiter vergaß, da ſchien es, als ſei derſelbe ein Phantom, welches weichen müſſe, wenn die Freude ihren Purpurfittig ausbreite über das roſenbekränzte Haus; allein dem war nicht ſo! Denn ſobald Algorab endlich auf ſein Lager ſich warf, um dem Tage ſeines Glückes entgegenzuträumen, da trat ſein Ebenbild vor ihn hin, und mit funkelnden Blicken ihn meſſend, ſprach es ſodann: „Fürwahr, das Maß meiner Geduld iſt nun gerüttelt voll, und ich habe es ſatt, länger durch Deine thörichte Leidenſchaft von meinem rechtmäßigen Beſitze mich verdrängen zu laſſen. Wiſſe, ich bin der Geiſt Ego. Dein Körper iſt auch der meine, und Deine armſelige Seele muß es ſich gefallen laſſen, von mir beherrſcht, ein und dieſelbe Hülle zu bewohnen, bis zu ihrer Befreiung; aus eigenem Antriebe habe ich das gebrechliche Haus bisher Dir allein überlaſſen, doch da ich endlich einziehen wollte in meinen Beſitz, fand ich Dein Herz von einer Liebe entzündet, die zuwider iſt meiner Natur, weshalb ich nur bis morgen noch Friſt gebe, um dieſe häßliche Leidenſchaft zu verbannen. Nimm dieſe Flaſche, und morgen, wenn der Iman die Worte der Weihe über Euch geſprochen, dann trinke ihren Inhalt leer, er wird Dein Herz von dieſer Liebe heilen, die mir ſo zuwider iſt, und den Einzug in Deinen Körper unmöglich macht. Befolgſt Du indeß dieſen Befehl nicht ganz genau, dann ſoll meine Rache gränzenlos ſein. Deine Geſtalt benützend, will ich Scheat zu allem verführen, was Dir verhaßt iſt, und wenn ſie einſt glaubt, ſie ruhe an Deinem Herzen, ſoll meine Hand ſie hinabſtoßen in den tiefſten Abgrund, an deſſen Rand, mit den Honigworten Deiner Liebe, ich die Bethörte verlocken will." —

Dieſe Drohung machte einen ſchrecklichen Eindruck auf Algorab, und in rathloſer Verzweiflung wußte er nicht, was er beginnen ſollte, um einen Ausweg aus dieſem fürchterlichen Labyrinth zu finden. So ſehr er indeß ſich quälte, ſo verſtrich doch die Nacht, ohne daß ein Mittel der Rettung ihm beigefallen wäre, und er mußte alſo ſeinem Verhängniß entgegengehen, wie auch das Schickſal über ihn entſcheiden mochte.

Ohne Störung gingen jedoch den folgenden Morgen alle Vorbereitungen des Feſtes vorüber, und erſt bei den ſegnenden Worten des Imans erſchien der böſe Dämon und forderte Algorab drohend auf, ſeinen Befehl

nun zu vollziehen. In demſelben Augenblicke, als jedoch dieſer zögernd nach der unheilvollen Flaſche langen wollte, ſank Scheat leblos zu Boden.

Schon den ganzen Morgen hatte ſie an dem Geliebten eine grauenvolle Unruhe wahrgenommen, und ahnend, daß wohl der Zeitpunct ſei, an welchem das dritte Mittel der Fee nöthig, hatte ſie die Mohnkörner in einigen Tropfen Waſſer getrunken, worauf eine Betäubung erfolgte, bis endlich, gerade in der entſcheidenden Secunde, gänzliche Bewußtloſigkeit eintrat. Algorab aber, der dieſen Unfall ſchon für ein Werk ſeines Peinigers hielt, warf in wilder Leidenſchaft die Flaſche auf den Boden, daß ſie klirrend in Trümmer zerſprang, und zu den Füßen der lebloſen Braut ſtürzend, rief er: „Weiche von mir, du Truggeſtalt der Hölle! Haſt du auch die Braut mir gemordet, ſo ſoll dennoch die Liebe zu ihr in dieſem Herzen wohnen, und nimmermehr wird ſie Raum geben Deiner verruchten Gegenwart.“ —

In wortloſem Erſtaunen reihten ſich die Hochzeitsgäſte um Scheat und ihren verzweifelnden Bräutigam, deſſen Ausruf ſie weder zu erklären, noch zu deuten wußten, als plötzlich ein ganz eigener Glanz, ähnlich dem Lichte der Sterne, über die Gegend ſich verbreitete, und Aeſchena, in himmliſcher Glorie ſtrahlend, unter der verſammelten Menge erſchien, ohne daß Eines geſehen, von wannen ſie kam. Ein unbeſchreibliches Lächeln des Glückes und der Zufriedenheit ſchwebte auf ihren Zügen, und die Stirn Scheat's leiſe mit einen Myrtenzweig berührend, welchen ſie in der Hand hielt, ſprach ſie ſodann: „Erwache zu einem Leben voll Seeligkeit, denn Dir iſt beſchieden ein Glück, das noch keine Sterbliche errungen, da Du die Treue ſelbſt zu Deiner Schuldnerin Dir gemacht! Empfanget daher Beide zum Dank für endliche Erlöſung dieſen Ring, deſſen magiſche Kraft jeden weitern Verſuch der böſen Geiſter von Euch abhalten, und ein glückliches Leben Euch bereiten wird.“

Nach dieſen Worten erhob ſich die Fee, wie von Weſtwinden getragen, bis ſie endlich hoch in den Lüften über den Wolken verſchwand. —

Algorab und Scheat aber feierten ein fröhliches Hochzeitfeſt, und nie hat wohl die Sonne ein glücklicheres Paar beſchienen, wie ſie in Treue und Eintracht blieben bis an ihr Ende. —

Ego, Vanitas und Senſur hauſen jedoch ſeit der Erlöſung Aeſchena's noch immer auf dieſer Erde, und wenn nicht ein neuer Kampf der Geiſter die Elemente entfeſſelt, um die Welt abermals in Trümmer gehen zu laſſen, ſo werden ſie wohl auch hier bleiben bis in undenkliche Zeiten. —

Auf einem Sonnenſtrahl im unermeßlichen Lichtraum, ruhte Aſterion, den Blick in nebelweite Ferne gerichtet, denn er erwartete Alkalurah, welche ihrer irdiſchen Bande noch nicht entlaſſen war. Doch nicht lange harrte er vergebens der Geliebten entgegen, denn ehe abermals der ferne Planet zehn Mal um ſeine Sonne die Bahn vollendet hatte, ſchwebte ſie ihrer Erdenhaft befreit durch den Aether, und mit ſprachloſem Entzücken hielten die Geiſter ſich umfaßt. — „Alkalurah!“ nahm endlich Aſterion zuerſt das Wort, „als wir auf das Gebot des Höchſten wieder in irdiſchen Hüllen geboren, einen neuen Traum unſerer Liebe träumen ſollten, konnten wir nicht faſſen den Willen und die Abſicht, da wir glaubten, ſchon in ſolcher Vollendung zu leben, um keiner Probe mehr zu bedürfen. Und dennoch wußten wir nicht einmal, daß es hinter dem unermeßlichen Raum der Ewigkeit, noch einen zweiten, weit ſchöneren Lichtraum der Ewigkeit gibt, deſſen Pforten uns nun geöffnet hat die Hand des Allmächtigen.“

Und durch undenkbare Himmel, an zahlloſen Millionen Welten und Sonnen vorüber, wandelte nun das ſelige Paar dem Lichtkreis zu, welchen die Liebe des Ewigen zum Lohne ihnen jetzt angewieſen. —

Notizen.

[Duller's Geſchichte des deutſchen Volkes.]

Die erſte Lieferung liegt uns vor. Das Ganze wird 10 Lief. umfaſſen mit 100 Holzſchnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter und J. Kirchhoff. Die Verlagshandlung (Georg Wigand) ſtattet das Werk bei geringem Preiſe ſo vortheilhaft aus, daß die Volksthümlichkeit des Unternehmens nicht wenig dadurch gehoben wird. — Was die Volksthümlichkeit in der Darſtellung Eduard Duller's betrifft, ſo hätte man zuvor den Begriff deſſen feſtzuſtellen, was im hiſtoriſchen Style populär zu nennen ſei. Welcher hiſtoriſche Styl iſt volksthümlich? Luden's Mangel an zuſammenziehender Energie? Raumer's gutmüthige, aber umſtändlich geiſtloſe Geſchwätzigkeit? Müller's ſtolze Affectation? Ranke's pſychologiſche Phrenologie? Varnhagen's diplomatiſche Feinheit und leiſe Glätte? — Vielleicht haben wir im hiſtoriſchen Genre noch gar nicht den eigentlich populären Styl gefunden, wie ihn für die Mährchenerzählung Muſäus fand. Oder vielleicht verſtehen wir nicht einmal eine Definition von dem zu geben, was auf dieſem Felde populär iſt. Mich dünkt, der echt volksthümlich deutſche Styl

sei derjenige, welcher mit gesunder Ungeniertheit das Herz erfaßt, schüttelt und erhebt. Ist dies richtig, so ist Schiller's historischer Styl noch immer der volksthümlichste, denn hat er nicht die derbe Kraft Luther's, so hat er noch etwas mehr, den idealen Schwung, der fortreißt und begeistert. Einen stürmischen Auftakt, einen Schwung zum Gewaltigen hat Duller's Styl allerdings; wir haben sogar seinen Romanstyl als für menschliche Zungen und Herzen allzu dämonisch, stellenweis auch allzu theatralisch nennen müssen. Hier aber auf dem historischen Gebiet steht ihm die Färbung gut, falls er sie nicht zu stark ätzt und überhitzt. Das edle Feuer, das in allem lodert, was Duller schreibt, wird dann wohlthätige Wärme werden; an echtem Focus und an ehrlicher Begeisterung fehlt es ihm nicht, und Beides ist zum guten volksthümlichen Styl das Haupterforderniß.

[Was Vielschreiben heißt?]

Ein deutscher Reisender, zugleich Naturforscher, bat in Palermo den Abbate Ferrara, den nach der gewöhnlichen Meinung gelehrtesten Mann Siciliens, ihm mit einem Verzeichniß der wichtigsten in Sicilien erschienenen Schriften über Naturhistorie zur Hand zu gehen. Abbate Ferrara dictirte dem Reisenden, in Gegenwart seiner Schüler, dreizehn Werke, die er selbst geschrieben, bloße Brochüren von einem oder zwei Bogen Umfang. Seine Schüler waren durch dieses Symptom von Schriftstellerfleiß und Gelehrsamkeit so hingerissen, daß, als die Schrift Nummer zehn genannt wurde, einer derselben sich mit der Frage an den Reisenden wandte, ob Deutschland wohl je einen Mann besessen, der so viel geschrieben habe? Von diesen dreizehn Werken konnte der Reisende, trotz aller aufgewandten Mühe, bei den Buchhändlern Palermos nur drei auftreiben. So unwohl befindet sich gegenwärtig die Wissenschaft in dem Vaterlande des Hieron, Timoleon und Theokrit, wo Aeschylus und Platon Gastrollen gaben und die unzähligen Tempel von Syrakus glänzten! Dafür hat auch Palermo jetzt einen Altar, wo nach päpstlichem Ausspruch durch jede auf demselben gelesene Messe eine Seele aus dem Fegefeuer erlöst wird. †.

[Britisches Phlegma.]

J. Baumann, in seinem jüngst erschienenen interessanten Buche: „Fußreise durch Italien und Sicilien" erzählt, daß er, als er auf dem Gipfel des Aetna angekommen, in den Genüssen der erhabenen Ansicht schwelgte, von einem englischen Capitän eingeholt worden sei. Dieser Normalbrite faßte sich kürzer, als der enthusiastische Deutsche. Yes! sagte er, indem er einen Blick in den Krater hinab warf, und eben so schnell, als er gekommen, entfernte er sich, ohne sich auch nur einmal umzusehen. Im Hinabsteigen fand Baumann des Capitäns Tochter, ein zart gebautes Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, halbohnmächtig auf einem Lavastück sitzend; ihre Mattigkeit hatte ihr nicht erlaubt, weiter als etwas über die Hälfte des Aschenkegels hinaufzuklimmen. Baumann trug sie auf seinen Armen mühsam hinab in die Hütte, wo der alte Capitän schon gemächlich seinen Thee schlürfte und den mit seinem halbtodten Kinde eintretenden Baumann kaum zu bemerken schien. Erst nach einiger Zeit, da das Mädchen sich schon ziemlich wieder erholt hatte, trat er zu ihr und erkundigte sich flüchtig nach ihrem Befinden. Von der ganzen Gesellschaft verstand Niemand ein Wort italienisch, und nur der Bediente des Capitains einzelne Worte französisch. So reisen kann nur ein Engländer, der alle Bedürfnisse, Empfindungen und Eindrücke, und selbst den Krater des Aetna, mit seinem Yes! beseitigt. †.

[The english novelist.]

Eine angenehm unterhaltende Sammlung von englischen Lesestücken ist: „The english novelist, a collection of tales by the most celebrated english writers" (Leipsic, W. Engelmann, C F. Doerffling). Der letztgenannte Herausgeber ist zugleich der verständige Zusammenstellter und Ordner dieser Sammlung. Man findet darin Skizzen aus dem wirklichen Leben, humoristische und satyrische Streifzüge, Erzählungen mit tragischen und komischen Ausgängen, Reiseskizzen, Gedichte von neuenglischen Poeten u. s. f. Das Werk ist besonders denen zu empfehlen, welche sich auf dem Wege der Unterhaltung in der englischen Sprache befestigen und üben wollen. Es sind davon bereits vier Jahrgänge erschienen. Die Ausstattung ist elegant, doch ist leider der Text hier und da durch Druckfehler verunstaltet. Man findet remaider für remainder, hat für had, let für led, u. s. w., was besonders für den Anfänger in der englischen Lectüre störend ist. †.

[Italienische Komödienzettel.]

Von der Naivetät der Italiener zeugen auch ihre Komödienzettel, wovon einer folgende Ankündigung enthielt: „Mailand, Tagstheater der Stadera. Wenn das Publikum jemals in das Tagstheater strömt, um die Unterhaltung zu genießen, welche der Campo comico täglich ihm zu bereiten strebt, so sollte in der That Jedermann der heutigen Vorstellung beiwohnen, um die Ausgesuchtheit und die meisterhafte Behandlung des Dramas zu kosten (per gustare la delicatezza e la maestria del dramma), das man unter dem Titel: Joseph der Hebräer in Egypten als Minister der Pharaonen, euch vorbereitet hat. Empfindsame Seelen! vortreffliche Herzen! Das obige Stück ist absichtlich für jene geschrieben, welche solche Gefühle hegen u. s. f." Ein andermal drückte sich der Komödienzettel folgendergestalt aus: „Leidenschaften im Widerstreite, eine zu Boden gedrückte Tyrannei, erhabene Tugend, triumphirende Unschuld, erscheinen überall in diesem Stücke und bieten eine Handlung dar, in der That würdig einem Publikum vorgeführt zu werden, welches so scharf zu unterscheiden weiß". Die italienischen Schauspieldirectoren wissen doch noch das Publikum für sich einzunehmen; man kann das von den unsrigen nicht sagen. †.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt No. 7. und eine Beilage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 7. — den 27. Juli 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünktlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Auf die im Verlage der Gebr. Reichenbach in Leipzig erscheinende:

„Frauenzeitung.

Ein Unterhaltungsblatt von und für Frauen.

Herausgegeben von **Louise Marezoll,"**

wovon wöchentlich 3 Nummern erscheinen, kann man vom 1. Juli a. c. an auch auf den zweiten halben Jahrgang mit 3 Thlrn. bei allen löbl. Postämtern und Buchhandlungen abonniren.

Schulgrammatik

nach **Jacob Grimms** Grundsätzen.

Im Verlage der Schweigerschen Buchhandlung in Clausthal ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuhochdeutsche Schulgrammatik für Gymnasien und Progymnasien. Mit Rücksicht auf Sprachvergleichung bearbeitet von Karl August Julius Hoffmann, zweitem Conrector am Gymnasium in Celle 17¼ Bogen gr. 8. 18 Sgr.

Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeitet von demselben. 8½ Bogen 8. 8 Sgr.

Zur Herausgabe dieser Werke wurde der Verfaßer, ein Schüler Jacob Grimms, durch den Herrn Ober-Schul-Rath und General-Inspector sämmtlicher gelehrten Schulen des Königreichs Hannover, Ritter Dr. Kohlrausch, veranlaßt. Kaum erschienen, sind dieselben bereits in zahlreiche Lehranstalten eingeführt.

So eben erschien und ist bei mir und in allen Buchhandlungen zu haben:

Merwich.

Ein Trauerspiel. Preis broch. 16 Gr.

T. Trautwein in Berlin.

Bei Gerhard Fleischer in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. G. Carus,

System der Physiologie.

2. Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dr. H. Häser,

historisch-pathologische

Untersuchungen.

Als Beitrag zur Geschichte der Volkskrankheiten.

1. Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Dr. Karl Snell, philosophische Betrachtungen der Natur. 8. 18 Gr.

Im Verlage von J. Schieferdecker in Zeitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben, in Leipzig bei L. Fort:

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Dr. C. G. Nebs.

gr. 8. broch. 18 Gr.

Diese Selbstbiographie eines der tüchtigsten jetzt lebenden Pädagogen dürfte nicht nur seinen zahlreichen Freunden und Verehrern, sondern auch jedem Jugendlehrer, der sich in seinem Berufe fortzubilden strebt, eine höchst willkommene Erscheinung sein, indem die darin mitgetheilten Erfahrungen und Winke unstreitig die beste Gelegenheit dazu darbieten.

So eben erschien in der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg:

„Ullrich von Hutten. Volksthümliche Betrachtung des gegenwärtigen kirchlichen Streites in Deutschland. Mit dem Motto: Und die Wahrheit wird euch frei machen!" Preis ⅓ Thlr.

Wenn diese kleine Schrift erst erscheint, nachdem schon unzählige über diesen Gegenstand vorliegen, so kommt sie doch kei-

neswegs zu spät; indem diese Werke aus der Fülle des Gemüths eines für das Wahre und Rechte glühenden jungen Deutschen aus den Gebildeten des Volkes, der, wie sich in jeder Zeile darthut, Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, vieles noch Dunkle in dieser Sache mit eigenthümlicher Klarheit beleuchten und nicht nur in hohem Grade allgemeine Beachtung verdienen, sondern auch bei gehöriger Beherzigung ihren Zweck nicht verfehlen werden.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Richelieu,

oder

die Verschwörung.

Trauerspiel in fünf Acten

von

Sir E. L. Bulwer,

Verfasser des Pelham, Eugen Aram, das Mädchen von Lyon ꝛc. ꝛc.

Aus dem Englischen nach der achten Auflage übersetzt

von

Dr. Ludwig Braunfels.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke.

36. Band.

8. geh. Preis 20 Sgr., 25 Sgr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Der große Succeß, den die Dame von Lyon bei der Lectüre, wie auf der Bühne gefunden, hat das vielseitige Talent Bulwer's aufs Neue glänzend bewährt. Richelieu hat in England allgemein noch größere Anerkennung gefunden, wie die ungewöhnliche Anzahl von Auflagen beweist, und wird in dieser trefflichen Uebertragung auch von dem deutschen Publicum nicht geringer gewürdigt werden.

Bei Chr. E. Kollmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Denkwürdigkeiten

aus

Walter Scott's Leben.

Mit besonderer Beziehung auf seine Schriften.

Nach „Lockhart's Memoirs of the life of Sir W. Scott" und den besten Originalquellen bearbeitet

von

Moritz Brühl.

Auch unter dem Titel:

Walter Scott und seine Freunde

oder

Beiträge zur britischen Literaturgeschichte der letzten funfzig Jahre.

1s Bändchen (15 Bogen) ⅔ Thlr. (1 Fl. 21 Kr.)

Den zahlreichen Verehrern Walter Scott's, dem ganzen höhergebildeten Publikum, werden diese Denkwürdigkeiten gewissermaßen als Commentar zu seinen Schriften, sehr willkommen sein. Der Verleger hat dieselben bei aller Wohlfeilheit sehr elegant ausgestattet. Das Ganze wird 4—5 Bändchen geben und mit Scott's Bildniß geziert.

Geschichte von Spanien.

Für Gebildete aus allen Ständen.

Erzählt von

Dr. Karl Ramshorn.

Erstes Bändchen. Aelteste Geschichte.

Mit 1 Stahlstiche. Preis ⅔ Thlr. (1 Fl. 21 Kr.)

Das Ganze wird aus 3 Bändchen von etwa gleicher Stärke bestehen und im Herbst dieses Jahres vollendet sein. Ich enthalte mich, etwas zum Lobe des Werks hinzuzufügen, da der Verfasser sich schon durch andere Werke rühmlich bekannt gemacht hat.

Skizzen Englischer Charaktere

und

Englischer gesellschaftlicher Zustände

von

Anton Langerhanns.

1⅓ Thlr. (3 Fl. 9 Kr.)

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weilig.)

5. Jahrg. f. 1839. No. 31 — 36 mit 65 Abbildungen.

Ueber nordamericanische Brücken. — Methode zu Untersuchung von Stahl und Eisen, von Berzelius. — Dampfwagen, Dampfboote und stehende Dampfmaschinen in den vereinigten Staaten. — K. Schipmann's Oel-Mastikcement, oder Clark- oder Hamelin-Patent genannt. — Zur Geschichte der Anwendung des Bétons oder Concretes in England. — J. A. Schubert über das Flügel- oder Centrifugal-Gebläse. — Englischer Glasschmelzofen für Steinkohlenfeuerung, beschrieben von Wedding. — Ueber das Feuern mit Torf bei Dampfmaschinen. — Der Kriecanal. — Die ganze Production des Kongsberger Silberbergbaues. — Ueber die Anwendung der erhitzten Gebläseluft auf Silber-, Blei-, Kupfer- und Zinnschmelzprocesse von Lampadius. — Ueber Verflüchtigung des Goldes und Silbers bei Schmelz- und Röstprocessen, von Lampadius. — Dr. C. F. W. Dieterici über die Erweiterung der Baumwollen und Wollenbearbeitung im preuss. Staate. — Chronik der Eisenbahnen. — T. Girgensohn's Waage. — Schienenreiniger für Dampfwagen von Humbert und Sageret. — Curtis' Brems, Schienenreiniger und Aufhalteschlitten für Dampfwagen. — J. Ball's Wagenachsen mit Frictionsrollen. — M. Poole's Verbesserungen in der Fabrication von Sammt und rauhen Zeugen, namentlich Wollenzeugen. — Ueber das System der Condensation von Barnes. — Chronik der Eisenbahnen. — J. Price's Verbesserungen in der Einrichtung und Aufstellung von Dampfkesseln für Dampfschiffe, Dampfwagen und stehende Dampfmaschinen. — Ueber die Wirkung der Expansion des Wasserdampfes an einigen einfach wirkenden Dampfmaschinen in den cornwaller Bergwerken, von W. J. Henwood. — H. Thierry über die Abhandlungen von E. Saladin und E. Klippel, die an den Spindelbänken allmälig angebrachten Verbesserungen betreffend. — N. Schlumber-

ger u. Comp., verbesserte Baumwollenkarde. — M. Roberts' Versuche, den Galvanismus zum Sprengen anzuwenden. — Uebersicht der berg- und hüttenmänn. Production in Preussen 1836 und 1837. — Die Zinnproduction in Cornwall und Devonshire. — Chronik der Eisenbahnen. — Literarische Nachweisungen. — Wirkungsgrad der Kreiselräder. — Th. R. Bridson's Appreturmaschine. — Will. Lewis und J. Ferrabee's verbesserte Raubmaschine. — R. Sandiford's Verbesserungen im Formendruck. — Harcourt's bewegliche Fussrolle. — H. R. Abraham's selbstregulirender Wasserabflusshahn. — Aus v. Gerstner's drittem und viertem Berichte über die nordamericanischen Eisenbahnen. — Die Eisenbahn von Clegg. — Hängebrücken über die Meuse. — Kreiselräder in Paris. — Personenfrequenz auf englischen Eisenbahnen im Jahre 1838.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Juli 1839.

Leopold Voss.

Bei Ludwig Schreck in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mischlinge,

gebunden und ungebunden,

zur Unterhaltung in Feierstunden.

Du fragst wer uns erschaffen hat?
Freund Kantharos in Lindenstadt.

Geheftet. Preis 12 Groschen.

Bei E. F. Fürst in Nordhausen ist so eben erschienen und durch jede gute Buchhandlung zu bekommen:

Lady Elisabeth Mowbray

oder: der heilige Aloysius. Eine Erzählung aus der Zeit Heinrich's I., Königs von England. Von J. Satori (Neumann). 8. 2 Bde. Druckvelinpapier. Preis 2 Thlr. 4 Sgr.

Die geschätzte Verfasserin, längst bekannt als der Liebling des gebildeten Publicums, liefert hier ein Werk, das mit Recht ihr vorzüglichstes Geisteprodukt genannt werden darf, weshalb es auch mit voller Ueberzeugung empfohlen werden kann.

Bei Gerhard Fleischer in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Reiseroman.

Vom Freiherrn **Bugh am Forst.**

1. Bd. 8. br. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Herr Verfasser beginnt seine romaneske Reise von Rügen aus und führt uns in diesem ersten Bändchen nach Stralsund, Dobberan, Travemünde, Lübeck, Kiel, Helgoland, Hamburg, wo er am längsten weilt, Schwerin, Ludwigslust und bis Berlin. Hier trennt er sich für jetzt vom Leser, der gewiß gern mit ihm sogleich weiter gereist wäre, der Ergötzlichkeiten noch mehr zu vernehmen, welche hier mit humoristischer Laune ausgestellt sind; die Begebenheiten, die ihm oft romantisch, oft romanhaft vorgeführt werden, schnell weiter verfolgen zu können, und von dem Salz und der Würze noch länger zu genießen, die er überall höchst pliant und am rechten Orte ausgestreut findet. Gewiß wird sich das Büchlein des allgemeinsten Zuspruchs erfreuen dürfen.

In der Fest'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sterne und Meteore

in

deutscher Zukunft und Gegenwart

von

Gustav Bacherer.

Inhalt. Politische Standrede. Parlamentarische Portraits. Katastrophen und Schlagschatten.

broch. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

„Neuester komischer Roman!"

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Franz Dingelstedt, Die neuen Argonauten. 18 B. Velinpap. eleg. brochirt. Pr. 1 Thlr. 12 Gr. ord. (2 fl. 42 kr. rhein.)

Bei dem allgemeinen Interesse, welches das Publicum neuerdings an der humoristischen Literatur nimmt, bedarf es der Hinweisung auf dieses Product derselben wohl um so weniger, als der schnell aufgeblühte Name des Verfassers dessen Trefflichkeit verbürgt und sein frisches Talent, anerkannter Maßen, gerade im satyrisch-humoristischen Genrebilde culminirt.

Fulda im Juli 1839.

C. Müller'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuestes und gemeinnützigstes

Taschenbuch

für

Pferdebesitzer und Pferdeliebhaber.

Ein treuer Rathgeber

bei Krankheiten, Dressur und gewöhnlicher Behandlung des Pferdes.

Bearbeitet und herausgegeben

von einem alten Cavallerieoffizier.

12. Leipzig 1839, Verlag von W. Einhorn, in Umschlag mit zwei schönen Lithographien gebunden. Preis 15 Gr., 1 fl. 8 kr. rhein., 56 kr. Conv. M.

Dieser kleine, aber tüchtige Rathgeber über Pferde-Arzneikunst und Pferdewartung ist das Beste und praktisch Anwendbarste, was Pferdebesitzer und Liebhaber über die genannten Gegenstände sich anschaffen können; der Inhalt beruht durchaus auf praktischen Erfahrungen und wird vielen in Nothfällen die beste Hülfe finden lassen.

Bei Julius Wunder in Leipzig sind erschienen:

Evers, C., 6 Lieder f. 1 Singst. f. Pftebegl. op. 2. 14 Gr.

Gnüge, Fr., Gesänge. op. 5. 8 Gr.

— — — „In die Ferne." Lied m. 1 Singst. m. Pftebegl. op. 6. 8 Gr.

Hall, G., Le Postillon d'Amour, Galoppe p. l. Pfte. op. 13. 6 Gr.

— Contretänze a. d. Oper: „die beiden Schützen", v. Lortzing, f. d. Pfte. op. 14. 4 Gr.

— Schottischer Walzer. op. 15. 6 Gr.

— Galoppe. op. 16. 4 Gr.

— Walzer. op. 17. 4 Gr.

Lortzing, A., die beiden Schützen, Potpourri f. d. Pfte. v. A. E. Marschner. 14 Gr.

— Figaro. Sammlung launiger und scherzhafter Gesänge m. Pftebegl. 3s Heft. 12 Gr.

Marschner, H., der Bäbu, kom. Oper in 3 Act. Clav.-Auszug zu 4 Händen. 5 Thlr. 12 Gr.

— Beliebte Gesänge m. Begl. d. Guitarre. 1 Thlr. 8 Gr.

Hieraus einzeln:

No. 1. Ario: Ach ein Opfer (Ten.) 6 Gr.
„ 2. Romanze: Gern mag ich die Tage (Sopr.) 4 Gr.
„ 3. Duett: Ach er liebt mich (Sopr. u. Ten.) 8 Gr.
„ 4. Lied: Siehst du wie die Rehe springen (Sopr.) 4 Gr.
„ 5. Lied: An des Ganges heilger Fluth (Bass) 4 Gr.
„ 6. Lied: Der Dumme wird immer (Barit.) 4 Gr.
„ 7. Duett: Liebchen stille mein Verlangen (Sopr. u. Bar.) 8 Gr.
„ 8. Arie mit Chor: Gleich, man ruft (Bar.) 10 Gr.

Marschner, H., 6 Lieder f. 1 Barit. od. Altst. m. Pftebegl. op. 99. 12 Gr.

Marschner, A. E., Lieder f. 1 Bass oder Baritst. op. 7. 10 Gr.

Müller, C. G., Hymnus v. Schöne. f. Männerst. (Soloquartett u. 2 Chöre) op. 18. 1 Thlr.

Stowiczek, J., Potpourri f. d. Violine od. Flöte m. Pftebegl. nach Themas a. d. Oper: „der Bäbu" von Marschner, 4 Thlr.

Truhn, F. H., Champagnerlied f. 1 Tenorst. u. Männerquartett. 6 Gr.

In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg erschien:

Mühling, A., 10 Lieder aus Spitta's Harfe und Psalter f. 1 Singst. m. Pianoforte, 54s Werk. ½ Thlr.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wien wie es ist.

Eine Sammlung von Original-Volksscenen, Anekdoten, Bonmots, Räthseln u. s. w.

Von **Mikroskop.**

Ein Seitenstück des Werkchens:
„Berlin wie es ißt und trinkt."

Viertes Heft:

Der Bettler-Keller. — Die Spazierfahrt mit dem Zeiselwagen. — Der Wiener Gewölb-Wächter.

Mit einem illuminirten Kupfer.

broch. Leipzig 1839. Scheit u. C. Preis: 8 Gr.
1s u. 2s Heft à 8 Gr., 3s Heft à 6 Gr.

Bei W. Langewiesche in Barmen ist so eben erschienen:

Leben
des Sandwirths Andreas Hofer,
Oberanführers der Tyroler in ihren glorreichen Kämpfen von 1809.

Vom
Vollender des „Marschall Vorwärts."

Ladenpreis 18 gGr.

Des Verfassers Aufgabe war, eine der herrlichsten Episoden der neuern Geschichte und die Thaten und den Charakter des Haupthelden derselben klar, wahr und würdig zu schildern. Er fand sich dabei veranlaßt, einem vornehmen, in dieser Sache gar parteiischen Schriftsteller, der sich an den Manen Hofer's schwer versündigt hat, kühn entgegen zu treten.

So eben ist erschienen:

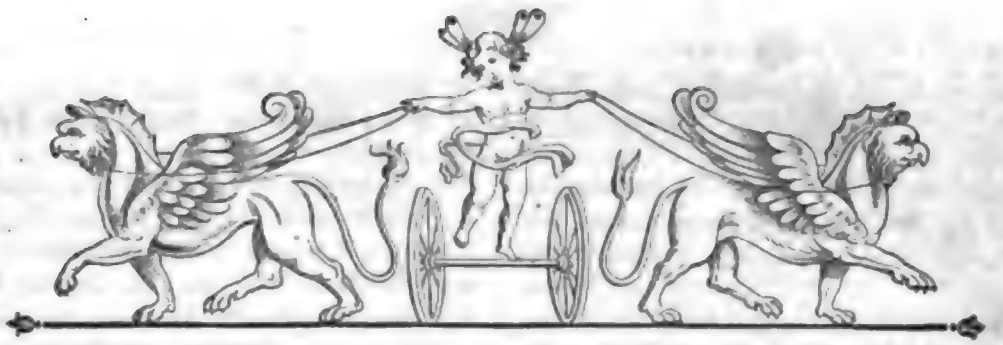
Der dritte Band
von
Theodor Mundt's
Spaziergängen und Weltfahrten
enthaltend: Ausflucht durch die Schweiz nach der Provence.

8. Altona, Hammerich. eleg. broch. 2 Thlr.

Die Fortsetzung dieser von allen stimmfähigen Organen der Kritik mit Enthusiasmus begrüßten Lebens- und Reiseskizzen wird den Freunden des Verfassers eine willkommene Erscheinung sein, und die Aufgabe dieses Werkes, aus dem Leben gegriffene Culturbilder der Gegenwart zu liefern, nicht minder bedeutsam hervortreten lassen, als in den beiden früheren Bänden. Auch in diesem neuen Bande kommen die wichtigsten Fragen der Zeit zur Sprache, angereiht an die Schilderung interessanter Localitäten und lebender Persönlichkeiten oder an eine geniale Auffassung des Volkslebens in den durchreisten Gegenden. Völker- und Privatleben berühren sich hier in den interessantesten Gruppen auf eine neue Weise und in einer Darstellung, die für die deutsche Literatur von ersprießlicher Bedeutung ist.

Sämmtliche Buchhandlungen in ganz Deutschland, Oesterreich, der Schweiz u. s. w. haben Mundt's Spaziergänge vorräthig.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 146. — den 29. Juli 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

William Shakspeare.

Die Forschung des Commentators und die Erfindung des Dichters, beide sind noch immer gleich sehr thätig, um Shakspeare's Welt, die Welt seiner Poesie und die Welt seines Zeitalters, zu erläutern. In England erschien ein vielbegrüßtes Werk: „Shakspeare und seine Freunde;" in Deutschland H. Koenig's Roman: „William's Dichten und Trachten." Von jenem liegt uns die deutsche Uebertragung vor, die von W. Alexis in drei Bänden (Berlin, bei Duncker und Humblot) veranstaltet wurde; der deutsche Roman (Hanau, bei Koenig) umfaßt zwei Bände.

Die schwerfällige Behaglichkeit des englischen Werkes könnte der Vermuthung Raum geben, dasselbe sei ein Gewinn aus bisher verschlossenen und jetzt einem unbekannten Verfasser zugänglich gewordenen Familienarchiven. Inzwischen darf die Unbehülflichkeit der darstellenden Feder nicht irre führen, uns nicht eine größere Glaubwürdigkeit vorspiegeln, als wir sie einer Arbeit kluger und geschmackvoller Combination zuwenden. Diese insipide Naivetät des feisten Chronikanten, die sich in dem Buche, „Shakspeare und seine Freunde" breit macht, jene bedientenmäßige Treue, die stets hinter ihrem Helden herläuft, ihm den Hut nachträgt, das Kleid säubert und ihm doch aus lauter Vertraulichkeit etwas Respectwidriges am Zeuge flickt, jene ganze Handwerkermiene, in welcher die Chronik über Shakspeare und sein Zeitalter auftritt, ist zu sehr gemeinsame Eigenheit des englischen Romans überhaupt, als daß sie zu dem Glauben berechtigte, hier sei mehr als Production der Gegenwart, hier sei alterthümliche Treuherzigkeit eines Zeitgenossen, der ungeschminkt und simpel aus den Erlebnissen des Tages in jener Zeit ein Buch voll Denkwürdigkeiten zusammengestellt. Was ungeschminkt ist an dem Werke, verräth doch zugleich ein großes Maß von Vornirtheit, das Populaire daran ist doch weiter nichts als Unfähigkeit, in Shakspeare's Poesien die tieferen Motive, in seiner Person die geheimeren Anlässe zu entdecken, oder sie so zu erfinden, daß die Erfindung einen genialen Commentar bildet. Beides hat die deutsche Dichtung vermocht, und Koenig's Roman ist ein Triumph in dieser Beziehung. Inzwischen ist das englische Werk, wenn auch als Memoir und Chronik erlogen, und als Combination ohne alles feinere Verdienst, doch interessant genug, um es als Mittel zum Zweck, als Beitrag zur Erforschung des Shakspeare'schen Zeitalters, werthzuhalten. Es wird mit einer Scene zwischen Shakspeare und seinem Heldenspieler, Richard Burbage, eröffnet. Beide erinnern sich ihrer Knabenstreiche im Forste des sehr ehrenwerthen Sir Thomas Lucy in Stratford. Die berühmt gewordenen Wilddiebereien lösen sich hier in bloßen Unfug und knabenhaften Muthwillen auf; die wilden Burschen führten den Förster irre auf die Spur von Wilddieben, die sie fingirten, damit William währenddessen der Nichte des Sir Ehrenwerth im Gebüsch den Hof machen konnte. Sodann der Besuch eines jungen Poeten, der dem berühmten Master eine Tragödie über-

Digitized by Google

reichte, und nun, als er ihm die Aufwartung macht, Worte des Tadels mit verbindlichem Wohlwollen vermischt in Empfang nimmt. In alle dem ergibt sich Shakspeare als eine derbe Gutmüthigkeit, als eine gesunde Mittelmäßigkeit, zu welcher der englische Roman so gern seine Helden jeder Zeit herabdrückt, weil er dem Geschmack eines Publicums zu fröhnen hat, dessen grobkörnige Moral, dessen rothbäckige Beschränktheit nur materielle Größen duldet. Der Pinsel der englischen Romandichter niederländert zu stark, und vor der Niederländerei dieses Stils, für welche neuerdings Boz-Dickens in seinen Pickwickiern das Terrain des untersten Volkshaufens aufgefunden hat, müssen auch die Figuren eines wahrhaft großen, heroischen und keck verwegenen Zeitalters sämmtlich der Trivialität einer lustigen Bornirtheit verfallen. Auch Königin Elisabeth tritt mit der jungfräulichen Grandezza ihres Wesens sammt ihren Hoffräulein in diesen beengten Rahmen; Shakspeare ließt ihr die lustigen Weiber von Windsor vor, wie denn der Dichter hier überall nur als der gutmüthige Harlekin von Alt-England erscheint, der aus Instinct und mit der Sicherheit des angebornen Handwerks die Pritsche schwingt. Sind wir nun hier vor jener unfruchtbaren Vergötterung der Persönlichkeit sicher, die auch in Deutschland zu einer stieren Anbetung unserer literarischen Heroen geführt hatte, und die auch im Tieck'schen „Dichterleben" noch hinlänglich thätig war, um den angebeteten Briten zum Ideal einer göttlich lächelnden Kinderseele zu machen; so sind wir doch auf englischem Grund und Boden aller geistigen Würde, aller Schlagkraft der inwohnenden Psyche enthoben, die sich urkräftig aus freier Machtvollkommenheit ihren Körper formt und ihre Gesetze gibt, von dem Fluidum der Zeitmächte getränkt und gepflegt, aber ihm nicht sklavisch unterworfen. Jene Vagabunden, die in Eastcheap bechern und toben, jene lustigen Gauner, die die Welt für trocken erklären, weil sie sich vor ihren lechzenden Zungen nicht in ein einziges großes Faß Sect verwandeln will, jene Küfer, die an Flüchen so reich sind, wie der Ocean an Fischen, an todten und lebendigen, jene Hofschranzen, die auf Stelzen um den Teich der Liebe tanzen, weil eine Jungfrau gebliebene Königin als Richterin auf dem Stuhle sitzt, jene Hoffräulein, die aus vergällter Liebeslust bitter witzig sind, oder wie Kätzchen um den verbotenen Rahm der süßen Neigung schleichen, jene Flibustier der Leidenschaft, die auf den verunglückten Sturm ihrer ausschweifenden Jugendfahrten schelten, alle jene Figuren, die wir Shakspearisch nennen, und an denen allerdings nicht blos das Zeitalter, sondern auch die Person des Dichters ihren Theil hat, sind doch nur die Hefe seines Weines, nur der Unterrock seiner Poesie, die des Zeitcostüms bedurfte, wollte sie zeitgemäß sein, und allerdings auch, ohne Reflexion und Wählerei, ganz harmlos, instinctmäßig und naturwüchsig in das buntgewürfelte Kleid des damaligen Lebens sich stürzte. Alles was für Portraitirung an seinen Dichtungen gelten muß, was als niederländische Kraft der Genremalerei an ihm zu rühmen wäre, ist doch nur die Spur, die sein Fuß in den nachgiebigen Boden seiner Zeit, seiner Nation und seines Landes eingedrückt. Ohne den inwohnenden Geist, der das Leben erst beflügelt, ist doch selbst ein Heldenzeitalter nur gemein und bedeutungsleer. Es stecken Elemente eines Teniers, eines Rembrandt in den Shakspeare'schen Gemälden; diese Elemente macht uns eine Erkenntniß jenes Zeitalters klar, dessen Art und Weise, ja dessen Abart und Ausart Shakspeare theilte. Nur aber dann, wenn wir zugleich die Raphaelische Kraft seiner innern Weihe und Beseligung kennen, das geheime Feuer seiner Anbetung, das mitten im Bereiche der vorhandenen Welt hellflammig gen Himmel lodert, nur wenn wir Shakspeare's Religion kennen, wird uns die Seele, nicht blos Körper und Kleid seiner Dichtung erklärlich. Denn dies war neben seiner weltlichen Natur zugleich in ihm, diese Hoheprieſterschaft des Menschenlebens, dieser Augurdienst, der nach den tiefsten Problemen sucht, sie löst oder als Hieroglyphe hinstellt. Und den Raphael im Shakspeare zeigt uns die Dichtung von Koenig.

So drängt es mich, sogleich auf das deutsche Buch einzugehen, bevor ich die Betrachtung des englischen recht erledigt. Bei alle dem seien die Vorzüge der fremden Arbeit nicht mißachtet. Wir sehen hier Shakspeare als Handwerker, Shakspeare als Menschen im Wochenhabit, als Poeten auf dem Soccus, und selbst wo die banausische Breite des anonymen Autors langweilig ist, bleibt sie doch lehrreich. Es finden sich manche Partien in diesem Werke, welche in die Sphäre des Boz-Dickens einschlagen, zuweilen nimmt die Darstellung auch mit Glück jene Färbung alterthümlicher Naivetät, in die sich das „lustige England" von damals kleidet. Von dieser Art sind Gestalten wie Gib, der Klingeljunge aus der Rose, auch ein Barbierjunge aus Eastcheap. In dieser Weltkneipe agirt ein feister Schnitthändler, George Taffent mit Namen, der einen Prototyp zu Falstaff abgibt. Auch der Koenig'sche Roman bringt zur Commentation des Sir John eine Figur ähnlicher Art in einem alten Kriegscameraden, dessen Trunkenheit stets im Vollmond steht. Wenn der Novellist solche Gestalten in dem damaligen

Lebensverkehr aufweist, als ganz naturgemäß dem dortigen Boden entsprossen, so thut er, was seines Amtes ist, er commentirt das Lebenselement dieser Gattung, wenn gleich auf einem andern Blatte geschrieben steht, wo der Schöpfer des Sir John die Kraft hernahm, diese gottvolle Verlorenheit seines Komus und Jocus so glücklich und so geistig bedeutsam zu concentriren, zu steigern, und ihr den Stempel ewiger Machtvollkommenheit aufzudrücken. So lange der Novellist seinen Dichter als ein bloßes Product seiner Zeit faßt, als eine Creatur jener romantischen Wirren, die der letzte Athemzug einer mittelalterlich katholischen Welt im Widerstreit mit dem ersten Anbruch des Puritanerthums hervorrief, so lange commentirt er nur die Aeußerlichkeiten. Faßt er aber den großen Dichter zugleich im Kampfe mit den Mächten seines Zeitalters, aus dem sich mit allen Schmerzen der liebebedürftigen und doch einsam hingestellten Seele eine ungeheure Kraft des Selbstbewußtseins entwirrt und entspinnt, so weist er in ihm nicht blos die Creatur, sondern auch den Schöpfer nach, der seine Welt sich selbst gestaltete. Dies eben ist wie in Goethe so in Shakspeare die Eigenheit des Genies, daß es sich an die Stoffe des Lebens, an die Bildungen seines Zeitalters in Liebe, ja in Schwärmerei hingibt, und doch nach furchtbarem Kampfe die freie Selbstständigkeit wieder siegreich rettet, Lust und Leid in sich begräbt, und nach vielen Todesschmerzen immer wieder als Herr seiner selbst aufersteht. So und nicht anders ist nun einmal der Lebensproceß des Genies. Es wirft sich immerfort in die Strudel seiner Welt, aber das ferne Felsenufer bleibt sein Ziel, wo es wieder dem Laufe der Menschenart entzogen wird; — es ist einsam in der Welt, Gott hat es gezeichnet. —

Merry England ist ein abgöttischer Begriff, und das Genie vom goldenen Zeitalter des lustigen Alt-Englands soll nun einmal, wie die Leute wollen, ganz und gar darin aufgelöst sein. Erheben wir uns also nicht, so lange von den Opfern die Rede ist, die man diesem Begriffe bringt. Zu diesem Idole gehört vor allem auch jene rothsaftige, vollwangige Lustigkeit, die sich über Beefsteak und Porter herstürzt und daran seine Lebensgeister anzapft, die Teufeleien der Menschen für gemüthliche Schelmenstreiche erklärt und Gott einen guten Mann sein läßt. Shakspeare hat sich an der Tafel dieses Daseins sattgeschwelgt, aber eine geheime Geisterhand servirte, wenn er schwelgte, wechselte ihm geschäftig die Teller und flüsterte ihm dabei einige Offenbarungen ins Ohr, die sein Behagen an dem Bacchanal des Lebens etwas dämonisch, wo nicht mephistophelisch anhauchte. Von jener blos physischen Gesundheit gesundete er; denn für den forschenden Geist, der die Erscheinungswelt durchbricht, um hinter der Schminke dem Dinge bis aufs Gerippe zu spähen, ist jenes Wohlbehagen keine Gesundheit mehr, sondern ein kränkliches Aufblähen von Haut und Blut, ein Uebernehmen der Creatur, die den Schöpfer in sich übertäubt und übertödtet. Freilich bricht erst in der dritten Periode seines Schaffens der denkende Mensch sich vollauf in ihm Bahn. Der patriotische Jubel seiner Jünglingsnatur hatte sich in den historischen Festspielen, in welchen die Heroen Englands auf Leben und Tod triumphiren, sein Genüge gethan. Ein zweites Blüthenalter rief der vollendete Mann in sich auf, als jener Liebesharm und jene Liebeslust, welche die üppigen Komödien schufen, über sein großes Herz gewaltig hereinbrachen, und die Wunder der Gefühlswelt in Traum und Seligkeit eine Wüste in ein Paradies verwandelten. Mit Romeo und Julie setzen wir den Beginn dieser seiner glücklichsten Dichtungsepoche. Da wird auch geschwelgt an der Tafel des Lebens, der Mensch feiert seine unsterblichen Götterspiele, denn sein Herz ist ewig jung, so lange er liebt. Genien der Lust gaukeln um seine Seele, der Becher kreist — ein Becher voll Freudenthränen, — und im Rausche der Beseligung wiegt die hohe Stirn des Dichters ihre sorgenvollen Gedanken in Schlaf. Mit dem Erwachen aus diesem Traume beginnt die dritte Epoche seines Schaffens, die mit Hamlet und König Johann in der neuen Gestaltung datirt. Er schreibt die Römertragödien, und schildert in einer ganzen Reihe dunkler Bilder das tragische Menschenloos. War er Anfangs Patriot, der die Helden seines Vaterlandes schildert, dann Festspieldichter, der in Lust und Leid die liebevolle Schönheit des Lebens feiert, so wird er jetzt Geschichtschreiber der Menschheit, und sein stählerner Griffel zeichnet die Hieroglyphen des Schicksals. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Ein religiöser Streit; ein Original.]

Es regt sich in unserm Hause ein seltsamer Geist, und ich komme auf die jüngst berührte Wirre zurück, wo sich ein Candidat der Theologie, der Dr. Schleiden, mit, seit Lessing, nur noch einmal dagewesener, Freiheit sein religiöses Glaubensbekenntniß ablegte. Sein Schisma, vor allen in specieller Beziehung zu den Dogmen: Dreieinigkeit, Erlösung und Erbsünde, so frei und öffentlich ausgesprochen, mußte vor allen die gellend aus dem Traume auf-

scheuchen, die auf den Gräbern ihrer glücklich getödteten Vernunft in Andacht versunken lagen und den lebendigen Gott lästerten, durch Dank, daß er das herrlichste seiner Werke zertrümmert. Einer derselben, ein graduirter Theologe, sagt man, wurde des Candidaten Ankläger, und ein Glaubensgericht, ein protestantisches Inquisitionstribunal, aus sechs Hauptpredigern und einigen Mitgliedern des Raths bestehend, trat zusammen, den kühnen Dr. vor seine Schranken ladend. Der junge Mann soll seine, nur bedingungsweise und in Beziehung zu Augustinus, Athanasius und Anselmus gestellte Negation glänzend gerechtfertigt haben, was denn bewirkt, daß er mit nur drei Stimmen Opposition frei gesprochen wurde, und man ihn schon wenige Tage nachher zum großen Verdruß unserer zahlreichen Finsterlinge in der St. Michaeliskirche Worte des Friedens verkünden hörte; gewiß aber ist es, daß die Drachenzähne, die er gesäet, früher oder später als gewappnete Männer erstehen werden; wehe dann dem, der einen Stein des Haders unter sie wirft! Ein neues Reich aber ist zu erobern, und die Insassen fallen ab vom alten Joch, wie die Syrier von Ibrahim Pascha. So hat denn die vorstädtische Gemeinde des heiligen streitbaren Ritters St. Georg den alten Lindwurm der finstern Mystik glücklich überwunden, und ihnen ist ein zweiter rationalistischer Prediger erwählt worden, um den sich der bessere, lichtliebende und zugleich wohlhabendere Theil des Völkchens versammelt, und zu großem Leidwesen des ältern Hirten verbleiben ihm meistens nur die Schafe, bei denen es sehr wenig zu scheeren gibt. Möge er sich mit andern Handelsleuten trösten, die überall eben jetzt schlechte Wollgeschäfte machen. Möge er sich trösten mit den Belletristen, für deren schlechte Waare sich kein Markt mehr findet, und hoffentlich kommt überall eine Zeit der Erkenntniß, wo Deutschland seine Blöße sehen und sich schämen wird. Vater der Natur! so lasse denn recht viele und große Feigenblätter wachsen, und nebenbei auch die echte Gattung jener Ohrfeigen gedeihen, die man die kritischen nennt. Da mögen denn die zeugungssüchtigen Poetlein und Literätlein dem Beispiele eines eisgrauen Mannes folgen, der in unsern Mauern lebt, und von Zeit zu Zeit „unerhörte Geschichten, Dinge, wie sie die Erde nicht gesehen," und die sich auf ihm geschehen sein sollendes Unrecht beziehen, in Manuscript öffentlich zu Kauf ausbietet, für zehn Thaler, und zum Durchlesen für $\frac{1}{4}$ Thaler. Dieser Alte ist ein Original, und eines von den seltsamen Kräutern, womit der Herr die Menschheit würzt, darum auch wohl der Erwähnung werth, denn wer den alten, stämmigen, gesunden Greis mit mächtig langem, weißem, gänzlich ungeschornem Barte durch die Gasse schreiten sieht, steht gewiß unwillkürlich still und sendet der antiken Gestalt einige fragende Blicke nach, denn er gleicht einem Wesen aus längst verschollenen Zeiten, und der Trotz in seinem ganzen Auftreten läßt auf einen kernigen Geist schließen. Dennoch ist der Alte nur das Exemplar eines absonderlichen Narren; er war vor langen Zeiten der Inhaber eines privilegirten Wochenblattes, und soll ihm solches, wer weiß durch welche Verkettung von Umständen, die er Chikane von obenher nennt, aus den Händen gespielt worden sein. Er waffnete sich beim Beginn zu tapferer Gegenwehr, als er aber dennoch unterlag, schwur er am Tage der letzten Niederlage bei allen Göttern, die geglaubt werden, es solle ihm kein Stahl an Haupt- und Barthaar gelegt werden, bis er Rache geübt an seinen Widersachern und sein Verlorenes ihm erstattet worden. — Das hat er denn treulich erfüllt; sein wallendes Haar und sein Bart ist schloßenweiß gebleicht von Gram und Zeit, aber die Stunde der Erlösung scheint fern. Der einst Wohlhabende ist arm, sehr arm, aber was man ihm auch zur Hülfe hat reichen wollen, er schlägt es trotzig ab, denn er will nur sein Recht. So coquettirt er denn nur mit seiner Armuth, holt sich, — anständig gekleidet, — eigenhändig in einem offenen Topfe Rumford'sche Armensuppe, und trägt solche unverhüllt, mit triumphirend umherblickender Miene durch die Jungfernstiegspromenade, wenn sie am reichsten mit eleganten Leuten besäet ist, als wolle er sagen: „Seht, dahin hat man mich gebracht!" — Sein Haß gegen die Bürgeraristokratie ist darum auch gränzenlos, und verleitet ihn nicht selten zu den lächerlichsten Fehlschlüssen. So beharrte er jüngst trotzig bei der Meinung, es habe der Großfürst von Rußland nur deshalb neulichst seine Reiseroute geändert, und sei nicht über Hamburg gekommen, weil er es vermeiden wolle, sich an der Tyrannei der Bürger-Aristokratie zu ärgern. — Solches, meine ich, charakterisirt die originelle Thorheit des Alten hinlänglich, und beweist, wohin selbst ursprünglich kräftige Geister zuletzt durch eine fixirte Idee gelangen können. Der Mann mit dem weißen Barte aber heißt Donner und wohnt auf dem Kehrwieder in Hamburg. —

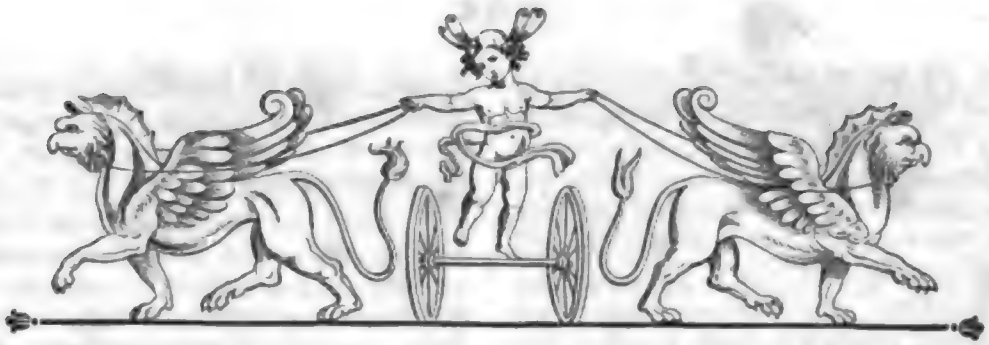
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Die Günderode und die Griseldis, englisch.]

Ein englischer Dichter, Thomas Wade, hat eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel: „Prothanasia, and other poems" herausgegeben. In einem derselben ist die durch Bettina's Selbstbekenntnisse berühmt gewordene Trauergeschichte des Stiftfräuleins Günderode in reimlose, zum Theil auch dem Sinne nach ungereimte Verse gebracht worden. Bettina's überschwängliche Prosa macht sich immer noch besser als die nebelhafte Schwulst des britischen Gedichtes; das Bodenlose und Ungebundene in der Natur der Bettina wie der Günderode will sich in gebundene Form nicht fassen lassen. Es gibt Gedanken und Gegenstände, welche in reiner Prosa nach Poesie und in der Poesie nach reiner Prosa aussehen. Woman's love, or the triumph of patience, von Wade, behandelt die Geschichte der Griseldis und wurde vor einigen Jahren auf dem Coventgardentheater dargestellt; Kemble spielte darin. †.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 147. — den 30. Juli 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

William Shakspeare.

(Beschluß.)

In dieser Periode, wo die großartige Einsamkeit sich seines Geistes bemächtigt, wo er bei allem Wogendrang des Lebens um ihn her sich auf einer Insel fühlt, hat noch kein spätgeborner Pinsel den Dichter zu zeichnen versucht. Tieck gab ihn in seiner Kindheit und in seinem ersten, traumbefangenen Erwachen. Koenig's Roman schildert ihn in der Periode seines Glücks, er führt ihn in den anmuthigsten Wendungen durch die Zeit seines Lebens, wo alle Genien sich wetteifernd um seine Muse und um seine Person bemühen, und begleitet ihn bis an jene Puncte, wo sein Auge für den bunten Farbenschmelz der äußern Welt erblindet, wo eine nagende Skepsis in ihm nach dem Ding-an-sich zu suchen beginnt, über das die Natur ihren mitleidsvollen Schleier breitet.

Die Scenerie dieses trefflichen Gemäldes, das Koenig entwirft, ist äußerst bunt und reich, und im Dialog wie in der epischen Objectivirung der Thatsachen mit einer gleich großen Meisterschaft ausgeführt. Mit dem Hange zu einem beschaulichen Leben, den Koenig's Schriften durchgängig verrathen, vereint sich hier eine ungewöhnliche Bildnerkraft, die über den Reichthum an vorgefundenen Gestalten und Situationen sorgfältig, sauber und geschmackvoll verfügt, und mit dem tiefsinnigen Drange nach Lösung der Lebensräthsel eine diplomatische Anmuth in Form und Wendung zu verbinden weiß. In einem frühern historischen Romane, in den „Waldensern", war Koenig's Darstellungsgabe in eine chronikartige Enthaltsamkeit gerathen, bei der eine freie Gliederung des Stoffes nicht aufkommen kann. In andern Mittheilungen, wie in dem Memorienstück, das er „Excommunication" überschrieb, überwog ganz naturgemäß und dem Stoffe entsprechend die Metaphysik des Inhalts die Plastik der Formation. Beides findet sich in unserm Gemälde aus Shakspeare's Leben zur Harmonie verbunden, und die deutsche Literatur ist um eine ihrer gelungensten Dichtungen reicher. Unter den historischen Portraits, die uns Shakspeare's Zeitgenossen vergegenwärtigen, sind besonders die Bilder der Elisabeth und des Grafen Essex hervorzuheben; sie sind so fein und durchsichtig zart ausgeführt, wie man im Felde der Oelmalerei Bilder von Vandyk kennt. Sehr glücklich ist als Widerpart des Dichters die Gestalt des Philosophen Francis Bacon benutzt, der zu dem Lebenskreise des Grafen Southampton gehörte. In diesem Philosophen der Erfahrung wurde der englischen Nation schon in der Schlußperiode ihres romantischen Lebens ein Vorbild ihres spätern Werdens vorgesteckt. Nicht minder brachen sich die Regenbogenfarben des ritterlich schönen, katholisch üppigen Lebens an der Kopfhängerei der grauen Puritaner, die Koenig meisterhaft zeichnet. Die Stutzer von damals mit den aufgekräuselten Bärten und Redensarten, die Hoffräulein der absolut jungfräulichen Elisabeth mit dem Witz ihrer gezierten Prüderie, die Hofschranzen mit den Seiltänzereien einer balancirten Bildersprache, die

Digitized by Google

Küfer, die ſich auf der Rennbahn der Wortſpiele zu Tode hetzen, der luſtige Rummenſchanz der altkatholiſchen Welt und die dürre, ſcheinheilige Prüderie des puritaniſchen Zeitalters, alles das mit ſeinem bunten Gemiſch, das die damalige Sitte und Lebensart im Wendepuncte zweier Jahrhunderte ſo pikant und reizend macht, hat Koenig ſehr glücklich erfaßt und in plaſtiſchen Gruppen lebendig hingeſtellt. Von einzelnen Geſtalten aus der Maſſe muß noch beſonders der auch von Tieck eingeführte Henslow aufgezählt werden. In Koenig's Darſtellung iſt dieſer Käufer des Globus ein höchſt ergötzlicher witzhafter Dummkopf, der aus Gewinnſucht dem Dichter hofirt und ihm mit barocker Geckenhaftigkeit huldigt. Auch der alte Narr in Southamptonhouſe, der in dem abgetragenen Talar die herabgekommene Würde ſeiner Zunft beklagt, gehört zu den beſten Figuranten des Zeitgemäldes.

Was nun dem Ganzen einen innern Halt gibt, und was als Faden im Romane zu bezeichnen iſt, ſo liefert Koenig hierin zugleich einen pſychologiſchen Commentar zum Verſtändniß des Dichters. Die ſpannende Intrigue, die den Nexus macht, ſchlingt ſich um eine Frauengeſtalt, die des deutſchen Poeten Erfindung iſt. Aus den Shakſpeare'ſchen Sonetten, die an Heinrich Southampton gerichtet ſind, ergibt ſich die Exiſtenz eines Weibes, das mit der Schönheit einer Nymphe lockt und reizt, und kaum erhaſcht, ſich mit einem trügeriſchen Spiel, mit allen Neckereien und allen Schrecken einer Waſſerfee den Händen des Beglückten wieder raſch entwindet. Graf Southampton war in ihren Netzen gefangen, und des Dichters Verſe enthalten deutliche Warnungen vor den Liſten der Gauklerin, bis plötzlich die Sprache des Reimers ſich ändert, er ſelbſt ebenfalls als der Beſiegte erſcheint; mit einer Diſſonanz, einer gewaltſamen Trennung und mit dem Hohne eines tief Verletzten endet das Sonettenſpiel. Dieſe andeutungsvolle Geſtalt in den Sonetten hat Koenig in den Mittelpunct ſeines Romans geſtellt. Beide Freunde nach einander, und ohne zu wiſſen, daß ſie demſelben Gegenſtande huldigen, ſind gefeſſelt von den Reizen der londoner Helena, die dem Einen Roſalie, dem Andern Thekla heißt, bald als Page ein abenteuerndes Leben führt, mit politiſchen Landzüglern in Verbindung ſteht, bald als vornehme Dame die Etiquette der feinen Welt verräth, Allen ein Geheimniß, mit Allen ein Spiel treibt, und als zaubervolle Nixe die Herzen beglückt, quält und verwirrt. Nur dem Dichter, weil er der liebebedürftigſte von Allen iſt, hält ſie endlich Stand, vor der geiſtigen Kraft ſeiner Neigung erſtirbt die ränkevolle Täuſchungsluſt ihrer Proteusnatur, ſie erwächſt an ihm zur Ehrlichkeit. Die Intrigantin iſt Italienerin von Geburt, ſie erzählt ihm jene Novellen, nach denen er ſeine Dramen dichtet, in ihren Augen brennt die Gluth des Südens, die ſeine Dichtung athmet, in ihren Umarmungen empfindet er die Wunder der Hingebung, die er in ſeiner Julia zeichnet, in der nixenhaften Laune ihrer üppigen und doch immer ſchalkhaft harmloſen Lebensluſt fühlen wir den Prototyp zu jener ganzen Reihe von Frauengeſtalten, die keck und graziös, feurig und doch ſylphenartig durch die Shakſpeare'ſchen Komödien, bald wie lichte Sterne, bald wie täuſchende Kometen gaukeln. Dies Weib iſt für William der pulſirende Lebensfunke ſeiner Dichtungen, das Perpetuum mobile geworden, das ſeine innere Welt belebt. Dies Verhältniß Shakſpeare's zu Thekla iſt als Combination eben ſo glücklich, wie als Dichtung ſchön, tief und in der Bedürftigkeit beider Naturen zu einander pſychologiſch wahr. Dies iſt der Kernpunct und die Pointe des Romans, Shakſpeare in ein Verhältniß zu ſtellen, aus dem die Dichtungen, die der Periode ſeines Glückes angehören, ganz naturgemäß wie üppige Blüthen ſproſſen, wie lachende Früchte reifen. Schade nur, daß die Koenig'ſche Darſtellung zu lange bei der Zeichnung dieſer Gruppe verweilt! Nicht als wollt' ich das epiſche Behagen, das ſich gegen Ende hin des Romans bemächtigt, für eine ſtörende Dehnung erklären, ſondern der Reiz an dem Verhältniß erwächſt zu einer moraliſchen Nothwendigkeit, deren geſunde Vollgültigkeit ſich ohne Mißklang, ohne pſychologiſchen und poetiſchen Fehler im Abſchluß der Dichtung nicht wieder aufheben ließ. Für Shakſpeare war der Genuß ſeines Glücks allerdings in dem Glauben an die Untrüglichkeit der Geliebten bedingt, nicht blos der Egoismus des Talents in ihm, auch die kindliche Ehrlichkeit ſeiner geſunden Mannesnatur verlangte das Weſen, das an ſeinem Herzen lag, nicht allein fortan ſo treu, wie es augenblicklich war, ſondern auch unſträflich in allen Verpuppungen ſeiner früheren flatterhaften Schickſale. Dieſer Terrorismus der Forderung ſteckt in ihm, weil er ſo ungeheuer ehrlich und treu fühlt, und alle ſeine dichteriſchen Himmel an dieſe Ehrlichkeit ſeines Verhältniſſes gefeſſelt ſieht. An ſeinem Terrorismus zerbricht die ſylphenhafte Geſtalt des ſchönen Leichtſinns. Erſt im Umgange mit ihm iſt das wetterwendiſche Mädchen treu und gut geworden, hingebend warm und ehrlich liebevoll; aber noch lange Zeit auch gegen ihn mit Lug und Trug im Bunde, ertappt er ſie auf der Fährte ihrer Doppelgängerei, wo ſie als Roſa-

lie Southampton's Geliebte war. Erst trifft des Dichters Argwohn auch den Freund, schließlich fällt er zermalmend auf das arme Kind allein zurück. Er stößt sie von sich, ihr Ausgang ist tragisch, denn am Herzen des Dichters hatte sie die letzte Wandelung ihrer Schmetterlingsnatur erlebt; hier war sie hangen geblieben mit ihrer Neigung, und muß nun zusammenbrechen, da dieser Ankergrund sinkt. Dieser Verlauf ist an sich naturgemäß und steht auf Shakspeare's felsenfester Stirn unter den Gedanken der eisernen Nothwendigkeit zu lesen. Aber der deutsche Dichter hat mit einer an Verliebtheit gränzenden Neigung die Situation, wie Thekla in Shakspeare's Armen die moralische Kraft zum festen Liebesbunde gewinnt, zu lange festgehalten; seine Darstellung hat sich zu sehr darin gefallen, beide Gestalten als zu einander gehörige zu beleuchten, so daß nun der naturgemäße Wendepunct nicht ohne den gerechten Vorwurf tyrannischer Härte, grausamer und undankbarer Willkür möglich wird. Wie eine Frucht gerade im Moment ihrer vollsten Reife den Beginn der Verwesung spürt, so birgt auch oft eine Dichtung gerade in dem Blüthenpuncte ihrer vollsten Eigenthümlichkeit den versteckten Keim ihrer Auflösung oder einer fehlerhaften Endschaft. So steht es mit Koenig's Roman. Er hat seinen Helden mit so viel zärtlicher Sorgsamkeit gepflegt, daß die historische Gestalt jenes Shakspeare fast zu einem Ideal menschlicher Vollkommenheit unter seinen Händen wurde, und plötzlich mußte er zu dem geschichtlichen Shakspeare zurückkehren, und die Wendung ist hart und disharmonisch. In der Natur des historischen William liegt durchaus dieser Drang, die gesunde Freiheit seiner selbst gegen den Eingriff fremder Elemente und trübender Gewalten zu schirmen, aber der Held des Romans, Koenig's William, der im Umgang mit Thekla weich und warm gewordene Dichter der Julia, kann nur durch einen Gewaltstreich, der keine Nöthigung in sich trägt, diesen Act schmerzlicher Trennung vollziehen; ihm ist Thekla zu viel geworden, und der deutsche Dichter hat hier in liebenswürdiger Hingebung an sein geträumtes Verhältniß zu viel gethan. — Dies ist der schließliche Eindruck, den uns der Roman hinterläßt.

Ein Rückblick auf das englische Werk nöthigt uns noch, eine Gestalt aus Shakspeare's Umgebung namhaft zu machen, die Koenig bei Seite ließ. Es ist jener Ben Jonson, der Widerpart unsers Dichters. In einer lustigen Trinkscene führt der englische Autor beide Zeitgenossen sehr glücklich zu einem Duell ihrer witzig scharfen Zungen zusammen. Vornehmes Publicum ist versammelt, um sich an beiden großen Männern, den damaligen Rivalen auf dem Parnaß von Alt-England, zu weiden. Beide große Männer überwerfen sich aber und die gezogenen Klingen ihres zornigen Humors verwunden Kopf und Herz, bis es schließlich doch wieder zu einem Versöhnungsacte kommt, und der Haß der Nebenbuhler des Ruhms von Gesangsjubel und Becherschall übertönt wird. Auch führt ein lustiger Kumpan mit einem Simpel von Kellner jene Scene auf, die der joviale Prinz von Wales mit dem Küfer Franz in „Heinrich dem Vierten" spielt. — Ueber Burbage und die Intrigue, die ihm sein Dichter spielt, bringt der deutsche Roman eine andere Nüance im Vergleich mit dem englischen Werke. Auch sind beide Wendungen in England selbst im Umlauf. Nach dem gewöhnlichen Bericht erhält Burbage bei einer Dame auf das Losungswort: „Richard der Dritte" nächtlichen Einlaß, und William, der ihm die Fährte abschneidet, kommt ihm zuvor, ist ein glücklicher Eroberer, und nennt sich, als sein Heldenspieler erscheint: „Wilhelm der Eroberer." Auf jenes Losungswort im Nachtbesuche konnte Burbage leicht fallen, da sein Taufname Richard war. Ob das Duell zwischen Beiden, das hierauf erfolgt, geschichtlich ist, bleibt gleichgültig. Jedenfalls aber reizt es die Wißbegier, ob manches Andere im deutschen Romane Combination oder Erfindung des Dichters ist. Dies trifft vorzüglich die Schwester des Grafen Southampton, jene Alice, die Koenig in ihrem Bezug zu William so vortrefflich zeichnet. Sie ist eine jener nervenzarten schwachathmigen Naturen, die sich zur Frömmigkeit neigen. Dieser Zug des Gemüthes führt sie in Verbindung mit der Gesellschaft der Puritaner. Von dieser Kränklichkeit der Seele erholt sie sich aber langsam, indem sie an Shakspeare's Poesieen gesundet und in einer leisen, versteckt gebliebenen Neigung zur Person des Dichters die Wiedergenesung ihres schönen Naturells feiert. K.

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Forts.)

[Ein zweites Original. — Theater.]

Ein anderes Original von Menschen — denn Hamburg ist in der That reich an dergleichen Curiosen — steht gleichfalls im Greisenalter, denn die Achtziger sind ihm vor der Thür. Einst Kaufmann, dann Geometer und sehr beschäftigter Verfertiger einer aus Schweden stammenden, sogenannten Universal-Wundertinctur, die sich eines kaiserlichen Privilegiums erfreute, — hat der Mann die Muße der letzten Lebenshälfte zur Auflösung aller derjenigen Probleme verwendet, an denen die Menschheit — dem Resultate (nicht

der Sage) nach zu schließen, seit Jahrtausenden gescheitert. Das Lebenselixir glaubt er zu besitzen; der Goldtinctur mit Hülfe des Paracelsus ist er noch auf der Spur, und behauptet, das Geheimniß, wie die Natur Gold mache, liege uns offenbar vor der Nase, wir übersähen es nur, eben weil es so nahe liege, und die unstäten forschenden Blicke auf seinen zahlreichen Spaziergängen zeugen von dem Ernste solcher Meinung. An die Enträthselung des Zufalls in der Zahlenlotterie hat er allein zehn Jahre seines Lebens gewendet, und die algebraischen Arbeiten, abgesehen von dem Erfolge, der ihm, wie er schmunzelnd erzählt, nicht ganz entgangen — flößen allein schon Achtung für die Kenntnisse und den Fleiß des Mannes ein. Der Triumph seiner Speculation aber ist die Lösung jenes lange bestandenen Problems: die Berechnung der Quadratur des Cirkels. Ein Convolut der allersaubersten Zeichnungen, in die er nur vertraute und der Mathematik durchaus fremde Freunde einen Blick thun läßt, da er, vom größten Mißtrauen beseelt, den Raub seines Geheimnisses befürchtet, — ist allein ihrer Mannichfaltigkeit und Sauberkeit halber staunenerregend, und dient vornehmlich nur zum Anschaulichmachen und zur Beweisführung der Richtigkeit seiner Berechnung. Diese Arbeit kostet ihm zwanzig Jahre seines Lebens, in denen er nur hin und wieder andere geometrische Arbeiten, als die Aufnahme eines Planes von Hamburg, Ueberarbeitung einer Karte des kaukasischen Gebietes in verringertem Maßstab und dgl., als kleine Erholungen ausführte. — Nach Vollendung der Quadraturberechnung meinte der kindliche Alte, er dürfe nur ein Wort von seinem entdeckten Geheimnisse fallen lassen, und man werde ihm sofort von Seiten der Wissenschaft mit Lohn und Anerkennung entgegenkommen. Solches fallengelassene Wort aber hat ihm zu seiner Ueberraschung nur Spott und Hohn eingetragen, zu einer Prüfung unter Garantie hat sich Niemand eingefunden; das kann der gute Alte nun noch immer nicht begreifen, und jedesmal, wenn seine Thür schellt, meint er, es komme Jemand, über sein Geheimniß zu contrahiren. So hofft er täglich fort und lebt in seinem Köhlerglauben an die wissenschaftliche Menschheit, hockend über seinen Manuscripten, ein selbstzufriedenes Dasein, und ob man ihn auf die sinkende Sonne seines Erdenlebens aufmerksam macht, so schmunzelt er dennoch selbstzufrieden: „ich bin ja noch jung, und man muß mir schon kommen!“ — Der sonderbare Kauz! — Warum prüft man denn aber sein Geheimniß nicht einmal? — Wenn er nun in den zwanzig Jahren dennoch das Riesenei ausgebrütet hätte, und das Küchlein nach seinem Tode aus der eisernen Kiste ans Tageslicht entschlüpfte, würde man sich nicht betrüben, die Zeit seines bewußten Daseins versäumt zu haben? — Ja selbst die Prüfung und schlimmsten Falls der Nachweis einer Selbsttäuschung müßte bei so interessantem Material für Männer vom Fach genußreich sein. Der Mann aber, der in der That wie ein Weiser redet, heißt Bernhardt und ist Geometer, in, oder eigentlich bei Hamburg wohnhaft. O, wer ermißt den heiligen Eifer der Wissenschaft! — Wenn mancher Künstler, den die geblendete Menge mit Lorbeern kränzt, den Muth hätte, seine Himmelsgabe des Talents mit solchem Eifer zu cultiviren! wenn ein Kunst, z. B. der kürzlich über unsere Bretter schritt, ernstlich seine Gabe gepflegt, — was hätte daraus werden können, und was ist aus diesem Koloß, an dem die Zeit, der Sturm und die Leidenschaft gemeißelt — an den aber keine Kunst eine verständig-bildsame Hand gelegt, — was ist daraus geworden! — Wie tief, wie bodenlos tief der Geschmack unseres Publikums im recitirenden Schauspiel schon gesunken ist, das beweist allein schon der einem solchen Schauspieler gespendete Beifall. Diese in jeder Phrase falsche, entsetzlich falsche, sinnentstellende Accentuirung; dieses Komödianten-Pathos, dieses Waden- und Schenkel-Kokettiren! — Ich bitte Dich, Deutschland, halte Haus mit Deinem Beifall, Du ereist sonst den Esel zum Bürgermeister; Kunst mag sich mit seinem Taufschein begnügen, was darüber ist, das ist eine Lüge. In lebenden Bildern mag er gut sein; wer einen Roland modelliren will, mag ihn verschreiben; die Galerie mag ihn bekränzen, der bewußte Kunstsinn aber muß sich von ihm abwenden, oder der Begriff hat keine Heimath mehr. — Vom Stadttheater noch drei Worte: die Gastin, Mad. Fichtner aus Wien, ist eine gottbegabte Künstlerin; aus Herrn Hoppi hülst sich, Gott sei's gedankt, ein tüchtiger Mime hervor; Baumeister ist in Schwerin engagirt. — In der Oper hängt der Himmel alle Abende voller Geigen und die Philharmonen lassen sich in den Schlaf lullen von Lutzer, Reichel, Ponky, Schmetzer und andern Musenkindern, die mit ihren Tönen wuchern; die Enthusiasten wiegen sich und schwimmen in Melodien, wie die Fliege in der süßen Milch, und sterben fast vor Entzücken. Jenny Lutzer hat schon Viele um den Verstand gebracht, und man sagt, es soll eine obrigkeitliche Sanitätsmaßregel gegen die allzuschönen und allzugenialen Sängerinnen im Werke sein; nebenbei sind wir eben im Zeichen der Julisonne. (D. B. f.)

Notizen.

[Die Revue des deux mondes.]

Das Trimester der Revue des deux mondes von Juli bis October verspricht, den vorausgegangenen Ankündigungen nach, sehr interessant zu werden. Unter den Mitarbeitern befinden sich G. Sand, welche eine Novelle, „Gabriel“, liefert, Ampère mit einer Abhandlung über die persische Heldensage, Nisard mit einem Aufsatze über Melanchthon, ferner Alfred de Vigny, Ph. Chasles, Leerminier, Marmier, Quinet, Souvestre, Heinrich Heine. †.

[Leipzig-Dresdner Eisenbahn.]

Auf dieser Bahn ist jetzt die Personenfrequenz so stark, daß allwöchentlich mehr als 10,000 Thlr. eingenommen werden, die Güterfracht nicht gerechnet, die ebenfalls von Woche zu Woche steigt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Inhalt.

No. 126.

Fünf Stunden bei Victor Hugo. Von A. Weill.
Correspondenz. Aus Halle.
Notiz.

No. 127.

Fünf Stunden bei Victor Hugo. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg.
Aus Halle. (Beschluß.)

No. 128.

Lebensmagie. Novelle von Th. Mügge.
Fünf Stunden bei Victor Hugo. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Fortsetzung.)

No. 129.

Lebensmagie. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Aus Hamburg. (Beschluß.)
Notiz.

No. 130.

Lebensmagie. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 131.

Lebensmagie. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 132.

Lebensmagie. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 133.

Lebensmagie. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden.

No. 134.

Lebensmagie. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden. (Beschluß.)
Notizen.

No. 135.

Der Schafhirt. Von Julius Mosen.
Lebensmagie. (Beschluß.)
Notizen.

No. 136.

Die Literatur in Wien. Von J. Kaufmann.
Correspondenz. Aus Detmold.
Notizen.

No. 137.

Die Literatur in Wien. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Detmold. (Beschluß.)
Notiz.

No. 138.

Die Rosenprobe. Mährchen von Amalie Krafft.
Die Literatur in Wien. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notizen.

No. 139.

Die Rosenprobe. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)

No. 140.

Die Rosenprobe. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Von der Weser.
Notizen.

No. 141.

Die Rosenprobe. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden.
Notiz.

No. 142.

Die Rosenprobe. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris.

No. 143.

Die Rosenprobe. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notiz.

No. 144.

Die Rosenprobe. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London.
Notiz.

No. 145.

Proben aus türkischen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts. Mitgetheilt von Julius Hammer.
Die Rosenprobe. (Beschluß.)
Notizen.

No. 146.

William Shakspeare. Von K.
Correspondenz. Aus Hamburg.
Notiz.

No. 147.

William Shakspeare. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Fortsetzung.)
Notizen.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und drei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brosset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hayn und Ludwig Moser. Mit sechs Tafeln. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. Iter Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. Istes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neununddreißigster Jahrgang.

August.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.

1839.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

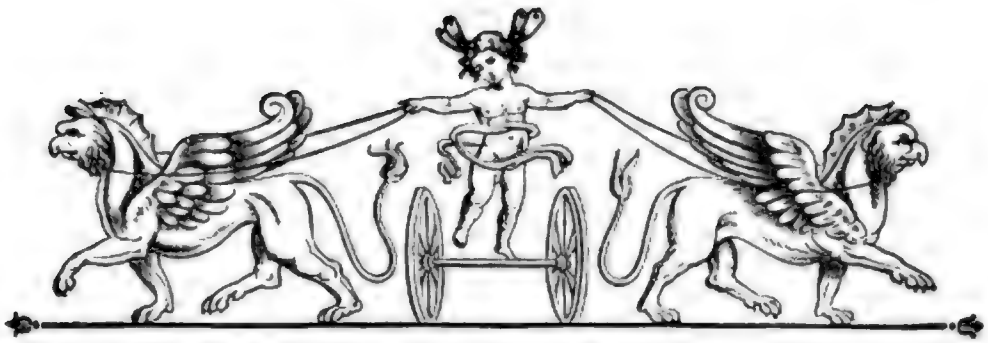
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 148. — den 1. August 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Umrisse zur Geschichte der Liebe.

Von Rudolph Kausler.

I.

Diese Blätter, liebe Olympia, mahnen mich traurig genug daran, wie jedes Spiel ein gefährliches ist, und das Geschick uns bei einem arglos, im Spaß, in der Langeweile hingeworfenen Worte festnehmen kann. Vor Jahren ging uns einmal der Gedanke, eine Geschichte der Liebe zu schreiben, durch den Kopf, und im Suchen nach einer Form erschien es mir artig, in Briefen meine Bilder einer fingirten Geliebten vorüberzuführen, mit der ich mich, durch die Umstände getrennt, blos auf solche Art, logogryphisch unterhalten könne. Es ist nun Ernst geworden aus dem Scherz, wir mußten die Hände in dem Momente lösen, wo die Liebe, wie sie Gegenwart und Zukunft überleuchtet, auch auf die Vergangenheit ihre Strahlen rückwärts werfen will. Da bedauert man die Jahre, die man, ohne einander zu kennen, verlebt hat, man möchte den zurückgelegten Weg noch einmal Hand in Hand durchwandeln, man besinnt sich, ob man nicht einmal in dieser Zeit einander flüchtig ins Auge gesehen, und eine schöne Zukunft darin gelesen habe, dichtet sich wohl auch absichtslos in solche frühere Liebesbezeigungen hinein, bis man am Ende findet, daß der Wunsch auf andere Art in vollem Maße in Erfüllung gegangen ist, daß wir in den früheren Geliebten die letzte geliebt haben. Der Gegenstand unserer vollen gereiften Liebe, mit dem wir uns eine ewige Hütte bauen möchten, trägt ja doch immer die Züge früherer Geliebten ausgeprägter; bleibend finden wir hier Alles das, was schon in vergangenen Tagen unser Herz gefesselt hat. Warum sonst erzählen Liebende einander so gern ihre Liebesgeschichten, als weil sie dabei den Triumph feiern, in der Vergangenheit die Gegenwart, im Fremden ihr Eigenthum zu finden? Die Liebe, die zu freien Geständnissen früherer Liebe gekommen ist, ist die höchste und letzte, sie weiß, daß sie am Ziele ist, daß kein Bild der Vergangenheit oder der Zukunft einen Schatten in ihre helle Gegenwart zu werfen vermag, sie erkennt in den vielfachen romantischen Zügen, die das Herz unternommen hat, einen Pilgerzug nach Einer Richtung, in ihren Liebesgeschichten Eine Geschichte der Liebe.

Unser Liebesabenteuer uns zu erzählen, ist jetzt nicht vergönnt, lass' mich aber bei dem Glauben, liebe Freundin, es könne uns zum Ersatz für solche Mittheilungen werden, wenn wir den Gang, den die Liebe in einem vollen Einzelleben der Gegenwart zu nehmen pflegt, den sie im Verlauf der ganzen Menschengeschichte genommen hat, aufmerksam mit einander verfolgen. In den Erfahrungen, die der Einzelne macht, wiederholt sich ja die Erfahrung der Menschheit, und ein jedes Einzelleben ist eine Weltgeschichte im Kleinen. Einem Kinde, das in unserer Mitte heranwächst, werden freilich andere Gedanken eingeimpft, als die sind, die der Mann in der Kindheitsperiode der Welt hat, wir wissen ja aber, wie das Kind mit diesen Gedanken umgeht. Ein christliches Kind bemalt seinen Gott so schön als ein Heide,

und der Unterschied ist nur der, daß es in wenigen Jahren verarbeitet, was früher ganze Jahrhunderte ausfüllt. Wie könnten wir denn auch die alten Geschichten verstehen, wenn sie nicht ein Stück aus unserem eigenen Leben wären? Unsere Geschichte ist uns der Schlüssel zur Geschichte der Welt, aus unsern Liebesgeschichten verstehen wir die Metamorphosen der Liebe im Großen, nur treten uns aus der Weltgeschichte die Formen der Liebe vollendeter entgegen, denn wo finden wir den Einzelnen, der sie alle voll, kräftig, unverkümmert durchgefühlt hat? Den Meisten wird es ja nicht einmal so gut, eine Gestalt zu solcher Reife zu bringen, daß sie einer dichterischen Darstellung als Stoff dienen könnte?

Und nun denke Dich an meine Seite, liebe Freundin, die Zeit der langen Abende ist da, wo die Gestalten der Geschichte so gern in die stillen, lampenhellen Zimmer zu Gaste kommen, laß' uns mit der einen Hand im Buche der Geschichte, mit der andern in der Chronik unsers Herzens blätternd, den Weg der Liebe von Anfang bis auf unsere Tage verfolgen, wo bestimmte einzelne Gestalten und Geschichten geboten werden, das Allgemeine uns damit näher bringen, und wenn wir so nach dem Einen suchend, die ganze Geschichte mit in den Kauf bekommen, so laß Dich das nicht wundern: was wäre die Liebe, wenn die Weltgeschichte die Geschichte der Liebe, die Geschichte der Liebe aber nicht die Weltgeschichte in sich enthielte! Eins liebt im Andern das Höchste, was es kennt, und was will uns die Geschichte anders darstellen, als was den Menschen in ihrem wechselnden Leben das Höchste gewesen ist? So spiegelt sich die Weltgeschichte in der Geschichte der Liebe.

Doch was halt' ich Dich auf, die Wanderung zu beginnen, komm, laß uns hinaus, der Liebe einen Geburtsort zu suchen. Wohin wollen wir? In das Paradies zu Adam und Eva? Aber den heiligen Urkunden ist mit allem Scharfsinn noch nichts von den erotischen Spielen und Gesprächen des ersten Paares abgelauscht worden. Was uns von Leben und Sitten, vom Ursprung noch roher Völker berichtet wird, ist karg, es sind Umrisse, die erst dann eine Fülle bekommen, wenn wir das Ursprüngliche auf anderm, gangbarem Wege kennen gelernt haben. Sieh' einmal, dort winkt ein Dorf von der Gebirgshöhe, vielleicht hegt es, was wir suchen, das Pfarrhaus winkt so freundlich von Linden, Gärten und Gehegen umgeben, der Pfarrer hat nur Ein Kind, einen Knaben, der allmälig heranwächst, er möchte ihn gern vor der rohen Gesellschaft der Dorfjungen bewahren, und der Knabe soll doch einen gleichalterigen Umgang haben, auch lernt es sich in Gesellschaft noch einmal so gut. Was läßt sich da Anders thun als den befreundeten Amtmann bitten, daß sein einziges Töchterlein mit dem Sohne des Pfarrers Latein lernen und ihm auch in Freistunden in Garten und Feld Gesellschaft leisten dürfe. Nun sitzen die Kinder oben im Studirstübchen, Kopf an Kopf, denn sie haben blos ein Exemplar der Grammatik mit einander, sie ziehen zusammen über Länder und Meere, von denen der Lehrer berichtet, staunen zusammen über die Großthaten der Römer und die Narrheiten der Chinesen, und wenn die Freistunde schlägt und der Himmel hell ist, jagen sie nach Schmetterlingen und erklettern Vogelnester, bei Schnee und Regen phantasiren sie sich in ferne Zeiten und Gegenden hinein; was sie thun mögen, sie thun es zusammen, doch will der Knabe, wo es Kraft und Kühnheit gilt, stets vorangehen, und das Mädchen, so wild und ausgelassen es ist, sucht ihm diesen Vorrang nicht streitig zu machen.

Dies Verhältniß muß aber gar zu früh enden, der Knabe wandert bald in die Stadt, in das Gymnasium, das Mädchen in die Küche, — es ist hier nichts, laß uns weiter ziehen, weit hinweg nach dem schönen Kleinasien, der Heimath der Homer'schen Poesie und der milesischen Mährchen. Dort, fern genug von der üppigen Stadt Mitylene, auf den grünsten Weiden, die an Wild-nährenden Bergen einen schönen Hintergrund haben, auf dem meerbespülten Sand der langgestreckten Küsten hat ein griechischer Dichter der jungen Liebe einen Spielplatz bereitet, wie man wohl keinen schönern finden mag. Die hier spielen, sind Kinder von Hirten, in deren Sitten und Glauben sich die Kindlichkeit der ersten Geschlechter erhalten hat, weil ihre Bedürfnisse dieselben geblieben sind. Zu ihrem Gottesdienst brauchen sie keinen Adreßkalender wie die nahen Städter, ihre Götter sind Dionysos, Pan und die Nymphen, als Beschützer der Reben, der Heerden und der Flüsse, von denen ihnen Heil und Unheil kommt, dazu Eros, der den Genuß des süßen Weines und der frischen Butter verkümmern und erhöhen kann. Zwei solche Hirten, gute Nachbarn, zogen der Eine einen Knaben, der Andere ein Mädchen auf, deren sie sich, als ausgesetzte Kinder, die, den Angebinden nach, vornehmer Herkunft sein mußten, freundlich erbarmt hatten. Wie sie nun heranwuchsen, mußten sie die Heerden hüten, Daphnis, der Knabe, die Ziegen, Chloe, das Mädchen, die Schafe. Es war im Frühling, wie uns der Dichter berichtet, als man die

Kinder zum erſten Male mit den Heerden ausſchickte. Da tönte das Summen der Bienen und die Stimme geſangreicher Vögel, und die neugebornen Lämmer ſprangen, und während überall ſolche Frühlingsluſt herrſchte, ahnte das junge zarte Paar noch nicht, was ſie ſahen und hörten. Wenn ſie die Vögel ſingen hörten, ſangen ſie, wenn ſie die Lämmer ſpringen ſahen, ſprangen ſie, auch den Bienen ahmten ſie nach und ſammelten ſich und den Nymphen zum Schmuck ſchöne Blumen. Sie hüteten immer nahe bei einander, manchmal wachte Eins über beide Heerden, während das andere über Spielwerken ſaß, die hirtlich und kindlich waren, wie ſie ſelbſt. Sie wußte aus Halmen ein Grillenhäuschen zu flechten, er aus zarten Rohren, die er zwiſchen den Knoten durchbohrte und mit weichem Wachſe zuſammengefügt hatte, eine Flöte zu machen, auf der er ſich oft bis in die Nacht hinein übte. Manchmal bereiteten ſie ſich auch aus den Speiſen, die ſie von Hauſe mitgebracht hatten, ein gemeinſames Mahl, und eher hätte man die Schafe und Ziegen von einander getrennt geſehen, als Chloe und Daphnis.

Ueber ſolchen Spielen und Beſchäftigungen, die durch kleine Unfälle, welche die Kinder zu trennen drohen, immer wieder neuen Reiz erhalten, reift ihre Liebe, reifen die Trauben, und ehe ſie ſich's verſehen, fällt der Schnee, der Heerden und Hirten nach Hauſe treibt. Die übrigen Hirten freuen ſich, eine Zeit lang der Arbeit enthoben zu ſein, ihr Morgenbrot in Ruhe verzehren und langen Schlaf genießen zu können, Daphnis und Chloe aber, die nur die zurückgelaſſenen Freuden im Sinne hatten, wie ſie geküßt, wie ſie ſich umarmt, wie ſie zuſammen ihr Mahl eingenommen hatten, brachten die Nächte ſchlaflos und traurig zu und erwarteten die Frühlingszeit als die Wiedergeburt vom Tode. Da beteten ſie zu den Nymphen und zum Pan, ſie aus dieſen Uebeln zu erlöſen und ihnen und den Heerden doch einmal die Sonne zu zeigen, und bei dem Gebete ſannen ſie auf Mittel, einander zu ſehen. Chloe freilich fand nirgends Rath und Hülfe, denn immer war ihr die Pflegemutter zur Seite und ſprach vom Heirathen, Daphnis aber, der freie Zeit hatte und erfindſamer war als ein Mädchen, erfand eine Liſt, um Chloe zu ſehen. Vor dem Hofraum Chloe's ſtanden zwei ſtarke Myrthen und Epheu. Die Myrthen waren nahe beiſammen und der Epheu zwiſchen beiden, ſo daß er ſeine Ranken zwiſchen beiden vertheilte und durch die verſchlungenen Blätter eine Art von Grotte bildete, von der viele und große Dolden wie Trauben von den Reben herabhingen. Da herum war eine große Menge von Wintervögeln verſammelt, die im Felde keine Nahrung finden konnten, viele Amſeln, viele Droſſeln, Waldtauben und Staare und anderes Geflügel, das den Epheu liebt. Dieſe Vögel zu fangen machte ſich Daphnis auf den Weg, nachdem er ſeine Hirtentaſche mit Honigbrot gefüllt hatte, und um ſein Vorhaben zu beglaubigen, nahm er auch Vogelleim und Schlingen mit. Der Weg war zwar nicht weit, aber der Schnee, der noch nicht geſchmolzen war, machte ihm viele Mühe; die Liebe jedoch findet durch Alles ihren Weg. Er eilte dem Hofe zu, ſtellte die Dohnen auf und ſtrich den Vogelleim auf lange Stäbe, dann ſetzte er ſich nieder und ſann zugleich auf die Vögel und auf Chloe. Nun kamen wohl Vögel in Menge und wurden richtig gefangen, aus dem Hofe aber kam Niemand, kein Weib, kein Mann, kein Huhn, Alles weilte darin beim Feuer eingeſperrt, ſo daß er ſchon wagen wollte, unter irgend einem Vorwand einzudringen und bei ſich nachſann, was er wohl am wahrſcheinlichſten vorbringen könne. „Ich wollte hier Feuer haben". Gab es denn keinen nähern Nachbarn? — „Ich wollte mir Brot hier ausbitten". Aber du haſt ja die Taſchen voll Speiſen. — „Ich brauche Wein". Ihr habt ja kaum geſtern oder vorgeſtern ſelbſt gekeltert. — „Ein Wolf verfolgte mich". Und wo ſind die Spuren des Wolfes? — „Ich wollte hier Vögel fangen". Nun, warum gehſt du nicht fort, wenn du welche gefangen haſt? — Es iſt überall ſo ſtill. Aber Nichts von dem Allem iſt unverdächtig. „Beſſer alſo iſt's, mich ſtill zu verhalten. Chloe werd' ich im Frühling ſehen, da es mir, wie es ſcheint, nicht beſchieden iſt, ſie im Winter zu ſehen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Hamburg. (Beſchl.)

[Neuigkeiten, Asyhalt, der Zeitgeiſt.]

In der Literatur iſt alles ziemlich ſtill und flau. Der berühmte Jordan aus Heſſen, hört man, wird nächſtens hier eine Geſchichte der Jeſuiten herausgeben. Da werden wir wieder ſaubere Dinge über die hierarchiſchen Scharfſchützen erfahren! Die ſchwarzen Geſellen ſollen ſelbſt hier umher auf proteſtantiſchem Gebiete auf Werbung ſtehen, und mancher nothbedrängte Burſche es vorgezogen haben, unter ihrer ſchwarzen, ſtatt der tricoloren Fahne zu dienen. — Jeder nach ſeinem Geſchmacke! — Daß wir in der Nähe ein nordiſches Muſikfeſt gehabt haben, weiß der Süden zur Genüge, wo Wein und Geſang ein luſtiges Völkchen zeugen. Man ſieht doch, wie wir an unſerer ſchwerfälligen Krücke ganz gemach Allem nachhinken, und in der That iſt die Luſt und die Freude an der Trave groß geweſen, ja die Herzen ſind ganz

Digitized by Google

und gar zu einem Brande zusammengeschlagen, den man vergebens mit allem Champagner Lübecks zu löschen versucht hat. Da alle Erzählungen davon indeß immer nur auf das Gewöhnliche hinauslaufen, so schweigt man besser von dem Vielbesprochenen, wobei unstreitig zwei umgeworfene Wagen auf Dänemarks Ehrenstraße, die ganz von geöffneten Hünnengräbern bedeckt zu sein scheint — das Interessanteste gewesen. — Während sich so die Kunst an der Trave erfreute, soll die Natur ganz im Geheim ein Mysterium ganz seltener Art bei uns gefeiert haben, indem sie einem ihrer Naturspiele, das in Gestalt eines ehrbaren zünftigen Schuhmachergesellen Altonas einherwandelte, die Nothwendigkeit, ein Ammenstübchen aufzusuchen, auferlegte. Dort will man den Wöchner sammt seinem muntern Sprößling, das Antlitz mit einem Barte à la jeune France geschmückt, und ein Almosendecken an seiner Seite stehend, auf schwellendem Pfühl gestreckt gesehen haben, und die weisen Frauen, denen alle Weisheit zu Ende gegangen, sagen: das bedeutet Krieg! und da sich's eben im Osten regt, und überdies eine alte fast verschollene Sage existirt, es werde der Türke östlich bis nach Hamm, eine Viertelstunde Weges östlich von Hamburg, kommen, und man dort im Blute bis an die Knöchel waten, so knüpfte man sans façon den fruchtbaren Schuhmachergesellen Altonas mit Ibrahim Pascha aus Aegypten zusammen, und das Weiberzünglein schwankte in der Mitte der Wage; — das sind die Künste des Friedens, die in ihrer Lüsternheit auf allerlei gar seltsame Dinge verfallen, nur oft nicht auf das, was die Vernunft eben wünscht. So z. B. zeigt unsere Stadt ein abschreckendes Muster von schlechtem Trottoir; das ist eine alte Wahrheit, worüber schon Mancher den Hals gebrochen; indeß das macht nichts; die Hälse wachsen schon wieder, nur die verfallenen Trotteirs nicht. Jetzt kommt aber der Asphalt; dieselben Franzosen, die uns seidene Bänder, Flortücher, Modejournale, obscöne Romane, Zierbengel und sonstige Lapalien schicken, senden auch jenes Erdpech, das Sodom und Gomorrha in die Pfühe gebracht; es erbietet sich, den weiland perfid-boshaften Streich wett zu machen an den Urenkeln, indem es seine Stiege richtig macht, um dem Untergange der armen strauchelnden Menschheit vorzubeugen. Es sendet aus dem modernen Gomorrha rüstige Männer, die den Jungfernstieg mit musivischen Zierlichkeiten pflastern, obschon Mancher meinte, jene endlosen Spitzen runder Steine, die uns armen geplagten Freibürgern schmerzhaft durch die Zehen wachsen, seien dazu da, um den Leichdorn-Operateuren Erwerb zu geben. Guter Asphalt! du herrliches Erdpech von Sodom und Gomorrha! wann werden die Perrücken und Philister sämmtlich in deinem brodelnden Kessel untergehen! — Möchten alle, wie Loth's Weib, versteinert werden, die sich nach dem Untergehenden umsehen! — Wie viel Schönes taucht denn doch hervor aus der versinkenden Zeit! — Man sehe unsere Elbe, nicht daß sie die schwerfälligen kaufmännischen Kolosse und die gaukelnden Kähnlein schaukelt, aber man sehe die Ruderschiffe, die wie schnaubende Delphine nach allen Richtungen, auf- und abwärts von Magdeburg bis Helgoland, Norderney, Sylt, Föhr und weiter hinaus nach Havre, Hull, London, Amsterdam u. s. w. schwimmen; man sehe Sonntags am Ufer, höre das Hurrah der Luftfahrenden, untermischt mit fröhlicher, jauchzender Militärmusik; sehe die Wimpel flattern, höre die Böller krachen, und weide sich an den umschlungenen Gruppen der Liebe und Freundschaft, die mit Kaffeebüxen und Buttersemmeln für zwei Groschen nach Blankensee fahren, damit Morgenwind und Blumenduft den Staub und die Spinnewebe der Arbeitswoche von der freudedürstenden Seele staube; man sehe die heitern Gesichter wiederkehren, gebräunt und geröthet von Sonnenschein, Liebe und Freundschaft, mit leichten Herzen und leichten Taschen, und man wird dem Zeitgeist eine Hymne dichten, der die Kräfte der Natur mobil machte, Menschen und Dinge in Berührung zu bringen über die Ferne hinaus, die früher durch unendliche Klüfte getrennt lagen; man wird Hymnen dichten, sage ich, bis plötzlich von ferne die Thorglocke jammert, gegen deren eherne philisträse Zunge der allmächtige Zeitgeist noch immer vergeblich opponirt. Denn seht! — plötzlich überfällt alle die heitern Gesichter ein panischer Schrecken; Mütterchen und Bräute, Greise und Kinder beginnen ängstlich zu traben, hier verliert Einer einen Blumenstrauß, dort Eine ein Band, ein Taschentuch mit dem im Zipfel geknöteten Gelde; Alles rennt, athemlos kommt man ans Thor, das sich knarrend schließt und die Sonntagsfreude ist versalzen. — O Zeitgeist, du hast in Hamburg noch manche Herkules-Arbeit zu verrichten!

Notizen.

[Die Eisenbahn von Wien nach Brünn.]

Diese Bahn ist nunmehr die längste in Deutschland. Reisende berichten, daß man diese 19 Meilen in 5 Stunden zurücklegt. Es ließ sich von der Lebenslust der Wiener erwarten, daß die Frequenz ungeheuer sein würde. Fast beginnt man schon diese Verbindung eines Erblandes mit dem andern in Oesterreich mit Blicken der Besorgniß zu betrachten; man will wissen, daß auch der Schnelligkeit des Fahrens Einhalt gethan und die Bahn fortan nicht in weniger Zeit als 8 Stunden zurückgelegt werden soll. Zugleich wird täglich nur eine Fahrt Statt finden. Der Unfall, der sich bei Eröffnung der Bahn ergab, ist kein Grund, die Fahrten auf diese Weise zu erschweren. Uebrigens macht die Bahn eine bedeutende Krümmung, die zu dem Unfalle Veranlassung bot.

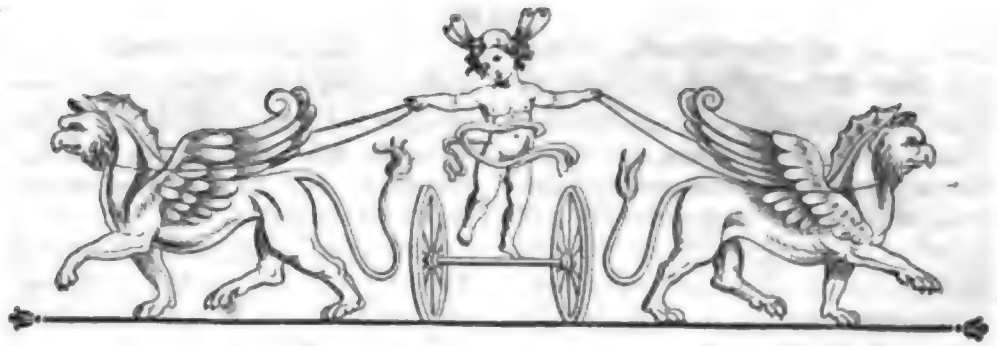
[A. Lortzing.]

Lortzing, der Regisseur der Oper in Leipzig, hat eine neue komische Oper vollendet: „Caramo, oder das Fischerstechen". Sie wird in Leipzig nächstens in Scene gehen. Die beiden Schützen, die erste Oper, womit der Componist auftrat, wird jetzt in Berlin einstudirt.

[Don Carlos — ist anerkannt!]

Eine Entscheidung ist über Don Carlos eingetreten: — die Abendzeitung hat ihn als König von Spanien anerkannt! Th. Hell nennt ihn unumwunden Carl V. wie keck, wie halsbrecherisch verwegen!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 149. — den 2. August 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Umrisse zur Geschichte der Liebe.

(Fortsetzung.)

Nachdem Daphnis so hin und her gedacht hatte, wollte er seine Beute nehmen und gehen, aber der Gott der Liebe erbarmte sich noch seiner. Dryas, Chloens Pflegevater, war mit den Seinigen beim Essen. Das Fleisch war ausgetheilt, die Brote aufgesetzt, der Mischkrug gefüllt. Da ersah einer der Schafhunde die Zeit, wo Niemand Achtung gab, raubte ein Stück Fleisch und entfloh durch die Thür. Aergerlich darüber ergriff Dryas — denn es war sein Antheil — einen Stock und verfolgte ihn auf dem Fuße, und als er dabei zu dem Epheu kam, erblickte er den Daphnis, der seinen Fang eben aufgeladen hatte und fortgehen wollte. Sogleich hatte er Fleisch und Hund vergessen und rief mit lauter Stimme: Sei gegrüßt, mein Sohn! umarmte und küßte ihn und führte ihn an der Hand hinein. Da wären die Liebenden, als sie einander sahen, fast zur Erde gesunken, aber sie umarmten sich und hielten sich aufrecht, grüßten und küßten sich. So war Daphnis unverhofft zu einem Kusse und zu Chloe gelangt, setzte sich nun an das Feuer, lud die Waldtauben und Amseln von seinen Schultern, und erzählte, wie er über das Daheimsein verdrießlich sich zur Jagd aufgemacht und einen guten Fang gethan habe. Man lobte seine Thätigkeit, gab ihm zu essen und setzte ihm einen Becher vor, aus dem Chloe zuvor einige Tropfen nippte. Dann plauderte man mit einander und lud den Daphnis ein, die Nacht hier zuzubringen, weil sie morgen dem Dionysos opfern wollten. Da zog Daphnis die Honigkuchen aus seiner Tasche und lieferte seine Vögel aus, die man zum Nachtessen zubereitete. Ein zweiter Krug wurde aufgestellt und zum zweiten Male Feuer angezündet, und nachdem sie gespeist und nach der Mahlzeit bald Geschichten erzählt, bald gesungen hatten, legten sie sich Alle vergnügt zu schlafen nieder. Den nächsten Morgen aber, der außerordentlich kalt war, opferten sie dem Dionysos einen jährlichen Widder, zündeten dann ein großes Feuer an und bereiteten das Mahl. Während nun die Mutter Brot buk und der Vater Fleisch kochte, benutzten Daphnis und Chloe die müßige Zeit, und gingen vor den Hof, wo der Epheu stand; hier stellten sie wieder Schlingen und bestrichen Ruthen mit Vogelleim, und fingen eine nicht kleine Menge Vögel, und hatten dabei den ungestörten Genuß der Kühle und des verliebten Plauderns. — „Um Deinetwillen bin ich gekommen, Chloe." — „Ich weiß es, Daphnis." — „Um Deinetwillen mord' ich die armen Vögel. Wie steh' ich nun bei Dir? Warst Du auch meiner eingedenk?" — „Ja, ich denke an Dich, bei den Nymphen, zu denen ich einst in jener Grotte geschworen habe, in die wir sogleich zurückkehren wollen, wenn der Schnee geschmolzen ist." — „Ach, des Schnees ist viel, Chloe, und ich fürchte fast, daß ich früher schmelze als er." — „Fasse Muth, Daphnis, die Sonne scheint warm." — „Wäre sie doch so warm wie mein Herz!" — „Du scherzest und täuschest mich." — „Nein, bei den Ziegen, bei denen Du mir befohlen hast

Digitized by Google

zu ſchwören!" — Ueber ſolchen Geſprächen wurden ſie ins Haus zurückberufen, da ſpendete man dem Dionyſos aus dem Weinkruge und aß und umkränzte das Haupt mit Epheu, und als Daphnis entlaſſen wurde, küßte er zuerſt die Alten, um Chloens Kuß unvermiſcht zu bewahren. So entſchwindet der Winter nicht ohne alle Liebesfreuden, er geht übrigens ſchnell vorüber, und wie die Erde ihre Hülle abwirft und wieder Gras ſprießen läßt, fängt die alte Luſt von neuem an.

Wie dieſe Idylle zum Roman, das Kinderhirtenpaar zu einem vornehmen Ehepaare wird, kann ich Dir hier nicht erzählen, das Schäferſtück wird Dir ohnedies ſchon zu lange gedauert haben. Lies einmal das kleine Buch des Dichters Longus: „Hirtengeſchichten von Daphnis und Chloe", und laß Dich durch naive Einzelnheiten, die gegen unſere Sitten verſtoßen, im Genuß des ſchönen Ganzen nicht ſtören. In den Scenen, die ich Dir eben vorgeführt habe, haſt Du die Erſcheinung einer urſprünglichen jugendlichen Liebe mit ſammt dem Boden, auf dem ſie gewachſen iſt. So iſt wohl in der Kindheitsperiode der Welt geliebt worden, Mann und Weib bewegen ſich noch nicht in verſchiedenen Kreiſen, ſie ſtehen auf gleicher Stufe der Bildung, ſie haben dieſelben Kenntniſſe, einen Glauben, in welchem Natürliches und Geiſtiges noch nicht getrennt ſind. Die Götter, die Gutes belohnen und Böſes beſtrafen, ſind auch die Götter, die Heerden und Fluren nähren, und an dieſen, je nachdem ſie gedeihen oder nicht, ihr Wohlgefallen oder ihren Zorn erweiſen. So iſt denn natürlich auch ihre Beſchäftigung dieſelbe, nur daß der Mann die wilderen Böcke hütet, das Weib die zahmeren Schafe. Darum iſt das Weib dem Manne Alles, der Mann das All des Weibes, ſie können Alles zuſammen thun, über Alles mit einander reden, weinen und freuen ſich, ſie brauchen nicht nebenher Freunde und Freundinnen, um mit dieſen das einem Jeden nach ſeinem Geſchlechte beſonders Zukommende zu berathen und zu fördern. Die Liebe, die ſpäter in Liebe und Freundſchaft auseinander geht, iſt hier noch die Eine, der Bund zwiſchen Weib und Mann iſt hier eine vollkommene Ehe der Leiber und der Geiſter.

In welcher beſtimmten Periode der Welt ſolche Liebe allgemein war, das kann ich Dir, wie geſagt, nicht berichten, dieſe Liebe liegt über die bekannten Perioden der Weltgeſchichte hinaus, denn wenn ſich der Vorhang über dieſer hebt, tritt der Mann mit Schild und Speer aus ſeiner Hütte, die das Weib, das wir kaum gewahr werden, ſogleich wieder hinter ihm zuſchließt. Und doch muß es eine ſolche Zeit gegeben haben, gab es doch eine Zeit ſtreitloſen hirtlichen Stilllebens, wo ſich Männer- und Weiberberuf noch nicht trennte, und welche Geſtalt die Liebe hier annimmt, haben uns Daphnis und Chloe gezeigt.

Mag ſich zufällig, wie Dir die Skizze aus dem Leben der modernen Dorfkinder andeutet, unter ganz andern Sternen eine ähnliche Liebe bilden, in der Regel iſt in allen ſpäteren Verhältniſſen, weil männliche und weibliche Beſchäftigungen völlig auseinander gehen und die jugendliche Liebe immer eine ungetheilte iſt, die Jugendliebe bei den Knaben eine Liebe zu Knaben, bei den Mädchen eine Liebe zu Mädchen. Sie führt den Namen der Freundſchaft. In der That iſt ſie Beides zugleich. Erinnerſt Du Dich nicht, in früherer Jugend einmal in ein jüngeres Mädchen verliebt geweſen, oder von einem ältern geliebt worden zu ſein? Bei angehenden Jünglingen iſt ſolche Liebe oft ſo ſchön, daß ſie ihr keine ſpätere Liebe an die Seite ſetzen mögen. In den Jahren, wo ſich bei dem Menſchen das Gefühl ſeiner Unendlichkeit im Streben nach der Ferne und der Zukunft ausſpricht, wo er das Bedürfniß hat, in der Liebe ſich zu erweitern, knüpfen Jünglinge jene Freundſchaftsbündniſſe, aus denen in alter Zeit ſo viele glänzende Thaten entſtanden ſind, in unſerer, ſpäter zur Reife bringenden, wenigſtens die Entwürfe zu manchem ſchönen Werke der Kunſt, oder unmittelbar ins Leben hineingreifender Thätigkeit. Die Namen Oreſtes und Pylades, Achilles und Patroklus, Niſus und Eurylus aus der griechiſchen und römiſchen Zeit, und vor allem die Namen Jonathan und David, dem die Liebe ſeines Bruders ſonderlicher geweſen iſt, denn Frauenliebe, erinnern an die Liebesgewalt ſolcher Freundſchaft. Sie zeigt ſich ungleich ſtärker, als wir die Liebe zwiſchen Mann und Weib in älteren Geſchichten finden, weil die Liebe hier eben auch nicht mit der Freundſchaft theilen muß, weil hier das Bedürfniß jeglicher Mittheilung gegenſeitige Befriedigung findet. Der griechiſche Jüngling kam in dem Alter, wo die Liebe erwacht, mit dem Mädchen kaum in Berührung, ſeine Uebungen, ſeine Studien trennten ihn völlig von ihr, deswegen warf ſich ſeine Liebe auf ſeine Genoſſen, unter denen er ſich einen ausſuchte, der etwas jünger und zärter war als er ſelbſt. Er ſtellte dann den Jüngling vor, der Freund das Mädchen. Er ſetzte ſeine Ehre darein, in Allem, was für ſchön und gut galt, dem Geliebten als Muſter voranzugehen, der Geliebte beſtrebte ſich, ſeinem Vorbilde nie Schande zu machen. Die Alten verſicherten, in ſolchen Liebesfreund-

schaften liege eine solche reinigende, Großes fördernde Kraft, daß sie von einem Jünglinge, der nicht auf diese Art liebte und geliebt wurde, die schlechteste Meinung hatten. Was man in griechischen Geschichten und Gedichten von uns beinahe unglaublichen Freundschaftsproben findet, muß durchgehends der Liebesfreundschaft zugeschrieben werden.

Es geben mir vielleicht nur Wenige zu, das auch bei uns die jugendliche Freundschaft, wenn sie eine innige, nicht bloße Cameradschaft ist, die Liebe in sich schließt, und doch hat sie untrügliche Kennzeichen der Liebe. Ein Männlicherer, Kräftigerer schließt sich Einem an, der in der Entwickelungszeit ist, wo der Knabe auf dem griechischen oder altenglischen Theater ein Mädchen spielen konnte, und das Verhältniß dauert so lange, bis der Geliebte zu entschiedener Männlichkeit gekommen ist. Da kommt nun eine Zeit, wo die Freunde nicht wissen, warum sie nicht mehr so völlig harmoniren, es ängstet sie Etwas, über das sie sich keine Rechenschaft geben können, und nur, wenn eine äußere Trennung in die entscheidende Periode fällt, werden sie einer völligen Scheidung überhoben. In unsern Erziehungsanstalten, welche die jungen Leute klösterlich von einander abscheiden, ist diese Liebe eine sehr häufige Erscheinung. Du erinnerst Dich vielleicht, wie ich Dir einmal von solchen Freunden erzählt habe, von deren Verhältniß ich in seinem ganzen Verlauf Zeuge war. Keinen Tag, fast keine Stunde, konnten sie ohne einander sein, eine kurze Trennung konnte sie Thränen kosten, und doch lag in ihrem sonstigen Wesen wenig Weiches, und ich glaube, um den höchsten Preis hätte sich damals Keiner zu Etwas, das den Schein von Rohheit und Gemeinheit gehabt hätte, verleiten lassen, wenigstens gewiß dann nicht, wenn er gewußt hätte, der Freund erfahre davon. Diesem innigen Verhältniß kamen auch böse Tage, bis es sich in das, was man im gewöhnlichen Leben Freundschaft nennt, umgewandelt hatte.

Der frühe Tod dieser Liebe mahnt uns an ihre Unnatur. Diese Liebe ist reicher, tiefer als die zwischen Mann und Weib, aber nur darum, weil diese nicht mehr oder noch nicht auf gleicher Stufe stehen. Die Liebe des Jünglings zum Jüngling ist eine Täuschung, die nur bei sehr zart organischen Naturen nicht zur völligen Verirrung wird. Die innigste Freundschaft, die den Freund ins Innerste des Herzens blicken läßt, kann freilich nie ohne Liebe sein, solche Freundschaft soll aber eben auch nur zwischen Männern und Frauen bestehen, denn zur rechten Innung der Geister gehört eine Sympathie, die nicht bloß geistiger Natur ist. Die Freundschaft zwischen Mann und Mann soll nichts sein als eine gegenseitige Achtung. Das Verhältniß Goethe's zu Schiller ist der Typus einer wahren Männerfreundschaft. Wir hatten keine gegenseitige Neigung, sagte Goethe, aber wir hielten Etwas auf einander. Nur zu oft schleichen sich gegenwärtig bei uns wenn nicht Liebesgefühle, so doch Prätensionen, die nur die Liebe machen soll, in die freundschaftlichen Verhältnisse der Männer ein, und damit sentimentale Uebelnehmereien und Verstimmungen. Haben die Frauen erst wieder eine ehrenvolle Stellung gewonnen, daß wir bei ihnen mit unsern besten Gefühlen und Gedanken einen Anklang finden, so wird es mit den unnatürlichen, intimen Freundschaften ein Ende haben, die Männer werden sich dann als Männer gegenüber stehen.

Ich komme hier auf Dinge, liebe Freundin, die ich besser aufspare, bis wir von der Liebe der Gegenwart und der Zukunft reden, die mit der Jugendliebe, die uns die Liebe der ältesten Vergangenheit vergegenwärtigt, in so vielem zusammentrifft. Wir haben ja hier schon eine Liebe, die Alles umfaßt, einen Bund von Zweien, die man nicht weiter unterscheiden kann, als daß der Eine das Kräftigere, mehr Mittheilende, der Andere das Zartere, mehr Empfangende ist. Laß uns aber nicht vergessen, daß diese Liebe nur darum so innig, Alles vereinigend ist, weil die, welche sie genießen, noch unentschiedenen Wesens sind. Deswegen muß dieses Band wieder gelöst werden, um sich mit der Zeit desto fester zu schließen.

II.

Es gibt im Einzelleben und in der Geschichte Perioden ohne Liebe. Das Naturgesetz macht sich freilich auch hier geltend, wo aber keine innere Beziehung zwischen den Geschlechtern da ist, kann von keiner Liebe die Rede sein. Solche Perioden sind in der Geschichte die Zeiten des rohen Heldenthums, im Leben des einzelnen Mannes die Flegeljahre; für diese Zustände im weiblichen Leben haben wir keine bekannten Bezeichnungen. Die Geschlechter treten hier nach allen Beziehungen weit aus einander. Denn wie der früheren Unentschiedenheit des Mannes nun die einseitige Männlichkeit, der Trotz, die Unnachgiebigkeit, die Keckheit folgt, so tritt bei dem Weibe auf jenen ersten unentschiedenen Zustand das fein weibliche Wesen auf, die Schmiegsamkeit, das Aengstliche, Nachgebende. Die Männer verachten die Weiber als schwache Geschöpfe, und die Weiber ziehen sich vor

den Männern als ungeschlachten, groben Gesellen zurück. Die Sinnlichkeit ist das Band, das Beide zusammenhält und sie schägen sich gegenseitig deswegen gering, jeder Theil schreibt dem andern die größere Begehrlichkeit zu. Aus diesem Bande entsteht aber ein weiteres, die Frau wird Mutter, durch die Liebe und Sorge für seine Kinder wird sie denn doch in den Augen des Mannes etwas gehoben und der Mann erscheint der Frau wegen seiner Freude am Gedeihen seiner Knaben und Mädchen etwas menschlicher. Wie sie aber doch im Innersten entzweit sind, zeigt ihr verschiedener Glaube, oder vielmehr daß das Weib einen Glauben hat, der Mann keinen. Dieser gefällt sich in rohem Kampf gegen die für göttlich geltenden Gesetze und Sitten, er hält den Widerspruch für ein Zeichen der Männlichkeit. Das Weib hält desto fester an den Glaubensüberlieferungen, das Leben ist ihr nach allen Seiten hin ein von fremden Kräften bedingtes und geleitetes, sie thut keinen Schritt, ohne bei diesen zuvor anzufragen und Erlaubniß einzuholen, ihr ganzes Wesen und Bewegen wird dadurch im höchsten Grade eingeengt. Im Leben unserer Zeitgenossen fällt diese Periode bei dem Manne zum Glück meistens in ein Alter, wo er noch keine Frau heimführen muß, in der Regel eben so bei den Mädchen. Bei allen Völkern, bei denen des Alterthums wie bei denen, welche die Völkerwanderung auf den Schauplatz führt, treffen wir auf dieses Verhältniß, wo der Mann der Tapfere, Gott und Welt Trotz Bietende, die Frau (aber freilich nur im Gegensatze gegen jene Männer) die Sanfte und Fromme ist, die Mutter, als welche sie einige Achtung genießt. — Doch ich will Dir keine Geschichte der Liebloſigkeit schreiben, meine Geliebte, kennen wir sie doch hinlänglich aus dem täglichen Leben, wo uns immer so Viele begegnen, welche die Periode der Flegeljahre bis ins Alter hinein verlängern. Nur noch einen Zug aus diesem widerlichen Verhältniß, einen, der eine mächtige Umwandlung herbeiführt. Die Männer verlangen von den Frauen für diese liebloſe Kälte feste Treue, unerschütterliche Anhänglichkeit, sie selbst erlauben sich Alles und hüten die Frauen aufs eifersüchtigste. So muß das Frauenleben das unseligste Loos werden. Es leben bei uns in der Erinnerung eines Jeden die Geschichten, deren Typus die Genovefa ist. Fast alle Novellen aus dem früheren Mittelalter handeln von leidenden Weibern, die in einem freudlosen abgeschlossenen Leben dem Verdachte des Mannes doch nicht entgehen können und von seinem Argwohn ins Elend verstoßen werden, wenn er so gnädig ist, ihnen das Leben zu schenken. Der Schluß dieser Geschichten zeigt, wie die Frauen eben durch diese Unterdrückung zu der glänzenden Herrschaft kamen, die ihnen überall nach einer Periode der Barbarei zuerkannt wurde. Kleine tägliche Mißhandlungen machen ein Herz immer mehr einschrumpfen, ein großes, in barbarischen Begegnungen zugefügtes Unrecht macht den Menschen groß, er muß, soll er nicht physisch darunter zu Grunde gehen, die ganze Kraft seiner Seele dagegen aufbieten. Zunehmender wilder Rohheit gegenüber, welche die Gewalt in Händen hat, muß die Frau aus der Schwäche des Aberglaubens zur Kraft des Glaubens durchdringen. Der ängstliche Glaube, von dem ich oben sprach, der einseitige weibliche, ist doch nur ein Aberglaube, ein Naturglaube. Nicht ein sittlich geistiges Wesen regiert ihm die Welt, sie ist unbekannten dämonischen Kräften hingegeben, mögen diese den Namen der heiligen Dreieinigkeit oder heidnischer Götter führen. Diese lassen ihre seltsame Willkür in der Welt walten und sind deswegen mit ebenso zufälligen, willkürlichen Formeln und Handlungen zu gewinnen. Ein solcher Glaube kann einen Seelenschmerz, wie der des Verkanntwerdens ist, nicht beschwichtigen, er hat blos mit äußerlichen Unglücksfällen zu thun; wo das Innerste ergriffen ist, muß das Herz zu einem geistigen Gotte flüchten, der den Frieden eines Herzens gibt, das sich seiner Reinheit bewußt ist. Mit diesem himmlischen Frieden treten in den erwähnten mittelalterlichen Geschichten die verstoßenen Frauen am Ende wieder ihren Männern entgegen und diese beugen die Knie vor ihnen als vor Heiligen. (D. F. f.)

Notizen.

[Langenschwarz.]

Hr. Dr. Langenschwarz schreibt uns, daß seine „Europäischen Lieder" nunmehr bestimmt gegen Ende dieses Jahres, in Leipzig bei P. Baumgärtner, erscheinen werden. Desgleichen ein „kritischer Roman" von ihm, unter dem Titel: „Schneider Kitz", sowie seine „Geschichte der literarischen Speculation". Dem Vernehmen nach würde Langenschwarz das Improvisiren ganz aufgeben, um sich dem dramaturgischen Fache zu widmen.

[Der sächsische Landtag.]

Die leipziger Buchhändler werden der Ständeversammlung, die noch im Laufe dieses Jahres eröffnet wird, über die neuen Preßgesetze ein Memorandum überreichen. Dem Vernehmen nach will der Abgeordnete v. Dieskau auf dem nächsten Landtage nicht erscheinen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 150. — den 3. August 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Umrisse zur Geschichte der Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Heiligenschein hat bis jetzt nur die Frauen schön gekleidet, die heiligen Männer ähneln alle zu sehr dem heiligen Antonius, der die Heiligkeit seinem ungeberdigen Leibe abringen muß und nothwendig in manchen Situationen ins Komische fällt. Bei den Frauen fließt die Natur leichter, unmerklich in den Geist hinüber und der Charakter der Heiligen besteht ja in einer totalen Vergeistigung des Natürlichen. Solche heilige Frauen treten uns nicht blos aus der christlichen Zeit entgegen, so manche Mythen der alten griechischen und orientalischen Welt weisen auf eine sittliche Gewalt hin, welche Frauen über Barbaren ausgeübt haben. Da und dort bezeichnen Königinnen die Anfänge der Gesittung. Daß bei einigen Völkern der ganze heilige Dienst von Frauen verrichtet wurde, ersehen wir daraus, daß in dem spätern Rom und Griechenland, deren Religion ein übelgeordnetes Pantheon war, einzelne Culte, die wohl früher für sich bestehend einzelnen Nationen genügt hatten, blos Priesterinnen hatten. Ich meine aber hier nicht die weissagenden Priesterinnen, die eine bloße Naturgabe, welche mit ihrem sittigen Wesen nichts zu thun hatte, zur Ehre der Priesterschaft brachte, ich meine die Priesterinnen der weiblichen Gottheiten, der Vesta, Ceres, Diana, deren Culte einen sittlich beschwichtigenden Eindruck machten.

Eine durchgreifende Veränderung in der Stellung der Frauen konnte sich aber hieraus nicht ergeben. Mit Weibern, die ihnen für Heilige galten, konnten die Männer nicht zusammenleben, sie waren in ihrer Rohheit von der Uebermacht des Geistes getroffen worden, sie sahen an solchen heiligen Wesen hinauf, lieben konnten sie sie des großen Abstandes wegen nicht, auch waren es nur einzelne Wenige, die in solcher Hoheit dastanden, nicht junge Mädchen, sondern ältere Frauen, weil nur die Schule des ehelichen Leidens zu solcher Bildung führte. Natürlich kann hier auch von Seiten der Frauen keine Liebe Statt finden, sie stehen als Priesterinnen da, als Königinnen, die Kranken pflegend, Kinder unterrichtend, von ihren Männern, wenn sie in einer Ehe leben, mit ehrfurchtsvoller Scheu als hohe Gäste behandelt.

Auch heute noch wird durch hochstehende Frauen in gar vielen Fällen der junge Mann, der sich in seiner Plumpheit gefällt, zur Beschämung, zur Verehrung eines gesitteten Wesens gebracht, und in unserer modernen Kunst und Poesie werden wir noch oft an diese Gewalt der Frauen gemahnt, wenn Glaube, Kunst, Frieden, in Gestalt edler Frauen dargestellt werden, vor denen die Menschen in seligem Staunen niederfallen.

In das Gebiet der Liebe treten wir erst dann wieder, wenn die sittlichende Macht der Frauen das Gesammtleben gemildert hat, Bildung und Verfeinerung das Hauptstreben der Männer geworden sind. Die Liebe, die hier entsteht, nennt man die romantische, sie ist vorzüglich die Liebe des Mittelalters, aber auch die griechische Sagenwelt kennt sie, und in modernen Verhältnissen wird diese Stufe am seltensten von einem jungen Manne

Digitized by Google

übersprungen. Die Griechen kannten bis zur Zeit Aspasiens nur die Knabenliebe, in den Homerischen Gedichten laufen die Frauen nur beiher; stehen sie in einigen Tragödien höher, so sind diese Gestalten aus einer Vergangenheit herbeschworen, wo sich das, was wir jetzt immer unter dem griechischen Wesen mit begreifen, diese durchgängige Beziehung aller Richtungen auf das Staatsleben, noch nicht festgebildet hatte. In dieser Zeit finden wir bei den Griechen Romantik und romantische Liebe. Zeiten bestialischer Anarchie, wilde Freveltaten im Völker- und Familienleben stehen im Hintergrunde, vor unserem Blicke Helden, denen der Geist sittlicher Ordnung im schönen Verein mit physischer Kraft Gewalt gegeben hat, die Ungeheuer einer blutdürstigen Zwietracht zu bekämpfen. Herakles heißt ihr Repräsentant: alle Welt kennt ihn nicht nur als den gewaltigen Kämpfer, sondern auch als einen Frauendiener, und Du hast ihn gewiß schon auf Bildern zu den Füßen der Omphale gesehen, wo er die Arme, denen kein Mann widerstehen konnte, willig zu weiblichen Verrichtungen hergibt. Daß Herakles und seine Genossen durch Frauen gesittet worden seien, steht zwar nirgends ausdrücklich geschrieben, die analogen Erscheinungen des Mittelalters lassen mich's aber sicher schließen. Das Eigenthümliche dieser Gestalt der Liebe, das wir vorzüglich an mittelalterlichen Bildern festhalten wollen, ist, daß sie an einem Abstand leidet, der sie von Seiten des Mannes im Zustande der Sehnsucht festhält. Die Frau steht so hoch über dem Manne, daß dieser nicht den Muth hat, keck zu werben und eine innige Vereinigung zu fordern, nur in symbolischen Handlungen, in Seufzern, in verblümten Versen und Redensarten gesteht er seine Liebe, welche aus dem Schmerz der Trennung ihre Nahrung saugt. Diese Liebe ist Anbetung, sie könnte es nimmer sein, wenn sie eine innige Gegenliebe hätte, wenn die Göttin von ihrem Piedestal mit dem Verehrer auf ebenen Boden treten würde. In den altdeutschen Minneliedern findest Du den Ausdruck dieser Frauenliebe, sie ist blos Schmachten und Sehnen, was von Genüssen berichtet wird, ist wie bei Uhland „leider Traum nur und Gedichte". Diese Dichter würden in einem ganz andern Tone gesungen haben, hätten sie sich wirklicher Liebeserweisungen zu erfreuen gehabt. Die Männer der besungenen Damen mögen dies wohl gewußt haben, denn sie stellten sich diesen Werbungen, so viel wir wissen, selten mit Eifersüchteleien entgegen. Die Geschichte vom Castellan von Couci und ähnliche, die Dir vielleicht hier einfallen, gehörten wohl zu den seltenen Ausnahmen, denn in der Regel durften die Ritter offen bekennen, welcher Dame sie dienten, ein Anbeter gehörte zu dem unentbehrlichen Hofstaat einer hohen Frau. Frauen sind es nämlich fast ausschließlich, ich meine verheiratete, welchen die romantische Liebe galt. Was das Herz der Liebenden zur Liebe bewegte, war eine Bildung, wie sie nur Frauen haben können. Die sittliche Hoheit kann im gewöhnlichen Leben bei einem Menschen nur dann zum Vorschein kommen, wenn ihm eine äußerlich würdige Stellung gegeben ist, bei niedrig gestellten zeigt sie sich in einzelnen außerordentlichen Handlungen, denn es steht ihnen nicht zu Gebote, ihrer ganzen Umgebung den Charakter ihres Wesens aufzudrücken. Dazu gehört weltliche Macht, äußeres Ansehen, wie es der Frau eines mächtigen Ritters zukam. Für jene mittelalterlichen Helden, die im Begriffe waren, das Geistige, dessen sie nicht ermangelten, das aber nur noch in einzelnen Momenten hervorbrach, ihr ganzes Sein und Treiben durchdringen zu lassen, war gerade die im Täglichen, im Kleinen sich zeigende Geistigkeit der Anziehungspunct: ist sie es ja auch für uns noch, die wir den Frauen die Kunst, das natürliche, gemeine Bedürfniß mit den höheren Interessen in Einklang zu bringen, nie völlig werden ablernen können.

Liebe und Ehe mußten auf dieser Stufe nothwendig auseinander fallen. Der Mann holte sich ein junges Mädchen zur Frau, weil er nun einmal eine haben wollte und ihm Erben nachwachsen mußten, er wählte meistens nach äußerlichen Rücksichten, die Mädchen wurden verkauft, man dachte nicht viel daran, ob sie ihren Mann liebe, wenn dieser nur mächtig und allenfalls in seinem Betragen ehrbar war. Die Bedeutung, welche die Frau durch ihre Frauenrechte gewann, war natürlich für den Eheherrn nicht vorhanden, eine so hochromantische Liebe verträgt sich nicht mit der Ehe. Die von Andern angebetete Dame war für den Ehemann die Hausfrau, um die er sich nicht viel kümmerte. Er überließ sie andern Männern zur Verehrung und suchte etwa für sich anderswo eine Heilige, die er auf den Altar seines Herzens stellte. Daß in einzelnen Fällen der Ehe durch solches Verhältniß große Gefahr drohte, ersieht man allerdings aus einzelnen Geschichten; die Keuschheit gehörte zwar zum Charakter dieser Liebe, konnte denn aber doch in einzelnen besonders begehrlichen Naturen nicht die Oberhand behalten. Komisch ist es, wenn diese Idealität mit der Sinnlichkeit in Conflict geräth, wie dies Ariost in den Rolandsgeschichten dargestellt hat. Roland ist ein Bruder von Don Quixote, diesem zerbricht die Idealität an der Realität außer ihm, jenem an der Reali-

tät in ihm selbst. Roland ist eine derbe, sinnliche Natur, die aus ihrem Elemente ins Ideale hineinwill, aber ehe sie sich's versieht, in die alte Sinnlichkeit zurückfällt. Roland hat in der Liebe wenig Glück, das Bestialische seiner Natur hindert ihn, sich mit resignirender Anbetung zu begnügen, sein Idealismus macht ihn tölpisch, befangen, wenn er einmal zugreifen könnte. Tölpisch betragen sich diese romantischen Liebhaber alle zusammen, wie man immer Menschen auf einem höhern Standpuncte, wenn man sich ihnen leidenschaftlich nähern will, ungeschickt gegenüber steht, denn die Leidenschaft zu einem höhern Wesen trägt einen Widerspruch in sich. Auch die Sprache der Minnesänger kann ich nicht anders als tölpisch finden, die zarten Redensarten stolpern so oft, wenn sie sich eben bemühen, recht zierlich einherzugehen, schon der Dialekt muß diese Gedichte unbeholfen machen. Ich will diesen seine zarte Gemüthlichkeit nicht streitig machen, aber sie paßt nicht zum Ausdruck einer idealischen Liebe, oder müßtest Du nicht lachen, wenn Dich einer auf gut Allemannisch oder Schweizerisch anbeten wollte? Aber ich sehe eben, daß ich mir selbst widerspreche, wenn ich die derbgemüthliche Sprache der Minnesänger für unromantisch erkläre, ich rechnete ja die Unbeholfenheit zum Wesen der romantischen Liebe.

Weil diese hochgestimmten Ritter so entsetzlich linkisch sind, haben die Frauen von der ihnen zugedachten Liebe nur den Genuß, sich verehrt und bewundert zu wissen. Es thut ihnen wohl, daß sich die Eisenfresser vor ihnen beugen, von eigentlicher Liebe kann nicht die Rede sein, es ist ihnen deswegen nicht zu verargen, wenn sie sich nicht mit Einem Verehrer begnügen; je mehr Besiegte, desto größer der Triumph, der den Frauen dieses Verhältniß allein reizend machen kann. Das französische Mittelalter weiß von Frauen, die ein halbes Dutzend von Rittern in Einem Momente ihrer Gnade zu versichern wußten, aber es ist freilich hauptsächlich Deutschland, wo diese blöde Frauenverehrung, diese Männerhofmeisterei zu reiner Blüthe gekommen ist. Die mittelalterlichen Südländer verleitete ihr heißes Blut stets zu Inconsequenzen gegen die anerkannten Grundsätze.

Die romantische Liebe ist der Mittelpunct eines ganzen Lebens. Die Geliebte repräsentirt ihr das Höchste, was sie weiß, das Göttliche ist ihr in der Frau menschlich geworden, sie webt die Glorie um die Mutter des Herrn, nicht um den Herrn selbst, mit dem sie als einem Mann wenig anzufangen weiß. Alle Handlungen des Ritters beziehen sich auf die Liebe, er hat keine andern Pflichten und Aufgaben, als der Frau zu dienen, denn sie ist ihm sein Gott, und was kann man Schöneres thun als Gott dienen! Die mittelalterlichen Heldengedichte sind Liebesgedichte, die Helden erholen sich nicht in der Liebe von Kämpfen und Drangsalen, in die sie ein anderweitiges Interesse getrieben hat, sie kämpfen und leiden allein der Liebe wegen. — Daß im wirklichen Leben des Mittelalters die Ritter wohl noch Anderes thaten, als der Liebe leben, darf ich Dir nicht sagen; daß ein solches Liebeleben ihr Ideal war, zeigt uns ihre Poesie; wo gibt aber das Leben zu, daß man seinen Ideen lebt, so lange es noch nicht in unserer Idee liegt, daß der wahrhafte Mensch alle Forderungen des Lebens für gültig anerkennen muß!

Die Parallelen zwischen der romantischen Liebe des Mittelalters und der romantischen Liebe, wie sie ein moderner junger Mensch fühlt, will ich Dir nicht auf dem Papiere ziehen. Der einzige Unterschied ist der, daß solche Liebe nur einen kurzen Theil des modernen Lebens ausfüllt, und in unsern Verhältnissen zu keiner Aeußerung kommt, weil sie nur der Jüngling fühlt, weil sie keine allgemeine Anerkennung hat, wie in alten Zeiten. Für eine andere Form der romantischen Liebe hat aber unsere Zeit einen Helden aufzuweisen, der sie aufs Rührendste verherrlicht hat. Wem sind nicht schon an der Gränze der Kindheit Mädchen begegnet, aus deren Blick uns eine kindliche Unschuld anspricht, mit aller Majestät, welche diese in sich faßt, ohne den Ausdruck der Unbeholfenheit und Hülflosigkeit, die sich bei den Kindern damit vereint? Man hat gewöhnlich Angst für solche Wesen, denn diese Verklärung erinnert an den Ausdruck eines eben Dahingeschiedenen, und es ist auch der Tod, der die Wangen der Mädchen so lilienweiß färbt und ihre Augen so ins Unendliche vertieft, nur Leidende haben diese himmlische Schönheit. Dieser Art war die Geliebte des Novalis, Sophia, in der er die verkörperte himmlische Weisheit (Sophia) erblickte. Sie war dreizehn Jahr alt, als sie seine Verlobte wurde, und starb kurz nachdem er sich ihre Liebe erworben hatte, in Folge eines Leidens, das tief in ihrer Organisation lag. Mit ihrer Liebe erwachte in ihm die Poesie als trunkene Begeisterung für die Herrlichkeit der Welt, mit ihrem Tode wurde seine Poesie eine Poesie des Todes, eine Ahnung der verhüllten Welt, deren Vorhang ihm durchsichtig wurde. Die Dichtung, von der er ein Bruchstück hinterlassen hat, durchdringt diese Liebe nach allen Seiten hin, nur an der Hand seiner Geliebten konnte er durch die Himmelspforten eingehen, wie an der Hand Beatricens Dante, sein Vorgänger in der Liebe zu einem todt-

Digitized by Google

verklärten Kinde. Ich kann freilich nirgends bestimmt finden, daß Beatrice auch ein leidendes Wesen war, wie Sophie, ich mußte sie mir aber immer unwillkürlich als eine solche vorstellen. Nur das Leiden, das Hinwelken zum Tode kann einem jungen Mädchen jene Hoheit geben, die wir sonst nur bei Frauen finden. Ein gesundes Mädchen ist in ihrem vierzehnten Jahre eitel, putzsüchtig, in ihrem Benehmen schwankend zwischen kindischem und jungfräulichem Wesen. Ist ein solches krankes Kind nun wirklich ein Raub des Todes geworden, der ja das Gemeine sogar verklärt, so wird es dem Liebenden aus einer Heiligen zu einem Engel, zu seinem himmlischen Schutzgeist. Aus ältern Zeiten ist mir nur bei Dante diese Liebe begegnet, in unserer Zeit finden wir ihre Spuren gar häufig, vor allem im Dichterleben: denke nur an Schulze's Dichtungen, auch bei Uhland, besonders in einigen seiner Ottaven, tritt sie hervor, und ich glaube, er hätte Dante nicht so schön besingen können, hätte er dessen Schmerz und Sehnsucht nicht selbst erlebt. Man hat diesem Dichter schon vorgeworfen, daß seine Liebeslieder auf keine Erlebnisse hindeuten, diese Art der Liebe hat er gewiß erlebt, und die Erinnerung an ihren Reichthum und ihre Tiefe hat ihn wohl gegen andere Formen der Liebe so gleichgültig gemacht, daß er diese allerdings mehr vom Hörensagen zu kennen scheint. — Daß auch hier das Beseligtsein allein auf Seiten der Männer ist, brauche ich nicht zu sagen, das Mädchen geht leer aus, wie jene verehrten Frauen, es wird deswegen oft, wie in Schulze's Cäcilie, als eine kalte Heilige dargestellt, als unempfindlich für Leiden und Freuden irdischer Liebe.

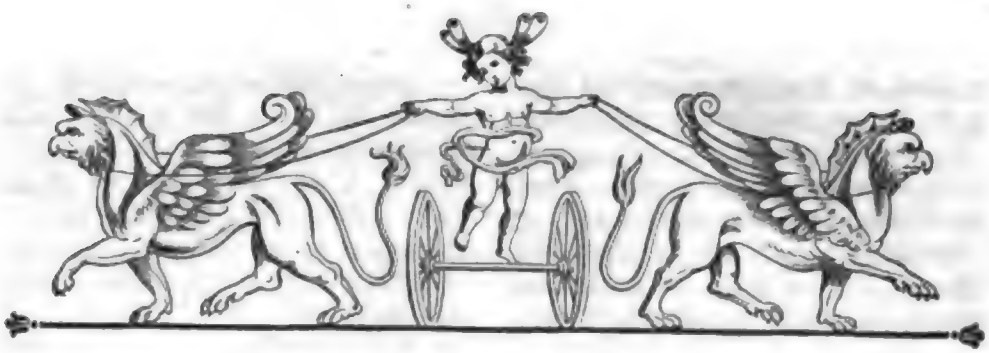
Die Emancipation der Männer vom Frauencultus kündigt sich im ironischen Spiel mit den Formen dieses Cultus, oder auch in der Coquetterie mit denselben an. Kennst Du die altdeutschen Denkwürdigkeiten des Ritters Ulrich von Lichtenstein? Sein ganzes Leben ging in Galanterieen auf, den Frauen zu dienen machte er sich zu einem ordentlichen Beruf, man darf aber nur einige Seiten in seinem Buche gelesen haben, um zu finden, wie aller Ernst aus seinem Frauendienst verschwunden ist; er spielt den Liebekranken mit heilem Herzen, den andächtigen Anbeter mit sinnlichen Begierden. Die Coquetterie mit diesen oder jenen Gefühlen bezeichnet immer eine Uebergangsperiode; in der, von welcher die Rede ist, sind auch die Frauen nicht davon frei. So lange die Männer unwissend und ungeschlacht sind, gibt ihnen ihre hohe Stellung ein wirkliches Amt, sie sind Priesterinnen der Humanität, ihre Zimmer heilige Orte, haben ihre Bemühungen gefruchtet, die Männer sich wirklich die Cultur eingeimpft, und gründlicher als die Frauen selbst, wie denn der Mann immer langsamer eine neue Stufe ersteigt, dann aber auch desto fester auf ihr Fuß faßt, so ist die gesetzgebende Macht der Frauen nur noch eine in Redensarten anerkannte, sie ist diesen selbst nicht mehr wünschenswerth, sie geberden sich äußerlich mit priesterlichem Anstande, im Innern haben sie das Gelübde der Vestalinnen gebrochen, sie verlieben sich in die Männer, die ihnen gleich geworden sind, sie überholt haben. Das äußerlich noch geltende chevalereske Verhältniß der Männer zu den Frauen wird zu einer Maskerade, die um den Beginn der neuern Geschichte hauptsächlich an den südeuropäischen Höfen tagtäglich aufgeführt wurde. In hoher mittelalterlicher Haltung traten die Frauen den ehrerbietig sich nähernden Männern entgegen, und ließen sich von ihnen aus den alternden Sälen in kleine niedliche Cabinetchen führen, wo man bei traulicher Lampe die veralteten steifen Gewänder ablegte. Bis gegen die Revolution hin erhielt sich in Frankreich, besonders am Hofe, dieses allerliebste Spiel, das nur von geübten Menschen gespielt werden konnte, denn es gehört gewiß große Gewandtheit dazu, in Zeit von einer halben Stunde aus einer Culturperiode sanft in eine andere hinüberzugleiten. Sehr ins Gedränge mußte hierbei die Ehe kommen. Das Recht des Mannes, einer andern Frau zu dienen, das Recht der Frau, von einem andern Manne Huldigungen anzunehmen, war noch ein bestehendes, das an der Zartheit des Verhältnisses, wie es sich öffentlich zeigte, einen Anhalt hatte. Eheleute machten sich lächerlich, sie verstießen gegen den guten Ton, wenn sie einem privilegirten Verhältniß in den Weg treten wollten, einem Verhältniß, dessen wahre Beschaffenheit alle Welt wußte und ignorirte, weil zu Viele ihren Vortheil dabei fanden. (D. F. f.)

Notiz.

[Louise Schlegel.]

Die Sängerin Schlegel, die kürzlich in Berlin so viel Glück machte, weil sie bei dem dermaligen Stande der musikalischen Interessen dort von einer Partei als Werkzeug benutzt wurde, ist von Michaelis 1840 an der dortigen königlichen Bühne mit 2500 Thlrn., mit 10 Thlrn. Spielhonorar und mit der Befreiung von Leistungen in der Spontini'schen Oper engagirt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 151. — den 5. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Umrisse zur Geschichte der Liebe.

Von Rudolph Kausler.

(Fortsetzung.)

Durch einen Dichter, bei welchem die Coquetterie mit romantischen Gefühlen noch nicht so auffallend ist, daß sie nicht von Vielen hätte ganz übersehen werden können, hat die romantische Liebe am Schluß ihrer Glanzperiode noch eine flittergoldene Glorie erhalten, mit der sie nachfolgende höchst unromantische Perioden noch als halbverstandene Tradition durchleuchtet hat. Petrarca ist es bekanntlich, der diese überschwänglichen Gefühle zu einem zierlichen Sonettenkranz geflochten hat. Seine Gedichte leiden nie an der Unbeholfenheit der Minnelieder, beweisen uns aber auch mit ihrer gewandten Eloquenz, daß dem Poeten die ausgesprochenen Gefühle nicht aus dem vollen Herzen kommen, daß er sie vielmehr nach Belieben handhabt, frei von ihnen. Petrarca's Liebe zu Laura gefällt sich selbst ausnehmend, die Gedichte erhalten gerade dadurch einen gewissen Reiz, daß sie uns eine Stimmung der Verliebtheit mittheilen, die leidenschaftlich genug ist, um uns aufzuregen, und frei genug, über diese Aufregung eine behagliche Freude zu empfinden.

III.

Die Liebe, von der ich sprach, ist die Liebe einer Heldenzeit, wo die Gesittung erst noch Vorzug Einzelner ist, welche diese Unterordnung gewaltiger Naturkräfte unter die Leitung sittlichen Geistes zu Heroen erhebt. Solche Zeiten haben kein Staatsleben, in einzelnen Individuen sind die geistigen Schätze angehäuft, die sich nach und nach vertheilen, zum Gemeingut werden, und so ein geordnetes Gemeinleben gründen. Aus Helden werden Bürger, aus einzelnstehenden Schlössern Häuserreihen von Einer Mauer umgeben, aus den unermeßlichen Reichthümern Eines Herrn bilden sich mäßige Wohlhabenheiten und Staatsbesoldungen. Dem anerkannten Sittengesetz Alles zu unterwerfen, ihm die Kräfte, Talente, Besitzungen der Einzelnen dienstbar zu machen, ist jetzt die große Aufgabe geworden. Die Lösung derselben kann im Wesentlichen nur das Werk der Männer sein, sie verlangt eine Abstraction von allen Nebenrücksichten, während die Frauen den einzelnen Fall, die besondere Individualität gemüthlich geltend machen. Zähe, ja bornirte Charakterfestigkeit, grobes Wesen, um eine grobe Masse anfassen zu können, eine kräftige Ruhe, die sich durch aufrührerische Bewegungen der Feinde der Ordnung nicht erschüttern läßt, dazu persönliche Tapferkeit, welche das Staatssystem gegen fremde Eingriffe zu schützen weiß, dies sind die Tugenden, die jetzt für die höchsten gelten, darum sind in dieser Zeit die Frauen der höchsten Verdienste nicht fähig, ihr Leben sondert sich wieder von dem der Männer. Diese bringen ihren Tag auf den Versammlungsplätzen, bei den Gerichtsstätten, Schießplätzen, in der Trinkstube zu, nur die Mahlzeiten, die Nachtstunden rufen sie nach Hause. Die

Digitized by Google

Frauen beſorgen indeß die Haushaltung, gebären Kinder und erziehen ſie, für das Bedürfniß der Mittheilung müſſen ſie ſich an andere Frauen halten, weil ſich der Mann um ihre Angelegenheiten wenig kümmert. Durch die Erziehung der Knaben treten die Frauen zwar in ein Verhältniß zum Staate, in ein ſehr untergeordnetes jedoch, denn nur als Kind iſt ihnen der Knabe ganz überlaſſen, er tritt alsbald unter die Zucht der Männer, deren Erſtes iſt, die Spuren weiblicher Erziehung zu verwiſchen, dem Knaben alle Beſonderheiten, welche die Mütter weichlich hegten und pflegten, abzugewöhnen. Wäre es der menſchlichen Natur möglich, die Seele ganz einer einſeitigen Richtung zu verſchreiben, ſo wären die Frauen in einem Staate, wie die griechiſchen und römiſchen, wie die großen und kleinen mittelalterlichen Republiken waren, unſelige Geſchöpfe ohne alle Bedeutung. In den griechiſchen Staaten fehlte wenig dazu, daß die Frauen zu bloßen Mitteln zum Zweck der Fortpflanzung herabgewürdigt wurden, doch war ihnen hier, mehr noch in Rom und in den neuern Staaten eben dadurch, daß ſie den männlichen Abſtractionen gegenüber für die Geſammtheit der reinmenſchlichen Intereſſen ſich offen erhielten, eine nicht unwürdige Stellung geſichert. Das Staatsleben muß in ſeiner erſten Blüthe ein einſeitiges ſein, es muß viele natürliche Bedürfniſſe unterdrücken, weil ſie noch nicht genug geläutert ſind, um ihnen, ohne Gefahr zu laufen, daß Alles wieder verwildere, einen freien Eintritt zu gewähren. Der Menſch kann in einem ſolchen Staate nicht aufgehen, er muß deswegen noch einen andern Kreis haben, wo er ſeine ſonſtigen Bedürfniſſe befriedigen kann — die Familie. Hier erholt ſich der Mann von ſeiner politiſchen Einſeitigkeit, es iſt ihm wohl, daß auch wieder einmal andere Saiten in ihm angeſchlagen werden, daß er gemüthlich ſein darf, d. h. in die Einheit zurückkehren, wo die verſchiedenen Lebensintereſſen in einem Mittelpuncte zuſammenlaufen. Die Frau iſt ihm ſo eine Ergänzung ſeines Lebens, er ſucht ſie deswegen nicht in ſein Leben herüberzuziehen, gerade ſo wie er ſie findet, iſt ſie ihm recht und bequem. Selbſt ohne viel Religioſität, weil dem mitten im Leben ſich Tummelnden Alles ein Werk freier Kraftäußerung zu ſein ſcheint, liebt er an der Frau den Glauben an eine höhere Lenkung und Vorſehung, die ihrer mehr paſſiven Natur eigen iſt; Jeden nur nach ſeiner politiſchen Parteiſtellung nehmend, ſchätzt er an der Frau, daß ſie den Mann und Bürger als Menſchen beurtheilt; ohne Sinn für das Naturleben, hört er die Frau gern von ihren Blumen ſprechen. Es gelingt ſo den Frauen, hier und da verſöhnend, friedeſtiftend aufzutreten, ſich in den Riß zu ſtellen, welchen Parteihändel in die Verwandtſchaftsverbindungen gebracht haben, ſicher iſt ſie aber nicht, daß der Mann nicht plötzlich ſeinen einſeitigen Enthuſiasmus herauskehrt. Die Gemüthlichkeit iſt bei ihm nur eine abendliche, er zieht ſie mit Schlafrock und Pantoffeln Abends an und Morgens wieder aus. Seine Liebe iſt eine momentane, ſie hat Rechte bei ihm, aber einzelne, ſie füllt ſein Freiſtundenleben. Nicht anders iſt es bei den Frauen. Der Mann hat in ihrer Seele einen weichgepolſterten Stuhl, es ſind aber noch viele andere Sitze drinnen, auf welchem den Tag über, bis der Mann nach Hauſe kommt, die Baſen und Gevatterinnen ſitzen. Noch durch andere Beſchränkungen, als dieſe innerlichen, muß das Liebeleben in den eigentlichen bürgerlichen Verhältniſſen einſchrumpfen. Sie bringen es mit ſich, daß die Familie auf einen kleinen Raum zum Wohnen eingeſchränkt iſt, es iſt wenig Dienerſchaft da, es fehlt an Mitteln, ſich anſtändig einzurichten, da müſſen dann Mann und Frau in gar zu negligentem Negligé bei einander ſein, einander in Situationen ſehen, die der Liebe nicht zuträglich ſind, ſie haben Nahrungsſorgen, die Frau iſt in den Stunden des Zuſammenlebens von ihren Arbeiten abgemattet u. ſ. w. u. ſ. w. Denn ich brauche Dir nicht alle die bürgerlichen Liebesdämpfungsmittel herzuzählen, Du kannſt ſie im nächſten beſten Nachbarhauſe mit allen fünf Sinnen kennen lernen.

Solcher Ehe, in welcher die Liebe kümmerlich fortvegetirt, geht aber ein Brautſtand voraus, wo die Liebe, einen kurzen Frühling lang, die üppigſte Blüthe entwickelt. Das geſchilderte langweilige Leben folgt der leidenſchaftlichſten Liebe des Jünglings und der Jungfrau. Sollte man es glauben, daß einer Liebe, wie ſie Shakſpeare in Romeo und Julie, im Anfang des Othello u. ſ. w. geſchildert hat, wie ſie Goethe in ſeinen Jugendliedern ausſpricht, eine ſo ärmliche Ehe als verkrüppelte Frucht der üppigſten Blüthe folgen könne? Du ſiehſt ungläubig drein? Es iſt nicht anders, die Romeo- und Juliasliebſchaften ſind es, welche in ſo verdrießlichen Eheſtand auslaufen, die glühendſte Leidenſchaft, wie ſie unſere Poeten ſo gern darſtellen, iſt es, welche nach kurzer Zeit nur noch in ſchwarzen Kohlen Spuren des farbigen Feuers hinterläßt, das eine Welt anzuzünden ſchien, und nun kaum ausreicht, ein Gericht Kraut daran zu wärmen, das man in matter Liebe mit einander verzehrt. Was dieſer Braut- und Bräutigamsliebe, wie ich ſie nennen will, den frühen Tod gibt, gibt ihr auch

die glänzende täuſchende Feuerfarbe. Der Jüngling iſt in dem Beſtreben etwas Großes zu werden, Land und Leute von ſich reden zu machen, herangewachſen, Beiſpiel und Erziehung treiben ihn zu körperlichen und geiſtigen Kraftanſtrengungen, er ſprudelt von Ideen, von Träumen künftiger Wirkſamkeit, auf die ſeine ganze Seele gerichtet iſt, aber noch wird er nicht für reif erachtet, in das Staatsleben eingreifen zu dürfen. Er iſt nun auch in die Periode ſiedender ſinnlicher Leidenſchaft getreten, dieſe phyſiſche Kraft muß er verbrauchen, wie die geiſtige, aber er weiß nicht wie, er weiß überhaupt nicht, wo es ihm fehlt, er treibt ſich unruhvoll in einem unſtäten Leben umher, da begegnet ihm das Mädchen und er ſpricht: Das iſt es, was ich geſucht habe, nun iſt mir geholfen. Das Mädchen iſt ſchüchtern, ablehnend, das macht ihn nur kühner, zudringlicher, mehr und mehr gewinnt er das ſanfte Kind, das berauſcht dem Wogenſturze ſeiner ſich drängenden Gedanken und Phantaſieen zuhorcht. Unbegreiflich ſchnell lernt das Mädchen die neue Welt kennen, die ſich vor ihm auftut, gewöhnt ſich an die Sprache, die hier geſprochen wird, aber je mehr es ſich dem jungen Manne hingibt, je mehr es das Echo der männlichen Ideen wird, deſto mehr erkaltet die männliche Liebe, Gleichgültigkeit, Langeweile nehmen ihre Stelle ein. Die Liebe des Mannes auf dieſer Stufe iſt Egoismus, er will nichts empfangen, um keinen Austauſch iſt es ihm zu thun, er will nur geben, in dem Spiegel ſchöner Augen nur ſich ſelbſt ſehen, denn er iſt von ſeinem eigenen Werthe im höchſten Grade eingenommen, er will von der Geliebten eigentlich nur eine Beſtätigung haben, daß er ein ganzer Mann ſei, eine andere kann er ja nicht bekommen, weil ſeine Kraft noch keinen Wirkungskreis hat. Das Mädchen kann ihm auch nichts Anderes geben, als ſein liebevolles Auffaſſen und Hinhorchen, es ſaß bis jetzt, von dem bewegten Leben der Männer ausgeſchloſſen, bei ſeinem Strickſtrumpfe zu Hauſe, mit Freundinnen über Kindereien plaudernd, in der Einſamkeit ſich Etwas erſehnend, es wußte nicht was. Mit dieſer reinen Empfänglichkeit iſt es dem Manne willkommen, Weiteres will er nicht, er ſuchte ſich unter dem Mädchen die ſanfteſte, ſchmiegſamſte heraus, die noch am wenigſten eigenes Leben hat, ſich einer fremden Perſönlichkeit am liebendſten angewöhnen kann. Mit all' dieſer Liebe und Hingebung ſtehen die Mädchen am Ende zum Lohne verlaſſen da, als Bräute und Frauen von Männern, welche blos ihr Rechtsgefühl oder äußerer Zwang an ſie feſſelt. Die Hitze des Mannes dauert nur ſo lange, bis er die Geliebte ſich ganz zu eigen gemacht hat, denn ſich ſelbſt in einem Andern zu ſehen, iſt nur ſo lange ſchön, als der Reiz der Neuheit dauert, als man überraſcht iſt, daß ein ganz verſchiedenes Weſen wirklich ſo mit uns verſchmolzen iſt, daß wir es nimmer von uns unterſcheiden können. Am Sieg iſt die Freude darauf das ſchönſte, iſt er gewonnen, ſo jubeln wir ein Paar Tage, dann bekommen wir Langeweile und ſuchen endlich einen neuen Kampf zu beginnen. Der Mann iſt in dieſer Liebe nothwendig treulos, ſeine Liebe iſt Kampfesluſt, die von Sieg zu Sieg eilen will, ſie iſt dazu überwiegend ſinnlich, denn die ſinnliche Mittheilungsluſt muß in einem ſolchen Jüngling vorherrſchen, Geiſt verlangt er von dem Mädchen nur ſo viel, daß es nicht ganz in die leere Luft hineinredet; den ſchönen jungen Leib begehrt er, er hat ſelbſt Seele genug. So liebt er mehr das Weib als eine weibliche Individualität, es iſt der reine Zufall, der ihm dieſe oder jene zuführt. Die, welche ihm in dem Momente, wo ſeine Liebesfähigkeit den Punct der Reife erlangt, zuerſt begegnet, iſt ſeine Auserwählte. Die Romeosliebe, die wie ein Blitz in die Herzen einſchlägt, beweiſt mit ihrer Eilfertigkeit nur, daß ſie ſich um die geiſtige Individualität der Geliebten nicht bekümmert, die offenbar nicht in Einem Moment erkannt werden kann. Dem Glauben, das ſchöne Kind, das zufällig zur rechten Zeit in den Weg gelaufen kam, ſei die Einzige, die das Herz lieben könne, folgt deswegen oft die Untreue auf dem Fuße nach. Natürlich. — Der Liebende findet, wenn ihm einmal die Augen für eine ſchöne Geſtalt geöffnet ſind, in kurzer Zeit, daß auch noch andere Mädchen ſchöne Geſtalten haben, liebt er dieſe vorzugsweiſe an ſeiner Geliebten, ſo muß er alle, wo er ſie findet, auch lieben. Seine Schöne unterſcheidet ſich von Andern nur dadurch, daß er an ihr zuerſt erkennen lernte, was ſchön iſt. Gerade dieſer Liebe aber, welche die Untreue natürlich mit ſich führt, iſt die Erfindung des ſchönen Ausdrucks zuzuſchreiben, den Liebende ſo gern gebrauchen, der Himmel habe Eines für das Andere beſtimmt. Der Erfolg zeigt, daß dieſe Redensart meiſtens nichts Anderes heißt, als: wir können keinen Grund angeben, warum wir einander lieben, nicht die innere Uebereinſtimmung, ſondern der Zufall hat uns zuſammengeführt!

(Die Fortſetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Phantasien.]

Neulich las ich ein Bruchstück von Michel Angelo's Memoiren, da kam ich auf eine Stelle, wo der Meister erzählt, wie er sein berühmtes Bild, den Moses, geschaffen hat. „Ich habe das Bild im Traume, in meiner Phantasie gesehen," — so ungefähr erzählt er, — „und auf dem Marmor ging ich dann exclusorisch zu Werke, j'y ai procédé par exclusion." Unwillkürlich hielt ich hier ein, ich konnte mir nicht begreiflich machen, was er damit sagen wollte, und dennoch fühlte ich die Größe der Idee, und dennoch schien es mir, als habe mir so etwas schon wie ein Schatten vorgeschwebt. — Nach langem Hin- und Herdenken verließ ich rasch das Zimmer; denn es schien mir, als spränge diese Idee vor mir her, als müßte ich ihr nachlaufen, und dennoch entwischte sie mir, wenn ich sie zu erhaschen glaubte. Ermüdet darüber, und ein Drücken im Kopfe fühlend, warf ich mich auf mein Lager und verfiel in einen Fieberschlaf, wie es gewöhnlich geschieht, wenn sich Jemand von einer Idee verfolgt sieht, da kommt es mir sehr oft vor, als lese ich in einem Buche mit goldenen Buchstaben; da wimmelt es von Gedanken, die schwärmend einander verschlingen, und wenn ich dann erwache und die kalten Schweißtropfen abtrocknend, diese Gedanken mit der Feder niederbannen will, so gerinnt mir ein jeder unter der Hand zu Blut, es scheint mir, als erwürgte ich sie, als beginge ich einen Mord in der Seele. Und dennoch arbeite ich weiter und muß weiter arbeiten; und dennoch müssen Späne oder Steinblöcke von allen Seiten abspringen, bis eine Gestalt sich mühsam emporwindet. Und als ich damals dieses Factum auf frischer That erwischte, rief ich freudig und in Wonne schwimmend, ein „Heureka" aus, und warf die Feder weit hinter mir weg. Hätte der Uebersetzer gesagt: *j'y ai procédé negativement*, vielleicht hätte ich es gleich verstanden; so aber mußte erst die Idee durch ein analogisches Zusammentreffen errathen werden. Der Meister sah sein Bild auf dem Blocke, es hinderte ihn die Materie, das Bild war für ihn, sogar für seinen meisterhaften Meißel schon fertig, nur mußte das Verneinende bejaht werden in der Idee, während das Existirende, der Marmor, vernichtet werden mußte. Ich sehe ihn, den großen Mann, wie er mit seinen Riesenarmen in einer heiligen Wuth den Block ergreift, wie er von Schweiß triefend die Steinspäne, die sein Bild verunstalten, rechts und links von sich schleudert, wie er sich erfreut, wenn sich das erste Schimmern seiner Gestalt zeigt, wie er nicht ruhet und nicht rastet, bis *sein* Moses wie ein Gott aus dem Steine steigt: ich sehe ihn, wie er exclusorisch zu Werke geht, und kann mich zu gleicher Zeit der Bemerkung nicht entwehren, wie kleinlich eine solche Gestaltenschöpfung mit der Feder, gegen eine marmorne ist, dort springen die Späne ab, der Bewunderer sieht nichts als das Bild und das Ideal, hier kleben sich diese Späne immer an das Werk, der Schatten folgt dem Lichte, und dieses ist ohne jenen unmöglich. Und hieraus springt dann wieder eine andere Idee, nämlich, daß das Strengideale, das Absolutschöne nur in der Malerei und in der Skulptur zu finden ist, nie aber im Leben, das heißt in der Literatur, die nur ein Spiegel des Lebens ist und sein kann. Und sehen Sie, so geht der Ideengang fort, wenn ich das Fieber habe, ich mache hieraus schon wieder ein Heer von Folgerungen gegen Lessing's Laokoon und gegen Schelling's Urtheil über das Schöne, da es durchaus zwei Begriffe von dem Schönen geben muß. Doch würde mich dies zu weit führen, und ich will über diesen Gegenstand meine Ideen reif werden lassen, und springe auf die jetzige Gestaltung der Literatur und der Politik in Frankreich über. Ich sage, ich springe ab, äußerlich, ja, innerlich geh' ich in gerader Linie darauf über. Durch den Begriff des Schönen kam ich auf die französische Tragödie, die kein Volk in diesem Sinne hat, sogar die Griechen nicht, weil sie ein Unsinn ist, von der Tragödie auf Rachel, von Rachel auf die Journalisten, von den Journalisten auf die Politik, denn alles hängt hier an denselben Fäden. — Wenn ich es wage, die politische Zukunft eines Landes vorher zu prophezeihen, so nehme ich keinesfalls die Miene eines Propheten an, obschon ich von dem Wort Prophet, nach der hebräischen Abstammung Nabi*), einen ganz andern Begriff habe, sondern ich versuche es blos, die Gegenwart etwas genau zu charakterisiren, und daraus ergibt sich die Zukunft von selbst. Die Geschichte hat sich fast immer selbst wiederholt, nur nicht in derselben Form. Und hier muß ich erst schnurstracks dem System Hegel's in seiner Philosophie der Geschichte widersprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Einige übersetzen es blos mit dem Worte Redner. Die ganze Existenz des Weißagens kann zweifelhaft gemacht werden, es fragt sich nur, ob das N, oder B der Stammbuchstabe ist.

Notizen.

[Ein Deutscher — ein Schmerz.]

Da geht ein Schmerz! sagen die Russen, wenn ein Deutscher vorübergeht. Wenigstens in Petersburg herrscht dies Epitheton, das unsere Hamletsnatur bezeichnet. So erzählte Hr. Kohl. Wilhelm Müller in Cößlin will dies anders gedeutet wissen, er meint, Smert und Smerts sei ein altslavisches Wort, das soviel als Niedriggeborner bezeichne, womit man die ersten Deutschen in Rußland schon seit einem Jahrhundert genannt habe. Nach Kohl's Mittheilung nennt man in Rußland die Deutschen auch gern „die Stummen."

[Der zweite Theil des Faust, englisch.]

Von Leopold J. Bernays erscheint eine englische Uebersetzung des Goethe'schen Faust zweiter Theil, die bereits in einem englischen Journale stückweise mitgetheilt worden ist und die ihrer Schönheit und Treue wegen so großen Beifall fand, daß sich der Uebersetzer veranlaßt sah, sie auch in einem einzelnen Bande erscheinen zu lassen. Die wachsende Zahl der Subscribenten bezeugt die Theilnahme, welche Goethe in England genießt. Ein britischer Kritiker preist den zweiten Theil des Faust als ein wundervolles Gedicht und die Uebersetzung als geistreich. †.

Leipzig, Druck von J. G. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 152. — den 6. August 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Umrisse zur Geschichte der Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Mann hat hier nun nicht den geringsten Gewinn, er wendet sich bald wieder von der Liebe ab, seine Kraft bekommt in der öffentlichen Stellung, die ihm endlich angewiesen wird, einen Stoff, den er nicht sobald wie ein Mädchen verarbeitet hat, die Sinnlichkeit nimmt damit auch ab, das Weib hört auf, ihm Bedürfniß zu sein. Später sodann, wenn er seine Lust, draußen zu wirken, etwas gebüßt hat, wenn wieder Zeiten bei ihm eintreten, wo er sich sehnt, noch etwas Anderes zu sein, als ein öffentlicher Charakter, bildet sich jenes Verhältniß, wo der Mann bei dem Weibe gemüthlich ausruht. Jetzt ist er es, der aufnehmen, hören will, und hat ihm der Zufall eine Frau gegeben, die ihm in sittlicher Hinsicht verwandt ist, so entsteht ein Liebesnachsommer, der oft noch annehmliche Früchte bringt.

Reicheren Gewinn hat das Mädchen. Der Jüngling meint, sie sei völlig die seine, er ist vielmehr der ihre, sie hat ihn sich gewonnen und angeeignet, seine Schätze in sich aufgenommen, an der Brust des Mannes, was in ihr schlummerte, zum Leben gebracht, ihre Weiblichkeit mit seiner Männlichkeit ergänzt. Ihre Liebe ist eine volle Liebe, sie liebt am Manne Leib und Seele, ja die Liebe zu seinem geistigen Wesen ist eher überwiegend. Sie will geistige Mittheilung, weil sie arm an Ideen ist, sie liebt in dem Geliebten auch den Lehrer, wie im Mittelalter umgekehrt der Ritter in seiner Dame die Lehrerin geliebt hatte. Es war zu Zeiten etwas ganz Gewöhnliches, und kommt auch jetzt noch oft vor, daß sich Mädchen in ihren Lehrer verliebten, unsere Musiklehrer haben sich in der Regel ihre Frauen ersungen. Diese Geistigkeit bewahrt die Mädchen vor Untreue und vor zu schneller Wahl, welche nie das Richtige treffen kann. Wenn sich der Mann gelangweilt von ihnen abwendet, so bleibt ihnen, nachdem sie Alles versucht haben, ihn fest zu halten, freilich auch nichts übrig, als wieder in sich zurückzukehren und bei Freundinnen Ersatz zu suchen. Mag es vorkommen, daß die Frauen Alles, was sie von dem Manne gelernt haben, nach und nach wieder einbüßen, es ist im Allgemeinen doch durch die Männer ein großer geistiger Fond in die weibliche Welt gekommen. Was die Eine vergißt, hat in einer Andern, der sie es mitgetheilt, Wurzel gefaßt, es ist überhaupt für jeden Menschen von großer Entscheidung für sein sittliches Leben, einmal von ganzer Seele geliebt zu haben, denn die Liebe erweitert die Brust für das ganze Leben.

Ich ging in dieser Schilderung von dem Leben in Republiken, oder wenigstens in solchen Staaten aus, wo das Staatsinteresse bei dem Manne jedes andere überwiegt. Auf welche Art in den griechischen Staaten die Frauenliebe gefährdet war, davon hab' ich Dir schon gesprochen, die griechischen Komödien, die wir in lateinischen Bearbeitungen besitzen, liefern aber doch den Beweis, daß die Leidenschaft eines angehenden Bürgers für ein empfängliches Mädchen den Griechen nichts ganz

Digitized by Google

Fremdes war. Im römischen Privatleben hatte die Liebe, wie sich aus Manchem schließen läßt, wohl größern Einfluß als ein flüchtiger Blick in dieses Leben vermuthen läßt. Was wir von römischen Romanen und Komödien haben, ist theils aus griechischem Boden verpflanzt, theils gehört es einer spätern Zeit an, einige Hochzeitlieder haben wir dagegen zwar schon aus einer Zeit, wo das Staatsleben in Verfall war, aber, wie man auf den ersten Blick sieht, im altbürgerlich römischen Sinn gedichtet, in welchen die wilde Leidenschaft des übersprudelnden Jünglings, die liebevolle Bangigkeit des Mädchens wunderschön dargestellt sind, ich meine die Catullischen Hochzeitslieder, von denen Herder eines in seine Volkslieder aufgenommen hat, nicht eben das schönste. Der eigentliche Boden dieser Liebe ist Italien am Schluß des Mittelalters: in einer Unzahl der reizendsten Novellen variirt sich unser Thema, das übrigens nur so weit behandelt wird, als es erfreulich ist. Daß diese Liebe in untergeordneten, zurückgebliebenen Verhältnissen unseres heutigen Lebens das gewöhnliche ist, weißt Du ohne meine Hindeutung, übergehen kann sie nicht leicht Jemand, schlimm ist es, daß sie gegenwärtig, wo ein Sohn der Zeit nicht mehr bei ihr stehen bleiben kann, so oft Verbindungen für das ganze Leben herbeiführt, die um so unglücklicher sein müssen, als in der Gegenwart der Mann seinen Berufsgeschäften großentheils innerhalb seiner vier Wände obliegt.

IV.

Wir sind nun in Mitte unserer eigenen Zustände, die Verhältnisse, die wir noch zu betrachten haben, bewegen sich in unserer Zeit neben einander her, eben so in der Schlußperiode der alten Zeit, deren Verlauf dem der neuen in so vielem correspondirt. Sie sind dessen ungeachtet wesentlich verschieden, sie haben eine innerlich abgeprägte Stufenfolge. — Der Mann ist aus einem Staatsbürger ein Weltbürger, ein Mensch geworden, seine in alle Welt hinausgreifenden Interessen haben die begränzenden Stadtmauern umgeworfen, ist aber der Mensch, als solcher, Gegenstand der Achtung geworden so muß man auch dem Weibe seine vorenthaltenen Menschenrechte frei geben. — Der erste Uebergang zu einem dem der Männer ebenbürtigen Zustande kündigt sich bei der weiblichen Welt in der Sentimentalität, in dem beliebten Spiele „Real und Ideal" an. Die Frauen sind so weit entfesselt, daß sie erkennen, sie seien in einem Gefängniß, was sie bis dahin nicht wußten; sie beklagen ihren Zustand in Liedern und Romanen, sie halten ihren Werth und die geringe Werthschätzung, die sie bisher gefunden, einander gegenüber; die Männer sind ihnen in der Wirklichkeit rohe, sinnliche Geschöpfe, sie haben aber ein Ideal von denselben, das sie nirgends realisirt finden. Einige glauben, es müssen irgendwo in der Welt diese Götzenbilder lebendig umhergehen, andere, die schon zur Coquetterie mit ihrer Sehnsucht gelangt sind, gefallen sich in dem Glauben, daß dem Götterbilde, das sie in sich herumtragen, kein Mann mit Fleisch und Blut entspreche. Diese ideale Richtung hindert an Erfüllung häuslicher Pflichten, am Eingehen von Ehebündnissen u. s. w., durchaus nicht, das Ideal lebt ja nur im Herzen, es kann nicht verwirklicht werden, höchstens einem Sonntagskinde; es wird deswegen einige Zeit abgewartet, ob der Ersehnte nicht komme: kommt er nicht, wie er nicht kommen kann, weil die Träume eines Unglücklichen nie Gestalt annehmen, so wird das System, nach welchem die Welt in Ideal und Wirklichkeit auseinander fällt, für geschlossen erklärt, der nächste beste Mann für diese wirkliche Welt geheirathet, und dieser verdrängt dann in der Regel den idealen nach und nach ganz und gar. Unsere weiblichen Schriftstellerinnen gehören großentheils in diese Kategorie, wenigstens die, welche am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auftraten, sie trennen die Welt immer in zwei Hälften, und legen für die Richtigkeit ihrer Ideale, ohne es zu wissen, darin ein Zeugniß ab, daß sie es für etwas Großes, für eine Aufopferung halten, wenn sie ihre idealen Ansprüche denen, welche die Wirklichkeit macht, zum Opfer bringen. Wo das Ideal mehr ist als eine falsche Vorstellung, gilt es für Aufopferung, wenn man ihm zu Liebe die wirkliche Welt verloren gibt. — Die Männer können mit Frauen dieser Bildung nicht gut berathen sein, ich will aber allen Spott unterlassen, man hat diesen Frauen sogar gröblich genug die lächerlichen Situationen vorgerückt, in die sie sich setzen, wenn sie mit ihren idealen Gesinnungen am Arme eines dicken Philisters einhergehen, mit jenseitigen Träumen beim Heerde Acht haben, daß des Mannes Lieblingsbraten nicht verbrennt, oder, das Herz voll von platonischer Liebe, Zwillinge zur Welt bringen. Hierher gehören die Mädchenbündnisse für Einführung der Ehelosigkeit, die vom Heranrücken eines Alters, wo für die Ehe wenig Wahl mehr ist, noch immer gesprengt worden sind. Die Mädchen sind wirklich übel daran: man sagt ihnen, sie dürfen jetzt weitere Ansprüche machen, die Verhältnisse können aber dem Weltbeschlusse nicht so schnell nachkommen,

die guten Kinder sitzen, ihr Freiheitsdecret in Händen, noch eine gute Weile im Kerker, da träumen sie von der Welt draußen, und wenn sie ihnen nun wirklich offen steht, so sind sie eine Weile verdrießlich, nicht weil die wirkliche Welt hinter der geträumten zurückbleibt, sondern weil sie eine andere ist, in welche sie sich erst hineingewöhnen müssen. Weiterhin finden die Weiber an den Männern, wenn sie ihre Art und Weise erst kennen gelernt haben, ein solches Wohlgefallen, daß sie sich in ihr Wesen hineinmühen, von den Männern in diesem Bestreben so lange begünstigt, bis das Zerrbild vollendet ist. Die Verirrung ist eine sehr natürliche: die Weiber sehen eine freie Bildung von den Männern repräsentirt, sie sehen, daß ihre Bildung eine wahrere ist als ihre sentimentale, Bildung und Männlichkeit laufen ihnen darum in Eins zusammen. Manche vertauschen nun ihre Kleidung mit der männlichen, was sogar in Deutschland,, wie Du Dich aus dem treuen Zeitspiegel, dem Wilhelm Meister, erinnern wirst, wenigstens auf Reisen beliebt wurde. In Frankreich ist es ohnedies nichts Ungewöhnliches, daß Frauen die Männerkleidung sammt Sporen und Reitpeitsche annehmen, und die männliche Kleidung ist in der That keine schlechte Vorbereitung auf männliche Gesinnungen, Marianne im Wilhelm Meister konnte, wie die Alte sehr wohl wußte, nur in Officiersuniform so kecke Reden führen. Mit männlichem Betragen werden die Weiber den Männern gegenüber zu Hetären. Ein Mädchen, das sich viel und von Vielen lieben läßt, ist noch keine Hetäre, dazu gehört, daß sie den Mann zur Liebe auffordert, den Mann spielt, was blos einem Mädchen zu verzeihen ist, die einen sehr blöden jungen Menschen vor sich hat. Den Männern sind die Weiber, die sich selbst anbieten, selten unwillkommen, sie lassen sich mit solchen Wesen in ein Verhältniß ein, das zwischen geistreich muthwilligen Discursen und sinnlichen Liebesscenen angenehm wechselt. Eine Ehe geht selten aus solchen Verhältnissen hervor; wo es der Fall ist, kann nur Unglück die Folge sein. Davon abgesehen, daß die Frau mit dem häuslichen Berufe, den sie wenigstens als Mutter nicht von sich weisen kann, im Widerspruch ist, so zeigt sich bei längerem Beisammensein, daß Zwei, von welchen Jeder dieselbe Rolle übernommen hat, einander nicht beglücken können. In höhern Ständen mag eine solche Ehe noch erträglich sein, eber nur darum, weil diesen Ehen die Hauptsache bei der Ehe, das tägliche innige Zusammensein, aus Grundsatz zu fehlen pflegt. Die Ehen in dieser Priode gehören in der Regel der Liebe an, welche ich die Braut- und Bräutigamsliebe genannt habe, der Umgang mit dem Geistreichen ist ein außerehlicher. Die Philosophen und Poeten des spätern Griechenlands ließen ihre Frauen zu Hause sitzen und wandten sich an Mädchen, die aus Liebe und Geistreichigkeit ein Gewerbe machten. Man kann nicht daran zweifeln, daß die griechischen Hetären eine feine Bildung hatten, und zwar eine männliche: die großen Männer, welche ihre Abende bei ihnen zubrachten, fanden für Alles Anklang und Erwiederung bei ihnen, sie wußten wohl noch mehr, als es in unserer modernen Zeit der Fall ist, den Anschein der Weiblichkeit zu retten. In Frankreich und Deutschland, oder überhaupt im modernen Leben, nehmen verheirathete Frauen eine ähnliche Stellung ein. Jene pariser Salons, wo die Fragen des Jahrhunderts unter dem Vorsitze einer geistreichen Dame besprochen wurden, verwandelten sich nach aufgehobener Sitzung für Einen in ein vertrautes Gemach, in welchem die Angelegenheiten zweier Liebenden zu praktischer Erörterung kamen. Die Verhandlungen über Goethe und Fichte, über Romantik und Classicismus u. s. w. wurden in Jena und Berlin, wo um den Anfang unsers Jahrhunderts so manche geistreiche Frau lebte, in der Regel nach und nach zum Liebesgeflüster, das sich aller weiblich sentimentalen Phrasen entledigt hatte. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[Politische Phantasien.]

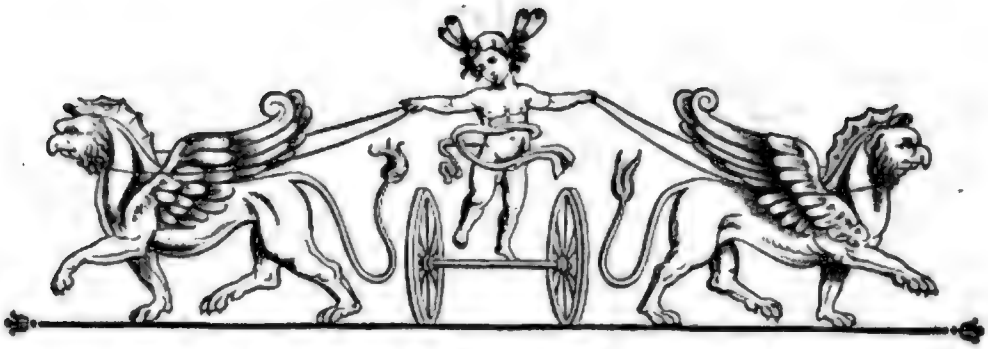
Wenn ich bei einem so ernsten Gegenstande etwas apodiktisch zu Werke gehe, so bitte ich meine Leser um Verzeihung. Ich weiß, der Deutsche liebt es nicht, wenn ein junger Anfänger dreist bejaht. Zweifeln, verneinen darf die Jugend schon, bejahen aber soll sie nicht, besonders verneinend nicht, denn dazu gehören enorme Kenntnisse und fleißiges Studium. Ich weiß dies Alles und wäre sehr gern bescheiden, wenn ich nicht die gezwungene und freche Bescheidenheit verabscheute. Man kann jung im Schreiben und schon sehr alt im Denken sein, besonders wenn man sein Leben beständig unter verdrückten Thränen zubringt, wenn der Zweifel im Herzen nagt und die Poesie das Einzige ist, die das Leben erträglich macht. Alles ist vergänglich, Liebe, Religion, Freundschaft, Pflicht, Patriotismus, Philosophie und Wissenschaft, nur die Poesie nicht. Wer sie im Herzen trägt, der verachtet das Leben und liebt es zugleich, der schlürft ihren Balsam mit gierigen Zügen hinab, selbst wenn sie nur den Gaumen kitzelte. Ohne Poesie ist das Leben nur

Digitized by Google

ein langer Selbstmord, nur gibt es leider Menschen, die sich stellen als liebten sie sie, so wie es falsche Liebhaber gibt. Wer die Poesie liebt, der ist ein sonderbarer, fast unerträglicher Mensch für den Philister. Aber haut ihn in Stücke und jede Ader in ihm zuckt noch poetisch. Doch zur Sache. Die Weltgeschichte ist die Geschichte der Menschheit, und die Geschichte der Menschheit die des Menschen. Sie ist aber nicht über ihn erhaben und ein außer ihm, selbstständiger, sondern ein integrirender Theil seiner selbst, und so wie es, unsern Begriffen nach, keine Vernunft ohne Materie gibt, so knüpft sie sich selbst an die Scholle und gestaltet sich je nach seiner Form. Sie unterliegt demselben Processe, wie die materielle Natur, sie entwickelt sich bis zu einem gewissen Grade aufwärts steigend, wie das Leben, und geht dann wieder abwärts, sorgt aber dafür, daß sich aus ihrem Keim wieder ein anderes, wenn auch nicht ganz ähnliches Leben gestaltet, das denselben scheinbaren Gesetzen unterworfen ist. Sie hat durchaus keinen permanenten Zweck, eben so wenig als der Mensch selbst, nur einen momentanen zeigt sie, aber mit jedem Moment bietet sich ein neuer dar. Hätte sie einen Zweck, und wäre es der edelste, das Sichselbstbegreifen, das Bewußtsein ihres höhern Ursprungs und das Zurückführen zu einem ersten Principe, so müßte sie ihn früh oder spät erreichen und würde von diesem Augenblicke an aufhören Geschichte zu sein, weil sie es nur als Mittel gewesen wäre. Nicht die Geschichte aber bildet den Menschen, sondern der Mensch bildet sie und übt sich zum Meister an ihr. Die Welt hängt an Nichts, sagt der Prophet sehr richtig, Nichts und Alles aber sind zwei Extreme, die sich berühren, und zwar so, daß sie in den alten Sprachen dieselbe Bedeutung haben. Die Weltgeschichte gleicht darin einem Meisterstücke der Kunst, das einen großen Gedanken verheimlicht. Man muß sich mehr hinzudenken, als es wirklich enthält, weil man so oft man es ansieht, immer etwas Neues zu entdecken glaubt. Das Gesetz in ihr ist Gesetzlosigkeit wie in den Elementen. Sie hat ihre Erschütterungen, Verfinsterungen, Krankheiten, Herbst- und Frühlingsmomente, aber sie läßt sich nicht durch ein äußerliches subjectives Gesetz bestimmen. Man muß ihr folgen wie dem Strudel des Meeres, das überall eine gleiche Ungleichheit hat, sie läßt kein ausschließliches System zu, weil sie alle in sich trägt, und betrachtet die verschiedenen Völker als Glieder zu einem Körper in einem Momente, die alle zu ihrer Gestaltung und Erhaltung nöthig sind, nur wechselt sie dieselben zum Gebrauche ab und zeigt ein neues Glied, sobald das alte morsch wird. Sie weiß nur wie der Mensch selbst, daß sie ihren Zweck nicht weiß, und wäre so wenig als der Mensch Mensch, wüßte sie ihn; die Weltgeschichte ist nicht das Weltgericht, sondern das Weltgedicht. Da das sich immer anders gestaltende Moment das Substantielle der Geschichte ist, so hat Hegel wohl Recht zu behaupten, man könne für die Gegenwart kein Beispiel an der Geschichte nehmen, weil jedes Moment einen anderen äußeren Zweck zu haben scheint. Jedes Moment aber in der Weltgeschichte repräsentirt den Menschen selbst und sie hat immer einen Theil, ein Volk, das die Stirne ist, worin ihre Vernunft keimt. Sobald es aber seines Vorzugs sich bewußt ist, ist der Culminationspunkt seines Glanzes da, wie bei dem Menschen selbst, der nur im Streben Großes hervorbringt und sobald er seiner Größe sich bewußt ist, abwärts geht. Die Weltgeschichte hat ihre Bahn wie die Sonne; da wo sie jetzt am äußersten Punkte steht, ist ihr Wendepunkt. Wahr ist's, sie kommt auch wieder zurück, nie aber wird sich ein Sommer dem andern gleichen. Ihre Strahlen haben dieselbe Kraft, aber andere Umstände der Naturelemente. Die Berge, das Meer, die Bearbeitung des Bodens scheinen auf sie rückzuwirken. Nur braucht die Geschichte Jahrhunderte, während die Sonne nur ein Jahr braucht. Daraus folgt, daß sie sich beständig gleicht im Ungleichen und daß sie alle Systeme zugleich haben muß, um eines scheinbar hervorzuheben. Schritte sie, wie Hegel behauptet, beständig fort und durchliefe sie verschiedene Völker, um bei jedem einen Gedanken auszuführen, so müßten die Länder alle ohne Ausnahme in das Nichts zurückstürzen; sie gliche dann der Lava, die alles in ihrem Flusse verzehrt, bis sie sich an einem gewissen Punkt verhärtet und zu etwas Festem ausbildet. Dem ist aber nicht so. Die Länder, die Völker, alle bleiben, nur Licht und Schatten wechseln, das Licht folgt auch wieder seiner Bahn, und da, wo jetzt Schatten ist, wird schon wieder Licht kommen. Nach Hegel wäre das Licht der Geschichte jetzt in dem protestantischen, gut geordneten Preußen; ich läugne es nicht, aber es ist sich seiner bewußt und ich wage es, ihm nach der Philosophie der Geschichte zu prophezeihen, daß die Geschichte ihm einst ihren Schatten zuwenden wird. Von dem Augenblicke an, als die Athenienser sich ihrer Superiorität bewußt waren, beschlossen sie selbst ihren Untergang. — Von dem Tage an als Salomon die ägyptische Prinzessin heirathete, also im höchsten Glanze des hebräischen Reichs, — sagt der Talmud, — legte Romulus den Grundstein zu Rom. — Ich habe im ganzen Talmud keinen größern Gedanken gefunden und gestehe gern, daß er mich zuerst auf diese Idee brachte.

Sie sehen, wo ich hinaus will, und daß, wenn man von politischen und religiösen Systemen spricht, eines nicht besser als das andere ist, da die Geschichte sie alle zuläßt und sie zugleich annehmen muß, weil sie beständig von einem zum andern übergeht. Was also der Politiker Ueberzeugung nennt, das hat der Philosoph nicht, er hat für kein System Ueberzeugung, er beobachtet nur lächelnd die Menschen und verachtet sie nicht selten. Deswegen ist der Deutsche so wenig Patriot, er ist zu viel Philosoph, und wenn ich selbst in Frankreich Patriotismus an den Tag lege, so ist dies blos Heuchelei, denn das Wort Patriotismus ist ein enger Gedanke. Doch wird man von der Menge mit fortgerissen, weil, wenn man das Gegentheil behauptet, nicht etwa verbrannt — was man leichter aushalten würde — sondern ausgelacht wird, und das hält der stärkste Philosoph nicht aus. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 153. — den 8. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Umrisse zur Geschichte der Liebe.

(Beschluß.)

Völlig kann natürlich keinem Weibe die Vermännung gelingen, und was den Männern die männlichen Frauen zum wünschenswerthen Umgang macht, ist in jeder Hinsicht der Rest von Weiblichkeit, den sie sich bewahrt haben. Es ist den Weibern eigenthümlich, Gefühle und Leidenschaften, die der Mann durch zu frühes Hinausgeben, durch die vorherrschende Richtung auf die Weltinteressen abzudämpfen pflegt, liebevoll, und sollt' es ihnen die größten Schmerzen verursachen, zu voller Reife heranzupflegen; einen aufgeregten Zustand, in welchen sie versetzt werden, lassen sie bis in die leisesten schmerzlichen oder freudigen Nachklänge austönen. Die Frauen sind die größten Psychologen, das Gebiet der Sympathien und Antipathien ist ihr angebornes Reich, das sie nach allen Seiten durchwandern, in welchem sie die unscheinbarste Stelle aus Anschauung und Erfahrung kennen. In einer Zeit, wo der Mensch in sein Innerstes dringen will, um hier ein Gesetz zu finden, das alle Welt als ein ursprüngliches anerkennen soll, muß deswegen den Frauen bei allen sittlichen Debatten eine Hauptstimme gegeben werden, so gut als in den Opern, die nur durch die Frauen leben können. Wo wäre es einem Manne gegeben, im Gesange ein leidenschaftlich bewegtes Herz so durchsichtig zu machen, ein Schmerzensleben so bis in die kleinste Faser hinein künstlerisch nachzubilden? Diese Kenntniß der Herzensgeheimnisse, der eigenen wie der fremden, denn wer seine eigenen kennt, kennt auch die der Andern, die Kunst, sie im Gespräch, in künstlerischer Sprache, im Gesang offenbar zu machen, ist der Magnet, der den gebildeten Mann in die Frauenkreise zieht. Die Dialektik der Neigungen und Leidenschaften ist das Spiel, zu welchem man sich hier niedersetzt, und wenn die Männer bei solchen Gesprächen in der Regel eine Opposition bilden, so geschieht es in keiner schlimmern Absicht, als den Feind zu zwingen, daß er, im Bemühen um den Sieg, seine verborgensten Schätze zu Tage bringt. Diese Psychologie nun kommt bei den männlich gebildeten Frauen mehr zum Vorschein, ihre Freiheit gestattet ihnen, offen damit herauszurücken, sie gehen damit aber auch wieder in ihre eigenthümliche Sphäre zurück, denn als verkleidete Männer verlassen sie den Boden, auf welchem jene Erfahrungsseelenkunde gedeiht. Die sogenannten geistreichen Frauen können nur dann liebenswürdig werden, wenn sie aus ihrer Rolle fallen, und nur eine gewisse Kühnheit, sich zu äußern, davon zurückbehalten. An solchen, die sich nie vergessen und nie zur Liebenswürdigkeit sich verirren, ist kein Mangel bei uns, und diese Caricaturen haben einer freieren, würdigeren Stellung der Frauenwelt unendlich geschadet. Bildung der Frauen schien Vielen nothwendig zur Verzerrung des weiblichen Charakters zu führen, sie brachten Ansichten über den Frauenberuf an den Tag, die man sich nur nachzusprechen schämen muß. Laß uns einmal ein geistreiches Paar herausnehmen, wie es in seinem Ueberdruß an der

Verbildung in die Unbildung hineinſpringt, in das alte Eheverhältniß, wo der Mann der Herr und die Frau die Magd war. Da iſt ein junger Literat voll Luſt, geiſtige Schätze auszutauſchen, er ſucht eifrig jede Gelegenheit, mit modernen Frauen in Berührung zu kommen, ſchwatzt ſich mit ihnen einige Jahre herum, genießt von Dieſer und Jener Zärtlichkeiten, aber je mehr er die Sache recht anſieht, deſto lauer wird ſein Enthuſiasmus. Eines Abends kommt er müde geſchwatzt nach Hauſe, er wagt Kritik anzulegen an die Bewunderte, eh' er es weiß, hat er die ganze Culturgattung zerrieben, und Morgens darauf — es iſt ein ſchöner friſcher Frühlingsmorgen — faßt er keck den Entſchluß, dieſe unnatürlichen Kreiſe auf immer zu verlaſſen, und ſich ein naives, der modernen Cultur fremdes Mädchen zur Geliebten, zur Gattin zu wählen. Wie wohl iſt ihm zuerſt in der einfachen Umgebung ſeiner Geliebten, das Mädchen iſt ſo kindlich und unſchuldig: welch' ſchöner Gegenſatz zu den verbildeten Damen! Aber leider iſt dieſe Uncultur nur im Gegenſatz zu einer verfehlten Bildung ſchön, jemehr ſich der junge Mann von den Salons zurückzieht und ſeine Geliebte ohne Beziehung auf dieſe betrachtet, deſto hohler und leerer erſcheint ſie ihm. Die Bedürfniſſe geiſtiger Mittheilung regen ſich wieder, über was ſoll er mit ſeinem naiven Kinde reden, er kann nicht einmal zu ihrer eigenen Verherrlichung mit ihr auf die geiſtreichen Frauen losziehen, denn ſie weiß nicht, was für Leute die geiſtreichen Frauen ſind, ſie unterhält ihn mit Familienklatſchereien, mit Viſitenbeſchreibungen. Schon vor der Hochzeit ſieht ſich der Culturflüchtling getäuſcht, und wird am Ende aus Langerweile ein Hausthrann. Oeffentlich geſteht er natürlich ſeinen Mißgriff nicht, im Gegentheil, ſeine Verfolgung der literariſirenden Damen wird immer einſeitiger, ſein Anpreiſen der geſunden einfachen Frauen immer dringender, der Betrogene will ſich und die Welt glauben machen, er habe das beſte Theil erwählt. — Aus ſolchen Erfahrungen muß ich die barbariſchen Reactionen gegen Frauenemancipation herleiten, Reactionen, die nicht nur von Männern, ſondern ſelbſt von Frauen ausgehen. Auch unter dieſen mag es ſchon Manche gegeben haben, die ihres männlichen Treibens in bitterer Reue überdrüſſig wurden, ſie werfen dann, wie man es im Zuſtande des Ekels zu thun pflegt, mit einem Male die Männerkleidung von ſich, um unter einer Haube ihre Sünden zu büßen, und ſich demüthig dem Gebote, „und er ſoll dein Herr ſein," zu unterwerfen. Ein guter Philiſter wird dann die Strafe zu exequiren ausgeſucht: kann es aber dieſen Frauen anders ergehen als den Männern, von denen wir eben ſprechen? Verwiſcht ſich die Erinnerung an ihr früheres Leben, deſſen Gegenſatz ihrem jetzigen einen Werth geben mag, treten gewiſſe Anſprüche, welche nur ihre Uebertreibung für kurze Zeit als ſündige Prätenſionen erſcheinen laſſen konnte, allmälig wieder hervor, ſo iſt die Ehe ein hartes Joch, das der Büßenden den Nacken wund reibt und ihr Aeußerungen erpreßt, die doch nur das Gefühl des Unglücks betäuben ſollen.

Was wird ſich aus allen dieſen Wirren entwickeln? Laß mich in wenigen, allgemein gehaltenen Worten das Ziel, das die Gegenwart ſucht, andeuten. Es iſt die Gleichſtellung der Frauen mit den Männern, was die junge Generation, an der es jetzt iſt, ihre Bedürfniſſe geltend zu machen, von der Societät durchaus verlangen muß, weil ſie nur unter dieſer Bedingung lieben und leben kann. Alle andere Formen der Liebe ſind für uns antiquirt, die romantiſche Liebe erſcheint uns lächerlich, die bürgerliche langweilt uns, wir wollen die Frauen nicht über, nicht unter uns ſtehend haben, wir wollen ſie nicht in unſern eignen abgetragenen Kleidern umhergehen ſehen, ſie ſollen mit uns gleich berechtigt ſein, ihre Sphäre ungehindert, ſo weit es ihnen möglich iſt, auszubilden. Nicht darin beſteht die Emancipation der Frauen, daß man ſie von der Weiblichkeit emancipirt, was der größte Zwang wäre, den man ihnen auferlegen könnte, aber von dem engen Begriffe der Weiblichkeit, der bisher in der Welt curſirte, den neuere Erſcheinungen in der weiblichen Welt, die ich Dir nicht zu nennen brauche, hinlänglich in ſeiner Armſeligkeit dargeſtellt haben, von dieſem ſollen ſie erlöſt werden. Das männliche und das weibliche Element ſollen in ihrer gleichen Berechtigung anerkannt werden als die Elemente, die, ein jedes ſo viel als das andere mitwirkend, ein wahres naturgemäßes Leben bilden. Die langweiligen Phraſen, daß die Weiber nur für den Hausbedarf geſchaffen ſeien, haben in der Gegenwart, die das Bedeutendſte, was ſie an neuentdeckten geiſtigen Schätzen aufzuweiſen hat, großentheils Frauen verdankt, überall keinen Sinn mehr, und wenn man die jetzt thatſächliche Wahrheit, daß Frauen thätige Theilnahme an den höchſten Intereſſen nehmen können, mit der alten Trivialität, daß keine Regel ohne Ausnahme ſei, entkräften will, ſo kommt hiermit eine beliebte Vorſtellungsart zur Sprache, die in ihrer ganzen Plumpheit hingeſtellt zu werden verdient. Die Männer ſehen nämlich in der Regel die

Digitized by Google

Weiber blos als Gattungswesen an, als allzusammen gleichgeartet: „die Weiber lieben die Veränderung, sie haben keinen Witz," solche und ähnliche Redensarten, die den Weibern die Individualität nehmen und allen ohne Unterschied dieselbe Bestimmung anweisen, hört man häufig genug. Solcher Ansicht scheint nun freilich die Emancipation der Frauen aufs unsinnigste die Höhe der Bildung für alle Weiber ohne Ausnahme verlangen zu wollen.

Genauer bestimmen zu wollen, ins Einzelne hinein, zu welcherlei geistigen Leistungen die Frauen besonders befähigt sind, ist Thorheit: ist doch das weibliche Gemüth mit seiner ganzen Fülle und Kraft ein kurz erst entdecktes Land, dessen Reichthum wir aus den einzelnen wenigen Früchten, die bis jetzt zu uns gekommen sind, nur ahnen können. So viel aber ist mit Sicherheit zu sagen, daß im Leben, in der Kunst und Wissenschaft des Neuen genug zu unserem Staunen enthüllt werden wird, wenn einmal die Frauen den Muth gewonnen haben, die Geheimnisse ihrer eigenthümlichen Anschauungen zu offenbaren. — Ich muß mich zur Kürze zwingen, meine Freundin, ich bin an einem meiner Lieblingscapitel, über das ich ein dickes Buch schreiben möchte, aber es ist nicht anders möglich, als daß man bei einem Gegenstande, den man kaum erst entdeckt hat, ins Faseln geräth, wenn man nichts weiter als das Allgemeinste sagen will. Das darf ich aber, ohne Furcht, eine falsche Prophezeihung auszusprechen, kecklich behaupten, daß ein neues Leben der Liebe entstehen wird, wie es die Welt bis jetzt nie gesehen hat, wenn sich die Männer einmal Frauen anschließen können, die mit ihnen auf gleicher Höhe stehen, und sich doch in einem völlig eigenthümlichen Kreise bewegen, so daß Eines ewig dem Andern unentbehrlich ist, Eines ewig das Andere ergänzt. Dann wird Freundschaft und Liebe wieder zusammenfallen, die Geschichte der Liebe wird in ihren Anfang zurückkehren, zwei Liebende werden sich Alles sein können, das innigste Verständniß wird sich ergeben, und doch wird Jedes auf sich selbst sehen, der Mann wird ganz Mann sein, denn wenn das Weib Alles ihm Zukommende an sich gezogen hat, so kann es dem Manne nicht mehr, wie bisher so oft geschah, einfallen, das Weib zu spielen, und das Weib wird ganz Weib sein, eben weil der Mann ganz Mann ist.

Den Beginn dieser socialen Revolution haben wir bereits hinter uns, die Menge, die sich um die ersten Debatten versammelte, hat sich verlaufen, und die Meisten sind nun wohl der Meinung, die ganze Sache sei als eine Thorheit wieder in Vergessenheit gerathen, während sie gerade jetzt erst in dem Allgemeinbewußtsein lebendig wird, sich hier von Willkürlichkeiten und Zufälligkeiten reinigt, und in kurzer Zeit nicht mehr in Büchern und Theorien, wohl aber im Leben ihr Dasein erweisen wird. Wie könnten wir an der Verwirklichung dieser Idee zweifeln, da sie mit andern Ideen, die bereits ins Leben eingedrungen sind, so innig verbunden ist, daß wir Vieles, dessen wir uns Alle gemeinsam erfreuen, wieder zurückgeben müßten, wollten wir die Gleichstellung der Frauen nicht anerkennen. Laß' uns, meine Liebe, diesem Frühlinge uns entgegenfreuen, der Zeit, wo zwar nicht die Thränen, denn wir weinen ja keine, aber die Spuren eines dumpfen, unbefriedigten Hinbrütens von den Gesichtern der Jugend werden weggewischt werden; in der allgemeinen Freude können wir dann vielleicht vergessen, daß diese neue Zeit in uns einen ersten Mai feiern wollte, den uns ein winterlicher Regenschauer aufs grausamste verdorben hat.

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[Sociale und literarische Krisis; Balzac's Grand homme.]

Dieses vorausschickend wage ich dreist zu behaupten, daß Frankreich einer neuen blutigen Katastrophe entgegen geht, die in ganz Europa wiederhallen wird. Bis jetzt hat dieses großmüthige aber leider nichtphilosophische Land noch keine Zeit gehabt, über die letzten vierzig Jahre nachzudenken, sie wollen warten, sagen sie, bis die Probe auf die Rechnung gemacht wird, aber diese Probe machen sie und ganz Europa und alle Teufel hindern sie nicht daran. Wahr, persönlicher Ehrgeiz wirft und mengt die Würfel, aber sie selbst sind die Würfel der Geschichte und jeder Pflasterstein in Paris scheint mir eine historische Wichtigkeit zu haben. Zuerst eine Thatsache.

Woher kommt es, daß hier in Paris jeder Mensch, Schriftsteller oder Staatsmann, moralisch verachtet wird, wenn er die Regierung unterstützt oder vertheidigt? O, davon haben Sie in Deutschland keinen Begriff, Völker und Fürsten wissen das nicht, denn Eure Gesandten speisen nicht mit Studenten und Journalisten, wie ich. Aber dies erstreckt sich auf jede und alle Gesellschaft hier, man darf den nobelsten Charakter haben, die schönsten Talente besitzen, sobald man die Regierung vertheidigt, ist man verkauft, ein Elender, ein Verräther am Volke und so weiter. Die Ursache liegt darin, weil die jetzige Regierung wirklich keinen ergebenen Freund hat, der nicht bezahlt wird; da aber der König müde wurde, so platzte es los und die Coalition entstand. Wissen Sie, warum Thiers schweigt? Er schreibt so wenig eine Geschichte des Consulats als ich. Das einzige Mittel, Thiers zu depopularisiren, wäre, ihn zum Minister zu machen. In sechs Monaten wäre seine ganze Zukunft ruinirt. Er entging diesmal dem Unglück, aber umsonst hat

Digitized by Google

er nicht angezeigt, er schreibe eine Geschichte für 500,000 Fr. Thiers legt der Nation Rechenschaft ab, woher er sein Geld hat, er kennt die Presse, aber das Geld kommt doch anderswoher und Alle täuscht er nicht. Aber Lafitte ist wieder reich, enorm reich. Wissen Sie, was das heißt, Lafitte ist reich und hat wieder Millionen? Die Bourbons wissen das und vielleicht gewisse Diplomaten auch. Ich werde nächstens eine Charakteristik der hiesigen Staatsmänner liefern. O, Ihr deutschen Fürsten, Ihr, die Ihr Vernunft und Einsicht habt, versäumt es ja nicht, Euch die Liebe Eurer Völker und besonders der Talente unter Euch zu erwerben. Wir gehen einer neuen Zeit entgegen und alle strengen Maßregeln nützen nichts, die Geschichte fragt nichts nach der Censur, noch nach den Ordonnanzen, und erscheinen sie auch in Hannover. So lange Paris steht, nützt kein Einengen, kein Verschweigen, und die Geschichte hat immer ihr Paris. Die Regeneration des Talents, des neuen Adels, ist unvermeidlich, sucht bei Zeiten es auf Eure Seite zu bringen, denn ist es Euch feindlich gesinnt, so brechen sich alle Eure Maßregeln an ihm, wie die Wellen an dem steilen Felsenufer. Wahr, es gibt ein falsches Talent, ein falsches Genie, aber es gibt auch einen falschen Adel, ein falsches Prärogativ, und der wahre Adel hat nie etwas zu fürchten; denn dieser erkennt die Zeit und faßt sie beim Schopfe. Die französische Regierung weiß es, hört man hier einen Minister sprechen, oder diejenigen, die sich ihnen nähern, man glaubt, sie wären Oppositionsjournalisten, so sicher sind sie ihres Falls, ihres precären Zustandes, nur, sagen sie, muß man Widerstand leisten, so lange es geht, während die andere Partei, das heißt die enorme demokratische Majorität, ihres Erfolgs so sicher ist, daß sie ruhig wartet, bis sich die Feinde verblutet haben. Es ergibt sich aus den trüglichen Formen unserer Gegenwart nur die Eine Wahrheit: Europa geht einer socialen Umwälzung entgegen. Die Gesellschaft beruht jetzt blos auf Egoismus, Geld- und Industriesucht, Schwindel und Elend. Sie wird in das andere Extrem verfallen, um in die Mitte zu kommen. Um einen krummgebogenen Stock wieder gerade zu machen, muß man ihn auf die andere Seite biegen.

Gehen wir nun auf die Literatur über, denn auch diese wird auf Deutschland zurückwirken. In dem Augenblicke, wo ich Ihnen schreibe, ist eine literarische Krisis hier, wie sie eben in Deutschland unmöglich ist, obschon auch dort dieselbe Erscheinung sich im Buchhandel und Journalismus zeigt. die meisten Buchhändler stellen ihre Zahlungen ein, die meisten Journale können nicht zahlen und das Heer der Schriftsteller leidet buchstäblich Hunger. Woher dies? Aus drei Ursachen. So wie in Deutschland, schreiben hier unter 50 Schriftstellern 49 ohne Beruf. Die Menge der Journale schuf sie, das Handwerk lockte an und so gab's Schriftsteller wie die Pilze, ich wiederhole es, so wie in Deutschland, denn auch dort erscheinen Journale und Bücher ohne Gedanken, ohne Poesie, ohne Zweck und ohne Mittel. Dies kommt von dem Unheil der Leihbibliotheken. Da diese alle Neuigkeiten kaufen müssen, so druckt der Verleger, ohne lange zu fragen, was, wenn nur ein Name da ist. Ein Buchhändler ist in meinen Augen entweder ein bedeutender Mann im Staate oder ein elender Schacherjude. Wenn er wie die Meisten ohne Bewußtsein darauflos druckt, ist er für die Gesellschaft ein Scheusal. Wegen der Leihbibliotheken aber kauft Niemand mehr ein Buch, gerade so wie in Deutschland, daher kommt es, daß das gute Buch nicht mehr einträgt als das schlechte, und daß daher jeder nach der Quantität und nicht nach der Qualität arbeitet. So lange die Leihbibliotheken nicht gesetzlich verboten werden, ist kein Heil für die Literatur, noch für die Schriftsteller oder Buchhändler.

Zweitens ist das französische Publikum endlich der Romane satt. Der hiesige Schriftsteller lebt wie ein Fürst, hat Schulden wie ein Prinz und schreibt aufs Gewicht. Welcher Mensch erschöpft sich aber nicht! Er muß sich dann verkaufen, für eine Sache kämpfen, die seinem Herzen fremd ist, jede Aufrichtigkeit verschwindet, jedes Gefühl wird erstickt und so wird die Literatur durch einen Selbstmord entwürdigt. In diesem Augenblicke hat Balzac ein Buch: „Un grand homme de province" ins Publikum geschleudert, ein Buch, das eine Erscheinung ist, da die ganze Kritik sich wie eine Riesenschlange dagegen windet und dennoch ist es die reine Wahrheit, nur mit übertriebenen Farben. Hören Sie! Ein junger genialer Mann kommt nach Paris mit 1500 Fr. Die sind bald zum Teufel, denn er hat eine Geliebte. Er wird arm, erwirbt sich wahrhafte Freunde, die über dem Glück der Menschheit nachdenken und die jetzige Gesellschaft verachten, aber er hat Gedichte und Romane und will einen Namen. Zufällig macht er die Bekanntschaft eines Journalisten, und hier lade ich alle Deutschen ein, die Scenen zu lesen, die in dem Bureau des Journals vorfallen. Balzac weiß dies sehr gut, ich aber weiß auch, wie es in Deutschland zugeht. Nach und nach liefert er Artikel, verkauft den Roman, macht mit Schauspielerinnen Bekanntschaft, besonders mit einer Namens Coralie, die von einem Rentier gehalten wird. Coralie ist ein Engel, sie liebt wahrhaftig, entsagt dem Rentier und hilft ihrem Geliebten. Dieser ist ein bedeutender Mann geworden, er hat sich einem großen Journale verkauft, verdient 100,000 Fr. jährlich, aber ach! dies dauert nicht lange, denn da er bereits allen Parteien gedient hat, so fällt nach und nach sein Credit. Das Elend kommt, denn vom Sparen weiß man hier nichts, das weiß Balzac sehr gut, der arme Teufel. Coralie stirbt, der Journalist kommt nach Hause und hat elf Sous in der Tasche. Um den Sarg zu bezahlen, macht er liederliche Trink- und Liebesgedichte. — (D. B. f.)

Notiz.

[Dr. Wirth.]

Dr. Wirth, der vor etwa drei Jahren Hof verließ und nach Nancy flüchtete, lebt mit seiner Familie seit einiger Zeit in Straßburg. Er gab die bei Winter in Heidelberg erscheinende Zeitschrift „Braga" heraus, die jedoch trotz des Buchhändlers honoriger Bereitwilligkeit, Wirth's Existenz nicht sicherte. Er sieht sich jetzt hart bedrängt, da der Druck seiner Schriften in Deutschland mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Er hat eine Geschichte seines öffentlichen Lebens und eine Auswahl seiner Schriften zum Druck bereit.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 154. — den 9. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Gemäldesammlung des Marchese de las Marismas zu Paris.

Von J. Duesberg.

Nur wer ein spanisches Museum gesehen, versteht die spanische Geschichte; nichts als graue, düstere Farben, harte, grelle Schatten, abgezehrte Gestalten, abgeschnittene Köpfe, und das blutige Schwert daneben, Märtyrer, die auf brennenden Stühlen festgebunden sind, andere mit einem Degen in der Brust oder einem großen Nagel im Kopfe, andere, denen die Eingeweide aus dem zerrissenen Leibe abgehaspelt werden. Alles Weh und alles Leiden, und hier und da bricht der Himmel durch die Finsterniß und die Palme des ewigen Lohnes winkt den Bedrängten. O, ich begreife sie jetzt recht gut, die grimmige Bekehrungswuth, die so grausam war und doch so aufrichtig fromm!

Die spanische Kunst ist katholisch, fürchterlich katholisch; sie trägt ein härenes Gewand und führt eine Geißel bei sich, und hat Wundmale an Händen und Füßen: ihre Begeisterung hat etwas Drohendes und Verzweifelndes zugleich: ihre Gebilde entstehen unter dem Glockengeläute, das den armen Sünder aus dem Inquisitionskerker zum Scheiterhaufen ruft; sie sind finster und grausig wie die Mitternacht in der dumpfen Klosterkirche, wo unter fanatischen Peitschenhieben das Blut von dem Rücken der Büßenden strömt. Und doch, wenn man eine Zeit lang unter den Blicken der Mönche gestanden, die an schreckensvoller Andacht zusammenschaudern, wenn man vor den unzähligen Blutzeugen gestanden, die das zerschmetterte Haupt so muthig gen Himmel erhoben, so wird man von der Gewalt dieser unerschütterlichen Ueberzeugung ergriffen. Wenn man gekommen, zu prüfen und zu rechten, und findet sich nothgedrungen, neben den frommen Männern auf die Knie zu fallen, und, wie sie, um Gnade und Barmherzigkeit zu flehen. Schreckliche Menschen sind mitunter diese spanische Religiosen, und doch muß man sie bewundern: so demüthig, so zerknirscht im Heiligthume, und so stolz, so energisch dem Feinde des Glaubens gegenüber. Die Mönche des Zurbaran mögen wohl manchen Ketzer zum Tode geführt haben, allein gewiß beteten sie mit Andacht vor dem Feuerstrahle, der sie verschlang, und flehten inbrünstig für das Seelenheil des jammernden Schlachtopfers.

Die spanische Kunst will weiter nichts als den Glauben verherrlichen: sie buhlt nicht um die Gunst der Welt! Die Schönheit flieht sie wie eine Sünde. Da sieht man keine lockende Form, kein üppiges Fleisch, keine Spur lüsterner Andacht, die zum Kreuze aufblickt, wie die Braut zum Bräutigam, der Mensch ist lauter Asche und Staub: seine Gestalt erscheint dürftig und ohne alles Ideale: was ihn adelt und erhebt kommt von oben, Christus und die Madonnen selbst sind nicht schön: das Göttliche schimmert nicht durch die Menschenhülle. In der Galerie des Hrn. Aguado, Marquis de las Marismas habe ich einen heiligen Bernhard gesehen; eine hohe Gestalt im weißen Habit, wie seine meisten Mönche;

Digitized by Google

unregelmäßige Züge, an denen das Fasten und Beten genagt. Der hinterwärts gesenkte Kopf zeigt hagere, straff gespannte Wangen, ein kurz abgeschnittenes Kinn, fahles Fleisch, eine verkümmerte, abgemagerte Natur: aber über dem vulgären Antlitz thut sich leise der Himmel auf, und vor dem matten Schimmer erscheint die ganze Gestalt wie verklärt. Dies Bild scheint mir charakteristisch; eben so ein Blatt von Al. Cano, die Kasteiung eines Heiligen. Der fromme Sünder ist ein kräftiger Mann in voller Reife; der Mittag des Lebens spricht heiß und strahlend aus Aug' und Zügen. Der Heilige kniet: zu seinen Füßen liegt der Teufel, kein bocksfüßiger, zottiger Teufel, der nach Ruß und Schwefel riecht, sondern der wahre Verführer, der wie ein Frühling duftet, und lächelt wie ein Seraph, und Arme und Busen hat so weiß wie die Unschuld, und Wangen und Lippen so roth wie die Keuschheit, wenn sie beim Anblick des Lasters erröthet. Den heiligen Mann hat die Gluth des schwarzen Auges entzündet, der böse Feind in Gestalt einer schönen Frau hat ihn besiegt, noch kann er nicht vom Verführer lassen; die eine Hand ruht auf dem Herzen der Buhlerin, die andere in der strafenden Kohlengluth. Nur als böses Princip wird die Schönheit bei den Spaniern zugelassen, und das ist sehr schade. Die Spanier haben sich allzu ängstlich einer sehr orthodoxen Häßlichkeit befliffen. In den 163 spanischen Bildern des Herrn de las Marismas ist kaum ein leidliches Gesicht ausfindig zu machen, einen Jesuknaben von Ribera und eben den gar lieblichen Gott-sei-bei-uns des Al. Cano ausgenommen.

Dieser Ribera ist aber dennoch eine teuflische Natur. Den Künstler muß man vom Menschen trennen, freilich! Der Dichter, der die Julie schuf und die Miranda, schuf auch die Lady Macbeth und den Richard, und edle Naturen schildern das Böse um deshalb so lebendig, weil sie es so grimmig hassen. Ribera war aber ein Raufbold, ein tückischer Bluthund, der stets einen Mord in der Erinnerung oder in der Hoffnung genoß, dem es nicht genügte, dem Gegner das Eisen in die Brust zu stoßen und aus der Wunde das Blut zu seinen Füßen sprudeln zu sehen: das Schlachtopfer trägt er gleichsam mit sich fort, wie ein Raubthier, und schleppt es mit sich in seine Werkstätte, und hat eine höllische Lust daran, das zerrissene Fleisch und die spritzenden Adern, und das Todeszucken auf der Leinwand zu verewigen. Seine Märtyrer peinigt er mit dem kannibalischen Genusse eines Henkerknechtes, und die halb geschundenen oder brennenden Gestalten empören noch mehr gegen den Maler als gegen den Verfolger. Der heil. Lorenz und der heil. Bartholomäus in der Galerie des Hrn. Aguado gehören nicht zu Ribera's besseren Leistungen. Zwei Kreuzabnahmen, eine heil. Familie haben die finsteren, harten Schatten, das solide Colorit, die feine Manier bezeichnen. Der Jesuknabe ist im Style des Correggio: ein zarter, coquetter Blondkopf mit einer goldenen Lockenkrone: man könnte ihn für einen Amor halten, den die Venus eben geküßt, und der vor Wonne roth wird und die Augen zudrückt, oder für einen Zephyr, der noch schlaftrunken vor dem Wagen der Aurora herschwankt. Beschaut man nun nicht weit davon den heil. Hieronymus in der Höhle, mit seinem Löwen, den frommen, in Gott entzückten, abkasteiten Mann, so kräftig in seiner verwitterten, knochigen Gestalt, so muß man allerdings das biegsame Talent bewundern, ohne darum den bösen, unversöhnlichen Menschen minder zu hassen, der nicht abließ von seinem Nebenbuhler, dem ehrlichen Domenichino, bis er ihn zu Grunde gerichtet, und zuletzt, so geht die Sage, die mordgeübte Hand gegen sich selbst wendete.

Ribera lebte großentheils in Italien; er wird zur Schule von Valencia gerechnet; in einem Dorfe, nahe bei dieser Stadt, kam er zur Welt, und starb zu Neapel 1656 oder 1659. Sein erster Meister war der Spanier Ribalta. Später bildete sich der Spagnoletto, wie ihn die Italiener hießen, unter Caravaggio und dann unter Correggio. Der Stifter der Schule von Valencia ist Joanes, der Vater; er studirte gleichfalls die Italiener in ihrem Vaterlande; wir haben von ihm blos zwei Gemälde in der Galerie des Herrn Aguado gesehen, ein Abendmahl und den Evangelisten Johannes, beide nicht über anderthalb Schuh hoch. Im spanischen Museum des Louvre befinden sich sechs Gemälde von Joanes: Gott Vater und Gott Sohn, die Auferstehung, eine Magdalena, der heil. Hieronymus und der heil. Franciscus, ein Christus und ein Mönchskopf. Joanes ward geboren im Jahre 1523 und starb 1579, und war ein Zeitgenosse des Morales.

An der Spitze der Schule von Madrid steht Velasquez; er war ein großer Herr, Hofmaler, Hoffourier, Kämmerer und Günstling des Königs; das Elend hielt ihn nie mit der eisernen Faust an den Flügeln seines Genius fest, und der Lorbeer, den ihm der Ruhm aufsetzte, war von schwerem Golde. Velasquez hat etwas Vornehmes, Feines; er meidet die triviale Natürlichkeit, welche die Spanier sonst zu suchen scheinen. Meist entlehnt er seine Gegenstände dem Hofleben: Portraits von

Infanten und Infantinnen, Hofdamen, Inquisitoren, Fürsten und Grauden, hübsche Frauen, Reiter, die in reicher Uniform vorüberziehen, eine Schöne im Bade. Velasquez malte meist nur für den König, seinen Gönner, der selbst Dilettant war. Das Kreuz des Jakobsordens an einem Portrait des Velasquez ist von Philipps IV. eigener Hand.

In der Galerie des Herrn de las Marismas sind 18 Bilder von diesem Meister; darunter der Tod des Seneca (4¼ Schuh hoch, 7 Schuh breit), die Enthauptung des heil. Johannes (7 Schuh hoch, 10 Schuh breit), und ein Mädchen, das einen Mohren wäscht (5½ Fuß hoch, beinahe 5 Fuß breit). Der Mohr ist ein netter, hoch aufgeschossener Bursche, ein allerliebster Mohr, wirklich ein schwarzer Engel; das Mädchen ist in ihn verliebt, der arme Junge gibt sich mit aller Aufmerksamkeit zur Operation her, er möchte nachhelfen, und wünscht nichts sehnlicher, als daß er so weiß werden möge, wie das holde Kind, das ihn gar muthwillig und gar spöttisch und doch so gut und freundlich anlächelt. So heiterer Humor, so glühende, funkelnde Farben sind bei den Spaniern etwas Seltenes.

Die beiden andern Bilder thun im Ganzen wenig Wirkung, die Herodias ist allerdings eine sehr stolze Gestalt, wie sie der königl. Kämmerer nur immer am Hofe finden konnte; die kalte innere Bosheit spannt die edlen Züge, ohne das Ebenmaß zu stören, doch erweckt die große Schüssel, auf welcher sie das Haupt des noch lebenden Apostels empfangen will, eine widrige Empfindung. Der Märtyrer kniet auf einem Gerüste, der Henker hat ihn beim Schopfe und beugt ihm das Haupt rücklings, so daß sich die Gesichtsmuskeln frazzenhaft verziehen. Auch dem Seneca in der Badewanne fehlt es an Würde, und die Zeit hat das graue Colorit bedeutend verdüstert. Als Kammerherr begleitete Velasquez die Infantin Maria Theresia auf die Fasaneninsel, wo sie Ludwig XIV. ausgeliefert wurde. Velasquez wurde geboren zu Sevilla im Jahre 1599 und starb 1660 zu Madrid. Sein Mentor waren Herrera der Aeltere, sodann Pacheco, der ihm seine Tochter zur Frau gab; in Sevilla bildete er sich nach Tristan, und später zu Madrid nach den in- und ausländischen Kunstwerken der dortigen königl. Sammlung; ferner besuchte er Venedig, Rom, Neapel, Florenz und Parma. Italien bereiste er zweimal; auf seiner zweiten Reise ward er zum Mitgliede der Malerakademie zu Rom ernannt, 1648. Im Jahre 1650 erhob ihn Philipp IV. in den Adelstand.

Zurbaran ist so fromm wie die Heiligen, die er malt, darum wirkt er oft so Großes mit so kleinen Mitteln; ein Mönchskopf und eine Mönchskutte, weiter braucht er nichts, um das Gemüth mit Grausen oder Entzücken zu erfüllen, darum auch ist eine so große Mannichfaltigkeit in seinen Bildern, die alle dasselbe ausdrücken; es sind immer die angstvollen Träume der Klosterzelle, die quälenden Hoffnungen der Reue, das beklemmende Entzücken der Seele, die gleich der Blume in der finstern Knospe das nahe Licht fühlt; es ist immer das Ahnen des Unendlichen, das in der inneren Nacht des vergänglichen Geschöpfes vorüberzuckt, wie ein blitzender Widerschein der höllischen Flammen, oder sanft und stille glimmt, wie die Morgenröthe des neuen Tages. Im spanischen Museum des Louvre kommt unter den Werken des Zurbaran der heil. Franciscus sieben Mal vor, betend, in Betrachtung, in Extase; darunter ist ein Bild, der Ruhm und der Stolz Spaniens, der Heilige ist in den dunkelsten Winkel der Kirche geflüchtet, das Gewölbe hängt schwer und dumpf hernieder, die Kapuze ist tief übergezogen. Anfangs sieht man auf der schwarzen Tafel nichts als eine graue Mönchskutte, mit einem Todtenkopfe auf zwei gefalteten Händen. Unter dem Beschauen erhellt sich die Nacht, die den herrlichen Kopf umhüllt, und dann hat man eigentlich selbst eine Vision. Ueberirdisches Licht scheint sich durch die finstern Schatten hin zu zersplittern; grandiose Züge treten hervor, still in zerknirschter Demuth, bei aller Kraft und Majestät; milde Grazie spielt um den schönen trauernden Mund, entzückter Schmerz ruht auf dem Antlitze des Heiligen; es ist als wenn eine Wolke von dem Throne Gottes an ihm vorüberzöge mit ihren Donnern und ihren jubelnden Engeln, als wenn die Leiden der großen Erlösung auf ihn sich herabsenkten und er hörte zugleich Eloa den Seraph von der Morgenröthe herab die Auferstehung verkünden. Zurbaran ist hier so groß wie die größten Italiener.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Balzac und Janin; literarische Krisis.]

— Ich muß hier einhalten, das Herz wird mir schwer; denn diese Geschichte ist buchstäblich wahr. Ein Dichter, der den Sarg für seine Schwester nicht bezahlen konnte, dichtete für einen elenden Buchhändler auf dem Sarge liederliche Gedichte. Bei jeder Strophe küßte er den Leichnam seiner einzigen Freundin und bat sie um Verzeihung; als er vollendet hatte, fand man ihn halbtodt neben

Digitized by Google

dem Sarge, und seine Freunde zahlten die Kosten des Begräbnisses. — Balzac benutzte dies. Er läßt sein Genie enttäuscht, entnervt und entmenscht in die Provinz zurück wandern, wo es Müllersknecht wird. Du mein Gott! diese Zukunft liegt mir wie ein Stein auf dem Herzen und sie entgeht hier selten Einem, wenn auch in einem andern Sinne. Aber in diesem Buche hat Balzac keinen andern als Jules Janin gezeichnet, der hier vier Jahre am Figaro arbeitete, mit Komödiantinnen lebte und in seinem Barnave so heftig gegen das Haus Orleans schrieb, bis dieses ihn kaufen mußte. Dies das Geheimniß. Daher schleudert Janin sein Gift auf Balzac und doch ist er getroffen und hat noch die Dummheit begangen, dem Publikum zu zeigen, daß er es verstanden. Dies Buch ist daher charakteristisch in diesem Augenblick und bald werden sich die hiesigen Literaten einander eben so entehren und verzehren, wie es in Deutschland bereits der Fall ist. Aber Balzac selbst ist auch todt, das Publicum hat ihn satt, und auch Sand, wenn sie so fortschreibt, entgeht ihrem Schicksal nicht. Dumas ist gar als ein altes Waschweib verachtet; — und doch ist er erst 36 Jahre alt. Victor Hugo hat seine Werke für 200,000 Fr. verkauft. Das glitzert und glimmert; doch hören Sie! Sein Buchhändler zahlte im Ganzen 18,000 Fr., Hugo erhielt keinen Heller, und der Buchhändler stellte seine Zahlungen ein. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Dennoch trägt ein Artikel in der Revue des deux mondes mehr ein als zwanzig in Deutschland. Aber jetzt ist es unmöglich nur anzuklopfen. Man muß hier zwei Jahre sein, bis man nur durchdringt, und wenn man Geist hat, so ist es noch viel schlimmer; denn der Director bekümmert sich nicht darum, der Redacteur auch nicht, also muß ein Bekannter für den Neuling garantiren und das läßt er hübsch bleiben, er sagt es Einem ins Gesicht, denn da die Literatur zur Industrie herabgesunken ist, so fürchtet er die Concurrenz. Man muß lachen, man mag wollen oder nicht.

Drittens ist keine Kritik hier. Man bespricht, wie in Deutschland, Alles und das Publicum liest die Kritiken und läßt das Buch schlafen.

Diese Krisis aber, die zum Theil auch politisch ist, wird große Folgen haben. Bereits sind die Lesekabinette für Spottpreise in den Blättern angeboten, die Schriftsteller werden mehr in sich gehen, die Buchhändler ebenfalls, die Romanenliteratur wird zu Grabe geläutet, die Theater werden bald den Buchhändlern folgen und aus den Trümmern wird ein neuer Phönix steigen. Rachel selbst wurde blos so groß, weil sie eine Reaction ist, aber sie ist auch nur das letzte Flimmern eines erlöschenden Lichtes, die Franzosen werden eine Zeit hindurch gar keine Literatur haben, bis sie wieder eine politische Festigkeit haben; denn von dem Augenblicke an, wo sie sich sagten: encore, encore une revolution! verschwand das Vertrauen von allen Seiten. Die Literatur, diese furchtsame Schnecke, zog sich in ihr Haus zurück und wartet eine neue Zeit ab. Wie wird es aber in Deutschland aussehen? Schiller und Goethe lebten während der französischen Revolution, vielleicht wiederholt sich dieses Schauspiel, aber ich zweifle daran. Ihr könnt nicht mehr singen. So oft Ihr den Becher an die Lippen bringt, seht Ihr Schlangen und Nattern darin, verschwunden ist die Heiterkeit von den deutschen Studenten, das ganze deutsche Volk repräsentirt den Faust und wenn er die Phiole an den Mund bringen will, die Glocken läuten hört und wie Faust singen will:

O, tönet immer fort ihr süßen Lieder,
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

so setzt er ausrufend hinzu: Wo ist sie, diese Erde?! Es gibt Momente, wo ich Gott danke, daß ich deutsch verstehe! A. W.

Notizen.

[Un ménage parisien.]

Von einem Paar französischen Ehehassern rührt ein seltsames Stück her, welches neulich auf dem théâtre du gymnase dramatique unter dem Titel: „un ménage parisien" gegeben wurde. Die Verfasser sind die Herren Laurmoin und Monnais. Dies das Sujet: Eine arme, zitternde, schwache Dame, nach dem Zuschnitt der Balzac'schen Weiber, ist an einen schönen, aber schlechten Menschen verheirathet. Dieser Jämmerliche hat bereits die Mitgift seiner Frau verzehrt, er hat sie geschlagen, verlassen und ist nach Brüssel entflohen, und selbst von Brüssel aus quält er noch das arme Weib, das im Stillen weint, seinen Schmerz verbirgt und selbst einen schönen jungen Anbeter nicht zu lieben wagt. Aber plötzlich kehrt er zu seiner Gemahlin zurück, dieser Teufel von Ehemann, den Hut auf dem Kopfe, die Drohung auf der Zunge, das Lächeln um seine Lippen. Er begehrt, sein Weib solle ihm nach Amerika folgen und stützt sich bei dieser Forderung auf den entsetzlichen Artikel 214: „Das Weib ist verpflichtet, mit dem Manne zu wohnen, wo er will, und ihm zu folgen, wohin er will" u. s. w. Aber glücklicherweise, Gott ist gerecht! — Ein Stich mit dem Degen — und die Gesellschaft ist von dem abscheulichen Ungeheuer befreit. Hiermit, meinten die Verfasser, sei der Typus eines pariſischen Ehemannes zur Lehre und Warnung auf die Bühne gebracht, denn eine pariſische Haushaltung soll im Sinne der Verfasser heißen die pariſische Haushaltung. Leider fand das Publikum aus diesem Stücke statt des Gräßlichen, welches die Verfasser beabsichtigten, nur das Lächerliche heraus. Ein französischer Kritiker sagt: wenn Mlle. Julienne, welche nie besser spielte, sich nicht geopfert und uns zu lachen gemacht hätte, so wüßten wir nicht, was an diesem verhängnißvollen Abende aus uns geworden wäre! †.

[Heine — unschuldig!]

Der seltsame Erfinder Bulwer'scher Manuscripte ist bei einem Kenner der französischen Literatur in den Verdacht gerathen, neuerdings bei Abfassung eines Bühnenstücks ein französisches Drama, das denselben Stoff hat, benutzt zu haben. Inzwischen erklärt er, das fremde Product nicht zu kennen. Von Heine rührt diese Verdächtigung nicht her; wir erhielten die Mittheilung aus Hamburg.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 155. — den 10. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Weltgeist.

Sie kränkten mich mit Haß, mit Spott,
Sie wollten mich nimmer und nimmer verstehen, —
Da hab' ich dich, du gewaltiger Gott,
Im flammenden Busche der Dichtung gesehen!
Gezittert hab' ich, geklagt vor dir,
Da warst du der alte Jehova mir!
Der Herr der Pest, der Herr der Schlacht
Der's Menschenherz so weich gemacht,
Der es so hart, so schwer versucht,
Der seiner schönen Welt geflucht, —
In drohender Hand den Wetterschein,
So standest du mächtig — doch allein!

Nichts wußt' ich mehr von Haß und Spott,
Verbraust, verträumt, vergessen, vergeben!
Da sah ich dich, du gewaltiger Gott,
Die reuigen Feinde versöhnend umschweben!
Da hab' ich nicht gebebt vor dir,
Da warst du der Gott des Christen mir.
Da schwangst du nicht den Wetterschein,
Da warst du groß und nicht allein,
Zu deiner Rechten auf dem Thron
Dein junger, schöngelockter Sohn,
Hoch hubest du das Kreuz hinan,
Kein Nagel hing, kein Blut daran.

Sie strich mir das verworrne Haar,
Sie hat mich geküßt, sie hat mich gesegnet —
Da bin ich dir, Schöpfer, wunderbar
In ihren unsterblichen Augen begegnet.
Da warst du nicht einem Volk gesellt,
Da warst du Gott der ganzen Welt.

Da war dein Sohn dir nicht genug,
Du riefst der Engel ganzen Zug,
Er kniete vor dich hin und pries
Das neugefund'ne Paradies,
Du schwangst nicht Kreuz und Blitze wild,
Die Thräne war dein starker Schild!

Karl Beck.

Die Gemäldesammlung des Marchese de las Marismas zu Paris.

(Beschluß.)

Außer dem h. Bernhard haben wir in der Galerie des Herrn Aguado ein wundervolles und etwas wunderliches Blatt bemerkt. Ein Karthäuserprior sitzt mit sechs Religiosen zu Tische. Man hat ihnen Geflügel aufgetragen, weil keine Fische zu haben waren, sagt der Katalog. Die frommen Väter rühren die verbotene Speise nicht an, ein Heiliger, der nicht genannt wird, thut ihnen den Gefallen die Hühner in Schildkröten zu verwandeln. Es gehörte die schlichte Größe, die gläubige Demuth des Zurbaran dazu, dem gastronomischen Mirakel einen feierlichen, rührenden Charakter zu geben. Die Köpfe der Karthäuser sind im erhabensten Style, die Gewänder sind mit einer Kühnheit geworfen, die zu den charakteristischen Fertigkeiten Zurbaran's und seiner Schule gerechnet wird. Noch besitzt Hr. Aguado von ihm einen heiligen Joseph mit dem Jesuknaben, einen heil. Petrus von Alcantara, eine Heimsuchung Mariä, einen h. Rochus und zwei Mönche. Zurbaran wurde geboren 1598

zu Fuente de Cantos in Eſtremadura; er war nie in Italien, ſtudirte indeß die Italiäner, beſonders den Caravaggio. Unter Philipp III. war er Hofmaler und ſtarb zu Madrid 1662.

Zurbaran iſt der Göttliche in der ſpaniſchen Schule, nicht Morales, der Todtengräber, der ſeinen Pinſel in den Moder des Grabes taucht, auf ein verweſendes Grabtuch malt, und den Gott zur faulenden Leiche macht. Das Gräßliche temperirt ſich bei ihm nur durch das Uebermaß. Denken Sie ſich eine hektiſche Matrone, aſchgrauen Geſichtes mit aſchgrauen Händen, feſt umwickelt mit grünem Gewande und grünem Schleier, gar jämmerlich anzuſehen: das iſt die Maria. Auf ihrem Schooße liegt ſchwer und ſtarr ein aſchgrauer Körper mit widerlich grünen Reflexen, gleichſam feucht von der angehenden Verweſung, und ſchneidet gar klägliche Geſichter, dies iſt der Heiland. Das Aergſte iſt, daß Morales recht con amore malt; das morbide Fleiſch iſt gar zierlich auf die Knochen geſpannt; das kleinſte Fäſerchen zeichnet aufs präziſeſte ſich ab: der Pinſel hat raſtlos an dem gebrochenen Auge, an den blaßgrünen Lippen geſpielt und geleckt und geliebkoſt: es iſt eine wahre Coquetterie des Entſetzlichen, Morales iſt der Boucher der Grabesſchauder und der Verweſung. Auf einem zweiten Blatte wiederholt ſich dieſelbe Scene auf dieſelbe Weiſe. Ein ecce homo iſt beſſer; hier iſt nicht Alles ſo ſtraff gehalten, die Manier wird breiter und kühner, der Kopf und die Arme des Henkers ſind mit großer Kühnheit hingeworfen und erinnern an Michel Angelo: die Züge des Heilandes ſind nicht mehr ſo fratzenhaft verzogen, doch iſt der Schmerz noch rein phyſiſch: die Dornenkrone iſt aus Reiſern gewunden, die allerdings das Normalkaliber eines Corporalſtockes haben; es ſitzen fingerlange Stacheln daran, und das Blut ſtrömt verhältnißmäßig. Morales war 1509 zu Badajoz geboren, wo er 1585 ſtarb. Gegen das Ende ſeiner Laufbahn verſank er in tiefe Noth. Philipp II. warf ihm einen dürftigen Jahrgehalt aus. Die Spanier nennen Morales el divino, weil er nur Gegenſtände aus der heiligen Familie gemalt. Außer Zurbaran iſt in Spanien nur Murillo, der auf den Namen divino Anſpruch machen könnte: auch Alonſo Cano hat zu Zeiten wahrhaft göttliche Eingebungen; indeß gehört er zu einem andern Künſtlergeſchlecht. Cano war von demſelben Schlage wie Ribera, heftiger Gemüthsart mit kräftiger Fauſt; er verſtand Dolch und Degen zu führen, und hatte oft blutige Händel: ſeine Duelle büßte er mit Gemälden ab, welche er den Klöſtern verehrte, in denen er Schutz fand. Einer Sage nach ermordete er ſeine Frau. Die Inquiſition ſpannte ihn auf die Folter, ſchonte aber auf Befehl des Königs den rechten Arm, der ſo viel Schönes gemalt habe und noch malen ſollte. Manche Bilder, die ſeinen Namen führen, ſind offenbar mittelmäßige Copien. Von dem Heiligen, der die ſüße Liebesſünde durch die Brandmäler abbüßte, haben wir geſprochen. Die Werkſtätte des heil. Joſeph, wo der Jeſuknabe dem Zimmermann die Säge reicht, während die heil. Jungfrau näht, wäre ein herrliches Blatt, wenn die Ausführung der Compoſition entſpräche. Eine Himmelfahrt Mariä iſt von unvergleichlicher Wirkung, die Jungfrau mit ihren Engeln auf goldenen Wolken gleitet ſo friſch, ſo ſtill, ſo reich und ſtrahlend in den Himmel hinauf, wie ein Maimorgen beim Läuten der Frühmeſſe. Die übrigen Bilder von dieſem Meiſter in der Galerie des Herrn Aguado ſind eine Kreuzabnahme, der heil. Felix von Cantalicio, eine Magdalena, ein ſchlafender Chriſtus, eine Madonna mit dem Jeſuknaben.

Im großen Saale des ſpaniſchen Muſeums im Louvre hängt ein Portrait: ein ſtarker Kopf, die Züge etwas verworren, ohne Ebenmaß, aber voll Energie; pechſchwarze Augen blitzen darüber hin, pechſchwarze Haare faſſen ſie ein: das iſt Eſteban Murillo, pictor maximus, wie die Inſchrift ſagt. Murillo iſt in der That Spaniens großer Maler. Seine Mönche haben die düſtere Größe, die man an Zurbaran bewundert; der heil. Bonaventura kann den Vergleich mit dem heil. Bernhard wohl beſtehen: ſeine Madonnen ſind nicht ſo ſchön, wie die Madonnen von Raphael, aber ſie ſind heiliger. Und was hat Murillo nicht gemalt! wie viel und wie vielerlei! In der Kirche, auf der Straße, in der Geſchichte, im täglichen Leben, in der Natur, allerwärts findet er ſeine Gegenſtände, und was er macht, hat ein eigenthümliches Gepräge, wenn es auch nicht immer zur Vollkommenheit gebracht iſt. Welch eine Tonleiter von der berühmten Empfängniß bis zu dem Betteljungen, von dem Tode der heil. Clara bis zu den Kindern, die vom Markte kommen! Den Tod der h. Clara habe ich bei Herrn Aguado oft betrachtet; ich kann das Bild aber nicht näher beſchreiben: es iſt eine rieſige Tafel, von funfzehn Fuß Breite und faſt ſieben Fuß Höhe; es zerfällt in zwei Theile: links die ſterbende Heilige, um ſie her Nonnen und Mönche; zur Rechten Jeſus mit der Marie und den himmliſchen Jungfrauen! An dreißig Perſonen in Lebensgröße, die da ſtehen oder knien oder ſchweben. Man muß die ruhige Fruchtbarkeit bewundern, womit der Meiſter das alles hervorge-

rufen und angeordnet. Die Sterbeſcene iſt in dunkle Schatten geſchoben, daneben lodert die himmliſche Glorie, wie eine Sonne neben einem Gewitter. Die Pracht dieſes Zuges, der zwei Drittheile des Gemäldes einnimmt, hat in der That etwas Ueberirdiſches: durch das fluthende Gold wölbt ſich eine endloſe Perſpective, und man glaubt in den offenen Himmel zu ſchauen, und es tönt gleichſam wie ein Nachhall der ewigen Chöre durch dies Kunſtwerk. Die Figuren ſtehen in ſo gelaſſener Majeſtät vor uns, daß man verſucht iſt, zu glauben, der Maler habe das Alles ſo geſehen und in aller Bequemlichkeit blos Portraite gemalt. Herr Aguado beſitzt nicht weniger als 36 Murillo's, doch ſcheint uns nicht Alles echt zu ſein. Wir nennen noch den heil. Diego, vor einem Kreuze betend, in Geſellſchaft einiger Prälaten, und den heil. Aegidius beim Papſte. Eſteban Murillo war aus Sevilla, wo er den 1. Januar 1618 getauft wurde, und den 3. April 1682 ſtarb. Er galt in Spanien für den größten Coloriſten. Seine Lehrer waren Juan del Caſtillo und ſpäterhin Velasquez, der ihn daneben aufs großmüthigſte unterſtützte. Murillo hat Spanien nie verlaſſen, kannte aber die Italiener, die er im Escorial und zu Madrid zu ſtudiren Gelegenheit hatte.

Auf dieſe berühmteren Namen müſſen wir uns beſchränken. Außer ihnen hat jede Schule noch bedeutende Talente: In Valencia, P. Orrente, die beiden Ribalta, Espinoſo, Vicente Joanes; in Madrid, Berruguete, Gallegos, Pacheco, Coello, Burtan; in Sevilla: beide Herrero, Mova, Bolanegra, Menetos. Von mehrern dieſer Künſtlern beſitzt Herr Aguado treffliche Sachen.

Ueber die längſt bekannten italieniſchen Schulen haben wir wenig zu ſagen. Der Erzengel Michael iſt kein Original, wie Herr Aguado glaubt: das Original iſt im Louvre; man braucht beide Gemälde nur im Fluge zu ſehen, um darüber nicht den mindeſten Zweifel zu haben. Die kleine Madonne, 12 Zoll hoch bei 9 Zoll Breite, ſcheint wirklich ein Werk Raphael's zu ſein, wie auch der Johannes mit dem heil. Ludwig. Ein Portrait Tizian's, von ihm ſelbſt gemalt, iſt ein großartiges Werk. Unter den Guido Reni's, Correggio's und Domenichino's, die in Maſſe vorhanden ſind, befindet ſich viel Unechtes; die Madonnen von Lorenzo Lotto und von Barſechio ſind ungemein zart und ſüß: in jeder andern Schule wären dies Werke vom erſten Range. Auch einige Köpfe von Luini und die heil. Katharina von Carlo Dolci bezaubern, zumal wenn man aus den finſtern Sälen der Spanier kommt. Drei marmorne Statuen befinden ſich in der reich decorirten Galerie des Herrn Aguado; darunter iſt die berühmte Magdalena von Canova, die er kürzlich für 60,000 Fr. an ſich gebracht. Die Galerie iſt zwei Mal die Woche dem Publicum zugänglich; ein Katalog wird gratis ausgegeben; es ſind darin 382 Bilder verzeichnet, welche in fünf Sälen aufgeſtellt ſind, in einem Seitenflügel des Hotels des Herrn Aguado, in der Straße Grange Bateliere. Eine öffentliche Anerkennung verdient das höfliche Benehmen der Dienerſchaft und die faſt freundſchaftliche Zuvorkommenheit, womit der Aufſeher und Inſpector den Beſuchenden Auskunft gibt.

Shelley und die Bühne.

Engliſche Journale machen jetzt, ſeitdem man auch in England klarer über Shelley und ſeinen angeblichen Atheismus denkt, auf die Aufführbarkeit des Shelley'ſchen Trauerſpiels „die Cenci" und ſeinen Reichthum an echt theatraliſchen Effecten aufmerkſam. Iſt man erſt in England auf gutem Wege, ſo verfolgt man ihn ſchneller und beharrlicher als in Deutſchland. Nur eine Auswahl deutſcher Literaturfreunde ahnt und empfindet die großen Schönheiten dieſes außerordentlichen Gedichts; die Maſſe, repraſentirt durch W. Menzel, welcher über das Gedicht als über ein unmoraliſches den Stab brach, iſt ſtumpf dagegen. Wie könnten wir nun gar, bei dem herabgewürdigten Zuſtande der deutſchen Bühne, die Cenci als ein aufführbares Stück unſern ſtehenden und vagabondirenden, immer aber ſchlafenden Directoren empfehlen? In England denkt man über die Aufführbarkeit von Dramen minder engherzig, ſeit Macready in der Verwaltung des Coventgardentheaters ſo erhebliche Anſtrengungen macht. „Es gibt gar keinen Grund," ſagt eine engliſche Zeitſchrift, „warum eine ſo glorioſe Production wie die Cenci, nicht zur Aufführung kommen ſollte, nur die abſurden Vorurtheile der Bühnenverwaltungen ſtemmen ſich dagegen. Shelley ſelbſt glaubte anfangs nicht, daß er zu einem Dramendichter geboren ſei, er litt an demſelben Mißtrauen gegen ſich, an welchem unſere Bühnenverwaltungen gegen alle neu aufſtrebenden Talente zu leiden pflegen; er hielt ſich für zu metaphyſiſch und abſtract, als daß er hoffen konnte, auf der Bühne Erfolg zu haben. Als er im Jahr 1819 ſich in Rom befand, erhielt er durch einen Freund die alte Handſchrift, worin die Geſchichte der Cenci erzählt wird. Später beſuchte er die Paläſte der Colonna und Doria und die hier befindlichen Portraits der Beatrice begeiſterten ihn; die keuſche Schönheit des unglücklichen Mädchens warf einen verklärenden Wiederſchein ihrer Anmuth auf ihre erblühende Geſchichte. Shelley's Phantaſie wurde heftig aufgeregt, er rühmte den Gegenſtand als einen der Tragödie gegen Mrs. Shelley, welche ihn dringend bat, ſogleich an die Ausführung zu gehen. Er begann und ſchritt ſchnell vorwärts, indem die innigſte Sympathie mit den Leiden der Unglücklichen ſeine Arbeit beflügelte. Von allen ſeinen Werken iſt dieſe Tragödie das einzige, worüber er mit ſeiner Frau Rath und Rückſprache hielt. Sie ſprachen mit einander

über die scenische Anordnung und Mrs. Shelley triumphirte, daß auf ihren Antrieb ein neues Talent in ihrem Gatten zum Bewußtsein und zur Erscheinung gekommen sei. Shelley, wie es in der biographischen von seiner Frau mitgetheilten Einleitung zu der neuen Ausgabe seiner Werke heißt, wünschte selbst, daß sein Trauerspiel zur Aufführung kommen möchte. Er war kein Theatergänger, da sein Geschmack äußerst zart und leicht zu verletzen war, wenn die Nebenpartien schlecht ausgeführt wurden. Vor seiner Abreise von England sah er mehrmals Miß O'Neil, welche damals den Höhenpunct ihres Ruhmes erreicht hatte; Shelley wurde durch die Art ihrer Auffassung, ihre süße Anmuth, ihr inniges Pathos und ihre erhabene Gewalt in der Entwickelung von Leidenschaften tief bewegt. Oft stand diese Künstlerin in Gedanken vor ihm, wenn er an seiner Tragödie schrieb, und als er geendigt hatte, sehnte er sich nach der Darstellung seines Stücks und wünschte vor Allem, daß Miß O'Neil die Partie der Beatrice übernehmen möchte. In dieser Gemüthsverfassung schrieb er folgenden Brief an einen Freund in London:

„Ich habe eine Tragödie über eine in Italien wohl bekannte und, wie ich glaube, außerordentlich dramatische Geschichte geschrieben. Ich gab mir Mühe, mein Stück für die Darstellung einzurichten, und alle, die es bereits kennen lernten, urtheilen günstig darüber. Das Trauerspiel ist ohne jene absonderlichen Gefühle und Ansichten geschrieben, welche meine andern Werke charakterisiren. Ich habe einfach auf die unparteiische Entwickelung solcher Charaktere Bedacht genommen, wie es wahrscheinlich ist, daß die dargestellten Personen in der Wirklichkeit gewesen sind, zugleich aber auch auf den möglich höchsten Grad populärer Wirkung, welche aus solcher Entwickelung hervorgeht. Ich sende Ihnen eine Uebersetzung des italienischen Manuscripts, worauf mein Stück gegründet ist. Mein Hauptzweifel ist nur, ob ein Drama, dessen Knoten ein Ding wie solch ein Incest in dieser Form ist, wie auch immer behandelt, zur Aufführung sich eignen möchte. Indeß denke ich, daß dies keinen Einwurf abgeben wird, da die Thatsachen historisch sind und ich den Gegenstand mit besonderer Zartheit behandelt habe."

Das Stück wurde nun an Mr. Harris gesandt, aber dieser Herr hielt den Stoff für so bedenklich, daß er glaubte, die Partie der Beatrice der Miß O'Neil nicht einmal zum Durchlesen geben zu können; doch drückte er seinen Wunsch aus, daß der Verfasser irgend einen andern Gegenstand in einer Tragödie bearbeiten möchte; diese würde er gewiß mit Dank annehmen. †.

Notizen.

[Die Ungher. Brieflich aus Dresden.]

Persönlich ist die Ungher noch immer Wienerin; zwanzig Jahre in Italien scheinen nicht hinreichend, um den wiener Typus zu verwischen. Auf der Bühne kann Mad. Ungher weder durch Jugend, noch durch Schönheit blenden, man hat sich also hier ganz an die Sängerin zu halten und diese ist recht eigentlich im Stande, den modernen, italienischen Styl des Vortrags in bester Form zu vertreten. Was sonst noch ihr Aeußeres betrifft, so ist ihr schönes Auge wirksam, ihre Züge sind für dramatische Effecte ausdrucksfähig. Ihr lebendiges Spiel ist stellenweise vortrefflich, doch mehr darauf berechnet, die wirksamsten Gesangmomente zu unterstützen, als die ganze Rolle zu einer dramatischen Gestalt zusammenzufassen, wie man es von der Schröder-Devrient gewohnt ist. Ihre Stimme ermangelt ebenfalls der jugendlichen Frische und Fülle, ist aber noch stark und klangreich genug, obschon nicht in dem Grade, als man es von der Catalani oder der Milder in den vierziger Lebensjahren weiß. Ausgezeichnet, rührend und unmittelbar das Herz bewegend ist ihr sotto voce, vollendet ihr Triller; bei dem fortissime und appassionato spürt man vielleicht am ersten einigen Mangel an ursprünglicher Elasticität des Organs. In ihrer Schule steht sie vollendet da; das Grelle in Licht- und Schattengebung gehört einmal zu den Eigenheiten dieser ganzen Gesangsweise. — Neu war uns die Parisina, ein musikalisch und dramatisch so elendes Machwerk von Donizetti, als nur eines existirt.

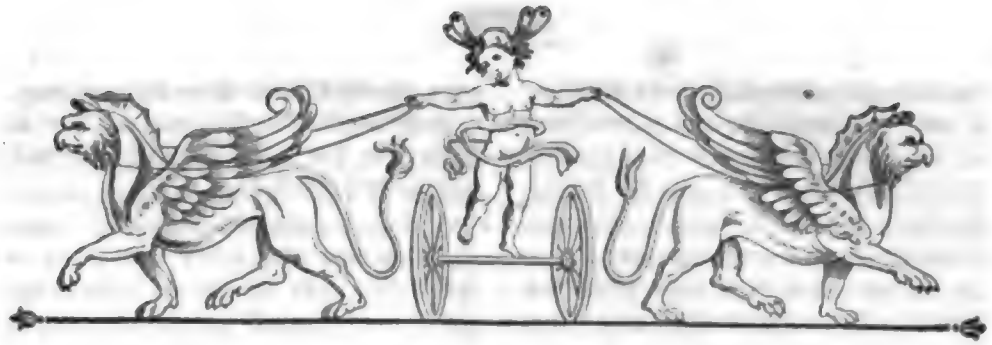
[Siebenpfeifer in Bern.]

Ph. J. Siebenpfeifer, von Hambach her bekannt, ist in Bern Cantonsbürger und liest als Universitätsprofessor unter großem Zulauf Staatsrecht und Staatswirthschaft. Der Bericht über die Universität Bern im 3. Hefte des Freihafens 1839 äußert sich ausführlich über ihn. Man sieht es ihm — heißt es dort — am kühnen und ironischen Blicke des dunklen Auges an, daß er eine unternehmende und zähe Natur ist. Sein Benehmen ist scharfsichtig, sein Umgang einnehmend. Oft blitzt ein vielzackiger Humor aus der melancholischen Höhe des Mannes. Man kann von den originellen philanthropischen Ansichten abweichen, welche S. in seiner 1834 zu Bern erschienenen Schrift: „Ideen einer Grundreform der Erziehungs- und Unterrichtsanstalten" in leichter, fließender, blühender und farbenreicher Sprache entwickelt hat, ohne das Talent und die Gesinnungsreinheit des Verfassers zu verkennen oder gar daraus ein Anathem gegen ihn herzuleiten. Ueberhaupt ist S. seit vier Jahren Vieles zur Last gelegt, namentlich von der Berner und der Augsb. Allg. Zeitung aus, z. B. in Bezug auf den Savoyerzug, wovon ihn Wahrheit und Vertrautheit mit dem Zustand der Dinge frei sprechen.

[Hummel's Sohn. Brieflich aus Bamberg.]

Herr Röckel, aus London, bisher Musikdirector der bamberger Bühne, Sohn und Schüler Hummel's, componirte eine große Oper: Farinelli, deren Text von Herrn Huber in Bamberg verfaßt, bereits ins Englische übersetzt wird. Diese Oper soll nächstens in London zur Aufführung kommen. Röckel, von dessen Clavierspiel man mit Bewunderung spricht, hat noch kaum die Mitte der Zwanziger erreicht.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 156. — den 12. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Paris.

Von A. Weill.

„Herr Wirth, bringt keine naſſen Flammen mehr,
Das Glas iſt voll, das Herz iſt leer!“

So möchte ich, den herrlichen Refrain Beck's parodirend, ausrufen, nachdem ich das Julifeſt geſehen. Schlafferes, Langweiligeinſchläfernderes gibt es nicht, als ſo ein Feſt, dem der Bürger ins Geſicht lacht, und das die Regierung veranſtaltet, aus Furcht, man möchte ſie errathen. Abgeſehen davon, daß ein politiſches Feſt gar keinen hiſtoriſch heiligen Grund hat, und bei dem geringſten Wandel der Zeit ſeine Bedeutung verliert; davon abgeſehen, daß in unſerer philoſophiſch kosmopolitiſchen Zeit die politiſchen Feſte eine Unmöglichkeit ſind, verſtehen es die Franzoſen nicht, am wenigſten die Pariſer, Feſte zu geben und zu veranſtalten. Das Julifeſt iſt eine ausgeklaſchte Klapprose, an der Millionen Naſen gerochen, und die einen ziemlich mephitiſchen Geruch verbreitet, obſchon man ein feuriges Bouquet für 100,000 Franken in die Luft ſchleudert, ein Bouquet, das Jedermann kennt und ſchon oft geſehen hat. Wie können die Pariſer auch Feſte feiern; ſie, die alle Tage Feiertage und Werktag zu gleicher Zeit halten; ſie, die kein Stückchen Sonntag kennen, die öffentlichen ſowohl als die häuslichen Arbeiten an dieſem Tage nicht einen Augenblick unterbrechen? — Da wandere ich die Champs-Elyſées hindurch. — Ich will es verſuchen, Ihnen eine Schilderung dieſes Thales Joſaphat zu geben, ich ſage verſuchen, denn die Aufgabe iſt nicht leicht, und einer beſſern Feder würdig, beſonders ſeitdem ich ſo trockene ſtereotype Schilderungen aus Paris in verſchiedenen deutſchen Blättern leſe. Um eine beſchreibende Phraſe genießbar zu machen, gehört mehr dazu, als dieſe Leute haben, Zeichnung zuerſt, dann Farbe, und vor Allem Compoſitionsgenie. Ich habe immer dieſe Scenen gemieden, wohlwiſſend, daß ich der Aufgabe nicht gewachſen bin, aber ärgere mich nicht weniger, wenn ich ſolche Stiefelholzartikel leſe, wo man den einen Fuß auf den Schwanz ſtellen muß, um den Kopf zu benutzen. —

Vor Allem, Mariechen, nimm Dich in Acht, nicht erdrückt zu werden, denn wir ſind am Eingange der elyſäiſchen Felder, dem Platze der hölzernen Buden, Seiltänzer, Bettler, Beutelſchneider, Einbrecher, Griſetten, Carrouſſels, Tanzplätze, Luftballons, Makaroniausſpieler, Scheibenſchießer, Blechſpiele, Elektriſirmaſchinen, betrunkener Weiber, Kaffeehäuſer, engliſcher Reiter, Savoyarden, und einiger neugierigen ehrlichen Leute. Das heißt man auf Franzöſiſch: champs élysées, auf gut Deutſch hieße es: ein Jahrmarkt. Herrlich iſt der Anblick von der place de la concorde, vom Obelisken aus. Der Triumphbogen droht Dir gerade mit ſeiner Heldenfauſt, und winkt Dir dennoch zu ihm zu kommen; auf beiden Seiten nickt Dir ein Wald freundlich entgegen, aber kommſt Du näher, ſo ſiehſt Du, daß man in Paris iſt, wo alles übertüncht iſt. Unter dieſen Bäumen iſt Staub, in dieſem Staub Elend und Armuth, Du ſuchteſt Schatten und findeſt Wirbelwind, Ruhe — und

Digitized by Google

findeſt betäubendes Gekreiſch, Eleganz — und triffſt gemalten Jammer, und dann fragſt Du, wozu dieſe herrliche Beleuchtung, wozu dieſe Befuve von Gas und Linſchlitt, ja der Teufel und die Sünde und die Armuth und die Ignoranz halten Ball heute Abend, die Tanzmuſik und Schamloſigkeit gehen heute frei aus, denn heute iſt der Tag, wo das große Volk ſeine Rechte ſich erkämpfte. Dort drunten in den Tuilerien haben ſie zwar einen eingeſperrten König, der es nicht wagt, ſich der Menge frei zu zeigen, auch ſprüht ein Feuerwerk dreifarbige Kugeln und Blaſen, gerade wie Seifenblaſen, in die Luft; aber das thut nichts, großmüthiges, ignorantes, witziges, aber abſcheuerregendes Volk, tanze, trinke, ſchreie, ſudle nur immer fort, deine Parole ertönt überall, und wenn du fertig biſt und die ganze Nacht in den elyſäiſchen Feldern auf der Erde geſchlafen haſt, ſo gehe nur weiter und prahle mit deiner Macht, mit deiner Freiheit; du wenigſtens biſt nicht ſchuld an deiner Unwiſſenheit, du biſt die ehrliche Canaille, wie Odry ſagt, aber hier in den großen Wagen fährt die große ſpitzbübiſche Canaille: ainsi donc, canaille pour canaille et vive la liberté! wie Odry wieder ſagt.

Gehen wir au rendez-vous des champs élysées! Das ſieht romantiſch aus. Wald ringsum, und zwar kein berliner Wald, ſondern ein Wald mit Bäumen, hier eine Treppe und eine Brücke, gerade wie die Brücke Kotzebue's in ſeinem „Menſchenhaß und Reue," über die er ſelbſt gehen mußte, der arme Sünder, dort drunten Brenneſſeln, Geſtrüpp, Geſträuch, Hangebuchen und ein finſteres Zimmer, wo Licht bei hellem Tage brennt. Siehſt Du die ſchwarzgebräunte Frau, wie ſie uns winkt, ſie kocht Brei in ihrer Küche, ich ſehe zwar nichts als Rauch und eine Katze, doch ſoll dieſer Brei ſehr geſund für die gelben Flecke in den Frauenzimmergeſichtern ſein. Mariechen, „dahin möcht' ich mit Dir ziehen!" Wir brauchen kein Licht, Deine blauen hellen Augen führen mich den rechten Weg. Dir iſt heiß, gehen wir au bois de Boulogne, durch die Champs-Elyſées, hier iſt Limonade, Eis, hier Makaroni, oder willſt Du die ſchwarze Figur dort abſchießen, ſechs Schüſſe für einen Sou, oder elektriſirt ſein für zwei Sous? Doch Dir iſt ja heiß!

Du haſt wohl recht, es iſt ein ſonderbares Volk das, aber es iſt doch ein Volk. Du fragſt mich, warum es heute ein Feſt feiert. Erſtens, feiert das Volk kein Feſt, denn was Du da ſiehſt, iſt faſt lauter Geſindel, 2 bis 300,000 Menſchen, was will das heißen für Paris, wo mehr als 1,200,000 Menſchen leben! Aber haſt Du denn nie die berliner Staatszeitung oder die Allgemeine Zeitung geleſen? Die erzählen Dir doch alles aufs Haar, was hier *vorgeht*, ſogar was hier *nachgeht*, die werden Dir wohl ſagen können, warum die Juliſeſte exiſtiren. Siehſt Du, Mariechen, letztere Zeitung, die eigentlich *das Ausland* heißt, hat neulich erſt den ſchlechteſten Vers von Victor Hugo abgedruckt, den nur ein einziges Journal hier druckte, ein Vers, der nicht einmal das Sylbenmaß hat und gedankenlos iſt. Sie wird bald über ihr Kind: le fils de la folle, berichten, aber über den ſo herrlichen Brei der Madame Fiſine, ſo heißt ſie, wird ſie kein Wort ſagen, auch nicht über einen deutſchen Vers, nicht einmal über ein deutſches Buch, denn ihre Redactoren ſind deutſche Gelehrte, die nichts als Ruſſiſch, Franzöſiſch und Engliſch verſtehen.

Du fragſt mich, was das für ein Ding iſt, das Miniſter heißt und dieſes Meer von Lichtern ausſpeien läßt? Ja, Mariechen, in Deutſchland weiß man nicht, wie man in Frankreich Miniſter wird. Vor Allem muß man reich, ſehr reich ſein, dann ſtudirt man die Rechte, oder wie man es hier nennt, le droit, das heißt, man tanzt ſechs Mal die Woche in der Chaumière und in dem Prado, lernt ein Bischen Latein, lieſt den Code Napoléon und die politiſchen Blätter, nimmt dann einen Schreiberplatz bei einem avoué, zahlt einige tauſend Franken und wird Advokat. Der Teufel hole mich, Mariechen, wenn ſie alle mehr wiſſen oder können. Solche gelehrte Ignoranten oder ignorante Gelehrten, triffſt Du in der Welt nicht mehr an, als hier in Paris. Iſt man einmal Advocat, ſo ſchimpft man gegen die Regierung, wird Deputirter, nachdem man ſeinen Mitbewerber verläumdet und ſeine Wähler beſtochen hat, dann heißt es wieder lange Phraſen gemacht, bis man Miniſter wird.

Mariechen, ich ſchwöre Dir bei meiner Schmetterlingsliebe, die doch eher als die Charte eine Wahrheit iſt, daß ich nicht Einen Redner noch hier gehört habe. Thiers iſt ein Schwätzer, Guizot ſpricht wie ein Schulmeiſter, Odilon Barrot wie eine Zeitungspreſſe, ſo dumpf, abgeriſſen und gedankenlos, Lamartine wie ein Dorfpfarrer, Dufaure wie ein Gaſſenbube, Soult wie ein Tambour, nur Berryer iſt ein Redner, der einzige in der Kammer, und dennoch ſperren die armen Deutſchen den Mund auf, wenn ſie die langen improviſirenden Reden leſen und ſagen: Das ſind Männer! nicht wiſſend, daß ihr Dorfpfarrer mehr Kenntniſſe, mehr Genie, mehr Aufrichtigkeit, und ſogar mehr Beredtſamkeit hat, wenn er ſich recht zuſammennimmt. Iſt man ein-

Digitized by Google

mal Minister, so spielt man mit den Nachrichten des Telegraphen und verkauft die Stellen. Denke Dir, so eben ist ein Buch erschienen, das beweist, daß unter 1200 Deputirten 1100 Stellen hatten, also 100 unabhängige Stimmen. Derselbe Mann beweist, daß unter 200,000 Beamten keine 50 sind, die es durch ihr Talent wurden, denn es versteht sich, daß wenn man einmal Minister ist, man seine Meinung verändert, weil man nie eine Meinung hat. Verstehst Du mich jetzt, Mariechen? Diese Riesenbeleuchtung, die Du hier siehst, dieses Meer von Lichtern in den Champs-Elysées, die Du in ganz Europa nicht mehr findest, so großartig scheint sie, so überraschend für die Oberfläche des Herzens, kostet meinem Vater, der in einem elsässischen Dorfe wohnt, wenigstens seine 10 Sous, und er sieht sie nicht einmal! Und wenn er sie sähe, würde er ausrufen: Ihr Thoren, steckt doch lieber ein Licht der Vernunft auf; diese Beleuchtung kostet Euch 300,000 Fr., bezahlt doch lieber die Schullehrer in den Dörfern, die noch überall mangeln, und Ihr thut besser! — Aber Mariechen hört mich nicht, Paris hat sie verblendet: Die Franzosen, sagt sie, sind zu liebenswürdig, man kann sie nicht hassen, wären die Deutschen nur halb so, ich würde meine Linden gern lieben. — Leider hat sie Recht. Sieben Achtheile Menschen urtheilen nach dem Schein, und unter den sieben Achtheilen sind vier Achtel Frauenzimmer. Der Talmud sagt: Zehn Maß Geschwätz schuf Gott, wovon die Frauen neun Maß erhielten, auf die schlechten Schriftsteller kommt ein halbes und auf die andere Welt die andere Hälfte. Ich fürchte, ich bin auch nicht zu spät wie Schiller's Dichter gekommen. Uebrigens theilt der Talmud den Frauenzimmern ein bedeutendes Uebermaß von Schönheit und Grazie zu, und gibt die Ursache an, weil das Weib von Fleisch, der Mann aber aus Erde erschaffen wurde. Der Talmud ist ein sonderbarer Kauz. Mariechen will mir nicht glauben, daß er mehr als tausend Folioseiten über die Frauenzimmer schreibt, und daß mir mein hochseliger Rabbi in meinem zehnjährigen Alter schon lehrte, wie man ein Mädchen trotz dem Willen seines Vaters lieben könne, ohne daß er es merke. Ich versichere Dich, Mariechen, daß ich sein bester Schüler, und er ein weiser Mann war.

Doch lassen wir die Champs-Elysées und den Talmud, und sprechen mir von einem neuen Stück: la jeunesse de Goethe, und von den belles femmes de Paris, oder besser, sprechen wir nicht davon; denn ersteres Stück ist abgeschmackt. Goethe ist mit Lavater und Schlegel in einem Garten in Frankfurt. Goethe war, glaube ich, nie recht in Frankfurt, von dem Augenblicke an, als er Goethe hieß. Dort nimmt er sich auf den Rath Schlegel's vor, das erste beste Mädchen, das in den Garten tritt, zu lieben, um sich an der Charlotte in Wetzlar zu rächen. Lachen Sie nicht so laut! Schlegel donnert gegen die Frauen und meint Wunder, was er gethan: da kommt die Lotte selbst, denn sie hat den Kellner bestochen; Lavater siegt, Schlegel schweigt und Goethe heirathet Lotten. O, ihr Franzosen und Französinnen! — Die Verfasserin ist Madame Colet, eine Frau, was man in Frankreich hinzufügen muß. Das Stück gefiel nicht; aber die Kritik war noch dümmer als das Stück.

Les belles femmes de Paris ist eine infame sittenlose Unternehmung. Die Schriftstellerei muß so tief wie hier gesunken sein, um ein solches Buch hervorzubringen. Wer zahlt, wird gezeichnet und anatomisirt; manche zahlen, um nicht hinein zu kommen. Zwei Theater haben diese Erscheinung benutzt, die Stücke aber sind noch schlechter. Neulich traf es sich, daß der Unternehmer der Claque einen Theaterdirector verklagte. Dieser entschuldigte sich und sagte, er hätte sich in seinen Leuten geirrt. Der Unternehmer bestellte nämlich Lachen in den Variétés und Weinen in der Renaissance, unglücklicherweise verwechselte er die Billette, so daß die Claque in der Renaissance lachte und in den Variétés weinte. Die Sache verhält sich fast buchstäblich so und ist sehr charakteristisch.

Der Charivari, das interessanteste, kühnste Blatt, das unstreitig mit Recht die Frage aufwirft: wir wollen sehen, ob wir oder die Regierung den Sieg davontragen? benutzte diese Scenen für die Kammer. Gestern kündigte die Kammer an, sie könnten nicht erscheinen, weil sie in den Tuilerien ihre Ehrerbietung machen müßte, und somit malen sie sich alle selbst ab und machen ihre Reverenz vor einer Melone. Das ist doch stark. Das ganze Journal erschien mit blauer Tinte, — 29 Juillet, un conte bleu! Es sprudelt von Witz und Bosheit. Ich fürchte, der Charivari trägt den Sieg davon. Er wird jeden Tag von mehr als 100,000 Menschen gelesen, obschon er nur 4 bis 5000 Abonenten hat.

Correspondenz.

Aus Berlin u. Potsdam.

[Neue Sänger und Sängerinnen.]

Ich freue mich, für jetzt keinen Grund zu haben, lesend etwas über unser königl. Theater zu schreiben, da meine kleinen Artikel einigen Leuten, die sicherlich keine Schau-

Digitized by Google

spieler, so gut gefallen, daß sie einzelne Spalten in den Conditoreien wie Lorbeerblätter abpflücken und verstohlenerweise in die Tasche stecken. Was sollte ich auch jetzt über unser Theater berichten, das außer der Wiederbelebung des Rellstab'schen verbulwerten Schauspiels: „Eugen Aram", worin durch Noth-, Schreck- und Effectschüsse mehr Pulver consumirt wird, als selbst im Freischützen, nichts besseres brachte. Zur Ehre des gegenwärtigen Theatercomités, das aus den Herren Hofräthen Esperstädt und Teichmann, Herrn Karl Blum und Herrn Stawinsky bestehen soll, indeß der Generalintendant und der Vicintendant auf Reisen und Spontini noch immer nicht zurück, wollen wir glauben, daß man mit dieser Wiederaufnahme der Rellstab'schen Puppenkomödie nicht dem Recensenten in der Voß'schen Zeitung wegen der zum 3. August angesetzten Oper von Mercadante hat schmeicheln wollen, sondern daß man irgend einen andern vernünftigen Grund gehabt hat, z. B. bei diesem heißen Sommerwetter durch den berühmten Namen Ludwig Rellstab einmal recht viel Leute ins Theater zu locken und eine gute Einnahme zu machen. Schade, daß es so leer war! Mit einer ordentlich wehmüthigen Empfindung sieht man Seydelmann in der Rolle des Richard Brandon sein eminentes Talent entwickeln; schon um diese meisterhafte Leistung nicht zu verlieren, möchte man wünschen, Herr Rellstab hätte diesmal seine Sache etwas besser gemacht, damit sich diese Rolle auf dem Repertoir erhielte. Da ich nun doch einmal in gewisser Weise vom Theater gesprochen habe, will ich nun des rühmlichst bekannten Tenorsängers Schmetzer aus Braunschweig erwähnen, der mit vielem Glück drei Gastrollen auf der Hofbühne sang, ohne indeß ein ähnliches Furore wie Tichatschek zu machen; wir hörten Herrn Schm. nur in seiner ersten Rolle, dem Licinius in Spontini's Vestalin, diesem musikalisch poesivollsten Ausdruck des hehren Römerthums, und fanden seine Stimme und Figur vollkommen für diese Rolle geeignet. Der Ausdruck aber, sowohl in Spiel als Gesang, zeigte von einer durchaus falschen Auffassung eines römischen Triumphators, der selbst in der Liebe sich etwas anders geriren wird, als ein sentimentaler Gardelieutenant unserer Tage. Dieses schwärmerische Ziehen und Zerren gleich im ersten Recitativ, wo Cinna von allen unterrichtet wird, war ganz am unrechten Orte. Außerdem fehlt es sowohl seiner tüchtigen Stimme an einer gewissen Noblesse des Klanges (timbre), die namentlich einen Licinius zieren dürfte, wie auch seinem nicht ungeschickten Spiel Adel und Anstand in den Bewegungen. Seine Aussprache des Textes ist zwar im Ganzen deutlich, aber keineswegs präcis und schön, indeß ziemlich dialektfrei. Außer dieser Rolle sang Hr. Schm. noch den Chapelou im Postillon de Lonjumeau und den Nemorino in Donizetti's Elisire d'amore (neben Glanzpartien der Löwe) mit Beifall, wie man uns berichtete. Vor Hrn. Schm. trat eine sehr hübsche junge Dame, Dem. Ost, oder Osten — in Zeitungen und Theaterraffichen las man abwechselnd beides — aus Stuttgart als Adalgisa in Norma auf, und dann noch einmal, und zuletzt am 16. Juni als Agathe im Freischütz, wo neben ihr eine junge Berlinerin ihre theatralische Laufbahn in der Rolle des Aennchen eröffnete: Dem. Galafré. Dem. Ost oder Osten bewies sich in beiden Rollen als eine talentvolle Naturalistin, unterstützt von angenehmer Stimme und Gestalt. Daß sie im Freischütz in der großen Scene und Arie der Agathe einige Male nicht sicher einsetzte, war die Schuld des Musikdirectors, der, wenn er nicht gerade falsch markirte, gar nicht Takt schlug. Ueber Dem. Galafré läßt sich vorläufig noch gar nichts sagen. Die Stimme scheint ein Mezzo-Sopran mit klangvoller Tiefe zu sein, wenigstens hörten wir das eingestrichene C voll und klar; die Höhe ist spitz und nicht leicht angebend. Die Intonation war im Ganzen rein, trotz einiger Befangenheit, und die Textaussprache deutlich. Das leichte, naive und graziöse Spiel dieser Soubrettenpartie wurde natürlich kaum angedeutet, und alles zusammengenommen war höchst schülerhaft, aber wer wird von einer zum ersten Male debütirenden Dilettantin mehr verlangen! Vielleicht die hiesige Generalintendanz, die immer neben einer Löwe solche junge Anfängerinnen auf die stürmischen Bretter zieht, die sich dann gewöhnlich an dem starken Orchester und sonstigen Ungelegenheiten die Stimme verderben, und theils zu kleinen Bühnen flüchten, theils ihren Abschied erhalten, wenn sie die Stimme wieder bekommen haben, und besser als je singen; in allen Fällen aber durch ihre schülerhaften Leistungen, für die sie nichts können, die Geduld des Publicums, das für sein schweres Geld wohl etwas Besseres verlangen könnte, auf eine harte Probe stellen. Dies war, in sechs Jahren etwa, der Fall mit Dem. Böttcher (als Mad. Fink verstorben), Dem. Lentz (jetzt abgegangen), Dem. Kolmetz, Dem. Hagedorn, Dem. Meyer, in neuester Zeit mit Dem. Hussack (jetzt abgegangen), mit Dem. Hedw. Schulze, die auch nicht genug beschäftigt wird, um was Rechts zu lernen, und nun mit Dem. Galafré und Dem. Witthun, die nun mit 4 bis 600 Thalern Gehalt ihr theatralisches ABC vor den Ohren des Publicums einige Jahre exerciren, und dann wie die andern verschwinden werden, um wieder Jüngern Platz zu machen, die noch gar nichts können.

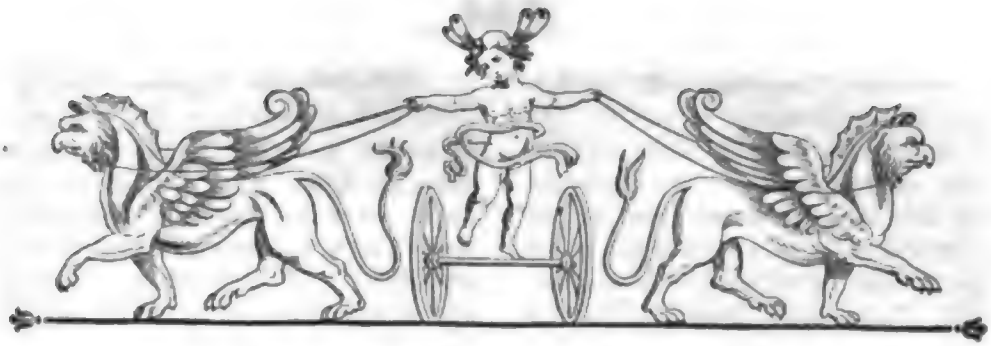
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Ein Jude als akademischer Lehrer.]

Einen solchen hat unter allen Hochschulen deutscher Zunge nur die Universität Bern aufzuweisen. Wundt berichtet hiervon im 3. Bde. seiner Spazierfahrten. Näher erörtert seine Stellung der Bericht über die gedachte Universität, den wir im dritten Hefte des Freihafens 1839 finden. Valentin, ordentlicher Professor der Physiologie, ein Schlesier von Geburt, hatte sich durch eine in Frankreich gekrönte Preisschrift einen bedeutenden Ruf erworben. Es gereicht der Regierung von Bern zur Ehre, daß sie sich am jüdischen Bekenntnisse dieses Mannes keineswegs stieß, als er daſſelbe vor seiner Anstellung zu bedenken gegeben. Valentin — heißt es in dem Berichte — ist unstreitig ein ausgezeichneter Empiriker, wofür auch seine „Zeitschrift für Physiologie" zeugt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 157. — den 13. August 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Recenſenten-Kunſtſtück.

Novelle von Dr. Schiff.

(Aus Alfred's Tagebuche.)

Im Jahre 1824 war ich ein gefürchteter und beliebter Journal-Redacteur. Damals lebten und dichteten Goethe und Jean Paul. Tieck ſtand in der Mittagshöhe ſeines Ruhmes, und ich bewohnte drei elegante Zimmer in der Beletage eines anſehnlichen Gebäudes an der Promenade. Das mittelſte und größte war das Putzzimmer, und meiſtens blieben die Seitenthüren offen, damit die Künſtler und Künſtlerinnen, welche mir ihre Aufwartung machten, Gelegenheit hatten, die geſchmackvolle Einrichtung meines Schlaf- und Studirzimmers zu bewundern. — Solch ein Luxus indeſſen gewährt wenig Behagen. Er iſt koſtſpielig, alles will geſchont ſein und iſt hin, ſobald der Glanz der Neuheit ſich abgeſtreift. Ich blieb auch ſelten zu Hauſe, außer wenn ich Beſuch erwartete. Die allerliebſten Aufſätzchen, womit ich Tag für Tag meine Leſerinnen und Leſer entzückte, erſann ich nicht in der Einſamkeit des Studirzimmers. Das Leben, die Geſellſchaft, die Unterhaltung erzeugten ſie. Ich galt in jeder Geſellſchaft für einen empfindſamen Humoriſten und für einen boshaften Witzling, für einen zartſinnigen Dichter und für einen unbarmherzigen Recenſenten. Und wär's nicht Schade geweſen, wenn meine Einfälle, Lieder, Sarkasmen und die phantaſtiſchen Träume, die damals ſehr beliebt waren und ich geſchickt improviſiren konnte — Träume, die kein Menſch träumt und jeder doch gern hört und lieſt — wenn ſie von den Wenigen nur hätten genoſſen werden ſollen, in deren Gegenwart ſie entſtanden? Zum Glück hatte ich ein treffliches Gedächtniß und eine geübte Feder, wenig Stunden vor dem Schlafengehen genügten, meine Tagesausbeute dem Papier anzuvertrauen. So lebte ich einen Tag wie den anderen: Ein glückliches Schlaraffenleben. Ich war wohl gebildet, jung, reich, eitel, überall gern geſehen, überall der gefeierte Tageshelb, und ich fühlte mich berufen, zu genießen und glücklich zu ſein. Auch trug ich ein Schnurrbärtchen und ſilberne Sporen und Reitpeitſche. Attribute eines mythiſchen Selbſtgefühls, Symbole eines eximirten Bewußtſeins.

Mit einem Male vereinten ſich die ſeltſamſten Zufälle, die allgemeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme, die das Element meines Lebens ausmachten, von mir abzuwenden, und auf eine junge, gänzlich unbekannte Schauſpielerin zu lenken, welche nächſtens auf unſerer Bühne gaſtiren wollte. Julia Fettig hatte bisher in einer kleinen Univerſitätsſtadt geſpielt, brachte aber bedeutende Empfehlungen von den dortigen Profeſſoren mit. Mehrere dieſer Briefe lauteten an den ſiebzigjährigen Director des Gymnaſiums, einen trockenen, redlichen Pedanten, der ſich wunder wie geſchmeichelt fühlte, auf einmal ſo viel artige Briefe von namhaften Gelehrten zu empfangen. Man forderte ihn auf, die ſchöne und talentvolle Ueberbringerin durch eine vorläufige Anzeige der Gunſt des Publicums zu empfehlen, und er

glaubte, einer so ehrenvollen Zumuthung aufs Gewissenhafteste und Pünctlichste nachkommen zu müssen. Leider aber verfuhr er dabei mit aller Weltunkenntniß eines Pedanten, mit aller Eitelkeit eines siebzigjährigen Schulmannes und mit allem Stolz auf seine gelehrte Würde. — Mit Erstaunen las man eines Tages in der Zeitung, einen mit Namen und Titel des Directors unterzeichneten Artikel: „Julie Fettig, bisheriges Mitglied des Stadttheaters zu ....." Und in einem Deutsch! — oder vielmehr in einem schlecht übersetzten trefflichen Latein, erklärte der Director zuvörderst, daß er ein abgesagter Feind aller modernen Kunst sei, und es seiner Würde unangemessen erachte, sich um Theaterangelegenheiten zu kümmern, dennoch aber nicht umhin könne, folgende Privatmittheilungen berühmter jetzt lebender Gelehrten über die junge Schauspielerin Julie Fettig zur öffentlichen Kunde zu bringen.

Es folgten wörtlich angeführte Stellen aus jenen Empfehlungsbriefen, welche die schöne Gestalt der jungen Darstellerin, ihre melodische Stimme, ihren würdigen Anstand, die ruhige Klarheit ihres Spieles lobten, und ihre Declamation einen Gesang, ihre Gesticulation einen Tanz nannten. Dem redlichen Director leuchtete nicht ein, daß Empfehlungsbriefe eher zu viel als zu wenig sagen müssen. Das Wort eines Gelehrten war ihm baare Münze, und als solche gab er es weiter. Ein gewissenhafter Compilator hatte er sämmtliche Lobsprüche excerpirt und unter gewisse Rubriken gebracht, und fügte, wie bei gelehrten Citaten, jeder höflichen und schmeichelhaften Redensart den Namen und Titel des Verfassers bei, bemerkte auch hin und wieder, durch welche Schriften sich dieselben berühmt gemacht hatten, und die Titel solcher Schriften bildeten nicht selten die lächerlichsten Contraste mit den gepriesenen Eigenschaften der jungen Künstlerin.

Wahrheiten läßt man meistens dahingestellt sein. Was aber Zufall und Unverstand zusammengewürfelt, darüber zerbricht man sich die Köpfe. Daß ein gelehrter Greis Streiche begeht, wie Eulenspiegel sie nicht muthwilliger erfinden kann, das ahnete Niemand, und ich am wenigsten. Es lag schwarz auf weiß vor mir: vier Fakultäten hatten sich vereint zum Lobe eines neunzehnjährigen Mädchens, und zwei Dutzend Professoren hatten Namen und Autorität verpfändet, den Ruf einer Schauspielerin zu begründen. Selbst die in schlechtes Deutsch verlarvte Latinität des Directors schien mir nur dessen Vollmacht zu bestätigen, um Julia als classisch zu kanonisiren.

Julie war das allgemeine Gespräch, alle Welt sagte Julie und ignorirte ihren Familiennamen; man konnte ja an ein so classisch vollendetes Wesen nicht denken, und „die Fettig" sagen. — Ich war übel daran! Was halfen mir meine glänzenden Conversationstalente, man wollte nur von Julien und vom Classischen hören; ich aber hatte Julie noch mit keinem Auge gesehen, und eben so unbekannt war mir die Antike. — Andere aber hatten Julie gesehen, und wußten ihre Schönheit, ihre Sittsamkeit, ja ihre Gelehrsamkeit zu rühmen. Und was man irgend von ihr hörte, sprach zu ihrem Vortheile. — Ihr verstorbener Vater, ein verdienter Philolog, liebte sie wie seinen Augapfel, ließ sie nicht von seiner Seite und lehrte ihr Latein und Griechisch. Julie lernte, indem sie meistens weibliche Handarbeiten verrichtete. In ihrem elften Jahre verlor sie ihre Mutter, sie übernahm jetzt auch die Führung des Hauswesens, fünf Jahre später starb auch ihr Vater, sein Nachlaß war höchst geringfügig und Julie sah sich mit drei jüngeren Geschwistern der Noth und Armuth preis gegeben. Als Lieblingstochter des berühmten Mannes, als schönes geistreiches Mädchen, war sie nicht nur von ihrem Vater, sondern von allen dessen zahlreichen Freunden und Bekannten verzogen und geschmeichelt worden. Das Alles hörte mit einem Male auf. Von Verarmten zieht man sich zurück, und Julie war zu stolz, Hülfe bei denen zu suchen, die sie gestissentlich jetzt vernachlässigten. Einige Zeit ernährte sie sich und ihre Geschwister durch ihrer Hände Arbeit; sie, die gelehrte Tochter des berühmten Philologen, machte Putz. Das schöne Kind mit dem glatt gescheitelten Haare, in der einfachsten Kleidung, um ungeschmückt schön zu sein, bemühte sich durch Spitzen, Schleifen und Bauschen den alltäglichsten Gesichtern ein Ansehen zu geben. Aber ihre Geschwister wuchsen heran, der Nachlaß des Vaters war aufgezehrt, die genaueste Einschränkung half der Noth nicht mehr ab. Julie wollte eine Schule anlegen, aber man scheute die gelehrte Professorstochter und wollte seine Töchter nicht pedantisch erzogen wissen. Für Knaben gab es arme Studenten die Menge, die wohlfeil genug unterrichteten. In einer Art Verzweiflung entschloß sich Julie, ihre Studien fortzusetzen, um zu promoviren und Vorlesungen zu halten. Sie hielt den Plan nicht geheim genug. Die Studenten freuten sich auf die schöne Jungfrau Doctorin und ihre Vorlesungen, und waren nicht zart, indem sie Julien huldigten. Es gab Aergerniß, man rieth der schönen Candidatin unter der Hand, wieder zur Putzarbeit zurückzukehren.

Digitized by Google

Gewiß fühlte Julie sich verloren und Verzweiflung haſcht nach Extremen: die ſtolze gelehrte Jungfrau betrat ſtatt des Katheders — die Bühne. Aber ſiehe da! Julie entwickelte auch hier einen ungewöhnlichen Geiſt, ein hinreißendes Talent. Sie gefiel. Diesmal gönnte man ihr die Huldigung der Studenten, ſelbſt die Profeſſoren feierten ſie als Künſtlerin, man erinnerte ſich ihres Vaters wieder, und alle Thüren, die ſich ihr geſchloſſen hatten, öffneten ſich wieder — — —

Dies wußten Andere zu erzählen, und ich mußte mich begnügen, zuzuhören, ohne mit reden zu dürfen. Bisweilen wurde ich wohl gefragt, ob ich ſie ſchon kennen gelernt? ob ſie mir noch keinen Beſuch gemacht? und dies waren Augenblicke, wo ich der allgemeinen Aufmerkſamkeit wieder völlig theilhaftig wurde. Kaum aber ſagte ich „nein!“ ſo ſank ich aus dem Lichte allgemeiner Beachtung in die mir ſo verhaßte Obſcurität zurück. — Wirklich machte ich mir Sorge. Nicht weil Juliens Name den meinigen verdunkelte; das ſchadet dem Journaliſten nicht; im Gegentheil, es iſt ihm erwünſcht, wenn etwas Furore macht; was es ſei: Menſch, Begebenheit, Maſchine; da gilt es, das Furore zu überphantaſiren; da gilt es, die Allerweltsbegeiſterung poetiſch, mährchenhaft, allegoriſch darzuſtellen, damit der Leſer merke, was es heißt, ein Poet ſein. Der Leſer hat daſſelbe gedacht, daſſelbe gefühlt, aber er konnte ſich ſo nicht ausdrücken. Das alſo war's nicht. — Aber Julie war, wie es hieß, claſſiſch, und ich hatte eine Gegenpartei: die Primaner. Auch im vorigen Jahrzehnd trieb man ſchon auf Schulen Belletriſtika und die Autoren reiften früh. Die Primaner verfolgten mich mit ihren Correcturen, bald ſollte ich logiſch, bald grammatiſch geſündigt haben. Bisher konnte ich leicht ihnen obſiegen, ich konnte Nachläſſigkeit, Druckfehler vorſchützen, ich forderte ſie auf, Correctoren zu werden, und verſprach ihnen eine Anſtellung bei meinem Blatte. War aber Julie wirklich claſſiſch, etwa in Talma's Manier — und in Prima las man griechiſche Tragödien — dann war mir jeder Primaner gefährlich.

Unter dieſen Umſtänden war es mir allerdings kränkend, daß Julie mir keinen Beſuch machte, und mir dieſen Beweis der Achtung, den bisher jeder Künſtler, jede Künſtlerin mir erwieſen, zu verſagen ſchien. Warum ſie, die Einzige, die Erſte? War das Stolz auf ihre Claſſicität? Dies wollte ich mir und ihr zu Liebe nicht glauben. — Mehrere Vormittage ſchon war ich zu Hauſe geblieben. Heute trat ſie zum erſten Male auf, heute mußte ſie kommen, oder wir konnten nicht Freunde bleiben. Ich weiß nicht, wie es kam, aber eine ſeltſame Unruhe befiel mich, ſo oft die Hausthür ſich öffnete; pochte es an meine Thür, ſo pochte auch mein Herz, mit einem vornehm erkünſtelten Leichtſinn rief ich: „herein!“ Und ſtets nur kam, wen ich nicht hereinrufen wollte. — Endlich ſchlug es Eins, die Mittagsſtunde. Jetzt war's entſchieden, Julie kam nicht, und ich erhob mich in meinem Zorn und ſprach laut: „Alſo Du verachteſt mich, Julia, denn ich bin kein Gelehrter und mein Wiſſen iſt unſolide. Wohlan! auf Deiner Seite iſt Schönheit und alle Reize des Geſchlechts, Du haſt die Macht der Schauſpielkunſt für Dich und den Beifall der Gelehrten. — Ich habe nichts als Witz und meine Feder; aber bei meinem Witz und meiner Feder ſchwör' ich: Es ſoll Dich reuen, daß Du mich zu verachten wagteſt!“ — Ich ſchwur's, kein Wunder, wenn ich Wort hielt; — vorläufig wollte ich nur zu Tiſche gehen. Ich eilte ins Schlafzimmer meinen Anzug zu wechſeln. (D. F. f.)

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Fortſetz.)

[Liepmann's Erfindung. Dampfwagenfahrt nach Potsdam.]

Wie wir hören, wird uns auch Dlle. Grünbaum verlaſſen, — dann haben wir gar keine Soubrette mehr, denn Dlle. Löwe als Primadonna übernimmt natürlich nur ſolche Rollen dieſes Genres, die ihr zuſagen, wird ſich aber ſchwerlich dazu verſtehen, die Zerlina im Don Juan oder das Ännchen im Freiſchütz zu ſingen. Vor Kurzem konnte man gegen ſehr billige Bedingungen eine der erſten Soubretten, Dlle. Marie Henkel (jetzt in Karlsruhe), engagiren, man that es nicht, wahrſcheinlich weil man ſchon damals Dlle. Witthun im Vorſchlag hatte. Uebrigens darf ich wohl nicht erſt betheuern, daß ich die genannten jungen Damen, die wie geſagt für ihre Schülerhaftigkeit nichts können und ihre Sache ſo gut machen, als es in ihren Kräften, hier mit meinem Tadel und meinen Ausſtellungen durchaus nicht kränken will, ſondern ihnen vielmehr den guten Rath ertheilen möchte, die falſchen Maximen und Uſancen der kön. Theaterverwaltung beſtens zu benutzen: — von der Löwe ſo viel zu lernen als möglich, ihre Stimme nie über Gebühr anzuſtrengen, und ſobald als möglich den hübſchen, empfehlenden Titel „Königliche Sängerin“ zu benutzen, um bei einem kleineren Theater eine Stelle zu finden, wo ſich die Talente und Kräfte herausarbeiten können, die hier durch Nichtbeſchäftigung unbenutzt verſtocken müſſen. Ich will aber nun wirklich nichts weiter vom Theater ſagen, weil ich ſchon im Anfange überhaupt nichts ſagen wollte, aber wer kann darüber weg, und dann ſchmeichelt's einem doch, an öffentlichen Orten ſo heftige Leſer und Intereſſenten zu finden, die Artikel ſich heraus und in die Taſche leſen.

Digitized by Google

Ich wollte eigentlich die verehrl. Redaction einladen, mit mir per Dampfwagen nach Potsdam, und dann per Dampfboot nach der Pfaueninsel zu fahren, da eben ein wahrhaft schöner Tag vom Himmel lächelt, der noch dazu ein Donnerstag, also ein königl. öffentlich erlaubter Pfaueninselbesuchtag für Grethi und Plethi, also auch für Künstler und anderes Gesindel ist, aber ich habe, ehe der Train um ½12 Uhr abgeht, noch einiges vom diesseitigen berliner Interesse zu besprechen. Die Kunstausstellungen nehmen jetzt kein Ende mehr in Berlin, kaum sind die Düsseldorfer aus dem Salon des Hôtel de Russie ausgezogen, so drängen sich schon die Franzosen des Hrn. Julius Kuhr hinein, die denn doch auch gesehen sein wollen, wenn uns Namen entgegentönen, wie Horace Vernet, Lepoittevin, Biard, und sogar Stimmen aus alter Zeit, wie Guercino da Cento, Palamedes, Gonzales Coques uns locken. Wir können uns nicht näher darauf einlassen, da wir es schon an anderm Orte thaten und nur, bevor wir nach Potsdam fahren, wollen wir noch der wichtigen Erfindung des Malers Hrn. Liepmann gedenken, die nämlich darin besteht, Oelgemälde wie Copien zu drucken. Die Kunstfreunde strömen jetzt nach der Alexanderstraße Nr. 27. wo vor Kurzem noch der famöse Louis Drucker das Publikum anlockte, um Hr. Liepmann's Erfindung oder besser, das Resultat derselben, eine durch den Oeldruck vervielfältigte Copie des berühmten Rembrandt'schen Selbstporträts, in Augenschein zu nehmen; denn die Erfindung selbst ist bis jetzt noch Hrn. Liepmann's Geheimniß. Zweifelsohne wird das Ministerium Hrn. Liepmann ein Patent ausstellen, oder, da er körperlich sehr schwach und angegriffen scheint, ihm eine Rente für die Erfindung seiner Maschine zusichern. In diesem Falle beabsichtigt der Erfinder nach Italien zu gehen und alte Farbenmischungen chemisch zu zersetzen und zu studiren. Die Maschine muß übrigens sehr einfach und leicht zu regieren sein, da Hr. L. bis jetzt nur von einem kleinen schwächlichen Mädchen unterstützt wurde. Was nun die Copien, die Hr. L. mit einem Frd'or. das Stück ablässt, anlangt, so bemerkt man zuvörderst, daß sie auf Pappe gedruckt sind, und daß bei den schwierigen Licht- und Farbeneffecten, z. B. dem Clairobscure im obern Theile des Gesichts, überall mit dem Pinsel retouchirt wurde, auch theilte Hr L. uns mit, daß er von jedem einzelnen Blatte mehrere Drucke veranstalte, und versicherte, daß seine Erfindung der größten Vervollkommnung entgegensähe, wenn ihm die nöthigen Geldmittel zu Gebote ständen. Erfreulich war's, einen Brief der Frau Herzogin v. Dessau an den Erfinder vorzufinden, aus dem ein hohes und huldvolles Interesse sprach. Die Folgen sind kaum zu berechnen.

Doch nun zum Bahnhofe! Eine ansehnliche Menschenmenge hatte sich bereits versammelt, um mit diesem Train, auf den auch mein Billet lautete, hinübergeführet zu werden. Das Wetter ist vortrefflich, auf den offenen Waggons sieht man überall Sonnen-, ja Regenschirme aufgespannt, um sich zu schützen. Man bemerkt viel frohe Mädchenköpfe, die die Aussicht auf den ungestörten Besuch der schönen Pfaueninsel lächeln macht, die Locomotive thut ihren gräßlichen Schrei, der mir jedesmal in den Zähnen wehthut, — es geht ab. Noch fünfmal hört man den kreischenden Pfiff, den abscheuliche Componisten bereits in die Tanzmusik eingeführt, — bei Schöneberg, Steglitz, Zehlendorf, Kohlhaasenbrück, Novawest — und befindet sich nach 40 Minuten in Potsdam. Mein Freund Ludwig hatte zwar halb Recht, wenn er behauptete, diese ganze Geschichte sei viel zu complicirt, um nur noch einen Funken Poesie zu geben, und zwei schnaubende Hengste vor einem einfach-geschmackvollen Wagen, oder gar ein schöner Mensch zu Pferde, wären ihm noch eins so viel werth, als diese frechschreiende Actienmaschinerie, — inzwischen ist es aber doch gar nicht übel, in 40 Minuten nach Potsdam zu fahren, und nicht wie früher auf der Chaussee durch Staub und Schweiß seinen armen Leib gekreuzigt zu sehen. Hierauf erwiederte mein Freund: die Schnelligkeit sei ziemlich gleichgültig, da es sehr wenig Leute in der Welt gäbe, die so wenig Zeit hätten, daß es ihnen auf ein Paar Stunden viel ankäme.

Kaum hielt der Zug im potsdamer Bahnhofe, als alles über Hals und Kopf hinaus und nach dem Wasser stürzte, wo dicht bei dem Landungsplatze des Dampfbootes „die Havel", in einer ganz kleinen Holzbude das Billetverkaufbüreau für die Pfaueninselfahrten etablirt worden ist. Das Geschäft wird durch ein kleines Schiebfenster von einem einzigen Menschen betrieben, und man denke sich nun das furchtbare Gedränge, das hier entstehen mußte, im Brande der vollen Mittagssonne. Wir gaben es sogleich auf, mit der nächsten Fahrt hinüber zu gehen, um so mehr, als uns noch zu rechter Zeit einfiel, daß man auf der Pfaueninsel, einem königl. Thiergarten, weder essen noch trinken, sondern nur hungern, dursten und sich einige Stunden umsehen darf. Wir lösten deshalb Billets auf eine spätere Nachmittagsstunde, und begaben uns in das sogenannte Café d'Elysée zu Heinzelmann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[A. Weill.]

Von A. Weill in Paris erscheint in Straßburg bei Schuler eine „Reise durch den Mond", deutsch, mit einer französischen Vorrede, die der Verf. Hrn. Lerminier widmet. Sie hat zum Thema: la jeune Allemagne et la jeune France, und wird den Franzosen einen richtigen Begriff von der jungen Literatur in Deutschland geben.

Im Feuilleton des von Durand in Paris gegründeten Journals: Le Capitole, Nr. 47 vom 1. August lesen wir einen kurzen Artikel von Weill über Grabbe mit einer übersetzten Scene.

In der Erwinia, einem deutschen straßburger Journal stand vor einiger Zeit eine Scene aus Weill's deutschem Trauerspiele: Alexander der Große.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 158. — den 15. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Recensenten-Kunststück.

(Fortsetzung.)

Da fuhr ein Wagen vor, die Hausthür wurde aufgerissen. Es sprang je zwei und zwei Stufen die Treppe heran und pochte an meine Thür. Ein Diener überreichte mir eine Karte von „Julia Fettig." — „Willkommen!" sagte ich leichten Herzens, „sehr willkommen!" Der Diener sprang fort, ich betrachtete mich im Spiegel, offenbar hatte sich meine Gesichtsfarbe erhöht, wie vor Freuden!

Julie trat ein, und ich war überrascht, nicht weil mir etwas Unerwartetes begegnete: im Gegentheil: „das ist sie!" mußte ich mir heimlich sagen, und dieses Bild hatte ich mir im voraus von ihr entworfen. Eine hohe bleiche Jungfrau in Trauerkleidern, mit schlicht gescheiteltem, tiefschwarzem Haar. In ihrem Gange, ihrer Haltung lag etwas Feierliches, aber Jugend und Unschuld gossen ihre Zauber darüber und milderten den Ernst. Ihre Erscheinung hatte etwas Rührendes, und auch ich war mit dem ersten Blick für sie gewonnen. — Statt mich zu begrüßen, erröthete sie und sah sich nach ihrem Begleiter um, einem gebückten kleinen Männchen, das noch an der Thür stand, den Hut abnahm und mit zitternder Hand sich bemühte, seinen Kahlkopf mit einem schwarzen Sammetkäppchen zu bedecken. — Es war der Director des Gymnasiums. Ich nöthigte Beide, auf dem Sopha Platz zu nehmen, und setzte mich ihnen gegenüber, um Juliens Schönheit mit Andacht und Muße zu bewundern.

Vielleicht ist jede Schönheit des Weibes das Symbol einer Seelenvollkommenheit, vielleicht ist ihr Trieb, sich zu schmücken, der versinnbildlichte Beruf zur Güte, zur Seelenreinheit, zur moralischen Schönheit. Juliens klarblaue, von langen Wimpern beschattete Augen verkündeten mir eine hochgestimmte Seele, die feinen Züge, die durchsichtigte Haut bestätigten das Gesunde, das Naive, ihre schlichte, schmucklose Art, sich zu kleiden, die edle Einfachheit ihrer Gesinnung, ihre Unschuld und strenge Tugend. — Sie konnte kein gewöhnliches Mädchen sein. — Diese Bemerkungen machte ich nicht etwa in der Stille; zuerst wagte ich kleine Schmeicheleien, und weil Julie sie gern anhörte, fuhr ich fort und immer fort, sie mit Complimenten zu überhäufen, die sie mir sogar erwiederte, aber so naiv, so aufrichtig, daß es keine Complimente mehr waren.

„Haben Sie nichts für die Bühne geschrieben?" fragte sie mich unter anderem, und als ich verneinte, fügte sie hinzu: „Sie sind doch ein Dichter, denn Sie wissen Worte und Gedanken mit einer Leichtigkeit und Geschicklichkeit zu handhaben, wie ich in einem freien Gespräche noch nie gehört." So plauderten wir mit einander; ich suchte ihr zu gefallen, sie bezauberte mich, und ich fühlte mich glücklicher als je; als der Director uns plötzlich ernst und feierlich unterbrach.

„Herr Doctor Alfred! Diese junge Künstlerin, Demoiselle Julia Fettig, empfehle ich Ihrem Schutze und

Digitized by Google

Ihrer Nachsicht. Julie ist die Ernährerin ihrer drei Geschwister und ganz auf den Erwerb ihrer Kunst angewiesen, sie hat noch keinen Ruf, ist noch Anfängerin. Was mich betrifft, so lebe ich ganz und gar meinem Fache und meiner Wissenschaft, so daß ich weder Ihre Stellung in der Welt, noch Ihren Wirkungskreis genau begreifen kann; indeß hat man mir gesagt, und ich muß es glauben, daß Ihr Urtheil von Gewicht ist. Sie können, so höre ich, mit wenig Worten den Ruf eines Künstlers schaffen, und mit noch weniger Worten den Ruf eines Künstlers vernichten. Ich bin deshalb hier, um Ihnen das Versprechen abzufordern, wenn Sie auch Julien nicht nützen wollen, ihr wenigstens auf keine Weise zu schaden!"

Wahrlich, diese Anrede setzte mich in Erstaunen, und ich wandte mich an Julie und fragte sie mit dem sanftesten Tone, dessen meine Stimme fähig war. „Fürchten Sie etwas von mir, schöne Julie?"

„Wenigstens finde ich Sie anders, als ich Sie mir vorgestellt."

„Und wer hat Ihnen einen so ungünstigen Begriff von mir beigebracht?"

„Wer? Niemand! Aber — was soll ich sagen; was?"

„Immerhin!"

„Ihre Recensionen! Mich dünkt, Sie beurtheilen Schauspieler und Bühne mit einiger Willkür. Gestehen Sie, daß Ihre guten Einfälle Ihnen weit mehr gelten als die besten Künstler."

Der Vorwurf war gerecht, und so reizend, so naiv wurde er mir gesagt, ich konnte nichts erwiedern.

Der Director begann von neuem: „Mein Herr Doctor, Sie fragen vielleicht, mit welchem Rechte ich komme, Ihnen solch ein Versprechen abzufordern. — Wohlan denn, hören Sie! Juliens Vater war einer meiner ältesten Schüler, einer meiner Lieblinge. Allein so geht es mir! Hänge ich mein Herz an einen Schüler, so verläßt er mich nach wenig Jahren, geht auf Akademien, tritt in Amt und Würden und denkt nicht wieder an seinen alten Lehrer. — Hätte der selige Fettig sich nur noch auf dem Sterbebette meiner erinnert, hätte er mir seine Kinder, diese Tochter, die ihm Alles in Allem war, empfohlen! Ich bin alt, unverheirathet, nur von unwissenden Dienstboten umgeben; es hätte mich sehr glücklich gemacht, den verwaisten Kindern meines berühmten Schülers ein Vater zu sein! Aber Julie hat die Bühne betreten. Eine Schauspielerin gehört nicht in ein Haus, welches sechs- bis siebenhundert erwachsene Knaben täglich besuchen."

Leicht überfließen die Augen eines Greises, der Director sprach die letzten Worte fast mit wankender Stimme, und seine Augen schimmerten. „Also auch dieser Kahlkopf in Julie verliebt!" dachte ich.

Julie schien verletzt. „Mein väterlicher Freund!" begann sie, „Sie wissen, wie peinlich mir meine Stellung ist, womit aber verdiene ich diese Beschämung in Gegenwart des Herrn, der mich heute zum ersten Male sieht?" Sie wandte sich zu mir. „Glauben Sie nur," fuhr sie fort, „daß Lust und Neigung, die ich, so lange ernste Pflichten es begehrten, unterdrücken mußte, mich bewogen haben, die Bühne zu betreten."

„Ich glaube es Ihnen," antwortete ich, „denn ich weiß, Sie hatten eine Wahl zwischen Kunst und Wissenschaft. Nicht aus Eitelkeit, weil Gelehrsamkeit einer Dame minder gut läßt, entschieden Sie sich für die Kunst. Der Schönheit huldigt man überall, und am meisten in jenen höheren gebildeten Kreisen, wohin der Gelehrte eher Zutritt findet als der Schauspieler. Auch nicht aus Ehrgeiz; der gelehrte Ruhm ist sicherer als der Künstlerruhm, nur der Gelehrte beurtheilt den Gelehrten, während der Schauspieler vom Glück abhängig ist und seine Anerkennung von einer unverständigen Menge erwartet. Sie haben der Kunst große Opfer gebracht, ein Beweis, daß nur Beruf Ihre Wahl leitete."

Julie schien befriedigt, und der Director sagte: „Wenn das Ihre Meinung ist, so werden sie nicht zögern, mir das Versprechen zu leisten."

Ich zögerte, ich wußte nicht warum! Auch Julie sah mich bittend an. „Was soll ich versprechen?" fragte ich.

„Daß Sie Julien niemals als Komödiantin, als Gauklerin, in Ihren Recensionen behandeln werden."

„Das trauen Sie mir zu?"

„Fertigen Sie mich nicht mit Umschweifen ab. Ich bin ein alter Mann, ich habe die Urtheile vieler berühmter Gelehrten über Julien veröffentlicht, denn ich lernte sie kennen, ich weiß, man hat ihr nicht geschmeichelt. Sie kennen sie jetzt, Sie sind, wenn man Ihren Worten trauen darf, derselben Meinung. — Wohlan!" Er reichte mir die Hand, „wir sind beide Gelehrte, den Handschlag, das akademische Ehrenwort!"

Julie schien ängstlich. Ich schlug ein. „Mein Ehrenwort!" sagte ich, „damit endlich jedes Mißtrauen beseitigt werde."

Digitized by Google

In diesem Augenblicke erhoben sich beide, um sich zu verabschieden. Julie machte aus ihrer Freude keinen Hehl und drückte dem Alten recht zärtlich die Hand. Er streichelte lächelnd ihre Wangen und fragte: „Habe ich es gut gemacht, bist Du nun beruhigt?“ — „Vollkommen!“ rief sie, umarmte ihn und küßte seine Wange; dann reichte sie mir freundlich die Hand, die ich zärtlich küßte.

Ich geleitete sie bis zur Treppe. Ich fürchte, dachte ich bei mir, ich fürchte, ich habe eine große Dummheit begangen, dahin waren alle Glücksgefühle, mit denen Juliens Gegenwart mich erfüllt; mir war recht schwer, recht weh ums Herz.

Als ich im Hotel zur Table d'Hôte mich einfand, war man schon beim Dessert. Laut und lärmend ward ich begrüßt, denn man wußte bereits, welch eines Besuches halber ich mich verspätet hatte, und war begierig, etwas darüber zu hören. Allein mein Herz war voll, mein Kopf war wirr, meine Gedanken konnten sich noch von Julien nicht lösen, so fühlte ich mich denn sehr unbehaglich in einer Gesellschaft, die mir zum ersten Male flach, fade, unbedeutend vorkam. Meine Zerstreutheit, mein Stillsein fiel auf. Es fragte Jemand: „Sie haben sich doch nicht etwa in Julien verliebt?“ Ich wollte lachen, aber ich ward verlegen und feuerroth. „Nein! nein!“ rief ich ärgerlich. — „Ihr Mund sagt nein, Ihre Wangen ja!“ sprach der Eine. Ein Anderer fügte hinzu: „Offenbar sind Ihre Wangen *röthlicher*,“ — er sprach dies absichtlich im sächsischen Dialekt, so daß „röthlicher“ herauskam. Es wurde laut gelacht. — Ich war mir ein Räthsel. Vergebens rang ich nach Kraft, dem Spotte dreist entgegen zu gehen. So oft der Name „Julie“ genannt wurde, glühten meine Wangen, und ich schämte mich — zu erröthen. Ich fürchtete, der Name könnte wieder genannt werden, und weil ich fürchtete, überraschte mich das Wort „Julie“ stets von neuem. — Da waffnete ich denn endlich meine Stirn mit meiner ganzen Baarschaft von Unverschämtheit, ich wollte den Reiz besiegen und hub zum Nächsten an, der „Julie“ sagte: „Warum betonen Sie den Namen so scharf? Glauben Sie, daß er Eindruck auf mich macht?“

Mein Nachbar sah mich ironisch lächelnd an und antwortete nicht.

„Daß ich heut unruhig bin und unfähig, viel zu reden und zu essen, hat seinen guten Grund. Ein böser Zahn plagt mich. Mich hungert sehr, aber ohne besondere Mühe bringe ich keinen Bissen hinunter, ja, so oft ich den Zahn nur berühre, steigt mir alles Blut zu Kopf.“

„So muß ich um Entschuldigung bitten,“ fuhr jener boshaft fort. „Ich habe nicht richtig beobachtet, ich glaubte wirklich, der Name Julie schon reiche hin, Sie roth zu machen.“ Hierbei sah er mich scharf an, ich aber hielt den Blick aus und sagte: „Es wird Ihnen nicht gelingen, mich in Verlegenheit zu setzen. Ich höre den Namen sehr gern.“

„Ich auch! Bitte, nennen Sie mir ihn ein Paar Mal.“

„Warum nicht? Julia! Julia! Julia!“ — Aller Augen waren fest auf mich gerichtet, und ruhig und wie ein Weiser lächelnd fuhr ich fort: „Es ist ein hoher Grad des Verliebtseins, wo der Name der Geliebten hinreicht, das Blut in Wallung zu bringen; einer so ungewöhnlichen Leidenschaft sind wir alle nicht fähig.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Man so thun. Heinzelmann's Café d'Elysée. Schöne Lage Potsdams.]

Louis Drucker und Carl Heinzelmann, der berliner Witz und die berliner Sentimentalität, haben sich per Dampf nach Potsdam begeben, um auch dort dem Publikum das berühmte „Man so thun!“ in einem blauen Dunste zu verkörpern. Es ist merkwürdig, wie dieses „Man so thun!“ gleich einem nackten Ellenbogen aus dem Gewande aller berliner Verhältnisse hervorguckt. So z. B. wenn in Berlin eine Straße gepflastert wird, was in den etwas entfernten Stadttheilen schon sehr oberflächlich und mit kleinen, spitzigen Steinen geschieht, so wird auf das neue Pflaster beinahe ½ Fuß hoch hoher Sand geschüttet, unter der drolligen Voraussetzung: der werde sich nun zwischen die Steine recht einsenken und das Pflaster vorzüglich machen. Nun muß man aber die langen breiten berliner Straßen kennen, die schon bei dem leisesten Luftstoße in Staub aufwirbeln, um zu begreifen, welch ein Wüstenmeer in solch einer neugepflasterten Straße sich auftregen muß. Da übrigens der Staub und Schmutz aus den Häusern immer wieder auf die Straße gebracht wird, so dauert es doch ziemlich lange, ehe das schlechte Pflaster zum Vorschein kommt. Heinzelmann ist nun aber der eigentliche Priester des „Man so thun!“ Es war ihm stets heilig, und er ist diesem schönen Princip unverbrüchlich treu geblieben. Unter diesem Titel „Man so thun!“ gab er einen Band Gedichte, mehrere Tabagieen in Berlin und Potsdam, ja sogar ein Sommertheater heraus, was natürlich alles an dem „Man so thun!“ zu Grunde ging, denn Berlin im Ganzen bleibt diesem Losungsworte auch wiederum eben so treu, als Heinzelmann für sich im

Einzelnen. Man könnte, und es wäre gar nicht uninteressant, ein ganzes Buch unter dem Titel: „Man so thun!“ schreiben, denn mit sehr geringen Ausnahmen läßt es sich, wie gesagt, auf alle berliner Verhältnisse anwenden.

Das Café d'Elysée ist außerordentlich angenehm gelegen, dicht beim Bahnhofe, hart neben dem Brauhausberge, unfern dem Wasser, wo das Dampfboot ankert, nahe der Brücke und dem Schlosse. Dazu sitzt man auf einer ziemlich hohen Terrasse unter einem dichten Lauddach, das uns selbst vor der brennenden Mittagssonne vollkommen schützte. Aber nun die Bedienung! Es befanden sich vielleicht 30 Gäste auf der Terrasse, und unter 4 bis 6 bedienenden Geistern erhob sich etwa folgender Dialog.

1ster Marqueur. Wo sind die Servietten?

2ter Marqueur. Was weiß ich's! Sag' mir lieber, wo Du die Löffel hingethan.

3ter Marqueur. Ich hab' keinen Löffel mit Augen nicht gesehen.

2ter Marqueur. Wer fragt Dir!

Eine weibl. Stimme (aus dem Hause). Louis, sind die Messer rein?

Louis (schreit retour). Des fragen Sie mir!

4ter Marqueur (zu drei Herren an einem Tische). Haben Sie nicht an mir was bestellt?

Ein Herr. Ja, vor einer halben Stunde, aber jetzt müssen wir fort.

4ter Marq. Herr Jott! ich hätt's Ihnen gleich gebracht. Was war's doch?

(Die Herren lachen und gehen.)

Ein Herr (mit zwei Damen). Werden Sie nun bald die drei Couverts und das Frühstück bringen?

4ter Marq. Gleich Herr! (schreit ins Haus) wo sind denn die Servietten!?

Stimme aus dem Hause. Mein Jott! das müssen Sie doch wissen.

4ter Marq. Wie so?!

Der Herr (etwas aufgebracht). Ist Herr Heinzelmann hier?

Alle Marqueure (lächelnd). Nee!

Und so ging es weiter, und von Glück konnten wir sagen, daß wir unser Bestelltes erhielten. Nicht weit von uns hatte eine Familie in Trauer Platz genommen. Es war eine Dame, zwei erwachsene Mädchen, und ein kleines von etwa sieben Jahren, alle ganz schwarz angethan, die in Begleitung zweier Herren, in eben diese Farbe gekleidet, seit dem Trauerfall ihre erste Lustpartie zu machen schienen, um sich zu zerstreuen. Die Züge der ältern Dame verriethen den geringsten Antheil an der Heiterkeit, die sich der jüngern Gemüther bereits bemächtigt, und ich schloß wol nicht unrichtig, sie für eine junge Witwe zu halten, für die Mutter des kleinen Mädchens und die Stiefmutter der beiden Erwachsenen. Die ganze Familie, zu der auch der jüngere Mann, als Bruder der beiden ältern Töchter durch Aehnlichkeit der Züge zu gehören schien, hatte etwas sehr Ansprechendes, was so im Leben mit dem Worte interessant bezeichnet zu werden pflegt, und namentlich zog mich wie meinen Freund Ludwig das feine bleiche Gesicht der trauernden jungen Frau an.

Wir hatten noch über zwei Stunden Zeit bis zur Dampfschifffahrt, und wollten diese Frist benutzen, Louis Drucker auf dem Tornow, einer Landzunge, die sich in die Hafel erstreckt, zu besuchen. Die Havel hat hier bei Potsdam den Charakter zusammenhangender Landseen, die oft von beträchtlichem Umfange, durch ihre schönen Wasserspiegel die Lage der Stadt und die hügelige Gegend umher wirklich sehr malerisch und reizend machen. Es wäre nicht schwer gewesen hier eine ganz eigenthümliche Wasserstadt im Geschmack von Venedig aufzuführen. Es kann einen ordentlich traurig machen, wenn man hier auf der Höhe des Brauhausberges an die jämmerliche Lage Berlins zurückdenkt. Die Gründer scheinen mit ordentlichem Raffinement den traurigsten Fleck in der ganzen Mark Brandenburg ausgesucht zu haben. Man wird freilich sagen: aber es ist ja nur vier Meilen bis Potsdam, man kommt in 40 Minuten hinüber, und für die Hälfte eines Thalers hin und zurück. Es ist wahr; Leute, die Zeit und Geld haben, können jetzt täglich nach Potsdam fahren, oder gar den Sommer dort zubringen. Aber Leute, die Zeit und Geld haben, können auch noch weiter gehen als nach Potsdam, während die, denen eins von beiden fehlt, ihre Sommermonate in dem staubigen, stinkenden, schwülen Berlin zubringen müssen. Den Brauhausberg ziert eine künstliche Ruine, die aber wohl verschlossen ist, damit das Publikum keine wirkliche daraus mache. Zu dem witzigen Insulaner auf Tornow fanden wir uns übrigens nicht hin, wir kehrten deshalb um und begaben uns in die Stadt. Es gibt ein Sprichwort: „in Polen ist nichts zu holen“, dessen Richtigkeit sogar Napoleon ausgesprochen haben soll; in der Stadt Potsdam ist aber noch weniger zu holen.

Die vielen Militärs und Casernen, an denen man sich schon in Berlin herzlich satt sehen kann, machen in Potsdam keinen sonderlichen Effect mehr, und man wundert sich kaum, im Durchschnitt auf den Straßen immer drei Soldaten und einen Civilmenschen zu treffen. Die Straßen in der Nähe des Schlosses sind übrigens enger und schattiger als in Berlin, die Reinlichkeit nicht übertrieben, und der größte Theil der Häuser scheint nicht im besten baulichen Zustande. Die Luft ist aber wegen der großen Wasserflächen, der vielen Gärten und Baumanlagen und der abflüssigen Straßencanäle, viel reiner und schöner als in Berlin, wo es um diese Zeit, 1 Uhr Mittags, bei vollem Sonnenschein zum Erliegen ist. (D. F. f.)

Notiz.

[Das Düringer-Kartheis'sche Theaterlexikon.]

Lief. 3 und 4 gehen von Casse bis zum Artikel „Farben“. Besonders sachreich ist der Aufsatz über Costume. Auf dem Umschlag beginnt eine Charakteristik Seydelmann's, von Moritz Karriere.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 159. — den 16. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Recenſenten-Kunſtſtück.

(Fortſetzung.)

Indem trat ein Fremder ein, gab ſeinen Zimmerſchlüſſel dem Kellner, und begehrte raſch das Eſſen, und daß inzwiſchen ſein Zimmer unverzüglich gereinigt werde. Der dienſtfertige Kellner empfing den Schlüſſel, rannte geſchäftig zur Thür und rief auf den hallenden Flur mit Donnerſtimme hinaus: „Jule! Jule!“ — Jule war die Bettenmacherin. Noch hielt ich mitten im Probeſtück, noch waren Aller Augen feſt auf mich gerichtet: auf dieſen tückiſchen Zufall war ich nicht gefaßt. Ich ließ Meſſer und Gabel fallen, verbarg mein glühendes Antlitz in die Serviette, ſchrie laut auf und .... behauptete, ich hätte den böſen Zahn angeſtoßen.

Beſchämt und ſehr verſtimmt kam ich nach Hauſe. „Bin ich verliebt?“ fragte ich mich mit Schrecken, und konnte es nicht leugnen, daß ich's war. Ja, verliebt bis über die Ohren, verliebt, daß es eine Schande iſt, daß ich mich compromittiren mußte vor den Elegants an der Table d'Höte, wo und vor denen alles Empfinden ein Spott und eine Schmach iſt. — Aber das ſind die Folgen frühzeitiger Ausſchweifungen, ſie ſchwächen uns moraliſch, daß wir keiner edlen Leidenſchaften mehr fähig ſind. Nur mit der Phantaſie noch können wir uns zu den Höhen und Gipfeln der Empfindung emporſchwingen; wo Wirklichkeit Gefühle uns abfordert, haben wir nur noch Irritabilität wie Pflanzen; phyſiſche Symptome ohne Geiſt, ohne Willkür. — Wie rein, wie edel, wie ſchuldlos war Julie gegen mich! Sie, frühzeitig durch Leiden heimgeſucht, hatte ihre Tugenden in Prüfungen geübt und befeſtigt. Mich hatte der Reichthum verzärtelt, die Genußſucht entnervt, und der Ehrgeiz, die Sucht zu gefallen, zu glänzen, zu prunken, ausgehöhlt. — Und — ſollte man es denken — ich zürnte Julien, weil ich ſie lieben mußte. „Was ſoll daraus werden?“ fragte ich mich, „eine arme Schauſpielerin, ohne Ruf, mit drei unerzogenen Geſchwiſtern belaſtet!“

O, du ſogenannte Weltklugheit, wie viel Schönes und Edles erſtickſt du, wie klein und elend machſt du uns! Aber Liebe, Quell alles Wahren und Guten, freundliche, ſüße Aufforderung der Natur, die uns vollendete, jetzt uns zu verſchenken, damit wir ſelbſtſtändig, bewußt, erweitert uns wiederfinden! Liebe iſt *keine* Täuſchung, täuſcht auch ihr Gegenſtand. Denn was verſchenken wir? Tolle Schwärmerei, rohe Inbrunſt. Und was gewinnen wir? Unſere Menſchheit, unſer Menſchenſchickſal, unſeren Lebenszweck. Lebenszweck iſt ein Leben für Andere, die wieder für uns leben. Nicht nur den Mammon beſitzen wir für unſere Kinder; auch unſere Fähigkeiten, unſer Glaube, unſere Sitten, unſere Bildung, unſere Tugenden gehen auf ſie über. — Aber der civiliſirte *gemeine* Menſch beſchränkt ſein Selbſtbewußtſein und ſeinen Stolz auf den Rock, den er trägt, auf die Tapeten, womit er ſein Zimmer behängt, auf die Rente, die er jährlich verzehrt.

Digitized by Google

Das Haus war überfüllt. Eine dichtgedrängte Menge harrte, wie mir schien, bleich vor Erwartung dem Augenblick des Genusses entgegen, dem Augenblick, Julien zu huldigen. Ich saß in einer Loge, ergeben in mein Schicksal, und beneidete sie. — Schauspieler haben es besser als Dichter. Hatte ich Hoffnung, je einen Triumph zu erringen, gleich dem, der sie heute erwartete? — Aber der Vorhang ging auf und alles kam anders. Ihre herrliche Erscheinung ward natürlich mit Beifall begrüßt, im Uebrigen täuschte sie die Erwartung. Nicht, daß sie eben schlecht spielte. Sie hatte viel natürlichen Anstand, bewegte sich fein und edel, declamirte äußerst richtig; aber sie blieb ruhig. Sie hatte Geist, Bildung, Erziehung, aber sie war noch so unschuldig, daß sie nicht wußte, daß es Leidenschaften auf der Welt gibt. In einer kleinen Stadt konnte sie gefallen, hier aber wurde theatralisch aufgetragen und auf Effect gespielt, alle ihre Mitspieler erhielten lauten Beifall, für sie regte sich keine Hand. Daß sie am Schlusse gerufen wurde, geschah wohl ihrer Schönheit, ihrem angenehmen Wesen zu Liebe. Man wollte sie noch einmal sehen. Mißfallen konnte sie nicht, noch viel weniger aber hatte sie gefallen. Sie hatte mit einem Worte kalt gelassen.

Ich vermochte jetzt viel ruhiger an sie zu denken, weil der glänzende Nimbus der allgemeinen Bewunderung sie nicht mehr umgab. Auch war ihr Ruf jetzt in meinen Händen. Ich konnte ihr kaltes Spiel ein echt classisches nennen, an das sich das Publicum gewöhnen müsse, ich konnte sie zu einer denkenden Künstlerin machen, denn die denkenden Künstler sind meistens Geschöpfe der Recensenten. — Oder ich konnte auch sagen, daß sie in einer kleinen Stadt unter zusammengelaufenen Winkelkomödianten gefallen könne, unter den Künstlern der Residenz aber eine schlechte Figur mache.

Zu letzterem war ich sehr geneigt, um zwei Dutzend Professoren von allen vier Facultäten mit zu blamiren. Nebenbei verspürte ich ein heimliches Gelüste, sie zu kränken. Ich weiß nicht, ob ich die Beschämung von diesem Mittag an ihr rächen wollte, oder mich ganz rein brennen vom Verdachte, sie zu lieben. — Aber mein Ehrenwort! Ich durfte nichts schreiben, ihr zu schaden; nutzen wollte ich ihr nicht. — Ich ließ sie ganz unerwähnt.

Am andern Tage besuchte ich sie, sie war nicht zu sprechen. Am zweiten Tage kam ich wieder. Sie ließ sich durch ihre Hauswirthin flehentlichst entschuldigen, sie sei nicht eingerichtet, Besuche zu empfangen, und müsse ihre Zeit in Acht nehmen, um ihre Geschwister zu unterrichten. Das war rücksichtslos, so freundlich mir das Versprechen abzunehmen und dann gleichgültig mich stehen zu lassen.

Gegen Abend besuchte ich den Director; ich hoffte sie dort zu finden. Umsonst. Der Alte war sehr artig und zuvorkommend, bis von Julien die Rede war. Er fragte mich, wie sie mir gefallen. Ich sagte die Wahrheit. Das verdroß ihn. Was ich tadelte, lobte er eben recht. — Ich machte ihn aufmerksam, daß er nicht im Theater gewesen und Julie nicht gesehen habe. Er berief sich auf die Urtheile so vieler Gelehrten.

„Muß ein Gelehrter gerade über Theater urtheilen können?"

„Nur der Gelehrte hat ein Urtheil."

„Und mich halten Sie für keinen Gelehrten, ich habe kein Urtheil?" —

Er sah mich scharf an, dann lächelte er: „Ich habe klug gethan, Ihnen das Ehrenwort abzunehmen, das beweisen mir Ihre jetzigen Aeußerungen. Wer weiß, wie Sie mit dem armen Kinde sonst umgegangen wären. — Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich von Ihrem Thun und Treiben, von Ihrem Gelten, Ihrer Existenz in der Welt keinen Begriff habe. Doch allen den schönen Worten, die Sie in meiner Gegenwart Julien gaben, traute ich gleich nicht. Nur drei Tage sind vergangen und schon reden Sie anders."

„Es war mir Ernst! so dachte ich damals!"

„Ich wußte, daß Sie Ihre Gesinnungen ändern würden."

„Wie konnten Sie das wissen?"

„Wenn ich's Ihnen sage, werden Sie mir nicht zürnen?"

„Gewiß nicht."

„Ihr Zimmer hat mir das verrathen."

„Mein Zimmer?"

„Ex ungue leonem! Sehen Sie sich hier einmal um. Es sieht hier nicht so kostbar aus. Und doch steckt in diesem Bücherbord mehr Geld, als Ihnen Ihre ganze Einrichtung kostet. Ihre Zimmer sind kostbar decorirt, aber es ist ein Luxus, der nur zur Schau steht und nicht nützt. Welch eine Menge werthloser Spiel- und Galanteriesachen schmücken Ihren Spiegeltisch, die doch wohl theuer genug sein mögen. Ihre zierlichen Bücherschränke, werden sie bisweilen erschlossen? Die schönen reich vergoldeten Saffianbände, werden sie bisweilen gelesen? Es sieht bei Ihnen wie bei einer vornehmen Dame aus, die für nichts Sinn hat als für Putz. Und

das thut mir leid Ihrethalben, gewiß haben Sie viel Talent, man redet viel und mit Achtung von Ihnen. Aber leider sind Sie ein Verschwender."

„Ich bitte um Vergebung, ich verzehre nur meine Einkünfte."

„Sie mißverstehen mich. Sie verschwenden nicht Ihre Capitalien, aber Ihr Capital, sich selbst. Vielleicht verzehren Sie jeden Mittag mehr, als ein armer Student gebraucht, sein Leben wochenlang zu fristen, und das ruinirt Sie nicht. Ich aber habe so manchen armen Studenten aus meinen schwachen Mitteln unterstützt, und es wurde ein wackerer Gelehrter aus ihm, der die Wissenschaft förderte und brave Schüler zog, die dasselbe thaten. — Thun Sie auch Gutes? Stiften Sie Nutzen? Oder gleicht Ihr Leben nur einem üppigen Mittagsmahle, von dem man aufsteht und sich den Mund wischt? — Herr Doctor! wer leichtsinnig mit sich selbst umgeht, geht viel leichtsinniger noch mit Andern um. Ich mußte Julie daher schützen. Je nun! Ich habe Ihr Wort und das genügt. Nehmen Sie mir meine Aufrichtigkeit nicht übel, ich bin ein alter Mann, ich stehe vielleicht morgen, vielleicht heute schon vor Gott, wo es auf die Formen der Höflichkeit nicht mehr ankommt. Freilich habe ich Sie ein wenig geschulmeistert, aber ich bin Zeit meines Lebens nur ein Schulmeister gewesen. Bedenken Sie das."

„Ich will es bedenken," sagte ich und empfahl mich rasch. Das also denkt man von mir! Ein Leichtsinniger, ein Verschwender! Und deshalb hält sich auch wohl Julie mir fern. Und ich kam ihr so liebevoll entgegen. Und ich habe Recht und mit einem einzigen Worte könnte ich heute noch die ganze pedantische Anmaßung zu Boden schlagen! — Aber mein Ehrenwort.

Ja! mein Ehrenwort war mir heilig! Aber es gibt eine Macht, die über den Willen, über das Bewußtsein geht. Die Macht der Eifersucht. — Ich eifersüchtig? liebte ich Julie denn? Kaum! Liebe vermogte nicht viel über mich. Eifersucht alles. Ich war eitel. Was weiß der Eitle von wahrhafter, aufopfernder Liebe? Eitelkeit aber ist das Element der Eifersucht.

Ich hörte an der Table d'Hôte erzählen, daß Julie den Darsteller der Liebhaberrollen nicht ungern sähe und sogar Besuche von ihm empfinge. Einige meinten, dies geschähe, um ihre Scenen mit einander einzustudiren. Andere sagten: Gewöhnlich legen Liebhaber und Liebhaberinnen, wenn der Vorhang gefallen ist, ihre Rollen zu Hause fort. Liebe lasse nicht mit sich spielen, sie ist Sache der Phantasie und die Schauspielerphantasie knüpft meistens die Schauspielerehen. Ubertus, so hieß jener Schauspieler, war seiner Aventuren mit Damen halber berüchtigt und es fehlte nicht an Anspielungen, daß ein gefährlicher Recensent von einem gefährlichen Schauspieler verdrängt sei. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Thierquälerei. Dampfbootfahrt nach der Pfaueninsel.]

Auch hat Potsdam jetzt seine Droschken, um eine schnelle Verbindung zwischen dem Bahnhofe und den entfernt liegenden Punkten Sanssouci, Charlottenhof u. s. w. herzustellen. Die Benutzung der Hunde als Zugthiere vor Milchkarren und andern Krämerwagen, ist mir hier nicht vorgekommen, auch sonst kein Beispiel von der schändlichen Thierquälerei, die man täglich auf den Straßen Berlins ansehen muß, wofür die Polizei noch kein Gesetz und keine Strafe zu haben scheint. Der brutale und feige Pöbel wird durch diese Schauspiele der Niederträchtigkeit, die ihm täglich mit Hunden, abgetriebenen Eseln und Pferden auf der Straße zum Besten gegeben werden, noch mehr in seiner Frechheit und Rohheit routinirt, und man sieht es dann bei solchen Gelegenheiten, wie neulich die Hinrichtung sie bot, bis zu welcher niedrigen Stufe, nicht blos die niedrigste Classe der Residenzbewohner bereits gesunken ist. Speculative Leute hatten da Gerüste und Schauplätze aufgerichtet, die zum Theil so gut bezahlt wurden, wie der erste Rang im Hoftheater, nur daß sie mehr besucht waren, als dieser es bei classischen Stücken zu sein pflegt; man drängte sich so sehr auf die Erhöhungen, daß eines der Gerüste gerade im Moment, wo der Unglückliche abgeschlachtet wurde, zusammenbrach, wobei natürlich viele der Schaulustigen auf das gefährlichste verletzt wurden. Dabei wurde gelacht, getrunken und — gestohlen; obwohl hier natürlich Polizei und Gendarmerie in ungeheuern Massen umherstanden und die Ordnung aufrecht hielten. Man sagt, der Präsident selbst habe einen der frechsten Diebe mit eigener Hand ergriffen. Man sieht, welch' einen tiefen moralischen Eindruck eine öffentliche Hinrichtung auf das Volk macht. Und nun gar dies abscheuliche Kopfabhacken mit dem Beil, dieses Zerlegen eines lebendigen Menschenkörpers vor den Augen des schaulustigen Publikums! An das sogenannte Rädern mag ich schon gar nicht denken, da friert's mich unter den Haaren. Die Griechen waren doch in Allem geschmackvoller als wir, und der Giftbecher war eine graziöse Todesstrafe. Warum läßt man nun nicht den Verurtheilten öffentlich vor den Augen des Publikums einen Schluck Blausäure nehmen, ein so schnell tödtendes Gift, wie es die Griechen gar nicht einmal hatten, und weit besser zu diesem schrecklichen Act der Gerechtigkeit geeignet, als der antike Schierlingsbecher. Würde alle acht Tage einem der Kopf abgeschlagen, so würden die Kinder auf der Straße sehr bald Kopfabhacken spielen. Gegen die Thierquälerei, die namentlich im Winter ihren Gipfel erreicht, sollte man aber wirklich die strengsten Maßregeln ergreifen. Gewiß ist

Digitized by Google

es nicht leicht, diese verbrecherische Brutalität in allen ihren Verzweigungen aufzudecken und zu erkennen, so z. B. ist's geradezu Thierquälerei, wenn Jemand vor einen schweren Wagen, der wenigstens zwei Pferde verlangt, ein einzelnes spannt, und nun noch den Wagen so vollpacken läßt, daß sich das Thier über seine Kräfte anstrengen muß. Dies ist übrigens einer von den allergelindesten Fällen, der so leicht gar nicht in die Augen springt, viele, die ich selbst habe ansehen müssen, mag ich gar nicht einmal mittheilen, um nicht den Ekel des Lesers zu erregen. In vielen Fällen standen Mitglieder unserer hochachtbaren Gendarmerie dabei, mit untergeschlagenen Armen und sahen sich den Spaß mit an. Und Publikus witzelte und amüsirte sich, ganz wie es A. Brennglas in seinen berliner Straßenscenen beim gefallenen Pferde, ohne alle Satyre mit gutem Humor und ganz treuherzig beschreibt, als hätte es ihn selbst gar nicht weiter berührt, als sei so was ein „guter Witz", wenn eine arme Mähre zu Tode gequält wird. Es wäre gerade die Aufgabe eines Volksschriftstellers, solche Scenen mit den bittersten Pfeilen der Satyre zu beschießen, und die Brutalität des Pöbels zu geißeln bis aufs Blut.

Doch wenden wir uns fort von diesen unerfreulichen Schattenbildern. Das Dampfboot hat eben angelegt, unsere Karten lauten auf 2½ Uhr Nachmittag, und es ist Zeit sich an Bord zu begeben, wenn man noch einen guten Platz auf Deck haben will. Wir hatten Glück und erhielten nicht allein einen bequemen Platz, sondern einen sehr interessanten, denn unser vis-à-vis bildete — die schwarze Familie, jetzt von nur einem, dem jüngeren Herrn, begleitet. Bald war die „Havel" ganz gefüllt, auch die „Undina", eine angehängte Gondel, hatte ihre Ladung, der Admiral der potsdamer Dampfmarine, mit einem blechernen Sprachrohr auf einem der Räderkästen stehend, gab das Zeichen, es ging ab. Nahe bei der Stadt sind mehrere große Militärschwimmanstalten, und eine Menge großer Gardisten schienen mit Empressement das Dampfschiff oder vielmehr den bedeutenden Wellenschlag, den es verursacht, zu erwarten, um sich ins Wasser zu stürzen, und sich von den Wellen geschaukelt, im Angesichte der Stadt Potsdam einige Augenblicke im Seebade zu dünken. „Man so dhun!"

Einige fuhren auch ganz entkleidet in kleinen Kähnen bis dicht zu uns heran, und sprangen dann in das aufschäumende Wasser hinter dem Räderschlag. Die schwarzen Damen, wie auch die meisten andern deckten sich mit Fächern und Sonnenschirmen gegen dieses Wassermanoeuvre der potsdamer Landtruppen, und die trauernde junge Witwe sah mich mit einem so seltsamen, vorwurfsvollen Blicke ihrer blauen Augen an, als wäre ich für die Badeuniform der potsdamer Garnison verantwortlich. Ich war wirklich etwas betreten über diesen Blick, und als wir bei noch einer solchen Schwimmschule vorbeikamen, wo sich dasselbe Manöuvre wiederholte, so sah ich gar nicht hin, und ließ gegen den Freund, so daß die schwarzen Damen es hören mußten, einige tadelnde Bemerkungen über das kecke Spiel dieser potsdamer Garde-Tritonen fallen, das die Nixen des See's im tiefsten Grunde beleidigen müßte. Ludwig stieß mit einer nur ihm eigenen lassen Bewegung die Asche seiner Cigarre an der Bordverkleidung ab — natürlich vor dem Wind, so daß ihm Alles auf den Leib flog — lächelte satyrisch, indem er die Damen ansah und sagte: „es bringt einige Abwechselung in die Fahrt." Ich betrachtete mir rechts die Ufer, die wirklich ausnehmend hübsch sind. Da sieht man in der Ferne den Brauhausberg, hier Wilhelmshöhe, ein Lustschloß des Prinzen Wilhelm, nicht weit mehr vor uns bei der langen Brücke liegt Glienecke, ein Lustschloß des Prinzen Carl, — alles sehr schön, aber ich suchte doch wieder die blauen Augen der bleichen jungen Frau. Sie war eben ganz theilnahmlos in tiefes Sinnen verloren, ihre Hände, in schwarzen Glacehandschuhen, ruhten nachlässig den Fächer haltend im Schooße, ihre Augenlider mit langen seidenen Wimpern schienen so schwer über dem leuchtenden Augenlichte zu hangen, wie droben die dunkle Wolke, die eben die Sonne deckte, und einen weiten Wolkenschatten über das Wasser warf. Dieser Wolkenschatten machte für den Augenblick alle Sonnenschirme und Fächer überflüssig, und man konnte nun ungehindert die ganze Damenwelt übersehen, die sich auf Deck befand. Es waren einige allerliebste, jugendliche Gesichterchen da, aber keines interessirte mich so, wie die träumerischen, stillen Züge der schwarzen Dame, die noch immer, und gerade jetzt, mit einem recht wehmüthigen Lächeln vor sich hin sah. Woran mochte sie denken!? — Ich fragte Ludwig. Er schnellte eben den Rest seiner Cigarre ins Wasser, gähnte und sprach: „Vielleicht an ihren seligen Mann, oder an einen, der sie selig machen könnte." Diese Antwort, obwohl sie mich ein wenig beleidigte, enthielt eigentlich alles, was man über die Meditationen der schwarzen Dame sagen konnte, die eben daraus durch unsern Capitän, der wie ein Jupiter tonans durch sein Sprachrohr donnerte, etwas unsanft aufgeschreckt wurde. Das Commandowort galt dem Steuermann und dem Maschinenmeister wegen der Brückendurchfahrt. Jenseit der Brücke, in einer Bucht des Parks von Glienecke liegt die Flottille des Prinzen Carl. „Ei Herr Jeses, da liegt ja ein Kriegsschiff mit Kanonen im Wasser. Ei wie scheene!" Ludwig wollte den verwunderten Sachsen nicht im Irrthume lassen, und klärte ihn darüber auf, wie dies vermeintliche Schiff eigentlich kein Schiff, sondern nur eine Attrape sei, ein hölzernes Gerüst mit einem Mastbaum, einer halben Schiffswand und Kuttertakellage, aufs Trockene gebaut. Man sieht, das „Man so dhun" geht durch alle Verhältnisse, und in Berlin baut man jetzt Häuser, die oft schon, während noch daran gearbeitet wird, wieder zusammenfallen, wie in neuester Zeit mehr bekannt geworden; bei einem sogar wurden neun Personen verschüttet. Wenn nur recht viel Miethe aus dem kaum fertigen Hause zu hoffen ist, so ist der Bau schon gut. „Man so dhun!" spricht der Wirth und der Baumeister: — d. h. jeder für sich. Inzwischen muß ich hier denn doch bemerken, daß dies berüchtigte berliner Motto nur größtentheils auf die materiellen Interessen und Zustände mit Fug anzuwenden ist, denn mit Recht ist das ernste Streben in allen Fächern der Künste und Wissenschaften zu rühmen. (D. V. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 160. — den 17. August 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Recenſenten-Kunſtſtück.

(Fortſetzung.)

Mein Heimweg führte mich dem Schauſpielhauſe vorüber. Es wurde Probe gehalten, denn die Nebenthür zur Bühne war offen. Ich ging hinein, ohne daß mir Jemand begegnete, die Bühne war nur ſpärlich erleuchtet, das Haus finſter. Ich nahm in einer Loge Platz, ohne daß Jemand meine Anweſenheit merkte.

Das Käthchen von Heilbronn wurde probirt und ſollte den folgenden Tag gegeben werden. Julie war dabei freilich nicht zu Rathe gezogen worden. Sie war zu drei Gaſtrollen engagirt, ſie gefiel nicht und der Director machte ſich nicht viel aus ihr; deshalb mußte ſie geben, was er ihr vorſchrieb und was ihm am wenigſten Umſtände machte. Julie gab ſich viel Mühe, und ich mußte lachen, wie ihr alles mißrieth. Dieſe Rolle verſtand ſie ganz und gar nicht. Doch das war es nicht, was ich beobachten wollte. Ich ſah lange nichts Verdächtiges, denn Käthchen oder der Graf von Strahl waren meiſtentheils in Scene. Erſt am Schluß des vierten Actes, als Käthchen dem Grafen Wetter von Strahl in die Arme ſinkt, fing mein Blut zu kochen an. Ich glaubte allerdings, dies ſei mehr als Probe, mehr als Spiel. Und der Act war aus, aber Ubertus blieb auf den Knieen liegen, hielt Julie ſtets umfaßt, drückte ihre Hand an ſeine Lippen und ſagte ihr Süßigkeiten, denn Julie lächelte. Ich kannte dies Lächeln, wenn man ihr ſchmeichelte. — Ich hatte genug geſehen und ſuchte unbemerkt, wie ich gekommen war, dem Hauſe wieder zu entkommen.

Ich mußte mich rächen, denn ich gehörte mir ſelbſt nicht mehr an. Ich war mir eine Genugthuung ſchuldig, ich hatte meine Liebe öffentlich verrathen, und eben ſo öffentlich war's, daß ſie mich verſchmähte. Zuvörderſt entband ich mich feierlich meines Ehrenwortes; es war mir abgelockt worden. Ich gab es, weil ich Julie für eine Künſtlerin, für eine keuſche, edle Jungfrau hielt, ſie war eine gewöhnliche Komödiantin, eine Coquette, die ſich mit dem berüchtigten Ubertus einließ. Mein Urheil war ich dem Publicum ſchuldig, beeinträchtigen wollte ich Julie nicht, aber die Wahrheit ſagen!

Ich begann ſogleich eine Recenſion, denn ich hatte die Probe geſehen, ich wußte, wie ſie ſpielen würde. Der Zorn macht witzig, und ſo glücklich waren mir noch nie Gedanken zugeſtrömt. Ich verkleidete meine Bosheit in ſentimentale Ironie. Ich beklagte Julie, weil Unglück ſie genöthigt, die Bühne zu betreten, gegen die ſich ihre Erziehung, ihr ganzes Weſen ſträubte. Sie ſchämte ſich, Schauſpielerin zu ſein, wolle in keinen Affect, in keine Leidenſchaft gerathen, aus Beſorgniß für ihren Ruf. Auch kleide und friſire ſie ſich nie, wie es eine Rolle erfordere, um den Namen Fettig nicht zu compromittiren. Jetzt kamen die Profeſſoren und ihre Empfehlungsbriefe an die Reihe. Es wurde ihnen vorgeworfen, daß ſie die hülfloſen Waiſen eines verdienſtvollen Gelehrten vernachläſſigt hätten, und Julie mit prahleriſchen Empfeh-

lungen nach der Residenz geschickt, um sie und ihre Geschwister auf die beste Weise los zu werden. Auch des gelehrten Directors Köhlerglaube an die Untrüglichkeit kleinstädtischer Gelehrten wurde gehörig bewitzelt und er selbst auf sein Studirzimmer verwiesen, welches er zu selten verließ, um zu wissen und beurtheilen zu können, was in der Welt sich zutrage. Ich kam jetzt auf Julie selbst und behauptete, wer sie in einer Rolle gesehen, habe sie in allen Rollen gesehen, bei jedem bekannten Stücke ließe sich vorhersagen, wie sie spielen werde. Zum Beweise wollte ich nicht ihre letzte, sondern ihre nächste Darstellung — und zwar im voraus recensiren: „Das Käthchen von Heilbronn." Daß ich sie in der Probe gesehen, verschwieg ich natürlich. Ich stellte Muthmaßungen auf, entwickelte Folgerungen und zog Schlüsse. Käthchen und Julie — ein schrofferer Gegensatz war nicht denkbar; hingebende Weiblichkeit und strenge Prüderie, Clairvoyance und pedantische Gelehrsamkeit. Auch auf Einzelnheiten ging ich über, zählte die Momente auf, wo sie Sentenzen vortragen würde oder ihren Vater anblicken, als sei er nicht werth, daß sie mit ihm rede, oder Gottschalk in ehrerbietiger Entfernung halten, oder gar ins Proscenium treten würde, um als leibhaftige Professorstochter ins Parterre hinab zu dociren. Nichts ersparte ich dem armen Kinde, auch nicht, daß sie vielleicht einige Herzlichkeit und Wahrheit in den Armen des Grafen von Strahl verrathen, und als Kaiserstochter vielleicht ein weißes Kleid an sich wagen würde. Letzteres war allerdings gewagt. Aber Schauspieler und gar Schauspielerinnen lassen nie von solchen kleinen Eigenheiten. Die Vorstellung war am Sonntag, ich prophezeihte daher auch viel Galeriepublicum und viel Gymnasiasten im Parterre, ingleichen, daß Julie und der Graf von Strahl gerufen würden. Denn das Sonntagspublicum weicht nicht von seinen Gewohnheiten, und ohne das Liebespaar nach seinem Glück oder Ende noch einmal zu sehen, war ein Theatervergnügen unvollständig.

Das Blatt, welches diese Recension enthielt, wurde am Sonnabend zurückgehalten und Sonntag kurz vor Anfang des Theaters ausgegeben.

Alles traf zu, selbst die Prophezeihung in Betreff des reinen, weißen Kleides, und weil einige Zuschauer in den Zwischenacten mein Blatt in den benachbarten Caffeehäusern schon gelesen hatten, erregte das weiße Kleid viel Gelächter, was aber dem größeren Theile des Publicums unverständlich war.

Alle Welt erstaunte über mein Kunststück und über meine Theaterkenntnisse, die ans Wunder gränzten. Die arme Julie war vernichtet, zwei Dutzend Professoren compromittirt und die Belletristik hatte einen vollkommenen Sieg über die Gelehrsamkeit davon getragen. Die ganze Stadt sprach wieder von mir und war meines Ruhmes voll. — Nur eine Person wußte nichts von meiner Recensentenbravour — Julie selbst! — Sonntag Abends war sie nach Hause gegangen. Montags früh hatte sie ihre Geschwister unterrichtet und ihnen neue Lectionen aufgegeben, hierauf war sie in die Probe gegangen, um am Abend ihre dritte Rolle zu geben. — Von den Schauspielern hatte sie nichts erfahren. Schauspieler sind gutmüthig, das arme Kind war zu arg mißhandelt, man konnte und durfte in ihrer Gegenwart von der Recension nicht reden.

Als sie aus der Probe kam, begegnete ich ihr. Sie ging am Arme des gefährlichen Ubertus, es war mir ein Stich ins Herz. Sie blieb stehen, mich anzureden. Ich aber sagte ergrimmt: „Lassen Sie sich nicht stören, Sie sind in guter Gesellschaft."

Ein anderer wie Ubertus hätte sich über mein Benehmen sehr beleidigt gefühlt; er aber durfte es mit mir nicht verderben. — Nachmals kam er zu mir, um mich zu fragen: „was er mir zu Leide gethan, daß ich ihm zürne?" und bei der Gelegenheit erfuhr ich durch ihn, was hier folgt, und was ich genau berichte, wie er es mir beschrieben.

Julie war ganz erstaunt über mein seltsames Betragen und fragte Ubertus: „Was fehlt dem Menschen?"

„Er hat Recht! Wollen Sie ihm eine Scene auf der Straße machen."

„Ich? weshalb?"

„Wegen der Recension!"

„Hat er was geschrieben?"

„Wissen Sie es nicht?"

„Unmöglich hat er mir eine Kränkung zugefügt!"

„Gibt's eine größere Kränkung? Er hat vorher gesagt, so und so würden Sie spielen, und so und so haben Sie gespielt, das Publicum war Zeuge, und die Recension war vor Anfang des Theaters ausgegeben."

„Herr Ubertus! Schämen Sie sich nicht, so zu windbeuteln? Wir Schauspieler müssen uns hauptsächlich bemühen, wahr zu bleiben, sonst entmenschen wir uns und sind Phantome!"

„Mein Fräulein, ich bin niemals aufrichtiger gewesen als in diesem Augenblick."

„Das sagt sehr wenig."

Digitized by Google

„Aber ich lüge nicht."

„Das behaupten Sie sehr oft. Aber Alfred ist ein Gelehrter und hat den Doctorgrad."

„Das weiß ich, und was folgt daraus?"

„Daß er in mir die Tochter eines Gelehrten achtet."

„Gerade in dieser Qualität mißhandelt er Sie."

„Schweigen Sie, Herr Ubertus, wenn wir Freunde bleiben wollen! Ich habe sein Ehrenwort, wissen Sie, was das Ehrenwort eines Gelehrten ist, davon haben Sie keinen Begriff!"

„Aber ich habe das Blatt zu Hause!"

„Werden Sie endlich schweigen!"

„Darf ich Ihnen auch das Blatt nicht bringen?"

„Das kann ich Ihnen nicht wehren."

Dieses Gespräch, welches Ubertus mir wörtlich so berichtet, beweist deutlich, daß kein zärtliches Verhältniß zwischen ihm und Julien Statt fand. Ubertus aber drängte sich bei allen Frauen gern auf, die im Rufe der Schönheit standen, nur um von sich reden zu machen, und los werden konnte ihn keine; er ließ sich alles gefallen.

Das Haus war gedrängt voll. Meinethalben! Alle Welt wollte sich von der Richtigkeit meiner Bemerkungen überzeugen, und Zug für Zug untersuchen, inwiefern ich Recht hätte und mir eine Prophezeihung gelingen konnte. Daß ich etwa eine Probe belauscht, fiel Niemanden ein.

Die Ouvertüre begann und Julie trat ins Conversationszimmer, ohne Schminke, das volle rabenschwarze Haar aufgelöst, wie es die ersten Scenen des Melodrams erforderten, dessen gleichnamige Titelrolle sie gab.

Ubertus erwartete sie, um ihr das Blatt einzuhändigen. Er brannte vor Begier, ihr darzuthun, daß er manchmal auch nicht lüge. Aber schon bereute er seine Unvorsichtigkeit, denn Julie erblaßte und zitterte. Er wollte ihr das Blatt entreißen; sie ließ es nicht und las und las wie eine Irrsinnige.

„Julie! Um Gotteswillen fassen Sie sich," bat er ängstlich, denn der Director trat ein. Ubertus zog sich zurück, denn ihm ahnete ein schlimmer Auftritt.

„Demoiselle Fettig," begann der Director, „Sie noch hier? Haben Sie nicht die Klingel gehört? Wollen Sie Strafe zahlen?"

Julie reichte ihm das Blatt hin, seufzte, ächzte, endlich fand sie Thränen und schluchzte: „Ich kann heute nicht spielen."

„Possen! was haben Sie?"

„Possen? Ich bin entehrt vor denen, die es gut mit mir meinen, vor aller Welt beschimpft."

„Sind Sie verrückt?"

„Wär' ich's, wäre es Traum! Wahnsinn!"

Der Director faßte sie ungeduldig beim Arm und wollte sie hinausstoßen.

„Wollen Sie Gewalt brauchen gegen eine Dame?" rief sie empört. Und der Director begriff, daß bei ihrer jetzigen Aufregung mit Gewalt nichts von ihr zu erlangen sei.

„Es ist also Ihr Ernst? Sie wollen nicht spielen?" fragte er.

„Man wird beim ersten Wort mich auslachen, bei meiner ersten Bewegung mich auszischen. Selbst daß ich mich züchtig kleide, wird mir zum Verbrechen gemacht, die ganze Bühne ist beschimpft, als müsse jede Schauspielerin eine Verworfene sein."

„Soll ich den Vorhang aufziehen lassen und annonciren, daß Sie nicht spielen wollen?"

„Das will ich Ihnen auf meinen Knieen danken."

„Aber die Folgen! Das Publicum wird wüthen, die Bühne stürmen — und Sie sind für alle Excesse verantwortlich. — Noch sind Sie nicht entehrt — Sie können sich aber entehren als muthwillige Tumultstifterin! — Sie können als solche schimpflichen Arrest bekommen! — Wissen Sie das?"

Julie warf sich auf die Knie. „Gott! Gott!" rief sie, „was habe ich begangen, daß ich das elende verworfene Geschöpf sein soll, welches sich zum Gespötte hergeben muß!"

Ubertus, der mir nachmals dies alles erzählte, versicherte: ihre Geberden waren so tragisch, ihre Stimme so erschütternd, daß der Director selbst davon ergriffen war. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Die Menagerie auf der Pfaueninsel.]

Doch in geringer Entfernung sehen wir bereits die künstliche Ruine der Pfaueninsel vor uns, ein Kanonenschuß am Bord der Havel kündigt uns an, und ruft zugleich die auf der Insel Befindlichen zur Retourfahrt zusammen, denn das Dampfboot geht an diesen Tagen rastlos hin und her, und ich bedauerte den armen Teufel unten bei der Maschine aufrichtig, der in dieser Höllenhitze nicht sowohl schwitzte, sondern sich jeden Augenblick wie Kühleborn in helles Wasser aufzulösen drohte.

Digitized by Google

Der Landungsplatz ist eigentlich der romantischste Fleck auf der ganzen Pfaueninsel, d. h. wenn keine geputzten Menschen da sind, die sich auf alle Fälle amüsiren wollen. Hier liegt hart am Ufer ein steinernes Haus, in Blumen und wogende Lindenwipfel versteckt, das so was Kühles, Huschiges, Gemüthliches hat, — wie es sich gar nicht beschreiben läßt. Nicht weit davon am Wasser liegt das Schwanenhaus, wo ein Theil der herrlichen Thiere, die zur schönsten Zierde der Spree und Havel dienen, überwintert werden; ganz nahe ankert eine höchst elegante, graziöse Fregatte im verjüngten Maßstabe, ein Geschenk des verstorbenen Königs von England an die preußische Majestät. Genug, dies Stück Pfaueninsel ist reizend, und man sollte wie gesagt gar nicht erst weiter gehen, um einige Vögel und reißende Thiere zu sehen, die man aus Menagerieen hinlänglich kennt, und für die namentlich meine Nase ein eisernes Gedächtniß hat, — aber die schwarze Familie ging weiter, und wir wurden unaufhaltsam von dem Menschenstrom mit fortgezogen. Durch einen glücklichen Zufall gelangten wir ins Palmenhaus, das für die Masse des Publikums geschlossen ist. Blechen hat das Innere dieses großartigen Gewächshauses exotischer Pflanzen, die alle dem Geschlechte der Palmen angehören, nach seiner eigenthümlich genialen Weise auf der Leinwand verewigt. Das Gebäude ist, so viel die gegebenen Verhältnisse es erlaubten und sich mit dem eigentlichen Zwecke, den es hat, vereinen ließ, in einem ideal-orientalischen Style gebaut, und macht mit seinen ausgesucht schönen Palmen, zum Theil von beträchtlicher Höhe — wohl 30 Fuß und darüber — einen fremdartigen und erfreulichen Eindruck zugleich. Aus dem Palmenhause getreten, stand uns eine herrliche, blüthenvolle Linde nahe gegenüber: — solch ein Baum ist mir denn doch um vieles lieber; unter einer blühenden Linde kommen einem so viel schöne Mährchen in den Sinn, wie nur immer einer neuen Scheherazade unter Arabiens Palmenwipfeln einfallen mögen, — noch schönere wohl!

So eben höre ich, daß der Herzog von Bedford in seinem Park ein Palmenhaus aufführen läßt, im Umfang von mehrern Morgen Landes, worin er einen ganzen Palmenwald pflanzen wird, um wahrscheinlich zwischen den Kübeln und Töpfen eine Gazellenjagd anzustellen.

Was soll ich nun noch weiter die Insel beschreiben und die fremden Thiere, unter denen ein sehr fetter schläfriger Löwe die Hauptperson ist. Am jenseitigen Ufer, auf einer durch Zaun und Graben getrennten Waldwiese, sehen wir Damhirsche, Hirsche und Rehe, auch den schönen Zieraffen unter den Vögeln, nach dem die Insel benannt, — den Pfau, in beträchtlicher Anzahl umherstolziren und hören sein zudringlich gellendes Geschrei. Auch herrliche weiße Büffel werden hier in einer besonderen Verzäunung gehalten. Einen wirklich romantischen Eindruck aber macht die Bärenhöhle. Eine cylinderförmige, ausgemauerte Höhle, mit unterirdischen Seitengemächern, in der Mitte mit einem sogenannten Kletterbaum versehen; an dem das anscheinend plumpe Thier mit überraschender, beinahe beängstigender Gewandtheit herauf und herunterfährt. Die Höhle ist wohl über zwanzig Fuß tief und wird zur Zeit von drei tüchtigen Burschen bewohnt, von denen die beiden jüngern, an Größe wenig unterschiedenen, einen sehr drolligen Respect vor ihrem Ältesten zeigten, der vielleicht der Herr Papa. Man hat übrigens keinen Bären gesehen, wenn man nur jene armen Bestien kennt, die als Tanzbären durchs Land geschleppt werden. Genug von den Bären, Affen, Vögeln, unter denen sich auch Strauße aus New-Orleans, Kondors und viele, deren Namen ich gar nicht weiß, befinden. Es ist sehr heiß, und ich sehne mich nach jenem kühlen Landungsplatze, wo die kleine Fregatte liegt, die ich früher einmal besuchte. Das Innere dieses graziösen Schiffleins ist im hohen Grade elegant, und so viel der Raum gestattete, auch comfortable. Auch ein Schiffstagebuch in blauem Atlas fand sich in einer Mahagonilade, worin mit kalligraphischer Schönheit vermerkt stand, daß Se. Maj. der König schon einige Mal eine Ueberfahrt bei vollkommener Windstille veranstaltet. Ich zweifle übrigens keinen Augenblick, daß diese Fregatte ein guter Segler, der Commandeur derselben ist ein danziger Navigationsschüler, dem der Commodore beim Examen zwar kein Bravo, aber wohl ein lautes Dacapo zugerufen haben soll. Ob er auch Admiral über die kleine hübsche Seemacht des Prinzen Carl ist, die bei Glienecke ankert, und aus einigen trefflich segelnden Schaluppen besteht, wissen wir nicht zu sagen. Doch es ist Zeit nach Potsdam, nach Berlin zurückzukehren, — der Köcher des Plaisirs ist erschöpft, die Sonne neigt sich schon im Westen tief hinab, die schöne Frau in Trauer sieht schwermüthiger aus als je, und ich glaubte einen leisen Seufzer zu hören, indem die Locomotive den Zug nach Berlin in Bewegung setzte. H. T.

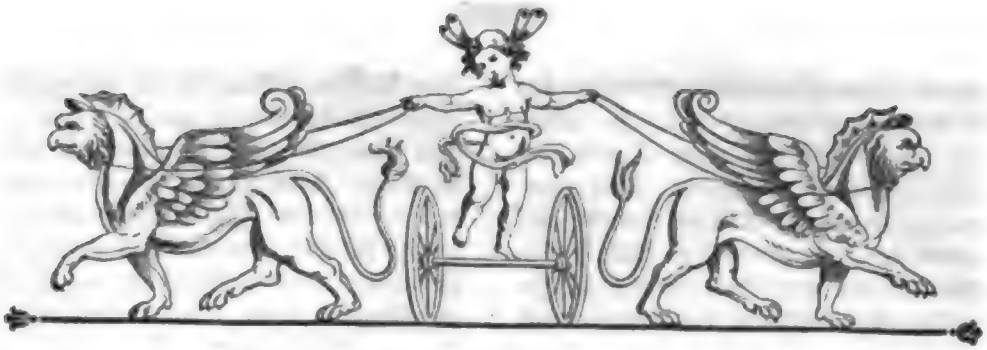
Notiz.

[Goethe und Jocoser.]

Die angeblich Goethe'sche Dissertation de pulicibus, mit der buchhändlerischen Anpreisung, daß hieraus lediglich der Humor des großen Dichters erkennbar sei, ist eine auffallend dreiste Mystification. Angeblich soll ein einziges Exemplar derselben in Paris zu finden sein, während man auf der leipziger Universitätsbibliothek den Fund entdeckt hat. Im J. 1688 erschien bereits diese Dissertation von Opitz Jocoser, und der jetzige Bearbeiter hat außer Weglassung der Einleitung und sonstiger allzu steril und pedantisch erschienener Einzelnheiten wörtlich wiedergegeben. Die bäurische Unbeholfenheit und Pedanterie des 17. Jahrhunderts verräth sich in jeder Zeile in diesem Opus, das uns für ein Jugendwerk Goethe's ausgegeben wird. Bereits hat Prof. Schmider in der Richter'schen juristischen Zeitschrift auf diesen spaßhaften Betrug aufmerksam gemacht. Wer ist der Spaßhafte, der den Verleger, Al. Duncker, mystificirte?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 161. — den 19. August 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Recenſenten-Kunſtſtück.

(Beſchluß.)

Die Ouvertüre war zu Ende, das Parterre wurde unruhig und ſchrie: „Vorhang auf!“ Der Lärm wurde immer drohender.

„Machen Sie ein Ende,“ rief der Director, „oder ich trete hinaus.“

„Ich ſpiele!“ ſchluchzte Julie, „ich ſpiele, — aber eine Bitte!“

„Was Sie wollen! Vorhang auf!“

„Schaffen Sie mir den Doctor Alfred hieher!“

„Sie ſollen ihn finden, ſo wie Sie von der Scene kommen!“

Der Vorhang war aufgezogen, die erſte Scene hatte begonnen. Gleich in der zweiten mußte Julie auftreten und ſtand hinter den Couliſſen, um auf ihr Stichwort zu warten, der Director, um endlich ſeinem Aerger Luft zu machen, ſtellte ſich hinter die Couliſſe daneben und murmelte ingrimmig, daß Julie es durch die Leinwand hörte: „Jämmerliche Närrin! elende Pfuſcherin, will ſich keine Kritiken gefallen laſſen, als wäre ſie was Beſſeres als Unſereiner. Eine gelehrte Profeſſorstochter, hätte bei ihrem Winkeltheater bleiben ſollen! Leiſtet nichts, ſollte Gott danken, wenn ſie als Schauſpielerin noch trockenes Brot findet.“

Das Stichwort fiel. Julie mußte hinaus. Es war eines jener Melodramen, wo ein ſchuldloſes Geſchöpf, auf den Tod verfolgt, ſtets durch ein Wunder gerettet wird. In einer ſtürmiſchen Nacht wankt ſie als Flüchtling auf der Bühne herum und bittet eine Bauernfamilie um Obdach. Aber die Verfolger ſuchen in eben der Hütte Schutz gegen das Unwetter, und mit einem lauten Schrei flüchtet Julie wieder ins Freie. — Schon hier erhielt ſie Beifall. Aber ſie achtete nicht darauf. Hinter den Couliſſen fragte ſie nach mir. Der Director beſchwichtigte ſie, ich würde ſogleich kommen. Sie ſetzte ſich und weinte und ſchluchzte, bis ſie wieder in die Scene mußte.

Aber ein neuer Geiſt war über ſie gekommen. Sie konnte mit einem Male ſtolz und edel ihre Unſchuld behaupten, die Furcht vor ihren Verfolgern wahr und lebhaft ausdrücken, und ſo rührend klagte ſie ihre Leiden, mit ſo naivem, brennendem Zorn ſagte ſie ihren Feinden ins Angeſicht, ſie ſeien ausgemachte Schurken und Böſewichter, daß alles in Thränen zerfloß. — Aus dieſen Elementen war ihre Rolle zuſammengeſetzt, und auch ich mußte ſtets weinen, ſo hatte noch keine Vorſtellung auf mich gewirkt, und wird auch keine je wieder auf mich wirken. Ich ſah, wie Julie mich ſtets vor Augen hatte, ſie klagte über mich, vertheidigte ſich gegen mich und ſchalt mich. — Ich aber verbarg mich im Hintergrunde meiner Loge, damit Niemand meine Bewegung bemerkte. Es war überflüſſig, Niemand hatte Zeit dazu, Julie beſchäftigte viel zu ſehr. So oft ſie abtrat, fragte ſie nach mir, und ein Theaterdiener kam in meine Loge. Ich aber entſchuldigte mich ſtets: Ich ſei noch zu ſehr von ihrem herrlichen Spiel hingeriſſen. Und wenn Julie das hörte, fing ſie von neuem an zu weinen.

Digitized by Google

Alle Schauspieler dauerte das arme Mädchen, das bisher noch keine Ahnung von Recensenten-Tücke gehabt und sie so bitter erfahren mußte. Doch Beweise der Theilnahme, Aufmerksamkeiten, Lobsprüche, Tröstungen, Glückwünsche beachtete Julie nicht, sie fragte nur nach mir.

Auch der zweite Act ging glücklich zu Ende. Weil ich aber trotz allem Schicken nicht kam, überließ sich Julie einer fast kindischen Verzweiflung. Der Director fürchtete schon, sie würde den dritten Act nicht mehr durchführen können. Er trat zu ihr. „Aber sagen Sie in aller Welt, Mamsell Fettig! was wollen Sie von dem vermaledeiten Doctor?"

„Nichts als ihm sagen, daß ich ihn recht von Herzen verachte."

„Prosit die Mahlzeit! Dergleichen kann auf einer Bühne, wie diese, nicht vorfallen!"

„So kann ich mich auch nicht beruhigen!"

„Wollen Sie Tinte und Feder haben? Schreiben Sie es ihm, ich schicke es ihm hinauf in seine Loge, wenn Sie das beruhigen kann —"

„Schreiben!" rief Julie, „schreiben kann jeder Feige, jeder Lump. Zum Schreiben braucht man keinen Muth, nicht einmal Bosheit. Der blutscheue Schwächling kann leichtsinnig mit der Feder morden. — Ich muß es ihm ins Angesicht sagen!"

„Fettig! Fettig!" ermahnte der Director. „Sie wollen immer so edel und stolz sein, aber ist dies Betragen auch nur weiblich! — Sie werden sich um Ihre Gesundheit bringen — Sie können den Tod auf der Stelle haben."

„Ich kann viel ertragen, nur keine Entehrung! Lebte ich doch gar nicht! Ich habe nie für mich gelebt und nur für Andere."

„So schonen Sie sich um Anderer Willen, denken Sie an Ihre Brüder und Ihre kleine Schwester! Heute spielen Sie gut. Spielen Sie noch einmal so, so sollen Sie ein gutes Engagement hier finden, daß Sie mit den Ihrigen über alle Sorgen hinaus sind; das ist doch wohl besser, als nur Ihr Müthchen zu kühlen."

Julie schwieg und verlangte nicht mehr nach mir. Doch vermochte sie ihre Thränen nur zu stillen, wenn sie in die Scene mußte. Sobald sie zurückkam, weinte sie wieder. Und fragte man sie, was ihr noch fehle, so klagte sie: „Ich muß immer an die Recension denken, sie will mir gar nicht aus dem Sinn."

Auf der Bühne ging indeß alles gut bis zur Schlußscene. Da ereignete sich etwas, daß mir das Herz schlug und der Athem verging. Julie fällt zuletzt in die Schlinge ihrer Mörder. Beim Anblick der gezückten Dolche verirrten sich ihre Sinne und sie schrie: „Mord! Hülfe!" Das paßte für den Augenblick, nur hatten die Mörder Mühe, sie zu halten. — Abermals erschienen ihre Retter, ihre Freunde, Julie sollte glücklich werden. Aber sie kannte sie nicht, irrte wie eine Unselige auf der Bühne umher und sank in Ohnmacht. — Es war ein entsetzlicher Moment, dessen Zusammenhang ich allein begriff. — Auch im Wahnsinn war Julie reizend, ihr Sinken, ihre Lage war anmuthig. — Die Schranken des Schönen waren auch die Schranken ihres jugendlichen jungfräulichen Wesens — und ich hatte dieses liebliche Geschöpf so roh, so rücksichtslos behandelt, ich hätte sie tödten können. —

Die Verwirrung auf der Bühne machte nöthig, daß der Vorhang fiel. Er wurde sogleich wieder aufgezogen und der Director erschien, um sich zu entschuldigen, daß die plötzliche Unpäßlichkeit der Demoiselle Fettig die Vorstellung unterbrochen habe.

Zitternd eilte ich auf die Bühne. Man hatte Julie ins Conversationszimmer getragen und wusch ihr Stirn und Schläfe mit Essenzen. Die Herren standen in einiger Entfernung, blickten lüstern nach den gelösten Kleidern und wechselten Bemerkungen und Winke. Sie schlug die Augen endlich auf und fragte: was ihr geschehen sei. — Man gab ihr schonende Antworten, sie erholte sich sichtbar, und ich begab mich einigermaßen beruhigt in meine Loge zurück.

Noch war das Haus voll. Julie hatte sich selbst gespielt und sich zuletzt mit ihrer Rolle verwechselt. Auch dahin mußte der Zuschauer ihr folgen, er vergaß das Stück, um das Interesse für die Heldin auf die Person der Schauspielerin zu übertragen. Ihre Unpäßlichkeit war eine neue Verwickelung und die Bühne, die angefangen mit Komödie zu spielen, mußte diesen Knoten lösen.

Ich machte mich zum Deus ex Machina. Im Hintergrund der Loge fing ich an zu applaudiren und „Julia" zu rufen, und „Julia" wiederhallte das ganze Haus.

Noch einmal erschien der Director, und als er endlich zu Worte kommen konnte, sagte er sehr höflich, daß Julie bereits angefangen, von ihrer leichten Unpäßlichkeit sich zu erholen, und dieser schmeichelhafte Beweis der unschätzbaren Theilnahme eines hochzuverehrenden Publicums unstreitig ihre Genesung vollenden würde. Wieder fiel der Vorhang. Aber das Publicum ließ sich heute nicht mit Worten abspeisen. „Julia! Demoiselle Fettig!" ertönte es noch lauter und stürmischer als zuvor.

Abermals mußte der Vorhang aufgezogen werden, und unter donnerndem Applaus führte der Director die bleiche matte Julie im Häubchen und mit einem Umschlagetuche vor die jauchzende Menge. Man begehrte die Wiederholung des Stückes, und der kluge Director, um sein Eisen zu schmieden, weil es heiß war, sagte: „Ich muß für Demoiselle Fettig das Wort nehmen. Wie sehr erschöpft sie auch ist, so hofft sie doch, morgen völlig hergestellt zu sein, und diese Rolle noch einmal geben und glücklich zu Ende bringen zu können."

Neuer Beifall! man rief: „Nicht abreisen! Hierbleiben!"

„Unmöglich, nimmermehr!" sagte Julie halblaut. Der Director übersetzte dies: „Demoiselle Fettig bittet um Erhaltung dieser gütigen Gesinnungen, die sie unaussprechlich glücklich machen. — Was mich betrifft, so scheue ich kein Opfer, allen Wünschen eines hochgeehrten Publicums nachzukommen."

Neuer Tumult. Neuer Beifall. Man war befriedigt, denn man hatte die Heldin im Negligé und matt von der überstandenen Ohnmacht wiedergesehen. Zum letzten Male fiel der Vorhang und hob sich nur bei leerem Hause wieder, um für heute Ruhe zu haben.

Das war ein merkwürdiger Theaterabend. Und alles Merkwürdige, alles Unerhörte hatte ich herbeigeführt. Welche Folgen es für mich haben, wie das Publicum darüber urtheilen würde, war mir gleichgültig. Ich fühlte nichts als bittere Reue und dachte nur daran, Julie wieder zu versöhnen.

Ich wollte ihr schreiben. Aber jedes Schreiben verwandelte sich in eine Liebeserklärung, in einen Heirathsantrag. Die Nacht ging darüber hin. Bald ging ich im Zimmer auf und ab. Bald setzte ich mich an mein Pult und verdarb einen Bogen Velin. Gegen Morgen endlich hatte ich folgende Zeilen niedergeschrieben:

„Können Sie mir vergeben, Julie? — O, gewiß, Sie können, und je unerhörter die Beleidigung ist, die ich Ihnen zugefügt, um so eher hoffe ich von Ihnen Verzeihung, denn all Ihr Thun und Wesen ist ungewöhnlich. — Ach, Julie, so roh, so unwürdig hätte ich mich nicht an Ihnen vergangen, wenn ich Sie nicht liebte. Ich glaubte mich zurückgesetzt und Hoffnungslosigkeit verleitete mich zu so wahnsinniger Ausschweifung, die ich eben so verzweiflungsvoll bereue, wie ich unaussprechlich Sie liebe. — Liebe Julie, ich bin reich, mein Reichthum aber gewährt mir keine Freude, kann ich Ihnen nicht damit ein so glänzendes Loos bereiten, wie Sie es verdienen! Denken Sie an sich, an Ihre Geschwister, nicht an mich. Ich will Ihr Sklave sein, mich bessern in Ihrem Umgange, damit ich gut und edel werde, und mich eben so glücklich fühlen kann, wie Sie sich fühlen müssen."

Nachdem ich diesen Brief vollendet, fühlte ich mich beruhigt. Ich ging zu Bett, schlief ein und erwachte erst spät wieder. Mein erster Gedanke war Julie. Ich überlas den Brief und fand ihn meinem Sinn und meinen Wünschen so entsprechend, daß ich ihn sogleich absendete.

Die Antwort erhielt ich eine Stunde drauf; zärtlich küßte ich die zierlichen Schriftzüge, die meinen Namen bildeten, zagend erbrach ich das Schreiben. — Zuerst fiel mir mein Brief ungeöffnet entgegen. — Julie schrieb:

„Mein Herr,

„Gestern Abend hätte ich Sie gern gesehen, um Ihnen ins Angesicht zu sagen, daß ich Sie verachte. Heute denke ich gleichgültiger darüber, ich begreife sogar, daß ich Ihnen einigermaßen Dank schuldig bin. Sie haben mir Vieles gelehrt. Bisher wußte ich nicht anders, als man müsse dem Bösen mit Liebe begegnen, dem Schwachen helfen und ihn ermuthigen. Nur so gefiel ich mir, nur in solchen Gesinnungen wagte ich, mich auf der Bühne zu zeigen. Aber Schwäche und Bosheit — sie sind sich sehr verwandt, es sind die verschiedenen Pole der moralischen Hülflosigkeit — Schwäche und Bosheit aber können uns so überraschen, daß wir, für den Augenblick wider unseren Willen, den Bösen hassen, den Schwachen verachten. Es genügt einer Schauspielerin nicht, daß sie denkt und fühlt, sie muß auch überrascht, empört sein, leiden können. Sie haben mich zur Schauspielerin gemacht. Aus Dankbarkeit möchte ich Sie ebenfalls zu einem Bewußtsein, zu einer Selbsterkenntniß führen. Sie sind nämlich das trefflichste Modell, woran junge unerfahrene Künstlerinnen hassen und verachten lernen können! Aber denken Sie nicht an Ihre Zukunft? Wollen Sie fortfahren, sich zum Modell herzugeben? Nicht Jede wird Ihnen Dank sagen wie

Julia Fettig."

Fahre hin! Liebe! Willkommen, Leichtsinn! rief ich muthig und entschlossen. Nicht jeder Mensch ist geboren und berufen, innerlich zu leben. Ich will auswendig leben mit der auswendigen Welt. Es lebe der Schimmer und der Genuß! Auf des Lebens höchsten Höhen lebt Friede und Verträglichkeit, wenn sich die Völker schlachten und aufreiben, handeln die Könige mit einan-

der bedächtig, verträglich. Nur innen, unten — gähret es, zürnt es immer. Einmal habe ich gefühlt und geliebt und ich habe mich verwildert. — —

Julie gab die Rolle noch einmal, brachte sie glücklich zu Ende und gefiel nicht minder als gestern. — Sie war jetzt eine Schauspielerin, die überall gefallen mußte. — Aber in der Residenz war ihres Bleibens nicht, sie schlug die glänzendsten Anerbietungen aus und reiste nach wenigen Tagen ab.

Mein Blatt enthielt Folgendes über sie:

„Julie ist genial und schön, stolz und glücklich. Sie wird es sehr weit bringen, denn sie nimmt, sie eignet sich gute Lehren an und alles, was ihr nützt. Der Scherz, den ich mir erlaubte, eine prophetische Recension zu schreiben, hat für sie die besten Folgen gehabt. — Sie ist nicht beleidigt darüber. Im Gegentheil, sie ist mir wahrhaft dankbar. Folgendes schreibt sie mir:

„— — — Sie haben mir Vieles gelehrt: bisher „wußte ich nicht anders, als man müsse dem Bösen „mit Liebe begegnen, dem Schwachen helfen und ihn „ermuthigen. Nur so gefiel ich mir, nur in solchen „Gesinnungen wagte ich, mich auf der Bühne zu zei„gen — Schwäche und Bosheit — sie sind sich ver„wandt, es sind die verschiedenen Pole der moralischen „Hülflosigkeit — Schwäche und Bosheit aber können „uns so überraschen, daß wir für den Augenblick wi„der unsern Willen den Bösen hassen, den Schwachen „verachten. Es genügt einer Schauspielerin nicht, daß „sie denkt und fühlt, sie muß auch überrascht, empört „sein, leiden können. Sie haben mich zur Schauspie„lerin gemacht! — — — Julia Fettig."

Hierzu die extraordinaire lithographirte Beilage: Das Facsimile jenes Briefes, der hinsichts der Gesinnungen wie hinsichts der wichtigen Definitionen ein Muster für alle Bühnenkünstler ist. Die mit Gedankenstrichen bezeichneten Stellen gehen mich als Redacteur persönlich an, und ich hielt für gerathen, sie nicht mit zu veröffentlichen." —

Notizen.

[Aus Ungarn. Briefl.]

In Ungarn gehen ganz hübsche Dinge vor. Edelleute werden gemordet und Städte verbrannt. Das rebellische pesther Comitat will durchaus den Grafen Ráday zum Deputirten haben; aber der Hof mag ihn nicht anerkennen. Die zweite Ständekammer hat deshalb schon das fünfte Mal an die Magnatentafel appellirt, ist aber immer wieder zurückgewiesen worden. Die gewählten Deputirten mußten den feierlichen Schwur ablegen, in sechs Jahren keinen Orden oder dergleichen vom Kaiser Oesterreichs anzunehmen. Nach allen Richtungen hin werden Soldaten geschickt. Die, vor zwei Jahren des Majestätsverbrechens beschuldigten Edelleute wurden vom Landtage reclamirt und sind bereits freigegeben worden. An Freiheitsliedern unter den Studenten fehlt es nicht. Der Bauer ist trotziger als je. Bei der Congregation in Pesth waren viele Magnaten für die Emancipation der Juden gesinnt. Der liberale (?) Szécsényi meinte, daß man nicht für Fremde, sondern für sich sorgen müsse. Worauf der Vicegespann des pesther Comitats unter donnerndem Beifalle sagte: Wenn man die Juden für Menschen hält, so muß man ihnen Menschenrechte einräumen, sind sie aber keine Menschen, warum duldet Ihr sie im Lande? — Die Opposition gegen den Hof ist sehr bedeutend. Umsonst nimmt die Augsburger Allgemeine eine zürnende Geberde an; — die alte Jungfer (?) wird hier nur verlacht.

[Mozart's Zaide.]

In Nr. 10. der „Jahrbücher des deutschen Nationalvereins für Musik und ihre Wissenschaft" (Karlsruhe, Groos) gibt Dr. G. Schilling den Zusammenhang an, in welchem die jetzt hervorgesuchte Jugendarbeit Mozart's zu seiner „Entführung aus dem Serail" steht. Darnach kann diese nur für eine Umarbeitung jener, die der Componist selbst bei Seite legte, gelten, sowohl dem Sujet als der Musik nach. Die Charaktere sind auch dieselben, nur daß in der Zaïde der Sultan singt. In Betreff der Musik finden sich in beiden Opern Stellen, ja ganze Sätze, die nach Anlage und Ausführung, Instrumentirung, kurz in jeder Beziehung sich so ähnlich sehen, wie eine Hand der andern. Am augenscheinlichsten ist dies der Fall zwischen dem Schlußsatz der Zaïde und dem ersten Mittelsatze in der Arie der Constanze: „Traurigkeit ward mir zum Loose." Wahrscheinlich fand Mozart, daß die größtentheils melodramatische Behandlung der Zaïde nicht von Wirkung auf der Bühne wäre, deshalb legte er sie bei Seite, nahm sie aber wieder vor, als Bretzner mit „Belmont und Constanze," Musik vom damaligen berliner Musikdirector André, auftrat. Der jetzige Hofrath André in Offenbach hat nun aus dem Nachlaß der Witwe das alte Werk wieder hervorgezogen, und Ouvertüre und Schlußsatz dazu componirt; die Anfertigung des ebenfalls fehlenden Dialogs ist von Gollmick in Frankfurt.

[König Og.]

Der Verf. von „König Og", dem in zwei Bänden erschienenen Roman, dessen burlesker Humor Aufmerksamkeit erregt, ist Hr. Rogge, Justizcommissär in Hirschberg. Nicht zu verwechseln mit dem meklenburgischen Lyriker Friedrich Wilhelm Rogge, dessen Gedichte die Brockhaus'sche Buchhandlung plötzlich in dritter Auflage bringt. Wo sind die beiden ersten Auflagen? Hat die deutsche Nation sie so heißhungrig verschlungen, und nimmt sie die dritte Auflage nun so gleichgültig auf?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 162. — den 20. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Dramatiker der Jetztzeit.

Unter diesem Titel eröffnet Ludolf Wienbarg eine Reihe von Abhandlungen, in welchem die deutschen Dramen letztvergangener und gegenwärtiger Zeit die Revue passiren werden. Das erste Heft (Altona, bei Karl Aue) beschäftigt sich mit Uhland, dem Dramatiker. Es ist wichtig, daß Wienbarg mit dem hellen Geschmeide seiner guten Waffen auf diesem Gebiete erscheint, mit dem Pflugschaar seines sichtenden Gedankens das Feld der dramatischen Literatur dem heutigen Geschlechte wieder urbar machen hilft. Seine Kritik säubert den Boden, sie reinigt die Luft, und die helle Frische, die heitere Kraft seines Wortes wirkt erquicklich belebend. Er erleichtert der Literatur einen Entschluß, der nahe genug liegt, aber durch eine Reihe niederschlagender Erfahrungen erschwert wurde. Trotz dem Verfall der Schauspielkunst, trotz der Verwahrlosung des Geschmacks bei Ausübenden und Schauenden, trotz der Ungunst äußerer und innerer Nöthigungen, scheint die Literatur endlich doch der Ueberzeugung zu werden, die Bühne aufgeben, heiße die wirksamste Position verkennen. Die Verwahrlosung des deutschen Theaters datirt nicht allein von dem Umsichgreifen des Operngenusses, sie datirt noch weit mehr von dem Unbehagen der Literatur, von ihrem Sträuben, die Masse kraftvoll im Moment erfassen zu wollen. Wie sehr dies Unbehagen mit Unfähigkeit, mit prüder, unpraktischer Zimperlichkeit Hand in Hand geht, werde hier nicht in Frage gestellt; der Zug des Geistes hatte nun einmal diese Richtung, Literatur und Bühne hatten sich überworfen und leben noch auf gespanntem Fuß. Nicht aus der jüngern Zeit, schon von Tieck schreibt sich dieser Uebelstand her. Statt jene Kaisertragödien zu schreiben, zu denen, wie die Briefe an Solger verriethen, soviel Vorrüstung geschah, wurde Tieck Dramaturg einer Hofbühne, aus einer Nationalsache wurde für ihn eine bloße Liebhaberei, und seine Production lieferte für ein auserwähltes, parfümirtes Publicum esoterische Novellistik. Die deutsche Bühne wurde von Uebersetzungsfabrikanten und von der bedientenhaften Mittelmäßigkeit mit Novitäten versorgt; Immermann's und Grabbe's großartige Kräfte geberdeten sich zu kraß, um Terrain zu gewinnen. Gegenwärtig ist der Zeitpunct günstiger. Die Opernwuth hat ihre Krisis hinter sich, Scribe's Werkstatt wird lässig, Raupach's geschminkte Lüge hört auf zu täuschen. Wie aufnahmlustig das deutsche Theaterpublicum, wie gern es einen neuen Stern begrüßt, haben wir an Halm's Griseldis erlebt. Der neue Stern indessen war nur ein roth aufgedunsener Komet, und die Literatur hat darauf zu achten, daß es nicht darauf ankomme, sich der Breter conte qui conte! zu bemächtigen, sondern sich in sich selbst zu gestalten, und in ihren dramatischen Erzeugnissen jene Gesundheit des Geistes zu erobern, der alle Lüge, alle geschraubte Unnatur fremd bleibt.

Es kann nicht Sache eines allgemeinen deutschen Journals sein, den neuen Regungen im Felde der dramatischen Literatur überall im Einzelnen nachzugehen,

Digitized by Google

zumal da die Kritik doch außer Stande ist, die dem Druck überlieferten Productionen dem Theater zur Aufführung oder der Gesellschaft zur Lectüre aufzunöthigen. Das Drama will und soll aufführbar sein, die dramatische Literatur muß unmittelbar mit dem Theater in Verkehr treten. Erst an der Aufführung begreift der Dichter die dramatische Wirkung, ermißt die theatralische Möglichkeit; ohne Darstellung hat das Drama kein Feld, wo es fußt, nur auf diesem naturgemäßen Boden, nur bei dem Ineinandergreifen der beiden Elemente: dichterische Production und lebendige, anschauliche Darstellung, kann die Kritik auf das Drama wie auf das Publicum heilsam einwirken. Eine Polemik gegen den Stand der jetzigen Theaterinteressen kann höchstens einen Abzugscanal eröffnen, die jedoch jede Verwaltung so lange wieder stopft, als die heimische Literatur es verabsäumt, ihr frische Quelladern zuzuführen.

Wienbarg's Kritik will sich nun das Verdienst erwerben, sich der dramatischen Leistungen unserer Zeit zu bemächtigen, dem lesenden Publicum deren Werth und Unwerth zu entfalten und zunächst für die producirenden Talente selbst eine Geschmacksreinigung zu versuchen. Mit der leuchtenden Schärfe seiner kritischen Vernunft hatte er die Verwahrlosung der Halm'schen Arbeiten aufgedeckt; jetzt trieb es ihn, Uhland's verkannte dramatischen Gedichte dem Bewußtsein der Denkenden kritisch zu vergegenwärtigen, da das deutsche Theater sie mißachtet und ignorirt hat. Er erinnert an „Ernst von Schwaben" und erläutert ausführlich „Ludwig den Baier." Er feiert Uhland's keusche Kraft, die kindliche Mannheit, die seine Dramen beseelt, die hohe Naturfülle seiner gesunden Brust, die ruhige Größe seiner historischen Haltung. Bei dieser schönen Hingebung, die an der Kritik unserer Zeit als eine seltene Tugend zu bezeichnen ist, verkennt Wienbarg auch nicht, daß alle jene Vorzüge, die Uhland als Dramatiker besitzt, — Eigenschaften, die gleichsam das Fundament des dramatischen Lebens sein müssen, ohne daß sie das Gebäude schon selbst vollenden, — in diesen beiden Dramen noch sehr in verhaltenen Athemzügen, noch in einer gewissen Gebundenheit befangen sind. Die äußere Ungunst, die Uhland's dramatische Productionen traf, verhinderte ihn, den betretenen Pfad zu verfolgen; der Balladensänger vollendete sich in ihm, der Dramatiker, der ganze Uhland, blieb Fragment. Sein Ludwig der Baier war zu wenig baierisch, war zu deutsch; die münchner Hofbühne wies das Werk schnöder Weise von sich, eine Nationalbühne gibt es nicht, für ein Nationalbewußtsein in Deutschland muß man, wie Diogenes, bei hellem lichtem Tage eine Laterne anzünden.

Wir werden hier mit der Wienbarg'schen Kritik Schritt halten und ihrer Zeit auf die einzelnen Gestaltungen der dramatischen Literatur eingehen. Vorzüglich drängend ist es, auf Julius Mosen hinzudeuten. In ihm ergibt sich mit Uhland manche Verwandtschaft, die eben so, obschon nicht unbedingt, zum Dramatiker berechtigt, dieselbe Enthaltsamkeit des Gefühls, die dem Dramatiker eignet, dieselbe Keuschheit der Empfindung, dieselbe Energie ursprünglicher reiner Dichtergesinnung, die aller undramatischen Schwelgerei des Empfindens abhold ist. Dabei aber bei Mosen wie bei Uhland dieselbe Gebundenheit in der Gliederung, dieselbe verhaltene Kargheit in der Ausführung. Bei Mosen ergibt sich ein rhetorischer Schwung kühner Gedankenzüge, die sich urplötzlich nach einer Seite hin Luft machen. Dies befähigt nun zunächst zum Monolog, und in der merkwürdigen Tragödie „Rienzi" war eben nur diese eine, mit subjectiver Lust gehegte und gepflegte Gestalt ausgearbeitet fertig, alle andern waren Figuranten für diesen Mittelpunct. Rienzi hätte trotz seiner nur monologischen Haltung auf der Bühne einen mächtigen Effect gemacht; einen Effect, den die politische Bangigkeit der Zeitgenossen nicht mochte. Nur der gewissenlosen Trägheit der deutschen Bühnenverwaltungen fällt die Schuld zu, daß sein „Wendelin und Helene", ein patriotisches Stück aus der Zeit des Bauernkrieges, bis jetzt nicht zur Aufführung gekommen ist. Jetzt hat der Dichter eine neue Kaisertragödie: „Otto der Dritte" beendet.

Hermann Marggraff hat schon vor Jahr und Tag in einem „Heinrich" seine Shakspeare'sche Schule an den Tag gelegt. Diese Schule verräth auch noch in einzelnen Nebenfiguren sein „Täubchen von Amsterdam" (Leipzig, Wunder), wie denn der Kanzler Valkendorf nur matte Copie des Polonius zu nennen ist. Dagegen gibt sich in der Haltung und Charakterfärbung der Hauptgestalten eine rege Ursprünglichkeit, eine naive Kraft der Auffassung und Durchführung kund. Die Scenen zwischen Christiern und Düveke, Torben Oxe und Düveke, Christern und Faaburg sind dramatisch wie theatralisch gleich glücklich. Ueberhaupt ist das natürlich einfache Verhalten je zweier Figuren in ihrem Bezug auf einander sehr gelungen mit Kraft und jener gesunden Einfalt hingestellt, die stets wirksam sein wird. Steigert sich aber der Gefühlsconflict in vielgestaltigen Gruppen, in der Musik würden wir sagen: will sich der Gedan-

kenſatz nicht im Duett, ſondern in einem mehrgliederigen Tonſtück entfalten, ſo offenbart ſich die dramatiſche Naivetät des Dichters in einer Unſchuld, wie ſie ſonſt dem alten deutſchen Schauſpiel eigen, in einer Harmloſigkeit, wie man ſie an Hans Sachs gewohnt iſt. Die Scene, wo ſich die Königin mit der Sigbrit überwirft, verräth — könnte man ſagen — mangelhafte Einſicht in Convenienz und geſellſchaftliche Möglichkeit; dies trifft auch die Naivetät, womit andere Scenen, z. B. das Verhalten der Königin zu Faaburg, von Marggraff hingeſtellt ſind; im Grunde aber liegt dieſe Fahrläſſigkeit, die bei der Aufführung vielleicht weniger fühlbar wird als bei der Lectüre, in der noch unfertig gebliebenen Fähigkeit, complicirtere Gliederungen, mehrfacher verſchlungene Situationen naturgültig und wahr zu zeichnen. — Gegenwärtig arbeitet Marggraff an einem neuen Drama: „Elfride.“ Er nimmt ſeine Stoffe aus dem Heroenthume nordiſcher Klimate, nordiſcher Empfindung und Sitte. Dieſe Hinneigung iſt für ſein Naturell ein richtiger Inſtinct; eine ſüdliche Vegetation mit der Gluth leidenſchaftlicher Gewalt oder weicher Auflöſung liegt ihm ferner.

Auf Firmenich hat die Journaliſtik ſchon früher hingewieſen; ſein Drama: „Elotilde Montalvi“ iſt nicht gedruckt, und wir ſehen der Aufführung deſſelben in Berlin entgegen.

Auch Karl Beck tritt in die Reihe der dramatiſchen Dichter; er hat eine Tragödie vollendet. Von Julius Hammer's Trauerſpiel theilten wir eine Scene mit, deren energiſches Gefühlsleben nicht blos dramatiſche Haltung, ſondern auch bühnengerechte Effecte verrieth. (D. B. f.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Pferderennen, Berlin als Centralpunkt des Welthandels.]

Ob die braune Stute Maria ſiegt, oder der Fuchshengſt Alcidor oder irgend ein anderer ruhmgekrönter Wallach, dieſe wichtigen Zweifel und Ereigniſſe haben wir auch in dieſem Jahre glücklich überſtanden. Es gab eine Zeit, wo es ſehr lebendig war in der guten Stadt Berlin, wenn draußen am Kreuzberge die Tribunen aufgeſtellt wurden und die fremdartigen Jokeis auf den langbeinigen und langhalſigen Mähren ſich unentgeltlich ſehen ließen. Die jungen Dandies machten es zur Ehrenſache, eine braune Eintrittskarte an den Hut zu ſtecken und dieſen passe-partout in allen Straßen zur Schau zu tragen, damit Jedermann, bei gebührender neidiſcher Bewunderung wiſſe, er habe es mit einem Mitgliede des Pferdevereins zu thun. Da man nun hier in einem Lande lebt, wo Künſte und Wiſſenſchaften an Mutterbruſt groß gezogen werden, und jeder Keſſelflicker ſeine Zeitung zum Frühſtück verlangt, hatte man genug von Englands berühmten turfs und races erfahren, um in Maſſen hinaus zu ſtrömen und England in Berlin ganz in der Nähe zu betrachten. Die berühmte Wißbegier der Berliner, welche hämiſcher Weiſe ſo oft gemeine Neugier genannt wird, fand ſich jetzt bitter getäuſcht; eben ſo wohl durch die Nüchternheit des ganzen Schauſpieles als durch die plebejiſch erzwungene Nüchternheit ihrer eigenen ewig durſtigen Perſönlichkeiten. Man hatte ſich eine Art Volksfeſt gedacht, einen Schützenplatz, einen ſtralauer Fiſchzug, wo man in Hütten und Zelten oder auf grünem Boden gelagert zwiſchen den Fleiſchtöpfen Aegyptens ſich unendlich wohl fühlt. Und wo läßt ſich ein berliner Leben denken ohne warme Würſtchen, ohne Weißbier und Kümmel, drei nothwendige Elemente der menſchlichen Exiſtenz. Die polizeiliche Weisheit hatte jedoch jeden Verkauf von Lebensmitteln ſtreng unterſagt, und nur in der Nähe der Tribünen, wohin das Volk nicht durfte, für die noble Geſellſchaft hatte man Erfriſchungszelte zu errichten geſtattet.

Aergerte dieſe Zurückſetzung die Berliner, ſo ergrimmten ſie ſich weit mehr über die Art und Weiſe, wie man ſie aus der Nähe des Ablauf- und Ankunftplatzes der Rennpferde entfernte, ſie der glühenden Sonnenhitze und dem Sande preis gab, ihnen die andere Seite der Bahn anwies, wo ſie beim beſten Willen nichts ſehen konnten, als die Pferde, die vorüberſtrichen und verſchwanden, und bei allen dieſen Calamitäten ſie zu hungern und zu dürſten zwang. — Die Folge war, daß nach einigen Jahren ſich Wenige mehr einfanden, daß man das Junkervergnügen ganz den Junkern überließ, und nach der Weiſe Berlins ſich durch tauſend Witzeleien ſchadlos zu halten ſuchte. Aber auch die Tribunen wurden mit jedem Jahre leerer. Man fand, daß ungefähr ein Dutzend adelige Herren, einige Officiere, einige Landbeſitzer, Amtleute und Pferdehändler jährlich die Rennpferde lieferten und die ausgeſetzten Preiſe einſtrichen, daß es für die Pferdezucht des Landes wenige Vortheile liefere, daß die Jokeis es unter ſich abgemacht haben ſollten, welches Pferd ſiegen werde und müſſe, und daß es in Summa ein ſchales Vergnügen ſei, ganze Stunden zu warten und wieder zu warten, bis drei oder vier Pferde mit ihren genau gewogenen Reitern über den Sand liefen. Selbſt manche der leidenſchaftlichen Theilnehmer erkalteten, einige Andere erlitten empfindliche Verluſte dabei; ein Paar Edelleute ruinirten ſich halb oder ganz durch den Kauf der theuren Renner, durch verlorene Wetten, oder durch verunglückte Verſuche im Bereich der edlen Pferdezucht. So iſt von Jahr zu Jahr die Luſt daran vermindert worden und die Rennen würden vielleicht ein ziemlich ſchnelles unbeklagtes Ende finden, wenn mächtiger Schutz ſie nicht erhielte. — Weit einleuchtender würden die Vortheile ſein, wenn nur im Lande geborene Pferde zugelaſſen würde, Bauernrennen hinzugethan wären, und eine große Thierſchau andere reelle Vortheile beifügte. — Dieſe Verlangen ſind oft geſtellt aber nicht gehörig beachtet worden, und ſo ſind die

Digitized by Google

jetzt durch diese theuren Rennen nur eine kleine Anzahl Luxuspferde ins Land gekommen, die besten Folgen für den Aufschwung der Pferdezucht aber noch nicht bemerkt worden. — Welche andere Erfolge Verbesserungen haben, deren Werth sich durch steigende industrielle Vortheile leicht und sicher geltend macht, beweist dagegen die Schafzucht in Preußen, welche in Zeit von zwanzig bis dreißig Jahren eine der Hauptquellen des ländlichen Wohlstandes und das wahre Rettungsmittel der mannichfach bedrängten Landwirthe geworden ist. Vor dieser Zeit irrten auf den großen Haidestrichen der Marken und Pommern spärliche Heerden der kleinen dürren Landschafe umher, deren grobe Wolle, zu noch gröberen Wollenwaaren benutzt, geringen Werth hatte. Die größten Güter besaßen wenige Hunderte, und so sehr wurde die Wolle als ein Nebenertrag angesehen, daß man sie mehr, besonders in der Nähe der Städte, als milchgebende Geschöpfe benutzte und bei dem Verkauf dieser Producte sich wenig um die verringerte Wolle bekümmerte. — Das scharfe Auge des größten Fürsten, den Preußen besaß, das Auge Friedrich des Großen, hatte freilich schon damals erkannt, welche Vortheile sich durch die verbesserte Schafzucht erzielen ließen, und einzelne Versuche wurden gemacht, Merinos ins Land zu bringen. Die Umstände waren jedoch ungünstig, die alten Verhältnisse und der geringe industrielle Geist der Zeit dem Aufschwunge entgegen, der Adel im Besitz des Bodens, den er in seinem Kastengeiste nicht zu benutzen verstand, und so waren unglückliche Ereignisse glücklich zu nennen, da steigende Noth die störrigen Herzen zur Thätigkeit antrieb, die Ideen der Zeit den Augiasstall der Vorurtheile leerten, freiere Gesetze die alten Schranken brachen, die Güter zum guten Theil in die Hände des gewerbfleißigen dritten Standes kamen und der Adel, durch Erziehung und Nothwendigkeit zur Einsicht gelangt, nach und nach, das was ihm blieb, auch mit Tüchtigkeit verwaltete. — Das Erwachen des Fabrikfleißes wirkte mächtig auf die Cultur der Wolle. Man sah endlich ein, daß die große norddeutsche Ebene ganz besonders bestimmt sei, den europäischen Tuch- und Wollenfabriken den größten Theil des rohen Productes zu liefern. Diese sandigen, trockenen Fluren eigneten sich naturgemäß dazu, und ununterbrochene Anstrengungen haben diese Heerden so veredelt und vermehrt, daß Güter, welche sonst kaum hundert Schafe oder gar keine hatten, jetzt Tausende dieser nützlichen Thiere besitzen, deren Zucht den Reichthum ihres Besitzers ausmacht. Wie steigend dieser Zweig der Landwirthschaft ist, beweisen die Zufuhren auf den Wollmärkten, welche jetzt in den bedeutendsten Städten aller Provinzen angelegt sind, wo ein eigenthümlicher Verkehr sich eröffnet hat, der die stillen Bewohner der Landschaft gleichsam mit in den Weltverkehr reißt. Amerikaner, Engländer, Belgier, Franzosen und deutsche Kaufleute finden sich hier zusammen, unter welchen die Engländer jedoch noch immer das Uebergewicht als Käufer behaupten. Diese fahrenden Welthandelsleute, deren goldene Sprache überall verständlich ist, wenn auch kein deutsches Wort ihre Lippen entweiht, bereisen nicht allein die Städte, sondern mit Hülfe ihrer Geschäftsfreunde und Mäkler durchkreuzen sie seit einigen Jahren auch die Provinzen, erscheinen auf den Gütern und kaufen häufig die Wolle schon auf der Heerde. Dieser Handel gewährt Vortheile, denn zuweilen bedarf der Besitzer Geld, und der prompten Zahlung ist man von diesen Insulanern immer gewiß.

— Die meisten Gutsherren sind jedoch in Folge des Verkehrs auch schlaue Kaufleute geworden, und wenn die Noth nicht drängt, warten sie hübsch die Zeit des Marktes ab. Berlin ist der Centralpunct des ganzen Handels. Die Märkte der übrigen Städte sind früher, und was dort keine Käufer findet, fällt hier mit der Masse aus den Marken, wo der größte Theil der veredeltsten Wolle gewonnen wird, zusammen. — Auch hier entscheidet, wie überall in der Welt, der Ruf, und es gibt Güter, deren Wolle ein solches Renommée erreicht hat, daß ihr Name auf den Säcken schon hinreicht, die Käufer von der Güte des Inhalts zu überzeugen. Für Berlin liegt der Wollmarkt am Scheidepunkte des jährlichen Lebens. Die Masse der Fremden, vereint mit den braunen kräftigen Landbewohnern und ihren unmodischen Weibern und Töchtern, pulsirt durch den sterbenden Körper wie eine letzte krampfhafte Anstrengung des Organismus. Wenn sie gehen, tritt die öde Sommerzeit ein, die Saueregurkenzeit, wie die Berliner sagen, wo Alles ruht und stockt, Alles den breiten, sonnenvollen Straßen entflieht, und Jeder, der nur kann, sich in Bädern, auf Reisen, oder aufs Land hinaus vor der Verödung rettet und sie größer macht. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

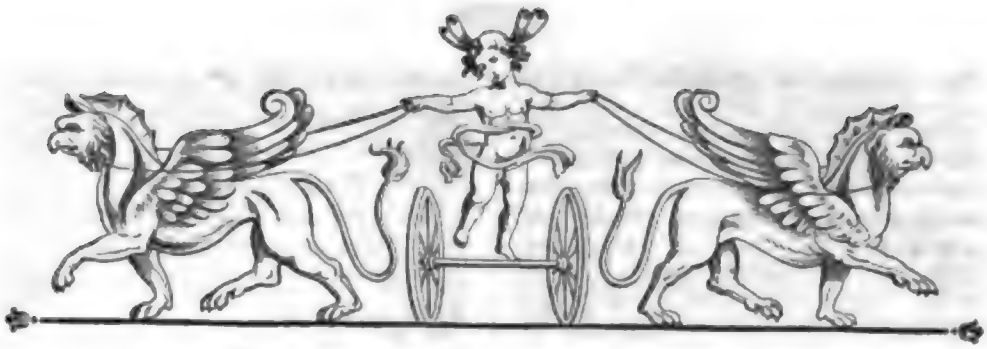
[Naivetät eines deutschen Uebersetzers.]

Im Jahre 1786 erschien eine Uebersetzung der Rousseau'schen Heloise von C. F. Cramer. Seite 1 des 2. Theils sagt derselbe wörtlich: „Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß in diesem zweiten und folgenden Theile die beiden getrennten Liebenden nur deraisonniren und überschnappen, sie haben etwas vom Sparren zu viel." Dieser interessante Uebersetzer äußert auch später göttlich naiv, daß er die Heloise ganz anders geschrieben haben würde, als Rousseau, und daß er sich mehrmals versucht gefühlt habe, Partieen wegzustreichen und andere von seiner Arbeit an ihre Stelle zu setzen. †.

[Taschenbücher. Cornelia.]

Die Taschenbücher haben in der Literatur die große Function, als ein weltliches Memento mori uns an die Flüchtigkeit der Zeit zu mahnen. Noch nicht Herbst, und Cornelia ruft uns schon 1840 zu. Der alte Historiograph von Baden, Aloys Schreiber, steht vorn als Titelkupfer und bringt zwei Erzählungen: die Entdeckung und die Waldkirche. Die andern Novellisten sind Curio, Lina Reinhard, Bernd von Guseck, Adalbert von Schonen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 163. — den 22. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Schleswig-Holstein.

(Ueber den dortigen Sprachkampf.)

Der bereits vor einiger Zeit über das der deutschen und dänischen Zunge im Herzogthum Schleswig volksthümlich zustehende Gebiet und über die richtige Sphäre ihrer beiderseitigen Herrschaft hier erhobene Meinungsstreit scheint immer heftiger zu entbrennen und sich zu einem wahren Sprachkriege gestalten zu wollen. Eine gewisse Partei in Dänemark, und namentlich der dortige so zahlreiche Preßverein, ist nämlich plötzlich und sehr unerwartet zu dem seltsamen Entschluß gekommen, durch alle zu Gebote stehenden Mittel die Alleinherrschaft der dänischen Sprache im größeren Theile von Schleswig wiederum wo möglich zu begründen und jeglichen deutschen Laut daselbst mit der Acht und Aberacht zu belegen. Während also im Osten unsere unschuldige Sprache mit slavischem Wesen und dem Zorne eines Selbstherrschers zu kämpfen hat, muß sie hier Nachstellungen und Anfeindungen von der gekränkten Nationaleitelkeit ausländischer Privatvereine erleiden. In Schleswig möchte die Sache indessen nichts auf sich haben, und alle die so zahlreichen Demonstrationen der bezeichneten Partei, die ganze improvisirte Schaffung einer dänischen Zeitschrift im Herzogthume Schleswig, dürften nicht allein unter die verkehrten und unheilsamen, sonder auch unter die verfehlten und unthunlichen Unternehmungen zu rechnen sein. Die Regierung hat sich, trotz aller an sie von dänischer Seite ergangenen Aufforderungen, bis jetzt noch gar nicht in die Sache gemischt, und daran gewiß sehr wohl und recht gethan. Denn obgleich die Dänen hier einmal mit ihren Dänisirungen innerhalb der Gränzen ihres Volksstammes bleiben, und sich mit derartigen Versuchen nicht, wie wohl sonst geschehen, südlich der Schlei, auf offenbar deutsches Gebiet verirren, so würde doch die Regierung insofern mit Recht parteiisch und gewaltthätig erscheinen, wenn sie durch Decrete und materielle Gewalt den sprachlichen Status quo in bezeichneter Gegend wieder umzustürzen suchen wollte, als es sich nicht nachweisen läßt, daß für die Ausbreitung der deutschen Sprache jemals irgend ein Zwang hier vorgewaltet hat. Fand ein Zwang Statt, so war es doch nur ein moralischer, und die Sache machte sich im Laufe der Zeit ganz von selbst und allmälig. Ist daher die deutsche Sprache unter der dänischen Bevölkerung des Herzogthums Schleswig als Umgangssprache der Gebildeten und selbst als Kirchen-, Gerichts- und Schulsprache mit wenigen Ausnahmen fast allein üblich geworden, so ward sie dies doch nur wegen ihrer größeren Vorzüge und ihres größeren Nutzens, den sie augenscheinlich für die Geistesbildung und den Verkehr darbietet, und der beste Beweis dafür möchte der sein, daß bei weitem die Mehrheit unter der genannten Bevölkerung sich bei gegenwärtiger Veranlassung für die Beibehaltung des Deutschen in Kirche, Schule und allen öffentlichen Angelegenheiten entschieden ausgesprochen hat, und die Kenntniß und Uebung der deutschen Sprache für sehr heilsam und ersprießlich neben der die

Digitized by Google

Umgangssprache der Ungebildeten abgebenden däniſchen erachtet. Aber es iſt auch wohl nur ein Irrthum, glaubt man dieſe Sprachſache nur in der Abſicht von däniſcher Seite betrieben, um die Wiedereinführung der däniſchen Sprache in einen längſt verloren gegangenen Wirkungskreis wirklich zu bewerkſtelligen. Ach nein, ſelbſt dem blindeſten Eiferer für ſeine däniſche Mutterſprache muß es nach gerade einleuchtend ſein, daß an neue Erwerbungen und Eroberungen derſelben nicht füglich mehr gedacht werden könne, und eine bei weitem mächtigere Triebfeder möchte im Hintergrunde dieſer eben ſo eifrig obgelegenen, wie ſeltſamen Beſtrebungen verborgen liegen. (D. B. f.)

Die Dramatiker der Jetztzeit.

(Beſchluß.)

Vor Allen aber nimmt Immermann's dramatiſche Muſe fortgeſetzt ein hohes Intereſſe in Anſpruch, zumal da die berliner Kritik ſich an ſeinem „Opfer des Schweigens" offenbar verſündigt hat. Im dritten Jahrgange des Franck'ſchen Taſchenbuchs (Leipzig, Brockhaus) ſteht die Tragödie gedruckt, aber nicht mit der gewiß wohlthuenden Abkürzung und Umgeſtaltung des erſten Actes, mit der ſie unter dem Titel „Ghismonda" in Weimar mit großem Beifall gegeben wurde. Dieſe ſchleppende Introduction in erſter Abfaſſung ſetzt nicht minder wie die harte, ungefügige Technik und die oft ſteife Reckenhaftigkeit der Diction bei einem ſo großen Talente in gerechtes Staunen. Ein ſo langer Muſendienſt, däucht mir, hätte auch den härteſten Demant ſchleifen müſſen; bei alle dem blieb dies Talent für die Bühne wie für die Nation ein ungeſchliffener Edelſtein. Und es liegt in Immermann's ganzem geiſtigen Weſen, — denn auch in den Werken ganz objectiver Haltung breitet ſich ja das Weſen des Dichters als die belebende Seele aus, die in den Gliedern erkennbar wird — eine kalte Hoheit des Geiſtes, die ſich ungern bequemt, ſich mit ſeinem Stoffe befruchtend zu vermählen. Dabei will es mir immer erſcheinen, als habe Immermann niemals die Vorſtudien zu Shakſpeare ganz überwinden können. Immermann wird nie warm machen, aber die Grandezza ſeiner Haltung, die gewaltſame Kraft ſeines pſychologiſchen Verſtandes werden ſtets imponiren. Die Art und Weiſe, wie in der gedachten Tragödie ein junges männliches Herz ſchweigend den Tod erduldet, weil die Geliebte ihm dies Gelübde auferlegte, die Art und Weiſe, wie ein ſtolzes, marmorhaftes Weib alle Hoheit ihrer Stellung, allen Vorrang ihrer Würde, ja alle feſte Enthaltſamkeit ihres zähen Herzens plötzlich abthut, und von der Treue des liebenden Mannes erſchüttert, nach ſeinem Tode mit einem Male die unendliche Fülle eines unſterblichen Gefühls von ſich ſtrömt, dieſe Scenen ſuchen in den Tragödien der alten Welt an erhabener Kraft ihresgleichen.

Der gedachte Jahrgang des Taſchenbuchs enthält ſonſt Productionen, von welchen die deutſchen Bühnen bereits hinlänglich Beſitz genommen haben; Sachen von Albini, Bauerfeld, Dr. Franck. Das Gleiche trifft die Originalbeiträge, welche eine Prinzeſſin des ſächſiſchen Königshauſes dem deutſchen Theater ſpendete; der dritte Band (Dresden, Arnold) brachte den Zögling, Vetter Heinrich und den Unentſchloſſenen. Sachen dieſer Art füllen das harmloſe Begehren des Augenblicks und gehören eigentlich nicht zur Literatur, indem ſich hier ein geiſt- und gemüthreicher Dilettantismus in alten, längſt ausgetretenen Gleiſen weidet. Wenn aber die kleinen Poſſen und Liederſpiele von Karl v. Holtei, die der Almanach für Privatbühnen (Riga, bei Frantzen), ſieben an der Zahl, brachte, von den deutſchen Bretern zu verſchwinden beginnen, ſo iſt dies ein betrübendes Zeichen, daß ſelbſt die Technik unter den heutigen Schauſpielern nicht mehr in Uebung bleibt. Dieſe Spiele einer liebenswürdigen Jovialität haben unter anderem die Pointe, die Provincialismen der deutſchen Zunge neben einander zu contraſtiren, und dadurch jenes volksthümliche Behagen hervorzurufen, das in dem Gefühl unſerer vielfach zerriſſenen, und durch das deutſche Herz immer wieder geflickten Nationalität beſteht. Mit welcher Virtuoſität Holtei auch die franzöſiſche Zunge mit unſerer mütterlichen in ergötzliche Conflicte zu bringen weiß, zeigen namentlich ſeine „Wiener in Paris." Wenn Sachen dieſer Art auf den deutſchen Bühnen nicht mehr geſpielt werden können, und dies iſt beinahe allgemein factiſch, ſo ſteht es mit der Schauſpielkunſt, auch als Handwerk genommen, fürwahr ſehr übel*).

Es liegt mir noch eine kleine Anzahl gedruckter Dramen vor, auf welche ich die Wienbarg'ſche Kritik

*) Vor wenigen Monaten, bei Gelegenheit der Gern'ſchen Gaſtſpiele, erlebten die „Wiener in Berlin" auf dem leipziger Theater eine durchaus miſerable Aufführung, ſo daß man ſich ſchämt, dem Gedanken, der doch richtig iſt, Raum zu geben, daß die heutigen Schauſpieler faſt ſämmtlich ihr Handwerk ohne alle Studien treiben. Ich ſage Studien — und meine hier beſcheidentlich ein Bischen Uebung im wiener Dialect.

hinweisen möchte, da es den Beruf dieser Blätter überschreitet, einzeln auf diese Productionen einzugehen. Von Joh. Minckwitz erschien (Leipzig, Kummer) ein vaterländisches Schauspiel, das den sächsischen Prinzenraub zum Thema hat; B. Werner lieferte ein dramatisches Bild von Hermann dem Cherusker (Lemgo, Meyer); ein früh verstorbener Mann, der sich Gustav Callenius nannte, gab „die Prinzen von Oranien" in dramatischer Form (Weimar, Voigt). Das Stück von Minckwitz wird in Dresden seine Aufführung erleben und dann seine Kritik finden.

Clemens Gerke's Lustspiele wird Wienbarg in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen nicht ermangeln. Von Gerke's „Thespis" (Altona, Hammerich) erschien bereits ein zweiter Band, der eine Operette, ein kleines Zwischenspiel, eine Posse und ein längeres Drama: „Jakob Stainer, der Geigenbauer in Cremona" enthält. Gerke's Lustspiele verdienen Beachtung, schon um deswillen, weil sie die ausgetretene Bahn des Conventionellen verlassen und über die Adels-, Beamten- und Patricier-Cirkel hinaus in die buntbewegten Kreise der Menschenwelt greifen, wo der Maler seine Genrestücke und der Dichter eine Gattung Lustspiele sucht, die diesem entsprechen. Ein früheres Stück von Gerke: „Die Auswanderer", das in Hamburg in Folge chicanöser Parteiung durchfiel, in Hannover mit vielem Erfolge aufgeführt wurde, hätte die Directionen anderer Bühnen schon um beider Ereignisse willen auf Gerke hinführen sollen.

Von mehr didaktischem Zweck, mithin auf Lectüre verwiesen, scheinen drei andere Dramen, die mir vorliegen und deren Titel ich anführe: Von Wilhelm Angelstern, dem Novellisten, erschien eine moderne Tragödie: „Angelica" (Bielefeld, Velhagen und Klasing), welche die religiösen Conflicte der Gegenwart zum Thema nimmt. Von Arthur Lutze: „Das Galgenmännlein" (Leipzig, Brockhaus); von Theodor Scheerer (Berlin, Heymann): „Stauf", zur langathmigen, fast gummiartigen Faustlitteratur gehörig. Wollt ihr noch Lustspieldichter namhaft gemacht haben: so nenne ich Wallmont und Otto Jacobi, von denen das letzte Heft der Willkomm'schen Jahrbücher Producte brachte. Alles schreit: Ein Lustspiel, ein Lustspiel, ganz Deutschland für ein originelles Lustspiel! Aber ganz Deutschland liest keine Dramen, es will sie sehen.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Reisesucht, Luxus, Frivolität, — Pietismus als Gegensatz.]

— Die Eisenbahn nach Potsdam hat, obwohl ganz wenig nur, in diesem Jahre den Strom der Völkerwanderung aufgehalten, und manche Familien haben sich dorthin geflüchtet; mehr noch hofft man von der Eisenbahn nach Stettin, welche die schönen Bäder, Berge und Thäler von Neustadt und Freienwalde bis auf 1½ Stunde vor unsere Thore rücken wird. Doch Berlin ist eine Stadt des Scheins, die wahre Besserung muß aus den höchsten Ständen kommen, und so lange diese mit jedem Sommer forteilen, wird Hochmuth und Eitelkeit in allen Ständen sich bemühen, es ihnen gleich zu thun. Der Hof zieht die Vornehmen nach, diese die Reichen und dann das ganze Heer der Anderen, die von eigenem Dünkel und den Bitten ihrer eitlen Frauen getrieben, lieber sich in Schulden und Verwirrungen stürzen, als zurückbleiben wollen. Eine Badereise, oder, wenn diese ausfällt, eine Sommerwohnung ist der heißeste Wunsch aller Berlinerinnen. Man setzt Alles daran, um ihn zu befriedigen, und leider ist es nur zu wahr, daß diese Manie das Lebensglück mancher Familie für immer getrübt, glückliche Menschen getrennt, und Unfrieden, Haß und Zerstörung über sie gebracht hat. Selbst die Regierung hat sich veranlaßt gefunden, öfter schon Warnungen dagegen ergehen zu lassen, aber wie können diese helfen, wo der vergnügungssüchtige Sinn von Jugend auf befördert, so ganz mit dem Leben verwachsen ist! Der gesunde Zustand der Gesellschaft ist dadurch tief untergraben. Das Elend der untersten Classen, die Demoralisation, die wachsenden Verbrechen finden darin ihren vornehmsten Quell. Die Annehmlichkeiten des Lebens sind gestiegen, und tausende von Dingen erfunden worden, von welchen Jeder begierig genießen will. Der Arbeiter, welcher sonst mit wenigen Groschen seine einfachen Wünsche erfüllt sah, bedarf jetzt das Drei- und Vierfache, um seinen Ansprüchen zu genügen. Er will fahren, während er sonst ging, denn das Fahren ist ja so billig geworden, und Andere seines Gleichen fahren auch, wie würden sie ihn beschämen! Dienstmädchen brauchen nun Hüte, während sonst der Schmuck ihrer Flechten zum Sonntagsputz genügte, und so drängt sich Alles von Stand zu Stand zur Erreichung von Wünschen, bei denen kein Mittel gescheut wird, keine Preisgebung, keine Verletzung der höchsten Moralität. — Wollte man den dünnen Schleier des Elendes aufheben, der unter seidenen Kleidern und goldenen Ketten so oft verborgen ist, man würde schreckliche Bilder der Verworfenheit, des gränzenlosesten Leichtsinns und der schlimmsten Laster enthüllen, die sich in Folge der eitlen Genußsucht ausbilden. Es gibt viele Familien hier, deren bescheidenes Einkommen kaum hinzureichen scheint, ein bürgerlich eingeschränktes Leben zu sichern und doch sieht man äußerlich einen Glanz, der auf ganz andere Mittel deutet. Entweder nun stürzt man sich zur Befriedigung desselben in drückende Schulden oder man führt zu Haus ein darbendes, jämmerliches Leben, oder, was leider eben so häufig ist, junge Frauen benutzen ihre Reize, um in geheimnißvoller Weise ihre Sucht nach Putz und Genuß

zu vervollständigen. — Die Immoralität ist aber so sehr gestiegen, daß es nicht zu den seltenen Fällen gehört, wo Männer so entblößt von Ehre sind, dies schamlose Treiben ihrer Frauen und Töchter schweigend zu begünstigen und Vortheil daraus zu ziehen. Der theure Putz kostet ihnen dann nichts und selbst die wirthschaftlichen Ausgaben werden erleichtert. Und nicht die untersten Stände bilden dies Laster aus, selten auch die schlichtere Mittelclasse der Gewerbtreibenden, wo die Chancen des Gewinns eine leichtere Befriedigung eitler Wünsche erlauben und eine größere Ehrbarkeit sich findet. Gewöhnlich herrscht es in der großen Masse der Familien, welche ein kleines festes Einkommen haben, das nicht hinreichen will, oder deren Titel, Künstlerschaft und Stellung Ansprüche macht und Bildung fordert; oft aber selbst in Kreisen, die sich zu den weit bevorzugten der Gesellschaft zählen.

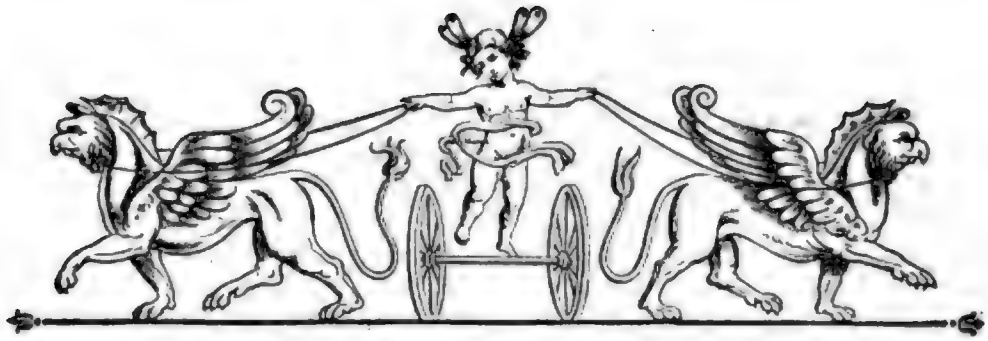
Ich kann hier nur einen Blick auf dies Getriebe werfen; um es vollständig zu zeigen, würde ein Buch nöthig sein, welches diese Schattenseite der modernen Gestaltung zum Vorwurf nähme. Sie scheint nothwendig bei der Entwickelung der Zustände unserer Zeit und wird ihre Versöhnung vielleicht endlich durch den Fortschritt selbst finden.

Seltsam genug nehmen sich dagegen die Anstrengungen aus, welche für die gute alte Sache der Frömmigkeit und Herzenseinfalt gemacht werden. Mäßigkeitsvereine sind thätig, die Lust zur Völlerei zu sänftigen, Missionsgesellschaften schicken jährlich einige Zöglinge nach Afrika und China, fromme Vereine verbreiten Bibeln und Tractätlein zu vielen Tausenden, oder Hefte mit den neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes. Judenbekehrungsvereine, Vereine zur Kindererziehung, zur Besserung der Gefangenen, zur Aufhülfe von Armen und Kranken bilden sich unter zahllos verschiedenen Namen, und alle haben den Zweck, ganz besonders der Verbreitung und Festigung der Religion zu dienen. So schön dieser Zweck ist, wenn er in seiner edelsten Wahrheit erfüllt würde, so bedauernswerth ist die Verkennung und der fanatische Eifer, mit welchem man gewöhnlich verfährt und mit dem schlimmsten aller Gegenmittel, dem Pietismus, die aus den Fugen gegangene Zeit zurückführen will. Indifferentismus und Pietismus stehen sich gegenüber, und die Versöhnung zwischen beiden, die wahre, geläuterte Religiosität der Vernunft, wird als eine frevelhafte Aufklärung von jenen dunklen Männern der Vergangenheit am meisten gefürchtet und gehaßt. Leider hat der Pietismus sich fast aller dieser frommen Vereine bemächtigt, oder sie sind vielmehr aus seinem Schooße hervorgegangen, was allerdings von einer Kräftigkeit und Erhebung des Geistes zur That zeigt, die auch Dr. Merklin in seinem schönen Buche über den modernen Pietismus besonders hervorgehoben hat. Aber dieser benutzt jene Vereine auch nur in seiner Weise. Die Verständigung des Weltfortgangs ist seine Sache nicht; statt des Inhalts betet er die Form an und knüpft an diese Schale seine finstere Gläubigkeit, die in allen Fortschritten nur Sünde und Verderben, in jeder weltlichen Lust ein Verbrechen an Gott und seinen Geboten erblickt. — Wie weit diese Verblendung geht, welche leider vielleicht nicht ganz so, wie es wohl könnte, bekämpft wird, davon haben wir in der letzten Zeit merkwürdige Beispiele gesehen. Daß einem Sterbenden die Sacramente verweigert wurden, weil er zum Theater gehörte, daß Eisenbahnen Werke des Teufels genannt und gegen Kunstwerke gepredigt ward, daß Kinder ermahnt wurden, sich ihren Eltern zu widersetzen, wenn diese sie zum Ball oder ins Theater führen wollten, daß man durch Gebet den Teufel austrieb und dergleichen mehr, gehört zu bekannten Thatsachen; allein der Fanatismus lehnt sich auch nach und nach offen gegen Regierung und Gesetz auf, und die katholische Kirche und deren Oberhirten sind es nicht allein, mit welchen der Staat um sein höchstes Ansehen rechten muß. Auch die erleuchteten Diener des evangelischen Glaubens sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß man Gott über die Befehle der weltlichen Macht stellen, und dieser ungehorsam sein müsse, wenn ihre Gesetze sich nicht mit der eigenen subjectiven Ueberzeugung vereinen lassen. Diese Verwirrung ist bei weitem beklagenswerther und zerstörender als der von einer Einheit und von alten Glaubenssatzungen ausgehende Widerstand des Katholicismus. Hier concentrirt sich das Gegengewicht zu einer Macht; die Idee des modernen Staates und des Jahrhunderts treten mit dem Schwerte der Vernunft jenen tausendjährigen Lehren gegenüber, und es bedarf kaum mehr als einer festen Beharrlichkeit, um in der fortschreitenden Zeit die beste und sicherste Bürgschaft für den Sieg zu finden. Der pietistische Fanatismus dagegen ist ein Bürgerkrieg, ein Guerillakampf in den sterilen Gebirgen des Glaubens, der schwer zu besiegen, noch schwerer auszurotten ist, in Sectirerbanden zerstreut an tausend Orten verborgen brütet und immer von Neuem sein Haupt erhebt, wenn er einen Schlag erlitten hat. — Die Abhängigkeit der evangelischen Kirche vom Staate ist von jeher von den Theologen angefochten worden, die gar zu gern auch für sich einen Staat im Staate gebildet hätten, und nur der Gewalt der Umstände sich fügend, es bei Worten bewenden ließen. Daher kommt auch die Wahrheit des alten Spruches: Gebt dem Tatar die Macht und er wird ärger sein, als die Kapuze! mehr als je an den Tag, wo im Drange der Umstände, bei der geringsten Vergünstigung, der herrschsüchtige Geist der Kirche so fanatisch hervorbricht. Derselbe fanatische Glaubenseifer in anderer Gestalt war es, welcher einst die arianische Kirche mit dem Schwerte vernichtete und nach und nach das stolze Gebäude seiner göttlichen und irdischen höchsten Macht aufführte. An dem Willen der protestantischen Puritaner liegt es wahrlich nicht, wenn ihre finstere Gluth gegen die sündenvolle Menschheit nicht endlich einen offenen Kampf herbeiführt; die Zeit allein ist nicht mit ihren Ideen im Bunde und die wahre Aufklärung der gebildeten Masse ein weit größeres Hinderniß als der Indifferentismus, der für sich allein ein schwacher Gegner wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 164. — den 23. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Schleswig-Holstein.

(Beschluß.)

Immer deutlicher müssen es nämlich die Dänen fühlen und immer klarer muß es ihnen werden, mag auch gleich bei wenigen dies Gefühl zu einer vollen Ueberzeugung gediehen sein, daß bei den so gewaltigen Fortschritten des deutschen Sprachlautes es über kurz oder lang nothwendig um ihre Sprache geschehen sei, wofern nicht bei Zeiten noch geeignete Maßregeln getroffen würden, um dem so unaufhaltsamen Vordringen der deutschen Schwesterſprache, wo möglich einen abwehrenden Damm entgegenzusetzen, und der ganze schleswiger Sprachstreit, der so urplötzlich und wie aus der Luft ergriffen erhoben wurde, muß daher wohl nur wie eine Diversion, wie ein strategischer Kunstgriff betrachtet werden, um durch einen Einfall ins eigene Land den Feind von weiteren Eroberungen in der Fremde abzuhalten. Aber alle diese Abwehrungsversuche möchten unnütz sein; wie ein reißender Strom möchte die deutsche Sprachfluth jeglichen Damm überschwemmen und jegliches Bollwerk durchbrechen, und mag es noch funfzig oder hundert Jahre währen, so scheint es doch gewiß zu sein, daß einst das Sprachbanner des Hochdeutschen am Oeresund wie am Skagerrak siegreich flattern, und es um den jetzigen Bestand der dänischen Sprache geschehen sein wird. Das allmälige Hinschwinden und Zusammensinken des Dänischen vor dem immer mächtiger andrängenden hochdeutschen Sprachlaut ist ein Umstand, der schwerlich in Abrede gestellt werden kann, und das endliche Ergebniß einer solchen Thatsache läßt sich eben so wenig bei einer ruhigen und gründlichen Sacherwägung verkennen. Die Besiegung des Dänischen von dem Deutschen steht in der That nicht sowohl erst bevor, als selbige vielmehr theilweise schon begonnen hat, und von Jahr zu Jahr schreitet diese Eroberung weiter vor. Schon ist der ganze heimische Sprachboden Dänemarks von der Sprache Deutschlands unterminirt, fast die gesammten Höhen des wissenschaftlichen und überhaupt des literarischen Gebiets werden von ihr besetzt gehalten, und früher oder später wird die dänische Sprache sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, ihres bisherigen Sprachamtes sich zu begeben und selbiges zu Gunsten der südlichen Schwester niederzulegen. Diese Eroberung ist natürlich eine durchaus friedliche, blutlose Eroberung, eine Eroberung, die allmälig und unvermerkt durch die Bewohner selbst und nur vermöge eines moralischen Zwanges und der Macht der gegebenen Verhältnisse vor sich geht. Es sind keine materiellen Kräfte, keine Bayonnette und keine Ukasen, die sich hierbei thätig beweisen, sondern es sind rein geistige Waffen, mit denen hier gekämpft wird. Auch ist es nicht sowohl die größere innere Vortrefflichkeit der deutschen Sprache, die ihr diesen Sieg bereiten wird, als die so große Bedeutsamkeit und der so große Reichthum der deutschen Literatur in Vergleich mit der Beschränktheit und Unzulänglichkeit der dänischen. Es ist das gewaltige Uebergewicht, welches das rege geistige Leben von vierzig angränzenden Millionen über das von reichlich einer nothwendig ausübt. Die

deutſche Literatur iſt der Quell, woraus Dänemark ſein ganzes wiſſenſchaftliches und geiſtiges Sein ſchöpft, ſie iſt der unverſiegbare Born, woraus es den eigenen literariſchen Acker bewäſſert und ihm ſeine Früchte entlockt. Es gibt bekanntlich keine ſelbſtſtändige Philoſophie und Theologie in Dänemark, und auch die übrigen Wiſſenſchaften, ſo wie die ſchöne Literatur, werden nach deutſchem Vorgange und deutſchem Muſter zunächſt und hauptſächlich angebaut.

Alles dies hat ſchon längſt Dänemark in die engſte Verbindung und in die genauſten geiſtigen Beziehungen mit Deutſchland geſetzt und den gebildeten Dänen ein zwiefaches Sprachleben führen laſſen. Ihm iſt das Deutſche eben ſo unerläßlich geworden, wie dem Philologen das Latein, und es möchte unter den auf wahrhafte Bildung Anſpruch machenden Dänen nur höchſt wenige geben, die der deutſchen Sprache unkundig wären, und ſie nicht faſt als eine zweite Mutterſprache redeten. Der deutſche Buchhandel hält daher Dänemark kaum mehr für ein freindſprachiges Land. Seine Artikel finden dort verhältnißmäßig faſt denſelben Abſatz, wie in Deutſchland ſelbſt. Mag nun der Däne immerhin das Geſagte ſeinem ganzen Umfange nach vielleicht nicht einräumen wollen, mag er ſelbſt die Kenntniß des Deutſchen zuweilen zu verbergen ſuchen, ſo iſt das lediglich eine kleine Schwäche, eine kleine Nationaleitelkeit von ihm, und wir wiſſen recht gut, daß er im Allgemeinen eben ſo gut Deutſch verſteht, wie wir, und zwar ganz einfach deshalb, weil er es verſtehen muß. Keiner würde ſich übrigens bei dieſer Umwandlung der ſprachlichen Verhältniſſe beſſer befinden, als der däniſche Schriftſteller, und keiner müßte ſie, abgeſehen von der dadurch geſchritteten Nationalität, eifriger wünſchen und mehr erſtreben. Seine gegenwärtige Stellung iſt nämlich erſichtlich eine ſehr beengte und unerfreuliche. Durch die beſchränkten Gränzen ſeiner Sprache in faſt allen Beziehungen beeinträchtigt und behindert, gehört eine gewiſſe Selbſtüberwindung, ein mächtiger innerer Trieb dazu, ſich nicht dadurch abſchrecken zu laſſen und ſich einer Beſchäftigung hinzugeben, deren Lohn und Erfolg ein ſo ſehr verkümmerter und problematiſcher iſt, und mancher tüchtiger literariſcher Gedanke wird ohne Zweifel hierdurch nicht zur Ausführung gekommen ſein. Bei ſolchen der ſchriftſtelleriſchen Entfaltung ſo ungünſtigen Verhältniſſen muß es Wunder nehmen, noch eine ſo bedeutende nationale Literatur in Dänemark vorzufinden, wie es dermalen gibt, und nur der Abſatz nach Norwegen, und theilweiſe auch nach Schweden, ſo wie das ſo löbliche und warme Intereſſe, welches die Dänen im Ganzen den Erzeugniſſen ihrer heimiſchen Literatur ſchenken, möchte dieſes Phänomen in etwas erklärlich machen. Für die Förderung und Entwickelung der geiſtigen Intereſſen Dänemarks würde die angedeutete Sprachveränderung ſich ſehr heilſam erzeigen; auch wäre dies keineswegs die erſte und größte Eroberung des hochdeutſchen Sprachlautes, noch die Dänen die einzigen, die im Laufe der Zeit durch denſelben um ihre urſprüngliche Sprache gekommen wären. Schon im 10. Jahrhundert ſtieg bekanntlich der im deutſchen Oberlande heimiſche hochdeutſche Sprachlaut von den Höhen ſeiner alten Heimath das weite norddeutſche Niederland erobernd herab, und unterwarf ſich in einem faſt hundertjährigen Kampfe die alte Landesſprache Niederdeutſchlands dergeſtalt, daß dieſe fürder nur im Munde der ungebildeten Claſſen ein dürftiges und entadeltes Leben friſtete, und einzig und allein im Dienſte des täglichen Lebens ſtehend von Jahr zu Jahr tiefer hinabſank. Und doch ſprachen einſt 12 Millionen, und mehr, dieſe jetzt ſo verachtete und verſunkene Sprache und beſorgten in ihr alle ihre öffentlichen und geiſtigen Angelegenheiten, und, wahrlich, werfen wir einen Blick in jene alten dreihundertjährigen Bücher, auf deren vergilbten Blättern ſie verzeichnet ſteht, ſo müſſen wir geſtehen, daß das für die damalige Zeit eine ganz hübſche, mündliche und anſtellige Sprache war, die ſelbſt nicht ganz ohne eine gewiſſe Ausbildung und Glätte ſich darſtellt. Bei dieſer Betrachtung könnte man faſt verſucht ſein, die Frage aufzuwerfen, ob etwa der hochdeutſche Sprachlaut vor allen ſeinen Geſchwiſtern vom Schickſale beſtimmt ſei, die gemeinſame Sprache aller germaniſchen Völker zu werden, und ob, wie er einſt bis zu den Geſtaden der Nord- und Oſtſee vordrang, er ſo auch in den Tagen der Zukunft nach Schweden, Norwegen und Holland vordringen, und dieſe Länder gleichfalls ſeiner Sprachherrſchaft dermaleinſt unterwerfen werde. Die für die künftige Ueberſiedelung der hochdeutſchen Sprache nach Dänemark angeführten Gründe gelten offenbar faſt in gleicher Stärke für Schweden und Norwegen, und wenn Holland ſich bisher noch den mächtigen Einflüſſen der deutſchen Literatur und des deutſchen Geiſtes auch entzogen hat, ſo findet dies ſeinen Grund in ſeiner zu großen Abgeſchloſſenheit gegen Deutſchland und in ſeiner zu kleinen geiſtigen Regſamkeit. Sollten aber die Holländer in eine nähere politiſche Verbindung und in einen größeren Verkehr mit Deutſchland treten, ſollten auch ſie das Bedürfniß eines höheren, geiſtigen Lebens endlich verſpüren und dadurch zugleich inne werden, wie der Menſch nicht eben ganz allein von Brot und Blumenzwiebeln lebe, ſo möchte ſich auch in Rückſicht auf ſie die ange-

deutete Mission der hochdeutschen Sprache bewahrheiten. Hinsichtlich Schwedens und Norwegens möchten sich aber große und triftige Einwendungen deshalb erheben lassen, weil die Stellung beider Länder zur deutschen Sprache bei aller sonstigen Gleichheit doch wiederum eine von der Stellung Dänemarks sehr verschiedene ist. Mögen nämlich die vorerwähnten Gründe für die Einführung der deutschen Sprache in Dänemark auch an und für sich schon gewichtig und dafür hinlänglich geeignet erscheinen, so möchte doch ohne einen andern und bisher verschwiegenen Umstand diese sprachliche Umwälzung auch in Dänemark für alle Zeiten unterbleiben, und dieser Umstand ist die so ganz besonders enge politische Verbindung, worin Dänemark zu deutschen Landschaften steht, und der dadurch veranlaßte, fast ausschließlich in deutscher Sprache geführte, rege Verkehr dieser beiden einen und denselben Staatskörper bildenden Theile. Eine derartige Verbindung fehlt gänzlich bei Schweden und Norwegen, wenn gleich sie früher, aber in einem unendlich geringeren Grade, Statt fand. In früheren Zeiten, als noch Norwegen zum dänischen Staate gehörte, war das dänische Element in demselben um vieles mächtiger und überwiegender, es verhielt sich zum deutschen wie 4 zu 1. Nach dem Verluste Norwegens und der gleichzeitigen Erwerbung Lauenburgs hat das deutsche Element eine solche Kräftigung erhalten, daß es fast einen gleich wichtigen Theil im Staatskörper abgibt, und bei einer etwaigen Trennung der dänische Rest kaum noch einen eigenen Staat, wenigstens wohl nicht ein anständiges Königreich mehr ausmachen könnte. Jütland ist freilich seinem Flächeninhalte nach eben so groß, wie alle drei Herzogthümer zusammen, aber es ist ein dünn bevölkertes, schlecht angebautes und armes Land, das im Besitz einer nur sehr lückenhaften Civilisation ist, und Dänemark lebt eigentlich nur auf jenen kleinen Eilanden der Ostsee, auf welchen die Hauptstadt liegt. Aus volksthümlichem Gesichtspuncte betrachtet, ist Dänemark daher ein Mischlingsstaat, und von einem dänischen Staate in dieser Beziehung kann unter solchen Verhältnissen nur höchst uneigentlich mehr die Rede sein. Wenn den Dänen die Verdrängung ihrer vaterländischen Sprache aus patriotischen Gründen nicht angenehm sein sollte, so können sie deshalb doch mit keinem Menschen hadern. Keine materielle Macht hat jemals ihre Sprache unterdrückt, und es ist im Gegentheil sattsam bekannt, daß die Regierung in neuerer Zeit selbst eine ganz seltsame Liebhaberei auf Kosten der deutschen Herzogthümer mit ihr getrieben hat, und nur das Struensee'sche Ministerium begünstigte im vorigen Jahrhundert während der kurzen Zeit seiner Dauer in etwas die deutsche Sprache vor der dänischen. Wenn man aber fragen sollte, was denn aber aus der dänischen Sprache werden würde, wenn die genannte Oberherrschaft der deutschen in Dänemark wirklich eintrete, so antworten wir: Sie wird nicht gänzlich verschwinden, sondern sie wird das werden, was die nordische in Norwegen, die niederdeutsche in Niederdeutschland, die langue d'oc oder südfranzösische in Südfrankreich, und noch so viele andere Sprachen durch mächtigere Schwestersprachen geworden sind. E. C.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Die Pietisten und Secirer.]

Es wäre die würdige Aufgabe eines tief in die Wirren der Gegenwart eingeweihten Gelehrten, den religiösen Zerfall der protestantischen Kirche in Norddeutschland und besonders in Preußen zu verfolgen. Die frommen Bekehrungen durch die geheimen Gesellschaften, in welchen Staatsmänner und Damen von hohem Range die ersten Stimmen führten; die Conventikel, welche sich nach dem Freiheitskriege über alle Städte, durch alle Stände und endlich über die Landschaften der Provinzen verbreiteten; der besondere Schutz der Zöglinge dieser heiligen Gesellschaften, welche in allen Zweigen des Staatsdienstes emporkamen; die Andachtstunden und fanatischen Religionsübungen auf dem Lande; die Taufen und Abendmahlsertheilungen, welche man gottlosen Predigern entzog und selbst übte; die Verfolgungen und Verketzerungen, welche die Ungläubigen erlitten, die Faulheit, der Müßiggang, der Aberglauben, Betrug und Heuchelei, welche neben dem stumpfsinnigen Fanatismus aufwucherten; die Verbrechen, welche dieser beging, wenn er, bis zur Tollheit erstarkt, wie es hier in Berlin und an andern Orten geschah, die Sünder dem Herrn schlachtete; endlich die geheimen Laster der Wollust, zu welchen er in Königsberg und manchen andern Städten als Tödtung sinnlicher Lust und zur Messiasgebärung gedient hat. Ein solches Gemälde würde vielleicht die Ansichten vieler einflußreichen Personen verändern, welche noch immer in Begünstigung der Frömmelei ein sicheres Gegengift für die politische Verderbniß zu haben glauben, die gehässigen Denunciationen der Philosophie, der Literatur und des ganzen neuen Geistes der Zeit als Bürgschaft wahrer Treue und Ergebenheit betrachten, und nicht bedenken, daß dieser arglistige Fanatismus nur seine eigenen Plane verfolgt, in jedem Falle aber, wo sein Interesse mit dem des Staates nicht zusammenfällt, als unversöhnlicher Gegner auftritt, der in seinem Götzendienste von Gehorsam gegen den Staat nichts weiß. Wir haben in diesem Jahre das traurige Schauspiel gehabt, Tausende von fleißigen Menschen das Land ihrer Väter verlassen zu sehen, und „des verfolgten Glaubens wegen" wie sie sagen, bis an die fernsten Enden der Erde zu fliehen. Greise, am Rande ihrer Tage, zogen über das Meer und die großen

Ladungen voll Betender und Singender fuhren durch die Hauptstadt, wo die gedankenlose Menge sie anstaunte und weiter ging. — Als Friedrich der Große einst schrieb: In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden, wußte man wenig von Sectirern, und als statt des alten Porstenschen Gesangbuchs das neue eingeführt werden sollte, in Schlesien und Preußen aber viele Gemeinden sich heftig auflehnten, befahl der große König: Wer nicht mit Gutem will, dem laßt in Gottes Namen das Alte. — Diese auswandernden Alt-Lutheraner und Anhänger der Scheibler'schen Secte sind die schlimmsten nicht. Man wollte sie zwingen, sich uniren zu lassen, und die neu verordneten äußeren Kirchengebräuche anzunehmen, entriß ihnen die unfügsamen Prediger und zwang ihnen Andere auf, die sie nicht mochten. Der Staat behauptete sein oberstes Ansehen mit dem vollsten gesetzlichen Rechte, aber vielleicht mit einer Strenge, welche nur erbittern, nicht versöhnen konnte. Die vertriebenen, gefangenen und abgesetzten Prediger erhielten den Märtyrer-Glorienschein in den Augen ihrer Anhänger, und es kam in Schlesien sogar zur Anwendung der Waffengewalt. Dem ausgesprochenen Grundsatze des Staates: Wer in seinem Gewissen nicht mit meinem Willen übereinstimmt, der lege sein Amt als Staatsdiener nieder, wurde zwar anscheinend gehorsamt, aber die Gemeinden besoldeten die Prediger nun auf eigene Rechnung, ließen die Kirchen leer und hielten, wie die alten Cammeronianer Schottlands, ihre Andacht in Feld und Wald. Nun kam die Verfolgung und der reifende Entschluß, in ein Land zu wandern, wo Jeder nach seiner Ueberzeugung glauben darf. Dies haben Viele ausgeführt, und im nächsten Jahre wird die Auswanderung wohl noch stärker sein, da an manchen Orten nur auf Nachricht von dem Gedeihen der Ansiedler gewartet wird, um in Masse ihrem Beispiele zu folgen. — Weit schlimmer aber sind die eigentlichen Pietisten und Mystiker, welche sich streng den Befehlen fügten, und ihr Wesen gesetzmäßig treiben. Die Altlutheraner beharrten auf altherkömmlichen Satzungen und weigerten sich nur davon zu lassen. Größtentheils frommeifrige Leute, sind sie keineswegs mit diesen zu vergleichen, welchen die Entwickelungen der Welt in Wissenschenschaft, Kunst, Gedanke und That ein Gräuel ist, und welche selbst in ihrer Redeweise das Wort der heiligen Schrift nachahmen, ohne je zur Anwendung des Inhalts zu gelangen. Man muß diese Tractätlein und die Jahresschriften der verschiedenen Vereine sehen, um den Vorgeschmack des Treibens zu bekommen. Mit Sprüchwörtern ausgeziert und alten bildlichen Vergleichen der Bibel, sind sie ganz geeignet, eben so wohl die Begeisterung der Frommen, wie den Spott ihrer Gegner wach zu halten. Wenn man vom Lamme und dem brüllenden Löwen, von den Oelbäumen des Herrn am Bache Kidron, von Zions Burg oder von den Posaunen Jerichos liest, oder Aufschriften wie: Eben-Ezer! bis hierher hat uns der Herr geholfen, halleluja! halleluja! Singe meine Seele seinen Ruhm! und viele andere ähnliche, so sollte man glauben, daß wir in der That auf dem Rückzuge ins Paradies begriffen sind. — Die näselnde, frömmelnde Sprache dieser Schriften ist oft wahrhaft Ekel erregend, und muß jeder gesunden Natur eben so unerträglich sein, wie das Umherschicken der Jahresberichte der Vereine in alle Häuser und Wohnungen, und die Bitten um Beisteuern es den meisten Bewohnern sind, deren Mildthätigkeit in Verzweiflung gesetzt wird.

Daß in neuester Zeit der Pietismus immer wachsende Stärke gewonnen hat, die sich bis zur frechen Verachtung der Gesetze steigert, ist leider nur zu wahr. Als ein schlagendes Beispiel darf man nur den Widerstand des Predigers von Gerlach erwähnen, der sich beharrlich weigert, Geschiedene zu einer neuen Ehe einzusegnen, weil dies gegen die göttliche Vorschrift sei. Alle Abmahnungen des Consistoriums sind vergebens gewesen, und es fragt sich nun, ob der Schutz, dessen sich Herr von Gerlach erfreut, stark genug ist, ihn vor der Macht des Staates zu schützen, der gegen gegründetere Rechte der katholischen Kirche die Prälaten absetzte und entfernte, die keineswegs so unmittelbare Diener desselben waren, wie Herr von Gerlach. Man ist auf den Ausgang dieser Angelegenheit um so mehr gespannt, da eine gewichtige Ahndung des Ungehorsams die gute Folge haben muß, den zelotischen Eifer anderer Herren zu mäßigen, deren Angriffe auf das öffentliche Leben von der Kanzel herab immer starker werden, während Nachsicht und Strafloßigkeit aber diesen bösen Geist nur mächtiger machen können.

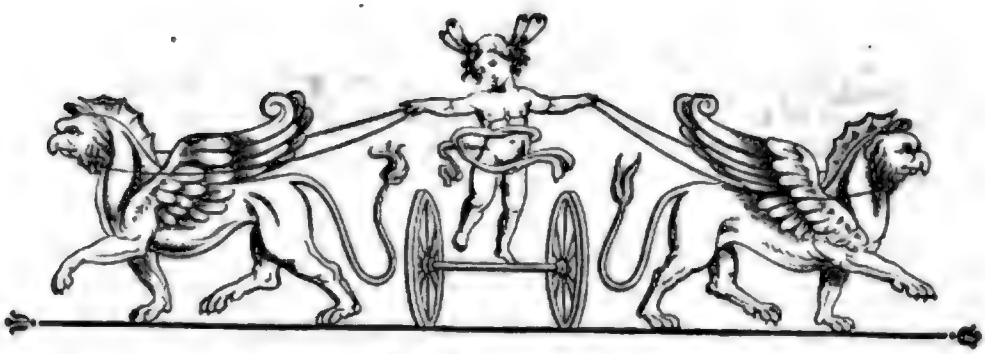
Was aber auch geschehen mag, die Welt geht ihren Gang und die ohnmächtigen Versuche einer Reaction werden verschwinden, wie sie es verdienen. Was kann es schaden, wenn ein frommer „Mann gegen die Eisenbahnen predigt und sie Werke des Satans nennt? Kaum Einer der zerknirschten Zuhörer fährt darum weniger. Man lacht über die Verblendung und baut und schafft rüstig fort. Wenn Wissenschaft, Kunst und der mächtige Hebel der Industrie eine so breite Basis gewonnen haben, sind die Versuche einer Hand voll Pfaffen eben so gut zu belachen, wie die einer „Hand voll Junker", welche die Zeit zurückschrauben möchten.

Die Industrie aber hat in neuester Zeit so glänzende Fortschritte gemacht, in allen Zweigen der Lebensthätigkeit strömt so unverkennbar ein frischer Keim des Erblühens und die Staaten fördern durch Bündnisse und Gesetze eben so eifrig, wie der Geist durch Erfindung und Vervollkommnung sich geltend macht, daß diese Wechselwirkung von Anregungen und Forderungen von den größten Folgen sein muß. Die Ideen der Zeit haben sich auf ein anderes Gebiet gerettet. Die bloßen Theorien machen einer strebenden, thätigen Wahrheit Platz, und die Wohlfahrt der Völker knüpft sich an einen Culturzustand, der viel mächtiger ist, als die alten Privilegien und Kastenrechte, die er vernichtet, ohne dabei gewaltsam zerstörend zu wirken. Der Fortschritt wird zur Nothwendigkeit und die Auflösung und Verschmelzung liegt in dem allgemeinen Interesse. — Nichts hat in dieser Beziehung wohl thätiger gewirkt, als der von Preußen gestiftete Handelsverband deutscher Staaten.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 165. — den 24. August 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Schottische Balladen und Lieder.

Deutsch von W. Gerhard.

Die Blumen des Waldes.

Ich hörte sie singen und Eimer schwingen,
Die Mägdelein früh, wenn der Hahn gekräht;
Nun seh' ich sie weinen auf Wiesen und Rainen;
Die Blumen des Waldes sind alle verweht.

Nicht Bursche mehr spaßen mit Dirnen im Rasen,
Gar einsam sind sie, betrübt und verdreht;
Kein Jubeln und Jagen, nur Seufzen und Klagen
Und jegliche nimmt ihren Eimer und geht.

Die grämlichen Alten, mit Furchen und Falten,
Kein fröhlicher Bursche die Garbe dreht,
Zur Jahrmarktsfeier nicht Tänzer noch Freier:
Die Blumen des Waldes sind alle verweht!

Nicht Junkerchen necken mehr hinter den Hecken
Die furchtsamen Mägdlein am Abende spät;
Sie sitzen im Stübchen und denken an Liebchen:
Die Blumen des Waldes sind alle verweht!

O Trauer und Klage dem blutigen Tage,
Wo siegreich die englische Fahne geweht!
Dem Ruhme galt es: die Blumen des Waldes,
Die Blüthe des Landes ist hingemäht.

Nicht hör' ich singen, noch Eimer klingen,
Nur Weib und Kind, das zum Himmel fleht,
Auf Wiesen und Rainen nur Seufzen und Weinen:
Die Blumen des Waldes sind alle verweht *).

Jock von Hapelbean.

(Nach Walter Scott.)

„Was weinst Du, Lady, für und für?
Woher der Jammerlaut?
Den jüngsten Sohn vermähl' ich Dir,
Sei du ihm holde Braut!
Sei Du ihm, Lady, holde Braut,
Laß ihm Dein Herz erglüh'n!"
Doch, ach! ihr Aug' ist thränumthaut
Für Jock von Hapelbean.

„O trockne — deiner harret Lohn —
Die Wange bleich und fahl!
Jung Frank ist Herr von Errington
Und Lord von Langlepthal;

*) Eine Dame von Stande in Roxburghshire soll vor Zeiten diesen in Schottland unter dem Titel: „the Flowers of the forest" sehr bekannten und beliebten Gesang gedichtet haben. Sein elegischer Inhalt deutet auf die unglückliche Schlacht von Flodden.

Unter dem nämlichen Titel erschien später eine Nachahmung desselben, die ebenfalls eine Dame, eine gewisse Mrs. Cockburn, zur Verfasserin hat, dessen Inhalt aber nur eine allgemeine Klage auf die Vergänglichkeit des irdischen Glückes ist.

Er ist im Frieden hochgestellt,
Sein Schwert im Streite kühn."
Doch heiße Thrän' ihr Auge schwellt
Für Jock von Hapeldean.

„Nicht mangl' es Dir an goldnem Band
Noch reicher Spangen Zier!
Den Falken schenk' ich, jagdgewandt,
Und Hund und Zelter Dir;
Und Allen reitest Du voran,
Des Waldes Königin." —
Doch ihre heiße Thräne rann
Für Jock von Hapeldean.

Im Tempel tönet frommer Sang;
Die hellen Kerzen glüh'n;
Dem Bräutigam wird, dem Priester, bang,
Und Dam' und Ritter knie'n,
Man sucht umsonst die Braut im Haus
Und in des Gartens Grün;
Sie floh weit über die Berge hinaus
Mit Jock von Hapeldean.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Berlin als Fabrikstadt, Neubauten, Liepmann.]

Vor wenigen Jahren noch war Berlin weit davon entfernt, eine Fabrikstadt zu werden. Wenige und geringe Manufacturen lieferten grobe Waaren, und diese Thätigkeit selbst konnte nur durch hohe Eingangszölle, welche Verboten gleich kamen, vor der Concurrenz des Auslandes geschützt werden. Trotz der Theurung englischer und französischer Zeuge, oder sächsischer Fabrikate, kaufte Jeder, der es konnte, dennoch das Fremde, und eine gewisse Verachtung haftete auf allem Inländischen mit vollem Rechte, denn der träge Schlendrian baute auf den Schutz der Zölle und dachte nicht daran zu erfinden und zu vervollkommnen. Plötzlich trat ein Mann in die Finanzverwaltung, dem leider noch keine Denksäule errichtet wurde, der Finanzminister von Motz. Seinem feurigen und energischen Charakter, seinem unermüdlich thätigen Geiste verdankt Preußen das Aufblühen der Industrie und, in Verbindung mit seinem Freunde und Nachfolger, Maaßen, Deuschland den Zollverband. — Faule Wunden werden durch scharfe Messer geheilt, dieser Grundsatz leitete die Umwandelungen. Die Trägheit mußte abgeschüttelt, der Geist der Erfindung und des Fortschrittes geweckt werden, Noth zur Besserung führen. Deshalb wurden die Eingangszölle herabgesetzt und die schreienden Fabrikanten nicht weiter gehört. Damals erschollen laute Klagen überall, und Mancher ward allerdings hart getroffen. Aber die Wirkung blieb nicht aus. Einzelne gingen unter, die Meisten rafften sich empor und der Staat verwandte große Summen zu ihrer Unterstützung. Er belohnte jede Erfindung, jeden Fortschritt. Die theuersten Maschinenwerke wurden auf seine Kosten aus England und Amerika herbeigeholt und den strebenden Fabrikanten überliefert, bald zur Benutzung auf eine Reihe von Jahren, bald ganz zum Geschenk gemacht. Zu gleicher Zeit wandte sich der thätige Minister zur Vervollkommnung des Gewerbeinstituts. Junge Männer von Talent wurden sorgsam für alle Fächer der Industrie erzogen; die Chemie ward ermuntert, zum Maschinenbau geschickte Leute herbeigezogen. Die möglichst größte Handelsfreiheit war das Princip geworden, und als man, die glücklichen Fortschritte für Preußen sah, dachte man, hierauf gestützt, daran, den Kreis zu erweitern, und ganz Deutschland zum gleichen Zwecke zu verbinden. Als Herr von Motz starb, empfahl er noch zuletzt dem Könige seinen Freund Maaßen zum Nachfolger, als den rechten Mann, das große Werk weiter zu führen, und keine Wahl konnte glücklicher sein. Der bürgerliche Maaßen wurde zwar nicht sogleich Minister, allein er trat als Staatssecretär in die Stelle des Geschiedenen und seinem Talente ist eben so wohl der Anschluß der meisten Staaten zum Zollverbande zu danken, wie er bei den höchsten Personen die Ueberzeugung bewirkte, daß Preußen keine Opfer scheuen dürfe, um zum Ziele zu kommen. Diese Grundsätze haben nach seinem, leider zu frühen Tode fortgewaltet und nun eine Kraft der öffentlichen Stimme gewonnen, so daß schwerlich je dies Werk wieder zerstört werden kann. Die sechs Jahre des Bestehens haben die segensreichen Folgen so klar gezeigt, daß eine Trennung der Interessen kaum mehr denkbar ist, und der jetzt in Berlin zusammengerufene Zollcongreß nicht den Abschluß auf neue zwölf Jahre in Frage stellt, sondern nur über die Vervollkommnung und Abänderung einzelner Bestimmungen berath, welche zur innigeren Verbindung führen sollen.

Welchen Aufschwung aber das Fabrikwesen hier genommen hat, kann man nur erkennen, wenn man aus dem Gewirr der innern Stadt in den östlichen Theil geräth. Hier, am obern Laufe des Flusses, waren sonst wüste Sandschollen, Ufer mit wilden Weiden bewachsen, zwischen einzelnen Schiffbau- und Holzplätzen. Jetzt erblickt man beide Seiten des Flusses mit hohen Gebäuden bedeckt, Färbereien, Bleichen, Fabriken in einer langen Kette, die fast eine Stunde Ausdehnung hat. Tausende von thätigen Menschen sind hier beschäftigt und der Wald von dampfenden Obelisken vermehrt sich noch immer. Vor wenigen Jahrzehnden war eine Dampfmaschine der Gegenstand des Erstaunens; jetzt gibt es hier Kattunfabriken, welche mit sechs und sieben Maschinen arbeiten, und 12 bis 1500 Menschen beschäftigen. Die Producte dieser großen Werkstätten haben auf den Messen den englischen den Rang abgewonnen und statt vom Auslande zu kaufen hat sich das Verhältniß umgekehrt. Die Stellung des Continents und die Benutzung aller Vortheile haben es möglich gemacht, die Preise so billig zu stellen, daß England nicht concurriren kann, und der Zollverband öffnet den preußischen Waaren die Märkte Deutschlands. So ist Berlin in kurzer Zeit eine Fabrikstadt geworden, deren Größe und Wichtigkeit im fortgesetzten Wachsthum ist, da jetzt erst, nach und nach, sich alle Vortheile einstellen, welche der geweckte Geist der Industrie in

Digitized by Google

Verbindung mit Handelsfreiheit erzeugt. Haben Eisenbahnen in den nächsten Decennien erst die Verknüpfung des Nordens mit dem Westen vervollständigt, so muß diese Thätigkeit sich noch weit höher stellen, aber schon jetzt ist die Verbindung äußerst lebhaft, und Frankfurt und die Rheingegenden werden zum guten Theile von Berlin mit Manufacturwaaren versorgt, welche die Handelsleute des Westens sonst theils aus der Nähe, theils aus Sachsen bezogen. Aus diesen Gründen erklärt sich auch das rasche Wachsen der Bevölkerung. Berlin hatte nach dem Ende des Krieges höchstens 160,000 Bewohner, jetzt nach der letzten Zählung 302,000 ohne Militär und Fremde. Diese Zunahme hat natürlich auch die Bauluft erweckt, und jährlich entstehen neue Straßen und Quartiere; welche zugleich von dem wachsenden Wohlstande des Ganzen zeugen. So wird in diesem Augenblicke die Luisenstraße bis zu dem neuen Friedrich-Wilhelms-Thore gebaut; eine Reihe der geschmackvollsten Gebäude, in deren Front von Seiten des Staates eine Schule für Thierärzte errichtet wird. Mehrere Seitenstraßen, im vollen Bau begriffen, und ein wunderschöner Platz, mit wahrhaft palastähnlichen Häusern besetzt, vervollständigen diesen Stadttheil und verdecken den wüsten Grund, in welchem das große Krankengebäude der neuen Charité liegt. Hier überall war sonst Sumpf, Wald und Wiese, und man kann noch in der frischen Blüthe des Lebens stehen und sich erinnern zur Winterszeit auf dem Wieseneise hier Schlittschuh gelaufen zu haben. — Diese neue Straße ist durch den Verkauf eines kleinen Theils des großen Gartens der Thierarzneischule entstanden und der Erlös davon reicht hin, das prachtvolle Schulgebäude zu erbauen. Ueberhaupt ist der Boden zum Neubau keineswegs billig. Die Gesellschaft der leipzig-berliner Eisenbahn hat dies ganz besonders bewiesen, denn durch Ankauf einiger Grundstücke wird auch von ihr eine neue Thorstraße angelegt, welche von der Ringmauer der Stadt nach der Wilhelmstraße führt, und man hat die parcellirten Grundstücke so theuer wieder verkauft, daß der ganze Bahnhof der Gesellschaft nichts kostet. Alle diese großen Bauten, zu welchen auch eine neue Straße im Thiergarten kommt, der jetzt fast ganz zu einem englischen Park umgeformt ist, haben das Baumaterial in diesem Jahre um das doppelte theurer gemacht, ohne die Bauluft zu vermindern. Schon seit langer Zeit prophezeit man uns ein gleiches Schicksal wie München, wo es Reihen von schönen Häusern gibt, denen die Bewohner fehlen; allein bis jetzt ist bei der schnellen Zunahme der Bevölkerung dies keineswegs eingetreten. Die Eisenbahnlinien, welche Berlin zu einem Centralpunkt machen, werden dies auch um so mehr verhindern, und mit Sicherheit kann man annehmen, daß die Stadt fortgesetzt schneller wachsen werde und weit davon entfernt ist, ihren Culminationspunct erreicht zu haben. — Münchens und Baierns Verhältnisse zu den großartigen Preußens können keinen Vergleich bieten. Die erzwungenen und erkünstelten Anstrengungen dort, sind in keinem Zusammenhange mit den natürlichen Bedingungen des allgemeinen Wachsthums und Fortschrittes, während die Entwickelungen des Geistes und der Industrie hier alle nothwendigen Folgen mitsichführen.

Auf dem Gebiete der Kunst ist eben so wohl die Sommerstille eingetreten, wie in allen andern Zweigen. Man bereitet jedoch zu der Ausstellung im Herbste Vieles vor und bis diese erscheint, sind die Kunsthändler, besonders die Herren Sachs und Kuhr sehr thätig, französische Werke auf den Markt zu schaffen. Von allen berühmten Meistern der Franzosen findet man in diesen Gewölben jetzt eine große Auswahl zum Theil vortrefflicher Bilder, denen jedoch, und ich möchte sagen glücklicher Weise für die deutsche Malerei, Käufer fehlen, da die Zahl der Liebhaber weit größer ist als derer, welche die enormen Preise geben können und wollen. Einige gibt es freilich, die für ein paar Dutzend Bilder eben so viele tausend Thaler fast geopfert haben, allein auch die haben sich satt gekauft, und wenn es den Herrn Künstlern und Kunsthändlern nicht beliebt, ihre Forderungen, die man in Frankreich belachen würde, sehr herabzustimmen, so dürften die pauvres Allemands bald wieder ganz zu den billigeren Genüssen deutscher Kunstwerke zurückkehren. — Eine allgemeine Aufregung hat die Erfindung des Oeldrucks durch einen berliner sonst ganz unbekannten Maler Liepmann, in der Kunstwelt hervorgerufen. Der arme Maler hatte sich seit Jahren mit der Chimäre umhergetragen, Gemälde durch Druck zu vervielfachen und wäre bald darüber als ein Thor betrachtet und behandelt worden. Nach langen Mühen hat er jedoch alle Spöttereien zu Schanden gemacht, und einer Erfindung die Bahn gebrochen, welche Außerordentliches verspricht. Er hat durch den Druck einen Kopf Rembrand's geliefert, dessen Original von dem alten Meister selbst gemalt sich in dem hiesigen Museum befindet. Die harten Pinselstriche Rembrand's, die ganze Manier des Meisters, die hohen Lichter, die Uebergänge der Tinten und Farbenverschmelzungen, Alles ist durch den Druck wiedergegeben, dessen Unvollkommenheiten der Anfang entschuldigen muß, der aber mehr leistete, als die kühnste Erwartung fordern konnte. Die Arbeit wird mittelst einer Maschine verrichtet, welche das Geheimniß des Erfinders ist. Der Druck geschieht auf in Oel getränkter Pappe und in der Entfernung einiger Schritte wird Jeder das Bild für ein Werk des Pinsels halten. Herr Liepmann wird jetzt eine Landschaft drucken, um zu beweisen, daß seine Erfindung für alle Zweige der Kunst paßt. Nach seinen Worten ist er bei guter Unterstützung im Stande, jeden Tag zwanzig Abdrücke zu liefern; welchen Einfluß zur Vervielfältigung bedeutender Kunstwerke muß daher diese Erfindung haben, wenn sie gehörig benutzt und vervollkommnet wird. Vorläufig hat der Künstler eine Subscription auf den Rembrand zu einem Friedrichsd'or eröffnet, welche schon manche Unterschriften zählt. Vielleicht aber wäre es besser für ihn, wenn er sich nach Paris wendete, wo er leichter Mittel und Wege fände, seinem Unternehmen das nöthige Ansehen und Ausdehnung zu verschaffen.

Notizen.

[Gemälde in Dresden. Priesüch.]

Die fünf Bilder von Ammerling in Wien nehmen auf der dresdener Ausstellung das Hauptinteresse in An-

Digitized by Google

spruch. Ich hebe nur zwei davon hervor. Das eine ist der Traum benannt. Ein schlummerndes Mädchen und zwei männliche Gestalten, die sie beobachten und ihr einen Ring anstecken. Alles ist wie in nebelhafte Dämmerung gehüllt. Aus dem Vorhang lauscht Amor hervor, eine Rose liegt der Schlafenden zur Seite. Der Schlummer ist selten so schön getroffen, möchte man sagen; die Gestalt des Mädchens ruht so sanft und unschuldig, daß man sich selbst erquickt fühlt. Ein anderes Bild von Ammerling gibt uns eine junge Griechin, offenbar dieselbe Mädchengestalt. Das Licht fällt mit dem blendendsten Glanz auf den Rücken dieser zarten reizenden Gestalt und vergoldet alle Umrisse. Wird Vielen dies Licht nicht allzu verwegen erscheinen, denn grell kann man es nicht nennen! Bei alle dem aber verwirrt es nicht, im Bilde ist Ruhe und Harmonie. Jedenfalls hat Ammerling Bedeutsames geliefert, wenn auch hier die Coquetterie aufs äußerste getrieben ist.

[Der Vampyr auf der leipziger Bühne.]

Zum Besten des Theater-Pensionsfonds gab Hr. Genast aus Weimar am 12. August in Leipzig den Vampyr, der seit vielen Jahren von unserm Repertoir verschwunden war. Marschner's großartiges Talent wurde uns somit in beste Erinnerung gebracht. Bei aller Hochachtung vor dieser Musik des Vampyr müssen wir freilich zugleich den Ausspruch thun, daß sie ganz und gar auf einem Irrthum beruht. Die Musik soll nicht Begriffe malen, noch weniger sie verkörpern wollen. Große Meister haben uns in andächtigem Schauer den Himmel erschlossen und die Gottheit ahnen lassen, alle Schreckaisse höllischer Gewalten bringt Mozart's Don Juan, der uns die Pforten des Weltgerichts eröffnet, aber wohlweislich haben jene alten großen Musiker sich gehütet, die verhüllende Wolke, aus der die Offenbarungsstimmen ertönen, in eine feste menschliche Gestalt zu verwandeln. Der singende Teufel im Faust und in Robert ist entweder lächerlich oder widerlich; soll der Teufel singen, so kann es nur in momentanen hohnlachenden Tönen sein, wie Goethe's Mephisto in Seydelmann's Vortrag. Ein Vampyr aber, singend gedacht, ist ekelerregend. Daß Marschner die Dämonen der menschlichen Seele musikalisch zu geben weiß, ist nicht in Abrede zu stellen, nur das Personificiren dieser Elemente in einer musikalischen Gestalt ist ein Mißgriff, der nicht wieder auszugleichen war. Außerdem hat die Kritik zu rügen, daß Marschner sich hier zu dreist als Weber's Schüler gibt, Ouvertüre und Hexenchor haben Anklänge von dem Freischütz u. a., und selbst die schöne Melodie, die über Graus und Moder mit lichten Seraphsflügeln schwebt, in der Ouvertüre wie trostvolle Verheißung erklingt, und endlich im Moment der Erlösung, den Sieg beglaubigend, wiederkehrt, ist einer Weber'schen Melodie nahe verwandt. Fehlt nun Marschnern in Bezug auf den oben angedeuteten Mißgriff der geheime Takt und Instinct des musikalischen Genies, so wird ihm als Talent auch der Werth der Ursprünglichkeit geschmälert werden müssen. Bei alledem verkennen wir nicht die schönen Gaben, die in ihm thätig sind, herrliches Combiniren und großartiges Empfinden, was Beides in der Literatur wie in der Musik sehr oft auch ohne eigentliche Originalität zur Erscheinung zu kommen pflegt und Glück macht. Kräfte dieser Art, welche Nachgeburten einer großen Periode liefern, geben vortreffliche Einzelnheiten. Sollen wir auf solche hinweisen, so nennen wir nach unserm Gefühl aus dem Vampyr Emmy's erstes Lied, das Mährchen vom bleichen Mann, Terzett und Duett mit Ruthven, einige Chöre, z. B. im ersten Act: „Die Vampyrhöhle, wehe, wehe!" Das Trinklied, obschon nicht ganz eigenthümlich in der Erfindung, ist einer der gelungensten vierstimmigen Gesänge, die wir deutsch haben. Widrig, obwohl musikalisch lebendig, ist die Scene, wo ein Weib gegen vier betrunkene Männer singend keift. — Die Aufnahme der beliebten Oper von Seiten des Publicums war eine begeisterte, Ouvertüre und Weinlied wurden wiederholt. Hr. Genast spielte vortrefflich und sang wie ein gebildeter Mann, der bei weniger beschränkten Mitteln ein großer Sänger sein würde. Dem. Günther, als Emmy, war unübertrefflich. Hr. Schmitt ließ eine große Arie fort. Mad. Düringer spielte recht brav.

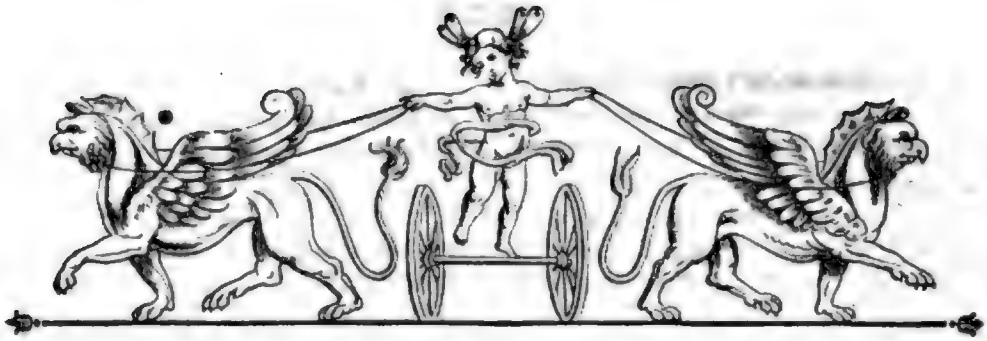
[Toelken's antiquarische Werke. Brieflich aus Berlin.]

Das schon vor längerer Zeit in den öffentlichen Blättern besprochene Werk des Herrn Professor Toelken über den Bacchusdienst soll der Beendigung nahe sein; doch wollen Einige, die mit dem Inhalte bekannt sind, behaupten, daß der Verfasser dabei nicht von historischen Daten ausgegangen sei und mit Ruhe und gehöriger Freiheit des Geistes seine Theorie entwickelt, sondern daß er sich überwiegend zum Spiritualismus hingeneigt habe. So können wir uns auch nicht mit der Liebhaberei des Herrn Prof. Toelken einverstanden erklären, der die Kunstschätze des Antiquariums im königl. Museum mittelst Maschinenarbeit, und nicht durch geschickte Kupferstecher, dem Publikum bekannt machen will. Leider sehen wir hier, wie ein Secretair der königl. Akademie der Künste, statt zu dem ideellen Aufschwung der Kunst mitzuwirken, große Anstalten trifft, um einer Maschine, die aller wahren Kunst das Garaus macht, im Museum eine vortheilhafte Stelle zu erobern. Kunst-Akademien und Gewerbe-Institute scheint derselbe demnach in ihrer Tendenz als gleichbedeutend zu betrachten.

[Recensentenfleiß.]

Aus dem trefflichen, durch objectiv geschichtliches Verhalten ausgezeichneten Aufsatze über die „Göttinger gelehrten Anzeigen", welcher im dritten Hefte der „Studien und Kritiken der deutschen Journalistik" mitgetheilt wird, erfahren wir, daß der berühmte Albrecht von Haller bis 1777 gegen elftausend Aufsätze und Anzeigen, und Heyne während seiner Redaction sieben bis acht tausend Recensionen in die göttinger Anzeigen lieferte. So versichern Pütter und Heyne's Schwiegersohn, Heeren. †.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 166. — den 26. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eine Episode aus dem Leben.

Von Fr. v. W.

Die Vorschrift meines Arztes, theure Henriette, hat mich aus der ländlichsten Stille an einen der glänzendsten Badeorte versetzt; ich klage es Ihnen mit einiger Wehmuth, während Sie, deren liebenswürdiger unruhiger Geist mit jedem anmuthigen Plätzchen der Erde bekannt sein möchte, mich für beglückt halten werden. Liebes Kind, welch' ein Irrthum! Ein Arzt, den Sie nie zuvor sahen, der Sie prüfend betrachtet, mit Fragen belästigt, und Ihnen vor Allem dringend empfiehlt, weder zu schreiben noch zu lesen, und wo möglich nicht, oder doch nur Angenehmes, zu denken, gibt Ihnen den ersten Eindruck dessen, was ferner Ihrer harrt. Briefe hat demgemäß Niemand von mir zu erwarten, Sie aber eine Menge fliegender Blätter, die Ihnen bethätigen werden, daß ich die süßeste Gewohnheit meines Daseins auch hier nicht aufzugeben vermag. — Bei diesem Erguß meiner Gefühle sehe ich Sie so lieblich erröthen, wie damals, wo Sie, sechzehn Jahre alt, meine stumme Huldigung entgegennahmen.

Diese Einleitung wird Sie von meiner Absicht überzeugen, wirklich nur Angenehmes denken zu wollen, es kommt jetzt darauf an, wie lange meine Umgebung dies zulassen wird. Meinen Neffen fand ich hier vor; eine nach einem heftigen Sturze mit dem Pferde zurückgebliebene Schwäche im Arme führte ihn hieher. Mehr denn je begreife ich Ihren Wunsch, ihn kennen zu lernen, er ist in Wahrheit höchst ausgezeichnet; er ist es in dem Grade, daß Sie ihn geliebt haben würden, wenn er Ihnen im Frühling Ihres Lebens begegnet wäre. Ist er zum Verlieben? fragten Sie einmal und ich schwieg damals, im Augenblick ungeduldig über Ihre kleinen Kreuz- und Querfragen; heute will ich diese Neugier befriedigen. Nein, zum Verlieben eigentlich gar nicht, dazu ist er zu bedeutend, aber zum Liebhaben, zum Erwecken der tiefsten Leidenschaft. Männer gleich ihm gefallen entweder gar nicht, oder vielleicht zu sehr. Wie beschreibe ich ihn nur? — Ueber Mittelgröße, von imposanter Gestalt und Haltung, den Ausdruck der regelmäßigen Züge, einfach, vornehm, wenn Sie wollen, und gewöhnlich ernst, aber er versteht auf hinreißende Weise fröhlich zu sein, und Augen und Mund, theure Freundin, ich zweifle, ob Beides schöner sein könnte. Dennoch gefällt er nicht allgemein, weil man ihm, durch seine Haltung dazu veranlaßt, Stolz zuschreibt, und Viele den sehr gleichen Ausdruck seines Antlitzes nicht belebt genug finden. Wer ihn kennt, wird eben dadurch unwiderstehlich gewonnen, jene Ruhe ist die Abspiegelung innerer Tüchtigkeit und einer Selbstbeherrschung, welche sehr lebhafter Leidenschaft gebietet, denn wie kein lichtvolles Bild ohne Schatten denkbar ist, darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß ein bedenklicher Fehler meines Neffen in ungemäßigter Hitze besteht, so bald sein, freilich nicht leicht zu reizender Zorn einmal geweckt worden. Gütig und wohlwollend, wie er in Wahrheit ist, hält es dennoch schwer, seine Vergebung zu erlangen,

wo er ſich einmal wahrhaft gekränkt fühlte; energiſch, wie er ebenfalls iſt, mag es ihm ſchwer fallen, von einer Empfindung zu einer andern überzugehen. — Ungeachtet Radlow kaum 27 Jahre zählt, würde es mir nie einfallen, ihn einen jungen Mann zu nennen, obwohl ſein blühendes Colorit, ſein glänzendes Auge ihm eben auf ſolche Bezeichnung den höchſten Anſpruch verleihen; es liegt etwas in der feſten entſchiedenen Klarheit ſeines Weſens, welches einen ſolchen Begriff nicht aufkommen läßt; man ſieht, daß Zeit und Menſchen über dies in ſich abgeſchloſſene Gemüth nichts mehr vermögen werden.

Früher ſagte ich Ihnen, daß er ſich mit einer Stieftochter meiner verſtorbenen Schweſter, einer Gräfin Weld, vermählen werde, das hat ſich indeſſen gänzlich zerſchlagen. Auf mein Befragen entgegnete er damals ſehr kurz: „Ich gefiel ihr durchaus nicht.“ Dieſer Grund ſchien mir hinreichend und nebenbei ſo wenig ſchmeichelhaft, daß ich mich weiterer Fragen enthielt.

Ich fürchte, ſein ſtolzes Herz iſt für immer abgeſchreckt, und innig würde ich dies beklagen, um ſo inniger, als ich mir den einſtigen Erben meiner großen Beſitzungen nur dort häuslich lebend denken mag. Es wäre troſtlos, wenn er meinem Beiſpiele folgte, wenn er gleich mir zu tief in zwei ſchöne Augen geblickt, und ſein Herz an keine Andere mehr zu verlieren wüßte. Bei dieſer Aeußerung ſehe ich Ihre lebendigen Augen fragend auf mich gerichtet: Alſo Sie liebten unglücklich? Aber wen denn? — Liebe Freundin, jene Augen, in welche ich mit zu tiefer Bewunderung blickte, waren die Ihrigen. — Sie haben es niemals erfahren, denn als ich Sie ſo umworben, und doch nur Augen und Seele habend für Einen, den Eindruck wahrnehmen ſah, den Ihr erſtes Erſcheinen auf mich hervorbrachte, gelobte ich mir feſt, Sie dieſe nutzloſe Leidenſchaft nimmer gewahren zu laſſen. —

Wie verſchieden war damals der Standpunct unſeres Lebens: Sie zählten kaum 16 Jahre, während für mich 22 Jahre mehr verfloſſen waren; aber eben weil ich das Leben kannte und Sie mit ſeliger Kindlichkeit in daſſelbe erſt eintraten, mußte Ihr Erſcheinen ſo tief mich bewegen. Niemand von allen Frauen, die mir vorgekommen, iſt 16 Jahre alt geweſen, als nur Sie, keine hat vor und nach Ihnen verſtanden, den Uebergang der Kindheit zur Jugend in unbewußter Holdſeligkeit ſo anmuthig darzuſtellen. Wie viel ſchuldloſer Jugendmuth, wie viel ſüße Weichheit des Gefühls bei überraſchender Feſtigkeit! Damals, o damals — Jetzt? jetzt ſind Sie eine ſchöne, liebenswürdige Frau, aber die Roſe iſt nicht Knospe mehr. — Jugend und Schönheit werden immer und überall entzücken, deſſen ungeachtet gibt es wenig ſehr einnehmende junge Damen, und deshalb, eben weil Sie alle Anſprüche des Herzens wie des Geiſtes befriedigten, deshalb habe ich Sie nimmer vergeſſen, und bin aus einem ſtummen, leidenden und leidenſchaftlichen Liebhaber ein warmer, mittheilender Freund geworden.

Seit ich Ihnen ſchrieb, habe ich Bekannte hier gefunden, Baron Golzin und Gemahlin; die ſchöne Frau leidet an einer Schwäche des Fußes, die, wie ich faſt denken möchte, höchſt unbedeutend iſt, ihr aber Berechtigung verleiht, jetzt vollends ſo zu gehen, als ob die allerliebſten Füßchen die ſchlanke ſchwebende Geſtalt nicht zu tragen im Stande wären. Frauen, bei denen etwas Ziererei eine Grazie mehr iſt, ſind ſelten, wie die Schönheit überhaupt es iſt. — Golzin iſt völlig unverändert und angebetet von ſeiner Frau, die ihm viel Thorheit zu Gute hält. So bald ich mich mit jener allein befand, klagte ſie dennoch auf einige Weiſe ihre Noth: „Sie wiſſen, wie liebenswürdig Albert iſt, wie gut und vortrefflich, wenn nur das unaushaltbare Necken nicht wäre! Darin iſt er vollkommen wie ein Kind. Hier hat er unglücklicherweiſe einen Landsmann aufgetrieben, der in der Badeliſte als Particulier aufgeführt ſteht, irgend einen Schneider oder Schuſter, wie ich vermuthe, über den er ſich auf mir unbegreifliche Weiſe beluſtigt. Ein ſolches Talent, über Dummheiten lachen zu können, iſt mir niemals vorgekommen; noch hat ihm der Muth gefehlt, ſeinen Günſtling bei mir einzuführen, aber ich ſtehe für nichts.“

Kaum waren dieſe Worte über der Baronin Lippen, als wir auch Baron Golzin im Vorzimmer lachen und complimentiren hörten: „Was denken Sie, lieber Freund, in meiner eigenen Wohnung — auf keinen Fall — gehen Sie nur gütigſt voran — dort iſt das Zimmer meiner Gemahlin.“ Frau von Golzin verbarg das Geſicht in ihr Tuch: „O, Himmel! nun bringt er ihn mir doch!“

Der Baron trat mit einem wunderlich gekleideten Herrn in mittleren Jahren ein, dem man ſchon in der Verpackung in zwei bis drei Weſten anſah, daß er eigentlich kein Herr, wenigſtens kein Modemann von Stand und Bildung ſei; dieſen ſeiner Frau vorſtellend, ſagte er ſehr ernſt: „Herr Sternfeld, Particulier, nicht wahr, Particulier? ein ſehr lieber, angenehmer Landsmann, der

uns die Freude gewähren wird, uns häufig zu besuchen." Jener verbeugte sich zwar verlegen, aber doch mit einiger Würde, worauf der Baron sogleich fortfuhr: „Aber, sagen Sie mir, lieber Herr Sternfeld, weshalb haben Sie sich eigentlich als Particulier angezeigt? — nicht, daß es kein guter Einfall wäre, im Gegentheil, vortrefflich, aber wie kamen Sie nur darauf, es ist mir nie eingefallen." —

„Ja, Herr Baron, da ich weiter keinen Titel habe, man soll sich denn doch als irgend Etwas in der Welt einführen, ich hätte freilich — "

„Nein, nein, es ist sehr gut ausgedacht, ich möchte nicht, daß etwas Anderes da stände, sehr, sehr gut, ganz einfach und doch bezeichnend. Ich hoffe, meine Frau wird sich Ihres Beifalls zu erfreuen haben, und Sie uns, wie ich schon äußerte, oftmals mit Ihrer Gegenwart begünstigen."

Die Baronin empfing Herrn Sternfeld mit jener einfachen Höflichkeit, welche auf Ungebildete wohlthuend zu wirken pflegte, und nachdem dieser sich nach einigen Redensarten, die man billigerweise weder einfältig noch unpassend nennen konnte, sehr bald wieder entfernt, verließ auch die Baronin sogleich das Gemach, nur dadurch einige Empfindlichkeit andeutend. Sobald sie die Thür geschlossen, warf der Baron sich lachend in einen Sessel: „Der Kerl ist köstlich! In der Haltung, worin er eben war, völlig unaushaltbar, aber Sie müssen ihn sehen, wenn irgend eine Gemüthsbewegung ihn anregt. Denn im Affect redet er ein Idiom, von dem Sie schwerlich eine Vorstellung haben. Uebrigens ist dieser Particulier ein kleiner Cavalier, sollen Sie wissen."

„Weshalb aber," entgegnete ich, „muß Frau von Golzin an einem Scherz Theil nehmen, der sie wenig zu belustigen scheint?" —

„Lieber Freund, wollte man jede Benklichkeit zartfühlender Frauen berücksichtigen, so würden diese, glauben Sie mir, um alle Lebensfreudigkeit kommen. Cäcilie wird sich späterhin sehr über ihn amüsiren; die Race von Leuten, über welche man lachen konnte, ist leider fast gänzlich in der Welt ausgestorben, es ist ein unersetzlicher Verlust! Diese Menschen vergnügten sich gleichfalls; je mehr man über sie lachte, um so beglückter fühlten sie sich. Im Hause meines Vaters fehlte es niemals an einigen Originalen, die er überall aufzutreiben verstand, und an welche ich noch mit Freudigkeit zurückdenke. — Für morgen habe ich meinen Freund zum Essen eingeladen, bitte, kommen Sie gleichfalls, und bringen Ihren Herrn Neffen mit, damit meine Frau, um so guter Gesellschaft willen, mir eine kleine Thorheit zu Gute hält."

Der folgende Mittag verging ergetzlich genug, obwohl dergleichen doch immer ein sehr mäßiger Scherz blieb. Herr Sternfeld begann damit, uns eine Stunde warten zu lassen, da er unglücklicherweise auf den Einfall gerathen, im Wagen anlangen zu wollen. Endlich erschien er, völlig so athemlos, als man dies selbst im Fahren durch innere Ungeduld werden kann, und der Baron suchte, seine Trostlosigkeit wahrnehmend, dieselbe durch sanfte Vorwürfe noch zu vermehren: „Ja, Herr Baron, ich bin, wie Sie auch gütigst vorauszusetzen belieben, völlig unschuldig, aber der Kerl, der Kutscher! — Mich hatte nur jetzt keine Zeit, aber mich ihm Morgen sagen will!" —

Schon bei diesem kleinen Anfange brach der Baron in unaufhaltsames Lachen aus, und sagte dann begütigend: „Lieber Freund, nehmen Sie die Sache nicht tragisch, wir haben mit Vergnügen gewartet. Dieser Herr ist Ihnen bereits bekannt, hier aber stelle ich Ihnen den Grafen Radlow vor, und empfehle diese meine beiden Freunde Ihrer gütigen Beachtung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Carrel]

Warum ich bis jetzt Ihren Lesern nicht von der Einweihung der Statue des Journalisten Carrel sprach, obschon ich selbst zugegen war? Sie mögen lachen oder nicht, im Hinausgehen nach St. Mandé, wo er begraben liegt, sagte ich zu meinem Freunde, einem Deutschen: ich wette, die sogenannten deutschen Blätter wundern sich über diese Monum- entsetzlichkeit, und fragen spöttisch, wo ist das exegi monumentum des Herrn Carrel? Auch wartete ich ihre Meinun darüber ab, und richtig, ich kannte meine Pappenheimer. Der Deutsche begreift alles besser als die Gegenwart, er verliert sich gern, oder richtiger, er erkennt sich gern in der Vergangenheit oder in der Zukunft, nur die Gegenwart weiß er nicht am Schopfe zu ergreifen, weil er nie gegenwärtig lebt, wenigstens politisch-historisch nicht. Deswegen ist die neueste Entwickelung der jungen Literatur merkwürdig, sie verzichtete gern auf etwas Ruhm und Unsterblichkeit, und verlangte einen Boden zu ihrem poetischen Himmel, eine Bühne für ihre selbstzuspielenden Dramen. Dies aber wollte nicht recht Wurzel fassen, und somit mußte der junge Baum ausgepflanzt werden. Man fragte mich neulich, was eigentlich das junge Deutschland bezwecke, da doch Deutschland so ganz ruhig wäre. Gottlob, erwiederte ich, es ist ruhig das heilige deutsche Reich, aber ich habe in meinem Leben nichts ruhiger als eine geladene Kanone gesehen. —

Digitized by Google

Es regt sich ein neuer Geist in unserer Zeit, oder besser, der alte Geist erneuert sich, man schätzt die Größe des Menschen nicht mehr nach dem Resultate, das immer materiell ist, auch nicht nach seinem dadurch errungenen Namen, sondern nach seinem Willen, seiner Absicht, mit einem Worte, nach seinem Charakter. Man fängt an, die Hauptideen der Geschichte ins materielle Leben zu ziehen, die Materie zu vergeistigen; man fängt an, sage ich, eine moralische Anatomie der Geschichte in der Philosophie zu erkennen, und Prometheus, Sokrates und Jesus auf eine stufenweise immer aufsteigende Linie zu stellen, ohne sie in die Kategorie des berechnenden Genies zu stellen. Es gibt etwas Höheres als das Genie, Charakter; nicht jedes Genie besitzt ihn, aber jeder große Charakter ist genial. Was Jesus zum Gott machte, ist nicht sein Genie, sondern sein fester Charakter, viele Spätere und Frühere übertreffen ihn an genialer Production. Eben so Sokrates, der über Plato und Aristoteles wegen seines Charakters steht. Mir ist Jesus der Anfang und der Schluß zugleich, gerade so wie es das Kreuz von einer Kirche ist. Das Christenthum, so wie das früheste und bessere Heidenthum, vergöttert im Menschen nur den Charakter, und unsere Zeit, Gottlob! fängt an, dem Charakter Monumente zu setzen, und bald wird sie es nur diesem thun. Sie sehen, ich bin schon in dem dicksten Strudel der Antwort auf jene Frage in der „Allgemeinen": was Carrel gethan habe, daß man ihm ein Monument setze! Ebenso würde derselbe wahrscheinlich gelehrte Correspondent fragen, wenn man Börne ein Monument setzte, nicht wissend, daß dieselbe Antwort darauf passend wäre. Carrel war ein Journalist. Dies Wort hat bei gewissen Leuten einen zweideutigen Klang. Versuchen wir, es zu zergliedern. Allerdings ist ein Journalist, wie fast die meisten in Frankreich oder Deutschland, nicht allein verachtungswürdig, sondern sogar bemitleidenswerth. In Deutschland sind es fast zwei Drittheile der Redactoren der Zeitungen, Unterhaltungsblätter, und besonders die Correspondenten. In Frankreich sind es die Masse von Feuilletonisten — es gibt mehr als 500, die meistentheils ignorant sind und sich zu Allem gebrauchen lassen. Nun mag man sagen, was man will: ein Volk ist immer seines Schicksals würdig, welches dies auch sei. Wenn es Deutschland keine politisch-gediegene Oeffentlichkeit hat, so verdient es keine. Ich habe dies in der Nähe gesehen, ich habe gesehen, wie Eure Zeitungen mit 8, bis 10,000 Abonnenten einen Dummkopf von einem Spezereikrämer zum Redacteur, einen Philister zum Mitarbeiter haben, und somit sind sie die unumschränkten Herren von 100,000 Lesern; ist dies der Fall nicht, so ist der Redacteur entweder ein Pedant oder ein serviler Schmeichler. Lest hier jeden Tag die Correspondenzen, die Eure Zeitungen enthalten! Was nicht den Orient betrifft, so hat man weiter nichts als die Ankunft oder die Abreise irgend einer zwölfjährigen Prinzessin zu melden. Das ganze Jahr lang erfährt das Publicum, wo sich der Vetter seines Königs jetzt befindet, oder wie die Sängerin in Wolfenbüttel gefallen. Stimmt ja einer eine ernste Saite an, so ist dies erstens selten von einem geistreichen Manne, entweder kommt er schon wieder mit der Geschichte, oder er faselt ins Blaue, und versteht gerade so viel von Politik, als der Bauer im Wirthshause. Ich habe bei der neuesten orientalischen Katastrophe sechs oder sieben Artikel in einem deutschen Blatte, das ich nicht nennen will, gelesen, aber wissen Sie, wovon diese handelten? Von der Eroberung der Türkei durch die Muhammedaner; kein Wort erfuhr ich von der Gegenwart. Das ist gerade, als wollte ein Napoleon sogar eine Schlacht mit demselben Manövre gewinnen, womit er die andere gewann. Könnte man in der Politik, oder auch in der Literatur, gerade so die Geschichte benutzen, so brauchte die Menschheit nur Gelehrte oder Menschen ohne Genie mit einem guten Gedächtniß; dem ist aber nicht so jede Zeit verlangt ihren Oedipus, der ihre Sphinx enträthselt.

Ein anderes Mißgeschick ist in Deutschland folgendes. Da die Presse nicht frei ist, — Deutschland ist aber das einzige Land, wo die Presse die Freiheit aushalten könnte — so geben sich solche Ignoranten und Handlanger mit dem Correspondiren ab, daß die Redactoren selbst sich oft schämen würden, wenn sie genau ihre Correspondenten prüfen wollten. Es ist schon ein Glück für Deutschland, daß es dies weiß, denn sobald man seine Krankheit kennt, sind die Heilmittel leicht zu finden. Warum übrigens die Artikel nicht zeichnen? Hier zu Lande kennt man die politischen Verfasser der Artikel so ziemlich, obschon da auch kein freier Wille ist, aber wenn die Nachricht, die von einiger Wichtigkeit ist, nicht unterzeichnet werden kann, so sollte noch jede raisonnirende Correspondenz, sie sei literarisch oder politisch, gezeichnet werden, und vieles würde dadurch schon besser werden. In Frankreich hingegen ist das Monopol der Presse das Unglück. Es arbeiteten schon bedeutende Männer daran, aber diese Männer behaupteten ihren Charakter nicht, und somit fiel die Presse hier aus Mangel an Charakter, während sie dort nicht aufkommen kann. Die literarische bessere Presse in Deutschland hat durch ihre Freiheit einen gewissen Charakter und sogar eine gewisse Parteifarbe, dennoch ergeht es ihr wie der französischen. So viele schnell abwechselnde Systeme hier in der Politik, dort in der Literatur und Philosophie, haben den Charakter ein wenig abgeschliffen und die Farben verschmolzen, man geht beiderseits von einer Partei zur andern über, je nach Stellung und Interesse; wenn daher irgend ein Journalist auftaucht, der unter dieser Menge einen großen Charakter des Herzens mit Genie verbindet, so ist er allerdings groß, Carrel ist ein solcher großer Mann, und Börne ebenfalls.

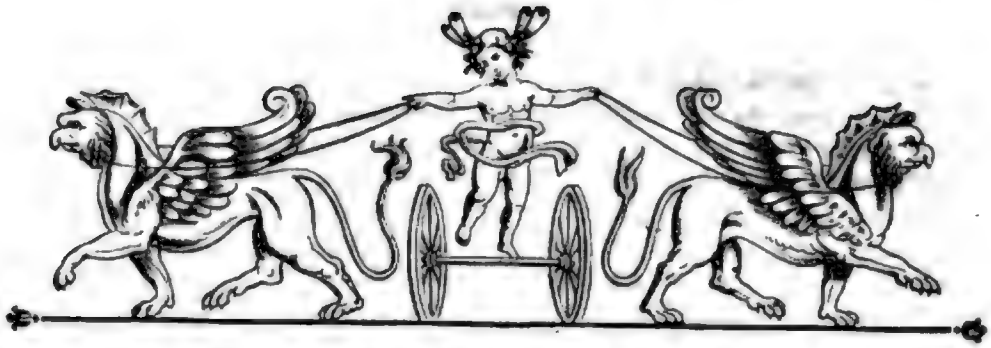
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Oken's Naturgeschichte.]

Von diesem Werke (Stuttgart, Hoffmann) erschienen kürzlich Lief. 62 u. 63 (die beiden ersten Lief. der Botanik). Von den trefflichen Abbildungen sind bereits 10 Lief., die 5te in 2 Heften ausgegeben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 167. — den 27. August 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eine Episode aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Mein Neffe nahm mit seiner ernsten stolzen Haltung zu dieser Empfehlung sich ziemlich seltsam aus, kein Lächeln umzog seine Lippen, während ich mit mehr Duldsamkeit die Thorheit gelten ließ. Radlow sprach bei Tische mehr als gewöhnlich, eben um der Unterhaltung eine gute Wendung zu geben, und so verging die Zeit, kleine Abweichungen abgerechnet, auf angenehme Weise. Frau v. Golzin bezeigte mir nach Tische ihre Zufriedenheit, freundlich hinzufügend: „Welch' ein liebenswürdiger Mann ist Ihr Herr Neffe! wie einnehmend sein ruhiger Ernst, sobald man gewahrt, daß er auf angemessene Art fröhlich zu sein versteht. Nicht fragen darf ich, ob Sie wissen, daß man Gräfin Weld mit ihrer Nichte erwartet. Wohl aber fragen, ob sich jetzt endlich realisiren wird, wovon man schon seit Jahren redete. Das wäre in der That ein sehr passendes, sehr ausgezeichnetes Paar."

Diese Nachricht kam mir völlig unerwartet, und ich äußerte meine Unkunde, welche die Baronin als Diplomatin nicht wollte gelten lassen: „Und nun, lieber Baron," fügte sie lebhaft hinzu, „müssen Sie alles dafür thun, daß Ihr Herr Neffe sich entscheidet, er ist freilich zu Ansprüchen berechtigt, aber die Gräfin Charlotte ist so allerliebst, daß ich es Ihnen niemals vergebe, wenn diese Heirath nicht zu Stande kommt."

Auf dem Heimwege theilte ich Radlow die erhaltene Kunde mit, worauf er, sichtliche Bewegung bekämpfend, ruhig erwiederte: „Das ist sehr möglich." — Für mich war kein Grund vorhanden, ein ihm unwillkommenes Gespräch fortzusetzen, wußte er doch jetzt, wovon ihn zu benachrichtigen mein Wunsch war.

Die Schöne ist hier. Heute bei unserer gezwungenen Morgenpromenade sah ich zwei unbekannte Damen sich gegen uns heranbewegen, von denen die jüngere durch Gang und Haltung meine Aufmerksamkeit fesselte. Die Art und Weise, mit der mein Neffe grüßte und jene beiden hohen Gestalten an einander vorübereilten, sagte mir augenblicklich, wer es sei. „Die Gräfinnen sind, wie ich sehe, angelangt," äußerte ich nach einer Pause, „Du wirst mich wohl dort einführen, lieber Freund." Er blickte sehr verwundert auf und sagte dann mit Ruhe: „Wenn Sie befehlen." — „Ich muß," fuhr ich fort, „doch meine Nichten begrüßen." Diese Benennung lockte Flammenröthe auf seine Wangen, und da er schwieg, setzte ich hinzu: „So lange Deine Tante lebte, war ich gewohnt, die Gräfin Charlotte so zu nennen, es würde mir schwer werden, sie jemals als eine Fremde zu betrachten." Der junge Freund schwieg hartnäckig und ich ging, dies weiter nicht beachtend, sorglos zu andern Gesprächen über.

Gestern sah ich Charlotte wieder, dies Zusammentreffen war eigener Art, und in dem Augenblick, wo mein Neffe, Schmerz und Resignation in dem völlig entfärbten Antlitz, mich den Damen vorstellte, hätte ich ihn um Vergebung bitten können, so Schweres ihm auferlegt zu haben. Seit zwölf Jahren hatte ich meine Nichte nicht gesehen, und finde jetzt, daß sie im Wesen manches mit Radlow Uebereinstimmendes hat. Da ich sie liebe Nichte nannte, erröthete auch sie, um ihren Mund bildete sich ein Zug gleich Weinen, dann faßte sie meine Hand mit einnehmender Zartheit, als wolle sie dieselbe an ihre Lippen drücken, ich kam ihr zuvor und schloß sie in meine Arme. Mein Neffe hatte ein Buch ergriffen, und als ich zu ihm hinsah, meinte ich ihn mit schmerzlicher Ironie lächeln zu sehen. Es verdroß mich, denn ich setzte voraus, daß er mich beneiden werde. —

Die Gräfin Tante, bei welcher Charlotte seit meiner Schwester Tode verweilt, ist, wie es scheint, eine jener Weltdamen von vielen Phrasen und wenig Geist, welche man um ihrer artigen Formen willen nicht ungern sieht, da eben solche Stützen der Gesellschaft auch nicht fehlen dürfen. Ich werde, höflich und herzlich darum ersucht, oft hingehen, um zu ergründen, weshalb Radlow darauf besteht, unglücklich sein und nicht glauben zu wollen, daß er gefällt. Aus Bescheidenheit schwerlich, das wäre bei einem jungen Manne eine sehr neue Eigenschaft. Für einen rechtlichen Mann halte ich ihn auf jede Weise, denn sonst — gehaßt wird er wahrhaftig nicht, so viel ist mir klar geworden.

Ich dachte wohl, liebe Freundin, daß dieser kleine Roman Sie entzücken werde, und bitte vorläufig um Verzeihung, alle ihre hastigen und dringenden Fragen unbeantwortet lassen zu müssen. O, wenn Sie nur hier wären! nicht wahr? Sie würden mit Blitzesschnelle jedes Dunkel durchschauen und eine so allerliebste Intrigue zu einem gedeihlichen Ende bringen. Sie denken das nun wohl, und doch wäre es möglich, daß selbst Ihnen dies nicht gelänge. —

Ich sah die Gräfin während drei Tagen nicht, die ich im Bette zubrachte, eine kleine Ergetzlichkeit, welche ich mittelbar Herrn Sternfeld verdanke, denn nur aus Mitgefühl gegen Frau v. Golzin nahm ich Theil an einer Spazierfahrt, welche der Baron mit diesem und seiner Gemahlin angeordnet. —

Nachdem ich zur festgesetzten Stunde mich bei Golzin's eingefunden, sahen wir bald darauf Herrn Sternfeld unendlich abgeschmackt, zum Theil in weiße Stoffe gekleidet, erscheinen. Frau von Golzin warf einen flüchtigen, erschrockenen Blick auf ihn, dann mit wahrhaft tragischem Ausdruck flüsternd: „Nein, diese Eleganz ist erschreckend! Ach, lieber Baron, er wird Aller Blicke auf uns lenken! Mein Mann ist wirklich grausam."

Der Baron betrachtete seinen Schützling mit der besten Befriedigung. „Lieber Freund, Sie sind ein Muster in Allem; nun wieder diese ausgesuchte Sommertoilette! Weiße Stoffe geben ein so feines Ansehen, daß ich Sie förmlich darum beneiden könnte. Leider führe ich schwerlich Aehnliches mit mir, wäre es der Fall, würde ich mich auf der Stelle umkleiden. Ich schäme mich, neben Ihnen zu erscheinen."

„O, ich bitte recht sehr, Herr Baron, leider bin ich nur sehr mangelhaft versehen, denn sonst —"

Frau von Golzin, welche neben mir am Fenster stand, verbarg das Antlitz in beiden Händen: „Nun bietet er ihm noch am Ende von seiner abscheulichen Garderobe an! Ich wollte, er fiele in den ersten besten Graben und verdürbe seine Sommertoilette unwiederbringlich."

„Sollte das zufällig heute geschehen, so verpflichte ich mich, ihn wieder herauszuziehen."

Diese vermessene Verheißung bekam mir übel, denn unsere Fahrt, welche ganz vergnüglich begann, sollte dessen ungeachtet unerwünscht endigen. Während der ersten Hälfte des Weges trieb der Baron endlose Possen, und obwohl seine Gemahlin und ich jede Theilnahme ablehnten, gelang es ihm dennoch, uns zu unwiderstehlichem Lachen zu reizen. Ein schwer beladener Esel machte dieser Herrlichkeit ein Ende und erschreckte unsere Pferde dergestalt, daß sie wüthend davon rannten und endlich den Wagen umstürzten, der, während wir in einem tiefen, mit Dornen überwachsenen Graben uns befanden, hart am Rande, wie schwebend über uns hing und zu zerschmettern drohte. So schnell als thunlich, nach mühseligen, öfterem Mißlingen uns emporraffend, war der Anblick, den wir jetzt darboten, in der That tragisch zu nennen. —

Frau v. Golzin's schöner Strohhut zeigte, an allen Seiten eingedrückt, nur noch kaum erkennbare Ueberreste der stolzen Federn, welche noch eben zuvor lustig im Winde wehten, durch ihre völlig zerrissene Haube hatte das schöne Haar sich Bahn gemacht, sie selbst hatte einen heftigen Schlag am Munde bekommen, und ihr Kleid sah

keinem Kleide mehr ähnlich, dennoch brach sie bei Herrn Sternfeld's Anblick in krampfhaftes Lachen aus, welches kein Ende nehmen wollte. Der früher gehegte Wunsch war nur zu vollständig erfüllt! „Haben Sie ihm herausgeholfen?“ fragte sie endlich, immer wie eine Thörin fortlachend. — Ein so frisches Gelächter hat etwas Anregendes, auch ich lachte jetzt, bis der Baron, für den dies Abenteuer nicht den mindesten Reiz zu haben schien, in sehr gereizter Stimmung anrieth, ein Haus aufzusuchen, falls wir nicht die Absicht hätten, dort zu bivouaquiren, und Hülfe für den Kutscher, der allein außer Stande sei, den Wagen in die Höhe zu richten.

Wir begaben uns auf den Weg, doch bevor wir ein Obdach zu erreichen im Stande waren, entlud ein Gewitterregen sich über unsere Häupter. Von dem Aufzuge, in welchem wir das nächste Gehöft erreichten, sage ich Ihnen nur, daß die Hunde, welche überall in der Welt entschiedene Abneigung gegen Vagabonden hegen, uns dort zu zerreißen drohten.

Wir kehrten auf einem ziemlich elenden Wagen heim, welchen der Besitzer der kleinen Domaine gastlich zu unserer Verfügung stellte, und nur die Baronin und ich, die eigentlichen Opfer dieser Spazierfahrt, bewahrten auf dem Rückwege unsere gute Laune. Der Baron schwieg in gänzlicher Verstimmung, während Herr Sternfeld seine völlig ruinirte Toilette mit schmerzlicher Resignation betrachtete, wiederholt versichernd, daß ein solcher Unfall sich nicht entfernt habe vorhersehen lassen, weshalb sein Bedauern nicht als Vorwurf gegen seinen Gönner betrachtet werden könne. —

Ein heftiges Flußfieber war für mich Folge dieser angenehmen Fahrt; die Gräfinnen haben sich theilnehmend nach mir erkundigt und mein Neffe mich fast nicht verlassen. Jetzt bin ich hergestellt, und werde noch heute meine Leidensgefährtin und die anmuthigste aller Charlotten aufsuchen. —

Sie haben oft versichert, theure Freundin, ich sei ein tiefer Menschenkenner, diesen jungen Leuten gegenüber verläßt mich jene gepriesene Herzenskunde. Die Tante wünsche ich in diese Angelegenheit nicht zu mischen und muß daher abwarten, ob die Zeit und eigener Scharfsinn mich aufklären werden. Meine Nichte, mit Stolz nenne ich sie so, gewinnt meine Zuneigung mit jedem Tage mehr, um so unbegreiflicher erscheint mir daher mein Neffe, denn sie liebt ihn; glauben Sie mir, er ist ihr theuer. Wenn sie mir gegenüber sitzt, die Hände emsig und geschickt bei ihrer Arbeit bewegend, und dann den Blick voll Seele und Milde zu mir aufschlägt, könnte ich, lachen Sie immerhin, ich mit meinen 58 Jahren, ihr zu Füßen sinken, und der Mensch ist doch jung und müßte folglich enthusiastischer sein. Was begehrt er am Ende? Anbetung vielleicht? Einfältige Anmaßung! Er sollte dem Himmel danken, wenn sie ihn eben leiden könnte, es wäre schon zu viel Glückseligkeit.

Fällen Sie gütigst über das Ganze kein schiefes Urtheil, denken Sie sich keine junge Schöne, welche mit naiver Coquetterie den alten Herrn zu gewinnen sucht, damit der jugendliche Heros sich um so bestimmter in ihren Netzen verstricken möge. Keine Spur von dem Allen! — Die Gräfin nimmt mein freundliches Entgegenkommen mit Gefühl, ich darf vielleicht sagen, mit Stolz auf, aber in ihrem Bezeigen gegen mich liegt etwas Zartes, fast Schüchternes; man sieht, daß der feine Takt des weiblichsten Sinnes sie warnt, zu einer Mißdeutung Anlaß zu geben. Anfangs erröthete sie auf mitleiderregende Weise, so oft der Name meines Neffen genannt ward, jetzt, abgehärtet, wie man das am Ende wird, verräth nur noch ein Zucken des hübschen Mundes die tiefe innere Bewegung. Liebt sie ihn, und er denkt sein Spiel mit dieser Neigung zu treiben, so enterbe ich ihn, darauf dürfen Sie sich fest verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[Carrel.]

In der That wo sind die Charaktere in Deutschland oder Frankreich; wo sind die Schriftsteller oder Künstler, die einer großen Idee huldigten? Ist ja in dieser Hinsicht Schiller gerade größer, als Goethe und die Kritik hat gut schwatzen, das Volk hat schon längst geurtheilt und hier ist die Stimme des Volks die Stimme Gottes. Oder glaubt man, die Kunst könne als Kunst für sich, ohne subjective Ueberzeugung bestehen, wie jener Correspondent meint? Dies kommt mir vor wie die Fabel mit dem Fuchse, der seinen Schweif verlor. — Das kritisirende Genie, das wohl seine Schwäche kennt, wird allerdings beweisen können, daß der Mensch nicht von sich abhängt, daß er keinesfalls über der Welt steht, daß er dem Throne und der Macht huldigen muß und so weiter, der Charakter hingegen hüllt sich in seine Bescheidenheit und schweigt. Die alles zersetzende Kritik geht noch weiter, sie legt dem Charakter ihre Eitelkeiten und Gründe unter, und hier mag sie in einer Hinsicht Recht haben, vergißt aber, daß der Mensch immer aus Blut und

Fleisch besteht, und daß seine große Seele nur da ist, um diesen seinen Blutlauf einer großen Idee unterzuordnen. So z. B. kann die Kritik sagen, Börne'n sei es leicht geworden, seinen Charakter zu behaupten, da er mit den Anforderungen des Lebens fertig war, da er seinen nahen Tod fühlte. Zugestanden. Ist er aber weniger groß, weil er den Tod fühlte? Er wird mir noch um so wichtiger, wenn er, den Tod vor Augen, der Welt noch den Stachel der rücksichtslosen Wahrheit eindrückte und nicht wie der infame verabscheuungswürdige Talleyrand Busenbekenntnisse ablegte. So z. B. sagen die Franzosen, die ihren Charakter verkauft haben, Veranger könne leicht charakterfest und sich selbst treu sein, er halte sich in petto für den Repräsentanten der Democratie der Zukunft und glaube die Zeit abwarten zu können, wo er als Alleinherrscher hervortreten werde. Ebenfalls zugestanden. Aber Veranger verschmäht jedes Anerbieten im entgegengesetzten Falle, er lebt jährlich mit 1800 Fr. Gehalt, während Ihr Millionen aus dem Budget bezieht, er kann, bevor jener Augenblick erscheint, sterben, er weiß es, und behauptet seinen Charakter. Welchen andern Grund soll er denn haben? Eben so gibt es in Frankreich nur noch zwei Charaktere, Chateaubriand für die Vergangenheit, und Alfred de Vigny, der die Literatur um der Literatur willen liebt und all dies zerbrechliche Treiben der Parteien verachtet. Oder glaubt Ihr, die Franzosen würden Thiers ein Monument setzen, weil er die Geschichte der Revolution geschrieben? Carrel hat kein Werk dieser Art geliefert, dennoch hat sich ein David gefunden, der ihm eine Statue setzte; mit Thiers würde er sich bedenken, denn Thiers, so groß und genial er auch ist, hat keinen Charakter. Er achtet und fürchtet die öffentliche Meinung, spielt aber damit und hasardirt; man weiß sehr bestimmt, daß er sein Vermögen in spanischen Papieren verlor und dieserhalb eine Intervention in Spanien verlangt. Dennoch ist Thiers ein großes Talent; das Talent nöthigt Achtung ab, der Charakter hingegen Hochachtung. Schiller hat diesen Unterschied zuerst zwischen Achtung und Hochachtung gemacht. Achtung ist ein Gefühl, sagt er; das man mir aufzwingt, es drückt mich wegen der Nebenverhältnisse, aber ich kann mich seiner nicht erwehren; Hochachtung hingegen ist ein Gefühl, dem ich mich gern hingebe, ich suche es auf und liebe es. — Und warum darf ein Künstler keine politische Meinung haben? Ich sage nicht, daß er eine haben soll, sondern haben darf, eben so gut als eine religiöse. Lessing in Deutschland hat in seiner Kunst wohl eine scharfausgeprägte Vorliebe für den Protestantismus, Oppenheim in Frankfurt für das Judenthum, dem er mit Liebe anhängt, andere wieder verherrlichen die katholischen Ideen, warum also darf David kein Republikaner sein? Er hätte das Monument Casimir Perrier's nicht für Millionen modellirt, und seht, heute nach sieben Jahren würde das Volk Perrier keinen Stein mehr setzen. Nicht weit von ihm steht eine einfache Büste auf dem Père la chaise, die Büste Fourrier's, die weit mehr verehrt wird, als der reiche sehr beschränkte Banquier. Wo ist überhaupt das Genie, das sich einem andern unterordnet? Das Genie unterwirft sich nur der Superiorität. Man sagt, Goethe hätte geschmeichelt, hätte den Großen den Hof gemacht, ich glaube es nur halb. Das Genie läßt sich wohl eine Zeit lang herab und vergißt sich, es schmiegt sich aus Nothwendigkeit vielleicht an eine Person, an ein System, aber lange dauert es nicht, so wirft es seine Fesseln ab und befreit sich selbst. Goethe liebte die Großen nicht, sonst hätte er sein Lied von dem Flohe nicht geschrieben, das die beißendste Satyre ist, die ich kenne. Dennoch ist er nicht unter dem Gesichtspuncte des Charakters zu betrachten. Es gibt große Genien, die weder eine Geliebte noch einen Freund lange dulden können, die undankbar sein müssen, weil sie sich größer als die Geliebte oder den Freund fühlen, man liebt aber nur irgend eine Superiorität oder hat nur seines Gleichen zum Freunde. Das nennen denn die gewöhnlichen Menschen keinen Charakter haben, aber das ist falsch, Gott bewahre uns vor einem solchen Charakter. Das Herz des Menschen liebt beständig, aber der Gegenstand der Liebe muß abwechseln, deswegen muß die Ehe in Freundschaft ausarten, will sie glücklich sein. Auch ist das Worthalten kein Beweis eines Charakters. Ein Mensch, der immer sein Wort halten kann, ist entweder eine todte Maschine oder ein Spitzbube, nicht zu rechnen, daß er ein Gotteslästerer ist, denn welcher Mensch kann heute bestimmen, was er morgen thut! Charakter haben ist etwas ganz anderes. Dies ist: eine innere Stimme, eine innere Ueberzeugung für die Zukunft haben, für die man Güter, Familie, den Ruf sogar opfert. Charakter haben, heißt dem Vorurtheil der Welt trotzen, nicht dem Rathe der Menschen, sondern seinem Gefühle folgen, den Feind offen bekämpfen und ihn nicht fürchten, endlich wie Jesus vor den Schranken laut ausrufen: Ja, ich bin der König von Israel und widerrufe nicht. Das heißt Charakter haben, und in diesem Sinne hat Carrel Charakter gehabt, und David, der Bildhauer, der alle und jede Gunst von oben abschlägt, hat ebenfalls Charakter; denn er ist ein großer Künstler, und Deutschland, glaube ich, besitzt wenig solche Künstlercharaktere. David würde dem russischen Thronfolger keine Statue für Millionen verkaufen: das heißt Charakter. O, es gibt Leute, Schriftsteller und Künstler, die nicht einmal eine Ahnung von diesem Gefühl haben, die nicht wissen, daß der Bissen Brot, im Schweiße seines Angesichts verdient, süßer ist, als die Gerichte an königlichen Tafeln, die größte Kunst im Leben ist ja die des Entbehrens. Diese Kunst aber ist sehr leicht zu erlernen, wenn man einmal weiß, daß alles sinnliche Vergnügen trügerisch und lästig ist, daß es nur Ein wahres Vergnügen auf der Welt gibt, sich unabhängig von den dummen Menschen und über sie erhaben zu fühlen. Das aber wissen die Zeitungscorrespondenten der Allgemeinen nicht, deren Artikel meistentheils nur ein einziges Attribut des wahren Geistes haben. Ihr Geist nämlich ist unsichtbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 168. — den 29. August 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eine Episode aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Tage sind vergangen, liebe Freundin, und ich weiß nur, daß die Gräfin mir mit jedem Tage lieber wird. Sie besitzt eine Eigenschaft, welche man bei so viel Geist und Gefühl selten anzutreffen pflegt, Ruhe; plastische Ruhe des Körpers, und jene Seelenruhe, welche die Bewegung der Leidenschaft nur in sanft verhüllter Schwermuth andeutet. Ich habe Anlaß genommen, mit meinem Herrn Neffen zu reden; natürlich, wie sich mit der heutigen Jugend reden läßt, auf Umwegen und äußerst höflich. — Das war früher freilich anders. Ich begann mit einem Lobe der Gräfin, welchem er beistimmte, jedoch in sehr passiver Haltung, während ich, mit wahrhaft jugendlicher Begeisterung, einen Engel schilderte. Sie werden begreifen, daß seine Ruhe mich ärgerte, und ich endlich, jede weise Mäßigung bei Seite setzend, ohne Umschweife sagte, daß er niemals eine bessere Frau werde finden können, und ich fest überzeugt sei, daß auch die Gräfin für ihn empfinde.

Sein Blick, denn nur durch diesen Blick antwortete er mir, that meinem Herzen weh, es lag etwas so leidenschaftlich Gramvolles, so sanft und stolz Vorwerfendes darin, daß ich, wie auf einer Uebelthat ertappt, die Augen niederschlug. Ich hatte sein und mein Gefühl verletzt, und war ich nun weiter? — Nimmer sollte man sich in Herzensangelegenheiten mischen, ich werde mich von jetzt an hüten.

Es bedurfte Ihres liebenswürdigen Briefes kaum, theure Henriette, denn bevor ich denselben erhalten, war ich völlig entschlossen, mich der Gräfin auf alle Weise anzunehmen. Die süße Traurigkeit der armen Charlotte bewegte mein ganzes Herz; wenn Radlow zugegen, wenn er an einer Lustpartie Theil nimmt, oder Abends mit mir zum Thee bei der Gräfin Weld erscheint, wie belebt sich ihr ganzes Wesen in ich möchte sagen elastischer Fröhlichkeit, wie folgen ihm ihre seelenvollen Augen, und in welch' schmachtende Schwermuth versinkt sie, so bald er gegangen. Begegnen ihr seine Augen, diese Augen voll Stolz und erzwungener Kälte, so richtet auch sie das Haupt empor, um ihn in gleicher Weise anzublicken, kaum aber ist er fern, so senkt sich das Köpfchen, gleich wie das Haupt einer Blume sich neigt, welche den echt erfrischenden Lebensquell entbehrt. — Mitunter scheint es, als ob Kampf in seinem Innern vorginge, als ob er Flammen zu bekämpfen habe, welche gewaltsam hervorzubrechen drohen, seine Selbstbeherrschung muß indessen wohl stärker sein als seine Neigung, denn sie bleibt in diesem Streite Siegerin. Daß meine Nichte ihn früher kränkte, nehme ich aus einer Ironie ab, welche zuweilen plötzlich sich kund gibt, und deren Gegenstand sie zu sein scheint. Ich habe die Gräfin in solchen Augenblicken scharf beobachtet, sie blickte erstaunt, tief gekränkt, keinesweges aber getroffen. Man

ſah dem unſchuldigen Ausdruck ihrer Augen an, daß ſie nicht begreife, weshalb jener ihr weh zu thun beabſichtige, zugleich aber auch, daß ſie die Anwendung aus jener Magie der Liebe errathe, welcher nichts unverſtändlich bleibt.

Sie denken nicht, wie ſehr die Aufmerkſamkeit der Badegeſellſchaft jenen beiden jungen Leuten ſich zuwendet; es iſt ein Welthandel im Kleinen, ein Gönnen und Nichtgönnen, ein Beobachten und Bewachen, als ob die reiche Provinz eines Landes in Frage ſtände. Während einige Damen, darunter Frau von Golzin, dieſe Heirath auf alle Weiſe zu fördern ſuchen, ſind Andere in ſehr entgegengeſetzter, auf eine für meinen Neffen ſchmeichelhafte Weiſe beſchäftigt. — Auch die Männerwelt verhält ſich nicht paſſiv und ſucht Radlow theilweiſe von vorausgeſetzten Plänen abzubringen, oder auch ihn zu verdrängen.

Die Sentimentalität der jüngeren Damen war in dieſen Tagen für einen jungen Winzer angeregt, deſſen ſchöne Verlobte ſich erſt dann mit ihm zu verbinden geſonnen, wenn er 50 Thaler als Eigenthum erworben. Zu dieſem Zwecke wurde eine Sammlung veranſtaltet, und es traf ſich zufällig, daß Gräfin Charlotte nicht wohl umhin konnte, meinem Neffen den Teller darzureichen; da er ſehr großmüthig iſt, ſah ich das beſte Reſultat vor Augen, zu meinem Erſtaunen ſagte er höflich, aber ſehr kalt: „Verzeihen Sie, wenn ich zur Förderung einer ſolchen Heirath nicht beitrage.“ Die arme Gräfin ging beſtürzt weiter, ich ſtand zunächſt und legte aus Aerger, aus Theilnahme, wie Sie wollen, den ganzen Betrag der kleinen Summe auf ihren Teller. Sie ſah mich an, ſo hold und ſüß, aber mit Augen voll Thränen.

Morgen gebe ich ein hoffentlich hübſches Feſt, und im heitern Scherz iſt verabredet, jeder Cavalier ſolle dabei die Farbe ſeiner Dame gleich einem Orden, jedoch in Schleifenform, tragen, das Loos aber über eine ſolche Vereinigung entſcheiden. Fragen Sie nun nicht, ob Götter oder Menſchen meinen Neffen den Namen der Gräfin Charlotte ziehen ließen. Er deutete dieſe ſcheinbare Gunſt des Zufalls jener durch eine höfliche Verbeugung an, nach ihrer Farbe ſich erkundigend: „Blau,“ entgegnete ſie kaum hörbar. Mir däuchte, ich hörte ihn ſeufzen, vielleicht aber nahm nur ich die tiefe Bewegung ſeines Herzens wahr. Die Gräfin war nach jener Entſcheidung ſehr bleich, als ſie indeſſen nach einer Weile die Veilchenaugen zu mir aufſchlug, meinte ich den Ausdruck ſtiller Seligkeit darin zu leſen.

Sie erkundigen ſich gnädigſt nach Herrn Sternfeld, liebe Freundin, ich habe eigentlich für ſolche Thorheit jetzt keinen Sinn; auf unabläſſiges Bitten des Barons werde ich ihn einladen, indeſſen bekommt er zuverläſſig weder Schleife noch Dame.

Mein Feſt iſt zu Ende und als eine Folge deſſelben habe ich das Brunnentrinken verſchlafen; ſei es denn, ich ſchreibe Ihnen, das iſt wenigſtens eine Erfriſchung des Herzens. Alles gelang auf wünſchenswerthe Weiſe; die beſten Elemente zu einem Feſte liegen hier in Luft und Gegend, mit ſolchen Hülfsmitteln läßt ſich gar leicht etwas Hübſches erſinnen. Mein Neffe, den ich, ſo weit es anging, nicht aus den Augen verlor, bezeigte ſich auf ſeine angenehme Weiſe — außerordentlich artig? zärtlich? — davon bemerkte ich leider keine Spur. Meine Nichte war hübſch wie ein Engel, wie aber das Beſte ſelten ohne Störung vorüber geht, mußte Herr Sternfeld die Ungeſchicklichkeit begehen, jenen Beiden als Verlobten Glück zu wünſchen, wahrſcheinlich wohl auf Anſtiften ſeines ſehr unbeſonnenen Gönners. Es war ein peinlicher Augenblick, den glücklicherweiſe nur ich theilte. Radlow maß den armen Gratulanten mit einem Blick, der dieſen völlig außer Faſſung brachte, und ihn haſtig unterbrechend, ſagte ich ziemlich kopflos: „Lieber Herr Sternfeld, trinken Sie nicht ein Glas Wein?“ — Er ſah mich ſehr verdutzt an: „Ja, Herr Baron, ſollen wir vielleicht —?“ — „Nein, nein,“ entgegnete ich erſchrocken, „aber wir Beide wollen in aller Ruhe ein Glas mit einander trinken.“ So ſagend zog ich ihn mit mir fort, wagte jedoch nicht, während des ganzen Vorganges zu der Gräfin hinzublicken. —

Es iſt doch etwas Schönes um die Jugend! in Wahrheit, ich freue mich, auch einſt jung geweſen zu ſein, obwohl ich ohne ſehnenden Rückblick mit unſerem deutſchen Sänger ſage:

„Ein rechter Baum, der ſeine guten Früchte trägt,
Der wünſcht nicht ſeine Blüthen ſich zurücke,
Und wem ein männlich Herz in ſeinem Buſen ſchlägt,
Seufzt nicht mit Wehmuth nach der Kindheit Glücke.“

So oft ich meine Nichte anblickte, ward mir erſt recht klar, was es eigentlich ſagen will: „Jung ſein.“ In den Paar Worten liegt der tiefſte Sinn, Kröſus Schätze in Verſchwenders Hände gegeben, denn was gilt der Jugend ein Tag, was gelten ihr Tage und Jahre, ſie denkt, der wundervolle Schatz werde kein Ende nehmen. Jugendliebe! welcher Wohllaut ſchon im Klange, der die höchſte Seligkeit bezeichnet. —

Herrn Sternfeld's Indiscretion hat übrigens meinen Entschluß unwiderruflich bestimmt; ich werde noch heute eine Erklärung von meinem Neffen begehren. Bevor ich dazu im Stande bin, habe ich zuvor einen einfältigen Ehrenhandel zu schlichten, in den der unsinnige Baron seinen Schützling gestern verflochten und der heute früh mit den Waffen in der Hand ausgefochten werden soll. Natürlich werde ich das nicht zugeben, aber diese alberne Geschichte verrückt mir den Plan noch unangeregt, noch unzerstreut vom Gewühl des Tages mich zu Radlow zu begeben, um ihn aus tiefster Seele zu bitten, sein Glück nicht von sich zu stoßen, dasjenige der Gräfin nicht zu vernichten. Nun aber muß ich förderſamſt wie ein Thor zwei größere Thoren zu besänftigen suchen.

Es war mir gestern unmöglich, diese Zeilen fortzusetzen, theure Henriette, erst heute und nachdem ich Fassung errungen, fühle ich mich dazu im Stande.

Auf dem Kampfplatze anlangend, fand ich zu meiner Bestürzung die Gegner einander bereits gegenüber, nur das Signal noch erwartend. Im Begriff, mich dazwischen zu werfen, ward ich auf feierliche Weise von den Secundanten zurückgehalten, welche, indem sie laut betheuerten, diese Sache dulde keine Ausgleichung bis Einer falle, mir zu verstehen gaben, daß ich mich über den unblutigen Ausgang völlig beruhigen könne.

Auf das gegebene Zeichen schossen Beide, natürlich fiel indessen keiner, und die Wiederholung dieses Possenspiels, während dessen der Muth der dabei Betheiligten immer höher stieg, fand so lange Wiederholung, bis die jungen Leute desselben endlich müde, feierlich auf einer Aussöhnung bestanden. Nach derselben drang Herr Sternfeld auf Baron Golzin ein: „Was sagen Sie nun, Herr Baron! habe ich Ihnen Ehre gemacht? Ich begreife nicht, daß die Kugeln alle vorbeiflogen; eine freilich so dicht an meinem Ohr, daß ich das Zischen noch zu hören glaube. Es ist doch eine eigene Situation, das muß man doch sagen!“

Jener, der am besten wußte, wie die Gefahr beschaffen gewesen, brach bei dieser Anrede in unmäßiges Lachen aus, wobei er, zuletzt sich auf den Rasen werfend, wie ein Kind schrie und stöhnte. Diese befremdende Heiterkeit seines Gönners, welche er nicht auf seine glückliche Lebensrettung schieben mochte, klärte Herrn Sternfeld plötzlich über das ganze Sachverhältniß auf, und augenblicklich theilte er dasselbe seinem Gegner mit. Bei der Scene, die nun erfolgte, bedurfte es meines ganzen Ansehens, Unheil zu verhüten. Schwerer noch dürfte es gehalten haben, Herrn Sternfeld mit seinem Beschützer auszusöhnen, ich gestehe indessen, daß ich diesen Versuch gänzlich seiner eigenen Beredtsamkeit überlassen.

Ganz ermüdet in meine Wohnung zurückkehrend, war es meine Absicht, mich sogleich zu Radlow zu begeben, als mir ein Brief von diesem überbracht ward. Er ist fort. Eine Stunde früher würde ich ihn noch angetroffen haben, eine Stunde, welche ich und Sie wissen wie ungemüthlich hinbrachte! So berechnen unüberlegte Menschen niemals, was sie mit ihren anscheinend schuldlosen Thorheiten anstiften. Mein Neffe schreibt mir, ohne in nähere Beziehungen einzugehen, daß die Rohheit der Welt, diejenige unserer Zeiten insbesondere, welche ohne Kunde und Schonung in jedes Privatverhältniß eindringe, ihn zur Abreise zwinge. „In meinem Herzen,“ fügt er hinzu, „fühle ich mich von jedem verpflichtenden Bande gegen die Gräfin losgesprochen, wäre das nicht der Fall, so dürfen Sie mit Sicherheit annehmen, daß ich nicht gereist sein würde. Ich gehe mit ihrem Bilde im Herzen, werde sie aber, falls ich dies abzuwenden im Stande bin, niemals wiedersehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[G. Sand, die Ehe, die Frauen.]

Ich komme jetzt auf einen andern Punkt in der Culturentwickelung der Gegenwart, die ich von Paris aus beobachte, die Ehe, die Stellung der Frauen und Gabriel von G. Sand. Ich habe nie an den Unterschied zwischen der Seele eines Frauenzimmers und der eines Mannes geglaubt, auch wäre dies ein Verstoß gegen den einzigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele. Was ein Mann fähig zu thun ist, insoweit es nur der Seelenkräfte bedarf, das kann ein Weib auch und noch mehr, denn da ihr Körper nur schwächer ist, oder besser: schwächer erzogen wird, so wirft sich diese Kraft nicht selten auf den edlern Theil Ich finde daher alle Schmähungen gegen schriftstellerische Frauen höchst schmuzig und keines Mannes würdig, meistens sind sie eine dumme Tyrannei, auf Eitelkeit gestützt. Männer, die gegen geistreiche Frauen schreiben, weil sie Frauen sind, sind entweder Dummköpfe und thun dies aus Neid, oder böse Menschen. Aber es liegt in der Stellung der Frauen, daß ihre Geistesentwickelung eine andere Richtung nimmt, und da ihre Productionen bis jetzt nur negativ sind, indem sie sich gegen die Vorurtheile der Gesellschaft anstemmen müssen, so haben sie es bis jetzt noch zu keinem großen Kunstwerke gebracht und aus der einfachen Ursache, weil sie selbst noch nicht mit sich im Reinen sind; weil sie beständig zwischen der Pflicht, die ihnen die Gesellschaft auflegt, und

Digitized by Google

ihrer angeborenen Freiheit kämpfen, weil sie endlich einer neuen Gesetzgebung entgegengehen. Man hat gut gegen die Saintsimonisten sprechen, ich selbst und tausend andere werden darüber lächeln, nichtsdestoweniger entsteigt dem Jahrhundert nie eine Idee, die nicht beachtungswerth wäre, oder nicht mit der Zeit Wurzel faßte. Die Ehe in unserer Zeit beruht nun einmal auf reinem Interesse, wo soll da die christliche Heiligkeit herkommen! Die Bibel sagt übrigens nur: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst, aber von der Frau sagt sie nicht: Du sollst nur die zur Frau nehmen, die Du liebst, wenn nicht der Ausdruck: Ein Fleisch und Ein Blut, dafür ausgelegt werden kann. Plato übrigens sagt sehr richtig, Liebe ist Ein Körper in zwei Seelen, Freundschaft zwei Körper in Einer Seele; aber man sollte nur das Frauenzimmer heirathen, das, wäre es ein Mann, unser Freund sein müßte, und nur dies ist eine wahre christliche Ehe. Wie aber hat sich die Ehe gestaltet? Man werfe nur einen Blick in die ehelichen Verhältnisse Frankreichs, und man wird finden, daß die Ehe so nicht fortgesetzt werden kann, wenn nicht alle sittlichen Bande zerrissen werden sollen. Aufrichtig, ist es in Deutschland nicht viel besser, nur trägt man dort die Sünde nicht so zur Schau als hier. Das Pflichtgefühl der Ehefrau, auch wenn der Mann das seine nicht verletzte, hat ganz aufgehört, der Mann aber kennt keine Pflicht dieser Art, und somit wirft die Frau alle Fesseln ab. Ich habe früher einmal die Frage in einer Brochüre aufgeworfen, warum die jüdischen Ehen meistentheils glücklich sind, obschon sie nur auf dem Interesse beruhen, denn der Jude kennt selten Liebe oder Heirath ohne Geld, aber ich muß gestehen, daß dies einerseits nur in den sehr weisen Gesetzen des Talmuds liegt, der eine übermenschliche Kenntniß des Menschenherzens hinsichtlich der Ehe entwickelt, andererseits aber ist die Frage selbst vielleicht falsch. Wenn man tiefer in das Verhältniß dringt, so sind diese Ehen eben auch so locker als die andern, vielleicht noch lockerer, weil die Frauen es sehr gut wissen, daß sie wie Waare verschachert werden. Dem sei wie ihm wolle, diese Frage wird die nächste Zukunft sehr beschäftigen, und in dieser Hinsicht sind Sand und Hugo sogar Erscheinungen. St. Marc Girardin hielt neulich eine Vorlesung über Molière's George Dandin, behandelte aber diesen Gegenstand in einem ganz beschränkten Sinne. Ich erwähne dies wegen eines besondern Umstandes. Dandin will sich Ohrfeigen geben, weil er ein adeliges Fräulein geheirathet hat, das ihn betrügt. In unserer Zeit würde Dandin, sagte Girardin, der Gesellschaft Ohrfeigen geben wollen, er würde gegen den Adel, gegen die Gesellschaft wie Sand und Hugo donnern, die die Leidenschaften des Parterres auf die Bühne bringen. Somit las er Stücke aus dem „Tyrannen von Padua" vor und fügte hinzu: Hier ist die Komödiantin über die Ehefrau erhaben, diese wieder über ihren Mann, gerade gegen das Gesetz. Dandin's Weib würde heute zu Tage gegen die Ehe donnern und sagen: ich will frei sein. — Hier entstand Murren und Pfeifen. Mais, hieß es, — elle l'a epousé pour son argent, le tyran de Padoue a epousé sa femme pour son argent et son titre; c'est contre l'argent et non contre le mariage que Hugo écrit. Der Professor war in großer Verlegenheit, diese wenigen Worte zerstörten sein ganzes System. Dandin will sich Ohrfeigen geben, sagten dann die Studenten nachher unter sich, weil Molière einen Dummkopf lächerlich machen wollte, weil er eine Komödie und kein Drama schrieb. Wirklich schwatzte Girardin in den Tag hinein, er hatte sich nun einmal ein System geschaffen, in das er Molière und die neue Literatur mit Gewalt hineinzwängen wollte.

In dieser Hinsicht nun ist George Sand äußerst interessant. In allen Romanen dieser Frau ist die Frau besser als der Mann und über ihn erhaben. Dies ist zwar in der Natur so, ohne daß wir es gestehen wollen; aber die Tendenz dieser Romane ist doch falsch. Die Frau kann mehr Grazie der Seele und des Herzens besitzen, aber nicht gerade in des Mannes Art. Sand macht aber lauter Männer aus ihren Gestalten. Die Stärke des Weibes liegt in ihrer Schwäche, wie die des Papstes. Pius sagte zu Napoleon: Du nimmst den Papst gefangen, morgen danke ich ab und Du hast nur einen einfachen Priester, während sie einen andern wählen; so gerade ist es mit der Frau. Sie ward nach dem Manne geschaffen und steht zwischen Engel und Teufel, wird aber erst ein Engel, wenn sie der Teufel einmal geholt hat. Sand aber laßt das ganze Interesse auf ihren Frauen beruhen und läßt sie dann sterben, damit man sie bemitleidet; Studien über ihre Werke wären daher von der größten Wichtigkeit, wenn man überhaupt diese schreiben könnte, ohne sie und ihre Verhältnisse genau zu kennen, da alles hier ganz fest zusammenhängt.

(Der Beschluß folgt.)

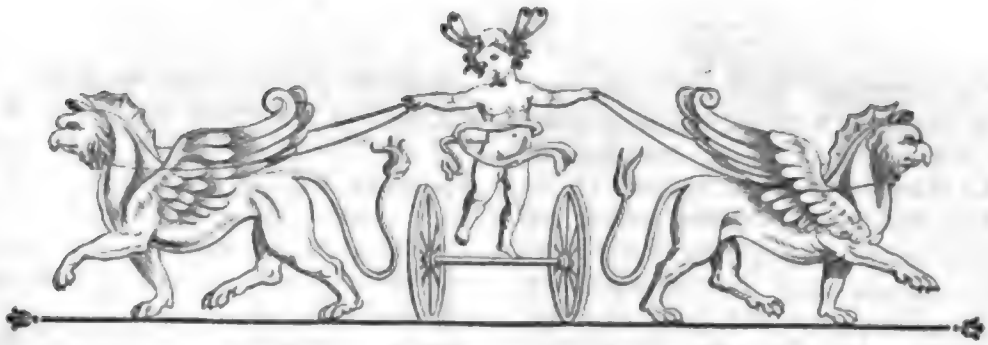
Notiz.

[Deutsche Publicisten.]

Dr. Becker in Leipzig, der populäre Publicist, der sich mit Stern und r zeichnet, gab zum elften Male sein jährliches Rundgemälde, ein Summarium der politisch und gesellig wichtigen Ereignisse in Europa, das in Leipzig bei Fest erscheint. Die flüchtige Zeitungslectüre wird in dieser Darstellung des J. 1838 genöthigt, hier noch einmal das Schnelldurchlebte im Zusammenhange sich zurückzurufen. Freimuth, Gewissenhaftigkeit und eine gewisse heitere, joviale Praxis zeichnen diesen Publicisten aus.

Piquanter und etwas burlesk referirt der rheinische Postillon (Mannheim bei Hoff) in seinem Taschenbuche die Ereignisse des Jahres 1838. Der Verfasser, Wilhelm Fischer angeblich, ist ein Berliner. Seltsam, daß die Publicisten in Deutschland, da sie die echte Geißel der Satyre nicht schwingen dürfen, sich auf einen gewissen süßsäuerlichen Humor legen. Am besten gelingt dieser Ton der guten „Dorfzeitung", die zugleich einen höchst naiven leisen Spaß treibt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 169. — den 30. August 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eine Episode aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Wozu Ihnen die Gefühle schildern, welche nach Lesung dieser Zeilen mich bewegten! Sie werden darüber nicht in Zweifel sein. Der Wunsch, Charlotte zu benachrichtigen, bevor man mir zuvor käme, führte mich in die Wohnung der Gräfin Weld; glücklicherweise fand ich meine Nichte allein. Sei es Zufall oder Einbildung, sie erschien mir reizender, lieblicher denn je zuvor, und zögernd trat ich endlich mit jener unwillkommenen Nachricht hervor. Der Erfolg entsprach meiner Erwartung, meine Mittheilung ward schweigend aufgenommen, aber das anmuthigste Antlitz erbleichte, erstarrte, wie zu einem Marmorbilde.

Die Unterredung, welche jetzt zwischen uns Statt hatte, sagte mir, was ich bereits wußte, daß die Gräfin meinen Neffen liebt; auf mein dringendes Befragen erklärte diese, daß er in bestimmter Form nicht um sie geworben, daß sie indessen einen solchen Erfolg seiner Bewerbung vorauszusehen sich berechtigt geglaubt, als er plötzlich durch Staffette von B. abberufen worden. Damals sei ihm kaum Zeit zum Abschiede geblieben, aber er habe baldige Rückkehr verheißen und in den herzlichsten Worten auf Briefe verwiesen, welche bald nach seiner Abreise anlangen würden. Der erste und einzige Brief, der nach Monaten für die Gräfin Weld eintraf, schilderte nur in wenig kurzen kalten Worten sein Bedauern, nicht nach B. zurückkehren zu können. Nach solcher Trennung sah Charlotte ihn hier zuerst nach zwei verflossenen Jahren wieder.

Das Alles klingt wie eine Anklage; aber niemals ist eine sehr zweifelhafte Sache holder vertreten worden; man möchte Unrecht haben, um so vertheidigt zu werden. Nach einer Weile kehrte die Gräfin Weld heim, und ich sagte ihr sogleich ohne weiteres Besinnen, daß mein Neffe abgereist sei und unendlich bedaure, sich ihrer Huld nicht persönlich haben empfehlen zu können. Sie stutzte: „Ihr Neffe scheint schleuniges Abreisen zu lieben, diesmal aber," fügte sie nicht ohne Ironie hinzu, „hat er uns schwerlich die Hoffnung gelassen, ihn bald wiederzusehen."

Die Anspielung scheinbar überhörend, gedachte ich auch meiner Abreise, welche in acht Tagen erfolgen wird. Mein Entschluß ist auf alle Fälle gefaßt, mein Neffe befindet sich noch auf seinem Gute, dorthin werde ich ihm folgen, um zu versuchen, was freundlicher Rath und ernstes Mißbilligen über ihn vermögen. Frau v. Golzin ist erstaunt über seine Abreise: „Sie hätten," sagte sie fast erbittert, „diese Heirath zu Stande bringen können, wenn es Ihnen Ernst damit gewesen wäre, Sie haben es aber bestimmt nicht wahrhaft gewollt."

Auf meine Erwiederung, daß ich mich niemals in Herzenssachen mische, entgegnete sie verwundert und ernsthaft: „Da haben Sie doch sehr Unrecht!"

Dem Baron erklärte ich, voll des unbefriedigten Gefühls, meinen Aerger an Niemanden auslassen zu

Digitized by Google

können, wie ſein vortrefflicher Schützling, und ohne Zweifel auf ſein Anſtiften, Radlow's Abreiſe herbeigeführt. Er ſah mich unbefangen an und erwiederte ruhig: „Ja, lieber Baron, das glaube ich gern, ich bemerkte Ihnen ſchon öfter, daß Menſchen, welche den Scherz nicht lieben, unausbleiblich eine ſchwerfällige Richtung bekommen, und ein etwas ſchwerfälliger Einfall ſcheint die Abreiſe Ihres Herrn Neffen mir allerdings zu ſein. Wir andern armen Sterblichen, die wir dem Idealen ferner ſtehen, ſind vielleicht eben dadurch der Vernunft etwas näher gerückt."

Seit geſtern befinde ich mich hier auf dem Gute meines Neffen, liebe Henriette; der Abſchied von dem theuern Kinde iſt mir unendlich ſchwer geworden; mit wahrhaft väterlicher Geſinnung ſchloß ich ſie beim Abſchiede in meine Arme, das reinſte Beſtreben, für ſie handeln zu wollen, hat mich hieher geführt.

Meine Ankunft überraſchte Radlow ſichtlich, dennoch war ſeine Freude rein und herzlich; wenn man dieſem Menſchen zu zürnen geſonnen, muß man ihn nicht in ſeiner Häuslichkeit aufſuchen, denn eben da iſt er nur zu liebenswürdig. Immer mit jener Ruhe beſchäftigt, welche nichts mit dem umherwogenden Müßiggang ſo Vieler gemein hat, Kunſt und Literatur liebend, nicht was man eigentlich poetiſch nennt, das Leben aber in allen ſeinen Beziehungen mit Geiſt und Gefühl auffaſſend, iſt er in meinen Augen ein faſt vollkommener Mann.

Meine Aufgabe ich gelöſt; ich habe ohne Schonung Aufklärung begehrt, und dieſelbe, nachdem Radlow vergebens auszuweichen verſucht, in einem Briefe der Gräfin Charlotte erhalten.

Im Begriff, derſelben ſeine Neigung zu geſtehen, ward Radlow höchſt unerwartet durch Staffette von B. abberufen, um nach dem Tode der Generalin von R. deren hinterlaſſene Papiere durchzuſehen. — Man wußte, die Verſtorbene habe einen letzten Willen aufgeſetzt, dennoch war nichts einer letzten Verfügung Aehnliches aufzufinden, und ſo ward mein Neffe von der Regierung beauftragt, ſich zu überzeugen, ob in der nachgelaſſenen Correſpondenz derſelben eine Aufklärung enthalten ſei. — Zwiſchen den Briefſchaften fand ſich ein Brief der Gräfin Charlotte an die Generalin von R. vor, und nachdem mein Neffe denſelben geleſen, glaubte er den Raub rechtfertigen zu können, den er durch Mitnahme deſſelben beging. Hier folgt ein Auszug aus jenem Briefe, der zwei Herzen getrennt. Zwei Herzen? ja, liebſte Freundin, ſo leicht wankt mein Glaube nicht.

„Das Gerücht iſt der Wirklichkeit vorangeeilt, theure mütterliche Freundin, noch bin ich nicht Braut, aber Graf Radlow liebt mich, und ich bin entſchloſſen, die Seinige zu werden, entſchloſſen, wie man zu etwas Gutem ſich entſchließt, aus innerer Ueberzeugung, aus vollkommener Uebereinſtimmung des Gefühls und der Vernunft. Leidenſchaft empfinde ich nicht für ihn, Liebe? — die Liebe auch nicht, welche ſo viele Herzen in Unruhe ſchlagen machte, aber ich erkenne ſeinen Werth und werde in ruhiger Zuneigung mit ihm glücklich ſein. Jede Leidenſchaft liegt ſeinem Weſen fern, wie dem meinigen."

„Aeußere Vortheile reden dieſer Verbindung gleichfalls das Wort, Graf Radlow iſt reich, und ſpäter werden ihm die ſchönſten Güter des Landes als Erbe noch zufallen. Immer habe ich Reichthum als Mittel zu den anmuthigſten Zwecken geliebt, und ſehe daher auch in dieſer Beziehung einer beglückten Zukunft entgegen. Wie viel läßt ſich durch Reichthum nicht erlangen! Die Kenntniß ſchöner Länder, werthvolle Gemälde, eine vollendete innere Einrichtung, herrliche Parkanlagen, und die unendlich ſüße Freude, Andern davon mitzutheilen, es ſie mit genießen zu laſſen. Wie viel iſt das Alles, wie unendlich reizend! Thöricht wäre es daher, demjenigen meine Hand verſagen zu wollen, der mit derſelben die anmuthigſten Schätze des Lebens mir bietet."

Nachdem ich geleſen, verfügte ich mich zu meinem Neffen, der mich der Einſamkeit überlaſſen. „Sie ſehen," ſagte er und ſeine Lippen bebten, „daß ich weder unbeſtändig noch ungerecht bin."

„Nicht ungerecht, vielleicht einſeitig, dies iſt die Klippe, woran man unbewußt faſt immer ſcheitert. Die Gräfin gehört zu jenen nicht gewöhnlichen Gemüthern, welche in beſonnener Klarheit das Leben ernſt überſchauen; wenig Männer verſtehen ein Weib mit einfach kräftigem Gemüth, ſie ziehen gemeinhin eine Puppe vor, mit der ſich ſpielen läßt, und welche ſpäterhin nicht ſelten da im Wege ſteht, wo ſie das Leben erfreuen und beglücken ſollte."

Tiefe Schatten überflogen ſeine Züge: „Nein," ſagte er heftig, „nimmer ſoll die Frau, welche ich liebe, einen ſo entwürdigenden Werth auf Reichthum legen. Ich bin ihr nichts — ſie ſagt es deutlich, die ſchimmernden Güter des Lebens ſind ihr Alles. O, ich verachte eine ſolche Denkweiſe, ich verabſcheue ſie tief."

Da mir an einem günſtigen Ausgange dieſer Unterredung ſo viel gelegen, und manches Jahr mehr über

meinem Haupte hinweggegangen, als über demjenigen meines Neffen, so werden Sie annehmen, daß ich im Fortgange derselben mit aller Ruhe eines weiseren Mannes zu Werke ging. Liebe Freundin, ich wollte, dem wäre so! Die Wahrheit ist, daß ich, wo möglich noch hitziger als der junge Freund, einige wenig verbindliche Dinge vorbrachte, denn bis daher ist mir keine Philosophie vorgekommen, welche auf ganz festen Füßen geruht hätte, sobald Frauen ins Spiel kommen.

Mein Neffe ließ mich mit so viel Mäßigung ausreden, daß ich, davon ergriffen, endlich mit Sanftmuth hinzufügte: „Man hat einander Manches im Leben zu vergeben, lieber Freund, so vergib der Frau, die Du liebst, in Gedanken und Worten mit der glücklichen Lage getändelt zu haben, welche Du ihr zu bieten im Stande warst? Ist das so schwer? — Glaubst Du, eine Frau könne den Werth eines angenehmen, sich um sie bewerbenden Mannes erkennen, und gleichgültig gegen ihn bleiben? Laß alle Sophismen auf sich beruhen, der Du Dich unmöglich darüber zu täuschen vermagst, daß das beste Herz zärtlich für Dich empfindet."

„Vielleicht," entgegnete er finster, „würde ich in Ihren Jahren denken gleich Ihnen, Zeit und Erfahrung ermäßigen alle Gefühle. Bis dahin aber, und so lange ein Herz voll Stolz und Leidenschaft mir im Busen schlägt, soll nimmer eine Frau sich die Meine nennen dürfen, welche nicht für jeden Pulsschlag der Neigung ein antwortendes Gefühl hegt. Wie tiefe Einblicke habe ich ihr in mein Herz gestattet! wie wohl hat sie gewußt, daß der Mann, dem jede Leidenschaft fremd ist, in Liebe zu ihr verloren war."

Ein letzter Versuch, ihn von der Gräfin Zuneigung zu überzeugen, mißlang wie alle früheren, sein Herz blutete, denn er liebt sie noch, aber sein Stolz verwarf jeden versöhnenden Gedanken. So werde ich nun meiner armen jungen Freundin offen mittheilen, daß sie selber dies Herzeleid sich bereitet. So sind die Frauen! Mich befällt jedesmal ein Grauen, so oft ich einen Brief von Frauenhand erblicke; über Alles müssen die Damen sich aussprechen, und bereiten dadurch sich und Andern Unheil und Thränen.

Hier die Antwort des lieben Kindes.

„Mein theurer, theurer Oheim, wie sehr danke ich Ihnen den Antheil, den Sie mir, selbst nach Lesung jenes unseligen Briefes schenken, der, das beste Herz verwundend, das Glück zweier Menschen für immer gestört hat. Was kann ich Ihnen darüber sagen? Vielleicht ist unter allen Glücklichen auf Erden keiner so glücklich, daß er niemals eine Thorheit sich vorzuwerfen gehabt, dessenungeachtet tadle ich Radlow nicht; er handelt richtig, seinem Charakter gemäß, der edle Ernst desselben würde sich da bewährt haben, wo ich den Umständen mich fügte. — Die Generalin v. R. hat mich mütterlich geliebt, ihr vertraute ich alle Gedanken meiner Seele, aber, und ich gestehe es beschämt, nur dem Wesen nach, die Form suchte ich der Denkart dieser vortrefflichen Frau anzupassen, die alle Tugenden besaß, aber ohne jenen Anhauch vermittelnder poetischer Milde, welcher das Gute liebenswürdig erscheinen läßt. Sie war ganz prosaisch, aber ohne es sein zu wollen, aus einfacher Hinneigung des Gemüths; ich liebte und verehrte sie, und nicht ganz unwillkürlich, ich bekenne es, nahmen meine Mittheilungen ihr gegenüber ein Gepräge an, welches ihr zusagen mußte.

Ich bin ganz wahr, wenn ich Ihnen betheure, daß ich nie, selbst im flüchtigsten Gedankenfluge, irgend einen Mann Ihrem Herrn Neffen vorgezogen, eben so wahr aber ist es, daß ich mich kindisch auf eine Herrlichkeit freute, welche die Zukunft mir zu bieten versprach. Es waren goldene Träume, Träume von Reisen, von Blüthen und Bäumen, von allen Schätzen des Lebens, welche meine Phantasie im Jugendmuth beschäftigten. Daß kein Gedanke eigentlicher Habsucht darin verwebt war, das werden Sie mit Ihrer Milde mir glauben. Die Vorstellung schien mir entzückend, alles Gute aus lieber Hand zu empfangen, und so vereinigte ich in Gedanken das Bild mit dem Rahmen, der es schmückte, ohne den Werth desselben zu erhöhen.

Leben Sie wohl, mein theurer, gütiger Freund, vergelten Sie Radlow alle bittern Stunden, welche ich ihm bereitete, durch eine noch herzlichere Liebe. Beklagen Sie mich nicht; vergessen werde ich nie, aber im Leide des Lebens erstarkte die Kraft zum Guten. Leben Sie wohl."

Ich gab meinem Neffen den Brief, der ihn zögernd nahm, dann las und mit Thränen im Auge zurück gab. Auf meinen fragenden Blick schüttelte er verneinend das Haupt. So sei es denn, dieser eiserne Wille vernichtete fremdes Lebensglück wie das eigne, von jetzt an aber werde ich mich darauf beschränken dies zu beklagen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Sand's Gabriel.]

Gern würde ich selbst diese kritischen Studien machen, aber so oft ich kritisire, schweben mir die Worte Montesquieu's wie Engel mit flammenden Schwertern vor. Unter Anderm sagt er dies: „Was mich an der Kritik empört, ist die aprioristische Superiorität, die man dem Kritiker unterschieben muß, wie er nur die Feder ergreift. Ein Gegenstand, über den man Jahre hindurch nachgedacht hat, wird apodiktisch von einem Kritiker verworfen oder angenommen. Ein Land, das viel Kritiker besitzt, ist arm an großen Männern, einem Buche verzeiht und soll man Fehler verzeihen, eine Kritik verdient keine Nachsicht, denn sie muß eher eine Sache des Gewissens als des Geistes sein und wiederum muß sie doch geistreich sein, um der Menge zu gefallen. Und wenn ich nun daran denke, daß die Kritik einem Raben gleicht, der die gesunden Körper flieht, um sich über einen Leichnam als Beute herzustürzen, so weiß ich nicht, ob man sie gar in der Literatur anerkennen soll, und doch ist eine gute Kritik in der Literatur nöthig." Man sieht hieraus, daß Montesquieu, der über Alles eine Meinung hatte, über die Kritik fast den Verstand verlor.

Ich gebe Ihnen daher blos eine Analyse von Gabriel. Sand schreibt schon seit einiger Zeit Dramen in der Revue des deux mondes, wovon das letzte diesen Namen führt. Daß ihre Dramen unaufführbar sind, läßt sich schon denken. Les sept cordes d'une lyre ist ein Unding, worin sich viele schöne Gedanken abspiegelten. Sonderbar, sie schreibt jetzt wie ein Anfanger, der viel verspricht. Ist dies ein gutes oder ein böses Zeichen? Ich weiß es nicht. Gabriel ist ebenfalls kein Kunstwerk, es ist so ein Wurf, den Sand hinschleuderte, um Geld zu heben, weiter nichts, aber die Hauptidee der Sand spiegelt sich darin leidhaftig ab, man sieht, daß dies ein Jugendgedanke ist, den jeder Dichter Jahre lang mit sich herumträgt, der aber ohne Ruhe ausgearbeitet wurde. Gabriel ist ein Mädchen, das als Knabe erzogen wird. Die Idee ist barock. Weil der Herzog von Brancante seinen Neffen nicht als Erbe einsetzen mag, will er sich und die Welt betrügen. Gabriel selbst lernt lateinisch und griechisch, reiten, schwimmen, schießen und fluchen, sie weiß nicht, daß sie Mädchen, was ziemlich unwahrscheinlich ist. Astolph, so heißt der Neffe, ist ein liebenswürdiger Verschwender, der die Welt durchstreift. Gabriel aber widersetzt sich dem Herzoge, sie will keine Ungerechtigkeit begehen und sucht ihren Neffen auf. In einer Kneipe, — sie besucht Kneipen — gibt's Händel mit Beutelschneidern, Gabriel erdolcht einen, Astolph, der Kneipenheld, macht sich über die anderen Mörder, die Polizei spielt eine lächerliche Rolle und somit ist die Bekanntschaft gemacht. Faustina heißt ein lockeres Mädchen, Antonio ein Herr, der sich ihrer erbarmt, weil Astolph sie nicht mehr mag. Bei einem Schmause verlangt Astolph von seinem Freunde Gabriel, der alle seine Schulden bezahlt und seine Capricen unterstützt, er solle sich als Mädchen verkleiden, da er so hübsch sei. Es geschieht. Es verlieben sich alle in ihn, und Antonio sogar erkennt ihn nicht. Beim Nachhausegehen aber, beim Auskleiden Gabriel's, der sein besonderes Zimmer hatte, erkennt der schon längst verliebte Astolph seinen Freund als eine Freundin, ein l und ein e mehr und es ist ein Mädchen. Der Dichter soll ja schaffen, warum soll er nicht Mädchen aus Buben, und Buben aus Mädchen schaffen können? Der Leser erräth dies nicht sogleich, doch wenn man das System Sand's kennt, so ist man gleich eingeweiht. Da dies Drama in 3 Abtheilungen erschien, so errieth es jedoch so Mancher nicht.

Darauf leben sie miteinander geheim, aber Astolph, auf sein Recht pochend, ist eifersüchtig und will Gewalt brauchen. Gabriel, denn jetzt ist er wieder ein Herr geworden, gerade wie die Sand, entflieht nach Rom, Astolph eilt nach. Antonio zweifelnd, ob Gabriel ein Mädchen ist, folgt ihr, er liebt sie, sie bleibt treu und schickt ihrem Geliebten beständig Briefe, worin das Wort hoffe steht, sie sieht mit Antonio und verwundet ihn. Faustina sucht Astolph zu verführen; denn sie liebt ihn wirklich, Gabriel in einem Domino hört das Gespräch, sie hat sich vom Papst — wenn man in Rom ist, muß man auch den Papst sehen — ein Memorio ausfertigen lassen, das ihr erlaubt ins Kloster zu gehen und Astolph als Erben erklärt. Sie steckt ihm dieses Papier in den Degenknopf, er zerreißt es, Faustina schleppt ihn fort, Gabriel sucht den Tod, den ihr ein gedungener Mörder des Herzogs auf der Brücke der Tiber gibt — dies der Plunder. Die ganze Sand, wie sie leibt und lebt, ist in diesem Gabriel abkonterfeit und deswegen ist es sehr interessant, aber das Drama hat sonst keinen Werth. Auch spricht man jetzt hier von Literatur nicht mehr, sie ist todt und begraben, die Politik hat sie gemordet, die Literatur trägt ihr die Schleppe, die aber nichts destoweniger schmutzig ist.

A. W.

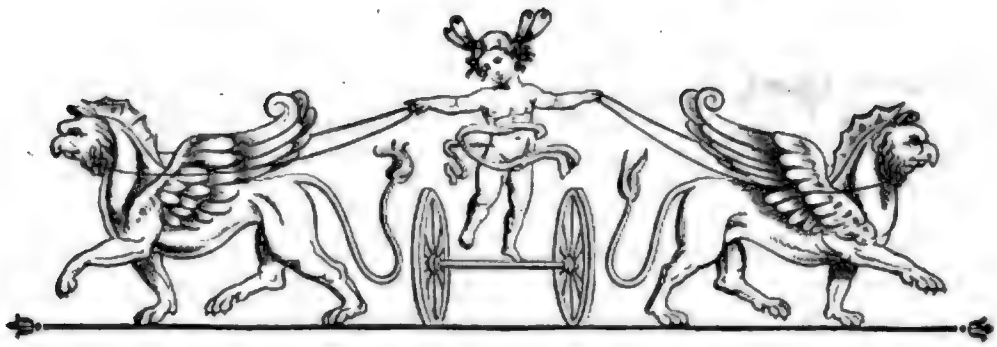
Notiz.

[Dramaturgisches.]

Zu unserm Artikel über die neuesten Arbeiten der dramatischen Literatur fügen wir noch die Anzeige folgender Dramen hinzu: Kamoens im Exil, in einem Act, von Uffo Horn (Wien, Mausberger); Edgar, in 5 Acten (zur Zeit der Heptarchie in England), von A. Schütt, Verf. der Psyche, (Freiburg im Breisgau, Wagner); Florenz's Befreiung, von Schabbey, einem in Paris lebenden Oesterreicher, dessen Drama ebenfalls dort gedruckt wurde. Wienbarg's Kritik wird auf diese Productionen hoffentlich eingehen.

Murggraff's „Täubchen" wird im September in München aufgeführt. Mad. Dahn gibt die Titelrolle. Von deutschen Bühnen, die sich um die Literatur bekümmern, verdient die weimarische besondere Auszeichnung. Sie gab Immermann's Ghismonda, auch Halm's Kamoens. Jetzt studirt sie Grillparzer's „Wehe dem, der lügt!" ein, hat „Richard Savage" angenommen und wird zweifelsohne Mosen's „Otto" geben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 170. — den 31. August 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eine Episode aus dem Leben.

(Beschluß.)

Umfangen vom Zauber der wohlthuendsten Einsamkeit, zurückgekehrt in mein ländliches Besitzthum, ist Ihr Brief der erste Gruß, der mich zu den Leidenschaften und dem Getreibe der Welt zurückführt. Sie beklagen, daß ich so wenig über meinen Neffen vermochte, und meinen, daß Sie an meiner Stelle glücklicher gewesen sein würden. Ich bezweifle dies keineswegs, ich wüßte kaum, was einer anmuthigen und etwas intriguanten Frau unmöglich sein sollte, niemals aber habe ich gesehen, daß auf solche Weise herbeigeführte Heirathen zum Heil gereicht hätten, und gewiß werden Sie mit mir einverstanden sein, daß von Allem, was man erleben mag, eine unglückliche Ehe das traurigste ist.

Wüßten Sie nur, wie wohl mir ist in dieser erquikkenden Stille, wie im säuselnden Rauschen der Bäume ein Liebesgruß liegt, den alle Stimmen in meiner Brust harmonisch beantworten, wüßten Sie es, Sie würden nimmer glauben, daß ich gesonnen sei, mich in kleine oder große Lebensfragen, außerhalb des Kreises, der mich hier umgibt, noch ferner mischen zu wollen. Mein Neffe ist mündig, die Gräfin ist es gleichfalls, so müssen sie denn Beide auf ihre Weise das Ziel erreichen, nach welchem uns Allen Ruhe verheißen ist.' —

---

6 Monate später.

Theure Henriette, ich werde Sie entzücken, denn ich stelle mich Ihnen als den Brautwerber meines Neffen vor. Wie vom Himmel gefallen ist mir ein Brief des jungen Freundes geworden, worin er mit großer Innigkeit und als sei nichts vorgefallen, mich beschwört, in seinem Namen der Gräfin Charlotte Herz und Hand anzutragen. Aerger über ihn erschütterte, Freude bewegte mich; ich wünsche sein Glück, dennoch verdrießt mich die Vorstellung, daß ihm nur zu bereitwillig vergeben werden wird. — Bei kälterer Ueberlegung söhnt freilich sein Brief mich mit ihm aus, sein Brief voll Herz und Seele, in welchem Verlangen und Bangen gleich lebhaft sich ausspricht. —

Charlotte ist in B. und gleich morgen reise ich dorthin ab. Wenn ich zu spät käme! Mein Neffe hätte es freilich wohl verdient. — Und was werde ich ihr sagen? Ich habe da in Wahrheit eine hübsche Rolle zu spielen! Ihre Wünsche sind mit mir, der Gedanke muß mich stärken.

Beide Gräfinnen empfingen mich mit Herzlichkeit; ob eine Ahnung Charlottens Herz bewegte? sie erblaßte bei meinem Anblick auf eine beunruhigende Weise, der eine Ohnmacht zu folgen pflegt; ihr ganzes Wesen aber sprach diejenige Fassung aus, welche ich immer an ihr bewundert. Wen würden indeß jene Seelenkämpfe nicht rühren, welche in leisen Abschattungen über ein ausdrucksvolles Antlitz gleiten!

Am Tage nach meiner Ankunft theilte ich meines Neffen Antrag mit; daſſelbe Erbleichen, daſſelbe nicht vergebliche Ringen nach Faſſung. Sie ſchwieg lange und fragte zuletzt kaum hörbar: ob dieſer Entſchluß jetzt durch mich herbeigeführt worden? Als ich dies beſtimmt verneinen konnte, flog der Verſuch zu einem Lächeln über ihre Züge, und die Augen ruhig zu mir aufſchlagend, ſagte ſie feſt: „Sie kennen meine Neigung für Radlow, und ich werde, was ich ſo lange für das Glück meines Lebens gehalten, auch jetzt nicht von mir weiſen, nur muß ich, bevor ich ihn wiederſehe, mit Beſtimmtheit den Beweggrund kennen, der ihn jetzt zu mir zurückführt."

„Sie wollen alſo, theure Charlotte, daß ein Trotzkopf bekenne, die Neigung zu Ihnen ſei ſtärker als Stolz und Starrſinn?"

Sie lächelte unter Thränen: „O, nein, nein, aber ich muß dieſe Frage beantwortet haben, um abzunehmen, wie glücklich oder unglücklich ich ſein werde."

Ein Bote iſt von mir an meinen Neffen abgefertigt; mag er nun ſeinen Frieden ſchließen, wie Geiſt und Herz es ihm eingeben.

Graf Radlow an die Gräfin Charlotte.

Geliebte Charlotte! meine, meine Charlotte! in dieſen Worten liegt der ganze Umfang meines Glückes, ich weiß es nur zu bezeichnen, indem ich Sie mein nenne. Daß ich es darf, heißt Ihnen eine Seligkeit danken, die mein ganzes Herz ausfüllt. Alle Wünſche deſſelben ſind in der Erreichung eines einzigen Verlangens untergegangen, ſo innig glücklich, ſo mit ſich verſöhnt mag ſelten ein Menſch ſein, als ich mich fühle.

Ich wußte, Sie würden mir vergeben, nicht allein aus ſüßer, entzückender Vorliebe, ſondern weil Ihr reines Herz zu faſſen vermag, daß man thöricht, ſchuldig ſein kann, ohne deshalb verwerflich zu ſein. Wüßte die Welt um den Zuſammenhang unſerer Trennung, nimmer würde ſie mir vergeben; die Anſchuldigung, welche der bitterſte Liebesſchmerz mir eingab, kann nur ein Herz verzeihen, welches weit über derſelben ſteht. —

Die Worte: Leidenſchaft empfinde ich nicht für Radlow, auch Liebe nicht! nun, wie ſchwer haben ſie mein Herz getroffen, wie hat es geblutet an dieſer Wunde, und als es ſich aufrichtete, wie hat der Stolz eines leider ſehr ſtolzen Mannes den Schmerz ewig aufgefriſcht und bis zur Unverſöhnlichkeit geſteigert. Seit jener Zeit iſt die Ruhe eines mit ſich einigen Gemüthes mir fremdgeworden, und ſeit ich Sie wiedergeſehen, wußte ich — daß ich nicht allein unglücklich ſei.

Ich ſehe den Vorwurf in Ihren lieben Augen: Sie wußten? Sie zweifelten nicht mehr, und dennoch! — Ja dennoch! Hier hört die Gränze der Verſtändigung auf, nimmer werden Sie zu faſſen vermögen, wie weit Leidenſchaft zu führen vermag. Ob kein ungroßmüthiger Gedanke meine Seele bewegte? Ich wage nicht, nein zu ſagen. Aber läßt ſo viel Aufrichtigkeit ſich vergeben, ſüße Charlotte, und werden Sie es mich nicht entgelten laſſen, Ihnen gehorſam geweſen zu ſein?

Glauben Sie nun, ein Trotzkopf habe, des Widerſtandes müde, ſich endlich gebeugt? Nein, theure Charlotte, ſo iſt es nicht, ſo wenigſtens nicht ganz; beſſere Gefühle, eine tiefe religiöſe Ueberzeugung führen mich zu Ihnen zurück, denn dem Manne, welcher das Leben äußerlich ernſt und kalt zu tragen verſteht, ſind im Innern alle jene heiligen und poetiſchen Gefühle nicht fremd, welche wunderbar auf ein Menſchenherz einwirken. Ein ſehr geringfügiges Abenteuer hat mich zu der Seligkeit des Lebens geführt. Bei meiner Reiſe durch D. fuhr der Poſtillon meinen Wagen mit ſolcher Unvorſichtigkeit einem Eilwagen entgegen, daß dieſer beſchädigt und umgeſtürzt, ich aber beſinnungslos in das nächſte Haus getragen ward. Als ich erwachte, fiel mein Blick auf Herrn Sternfeld, ich befand mich in ſeiner Wohnung und unter ſeiner Pflege. Mein erſter unwillkürlicher Impuls war, die Augen wieder zu ſchließen, und als der herbeigeführte Wundarzt vor Allem Ruhe empfahl, fühlte ich mich glückſelig, der Einſamkeit überlaſſen zu werden.

Deſſen ungeachtet hatte jener unwillkommene Anblick ſüße Erinnerungen geweckt, und ſo mochte es geſchehen, daß ich, mit wachen Augen liegend, in jenes Sinnen von unbeſtimmter Farbe mich verlor, welches dieſer Welt nicht anzugehören ſcheint. Mir war, als ob ein Körperband nach dem andern ſich löſe, um in rein geiſtige Fähigkeit überzugehen, ein unnennbar freies unkörperliches Gefühl durchſtrömte mich, eine Stimme aus den Wolken verkündete mir, ich ſolle in eine ſchöne beſſere Welt verſetzt werden, in eine Welt, die wir den Himmel nennen.

Schwebend emporgehoben, fühlte ich die Erde unter mir ſchwinden, und in unabſehbar lichtvolle Räume mich verſetzt. Wunderbare Geſtalten umgaben mich, unendlich ſchön, von rieſiger Größe ſchwebten einige derſelben um mich her, wogegen Andere, klein und mißge-

staltet, nur um so mißfälliger erschienen. Dieselbe Stimme rief mir zu: „Siehe hier, Lohn und Strafe! Die herrlichen Gestalten, welche Dich umgeben, verdanken ihrer Tugend, der Ausdauer im Guten die Höhe, zu welcher sie herangewachsen, die Mißgestalten, welche Du erblickst, das ist Eure Hölle. Wer auf dem besten Wege sich erhalten will, sucht hier die ihm verwandte Seele, um mit derselben vereint das edelste Ziel zu erreichen. Beklagenswerth ist, wer diese Seele verläßt."

Noch tönten diese Worte in mein Ohr, da schwebte die Gestalt der einzig Geliebten, Ihre Gestalt, theure Charlotte, hoch und schön mir entgegen; ich selber erschien mir nicht ungestaltet, aber klein; Ihre Hand erfassend, diese liebe Hand fest und immer fester haltend, wuchs ich bis zu Ihnen heran, in gleicher Höhe. Abermals hauchte jene sanfte Geisterstimme: „Kehre zur Erde zurück, nur gewahren solltest Du, was Deiner harrt, wenn Du getreu bist." In demselben Augenblicke fühlte ich mich auf unsere Welt zurückversetzt, eine unendlich beengende Empfindung befiel, Kopfschmerz betäubte mich, dennoch behielt ich klare Erinnerung dieser merkwürdigen Vision. Es lag etwas überirdisch Seliges dabei zum Grunde; o, gewiß, theure Charlotte, es gibt eine Verheißung und eine Erfüllung. —

Ruhigem Bewußtsein zurückgegeben, trat Ihr liebes Bild vor meine Seele; wie viel Wahrheit, welche Mahnung in jenen Träumen! Klein erschien ich neben Ihnen, ich verdiente es zu sein. Sollten wir uns dort erst finden? Gefunden hatten wir uns längst, und wenn gute Geister den Menschen beigesellt sind, deren leise Warnung sie nur zu oft überhören, so war es ein sehr guter Engel, welcher mich die Hand erblicken ließ, die auf dem Wege des Guten mich erhalten wird. — Seltsam genug, habe ich in der Wohnung des Mannes, der mittelbar unsere zweite Trennung veranlaßte, der Stimme meines Herzens nach so langer Zeit endlich Gehör gegeben. Die erste Gabe, welche ich Ihnen zu Füßen legen darf, wird von seinen kunstfertigen Händen ausgehen.

Rasch wird Ihr glückseliger Freund seinem Briefe folgen, er zählt die Minuten, bis die liebsten Augen ihm verheißen werden, daß er nicht vergessen und nicht gehaßt ist. Wunderbares Geschick! zwei Menschen, welche aus Grundsatz von den einfachsten Lebensansichten nie abgewichen, welche sich jedem phantastischen Eindruck absichtlich entzogen, vereint ein Traum! Ein Traum aber, voll der glückseligen Offenbarung, daß Reue zu versöhnen und zum Glück zu führen vermag, so bald sie dem rechten Boden entsprießt. Auf Wiedersehen, meine Charlotte, auf Wiederfinden, auf nie mehr Verlieren! —

Correspondenz.

Aus Berlin, den 5. August.

[Französische Bilder; Hr. v. Olfers.]

Nachdem die Werke der neueren französischen Malerschule, mit denen uns der Kunsthändler Herr Sachse zuerst bekannt gemacht hat, bei dem hiesigen Publicum eine dem Werthe derselben angemessene Anerkennung gefunden haben, versuchte auch neuerdings der Kunsthändler Herr Kuhr, im Hotel de Russie, unter mehreren bekannten älteren Gemälden und Aquarellen, einige recht achtungswerthe Werke französischer Künstler öffentlich auszustellen, und das kunstliebende Publikum gegen ein Eintrittsgeld zur Besichtigung und zum Kauf derselben einzuladen. In dem zu diesem Zwecke von Herrn Kuhr angefertigten, in der Form verfehlten, Verzeichniß findet man sein Urtheil und seine Gefühle über die ausgestellten Werke ausgesprochen, wodurch allerdings dem Urtheil des Publicums auf unpassende Weise vorgegriffen wurde, da diesem unter solchen Umständen ein derartiges Recht wohl nicht streitig gemacht werden sollte. Das Interesse für diese kleine Ausstellung war im Allgemeinen nur gering, indem sich wenig Besucher, und wegen der allzu hohen Preise der Bilder, keine Kaufer gefunden haben. Herr Kuhr will nun diese Bilder in anderen Städten öffentlich ausstellen. Wesentlich mag zu diesem wenig vortheilhaften Resultate der Umstand beigetragen haben, daß in dem Lokal des Kunsthändlers Herrn Sachse eine sehr reiche Sammlung französischer Bilder von ganz vorzüglichem Kunstwerth gleichzeitig angekommen war, deren Besichtigung Jedem unentgeltlich frei stand, und wo man zugleich in dem Herrn Sachse einen freundlichen Führer fand, der, sich aller Lobpreisung enthaltend, nur die Vorzüge der Kunstwerke durch die allgemeine Stimme des Publicums vernehmen wollte. Es fanden sich daher auch, wie zu erwarten war, die Kunstfreunde in seinem Lokal in Menge versammelt, und die Käufer, die sich für einen sehr mäßigen Preis in den Besitz eines vorzüglichen Kunstwerkes setzen konnten, blieben nicht aus. Ein Theil dieser Bilder ist demnach schon in den Händen der Kunstliebhaber; unter den verkauften Bildern erinnern wir nur an die Werke eines Leopold Robert, Winterhalter, Roqueplan, Jacquand, Giroux, d'Orschvillier, Fleury, Biard, Villeret, und freuen uns, daß diese unserer Stadt erhalten worden sind. Unter den käuflichen Bildern finden sich noch Namen wie Gudin, Roqueplan, Ary Scheffer, Jacquand, Isabey, Villeret, Mozin, Röhn, Deveria, Franquelin und vorzüglich eine 5 Fuß lange und 4 Fuß hohe Landschaft von Giroux, den Mont St. Michel darstellend; diese letzte Landschaft ist von einer bewunderungswürdigen Naturwahrheit und einem glänzendlebendigen Colorit, würdig eine königl. Gallerie zu zieren. Bei dieser

Gelegenheit sprechen wir wiederholt den Wunsch aus, daß unser kunstliebendes Gouvernement recht bald darauf Bedacht nehmen möge, ein Museum für Bilder neurer Künstler anzulegen, welches der Kunst einen größeren Aufschwung geben würde, als die Kunstausstellungen, und alle Kunst- und Gunstvereine. Irren wir nicht, so soll dieses zu bewerkstelligen eine Lieblings-Idee des neu ernannten Directors der Königl. Museen, Herrn v. Olfers sein; durch Ausführung dieses so allgemein ausgesprochnen Wunsches würde er seiner Stellung eine große Popularität geben. In diesem an Kunst-Ausstellungen so reichen Jahre steht uns nun noch die von der königl. Kunst-Akademie bevor. Die Aussichten dazu dürften eben nicht günstig sein, da die düsseldorfer und französischen Bilder bereits schon zur öffentlichen Besichtigung gekommen sind, und diese es gerade sind — wie die Erfahrung gelehrt, welche jener großen Ausstellung hauptsächlich Glanz verliehen haben. Es möchte endlich wohl an der Zeit sein, besonders weil so viele Kunstwerke aller Nationen sich hier häufen, wenn die Akademie den Eintritt zu ihrer Kunstausstellung wie in andern großen Städten unentgeltlich gestattete, was bei uns noch das Gute mit sich führen dürfte, daß der Eigennutz Vieler, der bei Vertheilung der namhaften Ausstellungsgelder sich neuerdings so auffallend gezeigt hat, ganz und gar sich nicht mehr geltend machen könnte. Im Interesse der Sache dürfte es übrigens zu erwarten sein, daß diesem Uebel in diesem Jahre durch eine wahrscheinlich sehr geringe Einnahme von selbst abgeholfen werden wird! — ††.

Notizen.

[Rüge einer schweren Druckſünde.]

Unter diesem Titel bringt das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" in No. 73 eine bereits allgemein gefühlte Anklage gegen die Cotta'sche Buchhandlung zur Sprache. Sie betrifft die Nachlässigkeit, womit Schiller's Werke der Nation übergeben werden. Die Theilnahme des Publicums ist groß genug, um correcte, wohlrevidirte Ausgaben zu verlangen. „Nun aber nehme man, heißt es im Börsenblatt, den 10. Band der neusten Taschenausgabe zur Hand und lese von S. 36 an. Da wird man finden, daß, obschon die Seitenzahlen regelmäßig fortlaufen, das Ende des §. 20, und fast der ganze §. 21 fehlen und sonach dieser interessante Aufsatz ein völlig defectes Fragment bleibt. Noch strafbarer ist diese Vernachlässigung, als, nach der im Anfang des Aufsatzes gegebenen Notiz, derselbe zum ersten Male erscheint, also vor allen einer genauen Correctur und Revision erheischte." — Ein andrer Vorwurf trifft die Cotta'sche Verlagshandlung in Betreff der Goethe'schen Werke. Bei jeder Ausgabe hat man nämlich immer ein neues Stück, das man bislang zurückhielt, hinzuzufügen gewußt, so daß Niemand Goethe's sämmtliche Werke besitzt und beim Erscheinen einer neuen Ausgabe die alten stets defect sind. Dies ist ein kaufmännischer Kunstgriff, der bei den Nationalwerken ersten Ranges, für welche die Theilnahme Deutschlands groß genug ist, unverzeihlich bleibt. Das Börsenblatt sollte auch hiervon Notiz nehmen. —

[Goethe und die Gräfin Stolberg.]

Die Briefe Goethe's an die unbekannte Geliebte, die Gräfin Auguste Stolberg, welche der letzte Jahrgang der Urania brachte, sind von der Brockhaus'schen Buchhandlung in Leipzig auch einzeln ausgegeben in einem hübschen Bändchen. Diese Kleinodien aus der harmlosen Frühlingszeit des großen Dichters halten uns den Werther-Goethe, das Kind Goethe, fest und sind um deswillen von größerer Bedeutsamkeit als alle brieflichen Mittheilungen aus den Nebenstunden des Greises Goethe. Sie beginnen mit dem J. 1775, in welchem J. die zweite Ausgabe von Werther's Leiden erschien, und Egmont gedichtet wurde. Mit dem Auftreten Goethe's in Weimar wird die Mittheilung spärlich. Mit dem neunzehnten Briefe beginnt das Stillschweigen, das die Gräfin erst 1822 mit dem großen Bekehrungsbriefe bricht, den, so viel wir wissen, der geh. Rath von Müller in Weimar dieser Sammlung beisteuerte, die wir Herrn A. v. Binzer in Cöln verdanken. Wir verweisen auf unsern Artikel in Nr. 217. (November 1838.)

[Graf Kalckreuth.]

Vom Grafen Friedrich Kalckreuth, dem Sohne des Feldmarschalls, der früher in Dresden glänzend lebte, und als dramatischer Dichter in der Literatur auftrat, brachte die Minerva in ihren Februar-, März- und Aprilheften interessante Artikel, zur geschichtlichen Kritik gehörig. Graf Kalckreuth ist bereits ein Funfziger. Lange Zeit war er wie verschollen, wenigstens war sein Aufenthalt ein Räthsel. Endlich erfuhr man, daß er in der Nähe von Herrnhut in ländlicher Zurückgezogenheit gelebt. Gegenwärtig aber hat er sich nach Paris gewandt, um die Memoiren seines Vaters, die derselbe angeblich selbst dictirt, deutsch und französisch zu ediren. Das Selbstdictirte in den Memoiren wollen jedoch Sachkundige, oder vielmehr Personenkundige, geradezu läugnen.

[Guttenstein's Lebensbilder.]

Wir gaben von Dr. Guttenstein Reiseskizzen aus alten Familienpapieren in den Jahren 1778—1782. Diese in der naiven Harmlosigkeit unserer Altvordern treuherzig mitgetheilten Dokumente unserer früheren Zustände finden wir im Freihafen (Hft. 3. 1839.) fortgesetzt. Die dortigen Berichte schildern Sachsen, Berlin und Hannover in jener Zeit. Zu welch' interessanter Parallele fordern sie auf!

Druckfehler.

In Nr. 165. S. 657 lese man statt Hapeldean: Hazeldean. Daß dieser schottische Name übrigens im Deutschen Haßeldien ausgesprochen werde, dürfte für die Kenner jenes Idioms kaum zu bemerken nöthig sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei der Bücher-Anzeiger Nr. 20. von G. Basse in Quedlinburg.)

Inhalt.

No. 148.

Umrisse zur Geschichte der Liebe. Von Rudolph Kausler.
Correspondenz. Aus Hamburg. (Beschluß.)
Notizen.

No. 149.

Umrisse zur Geschichte der Liebe. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 150.

Umrisse zur Geschichte der Liebe. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 151.

Umrisse zur Geschichte der Liebe. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris.
Notizen.

No. 152.

Umrisse zur Geschichte der Liebe. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

No. 153.

Umrisse zur Geschichte der Liebe. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 154.

Die Gemäldesammlung des Marchese de las Marismas zu Paris. Von J. Duesberg.
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notizen.

No. 155.

Weltgeist. Von Karl Beck.
Die Gemäldesammlung des Marchese de las Marismas zu Paris. (Beschluß.)
Shelley und die Bühne. Von ÷.
Notizen.

No. 156.

Ein Brief aus Paris. Von A. Weill.
Correspondenz. Aus Berlin und Potsdam.
Notiz.

No. 157.

Das Recensenten-Kunststück. Novelle von Dr. Schiff.
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 158.

Das Recensenten-Kunststück. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 159.

Das Recensenten-Kunststück. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 160.

Das Recensenten-Kunststück. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notiz.

No. 161.

Das Recensenten-Kunststück. (Beschluß.)
Notizen.

No. 162.

Die Dramatiker der Jetztzeit.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 163.

Ein Brief aus Schleswig-Holstein. (Ueber den dortigen Sprachkampf.) Von E. C.
Die Dramatiker der Jetztzeit. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 164.

Ein Brief aus Schleswig-Holstein. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 165.

Schottische Balladen und Lieder. Deutsch von W. Gerhard.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 166.

Eine Episode aus dem Leben. Von Fr. v. W.
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 167.

Eine Episode aus dem Leben. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

No. 168.

Eine Episode aus dem Leben. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 169.

Eine Episode aus dem Leben. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notiz.

No. 170.

Eine Episode aus dem Leben. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

(Hierbei eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brossut jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hahn und Ludwig Moser. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 1stes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 16 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regia auspicia edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schynaoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neunundddreißigster Jahrgang.

September.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1839.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

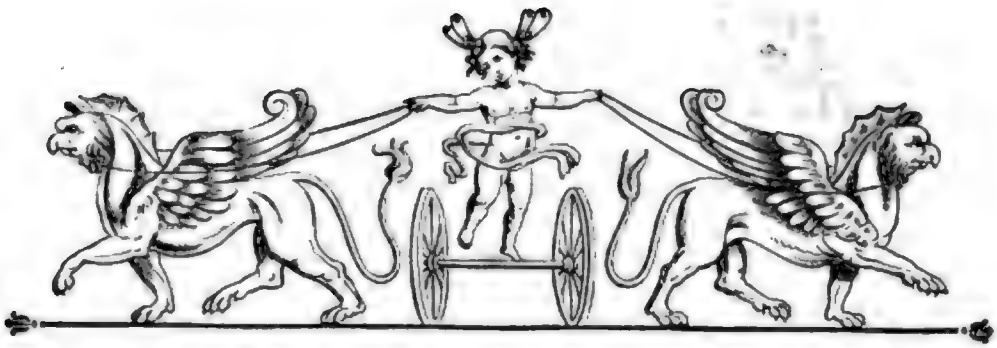
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 171. — den 2. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Novelliſtiſche Skizzen,

von Karl Beck.

1.

Du ſollſt nicht ſtehlen!

War die Frau des Kaufmanns Sandor nicht ſtets im Kreiſe junger, blühender Geſtalten, ſo war ihr bang und unheimlich zu Muthe, ſo war es um einen heitern Tag geſchehen. Ein pockennarbiges Antlitz, eine rohe Hand, eine Zahnlücke ſcheute ſie mehr als eine Spinne, und nur mit wüſtem Grauen gedachte ſie der Zeit, wo ihr, vielleicht nach zwanzig Jahren, der Spiegel hohle Wangen und welke Lippen weiſen könnte. Als eine der reizendſten Damen in Peſth geprieſen und beneidet, im Beſitze eines krauskopfigen, braunäugigen Gatten, den ſie jetzt noch eben ſo fromm anbetete, wie in den erſten Tagen ihrer Liebe, duldete das abergläubiſche Ungarweib keine häßliche Umgebung. Mochte die fleißigſte, ehrlichſte Magd ſich zum Dienſt melden, — ſie zog troſtlos ab, hatte ſie zufällig rothes Haar, oder waren mehr als zwanzig Jahre an ihr vorbeigegangen. Nur eine rothe ſchwellende Lippe ſollte ihr in der Küche die Suppe vorkoſten, nur ein weiches Händchen, gleichſam ſegnend und beſchwörend ihr die Locken kräuſeln, ihr war ſo wohl dabei. Noch viel wohliger aber ihrem melancholiſchen Heinrich, der zu dem lockenden Heidenthume ſich bekennend, das ſeine Mutter träumeriſch predigte, trotz ſeiner ſiebzehnjährigen Jugend mit Augen und Lippen oft glühend gebetet und noch öfter glühend geſündigt hatte.

Niemals war eine Magd von ihrer Herrin mit ſüßeren Zärtlichkeiten überhäuft worden, als die ſtille Veronika. Sie durfte nicht ſcheuern, nicht Holz und Waſſer tragen: ſie war ja kaum hingehaucht, dieſe bunte Seifenblaſe, und kaum funfzehn Jahre. In der Geſindeſtube ſollte ſie ſich wenig blicken laſſen, — wie leicht konnten nicht die Farben dieſes Regenbogens von einer täppiſchen Hand verwiſcht werden! Sie aß mit an der Herrentafel, ſie durfte Hut und Schleier tragen, und ausgehen, wenn ſie wollte. Dann beſuchte ſie blos ihren armen alten invaliden Vater, der von einer allerhöchſten Sechskreuzergnade zehrte, dem ſie mit hundert Freuden ihren klingenden Lohn zutrug. Sie brauchte ja nichts; er aber ſollte an langen Winterabenden ein kleines Spielchen machen, und beim Glaſe Wein, bei dem Dualm der rothen Thonpfeife, von ſeinen Huſarenabenteuern, vom ſtolzen Trabe ſeines Rößleins und ſeinem zerſchoſſenen Arme erzählen: er that es gern und hundert Mal. „Du biſt mir darum lieb geworden, Veronika," ſagte der Kaufmann, „bindeſt Du dem Greiſe die Zunge, nimmſt Du ihm die Gelegenheit, mit ſeiner Vergangenheit groß zu thun, ſo wird ihm das Leben öde, wie dem jugendlichen Schwärmer, der die Pläne einer erträumten Zukunft in ſeiner Bruſt verbergen muß." Verſtand ſie ihn auch nicht völlig, ſo heftete ſie doch unwillkürlich die großen Augen auf den Sohn des Hauſes. Die Blicke trafen ſich, es war, als ob ein Him-

mel in den andern ſchaute. Dem Mädchen war es namenlos wohl, es lebte nur, um geliebt zu werden. Die Koſtbarkeiten im Silberſchranke zu bewahren und blank zu halten, war eine leichte Mühe; das Mädchen war mehr ein Götze, den ſich die Herrin für ihr ſchönes Heidenthum auserleſen hatte.

Was biſt Du denn mit einem Male ſo ganz verzaubert, herzig Kind? Funfzehn Jahre kaum, und ſchon verliebt? Geh, Schelm, mit Deinem: Nicht doch! nicht doch! Sah ich nicht, wie Du ihm verſtohlen am Rocke zupfteſt und ſeinen Fuß trateſt feſt und feſter, ſeine Hand an den Buſen drückteſt, ſie küßteſt und dabei zum Himmel aufſahſt und leiſe ſeufzteſt: Ach Gott, ach Gott! Was läßt Du Dir die Karte ſchlagen und lächelſt, wenn die Zigeunermutter vom Blondin ſpricht? Und weißt Du denn mit Deinen rothen Lippen nichts Anderes anzufangen, als zu küſſen? Du hätteſt nie geküßt? Küſſen wäre Sünde? Was hat Dein Knäblein doch viel blaue Streifchen auf den Wangen? Hat der ſcharfe Sturm ſeine zarte Haut verletzt? Hat ihn ein Kätzchen gekratzt? Er ſollte Dich nicht ſtreicheln, wenn Du ihn immer beißen willſt, Kätzchen!

Heinrich und Veronika liebten ſich. Das unſchuldige Mädchen wußte das nagende Gefühl in ihrem Herzen nicht zu deuten, — nur ſo viel war ihr klar, daß ſie ihn mehr als ihren Vater liebte, daß ſie freudig für ihn ſterben könnte. Auch er trug ein namenloſes Weh mit ſich herum, er war ſtill und wehmüthig und durch den Anblick des Mädchens beſſer geworden — er wußte, daß er ſie liebte. Der Sohn eines wollüſtigen Himmelſürſches, als Kind bereits ein Liebling der Damen, geherzt, geküßt und verzogen, mit einer gern geſehenen Harmloſigkeit begabt, ſchönen Frauen die Locken zu zerwühlen, mit zärtlicher Stimme ſich Ringlein zu erbetteln, und ſo kindlich dabei umherzuſchauen, hatte er allzufrüh gelernt, was man Liebeln nennt. Nun aber war ihm ſonderbar zu Muthe; zu der Luſt, ſeinem Mädchen die Haare zu ſtreicheln und es ſtundenlang anzuſchauen, geſellte ſich ein ſchneidendes Weh in ſeiner Seele. Er mied alle Geſellſchaft und wandelte ſo fromm und ſelig durch die Straßen, als wallte er in die Kirche. War doch ſein ganzes Leben jetzt eine lange Wallfahrt zu einem wunderthätigen Heiligenbilde! Vater und Mutter ahnten nicht ſein ſchmerzliches Glück, ſie freuten ſich nur, daß er ernſt geworden. Nur Tantchen Eliſabeth, die bei ihrem Bruder wohnte, die ihren Bräutigam ſchon vor funfzehn Jahren begraben, wußte um das Geheimniß der Liebenden.

„Wenn Du mich mit ſolchen Blicken anſiehſt, Heinrich, mit ſolcher Stimme mir ſchönen guten Morgen bieteſt, und Dich dann ſchüchtern in eine Ecke drückſt, ſo willſt Du gewiß betteln," ſagte Eliſabeth. „Brauchſt Du wieder Geld, mein Goldſöhnchen? Bei mir iſt's leider jetzt Ebbe, aber ich will ſchon das Mütterchen beſtürmen. Der Vater iſt verreiſt, ſiehſt Du, die Gelegenheit macht ſich wie von ſelbſt. Laß nur mich ſorgen, ich gebe vor, daß Du neue theure Bücher brauchſt. Nein, Schelm, Bücher haſt Du wohl genug — aber Du willſt die kleine Veronika überraſchen, willſt ihr ein Kleid kaufen, Ohrgehänge, Ringlein, nicht wahr?"

„Ich brauche kein Geld, gute Betty, aber, —" er ſchien zu horchen, eilte dann auf die Thür zu und verriegelte ſie ſchnell, „ich will kein Geld, Tantchen, — aber ſieh nur her!" Er warf ſeinen Mantel ab und legte ein Paket vor das erſtaunte Mädchen hin, das mit vorſichtigen Fingern den geheimnißvollen Inhalt unterſuchte.

„Blitzjunge! Welch koſtbarer Stoff zu einem Kleide! Haſt Du denn ſelbſt gewählt? Einfach und reizend und nach der neueſten Mode! Du machſt ja eine kleine Königin aus dem Mädchen?"

„Und ſieh nur, Tante!"

„Ei, wie Du getroffen biſt! Das kleine Mädchen weint ſich gewiß die Augen roth vor Freude. Ach, auch ich habe einſt geweint, als er mir ſein Bild gab, es ſind ſchon funfzehn Jahre her, aber ich denke es noch wie heute. Ich habe es überall mit mir herumgetragen, und es andächtiger betrachtet als Kreuz und Geſangbuch. Es ſind ſchon funfzehn Jahre her, mein liebes Kind, Gott hat's mir längſt vergeben."

„Laß die Todten ruhen, meine Gute! — — Siehſt Du, heute iſt Veronika's Geburtstag, und ich möchte ſie ſo gern mit dieſen kleinen Geſchenken überraſchen, aber mir fehlt die Gelegenheit. Die Mutter bewacht ja den ganzen Tag das Mädchen, wie ihren Augapfel, — das bringt mich zur Verzweiflung. Und ich möcht' es ihr nicht flüchtig und verſtohlen geben, ich möcht' ihr dabei lang und innig die Hand drücken und ihr ungeſtört ins Auge ſehen. Willſt Du was wiſſen, Betty? Wenn Du mir erlaubteſt — ich würde ſchon mein Mädchen überreden — des Abends ein Stündchen oder zwei, — natürlich in Deiner Gegenwart — hier auf Deinem Stübchen zu weilen — ?"

„Aber, Kind, die Mutter wird des Abends nach Dir fragen!"

„Laß gut ſein! Du weißt, Tantchen, die Mutter geht früh zu Bette. Ich gehe vor, um Sieben Geſellſchaft zu beſuchen und nicht vor Zehn wiederzukommen. Ebenſo Veronika, die ihren kranken Vater pflegen will. Ach, der Alte iſt geſund und munter wie der Fiſch im Waſſer — wir lügen Beide ein klein Bischen, — es iſt ja keine Sünde, wir thun's doch aus Liebe. Siehſt Du, da gehen wir am Ufer der Donau auf und nieder, bis wir die Mutter ſchlummernd glauben, dann ſchleichen wir leiſe zu Dir. Indeſſen iſt es recht gemüthlich und warm in Deiner Stube und Du haſt ſtarken Caffee bereitet — Du verſtehſt ja das ſo gut, Tantchen, und —"

„Und, Du kleine Lügenbrut, Du Schmeichelkatze!"

„Ach, ſchilt mich nicht! Und während Du ſtrickſt oder in einem Lieblingsbuche blätterſt oder in Deine Vergangenheit Dich verſenkſt, wollen wir ganz mäuschenſtill dort im Winkel ſitzen oder nur leiſe flüſtern. Nicht etwa, daß Du's nicht verſtehen dürfteſt, was wir uns zu ſagen haben, nein, nur, daß wir Dich nicht ſtören, wenn Du ein Bischen einnicken ſollteſt. Weiſe mich nicht ab, Täntchen!"

„Mag's denn ſein! Einmal iſt Keinmal! Aber nun geh, Heinrich! Ach, was wirſt Du ſeufzen Kind, bis es Abend wird! Dieſer Tag iſt gewiß der längſte in Deinem Leben."

Es war elf Uhr vorbei. Veronika's Auge ſtand in Thränen, ſie preßte ſeine Hand krampfhaft an ihren Buſen und küßte ſie mit aller Inbrunſt der erſten Liebe. Sie küßten ſich heimlich, wie im Fluge, wie der Weſt, der über Blüthen ſtreift. Und wenn ich nur Deinetwillen ſterben könnte, und, ich habe ja nichts als Dich und meinen Vater auf der großen Erde Gottes, und, ich könnte die größte Sünde begehen Deinetwegen, und, Du liebſt mich gewiß nicht mehr, Heinrich, und, quäle mich nicht ungerecht, Liebchen, tönte wie Bienenſummen durcheinander. Laßt mich noch, um das Bild zu vollenden, die gute Eliſabeth zeichnen, die ſtumm und traumbefangen die Glücklichen betrachtet. Wer hat das Augenſpiel der Liebenden nicht beſungen, oder wie die Mutter ihr Kindlein anſieht und das Reh die Kleinen? Mich aber laßt den Blick eines Mädchens malen, das eine Blume war und nie gebrochen wurde, das die böſe Zunge der Welt eine alte Jungfer nennt, das Liebende bewacht, die da ſitzen, Aug' in Auge, in eine reizende Traumwelt verloren. Das iſt ein Blick, entſagend und beklagend, bemitleidend und beneidend, ſtreng und liebreich, rührend und gerührt — und unglückſelig, — ein Blick, der in Flammen ſieht und dabei an Thränen denkt. Armes Mädchen! von Gott und der Welt verlaſſen, nimmſt du dich noch Anderer, nimmſt dich noch der Glücklichen an!

Ein leiſes Pochen wurde an der Thür vernehmbar. Die Liebenden erblaßten, Eliſabeth legte als Zeichen des Schweigens die Finger auf die Lippen und löſchte ſchnell die Lampe aus. „Wer iſt's?" rief ſie mit erheucheltem, ſchläfrigem Tone, als das Pochen lauter und anhaltender wurde.

„Schläfſt Du ſchon, Betty?" fragte eine flötentönige, bängliche Stimme, in der Heinrich ſogleich die Stimme ſeiner Mutter erkannte.

„Ich blies eben die Lampe aus. Aber was treibſt Du ſo ſpät zu Nacht, Amalie? Hat Dich ein böſer Traum erſchreckt?"

„Bleib ruhig, gute Schweſter, aber mir bangt ſo ahnungsvoll um Heinrich. Er verſprach, um Zehn wieder einzutreffen."

„Sei ruhig, Kind! Junger Menſch, luſtige Geſellſchaft! Mir verſprach er um Mitternacht wiederzukommen, und er hat noch immer Wort gehalten."

Stimme und Schritte verhallten im Saale draußen. Eliſabeth brannte nicht wieder die Lampe an, denn der Mond war groß hervorgetreten und ſah ſo geiſterhaft bleich wie die Angſt auf dem Antlitz der Liebenden. Mit lächelnder Miene und drohend aufgehobener Hand ſtand ſie vor ihnen. Veronika hatte zitternd ihre Kniee umklammert. „Wie ſoll ich Dir danken, wie kann ich Dir's je vergelten?" rief Heinrich, „nie, niemals werde ich Dir das vergeſſen!"

„Es ſchlägt Mitternacht, geh', mein guter Heinrich," bat Eliſabeth. „Das Mütterchen könnte leicht zum zweiten Male kommen. Veronika bleibt bei mir, wir wollen heute noch viel plaudern, recht viel von Dir, hörſt Du?"

Aber er hörte kaum. Wie entſeelt ſtand er da mit geſenktem Haupte, bis ihn gewohnte heiße Küſſe wieder ins Leben brachten. Still griff er nach der Thürklinke, ein wehmüthiges: gute Nacht! flüchtete von ſeinen Lippen, und als er ſich nochmals umwandte, ſah er, wie beide Mädchen inbrünſtig ihre Hände gefaltet — zwei warme grübchenvolle, — zwei kalte, dürre Hände. Hier betete eine blühende Roſe zur irdiſchen, dort eine geknickte Lilie zur himmliſchen Liebe.

Heinrich's Geburtstag rückte näher und näher, der verliebte Träumer dachte nicht daran. Seine Theuere und

sein Theuerstes, die kleine Veronika, schwiegen mit Willen, ihn tiefer und tiefer einzulullen und dann um so freudiger zu überraschen. Das schöne häusliche Fest war des Mädchens Tags- und Nachtgedanke. Wenn sie Nachts vor dem Spiegel stand und die schwarzen langen Zopfe entwirrte, die mit rothen Bändern durchflochten waren, hielt sie plötzlich inne und holte sein Bild aus dem kleinen Schranke: „Ach, Heinrich, wie ich Dich liebe, — es ist unerhört! Heiße mich die größte Sünde begehen, Dir eine Freude zu machen, und ich besinne mich keinen Augenblick." Wenn sie vor dem Silberschranke stand, die Kostbarkeiten anhauchte und mit den Linnen geschäftig darüber fuhr, erröthete sie plötzlich, als ob sie sich auf einem lockenden Gedanken ertappte, und sah scheu umher, ob Niemand das Stillleben ihrer Seele belauschte. Und sie lächelte still vor sich hin und schlug freudig in die kleinen Hände und legte dann wie verwundert und über sich selbst erstaunt den Zeigefinger auf die rothen Lippen, wie es die Kinder thun, wenn sie sich schämen vor den Leuten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

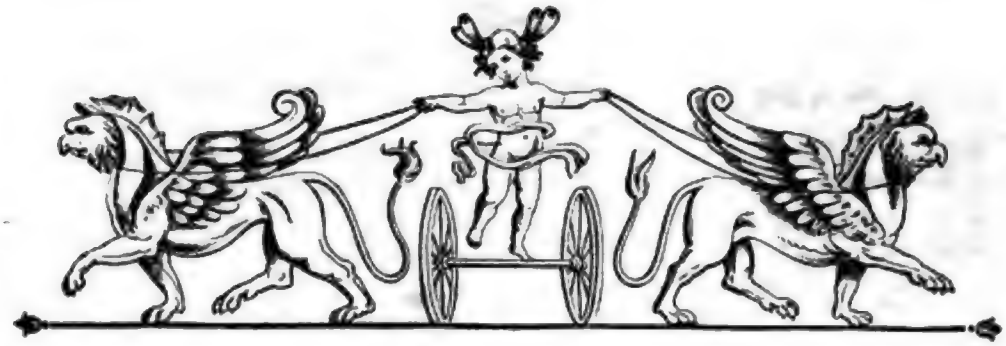
Aus Dresden, im August.

[Ternite's Lithographien.]

Mit vollem Rechte kann man es sagen, daß die Herausgabe der Wandgemälde aus Pompeji und Herkulanum, von W. Ternite, die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde und Künstler erregt. Ternite hatte während seines Aufenthaltes in Neapel das seltene Glück, diese Denkmäler des hohen Alterthums calkiren zu dürfen, und jetzt stellt er uns mit Gewissenhaftigkeit und Treue diese Zeichnungen in wohlgelungenen Lithographien vor Augen. Sind mehrere der Bilder, welche das erste Heft bringt, auch schon durch das Prachtwerk: Pitture d'Ercolano bekannt — von Zahn's verfehltem und gewissenlosem Unternehmen in seinen „Ornamenten aus Pompeji" kann nicht mehr die Rede sein — so sind Ternite's Nachbildungen durch eine größere Objectivität in der Auffassung und Sorgfalt in den Zeichnungen allen bis dahin erschienenen Werken der Art vorzuziehen; er hat diese an Ort und Stelle mit den Originalen verglichen, und da er keine treuen Darstellungen vorfand, so fühlte er sich wohl aus höheren Gründen, als die der gewöhnlichen Speculation berufen, die mühsame Arbeit der Durchzeichnung zu beginnen. Ohne Bedenken können wir daher Ternite's Nachbildungen, besonders die, welche er selbst lithographirt hat, als neu bezeichnen, indem vorzüglich bei Werken des Alterthums schlechte Editungen als nicht existirend zu betrachten sind, und auch sehr bald in völlige Vergessenheit verfallen, wie solches den Werken der Herren Zahn und Gerhard bereits widerfahren ist. Goethe erkannte dieses bei der Durchsicht der Ternite'schen Zeichnungen sehr wohl, sprach sich darüber im 6ten Bande 1stes Heft von Kunst und Alterthum weitläufig aus, und nannte die ganze Sammlung „einen großen Schatz in mehrfacher Beziehung, deren weiteres Bekanntwerden bei den Kunstfreunden einen richtigern und höhern Begriff von der Malerei der Alten erwecken würde, als aus Kupferstichen sonst zu gewinnen war." Es wäre nicht unzweckmäßig gewesen, diesen ganzen trefflichen Aufsatz von Goethe dem Werke als Einleitung vorzusetzen, indem Goethe sehr wahr den Standpunct angibt, aus welchem diese Ueberreste der Alten betrachtet und beurtheilt werden müssen. — Als ganz vorzüglich gelungen ist in diesem ersten Hefte außer den durch Ternite selbst ausgeführten Blättern der durch Asmus vortrefflich vollendete farbige Steindruck einer sinnenden Muse zu nennen, wohl das gelungenste, was die Lithographie in dieser Art bis jetzt geleistet. In gleicher Beziehung ist auch noch das Titelblatt des Werkes anzuführen, welches außer der trefflichen Technik im farbigen Druck, auch noch als sehr brav in der antiken Zusammenstellung erscheint und Herrn Asmus alle Ehre macht. Sobald das zweite Heft erschienen, wird man ausführlicher das ganze Unternehmen beurtheilen und besprechen können, und es ist auch zu hoffen, daß Ottfried Müller durch das Gelingen eines solchen wahrhaften Prachtwerkes ermuntert und angeregt, bei Ausarbeitung des Textes uns mehr Gehalt liefern wird, als es bis jetzt im ersten Hefte geschehen ist. Was wir bei unserer Anwesenheit in Berlin von dem zweiten Hefte gehört und zum Theil gesehen haben, glauben wir es als viel reichhaltiger und neuer in Darstellungen bezeichnen zu können, als es das erste Heft ist; unter andern wird dasselbe eine, so viel uns bekannt, noch unedirte Vorstellung enthalten, welche Ottfried Müller als „Bacchus die Komödie costumirend" benennt. Dieses überaus schöne Gemälde aus dreizehn Figuren ist wahrscheinlich gar nicht mehr vorhanden. Herr Ternite fand es in einem Hause zu Pompeji, also noch unausgegäßt vor, und auch wir hatten Gelegenheit, es in diesem Zustande zu sehen. Es war ohnehin schon beschädigt, und wird bei der abscheulichen und verderblichen Behandlung der Custoden ohne Zweifel seinen Untergang gefunden haben. Die Custoden gießen nämlich beim Vorzeigen der aufgedeckten Gemälde Wasser darüber, um dadurch einen augenblicklichen Firniß zu erzeugen, den aber alsbald die Sonne verzehrt und dadurch auch die Zerstörung der Farben herbeiführt. Warum der Verleger, Herr Reimer in Berlin, nicht dafür gesorgt hat, daß die beabsichtigte Ausgabe in französischer Sprache zugleich mit der deutschen erschienen ist, bleibt unbegreiflich, um so mehr, da Herr Reimer, ganz gegen seine Gewohnheit, keine Kosten gescheut, und im Papier, Druck und der ganzen Ausstattung ein wahres Prachtwerk hat erscheinen lassen, an dem, als solches, in keiner Beziehung ein Tadel gefunden werden kann.

Mit Verlangen und Theilnahme sehen gewiß alle Künstler und Kunstfreunde einer raschen Fortsetzung des Werkes entgegen, und wir schließen mit Goethe's treffenden Worten, indem er über Ternite's vollständige Sammlung der pompejanischen und herkulanischen Zeichnungen sagt: „Falsch Gedachtes findet sich in keinem einzigen dieser Bilder; durch und durch waltet reiner Sinn, freundlich naive Grazie; aus ihnen weht uns der milde Hauch besserer Zeit und Kunst an."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 172. — den 3. September 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von H. Heine.

I. Frühling.

Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Am Flusse sitzt die Schäferin
Und windet die zärtlichsten Kränze.

Das knospet und quillt und duftet und blüht —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Die Schäferin seufzt aus vollem Gemüth:
Wem geb' ich meine Kränze?

Ein Reiter reitet den Fluß entlang,
Er grüßt so lustigen Muthes!
Die Schäferin schaut ihm nach so bang; —
Fern flattert die Feder des Hutes.

Sie weint und wirft in den gleitenden Fluß
Die schönen Blumenkränze.
Die Nachtigall singt von Lieb' und Kuß —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!

II. Die Nixen.

Am einsamen Strande plätschert die Fluth.
Der Mond ist aufgegangen.
Auf weißer Düne der Ritter ruht,
Von süßen Träumen befangen.

Die schönen Nixen im Schleiergewand'
Entstiegen der Meerestiefe;
Sie nahen sich leise dem jungen Fant,
Sie glaubten wahrhaftig er schliefe.

Die Eine betastet mit Neubegier
Die Federn auf seinem Barette;
Die Andere nestelt am Bandelier
Und an der Waffenkette.

Die Dritte lacht und ihr Auge blitzt,
Sie zieht das Schwert aus der Scheide,
Und auf das blanke Schwert gestützt
Beschaut sie den Ritter mit Freude.

Die Vierte tänzelt wohl hin und her,
Und flüstert aus tiefem Gemüthe:
O, daß ich doch dein Liebchen wär',
Du holde Menschenblüthe.

Die Fünfte küßt des Ritters Händ',
Mit Sehnsucht und Verlangen.
Die Sechste zögert und küßt am End'
Die Lippen und die Wangen.

Der Ritter ist klug, er hütet sich fein
Die Augen aufzuschließen;
Er läßt sich ruhig im Mondenschein
Von schönen Nixen küssen.

III. Die Liebe.

(Vorwort zur neuen Auflage des Buches der Lieder.)

Das ist der alte Mährchenwald.
Es duftet die Lindenblüthe.
Der wunderbare Mondenglanz
Bezaubert mein Gemüthe.

Digitized by Google

Ich ging fürbaß, und wie ich ging
Erklang es in der Höhe.
Das iſt die Nachtigall, ſie ſingt
Von Lieb' und Liebeswehe.

Sie ſingt von Lieb' und Liebesweh',
Von Thränen und von Lachen,
Sie jubelt ſo traurig, ſie ſchluchzet ſo froh,
Vergeſſene Träume erwachen.

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Da ſah ich vor mir liegen,
Auf freiem Platz, ein großes Schloß,
Die Giebel hoch aufſtiegen.

Verſchloſſene Fenſter, überall
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es ſchien als wohne der ſtille Tod
In dieſen öden Mauern.

Dort vor dem Thor lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüſten,
Der Rumpf und die Tatzen wie ein Löw',
Ein Weib an Haupt und Brüſten.

Ein ſchönes Weib! Der weiße Blick,
Er ſprach von wildem Begehren.
Die ſtummen Lippen wölbten ſich
Und lächelten holdes Gewähren.

Die Nachtigall, ſie ſang ſo ſüß —
Ich konnt' nicht widerſtehen —
Und als ich küßte das holde Geſicht,
Da war's um mich geſchehen.

Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen —
Sie trank der Küſſe lodernde Gluth,
Mit Dürſten und mit Lechzen.

Sie trank mir faſt den Odem aus,
Und endlich, wolluſtheiſchend,
Umſchlang ſie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleiſchend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Luſt unermeßlich!
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall ſang: „O, ſchöne Sphinx,
„O, Liebe! was ſoll es bedeuten,
„Daß du vermiſcheſt mit Todesqual
„All deine Seeligkeiten?"

„O, ſchöne Sphinx, o löſe mir
„Das Räthſel, das wunderbare!
„Ich hab' darüber nachgedacht
„Schon manche tauſend Jahre."

Novelliſtiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Endlich war der heißerſehnte Tag erſchienen, Veronika hatte die ganze Nacht vorher kein Auge zugethan. Wie war es ſo ſchlaftrunken, ſo durſtig, dies große blaue Auge! Um Fünf ſollte ſie die Herrin wecken, dann wollten ſie Beide und Tantchen Eliſabeth in Heinrich's Schlafkammer ſchleichen, leiſe ein Tiſchchen an ſein Bett rücken und die Geſchenke darüber ausbreiten, wie die Beſcheerungen am heiligen Weihnachtsabend. Schon um halb Fünf öffnete ſie leiſe die Thür, ſchlich auf den Zehen an dem Lager der träumenden Herrin vorüber, und ſich ſtill auf einen Schemel niederkauernd, blickte ſie unverwandt nach den ſchwarzen Zeigern. Ihr Herz pochte ſo voll und laut und die Uhr pickerte theilnahmlos, gleichgültig weiter. Da ſchlug es Fünf. Aus ihren Träumen auffahrend, griff ſie haſtig in den Buſen, als wäre was Theures da verborgen, was ſie zu verlieren fürchtete. Schüchtern trat ſie ans Bett, — da lag ihre ſchöne, angebetete Herrin, die eine Hand auf der Stirn, als wollte ſie die Träume fangen, die andere hing mit ſchwellenden Pulſen an der Lehne herab. Die Wangen waren vom Genuß des Schlummers geröthet, die üppigen, halbgeöffneten Lippen ſchienen noch mehr der ſüßen Erquickung zu begehren. Veronika hatte nicht das Herz, ſie zu wecken, — und, doch, wenn ſie weiter ſchlief, konnte Heinrich erwachen, und um das ganze langgewünſchte Glück war es geſchehen. Ein kalter Schauer durchfieberte ſie, Minute auf Minute verging, — wieder war eine Viertelſtunde verſtrichen. Faſt ohnmächtig kniete ſie nieder, faßte raſch die herabhangende Hand, bedeckte ſie mit glühenden Küſſen, und ruhte nicht, bis die aufgeſchreckte Frau aus dem Bette ſprang und mit großen Augen das arme Kind betrachtete, das zitternd und mahnend vor ihr kniete. Herrin, Herrin! Du ahneſt nicht, warum das Mädchen zittert. Mutter, Mutter! Du ahneſt nicht, wovon Dein Knabe träumt.

Heinrich ſchlummerte immer noch. Tantchen rückte leiſe ein Tiſchchen an ſein Lager und freute ſich wie ein Kind über das rothe Käppchen, mit Gold geſtickt, das ſie ihm zu beſcheeren gedachte. Die frohe Mutter hatte ſich mit einer goldenen Uhr und ſeidenen Taſchentüchern eingeſtellt, und fügte für den abweſenden Vater einen prachtvollen Meerſchaumkopf zu den übrigen Geſchenken. Sie küßte den ſchlummernden Liebling auf die Stirn, daß er erwachte und mit großen Augen bald die Geſchenke, bald die glücklichen Frauen beſtaunte. Es iſt Dein Geburtstag, Heinrich, und freue Dich an unſerer

Liebe, und, wie kann ich Dir danken, gute Mutter, gute Betty? tönte es von den Lippen der Seligen. Sie waren alle so froh, nur ein leises Wimmern klang aus der Nebenstube in die Kammer herüber. Die arme Veronika war es, die zagend mit gefalteten Händen in einer Ecke stand und nicht einzutreten wagte.

„So komm doch zu uns!" rief die Gebieterin mit gepreßter Stimme, „so komm doch näher, Du liebes Kind, und freue Dich mit uns, wie ein Töchterchen im Hause.

Heinrich küßte inbrünstig die Hand seiner Mutter. Veronika umklammerte ihre Kniee, ihr Herz wollte zerspringen, — aber reden konnte sie nicht.

„Sei gut mit ihr, mein Heinrich," fuhr sie fort, „sei gut mit ihr," bat sie den Jüngling, der, wie segnend, seine Hand auf das Haupt des Mädchens legte. „Du hast gesehen, wie sie für Dich gebetet, und an meinem Lager hat sie gekniet, mich geweckt und zu mir gesteht, die Stunde nicht zu versäumen, die Dich glücklich machen sollte. Fahre sie niemals hart an, mein Heinrich!"

„Ach, er ist gut, stets so gut gegen mich," schluchzte Veronika. „Ein Gottes — Segen — über — Sie —" war Alles, was sie dem erschütterten Jüngling zusammeln konnte, und von Elisabeth begleitet schwankte sie aus der Stube.

„Sei gut mit ihr, Heinrich! Ich bin abergläubisch, Du weißt es, und die Welt mag mich immer belächeln — aber mit diesem Mädchen zog Glück und Frieden in unser Haus."

„Laß mich allein," bat er, „laß mich allein', meine gute Mutter, nur kurze Zeit Ruhe, dann folg' ich Dir nach. Nur ein Viertelstündchen Ruhe, daß ich mein Herz im Gebete ausschütte, daß ich reuig gedenken möge, wie ich Dir so oft weh gethan, daß ich, — o, bitte, bitte, nur ein Weilchen Ruhe!"

Er hatte sich schnell angekleidet und still und innig gebetet. An den glänzenden Geschenken flog sein Auge schnell vorüber; aber fest wurzelte es an der Stelle, wo Veronika für ihn die Hände zum Himmel hob. Ach, diese weißen, weichen Hände, so klein, so rührend, als wäre jeder Finger ein aufgerufener Zeuge für die stillen Träume ihrer Seele. „O, Mutter," seufzte er leise, „Du ahnest nicht, wie ich ihr gut bin. Ja, sie ist der Engel, der Glück und Frieden in unser Haus gebracht!" — In süße Gedanken verloren starrte er vor sich hin.

Veronika öffnete rasch die Thür und warf sich stürmisch an seine Brust. „Mein Heinrich!" rief sie, „Du bist mein, nicht wahr, Du bist mein? Sei nicht böse, wenn ich Dir die Wangen streichle, — ich weiß, es schickt sich nicht, aber ich kann nicht anders. Bist Du mir gut?"

„Ich bin Dir ja so innig gut," entgegnete er, — „aber was ist Dir, Kind?" — Er geleitete sie aufs Sopha, er schlang den Arm um sie, er spielte mit ihren Haaren, er war in ihren Anblick verloren.

„O, sieh mich nicht so an, nicht so, auch so nicht, — Deine Blicke sind fromm, aber mir wird weh dabei," flüsterte sie. „Es ist heute Dein Geburtstag," fuhr sie gefaßter fort, „und ich möchte Dir so gern auch Etwas geben, aber wirf es nicht weg, sei mir nicht böse darum, bitte, bitte!"

„Was sollt ich böse sein?"

Sie griff in ihren Busen, sie zog ihr Bild hervor. Ihre Lippen bebten, ihre Hände zitterten, als er sprachlos das Bild an sein Herz drückte.

„Mach' mich todt," lispelte sie im Rausche der Freude, „ich bitte Dich innig, mach' mich todt!"

„Nein, Du wirst nicht sterben!" rief er tiefbewegt, „Du sollst leben, für mich, mit mir. Am Grabe Deiner Mutter will ich Dir's schwören, bei den grauen Haaren Deines Vaters, ich will Dich nie verlassen, ich will Dein Bruder sein."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

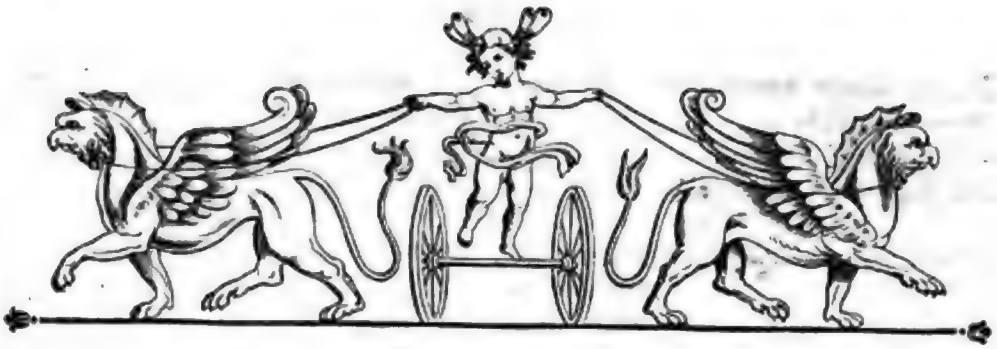
Aus Frankfurt a. M., im August.

[Ein Blick auf den Zustand der deutschen Bühne überhaupt.]

Ich kann nicht begreifen, wie hier, im Mittelpuncte Deutschlands — selbst im politischen und quasi nationalen — das Theater die bewegende Kraft aller gesellschaftlichen Unterhaltung im engeren und weiteren Sinne werden kann: man spricht darüber in allen Cirkeln, man schreibt darüber in allen Blättern, und eine Periode, von der man hätte glauben sollen, sie sei mit dem Jahre 1830 weggefallen, ist in Frankfurt inmitten der Ereignisse stehen geblieben; hier sind Theaterfragen noch immer eine Staatsangelegenheit. Zum Theil läßt sich dieser Zustand aus dem Mangel einer anderweitigen öffentlichen Richtung erklären, zum Theil liegt er auch wohl am guten Ton: man will doch einige geistige und artistische Interessen haben und dazu ist das Theater bequem genug; aber die Wärme, der Enthusiasmus, mit der man hier noch die Bühne in ihren kleinsten Beziehungen behandelt, werden durch jene Voraussetzungen nicht hinlänglich motivirt. Sollte man nicht die innige Theilnahme für die Bühne hier, wie anderwärts, wo sie angetroffen wird, aus dem vielleicht unbewußten Drange der Masse nach Thaten und Handlung erklären können? Dann wäre auch der Schlüssel gefunden zu jener plötzlichen und

mit der Geschichte unzusammenhängenden Theaterwuth, die nach dem Befreiungskriege eintrat und den Deutschen so oft zum Vorwurfe gemacht wird. Wie viel freiwillige Jäger sind nicht Schauspieler geworden! Und die Nation, die den größten Begebenheiten seit der Reformation gefolgt war, löste sich in lauter Theaterpublicum auf. Freilich würde eine solche Umwandelung vom Ernst zum Scherz, von der Wirklichkeit zur Poesie, von der Schlacht zum Soldatenspiel bei keinem andern Volke möglich gewesen sind, aber die Deutschen konnten sich darein finden; als man ihnen die Thatsachen abschnitt, befaßten sie sich mit der Poesie derselben und träumten im Theater das Leben und die Geschichte, bis sie einmal wieder geweckt würden. Somit wäre die Sympathie für die Bühne sogar ein nationales Moment, und dürfte, unter großartigen Voraussetzungen, zugleich als ein passendes Intermezzo der deutschen Geschichte betrachtet werden; man würde ausruhen von den Thaten in Anschauung und Betrachtung der Thaten. Aber leider laßt die deutsche Bühne keine großartigen Voraussetzungen zu, wir haben Censur, Hoftheater, Hoftheaterintendanten, Theaterchroniken, Dutzendrecensenten, Dutzendschauspieler, Uebersetzungsfabriken, u. s. w., woher soll also die große Voraussetzung der deutschen Bühne kommen? In der That wird man auch bald gewahren, daß die letztere allenthalben fast zu einer bloßen Unterhaltung herabgekommen ist. Aber der Ursprung jener Theilnahme ist immerhin lobenswerth, wenn das Volk um die Bühne betrogen wurde, so liegt das eben so sehr an seinem Gottvertrauen und seiner arglosen Hingebung, wie an seiner Passivität. Gab es nicht eine Zeit, wo Clauren's „Vorposten" als eine geschichtliche Erinnerung beklatscht und bejubelt wurde? Und durfte die Literatur, die Poesie andere Stücke aus dem Befreiungskriege herausschreiben, denn solche „Vorposten". Damals war man so unbefangen, so patriotisch, so vertrauensvoll, daß man gar keine Kritik mit ins Theater brachte, sondern das blindeste Vorurtheil für die Bühne, wo es allein noch Handlung gab, man war so arglos, daß man selbst Börne nicht verstand, und glaubte, er schriebe nur über die Bühne in seinen Theaterrecensionen, während er doch Weltgeschichte an die Bretter knüpfte, die die Welt bedeuten sollen. Gewiß, dieser Zug rechtfertigt die politische Bedeutsamkeit der Deutschen nicht, aber er ist ein Beweis jener kindlichen Naivetät eines urkräftigen Volks, das nicht an politischer Speculation und Raffinerie leidet, das sich leicht durch ein Spielwerk fesseln läßt, das aber eben so leicht zur reinen, unverfälschten That auflodern wird. Wir dürfen das wenigstens im Rückblicke auf die Geschichte, hoffen. Da aber die Bühne einmal gegenwärtig ein so hervorragendes Moment im Volksleben bildet — denn Frankfurt steht in dieser Hinsicht nicht isolirt — so sollte die Literatur in jeder Weise sich ihrer annehmen: productiv zunächst, dann aber auch kritisch. Freilich wird die Kritik eine Folge der Production sein, denn wer für die Bühne schreibt, den wird sie bald in dem Grade interessiren, daß er auch über die Bühne schreibt, aber in mancher Hinsicht hat die Kritik doch noch Quartier zu machen. Wir müssen nämlich eingestehen, daß die Schauspieler der Gegenwart ganz andere sind, als die der Vergangenheit. Die Vergangenheit führte der Bühne nämlich entweder heruntergekommene Studenten zu, d. h. Schuldbildung und geniale Liederlichkeit, die sich nicht in die Gesellschaft finden konnte, oder Menschen ohne alle Bildung, die aber doch von einem gewissen urkräftigen, aber in den Lebensverhaltnissen begrabenen Genie angeregt wurden. Beide Classen konnten möglicherweise die Kunst recrutiren, die Einen durch sich selbst, die Andern durch Leitung. Was aber die gegenwärtige Bühne betrifft, so ist sie von dem Nimbus der Genialität selten umgeben. Comptoiristen, verabschiedete Militairs, die sich nicht bequemer versorgen können, oder auch wohl gar aus Liebe zu einer Schauspielerin die Bretter bestiegen, statt aus Liebe zur Kunst; Kinder von Schauspielern, denen keine andere Existenz eröffnet ist und die doch wieder für die Bühne zu bürgerlich erzogen sind, und unzählige Andere, die weniger durch die unmittelbare Inspiration, denn durch äußere Beweggründe — zu welchen vor allen Dingen auch noch die unverhaltnißmäßig hohen Gagen zu rechnen sind — der Bühne zugewandt werden, bilden die bei weitem überwiegende Mehrzahl der heutigen Schauspieler. Solche, die auf Universitäten eine wissenschaftliche, oder auch nur eine kosmopolitische Bildung empfangen hätten, gibt es nun gar nicht, obwol die meisten behaupten, „studirt zu haben" und ich sogar deren einige kenne, die in Wien Philosophie studirt haben wollen, also österreichische Weltweisheit. Kurz, die jetzige Bühne entbehrt der Genialität der früheren, und wenn sie auch das Conversationslexikon und viele andere Hülfsmittel seitdem erhalten hat, in der Hauptsache ist damit nicht geholfen, denn die Alchymie wird niemals Gold schaffen, das vorhandene aber zu läutern und zu prägen, bedarf es einfacher menschenmöglicher Vorkehrungen. Dabei ist der Andrang zur Bühne ungeheuer. Früher begaben sich diejenigen dorthin, die von der Gesellschaft aufgegeben worden waren; jetzt will man sich mittelst der Bühne eine Stellung in der Gesellschaft verschaffen. Bereits wird diese Anstalt als eine Erwerbsquelle betrachtet: „was kann man Besseres thun, als seine Kinder Schauspieler werden lassen, Herr N. N. hat 600 Thlr. jährlich, ein Gerichtsassessor hat deren nicht mehr" — bemerkte mir ein Beamter. Die bürgerliche Nivellirung der Bühne, ohne künstlerischen Anhalt, ohne Regel, Kunstschule und dergleichen, ist derselben nicht dienlich gewesen. Die Schauspieler sind jetzt so tugendhaft und liederlich, wie alle Philister, aber die göttliche Liederlichkeit hat aufgehört, seitdem die Hofschauspieler im Hof- und Staatskalender eine Stelle finden und in Dienstverhältnisse einregistrirt werden, worüber nicht die Musen wachen, sondern Hoftheaterintendanten. Ich bitte Sie, sich in Weimar zu erkundigen, mit welchem Maßstab dort jetzt die Bühne gemessen wird, mit dem Goethe's oder mit dem des Oberhofmarschalls von Spiegel? Man sage mir nicht, daß diese Aenderung der Moral dienlich gewesen ist, sonst waren die Schauspielerinnen liederlich aus Neigung, jetzt sind sie es aus Speculation. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 173. — den 5. September 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Novelliſtiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Veronika ſchluchzte laut. Ihm ward bange um das liebe, zartbeſaitete Geſchöpf, das ſich ſeinem Schmerze ſo ganz hingab. Er lächelte ſie kindlich an, um einen frohen Zug auf ihren lieben Lippen hervorzurufen. „Aber, wenn Du mein Schweſterchen wärſt," ſagte er munter, „dann ſollte es ganz anders ſein. Mit Sammet und Seide, Ringen und Perlenſchnüren wärſt Du angethan, und fragen wollt' ich, wer freit denn mein Schweſterlein?"

„Wie garſtig Du biſt! Mir gefiele doch Niemand, wenn ich von Dir mich trennen müßte!"

„Aber Du ſiehſt mich ja gar nicht an! Was hältſt Du die Hände vor die Augen?"

„Ach, ſieh mich nicht an, ich kann noch nicht zu Dir aufſehen, — ich muß mich erſt ausſchämen."

„Veronika, Veronika!" ſcholl Eliſabeth's Stimme im Saale.

„Sieht man, daß ich geweint?" fragte das erſchrockene Mädchen.

„Trockene erſt Deine Augen, Kind! Aber, wer gab Dir Geld, Dich malen zu laſſen? Du trägſt ja Alles Deinem Vater zu? Er darbte doch nicht meinetwillen!"

„Nein, nein, Heinrich," ſagte ſie wehmüthig, indem eine Leichenbläſſe ihr Geſicht überzog. „Aber, warum fragſt Du? Warum freuſt Du Dich nicht an meinem Bilde? Du weißt ja, ich gebe Alles für Dich hin, ich thue Alles für Dich! Freilich hätte ich Dir lieber was in Perlen geſtickt; aber ich bin ein dummes Mädchen und verſtehe das noch nicht. Hätt' ich's auch verſtanden, wann ſollt' ich's denn thun? Tagüber mußt' ich in der Wirthſchaft helfen, und des Nachts, wenn ich in meinem Bettchen lag, konnte ich nur an Dich denken — und weinen. Warum ich weinte? ich weiß es nicht. Du warſt ja immer gut gegen mich, und mein alter Vater war geſund, — und Dein Geburtstag kam näher — und meine Angſt wuchs —"

„Du wirſt bleich, Veronika," ſchrie der Jüngling auf. „Siehſt Du, Du haſt zu viel geweint, mein Lämmchen! Warum weinſt Du denn? Ich bin Dir ja unausſprechlich gut."

Eliſabeth war mit drohend aufgehobenem Finger hereingetreten.

Wieder waren einige Tage vergangen. Man hatte einen kleinen Hausball veranſtaltet; aber trotz aller Bitten nahm Veronika keinen Theil am Tanz und der allgemeinen Freude.

„Mädchen, Mädchen!" ſagte Tages darauf die Gebieterin, „was iſt denn aus Dir geworden? Warum tanzteſt Du geſtern nicht? Was drückt Dich denn? Iſt Dein alter Vater krank, biſt Du krank? Du ſchleichſt ja ſchon geraume Zeit, ſeit dem Geburtstage meines Sohnes, wie ein Schatten herum? Kann ich Dir helfen? Dieſe verweinten Augen, dieſe Bläſſe paßt Dir nicht, ſei wieder heiter, mein gutes Mädchen."

Digitized by Google

„Ich bin's nicht werth," ſchluchzte ſie, „ich bin, weiß es Gott, Ihrer Güte nicht werth. Es iſt mir, als ob es irgendwo in der Stadt brennen müßte, ob ich ſterben müßte recht bald, wie es mir die Zigeunerin gewahrſagt."

„Nein, Du wirſt nicht ſterben. Was ſoll denn aus mir werden, Mädchen, wenn ich Dich nicht mehr habe? Warum klagſt Du Dich an, Du ſeieſt meiner Güte nicht werth?"

„Die ſchönen Ohrgehänge," weinte Veronika, „die ſchönen Ohrgehänge — ſind aus dem Schranke entwendet. Ach, Vergebung, Vergebung! Ich will's ja gern abdienen, jeden Kreuzer zuſammenſparen, ich will Tag und Nacht arbeiten, bis mir das Blut aus den Nägeln ſpringt. Ich will ja gern den Verluſt erſetzen, — nur jagen Sie mich nicht fort, — nur, —"

Thränen erſtickten ihre Stimme.

Die Herrin hatte tieferſchüttert das reuige Kind an ihre Bruſt gezogen: „Wohl, Du ſollſt Dir jeden Kreuzer zuſammenſparen, aber für Deinen alten Vater, wie Du es bisher gethan, meine Veronika. Du wirſt nicht arbeiten Tag und Nacht, bis Dir das Blut aus den Nägeln ſpringt. Und fortjagen ſollt' ich Dich, weil Du einmal unachtſam warſt? Siehſt Du, das hat gewiß die Zigeunerin gethan, die uns jüngſt gewahrſagt. Als ſie mich die Karte miſchen und Dich die Thür verriegeln hieß, da mochte ſie ſchnell in den Schrank gegriffen haben, den Du unachtſam offen ließeſt. Hab' künftig beſſer Acht, aber weine nicht, Herzchen, freue Dich vielmehr, daß ſie nichts Koſtbareres entwendet. Tantchen Eliſabeth ſoll's nie erfahren, auch mein Mann nicht. Ich will dem Diebe ſchon nachſpüren laſſen, und dann ſind die Ohrgehänge Dein. So lächle doch wieder, es iſt ja Alles vergeſſen und vergeben."

Veronika lächelte wehmüthig, aber bald wieder von heftiger Reue überwältigt, ſtammelte ſie: „Ich bin's nicht werth, ich bin Ihrer himmliſchen Barmherzigkeit nicht werth."

„Du machſt mich endlich böſe, wenn Du von meiner himmliſchen Barmherzigkeit ſprichſt," grollte die Herrin. „Soll ich Dir eine kleine Unachtſamkeit, die Du ſo bitter bereuſt, nicht vergeben können?" Und zu ihrem Sohne ſich wendend, der eben ſtürmiſch hereintrat, fuhr ſie fort: „Hilf Du mir die Kleine beſänftigen, Heinrich! Aus Verſehen hat ſie den Silberſchrank offen gelaſſen, ein paar Ohrgehänge wurden entwendet, und nun weint das arme Thierchen und will ſich durchaus nicht tröſten laſſen."

Wie ein Blitz zuckte eine fieberiſche Ahnung durch ſein Gemüth. „Du wirſt es vergeſſen lernen," ſagte er mit bebender Stimme zu dem Mädchen, „wie wir es vergeſſen und vergeben. Aber, nun erlaube ihr, Mütterchen, mir ein Glas Wein zu holen, mich friert entſetzlich."

„Willſt Du ſchon auf Deine Stube, Heinrich?"

„Du weißt es ja, Mütterchen, daß ich unſerm guten Vater ſchreiben muß. Auch will ich ein Bischen im Juſtinian blättern. Auf den Abend bin ich Dein."

Er ſuchte ſein Stübchen auf und warf ſich in eine Ecke. Er hatte keine Luſt, an den Vater zu ſchreiben, noch im Juſtinian zu leſen. Auch ſehnte er ſich kaum nach dem feurigen Trank; er gab es nur vor, um Veronika, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, auf ſeine Stube zu locken. Sie hatte ihrem alten Vater diesmal mehr als ſonſt gegeben, das hatte ihm mit leuchtenden Augen der Invalide ſelbſt erzählt. Sie hatte ſich zu ſeinem Wiegenfeſte malen laſſen, und wer gab ihr das Geld dazu? Sie härmte ſich ab, ſie ſtrich wie ein Schatten umher, ſie war nicht mehr ſo unbefangen wie früher. Und nun, — die Ohrgehänge! ihre Thränen! Sie hatte es gethan, gewiß, — aber ſie that es doch aus Liebe. Sie könnte Alles hingeben für den Geliebten, die größte Sünde für ihn begehen, — das hatte ſie ihm ja oft und bedeutungsvoll wiederholt. Er hatte ihr vergeben, — nur vertrauen ſollte ſie ihm, er wollte gern ſchweigen wie das Grab und ihr zugethan ſein mit verdoppelter Liebe. Nur vertrauen ſollte ſie ihm, was er heimlich grahnet, und dann wieder mit leichtem Herzen, kindlich und harmlos im Hauſe umherwandeln. Oder, ſollte er nicht forſchen? ſollte er ſchonen die Arme, die in Reue und Buße verkümmert? ſollte er ſie ſich ſtill abhärmen laſſen, weil ſie gefehlt aus Liebe, aus Liebe zu ihm? Auf ihren Lippen hatte oft ſchon das Geſtändniß gebebt, daß ein Kummer ihre Seele belaſte, warum zog es ſich immer ſcheu zurück?

Mit dieſen Zweifeln quälte er ſich und merkte nicht, daß Veronika ſchon längſt das Glas auf den Tiſch geſetzt. Ihr Schluchzen weckte ihn, er ſtrich ſich die Haare aus der Stirn, als wollte er aufgehen in dem Gefühle, das Mädchen unendlichmal mehr zu lieben als früher. Er leerte raſch das Glas, wollte die Geliebte ans Herz preſſen, das ſo wild klopfte — aber ſeine Arme ſanken ſchlaff herunter, und von lockenden und quälenden Bildern beſtürmt, ſtarrte er, wie bewußtlos, vor ſich hin.

„Ich habe ſo lange bei Dir geſtanden," begann das Mädchen, „und Du haſt mich nicht bemerkt. Und biſt

Du jetzt nicht auch kalt und leblos? Du bist mir nicht mehr gut, Heinrich. Wenn ich Dich nicht küsse, — Du kommst nie von selbst. Du gibst mir keine Hand mehr, und gibst Du eine, so drückst Du sie mir nicht so herzlich mehr wie früher."

„Was fällt Dich an, Veronika," entgegnete der Jüngling. „Gerade in dem Augenblicke, wo ich stumm und in mich verloren Dich betrachte, denk' ich Dein am herzlichsten. Aber muß ich nicht ein Bischen böse sein? Du vertraust mir nicht, was Dich schmerzt, und ich könnte Dich besser trosten als das nasse Tuch, in das Du Deinen Gram ausweinst. Ich liebe Dich ja und kann vergeben. Sprachst Du nicht immer: Du könntest eine Sünde für mich begehen aus Liebe? Sag' mir, Du hättest sie begangen, ich will nicht wissen, wie und wann und wo? Und zagst Du es, laut auszusprechen, so lisple mir ins Ohr."

Sie setzte sich schüchtern zu ihm, streichelte seine Hand, legte ihr bleiches Gesicht an seine brennenden Wangen und legte ihre zitternden Lippen an sein Ohr, — einmal, — zweimal, — vielmal; aber sie zog sie immer wieder zurück und sah mit einem Blicke zu ihm auf, der seine Seele zerfleischte.

„Du kannst es mir nicht sagen und möchtest doch gern bekennen. Ich sollte schweigen und nicht forschen und nur auf Deinen abgehärmten Wangen lesen — und doch möcht' ich so gern ein sprechendes Zeugniß Deines Vertrauens haben. Willst Du was wissen, Veronika? Ich will die Augen schließen, daß Du nicht roth wirst, wenn ich Dir jetzt was zuflüstere. Küsse mich recht innig, ein, zwei, drei Mal — gibst Du mir dann noch einen vierten, einen Kuß, wie ich ihn noch nie empfunden, in dem Deine ganze Seele liegt, dann ist ja Alles gut, dann quäle ich Dich nicht mehr, dann liegt Dein wärmstes Bekenntniß, Dein ganzes Vertrauen darin, willst Du?"

Sie hielt die Hand vor die Augen, blinzelte durch die Fingerspalten und schüttelte bejahend mit dem Köpfchen. Als sie sah, daß er die Augen geschlossen, rückte sie näher, immer näher, und ihre Hände zitterten. Sie preßte ihn an ihren wallenden Busen und küßte ihn dreimal feurig und wild. Immer noch hielt sie seinen Nacken fest umschlungen, sah abwechselnd bald zum Himmel auf, bald in das geliebte Antlitz. Sie lehnte ihr Köpfchen an seine Wangen, drehte es immer mehr und mehr, ihr Mund bewegte sich immer näher dem seinen zu. Die Haare fielen ihr ins Angesicht, ihre Augen verdrehten sich und sahen wie gebrochen. Ihre Lippen sogen sich mit unendlicher Gluth fest an die seinen und nippten bewußtlos, und ein süßer warmer Schaum perlte darüber hin. Fast ohnmächtig lag sie in seinen Armen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Forts.)

[Ueber Theaterkritik, — Döring.]

Es gibt lumpige Intendanten und Directoren genug, die ihre Maitresse dem Publicum als erste Liebhaberin aufdrängen. Was nun kann diesen Knäuel entwirren, wenn nicht die Kritik? Verstehen Sie mich recht, ich meine nicht die vornehme Kritik, die immer in allgemeinen Redensarten einhergeht, ich meine vielmehr die ganz gewöhnliche Theaterkritik, die sich an die Thatsachen hält, an die Persönlichkeiten. Die Misère unter den heutigen Schauspielern hört nur, wenn man sie beim Namen ruft. Also man lasse sich herab und lege selbst Hand an den Stall. Welch ein trostloses Journal für Bühneninteressen ist nicht die „Allgemeine Theaterchronik", und doch, weil sie unmittelbar in den Mechanismus des Theaterwesens eingreift, wird sie von allen Bühnendirectionen gehalten, von allen Schauspielern, von allen Souffleuren. Erstattete dieses Blatt nun blos thatsächlichen Bericht, so wär' es allenfalls als eine Communication der verschiedenen Bühnen zuzulassen, aber die Theaterchronik enthält auch kritische Referate: „Herr A. übertraf sich selbst"; „Herr B. ließ nichts zu wünschen übrig", „Madame Ahrens ist ein deutsches Gretchen, wir sahen diese Rolle von der Lindner, der Rettich, der Jagemann, aber wir müssen Madame Ahrens den Vorzug geben" u. s. w. — Was soll bei solchen unsinnigen Hyperbeln aus den Schauspielern werden, die ohne Bildung sind! Sie erhalten Gastrollen, Engagements, Zulagen auf solche Angaben hin, die sie selbst verfaßt haben, oder die irgend ein Esel, der seine kritischen Lippen in ein Sirupfaß gesteckt hat und sie nun in der Presse abwischt, für sie verfaßt. Nein! wird man sagen, sie erhalten keine Gastrollen, kein Engagement, keine Zulagen auf solche Angaben hin, denn man weiß allgemein, was von solchen Angaben zu halten ist. Vielleicht erhalten sie dieselben nicht direct, aber doch indirect. Wessen Name immer genannt wird, sei es auch im fadesten Lobe, der wird sich doch endlich durchnagen. Unsere Theaterdirectoren sind trostlos, sie glauben nicht an die heutige Kritik, aber sie betrügen zuweilen das Publicum damit. Und gesetzt, die also Gelobten erringen keine Resultate, so werden doch die Getadelten um so mehr verdächtig, als das Lob mittelmäßiger Subjecte oft ungeheuer ist. „An dem oder der muß doch nicht viel d'ran sein, sie werden getadelt, wo der miserable X gelobt wird" — solch' eine Redensart ist freilich nur Coulissengeschwätz, aber die heutige Bühne besteht nur aus solcher Coulissen-Dramaturgie, und obwohl man Hunderte gegen eins wetten kann, daß

in der „Allgemeinen Theaterchronik", wo gelobt wird, Tadel stehen müsse, und wo getadelt wird, Lob, so wird im Ganzen doch nach dem Buchstaben geurtheilt: es fällt selten einem hochadeligen Intendanten, oder einem bürgerlichen Privatdirector ein, daß ein anständiger Schauspieler, der etwas auf sich hält, sich nicht wohl mit jenem Gesindel einlassen kann, das dort Richteramt ausübt. Sollte man der Meinung sein, solche Uebel könnten die deutsche Bühne nicht bestimmen, so muß ich entgegnen, daß sie allerdings zwischen denselben mitten inneliegt. Wo findet denn ein höherer Maßstab Statt? Solche Uebel aber lassen sich nur dadurch planiren, daß eine gerechte Kritik waltet, daß die Berufenen ihre Ansichten nicht der Bühne vorenthalten, daß die ehrenwerthen Journale an die Bühne und die Schauspieler ihres Wohnorts allgemeine Beziehungen knüpfen, ohne die ihnen zunächst liegenden Thatsachen vornehm zu ignoriren. Solcherweise kann jedes Theater über die localen Grenzen hinausgeführt werden, solcherweise kann jedem Unfug der Kritik auf das nachdrücklichste gesteuert werden. Wenn die Elite der Journalistik sich um die Bühne kümmert, so werden die Schauspieler bald von der Misère abfallen. Ich bin zu dieser langen, aber gewiß nicht unnützen Einleitung — denn die bessere Richtung kann doch nicht ewig in das Faß der Danaiden schöpfen — auf sehr natürlichem Wege gekommen, nämlich durch die heut zu Tage sich immer mehr ausbreitende Theatersympathie. Am lebhaftesten bewährte sich dieselbe neuerlich in Frankfurt durch das Gastspiel Döring's und Emil Devrient's. Döring trat in Seidelmann'schen Rollen auf, als Carlos, (Clavigo), Elias Krumm, (der gerade Weg der beste), Nathan, Alter Student, Lorenz Kindlein, Shylock, Richard Steele und in mehreren skizzirten Charakteren. Berücksichtigt man den Erfolg Seidelmann's in den meisten dieser Partien, so wird man über den Döring's allerdings erstaunen müssen. Damit soll nicht gesagt sein, Seidelmann sei irgendwie von Döring übertroffen worden — der Typus des letzteren ist ein ganz anderer — aber auch dieser liefert den Beweis, daß die großen Schauspieler sich inmitten der traurigsten Verhältnisse Bahn brechen. Hätten wir nur eine Garantie, daß die vielen Mimen, welche alljährlich aus den berliner Liebhabertheatern die deutsche Bühne überschwemmen, nur zwei Procent Genie mitbrächten, daß unter hundert nur zwei die Hoffnungen rechtfertigten, mit welchen alle die Bretter betreten, wir würden auch noch die Periode der Ellenwaarenritter auf der deutschen Bühne ertragen. Döring stand, bevor er Schauspieler wurde, hinter dem Ladentisch, und er soll hier schon Komödie gespielt haben. Er war der leichteste und zuvorkommendste, der schnellfüßigste und schnellzüngigste Ladenbursche. Als er nun drei Jahre hernach die Elle mit dem tragischen Dolch vertauschen wollte, meinten seine Principale, sie würden an Kundschaft verlieren und baten ihn deshalb, zu bleiben, man wolle seinen Gehalt erhöhen und seine Zukunft auch hinter dem Ladentisch sicher stellen. Döring aber — oder damals noch Häring, ein Name, den die Musen nicht ertragen — erklärte, er müsse Schauspieler werden, er sei niemals von Herzen Ladenbursche gewesen, und was jene für Amtseifer gehalten, das sei nur Komödie gewesen: er habe sich nur geübt im Gehen, Stehen, Benehmen, Gesten, Mimenspiel und Geberden, wenn er so viel Leben beim Verkauf entwickelt habe. Vielleicht auch war ihm die Elle schon damals ein Schwert gewesen. Also wurde Döring Schauspieler. Zuvörderst muß an diesem Darsteller seine Begeisterung für die Kunst im Ganzen und Großen gelobt werden. Selbst unter den besseren Schauspielern bemerkt man heut zu Tage nur eine Sympathie für ihr Ich; wie wenigen liegt z. B. die Literatur, selbst die dramatische, nahe, können sie dieselbe nicht in Beziehungen zu sich bringen. Lewald's ganz vortreffliche Theaterrevue mußte eingehen, weil sie allgemein gehalten war, und wenn ein neues Stück vorliegt, so wird vor allen Dingen gefragt werden: welche Rolle habe ich darin? Seine Persönlichkeit der Kunst unterzuordnen, ist Keiner im Stande, und der Literatur zu dienen, hält man um so mehr für überflüssig, weil es seit Jahren Regel ist, die Dichter als verschämte Arme anzusehen, die von der Bühne nothdürftig erhalten werden. Und die Bühne sind die Schauspieler, oder vielmehr jeder Schauspieler für sich ist die Bühne. Was geht es mich an, wenn Hans Parade machen kann mit dem Stücke, während ich ihm in einer Episode zur Seite stehe. Diesen Egoismus hat Döring überwunden, aus seiner Persönlichkeit, wie aus seiner ganzen Weise, in welcher er die Bühne behandelt, spricht jene höhere Sympathie, die den Vorzug des Einzelnen nur in der Trefflichkeit des Ganzen zu suchen bemüht ist. Damit soll nicht gesagt sein, Döring sei ein Messias, der sein Blut lasse für die sündige Komödiantenwelt; aber die Theilnahme, die dieser Schauspieler der Literatur schenkt, der Eifer für das Allgemeine, die Rastlosigkeit, die Hingebung an höhere Tendenzen, als solche, welche unmittelbar in dem Beifall des Publicums und dem Augenblicke liegen, alles dies sind Eigenschaften, die man durchaus anerkennen muß, will man überhaupt noch die Zukunft einer deutschen Bühne an die Schauspieler knüpfen.

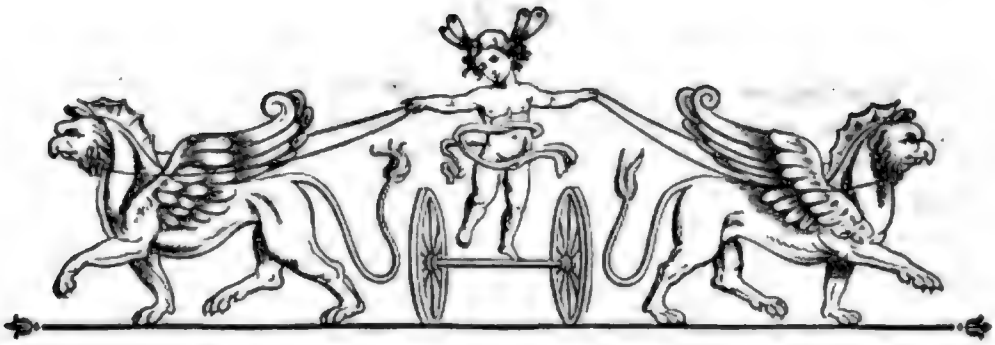
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Der Verf. der europäischen Pentarchie.]

Unter dem Titel: Europäische Pentarchie erschien eine Schrift, welche die Staatenmasse in Europa auf eine neue Weise gruppirt, Italien an England, die pyrenäische Halbinsel an Oesterreich, die skandinavische Welt an Preußen, die Türkei an Frankreich verweist, alles in dem Sinne, um Rußland in den deutschen Angelegenheiten mehr und mehr festen Fuß fassen zu lassen und die Augen der Staaten nach andern, zum Theil ihnen ganz fernstehenden Punkten zu richten. Als Verf. dieser Schrift gibt man einen Hrn. v. Schröter an, der großherzoglich mecklenburgischer Consul in Wien sein soll.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 174. — den 6. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Novelliſtiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Veronika wand ſich ſanft von Heinrich los, drückte ſich in die andere Ecke und ſah verſchämt zu dem Geliebten auf, der noch immer mit geſchloſſenen Augen da ſaß. Er ſchlief nicht, aber hundert Traumbilder zogen an ihm vorüber. Es war ihm leicht ums Herz geworden, hatte ſie ihm doch in dem ſeelenvollſten Kuſſe die Geſchichte ihrer Leiden erzählt. Aus Liebe zu ihm hatte ſie geſündigt, und er ſann nach, wie er ſich für ſie opfern, wie er ihr vergelten könnte. Aber das arme Mädchen, als es ſah, daß er die Stirn rieb und in ſeinem Schweigen beharrte, glaubte, daß er zürne.

„Siehſt Du," lispelte ſie, „nun biſt Du böſe. Du kannſt mir nicht vergeben, und ich that es doch aus Liebe zu Dir. Du wirſt es Deiner Mutter ſagen und mich auf ewig unglücklich machen. Wenn Du mich auch nicht mehr lieben kannſt: ſo ſei mir doch nur ein Bischen gut, bitte, bitte! Gib mir wenigſtens einen Kuß, dann Morgen einen, dann alle Tage nur einen, aber nur heute noch zwei, — nicht?"

„Der Kuß war kurz und ſchmal," fuhr ſie wehmüthig fort, als er lächelnd ſie an ſeine Bruſt zog. „Siehſt Du, ich dachte, Deine Mutter iſt ſo reich und würde nicht verarmen, wenn ich — Dir — eine — Freude machte. Ach, warum ſagt' ich ihr nicht, daß ich Dich überraſchen wollte, ſie hätte mir gewiß geholfen. Aber dann errieth ſie ja meine Liebe zu Dir, und ich hätte mich zu Tode geſchämt. Aber Du lächelſt immer und ſpotteſt mich nur aus."

„Ich bin zu glücklich, um zu reden. Sei Du nur ruhig! Du mußt wieder rothe Wangen und klare Augen kriegen. Wenn auch die Mutter den Auftrag gab, nachzuforſchen — warten wir ruhig, was da kommt. Ich hab' es ſtill bei mir geſchworen, ich werde Dir helfen. Nun aber geh', liebes Leben, und zeige Dich der Mutter. Fragt ſie, wo Du ſo lange geblieben, ſo lüge ein Bischen, ſag', Du hätteſt ein paar Knöpfe an meinem Rock befeſtigt, indeß ich an den Vater ſchrieb. Geh', mein Lämmchen, und ſei munter und glücklich!"

Einige Tage darauf war der Kaufmann mit Gottes Segen bereichert zu den Seinen zurückgekehrt. Durch die Erzählung ſeiner bunten Abenteuer brachte er neues Leben in das Haus. Er berichtete viel von verdächtigen Geſellen, die er in einer öden Haideſchenke mit Tabak und Wein bewirthet, die dann aus Dankbarkeit, wie treue Hunde, ſeine Roſſe bewachten, — denn auch eine zweite Räuberbande pflegte daſelbſt öfters einzuſprechen. Sie löſten ſich wechſelſeitig ab in der kalten Winternacht, der Schnee krachte unter ihren Füßen. So gingen ſie mit geſchwungener Streitaxt auf und nieder, — er ſelbſt hatte es aus dem Fenſter ſeines ſchlechten Stübchens mit angeſehen. Er erzählte viel von den Zigeunern, die zu den Werbungen der Huſzären ihre Weiſen aufgeſpielt; von Bauernhochzeiten, auf denen er ſelbſt

mit gelanzt. Heinrich's Auge leuchtete. Begeiſtert wollte er die halbe Welt durchfliegen; aber ein bittender Blick ſeines Mädchens feſſelte ihn an den Frieden.

Die Familie war eben vom Frühſtück aufgeſtanden. Veronika und ihre Gebieterin ſaßen am Nähtiſch, der Vater eilte auf ſeine Geſchäftsſtube, Tantchen Eliſabeth wollte bei den Franciskanern die Meſſe hören, Heinrich ſtarrte träumeriſch vor ſich hin, — da ward ein Polizeidiener gemeldet.

Von einer wüſten Ahnung durchſchauert ſprang der Jüngling auf, das Mädchen verfärbte ſich, als der Gefürchtete eintrat, der mehr ein Dieb, als ein Häſcher der Diebe ſchien.

„Was bringt Ihr, Alter?“ ſprach freudig betroffen die Hausfrau, indem ſie ſich freundlich umwandte und unwillkürlich ſeine vielen Bücklinge belächelte. „Steht doch nicht immer in der Thürſchwelle, Ihr tragt mir ſonſt die Ruhe aus dem Hauſe, kommt doch näher. Setze ihm einen Stuhl, Veronika! Nun, was bringt Ihr denn?“

„Vorerſt Dank für den ehrenvollen Auftrag, — dann,“ er ſchmunzelte und ſtrich lächelnd ſeinen Schnurrbart — „Spur, Spur, viel Spur. Wenn ich ſage Spur, meine ich Gewißheit.“

„Wie? So ſchnell?“

„Ja, kann wittern, kann ſpioniren. Kenne alles Diebsgeſindel in der ganzen Stadt. Kann das Auge aufmachen und zudrücken. Hab' ein Glas Wein mehr getrunken, um zu horchen.“

„Ihr ſollt eine ganze Flaſche haben und ein paar Silberſtücke.“

„He, he, he! kriege blutwenig von der Stadt. Hab' Weib und Kind. Muß was nebenbei haben.“

„Aber wer hat die Ohrgehänge?“

„Wer hat ſie? Hat ſie ein Mann drüben in der Feſtung Ofen, wohnt No. 20.“

Heinrich horchte auf.

„Hat ſie nicht ſelbſt geſtohlen,“ fuhr er fort. „Hat ſie gekauft, wohlfeil, ſpottwohlfeil.“

„Wie habt Ihr's denn erfahren?“

„Sollt' es eigentlich nicht ſagen. Aber, — Flaſche Wein, — Silberſtücke, — gut! Hat mir's ein Dieb geſagt. Hat den Schmuck dort geſehen.“

„Sagte er Euch nicht, wer dem Mann den Schmuck verkauft?“

„Hat es nicht gewußt. Wollt es ihm der Mann nicht ſagen. Muß ſelbſt hinüber. Muß ausforſchen.“

Veronika, die mit ſteigender Angſt zugehört, brach faſt zuſammen. „Um Gotteswillen, verrathe Dich nicht,“ flüſterte ihr der Jüngling zu. „Der Kerl iſt ſchlau.“

„Wann wollt Ihr denn hinüber?“

„Muß noch paar Tage warten. Die Brücke iſt herausgenommen. Treibt die Donau viel Eis. Iſt lebensgefährlich. Muß feſten Boden abpaſſen.“

„Gut, gut! Nun geht Alter! Die Silberſtücke warten ſchon, die Flaſche Wein will ich Euch ſelbſt geben.“ Sie war mit dem Alten hinausgegangen; Veronika warf ſich an die Bruſt des Geliebten. „Ich bin verloren,“ rief ſie, „rette mich, Heinrich!“

„Ja, ich will Dich retten, ich muß es. Du haſt aus Liebe zu mir ſo viel gethan, gelitten und gebüßt. Willſt Du für mich beten, Veronika?“

„Ich bete ja Tag und Nacht für Dich. Aber wie willſt Du helfen? Willſt dem alten Mann da nachgehen, ihn umſtimmen, beſtechen? Ach, wenn er's der Mutter wieder ſagte, Heinrich!“

„Fürchte nichts, Du gute Seele, baue Du nur auf mich, ich bin ſchlauer als er, ich muß Dich retten.“

„Du haſt ja wieder geweint, Mädchen,“ ſagte bekümmert die Hereintretende. „Ach, der freudige Schreck, daß ſich der Schmuck vorgefunden, hat Dir weh gethan? Siehſt Du, nun ſind die Ohrgehänge wieder da, dann ſollſt Du ſie tragen.“

Von Peſth nach Ofen über die breite blaue Donau führt kein ſteinerner Brückenbogen. Wenn der Strom einzufrieren anfängt, wird die baufällige Schiffbrücke aufgelöſt, damit das ſchwimmende Eis ſie nicht zerſtöre. Sehnſüchtig harren die Bewohner beider Schweſterſtädte der Stunde, wo die Schollen ſich zuſammenfügen, um ihrem Brote nachgehen, ihre Waaren auf ſchwerbefrachteten Wagen befördern zu können. Mit bunten Schlitten und Schlittſchuhläufern, mit kleinen Buden und einer jauchzenden Menſchenmaſſe iſt dann der ganze Strom bedeckt, der, ſo weit das Auge reicht, aus Kryſtall gegoſſen ſcheint. Aber ſo lange das Eis ſchwimmt, iſt oft Tage lang aller Verkehr gehindert. Die Poſten vor und nach der Kaiſerſtadt feiern, in den Straßen ſieht es menſchenleer, und nur mit Lebensgefahr und zu hohen Preiſen fahren die Schiffer einzelne Wagehälſe herüber und hinüber. Wie rinnt, trotz des ſtrengen Froſtes, den Schiffern der Schweiß von der Stirne! Wie winden ſie und drehen den Nachen, daß er vom Eiſe nicht zerſchnitten werde! Wie ziehen ſie ihn oft minutenlang

über die Schollen, bis sich wieder der Wasserspiegel zeigt, und springen dann mit einem kühnen Sprunge in das Schifflein zurück, das umzuschlagen droht, und ziehen es wieder fort, und begegnen neuen Gefahren, um endlich oft nach zwei Stunden das jenseitige Ufer zu erreichen. Hunderte sammeln sich am Gestade und manches Gebet zieht still zum Himmel und manches Tuch weht Glück und Muth dem Schifflein entgegen.

Erschöpft und fast erstarrt war Heinrich wieder ans pesther Ufer zurückgelangt. Er hatte einen Schiffer aufgefunden, der ihn mit Lebensgefahr hinüber und herüber fuhr. Von den Thürmen schlug die Mittagsstunde; er hatte also fast vier Stunden auf dem Strome in Todesangst geschwebt. Gab es doch kein zweites Mittel, den Ruf des Mädchens zu retten, als dem schlauen Häscher zuvorzukommen. Er hatte den Mann aufgesucht, den Schmuck wieder käuflich an sich gebracht und ihm gedroht, seinen Namen der Behörde anzugeben, wenn ihm nur das leiseste Wort über die Verkäuferin entschlüpfte. Wie drückte er den Schmuck an sein Herz! Wie war er selig, mit seinem Leben gespielt zu haben für das Mädchen, das sich in Liebe für ihn geopfert!

Mit klopfendem Herzen eilte er zu seiner Mutter und bat sie unter Thränen, sein Geständniß anzuhören. Veronika, die in der Nebenstube war und seine Stimme erkannte, blieb horchend an der Thür stehen, — einzutreten wagte sie nicht. „Was hast Du denn, mein Kind?“ fragte die geängstigte Mutter.

„Nicht wahr, Mutter, ich bin kein Sünder? Du hast mich ja immer Dein frommes, gutgezogenes Kind genannt. Ach, Mutter, ich kann nicht schweigen, mir drückt es das Herz ab. Ich konnte kein Geld von Dir verlangen, Du warst nicht zu Hause und Tantchen Elisabeth hatte sich auch ausgegeben. Siehst Du, — und ich sollte meinem unglücklichen Freunde helfen, und ich hab' es ja aus Liebe gethan.“

„Was hast Du gethan? Jesus, Maria!“

Er drückte der geängstigten Frau den Schmuck in die Hand: „Ich nahm die Ohrgehänge und habe unserer armen Veronika so viele Qualen bereitet. Ich half meinem Freunde, Mutter, aus Liebe, Mutter, — hab' ich eine Sünde gethan? Zürne mir nicht und gib mir wieder Deine Hand. Du verzeihst ja so gern, Mutter, kannst Du mir nicht vergeben? Ich stehe unschuldig vor Dir, Gott weiß es, ich hab' es nicht aus Verdorbenheit des Herzens, ich hab' es aus Liebe begangen.“

Sie hatte ihr reuiges Kind büßen gesehen. „Wie gern vergeb' ich Dir und habe Dir schon vergeben. O, Kind, Du warst in Deinem Leichtsinn frömmer als Mancher, der die Bibel auswendig gelernt. Mit reifen Jahren sündigt man nicht so aus Liebe, Du aber bist ein Kind, und somit laß uns auf immer darüber schweigen.“

Beide sahen sich verstohlen an. „Aber hat denn der Häscher doch sein Leben daran gewagt?“

„Ich selbst, gute Mutter,“ antwortete der Jüngling.

„Du? Du selbst?“

„Ich selbst! O, zittere nicht, meine einzige Mutter! Erhole Dich nur, ich lebe ja noch, ich bin ja nicht ertrunken. Ich mußte ja hinüber.“

„Du hättest nicht müssen, — nicht sollen.“

„Mußt' ich nicht? O, der Schmach in unserm Hause, der Schande in der Stadt, wenn ich dem Häscher nicht zuvorkam, wenn er dem Manne abdrang, daß ich den Schmuck verkauft. Mußt ich nicht?“

„Du mußtest,“ sagte sie kaum hörbar. „Aber mein einziges Kind, wenn Du verunglücktest?“

„Ich bin ja nicht verunglückt. Siehst Du, ein guter Engel hat über mich gewacht, ich habe ja nur aus Liebe gesündigt. Hast Du mir vergeben?“

„Alles, Alles, — Du lebst ja!“

„Doch laß noch heute den Häscher holen,“ flüsterte er ihr zu, „gib ihm die paar Silberstücke, daß er nicht mürrisch wird. Sag' ihm, der Mann, aus Furcht, von der Behörde ertappt zu werden, hätte mit Lebensgefahr sich übersetzen lassen und den Schmuck gebracht.“

„Ich will es, gewiß, Heinrich! Fürchte nichts, keine Seele soll es wissen. Aber nun ruhe ein Weilchen bis der Vater kommt. Wie wird sich unsere Veronika freuen, wenn ich sie mit den Ohrgehängen schmücke und auf die Zigeunerin böse bin, die ihr so viel Noth gemacht. Sieh mich nicht so wehmüthig an, ich wollte Dir nicht weh thun, Heinrich.“

„Laß mich immer! Du bist so sehr gut und Gott wird Dich segnen und mich auch — vielleicht.“

Veronika war ihm heimlich auf seine Stube vorangeeilt. Sie kniete vor ihm nieder und Thränen erstickten ihre Worte. „Ich habe gehorcht, ich kann, ich werd' es nicht ertragen.“ Dies war Alles, was sie stammeln konnte. (D. B. f.)

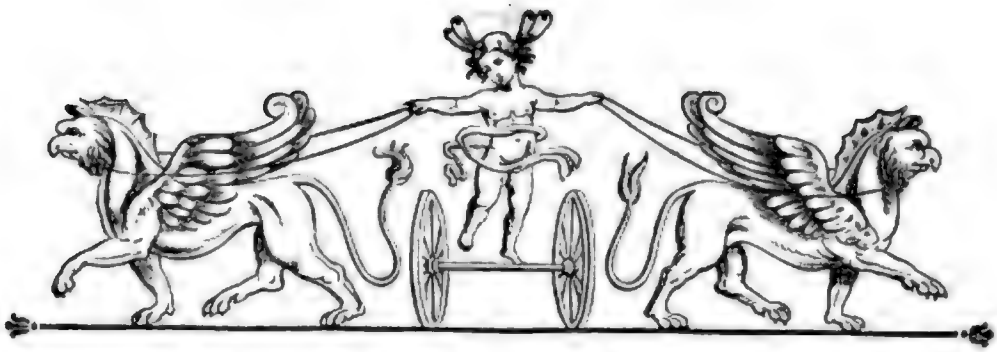
Die leipziger Kunstausstellung.

I.

Am 1. September wurde dem Publikum in den Sälen der Buchhändlerbörse die zweite große Bilderschau eröffnet, welche an Mannichfaltigkeit und an Werth der einzelnen Gaben bei weitem noch die erste Ausstellung überbietet und in der That einen glänzenden Verein von Leistungen

aller Schulen und Richtungen an den Tag stellt. Schon am 1. October werden die Säle wieder geschlossen, da die Nöthigung geboten ist, eine große Anzahl der werthvollsten Bilder nach Berlin abzuliefern. Um so zweckmäßiger erscheint es, die Resultate einzelner Besuche gleich einzeln zur Mittheilung zu bringen, wobei wir freilich auf eine Totalübersicht der reichen Sammlung verzichten. Ein erster Besuch kann nur dazu dienen, um in diesem großen Reichthum an Schätzen der modernen Kunst sich zurechtzufinden. Bei alle dem zwang uns fast die vorherrschende Menge an düsseldorfer und an französischen Gemälden, auf diese gleich einzugehen, und in der That ist die leipziger Ausstellung recht eigentlich im Stande, ein Studium dieser beiden polartig entgegengesetzten Richtungen der Malerei unserer Zeit möglich zu machen. Wollten wir eine Parallele zwischen beiden anstellen, so würde uns recht klar werden, wie eng der Geist der Kunst an die Nationaleigenthümlichkeit gebunden ist. Freilich kann man von der düsseldorfer Malerschule nicht so ausschließlich behaupten, sie vertrete deutschen Sinn, deutsches Gemüth und deutsche Volksthümlichkeit, wie sich Frankreich in der Kunstwelt von Paris zum künstlerischen Ausspruch bringt. Immer aber gehören die düsseldorfer einer Hauptrichtung des germanischen Geistes an. Sie geben die träumerische Musik unseres Gefühlslebens, die stille Treue des deutschen Herzens, die in sich verlorne Passivität unseres Dichtens und Trachtens; die düsseldorfer Malerei hat im Bereich der Farben dieselbe Function und Geltung, welche die sogenannte romantische Schule, die von Tieck, Novalis und den Schlegeln vertreten wurde, in der Literatur zur Erscheinung brachte. Räumen wir auf diese Weise der düsseldorfer Schule eine wirklich nationale Bedeutung ein, so wird man uns nicht scheel ansehen, wenn wir auch für die Schwächen dieser Richtung offenen Sinn behalten und nicht modemäßig, noch auf Kosten anderer Kunsttendenzen in die unbedingte Huldigung einstimmen. Es kommt wesentlich darauf an, die Richtungen zu charakterisiren, Lob und Tadel können beiderseits nur subjectiv hülfreich sein, die Eigenthümlichkeit derselben zu bestimmen. Gehen wir also nach Zufall und Willkür in der Reihenfolge auf einzelne düsseldorfer Bilder ein und wir finden uns schnell zurecht in der einmal festgehaltenen und der Schule anhaftenden Manier. Von Blanc, dem Maler des beliebten Goldschmied's-Töchterchens, finden wir die schon oft gesehene „Kirchgängerin", das echt deutsche, fromm für sich begnügte Gesicht, das wie ein „Lied ohne Worte" in unbestimmter Allgemeinheit entweder zu wenig oder zu viel sagt und keinen entschiedenen Moment in seiner Stimmung zeigt. So kann das gute Kind lange beten gehen, so kann sie lange hinbrüten. Von demselben: „der alte Baum". Eine kranke Mutter mit zwei Kindern vor diesem alten Zeugen früheren Glücks oder Unglücks, das sich ganz unbestimmt als Erinnerung der Vergangenheit in den elegisch matten Zügen äußert. Auch das beliebte Altdeutsche in der Tracht mit recht viel Sammet und Seide, damit die Empfindung nicht durch harte Bekleidung gestört werde. Die Düsseldorfer packen gleichsam ihre weichen Gefühle gern in Baumwolle, als wüßten sie, wie zerbrechlich die Elegie im Menschenleben ist. Fragen wir nun aber: was wollen diese Leute unter dem alten Baum? so tritt über diese Frage allerdings eine Verlegenheit ein. Alte Erinnerungen auffrischen, unbestimmt ob an Glück oder Schmerz, eine Wehmuth anstimmen über allgemeines Menschenloos! Ich weiß, daß andere elegische düsseldorfer Gruppen ein bestimmteres Motiv zum Grunde haben, man darf nur an Bendemann's Juden vor Babylon erinnern; allein aus der lang andauernden Stimmung der träumerischen düsseldorfer Figuren taucht kein entschiedener Moment auf. Der alte Lessing, der Hort deutscher Kritik, vindicirt in seinem Laokoon unter den Künsten gerade der Malerei die Fähigkeit, einen Moment festzuhalten. Natürlich doch wohl einen energischen, einen Hauptmoment, wo verschiedene Elemente auf einen Centralpunkt hinarbeiten. Hierzu bringt es nun die düsseldorfer Sentimentalität fast nie, immer geben sie die Musik der Empfindung, die lange andauert, einen langen Athemzug der Seele gleichsam, keine blitzartig hervortretende dramatische Entscheidung. Dies im Gegentheil ist Eigenthümlichkeit der französischen Malerschule; deshalb thut eine Parallele beider Richtungen sehr noth, und die leipziger Ausstellung kann recht eigentlich zu einer solchen auffordern. Da finden wir jedoch zuvor noch einige düsseldorfer Bilder, die unsere Meinung bestätigen helfen. Von Vosen „Egmont und Clärchen". Es ist jener göttliche Moment, wo Egmont ausruft: dieser Egmont, das ist Dein Egmont! Ein französischer Pinsel würde ihn vielleicht durch Coquetterie verpfuschen, oder ihn gar nicht wählen, viel eher den Moment, wo Clärchen das Volk aufruft, um den gefangenen Geliebten zu befreien. Für düsseldorfer Farben ist nun jene Wahl der Scene ganz die angemessene. Allein die Ausführung ist diesmal nicht glücklich. Ich meine nicht die Ausführung in Farben; diese kann technisch sehr löblich sein, ich meine die geistige Ausführung des Moments. Egmont sitzt und Clärchen kniet. Die beiden Gesichter sind hübsch, gesund, rund und nett, allein wie phlegmatisch in Ruhe getaucht! Wo ist da der leuchtende Funke, der aus den Augen sprühen, die Elegie der Empfindung beleben und zu einem entscheidenden Erguß führen sollte? So aber malen die Düsseldorfer fast sämmtlich. Auch wird ihre Scenerie fast stereotyp. Von Teichs finden wir „Gefangene Christen, von Mameluken bewacht". Ganz eine gewohnte Gruppe in düsseldorfer Sentimentalität, links und rechts um gestürzte Säulen liegt Elegie und weint oder trauert stumm. So können sie lange kauern, so können Egmont und Clärchen lange sitzen, es sind Puppen die das so lange aushalten, nicht Menschen. In französischen Bildern tritt der Moment energisch auf die Spitze, der Effekt ist dramatisch, wir sind mächtig ergriffen von der Entscheidung, zu der hier die Phantasie aus dem bewegten Menschenleben ein Verhalten verschiedener Wesen zu einander herausgreift, concentrirt und auf den Gipfelpunct steigert. Ob man nun Lob oder Tadel nach dieser oder jener Seite spendet, ist zufällig in dem speciellen Werthe der einzelnen Leistung bedingt, es kommt zunächst darauf an, diese Verschiedenheit jener Kunstrichtungen sich genau zu verständlichen. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 175. — den 7. September 1839.

Redacteur: Dr. R. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Novelliſtiſche Skizzen.

(Beſchluß.)

„Ich kann, ich werd' es nicht ertragen," — hatte ſie ihm nicht das mit gebrochenem Herzen zugeflüſtert? Sie ward bläſſer mit jedem Tage, und ſchlich wie ein Schatten umher. Sie fühlte ſich nicht mehr ſo ſelig und unbefangen in ſeiner Nähe wie früher. Sie erzählte ihm, daß ihr oft von prächtigen grünen Wieſen geträumt, von Engellein, in Blau und Weiß gekleidet, die ihr zugewinkt, — und das ſollte nahen Tod bedeuten. Sie konnte es nicht überwinden, daß er mit ſeinem jungen Leben geſpielt ihretwillen, daß er in den Augen ſeiner Mutter ſündhaft galt für ein Verbrechen, das ſie begangen — aus Liebe, aus unendlicher Liebe. Sein Anblick, der Anblick ihrer, die ihr mit verdoppelter Zärtlichkeit entgegenkam, zerriß ihr Gemüth. Oft ſtand ſie um Mitternacht vom Lager auf, das ſie mit Thränen benetzte, und kauerte ſich händeringend auf einem Schemel nieder in der Ecke ihres Stübchens. Die langen ſchwarzen Haare fielen aufgelöſt in ihr abgehärmtes Geſicht, ihre Augen waren rothgeweint, ihre Sinne krank. Gern hätte ſie niederknien mögen vor ihrer engelguten Herrin, hätte bekennen mögen aus dem reuevollſten Herzen, aber Scham und Scheu litten es nicht. Als eines Tages die Gebieterin ſie kummervoll anſah und leiſe ihrem Sohne zuflüſterte: „O, wärſt Du nimmer leichtſinnig geweſen, ſeit der Leidensgeſchichte mit dem Schmucke kann ſich die Arme nicht wieder erholen," — da hatte ſie's gehört, da ward ihr das Haus und die Welt zu enge. Ihn durfte der Vorwurf nicht kränken; er war ja unſchuldig und fleckenlos. Gern wäre ſie weit fortgezogen, weit in alle Welt, hätte gedient und gebettelt, hätte Alles zurückgelaſſen, nur das Bild ihres Lieblings mit ſich genommen, — aber ihr armer alter Vater hätte gedarbt und ihr geflucht. Da fiel ein Funken in ihre bekümmerte Seele, ſie raffte ſich auf, und beſchloß, komme, was da möge, Alles ihrem Vater zu entdecken.

Es war Abend. Der Alte hatte eben ſein rothhönernes Pfeifchen angebrannt als Veronika eintrat. Er konnte keinen Gruß, kein Wort der Freude ſtottern, als er ſeine verſtörte Tochter ſah. Er küßte ſie auf die Stirn, ſie ſtreichelte ſeine Hand und ließ ſich auf einen Schemel zu ſeinen Füßen nieder. Sie erzählte ihm Alles, wie es kam, daß ſie ſich liebten, wie er angefangen und geendet, wie ſie geſündigt und es gebüßt, wie ſie in den frommen Mauern jenes Hauſes nicht mehr leben könne.

Dem Invaliden mundete das Pfeifchen nicht weiter, er zog die narbige Stirn in krauſe Falten und ging brütend auf und nieder. „Ich kann Dir nicht helfen, meine arme Veronika," ſagte er mit Thränen in den Augen, indem er vor ihr ſtehen blieb. „Du mußt büßen, meine Tochter, büßen."

„Ich habe ja gebüßt, wie Niemand auf Erden," ſchluchzte das Mädchen.

„Gewiß," hub er nach einer peinlichen Pauſe wieder an, „gewiß, ſie würde Dir vergeben, und Heinrich

ſtünde fleckenlos vor ihren Augen; — aber Du willſt Dich ihr nicht entdecken?"

„Ich kann es nicht, Vater!"

„Gut, ſo will ich es thun."

Veronika ſah flehend zu ihm auf und faltete dankend die kleinen Hände.

„Aber das Haus müßteſt Du doch meiden, meine Tochter! Deine Schuld würde Dich bei dem Anblicke jener guten Menſchen, bei jeder neuen Gunſt um ſo mehr drücken. Du ſagſt ja ſelbſt, Du könnteſt dort nicht mehr leben."

„Laß mich ſterben dort, Vater!"

„Sterben, leichtſinniges Mädchen! Und ich bliebe allein zurück, und Niemand drückt mir die Augen zu? Wenn Du nicht biſt, habe ich keine Freude mehr in meinen alten Tagen."

„Ich will ja nur für Dich leben, — für —"

„Für Heinrich, nicht wahr? Darum muß Du ja eben fort, Veronika. Ich bin nicht hart, mein Mädchen, geh' und ſitze dort auf mein Bett nieder und höre mir zu: Siehſt Du, Du biſt ein armes Kind, und er iſt reich, ſehr reich. Was ſoll aus Deiner Liebe werden? früher oder ſpäter muß er doch von Dir laſſen. Er wird in fremde Länder reiſen, wird Dir wohl anfangs ſchreiben, dann ſeltener und endlich gar nicht mehr. In Jahr und Tag iſt die arme Veronika und ihr alter Vater längſt vergeſſen."

„Vater, und Du ſagſt, Du wäreſt nicht hart?"

„Bleib' Du bei mir, meine Tochter, glaub' mir, ich ſehe ſchärfer als Du, und Du haſt ja noch nicht gelebt und wenig erfahren. Ich will ſelbſt hin zu Deiner Herrſchaft und in Deinem Namen Abſchied nehmen. Laß den reichen Kaufmannsſohn! Wir brauchen ja wenig, ich kann Holz ſpalten und Du nähen und ſpinnen. Willſt Du, meine Tochter? Und Abends erzähl' ich Dir immer viel vom Kriege, von unſerm Prinzen Karl, von den Franzoſen und ihrem großen Napoleon. Ich hab' ihn ſelbſt geſehen mit dem kleinen Hut und dem finſtern Geſicht. Den kennen ſie Dir in der ganzen Welt, wo Du immer hinkommſt. Weißt Du, und auf einer kleinen Inſel liegt er begraben. Seinen Sohn nannten ſie den König von Rom, der iſt auch ſchon todt, in Wien ruht er, in der Kaiſerſtadt, wo es ſo viel Soldaten gibt und Grafen und Generale — aber Du ſprichſt ja gar nichts, Veronika?"

Das Mädchen war von Kummer überwältigt eingeſchlafen. „Dummkopf, ich," ſagte er, „daß ich ihr gerade jetzt was vorſchwatzen mußte. Mag ſie ruhen, die Arme, und vergeſſen! Er beugte ſich über ſie und ſah ihr wehmüthig in das liebe kindliche Antlitz. Dann ſchloß er leiſe hinter ihr die Thür zu und ging mit beklommenem Herzen und die Worte wägend, die er reden wollte, nach dem Hauſe, wo ſeine Veronika ſich ſo viel gefreut und ſo viel gelitten hatte.

„Wie iſt's mir denn? Iſt's Traum oder iſt es geſchehen?" ſagte die Kaufmannsfrau. „Sie hat es aus Liebe gethan? Er hat ſein Leben für ſie gewagt? Und ſie härmt ſich, weil er ſich als Sünder angegeben? Habt Dank, guter Alter! O, ich muß mich erſt faſſen, dieſe Geſchichte hat ſich aller meiner Gedanken bemächtigt. Aber warum brachtet Ihr Veronika nicht mit?"

„Sie iſt vom Gram betäubt eingeſchlafen. Nehmen Sie mir's nicht für ungut, ich möchte ſie für immer bei mir behalten."

„Ihr ſprecht kindiſch, Alter! Wovon wolltet Ihr leben? Wollt Ihr das arme Mädchen harte Dienſte thun laſſen bei irgend einer harten Herrin? Sie hält es nicht aus, gewiß, nicht vierzehn Tage."

„Ich kann Holz ſpalten, ſie nähen und ſpinnen."

„Aber, warum ſoll ſie nicht bei mir bleiben? ich habe ja vergeben. War ich je hart gegen ſie? Will ſie nicht?"

„O, für ihr Leben gern! Aber offen geſprochen, gnädige Frau, was ſoll aus der kindiſchen Liebe der Leutchen werden? Sie iſt blutarm und Ihr Sohn ſehr reich. Soll der Vater ſein Kind verkümmern ſehen? ſoll er es ſelbſt an die Schlachtbank führen?"

„Verkümmern? Schlachtbank? Ihr ſprecht ſehr hart, Alter!"

„Beſſer bewahrt als beklagt, iſt ein altes Sprüchwort," ſagte er ruhig.

„Wie," fuhr ſie nach einer Pauſe lebhaft fort, „lieb' ich ſie nicht? Iſt ſie nicht wie mein eigenes Kind? Wollt Ihr uns den guten Engel unſeres Hauſes rauben? Gibt es kein Beiſpiel, daß ein reicher Kaufmannsſohn ein armes Mädchen geheirathet? Gebt mir meine Veronika wieder, ich verſprech' es Euch heilig, Ihr ſollt ſie nicht zur Schlachtbank führen."

Er küßte gerührt ihre Hand. Heinrich war ſtaunend herangetreten.

„Ich weiß Alles, mein edler Sohn!" rief ſie ihm entgegen. „Er hat mir Alles erzählt, er hat es von Veronika erfahren. Aber weißt Du auch, daß er uns das Mädchen rauben wollte? Laß den Wagen anſpannen, Heinrich! Auf ſeinem Bette iſt die Arme vor Gram eingeſchlafen. Sie konnte es nicht ertragen, daß Du

Dich als schuldig angegeben. Das närrische Kind! Es ist ja Alles vergeben und vergessen! Kommt, Alter, Ihr sollt mit uns fahren. — O, mein Heinrich, bewahre Dir diesen Engel, willst Du? willst Du?"

Der Jüngling stand sprachlos und wußte nicht, wie ihm geschehen.

Nicht lange darauf rollte der Wagen nach der Wohnung des Invaliden.

Und er hatte sich diesen Engel bewahrt! Drei Jahre waren vergangen, der Himmel schien mit dem vollsten Segen über diesem Hause zu wachen. Heinrich hatte auf den Wunsch seines Vaters die Rechtsgelehrsamkeit aufgegeben und war Kaufmann geworden. Der schöne kindliche Glaube, Veronika als den Engel des Hauses zu betrachten, war nach und nach und um so stärker auf den Vater übergegangen. Die Mutter hörte nicht auf, ihn damit zu necken. In einer schweren Krankheit hatte ihn Veronika gehegt und gepflegt, war Tag und Nacht nicht von seinem Lager gewichen. „Danken Sie nicht mir," sagte ihm der Arzt, „denn meine Kunst war schwach und gering, danken Sie dem Himmel, daß er Ihnen dies Mädchen gesendet." Oft hatte er geäußert, er könnte Alles für das Mädchen opfern, und als er es am Tage, wo er gänzlich genesen, mit feierlicher Stimme und Thränen im Auge wiederholte, flüsterte ihm mit klopfendem Herzen die Mutter zu: „Wie, wenn ich Dich beim Worte faßte, wenn ich im Namen unseres Sohnes, der dort mäuschenstill in der Ecke sitzt, ein Geschenk für Deine Krankenwärterin verlangte!"

„Kann ich's gewähren?"

„Warum denn nicht? Schenke doch dem Mädchen — Deinen Sohn."

„Scherzest Du, Malchen? eine, — er blickte lächelnd seinen Sohn an, der schüchtern ihm nahte, — —

„Hat es längst gewußt, früher als Alle," flüsterte Elisabeth.

„Nun denn," sagte der Kaufmann, „meint Ihr, ich hätte ein Herz aus Kieselsteinen? Meint Ihr, ich wollte mein Geld zusammenscharren thurmhoch, und es immer nur vermehren und vermehren? Topp, Malchen, hier hast Du meine Hand. Wenn die Leutchen sich wollen, wir, hoff' ich, haben Alle nichts dagegen. Aber nun holt mir doch mein Töchterchen! Heinrich, bist Du stumm und taub geworden?"

Als Veronika ihr Glück erfuhr, wollte sie den ganzen Abend ihr Stübchen nicht verlassen. In einer Ecke saß sie und lächelte und weinte, und hielt die Schürze vors Angesicht und schämte sich fast todt.

Wenige Wochen darauf feierte man die Hochzeit. In der Stadt sprach man viel von dem reichen Heinrich, der grillig genug war, sich an eine blutarme Dirne zu fesseln. Die Mutter litt nicht, daß das junge Pärchen in einem fremden Hause sich einmiethete, — ihr guter Engel sollte in ihren Räumen bleiben. Die reizende Kindlichkeit, die kindliche Anhänglichkeit an ihre zweite Mutter blieb der jungen Gattin für immer. Noch immer glaubte sie zu träumen, glaubte noch immer Magd zu sein, und war selig, konnte sie wie früher ihr die Haare kräuseln und die seidenen Kissen zurechte legen. Heinrich überraschte sie oft des Abends in einem Büchlein lesend, das sie bei seinem Anblick erröthend zu bergen suchte. Eines Tages drang er stürmisch in sie, ihm das Büchlein zu zeigen, seht, es war eine kleine Bibel. Ein blaues Band, das aus den Blättern hervorblickte, bezeichnete ihm die Stellen, wo sie am eifrigsten gelesen, — die heiligen zehn Gebote waren dort verzeichnet. Und wo es hieß: „Du sollst nicht stehlen" waren ihre Thränen am meisten gefallen.

Die leipziger Kunstausstellung.

(Beschluß.)

Ich mache einen Sprung und komme auf einen französischen Künstler, der fast zu düsseldorfern scheint, ohne es doch ganz im Stande zu sein, weil er Franzose bleibt. Es sind zwei Bilder von Guet. Das eine zeigt eine Ueberschwemmung. Eine elegante Gruppe von Mutter und zwei Kindern sitzt auf dem Strohdach, rings herum Fluth. Das Gesicht der Mutter ist sehr schön, ein schmerzliches Madonnenantlitz, aber ruhig festgehalten fast wie es in der Plastik nöthig ist. Auch die Elemente, die die Welt verheeren, sind hier ohne Aufregung. Und in der eleganten Gruppe ist selbst in der Toilette keine Störung eingetreten, sie sitzen da auf dem Strohdach, als wären sie aus dem Boudoir wie auf Wolken hinaufgehoben. Dies ist fast düsseldorfisch. Das andere Bild zeigt eine „Schweizerin, Erdbeeren verkaufend". Sie sitzt, sinnt und lauscht. Was will sie aber sonst? denn auf Verkauf zu warten, ist kein poetisches Motiv. Hier ist Guet zu sehr Franzose, um mit seiner Figur nichts zu wollen. Bei den Düsseldorfern heißt es immer: Edle Seelen wirken durch ihr Sein; bei den Franzosen wollen die Figuren etwas; darin liegt der Unterschied zwischen lyrischer und dramatischer Auffassung. Ein Düsseldorfer hätte es gut sein lassen mit der Schweizerin, die in ländlicher Unschuld dasitzt und träumerisch aussieht. Die Schweizerin von Guet aber will und meint noch etwas. In den listigen Augenwinkeln der ländlichen Donna lauert die Co-

quetterie der Gesellschaftswelt. Hier verräth sich der Franzose, das geht über die Düsseldorfer und diese können hier mit Recht zu jenem sagen: Unschuld, Naturharmlosigkeit, Seligkeit des bloßen Daseins, Lyrik und Musik der Empfindung kannst du nicht malen, das ist unser Amt! Alle solche kindlichen Situationen der Gemüthswelt werden die Franzosen auch immer mit Raffinerie und dem Bewußtsein der Civilisation versetzen und — vergiften. Von Destouches finden wir ein ruhendes Mädchen, das aus dem Morgentraum erwacht. Ganz für einen Düsseldorfer. Der Franzose macht ein coquettes kicherndes Ding, das die Bettdecke über sich zerrt. Und die vier Bilder von Paget, der Schlaf, das Erwachen, die Ruhe, der Roman, vier Mädchenköpfe in Ruhekissen, französisch sehr schön und fein, nicht frivol und naturwidrig, aber doch für deutschen Sinn zu coquett, und das Idyllische, das von sich selber weiß, ist nicht mehr rein. — Eine andere Störung bringen die Franzosen in ihre Bilder, indem sie den Contrast zu sehr steigern. Ein Gemälde von Le Poittevin, „der Kontrebandier" ist meisterhaft, die romantisch verwilderte Gestalt des Mannes auf dem Felsenufer, der mit der ruhigen Verworfenheit seines Gesichts nach dem Meere hinausspäht, ist trefflich. Das Weib schmiegt sich zagend an ihn; ebenfalls meisterlich in Haltung und Geberde. Aber der Mann ist kein Riese gegen das Weib, wie er sein sollte, er ist ein Wesen in viel größerem Maßstabe, der Contrast ist übertrieben und das Medium läßt sich zwischen beiden Formationen gar nicht ausmessen. — Ebenfalls als Störung zu bezeichnen ist in den Bildern der Franzosen der Hang zum Burlesken, wo nach deutschem Gefühl die ruhige Macht des Objectes allein wirksam sein sollte. Von Le Poittevin haben wir noch eine Schiffswerfte. Meer, Uferstand, der Theil des Himmels, der gewitterschwer ist, vortrefflich (weniger die lichtern, lehmartigen Wolken zur Linken), der Spiegel im Wasser, hinten die Stadt, — alles ein großer Eindruck des Ungewissen, des Schicksalsvollen, den die See, der Gewitterhimmel und das Lebensloos der Seefahrer gibt. Vorn aber kriecht ein nacktes Kind aus einem großen, riesigen Schifferstiefel. Piquant, witzig, aber die Burleske stört hier, die Poesie des Bildes ist unvollständig.

Groß aber bleibt die Kunst der Franzosen, wo es gilt, wahrhaft Dramatisches aus dem bewegten Menschenleben herauszugreifen und auf dem Gipfelpunct künstlerischer Höhe energisch zu entfalten. Von Biard sehen wir wieder ein großartiges Bild, — nebst vielen andern französischen im Besitze des Herrn Schletter in Leipzig. In dem großen „Negerhandel" gab Biard eine schmerzliche Tragödie, zwischen weißen und schwarzen Menschenkindern aufgeführt, mit schreckhafter Ruhe, mit blutigem Entsetzen aus der Wirklichkeit des Tages herausgegriffen. Jetzt sehen wir ein Boot in der Nordsee im Kampf mit den Wellen, die drei Fischer oder Matrosen im Kampfe mit Eisbären. Eins von den weißen Ungeheuern hat der Mittelfigur die Tatze in das Fleisch gesetzt, aber ein kräftiger Junge bohrt ihm sein Messer in den Rachen und es stürzt rücklings über. Dieser Junge ist meisterhaft. Die linke Hand drängt den Angegriffenen, wahrscheinlich den Vater, zurück, mit der rechten agirt er keck und feurig. In dem leuchtenden, scharfgeschnittenen Gesicht dieses Gamin de Paris unterm Nordpol, denn seine Züge sind ganz französisch, ist ein Gemisch von knabenhafter Angst und kriegerischer Mordlust. Hoch oben im Boote steht die dritte Gestalt, ebenfalls ganz Franzose, aber ruhig, mit der energischen Festigkeit der alten Garde, setzt er dem zweiten Eisbären den Spieß an. Er steht mit der kriegerischen Majestät eines Neptun über der wild wogenden Kampfscene. Links und rechts drängen andere Ungeheuer heran, der Hintergrund starrt in Eis und Kälte, und das Gefühl der Ungewißheit, ob hier Mensch oder Ungeheuer siegen werde, erstirbt in dem Anblick jener kraftvoll blühenden, entschieden sieggewohnten Gestalt. Was bei den Düsseldorfern elegische Ruhe ist, selbst Lessing's Barbarossa im Kampfgewühl hat elegische Ruhe in seinen Zügen, das ist bei den Franzosen energische Festigkeit, entschiedenes Wollen und der Triumph männlicher Thatkraft. Biard hat sich in diesem Bilde abermals, nicht blos in seiner Schule, sondern für alle Zeiten als Meister ersten Ranges bewährt. Dagegen gibt er auch die Schwäche der französischen Malerei in einem kleinen Bilde preis. Der „Besuch bei der Amme" ist ein Stückchen aus der demoralisirten Welt des Pariserthums. Ein heimlicher Vater äfft Vaterfreuden vor der Wiege des Säuglings, ein Hausfreund sitzt lachend im Stuhl und will sagen: so ist's überall! Die heimliche Mutter, welche die Amme bei Seite nimmt, ist ohne germanische Liebe, sie macht eine bloße Bestellung für den Küchenzettel, während ihr Mutterherz hier schlagen sollte. Somit ist Biard nach beiden Seiten hin Franzose. Er gibt großartige Tragödien, wo der Kampf der Lebenselemente die Größe herbeiführt; und er gibt die Farcen der Demoralisation, wo die Tugenden des Friedens einen stillen Familienhimmel hervorrufen sollten. (Wird fortgesetzt.)

Notizen.

[Jordan über die Jesuiten.]

Von dem Prof. Jordan in Marburg erschien ein historisches Werk über die Jesuiten. Gleichzeitig lesen wir im Rotteck-Welckerschen Staatslexikon (Bd. 8. Lief 3.) von derselben Feder einen gehaltvollen Artikel über den Jesuitismus in Vergangenheit und Gegenwart. In demselben Heft findet sich Rotteck's Abhandlung über Intervention in völkerrechtlicher Hinsicht.

[H. Koenig.]

Im dritten Hefte 1839 des Freihafens lesen wir Erinnerungen und Betrachtungen von Koenig unter dem Titel „Krieger und Priester". Ein Memoirenstück des Autors aus dem J. 1813. Unter dem Titel „Excommunication" gab er früher ein Stück innerer Erlebnisse.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 8. und eine Beilage von Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunschweig.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 8. — den 7. Septbr. 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu haben:

Schiller's Gedichte

in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt,

nebst

einer vollständigen Nachlese

und

Variantensammlung zu denselben.

Für

die Freunde des Dichters überhaupt und für die Lehrer des Deutschen an höhern Schulanstalten insbesondere.

Von

Heinrich Viehoff.

Erster Theil.

24 Bogen.

Format wie die neue Taschen-Ausgabe von Schiller.

Subscriptionspreis — **12** gr. — **54** kr.

Schiller's lyrische Gedichte leben bei allen Stämmen unsrer Nation in Mund und Herzen, wie es sich von keines andern deutschen Lyrikers Erzeugnissen in gleichem Maße rühmen läßt. Ein Werk nun, welches sich die Aufgabe gestellt hat, jene allbeliebten und allverbreiteten, aber darum noch bei weitem nicht allverstandenen Gedichte in jeder Beziehung zu erläutern, den Zusammenhang derselben unter sich und mit den größern dramatischen, historischen und philosophischen Productionen des Verfassers, so wie mit seiner innern und äußern Lebensgeschichte zu verfolgen, die Quellen, aus denen er die Stoffe zu seinen erzählenden Gedichten geschöpft hat, aufzudecken, und noch auf manche Weise das Interesse für jene herrlichen Blüthen eines unsrer edelsten Geister zu erhöhen. — ein Werk dieser Art darf, wie es scheint, selbst in dem bunten, zerstreuenden Gewirre unsrer jetzigen literarischen Welt sich noch einige Theilnahme versprechen. Auch ist von vielen Seiten her wiederholt anerkannt worden, daß zu Schiller's lyrischen Productionen ein Commentar um so mehr zu wünschen sei, als sie zur Bildung der Jugend in zahlreichen Lehranstalten benutzt werden.

Indem wir die Verehrer des Dichters bitten, sich von dem Buche selber Einsicht zu verschaffen, machen wir sie darauf aufmerksam, daß sie dasselbe in jeder Buchhandlung vorräthig finden.

Die Verlagshandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Funfzig Gedichte

von

Philipp Engelhard Nathusius.

Probesammlung.

Mit der Bemerkung auf dem Titel: „Der Ertrag ist dem Leipziger Central-Verein zur Schadloshaltung der ihrer Stellen entsetzten Göttinger Professoren bestimmt, zu welchem Zweck — im Fall einer geneigten Aufnahme — eine vollständigere Sammlung nachfolgen soll."

8o. fein Velinp. geh. 12 Sgr.

Ferner:

Hundert und drei Lieder

des Pariser Chansonnier

Pierre Jean de Beranger

giebt hier im Deutschen wieder

mit seinem wohlgemeinten Gruß

Philipp Engelhard Nathusius.

8o. fein Velinp. geh. 1 Thlr. 16 Sgr.

Die vorstehenden poetischen Arbeiten, die ersten, mit denen der Verfasser, Sohn und Nachfolger des großen, schöpferischen Nathusius auf Althaldensleben, hervortritt, zeugen von entschiedenem und bedeutendem dichterischen Genius. Das deutsche Publikum, welches mit richtigem Takt das Vorzügliche aus dem Wust der Alltagsliteratur herauszufühlen versteht, möge dieses Urtheil bestätigen durch eifrige Förderung des schönen Zweckes, dem der Ertrag bestimmt ist.

Braunschweig, im Juli 1839.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Digitized by Google

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weinlig.)

5. Jahrg. f. 1839. No. 37 — 42.

C. F. Böbert über die Wassersäulenmaschine des Bergdirectors Stenstrup zu Kongsberg. — Ueber die Cylinder-Bogen-Hängebrücken von Hoffmann und C. Maderspach. — Uebersicht der in Wien vorräthigen Löschapparate bei Feuersgefahr. — Ueber den Respirations- und Sicherheitsapparat für Feuersgefahr von Martoni und Aldini. — Ueber die Wasserreservoirs des Grand-Junction-Canals. — Grösse, Abnutzung und Kosten des pariser Strassenpflasters. — Widerstandsfähigkeit des Sandbétons. — Ueber den Einfluss des Windes auf die Geschwindigkeit der Dampfwagen. — Anstrich für Eisenblech bei Dachdeckungen. — Messingblech zum Dachdecken. — Bemerkungen über die Bedachung mit getheerten Papptafeln von Lampadius. — Ueber Benutzung von Zinkblende und freiberger Rohofenbruch zu Anstrichfarben, von Lampadius. — Affinirung silberhaltigen Bleies nach Pattinson's Krystallisationsmethode von Sentis. — Ueber Benutzung des Maulbeerbaumes zur Papierbereitung, von Garteninspector Metzger. — Metall-Ein- und Ausfuhr in Russland. — Metallverarbeitung im Regierungsbezirke Königsberg. — Preussische Patente. — Ueber das Festwerden des Mörtels, von Dr. A. Petzholdt in Dresden. — Versuche mit Mineralkitten, angestellt zu Verbesserung der Plateform im Fort Wilhelm zu Stade, vom Ingenieurhauptmann Oppermann. — Ueber das Wollwaschmittel von Preys (Strasser und Hechsch). — Versuche über Asphaltpflasterung, angestellt von der Direction der höhern Gewerbeschule zu Hannover. — Ueber Verkohlen und Pressen des Torfs. — Ueber den Einfluss der Fällungszeit auf die Qualität des Bau- und Brennholzes, und einige andere damit zusammenhängende Gegenstände, nach Versuchen des Prof. Grabner zu Mariabrunn, von Zierl. — Ueber die Fällungszeit des Bauholzes, von Phinehas Rainey. — Abänderung der Dorn'schen Bedachung, von Laves. — Zubereitung des Leinengarns mit Seife. — Weberschlichte aus Brockenmoos. — Bourjot's Mittel, Eisengusswaaren der Sprödigkeit zu berauben. — Preussische Patente. — Ueber die Kerzenfabrication aus Stearin und Stearinsäure, von Golfier Besseyre. — Eisenerzprobe (und Braunsteinprobe) auf nassem Wege, von Fuchs. — Weinrich's Macerationsverfahren. — Godwin's Verbesserung an Pianofortes. — Schafhäutl's neueste Verbesserung im Puddeln des Eisens.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. August 1839.

Leopold Voss.

Bei Gerhard Fleischer in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

N. N. W. Meißner,

Geschichte und Beschreibung

der

Dampfboote, Dampfschiffe

und

Eisenbahnen.

Mit 10 Steindrucktafeln. gr. 8.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Bei E. Kummer ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Maria. Eine Novelle vom Verfasser einer „Alltagsgeschichte." Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Minckwitz, J., der Prinzenraub. Ein geschichtliches Schauspiel in 5 Acten. 8. broch. 16 Gr.

Bei Gebhardt und Reisland in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

König Kodrus.

Eine Mißgeburt der Zeit.

Von

Karl Stahl.

8. geh. Preis 12 Gr.

Volksmährchen der Deutschen.

Von

B. Naubert.

Zweite Auflage.

Erstes Bändchen: Legenden von Rübezahl.

8. geh. 11 Bogen. Preis 8 Gr.

Diese neue elegante Ausgabe der mit Recht als Muster ihrer Gattung anerkannten Naubert'schen Mährchen wird aus sechs Bändchen bestehen, deren jedes von 10—12 Bogen nur 8 Gr. kostet.

Die Waldenser in Böhmen.

Historischer Roman

von

Charlotte von Glümer, geb. Spohr.

8. 20 Bogen. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Novellen

von

Charlotte von Glümer, geb. Spohr.

Parteienrache.
Was uns bleibt?

8. 14 Bogen. Preis 1 Thlr.

So eben ist bei T. Trautwein in Berlin erschienen:

Der Alphabete Europäischer Schriftarten alter und neuer Zeit

von Johann Heinrigs.

Fünftes Heft. Preis broch. 1 Thlr.

Diese Fortsetzung des früher in vier Heften (Preis 5 Thlr.) erschienenen Werkes wird nicht minder das Interesse seiner Besitzer und aller Freunde der Kalligraphie erregen und verdienen. Es enthält die ornamentirten Initialbuchstaben des ganzen Al-

phabets, welche zwar nach Art der alten Messalien gestaltet, aber in eine neue und deutliche Form gebracht sind und wird einen abermaligen Beitrag zur Typographie liefern. Es ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten.

Anzeige.

Bei F. Char in Cleve ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homberg, Tinette, Antigone. Eine sittlich-ästhetische Abhandlung für das weibliche Geschlecht à 10 Gr.

Der günstige Eindruck, den die vor kurzem erschienene Schrift der geistreichen Verfasserin: „Ueber die sogenannte Emancipation der Frauen" bei allen vernünftig Denkenden beiderlei Geschlechts gemacht hat, wird eine hinlängliche Empfehlung für Antigone sein und gewiß werden Frauen und Jungfrauen nicht ohne höhern Nutzen den edlen weiblichen Charakter kennen lernen, den ihnen diese kleine Schrift vorführt.

Im Verlage von J. Schieferdecker in Zeitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben (in Leipzig bei L. Fort):

Wasser thut's freilich!

Miszellen

zur

Gräfenberger Wasserkur.

Herausgegeben von

J. H. Rausse.

8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Statt aller Empfehlung folge hier nur der Anfang der Vorrede: „Wahrscheinlich werden diese Blätter nicht ohne Irrthümer in Nebensachen sein, aber in der Hauptsache enthält dies Buch mehr Wahrheiten als zusammengenommen die sämmtlichen medicinischen Schriften und Systeme von Salen an bis auf die neueste Zeit — was freilich nicht viel sagen will ꝛc. ꝛc." — Man prüfe erst und urtheile dann!

Gleichzeitig wurde versandt:

Geist der Gräfenberger Wasserkur.

Von **J. H. Rausse.**

2te vielfach berichtigte Ausgabe.

8. broch. 12 Gr.

Elegantestes Geschenk für Damen.

Bei C. F. Etzel in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Ein artig Lob, Du wirst es nicht verwehren ꝛc. neuestes Gedicht von **Ed. Mörike**, mit allegorischen Randzeichnungen von **J. Nisle.** Text in Gold, die Randzeichnungen von verschiedenen anmuthigen Farben, feinster Glanzcarton, elegantes Couvert, klein Quartformat. Preis 48 kr. oder 12 ggr.

Die ganze Erfindung empfiehlt sich als ein schmeichelhafter Scherz, dem ein völlig neuer und eigenthümlich artiger Gedanke zu Grunde liegt, ein Witzspiel, welches einer Dame überreicht zu werden bestimmt ist, und, anfangs räthselhaft, auf sinnreiche und angenehm überraschende Weise zum Verständniß der Leserin gebracht wird. Keine junge Dame wird dies artige Geschenk gern missen.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg:

Davis, J. F., China, oder Beschreibung der Sitten, Gebräuche, Regierungsverfassung, Gesetze, Religion, Wissenschaften, Literatur, Naturerzeugnisse, Künste, Fabriken und des Handels der Chinesen. Deutsch von F. Wesenfeld, 2 Thle., illustrirt mit 55 Holzschnitten, Subscr.-Preis bis zur Erscheinung des 2ten Theils 5 Thlr., nachher 6 Thlr.

Bei C. B. Polet in Leipzig wird nächstens erscheinen:

Die Volkssagen,

Mährchen und Legenden

des

Kaiserstaates Oesterreich.

Vollständig gesammelt und herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

Ir Bd. 1s Heft. Preis 6 Gr.

Für die Gediegenheit des Inhalts bürgt der Name des Herausgebers, um weiter etwas zu seiner Empfehlung zu sagen. Das Ganze erscheint in Bänden von 4 Heften. Prospekte sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Schillers sämmtliche Werke

vollständig in allen Beziehungen erklärt

von

Dr. Schlegel.

Ein alphabetisch geordnetes Supplement für alle Besitzer von Schiller's Werken.

Preis 12 Gr.

Wenn man von einem Werke je sagen kann, es sei ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer von Schiller's Werken, so geschieht es mit Recht von diesem.

Alle Buchhandlungen verschaffen zu 4 Thlr.:

Geschichte

des

Wiederaufblühens

wissenschaftlicher Bildung,

vornehmlich in Teutschland

bis zum Anfange der Reformation

von

D. H. A. Erhard.

3 Bände, zusammen 104 Bogen enthaltend.

Magdeburg,

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung.

Bei Hinrichs in Leipzig iſt erſchienen:

PENELOPE. Taſchenbuch für das Jahr 1840. 20r Jahrg. Herausgegeben von Th. Hell. Mit Beiträgen von W. Alexis, Jul. Krebs, L. Köhler, F. Menk, Iſidor, H. Matthäi; nebſt 6 Stahlſtichen. 16. In fein gepreßten Decken mit Goldſchnitt 1 Thlr. 16 Gr.

In der Balz'ſchen Buchhandlung in Stuttgart ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands und der angränzenden Länder zu haben:

Marianne Strüf's vollſtändiges Kochbuch

für alle Stände.

Mit einem Titelkupfer, einer Zeichnung und einer Maß- und Gewichtstabelle.

Auch unter dem Titel:

Marianne Strüf. Ein wirthſchaftliches Haus- und Leſebuch für Frauen und Töchter jeden Standes. Dritter Theil. Groß Oktav. Velinpapier, Preis: elegant gebunden. **1** Thlr. — **1** Fl. **30** Kr.; geheftet **22** Gr. — **1** Fl. **21** Kr.

Indem wir den Frauen und Jungfrauen Deutſchlands dieſes Kochbuch übergeben, das eine Fortſetzung des als ausgezeichnet anerkannten und durch ganz Deutſchland verbreiteten Haushaltungsbuchs „Marianne Strüf" bildet, jedoch auch als ein für ſich beſtehendes Ganzes betrachtet werden kann, begnügen wir uns zur Empfehlung dieſes Werkes und zur Rechtfertigung ſeines Erſcheinens folgende Stellen aus dem Vorworte im Auszuge mitzutheilen:

„Eine lange und ſorgfältige Vergleichung der ausgezeichneteren bereits vorhandenen Kochbücher ſowohl unter einander als mit eigener Erfahrung, gab die Ueberzeugung, daß ein neues und beſſeres Kochbuch möglich, ja ſogar Bedürfniß ſei. — Als eine der Hauptaufgaben galt es, jene auffallenden, wahrhaft erblichen Kochbuchsſünden zu vermeiden, welche einerſeits in ermüdender, oftmals ſinnverwirrender Weitläufigkeit, andererſeits in einer großen und höchſt nachtheiligen Unbeſtimmtheit der Maßverhältniſſe und Unklarheit der Darſtellung überhaupt beſtehen; — des beliebteſten Fehlers gar nicht zu gedenken: ganze Reihen gleichſchmeckender Speiſen aufzuführen und wieder Reihen ſolcher, die durch ihre Geſchmackswidrigkeit als höchſt unnütz und zwecklos, wo nicht gar als unſinnig ſich beurkunden, — beides nur um die Zahl der Recepte ſo viel als möglich zu vermehren."

„Einfachheit der Redeweiſe, Bündigkeit und mögliche Klarheit im Ausdruck und wahrhafteſte Erprobtheit aller gegebenen Recepte, dies ſind die Vorzüge welche man dieſem Kochbuche zu geben redlichſt bemüht war."

„Es zerfällt in einen allgemeinen und einen beſonderen Theil. Dieſer, der bei weitem der größte iſt, enthält die Recepte, jener hingegen verbreitet ſich über das Küchenweſen überhaupt, über die beſte Einrichtung einer Küche, was Reinlichkeit, Ordnung und Erſparniß betrifft, über die ſchickliche Zeit des Einkaufs, der Aufbewahrung und Behandlung der Lebensmittel über das Arrangement von Gaſtmahlen, über Tranchiren ꝛc., und enthält in dieſen Beziehungen Vieles, was in andern Büchern dieſer Art noch nie geſagt worden iſt, ſo daß er nicht nur einer angehenden Köchin als beſte Vorſchule dienen, ſondern auch Erfahrenen manches der Anerkennung Werthe bieten dürfte."

Dieſes Buch wird die Bedürfniſſe aller Stände befriedigen, da die Verfaſſerin gerade darauf beſondere Rückſicht zu nehmen bemüht war; es iſt ſomit für Damen der höhern Stände, ſo weit dieſelben ſich überhaupt mit der Küche beſchäftigen, eben ſo brauchbar, als die der Mittelklaſſen beſondere Befriedigung darin finden werden.

Wie der Inhalt, ſo übertrifft auch die Ausſtattung dieſes Werkes alle bis jetzt erſchienene Kochbücher: es iſt auf Velinpapier mit neuen Lettern ſplendid gedruckt, mit einem ſchönen, ſinnreichen Titelkupfer geziert und höchſt elegant gebunden. Dieſes, ſo wie der niedere Preis läßt eine günſtige Aufnahme allenthalben erwarten.

Die zweite unveränderte, wohlfeile Ausgabe

von

Marianne Strüf.

Ein wirthſchaftliches

Haus- und Leſe-Buch

für

Frauen und Töchter jeden Standes.

Von

Anna Fürſt.

gr. 8. 2 Theile mit 3 Kupfern. Preis: **elegant gebunden 1** Thlr. **14** Gr. oder **2** Fl. **24** Kr. geheftet **1** Thlr. **8** Gr. oder **2** Fl.

Bei Ludw. Schumann in Leipzig iſt erſchienen:

Stunden der Andacht,

in poetiſcher Form mit Originalbeiträgen von Tiedge, Hohlfeld, Agnes Franz, Friederike Beckert, W. Förſter, Manitius, Julie v. Großmann u. A. m.,

dargeboten von **Carl Geißler.**

In Umſchlag mit Golddruck. broſch. Preis 2 Thlr.

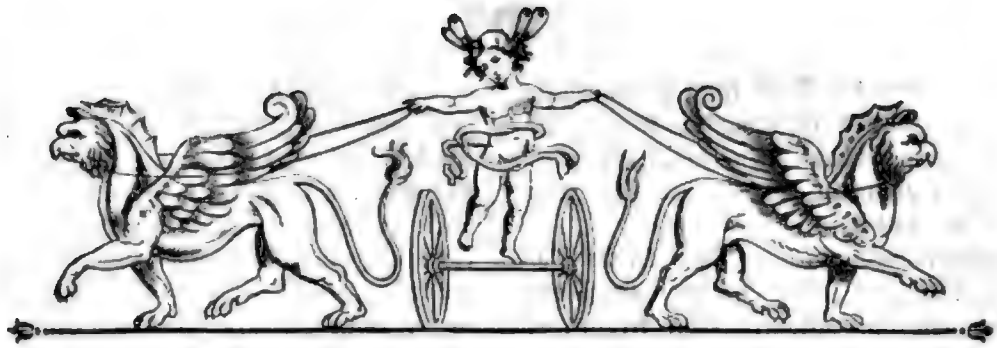
Die neueſten Bleichverfahren

nach engliſcher Art mit Gas, oder: leichtfaßliche und gründliche Anweiſung, baumwollene und leinene Zeuge, ſo wie alle derartige Garne auf die leichteſte und vortheilhafteſte Art zu jeder Jahreszeit ſchön und ſchnell zu bleichen, ohne daß die baumwollene oder leinene Faſer im Geringſten zerſtört wird und ohne großen Aufwand von Brennſtoffen zu erfordern. Nebſt Belehrung über das Anwenden der alkaliſchen Salze, ſo wie der zur Bleicherei erforderlichen Säuren, chemiſche Prüfung und Verbeſſerung ſowohl des Waſſers, als der Bereitung vielerlei Bleichwaſſer, von J. C. Kindermann. Mit 1 Holzſchn. broſch. Preis 9 Gr.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Dr. C. G. Mehlhoſe, Gedichte. 8. Magdeburg, Creutz'ſche Buchhandlung. ⅔ Thlr.

Druck von Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 176. — den 9. September 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dichter und Kaufmann.

Lebensgemälde von Berthold Auerbach*).

1. Auszug aus Aegypten.

„Uebers Jahr in Jerusalem!“ — so rief Moses Daniel, indem er sich von seinem morgenländischen Ruhebette aufrichtete und den vollen Becher dabei erhob. Ephraim betrachtete still und gedankenvoll die Arabesken an seinem goldenen Becher.

Es war der erste Abend des Osterfestes. Seit die Sonne untergegangen war, saß oder lag vielmehr Moses Daniel singend oder plaudernd auf den mit Goldbrokat überzogenen Kissen der Ottomane, die hinter dem reichbedeckten Tische stand. Vor ihm lagen, in weißen Tüchern aufgeschichtet, drei Kuchen von jenem Elendsbrote, das die Kinder Israels bei dem Auszuge aus dem Sklavenhause Aegyptens gegessen hatten; ein Stück unmittelbar im Feuer gebratenen Fleisches lag darauf, zum Andenken an das Osterlamm. Es war ein symbolisches Abendmahl: man genoß rohen Meerrettig zur Erinnerung an die Bitterkeiten, welche die Kinder Israels in Aegypten verschlucken, man genoß rohe in eine gelbliche Latwerge eingetauchte Petersilie zur Erinnerung an den Lehm, den die Kinder Israels in Aegypten stampfen mußten. Nächst den vielen vorgeschriebenen Gebeten und Erzählungen plauderte man noch viel über den Auszug aus Aegypten, und Moses Daniel freute sich, der Vorschrift der Rabbinen gemäß, so inniglich, als ob er selbst aus Aegypten gezogen wäre. Am Osterabende ist jeder jüdische Hausvater ein orientalischer König, so auch Moses Daniel: er stand nicht auf von seinem Divan, um sich die Hände zu waschen, als man die Speisen auftrug, er ließ das silberne Waschbecken vor sich bringen und erhob sich kaum von seinem stolzen Sitze. Um aber nicht in Uebermuth zu verfallen, hatte Moses Daniel, nach der Weise der Chasidim, der jüdischen Pietisten, sein weitfaltiges weißes Sterbegewand angezogen; in solchen Contrasten gefiel sich die jüdische Sitte. Die Hüften gegürtet, die Sandalen an den Füßen und den Stock in der Hand, — so saß Moses Daniel da. Es konnte Grauen erregen, wenn man seine knöcherne Hand mit den geschwollenen Adern aus dem Talar hervor nach dem vollen Becher greifen sah, dies war aber bei Niemanden, der am Tische saß, der Fall. Außer Ephraim, seinen drei Brüdern und seiner Schwester Veilchen, saßen noch zwei schmuzige Polen und der uns wohlbekannte Bettler, Schnauzerle genannt, nebst seiner Gattin und zwei Kindern am Tische; auch die Magd des Hauses fehlte nicht. Diese erzählte, während des Essens,

*) Es sind jetzt gerade drei Jahre, seit ich in diesen Blättern die Farbenskizze zu dem obigen Gemälde unter dem Titel: „Ephraim Moses Kuh“ aufstellte. Unterdeß bin ich auf andere Gegenstände hingelenkt worden, und nun soll in dem genannten Thema eine andere Endregion des mit dem Roman „Spinoza“ begonnenen Ghetto dargestellt werden. Ich theile hier zwei Capitel mit. Das Ganze wird binnen kurzem erscheinen. B. A.

daß ſchon ſeit drei Tagen der Sohn eines reichen chriſtlichen Bürgerſohnes ſpurlos verſchwunden ſei, er ſei Nachts, nachdem die Feſtung bereits geſchloſſen war, noch aus dem Hauſe gegangen, und ſeitdem hätte man keine Spur von ihm entdeckt.

„Gott ſei gelobt und geprieſen," ſagte Moſes Daniel, „vor Zeiten hätt' eine ſolche Geſchichte Tauſenden von Juden Gut und Blut gekoſtet. Gott ſei gelobt! er hat uns doch das Joch der Gefangenſchaft um Vieles leichter gemacht."

„Joch bleibt Joch," entgegnete Ephraim. „Ich kann nicht: Gott ſei Dank! dafür ſagen, daß uns auf allen Wegen und Stegen Hand- und Fußſchellen angelegt ſind."

„Wenn Du nicht ſtill biſt, ſo kannſt Du noch von mir Maulſchellen dazu kriegen," antwortete Moſes Daniel, „für was wären wir denn in der Gefangenſchaft und hofften auf den Meſſias, wenn wir nicht unterdrückt wären? Gott verzeih' mir's! zerſtört mir der Jung noch den heiligen Feiertag — —"

Der eintretende chriſtliche Magazin-Knecht unterbrach die heftigen Reden Moſes Daniel's und die Beſänftigungen der Polen.

„Man hat einen Wollſack gebracht und ihn unten in der Hausflur abgeladen," berichtete der Knecht, „der Fuhrmann hat geſagt, er wolle nach den Feiertagen ſchon mit dem Herrn abrechnen."

„Ich wollt', ich könnte Dir den Wollſack in den Rachen ſchieben, daß Du daran erſtickteſt," rief Moſes Daniel aufſpringend und die Fäuſte ballend, hab' ich Dir nicht ſchon neunundneunzigmal geſagt, Du ſollſt am Samſtag und Feiertag nichts annehmen, was den Handel angeht? Es iſt, als ob alle Höllengeiſter in mein Haus eingedrungen wären, um alles zu unterſt zu oberſt zu kehren. Hat ja der Sampadion am Sabbath und Feiertage Ruhe, ich habe keinen Feiertag und keinen Sabbath mehr, und meine Kinder, beſonders mein hochdeutſcher Herr Sohn —"

„Lieber Vater, Du biſt doch aber heute gar zu ärgerlich und ſiehſt jeden Strohhalm für einen Balken an," ſagte Veilchen und ſuchte ihrem Vater, der wieder ruhiger wurde, den Wein wegzurücken.

„Es iſt wahr, ich weiß nicht, ich bin heut' Abend ſo ärgerlich über die ganze Welt, daß ich mir ſelbſt Ohrfeigen geben möchte, es muß vom Weine kommen," ſagte Moſes Daniel, ſich ruhig niederſetzend.

Wie es das Geſetz vorſchreibt, hatte jeder Tiſchgenoſſe bereits drei Becher rothen Weines geleert; nur aus einem hohen vergoldeten Kelche, der neben dem Hausvater ſtand, hatte noch Niemand einen Tropfen getrunken, und doch war jedesmal, wenn die andern Becher gefüllt wurden, auch in dieſen Kelch Einiges zugegoſſen worden. — Die Sage nennt dieſen Becher den des Propheten Elias. Da dieſer heilige Mann überall unſichtbar das Feſt der Erlöſung mitfeiert, ſo ſteht in der Hütte des ärmſten Juden an dieſem Abend ein Becher Weines für den Propheten bereit, wie bei der Beſchneidung eines Kindes neben dem Gevatter ein Stuhl leer iſt für den Propheten Elias, der unſichtbar dieſer heiligen Handlung aſſiſtirt.

Nach dem Tiſchgebete wurden die Becher wiederum gefüllt, Alles erhob ſich: „Ueders Jahr in Jeruſalem!" ſo rief Moſes Daniel, indem er ſich von ſeinem morgenländiſchen Ruhebette aufrichtete und den vollen Becher dabei erhob. Ephraim betrachtete ſtill und gedankenvoll die Arabesken an ſeinem goldenen Becher.

Moſes Daniel hielt nach jenem Rufe inne, er horchte leiſe auf, ob nicht vom Himmel herab ertöne der ſchmetternde Poſaunenſchall des Erlöſers, der die Erde erzittern macht vor Freude und Bangen gleich einer Braut, die mit Sang und Klang den Verlobten heranziehen hört, der ſie vor den Altar führt; — er horchte leiſe, ob er nicht den Ruf vernehme, der ganz Iſrael verſammelt aus allen vier Enden der Welt. Alles war ſtille, kein Athem wurde vernommen, nur von drüben aus der Fechtſchule drangen verworrene Klänge der Singenden und Betenden herüber, da ertönte ein Horn — Ephraim konnte ſich eines grauſamen Lächelns nicht erwehren: es war der Nachtwächter. — Moſes Daniel ſtemmte die linke Hand an die Augenbrauen und beugte ſein Antlitz über den vollen Becher; ſein Spiegelbild blickte ihm daraus entgegen. Es war keine Todtenfratze, die ihn daraus anſtarrte, und nach dieſem untrüglichen Zeichen, ſo lehrte die kabbaliſtiſche Tradition, hatte er die Gewißheit, in dieſem Jahre nicht zu ſterben, und konnte er noch übers Jahr die Ankunft des Meſſias erharren. Moſes Daniel wollte ſich eben ruhig niederſetzen, um den letzten vorſchriftmäßigen Becher gemächlich zu ſchlürfen, da hörte man an der Fechtſchule die Scheiben klirren, Toben und Lärmen auf der Straße und Geheul in den Häuſern. „Nieder mit den Juden! Wir wollen ihnen ihr eigenes Blut zu trinken geben! Der Moſes Daniel muß ſterben, der hat den Fritz Poſch umgebracht." Praſſelnd fuhren Steine wider die Fenſterladen des Zimmers, in welchem die friedliche Familie weilte, Alle ſchraken zuſammen und wollten ſich ſchnell

vor der nahenden Gefahr retten: da erhob Moses Daniel das Haupt. Seine Augen glänzten, auf seiner Stirn schimmerte eine Himmelsglorie. „Ruhig!“ sprach er, und seine Lippen verzogen sich wie zu einem heitern Lächeln, „wie Gott will! Ist es sein Wille, daß wir sterben, so laßt uns als fromme Juden sterben, in Gott, mit Gott, Halleluja!“ Wie ein Prophet stand Moses Daniel da, in seinem weißen Talare, die Hände hoch zu Gott erhoben, den Psalm singend, Alle ergriff ein heiliger Schauer, und unwillkürlich stimmten sie mit in den Gesang ein, selbst Schnauzerle, der sich beim ersten Tumulte mit seinem silbernen Besteck unter den Tisch verkrochen hatte, kam wieder leise hervor und machte ein sauersüßes Gesicht, indem er in den Chor einstimmte.

Die Hausthür war erbrochen, man hörte eine Masse Menschen die Treppe heraufpoltern, die Stubenthür ging auf, aber wie vom Zauber gebannt standen die rohen Eindringlinge, Keiner wagte einen Fuß über die Schwelle zu setzen. Nur wenige Secunden waren diese rohen Gemüther von der Allmacht des Heiligen gebannt.

„Der Kerl hat, glaub' ich, ein gestohlenes Meßgewand auf seinem räudigen Judenleib!“ rief einer der Zurückgedrängten und kniff seinen Vordermann ins Ohr, daß dieser laut aufschrie. Ein Gelächter entstand, und verschwunden war alle Ehrfurcht vor dem Heiligen.

„Seht,“ sprach der Rädelsführer, indem er auf die singende Gruppe eindrang, „seht, Jeder hat einen Becher in der Hand, hier steht ein großer, der für Niemand am Tische ist, da drinnen ist das Marterblut, das sie dem Fritz abgezapft haben, da wasch Dich mit, Du vermaledeiter Judas!“ Er nahm den großen Kelch und schüttete den Wein Moses Daniel ins Gesicht, daß dieser rücklings auf die Ottomane fiel, das weiße Gewand troff über und über, wie vom Blute.

„Leben um Leben!“ rief Ephraim, indem er ein Messer ergriff und den Missethäter an der Kehle packte, „mir nach, meine Brüder! Die Zeiten sind vorbei, wo man sich wehrlos niedermetzeln ließ, müssen wir sterben, so sollen diese Bluthunde uns voran!“

Ein furchtbares Ringen und Kämpfen, Schreien und Wehklagen entstand in der Stube, Veilchen umfaßte weinend die Kniee ihres halb ohnmächtigen Vaters. „Halt!“ schrie Moses Daniel plötzlich erwachend, „halt ein! Ephraim, Ephraim, willst Du uns Alle tödten? Die Hand möge Dir zum Grabe herauswachsen, das Messer möge sich in Dein eigenes Herz bohren, wofern Du nicht abläßest von der sündhaften Gegenwehr. Christen, hier bin ich, bindet mich, nehmt mich gefangen, tödtet mich, ich will Euch nicht fragen, warum thut ihr also, ich bin auch ein Jude — nur meine Kinder schonet, sie sind noch jung, sie wollen noch leben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Forts.)

[Döring.]

Gott weiß es, man kann auch mit dieser Richtung Komödie spielen, allein ich behaupte bei Döring einen reinen unverfälschten Sinn, der mir hier um so werther erscheint, als die Indifferenz, die heut zu Tage überwiegend ist, gerade bei dieser Lebendigkeit etwas Gemachtes suchen wird. Wir glauben an die Menschheit, aber an keinen Menschen. — Den Schauspieler betreffend, so ist Seidelmann durch seine Ruhe Döring sehr überlegen. Kunstruhe ist am Ende die größte Kunst, denn nur in ihr steht man als Schöpfer seiner Leistung; in der Kunstruhe liegt eigentlich das göttliche, d. h. das unwandelbare, unsterbliche Gepräge, in ihr liegt jenes Geheimniß, das am passendsten in den Worten beschrieben ist: et vera incessu patuit dea. Aber der dramatische Künstler kann dieser Ruhe ermangeln — auch Ludwig Devrient ermangelte ihrer — und doch ein großer Schauspieler sein, denn der Schauspieler schafft unmittelbar aus Fleisch und Blut, und der Augenblick ist hier der Herrscher. Ueberwältigt der Schauspieler uns mit dem menschlichen Gehalte seiner Rolle, so werden wir hinterdrein schwerlich noch an die höchste künstlerische Form denken; wir werden nicht fragen: war das Plastik, Mimik, Rhetorik? wir werden sagen: das war Geist, Leidenschaft, Fleisch und Blut — das war ein Mensch, der uns hinriß. Die Kunstruhe kommt der Persönlichkeit des dramatischen Künstlers mehr zu Statten, als seiner Leistung, denn er schafft den Menschen aus dem Menschen, und die Leidenschaften dieses, die unmittelbar von Gott sind, können häufig die ruhige Fassung jenes übertönen, der Künstler kann in der Natur verschwinden, ohne daß er deshalb des Namens weniger würdig wäre. Deshalb konnte sich Ludwig Devrient selten Rechenschaft geben von seiner Leistung, aber sie war immer so groß und gewaltig, wie eine Schöpfung; keine Kritik hat Rechenschaft verlangt von der Welt und dem Menschen. Also hat man auch Devrient's Leistungen nur erklärt, und Franz Horn erhielt einmal durch ihn einen Aufschluß über Shakspeare, von welchem der Mime nichts wußte. Döring steht zwischen Seidelmann und Devrient. Er hat sich an diesem entzündet — er sah ihn häufig in Berlin — und die kritische und Verstandesrichtung unserer Zeit nähert ihn jenem. Solche Position beschriebe nun wenig, aber schon die Außenseite Döring's bietet Gelegenheit zu Parallelen mit Devrient: O schiefgebogene Nase, die beweglichen Gesichtsmuskeln, das strahlende Auge. Freilich fehlt Döring das Großartige, das selbst in Devrient's Ausdruck lag — wie denn dieser Schauspieler in seiner allmächtigen Subjectibität stets unerreichbar sein wird — aber die

Digitized by Google

kleineren Mittel dienen der proteischen Kraft vielleicht besser, als jene gewaltigen Züge, die nur zu dem Gesichte des Titanen standen, der heute wie Lorenz Kindlein weinte und morgen als Lear mit seinem Wahnsinn den Himmel erbeben machte. Man muß Devrient gesehen haben, um Devrient zu begreifen. Döring aber besitzt viel von seinem Colorit, nur in schwächeren, menschlichern Tinten, und ein sicher berechnender Verstand verbindet die Einzeltheile zum Ganzen, während Devrient zwar nicht unbewußt, doch ohne allen Calcul waltete. Döring weiß die Lösung seiner Aufgaben allemal sicher vorher, und wenn er sie nicht wie Seidelmann mit aller Ueberlegenheit dieses Bewußtseins darbietet, so liegt das eben nur an der unmittelbaren Inspiration des Augenblicks, auf welche Döring nie ganz verzichtet. Nicht selten ist er daher in allen Charakteren, die mehr aus Fleisch und Blut bestehen, denn aus Reflexion, hinreißender als Seidelmann will ich nicht sagen, aber menschlicher. Die mancherlei Ausstellungen, die Seidelmann in Berlin trafen: seine Leistungen seien anatomische Präparate, erdachte und gemachte Charaktere u. s. w., so gesucht und grundlos sie auch waren, werden Döring schwerlich heimsuchen, weil, besonders im Tragischen, der Grundton der Leidenschaft nie von ihm mit den künstlerischen Details verwischt wird. Diese verschwinden in dem Ganzen, der berechnende Verstand ist hier nur anordnend, zieht sich aber vor dem Beginn des Stücks vor den Leidenschaften und der schöpferischen Allgewalt zurück. In Carlos (Clavigo) ist Seidelmann unerreichbar; er gibt diesen Charakter mit einer gewissen Bonhommie, die wenigstens an Freundschaft streift, er will Clavigo von seinem Gesichtspuncte aus retten, von dem Gesichtspuncte nüchterner Lebensklugheit aus, er hat Sympathien für ihn, wie für einen Menschen, an den man sich gewohnt hat, es macht ihm in seiner untergeordneten Stellung Vergnügen, einen Menschen zu leiten, der an geistigen Kräften Carlos überragt, aber charakterlos ist, er fühlt sich in dieser Leitung über den schwachen ehrgeizigen Clavigo erhaben, dem er sonst überall nachsteht. Deshalb gibt er diese Leitung nicht auf, deshalb sagt er nicht: „Du wüßt es nicht besser, gehe Deiner Wege". So gibt Seidelmann den Carlos, und die Form dieser Leistung ist die feinste, leichteste des Weltmanns, der um so weniger von den Einflüssen dieser Welt auf Phantasie und Sinne, auf Herz und Gefühl zu leiden hatte, weil er seine Lebensansicht am Schreibetische ausbildete, weil er nie in die Conflicte des Lebens gerieth, sie nur an andern sah. Döring gibt den Carlos — gestützt auf jene Beharrlichkeit und Ausdauer in seinen Bemühungen für den Freund — prämeditirter, absichtlicher, man könnte glauben, ja man muß nach Döring's Leistungen glauben, Carlos, nicht Clavigo, sei der Zweck dieser Bemühungen; indeß, abgesehen von diesem Grundtone, der mir nicht einleuchtet, und zwar um so weniger, weil Carlos am Ende in einen Schmerz ausbricht, daß Alles so kommen mußte, den man fast einen freundschaftlichen nennen könnte, ich sage abgesehen von diesem Grundtone, war Döring's Carlos eine so fein nüancirte und durchaus selbstständige Leistung, daß sie allezeit neben Seidelmann einen Platz behaupten wird, wie denn die Mittel und Kräfte Döring's vielleicht die einzigen auf der deutschen Bühne sind, die sich zu einer Rivalität mit jenem großen Mimen eignen. (D. B. f.)

Notizen.

[Dreyschock in Leipzig.]

Alexander Dreyschock spielte in einer öffentlichen Soirée eine Scène dramatique, Variationen über ein Originalthema (noch Manuscript) und drei kleinere Stücke, ebenfalls eigener Composition: Campanella und zwei Lieder ohne Worte, Souvenir und Souvenir d'amitié betitelt. Höher als Dreyschock die Technik auf dem Piano treibt, kann sie kaum gedacht werden. Mag man Thalberg vollendeter, d. h. gerundeter, eleganter nennen, mag ihm das Verdienst bleiben, hierin unerreichbar zu sein; was Dreyschock wagt und ausführt, wird Thalberg nie versuchen. Thalberg's aristokratisches Spiel bleibt schöne, höchstens Goethe'sche Prosa, der feurige kecke Böhme Dreyschock hat etwas von Byron's Sturm. Was von ihm zu erwarten ist, wenn er diese Gewalten, die ihn bis jetzt selbst noch beherrschen, vollkommen gebändigt hält, läßt sich nicht leicht bestimmen. Es wäre zu bedauern, wenn in dieser liebenswürdig kindlichen Künstlernatur sich blos der Virtuose ausbilden und der innere Musiker sich nicht entfalten sollte. Von den genannten Compositionen hat gewiß das Souvenir Op. 4. den meisten Werth, obwohl man den musikalischen Gedanken aus den gehäuften technischen Wagnissen nicht immer siegreich herausvernehmen kann. Die Campanella ist eine anmuthige Spielerei, und die Glockentöne, durch einen eigenthümlichen Anschlag hervorgebracht, waren uns eben so neu als die Orgelmusik in der etwas buntscheckigen Scène romantique.

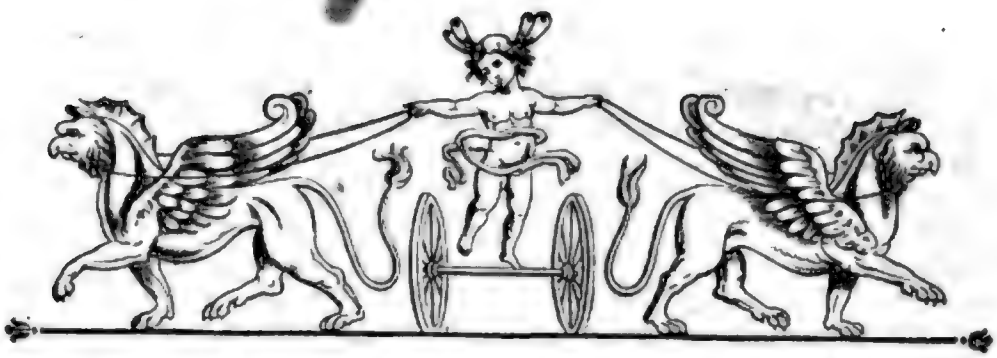
[Brinckmeier's Ossian.]

In Braunschweig bei Oehme und Müller erschien Eduard Brinckmeier's Uebersetzung sämmtlicher Ossian'scher Gesange, sehr gut ausgestattet in einem großen Bande. Wir machen auf die lehrreiche Vorrede aufmerksam, in welcher der Uebersetzer das Verhältniß Macpherson's zu den Ossianischen Gedichten erläutert und eine interessante Parallele zwischen Homer und dem alten celtischen Barden anstellt, die manches Bekannte schärfer beleuchtet, manches Neue beifügt. Daß die Uebersetzung selbst mit Liebe und geschmackvoll gearbeitet ist, ließ sich von Brinckmeier voraussetzen. Nur hatten wir in der Abhandlung über Ossian auch eine Kritik der frühern Uebersetzungen erwartet. Ahlwardt wird nicht einmal erwähnt, nur Rohde. Gegen die Rohde'sche Uebertragung hat Brinckmeier's den Vorzug, daß bei ihm die Eigenthümlichkeit der alten Gesänge, wonach mit jeder Cadenz auch der Sinn schließt, und mithin ihre Sangbarkeit erhalten ist.

[Duller's Geschichte des deutschen Volks.]

Von den 10. Lief. ist bereits auch die zweite erschienen, mit Holzschnitten im Text, nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter und J. Kirchhoff.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 177. — den 10. September 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dichter und Kaufmann.

(Fortsetzung.)

Ephraim hörte seinen Vater weinen, das Messer entfiel seinen Händen, er weinte mit. Man hörte die Polizei unten an der Thür, die Meuterer benutzten noch den Augenblick und steckten was sie an Pretiosen habhaft werden konnten in die Taschen. Veilchen wurde von einem Frechen, der ihr die Corallenschnur eben vom Halse riß, fast erwürgt.

„Herrenloses Gut ist für mich auch kein Uebel," dachte Schnauzerle und packte einen vergoldeten Becher und das Messer, welches Ephraim hatte fallen lassen, in die Tasche. „Das ist eine gute Waffe," dachte Schnauzerle, „zumal da sie ein silbernes Heft hat." Noch einmal entstand ein verworrenes Geräusch, dann wurde Alles plötzlich stille, die Polizei trat ein.

Moses Daniel wurde von den Meuterern mehr fortgeschleppt als geführt, bis sie auf der untern Hausflur Halt machten, dort trat der Rädelsführer mit einem Messer vor, schnitt den hier liegenden Wollsack auf, in Wolle eingewickelt lag hier die Leiche des seit drei Tagen vermißten Fritz Posch, drei tiefe Dolchwunden im Herzen, die durchschnittenen Pulsadern und Schläfe zeigten, daß er eines martervollen Todes gestorben war.

„Du hast ihm das Märtyrblut abgezapft für Deine Ostern, Du Judas!" riefen Alle und schlugen und stießen den alten Mann, der, ohne ein Wort zu erwiedern, Alles geschehen ließ. Noch mit seinem Sterbegewande bekleidet, wurde er als Mörder in das Gefängniß geworfen. — —

Der Sommer war gekommen und verschwunden, Herbstnebel umflorten den Horizont und aus den Kerkerwänden quollen Tropfen hervor gleich Thränen. Moses Daniel saß still zusammengekauert in seinem Gefängnisse, er hatte keine Thränen mehr, er hatte keinen Gedanken mehr, dem er nachhängen mochte, Alles schwamm wirr und chaotisch in ihm zusammen; nur bisweilen bewegten sich seine Lippen, wie zu einem leisen Gebete, er lugte zu seinem Fensterchen hinaus, nur um die Sonnenwende zu beachten und dann das übliche Gebet zu sprechen. Alle Drangsale eines Kerkerlebens und peinlichen Verhörs hatte er ertragen, selbst die Schrecken der Tortur waren ihm nicht fern geblieben. Zwar hatte Friedrich II. alsbald nach seinem Regierungsantritte diese mittelalterliche Barbarei abgeschafft, aber es war in einer geheimen Cabinetsordre an die Behörden geschehen, das Volk erfuhr nichts davon, und als Schreckmittel konnte die Drohung der Tortur noch immer angewendet werden und that gute Dienste. Bei Moses Daniel indeß war es vergebens, da zwar eine Masse von Indicien, aber auch nicht das entfernteste Geständniß vorlag, er hatte den mit gräßlichen Verwünschungen gestachelten Judeneid geleistet, wobei er nach dem Herkommen die Brust entblößen und baarfuß auf einer Schweinshaut stehen mußte, aber immer konnte er nichts gestehen und so zog sich die Untersuchung in die deutscheste Länge.

Moſes Daniel hatte einen Bruder, mit Namen Abraham, dieſer war ein geſcheidter und welterfahrener Mann. „Mit Gold kann man jedem noch ſo großen Schreihals das Maul ſtopfen, und wenn man mit Ducaten läutet, fangen die Stummen an zu beichten,“ pflegte er zu ſagen, und ſeine Maxime bewährte ſich auch in dem vorliegenden Falle, es gelang ihm nach und nach, ſeinem Bruder alle möglichen Bequemlichkeiten zu verſchaffen, ja ſogar ſeine Freiheit hätte er erwirkt, wenn die Richter ſich nicht vor der Schande der offenbaren Beſtechung gefürchtet hätten. Abraham ſetzte daher öffentlich eine große Summe Geldes für denjenigen aus, der von dem Mörder des Fritz Poſch auch nur eine Spur angebe.

Eines Abends trat ein alter Bettler in einen zerriſſenen Soldatenmantel gehüllt zu Abraham ein, und verlangte mit ihm allein zu ſein. Abraham betrachtete den Bettler mit forſchenden Blicken, auf dem Haupte trug er eine bunte Zipfelkappe, die er nicht abthat, weil ſein haarloſer Schädel durch Wunden entſtellt war, ein großer weißer Schnurrbart bedeckte faſt den ganzen untern Theil des Geſichtes, gegen dieſes Alles ſtachen die friſchen blauen Augen mit den hellen Glanzlichtern ſonderbar ab. Abraham befahl indeß ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern hinauszugehen. Nach vielen Verſprechungen und Betheuerungen erzählte nun der Bettler keuchend und mit beengter Bruſt: Der Mörder des Fritz Poſch ſei der Leineweber Leneke in den Hinterhäuſern, der ſeit einiger Zeit zu den Frommen, zu den „Stillen im Lande“ gehöre, jener Fritz ſei „in allen Ehren“ der Geliebte von Leneke's Frau geweſen, aber in einem Rauſche habe ihn Leneke erſtochen und die Leiche in das Haus des Juden practicirt. Leneke habe dann „in allen Ehren“ von der allgemeinen Dispens des Königs Gebrauch gemacht, und habe ſich von ſeiner Frau ſcheiden laſſen. Abraham fragte den Bettler, da er durchaus kein perſönliches Zeugniß ablegen wolle, ob er kein Zeichen oder beſtimmtes Merkmal habe; da gab ihm der Bettler einen ſilbernen Ring mit den Worten: „Nach dieſem wird er's nicht leugnen können.“

Abraham ging in das Nebenzimmer, man hörte ihn leiſe ſprechen, der Bettler ſtand raſch auf und horchte. Abraham kam mit einem großen Geldſacke heraus und zählte mehrere hundert Thaler auf den Tiſch, der Bettler ſtreckte eine überaus kleine Hand aus dem Mantel, um die blinkende Münze zuſammenzuſcharren. Abraham ging voll ſichtbarer Ungeduld das Zimmer auf und ab, ſtellte ſich ſeitwärts an das Fenſter, ſchaute nach der Straße, und behielt den Bettler dabei im Auge, dieſer hatte das Geld eingeſteckt und wollte eben gehen, da ſprang Abraham vor, zog eine Piſtole aus der Taſche und faßte den Bettler an der Kehle, der Schrei erſtarb dem Bettler auf der Zunge, zitternd rang er ſich unter den Händen Abraham's: da ging die Thür auf.

„Jeſus Maria! die Polizei!“ rief der Bettler, aber mit gellender weiblicher Stimme, Abraham riß dem Vermummten die Mütze vom Haupte und ſchöne blonde Locken quollen hervor, er riß den Schnurrbart von der Lippe, es war ein ſchönes weibliches Geſicht, die Gerichtsdiener erkannten ſie als die Frau Leneke, die, ſeit ſie von ihrem Manne geſchieden war, als Komödiantin in den benachbarten Städten umherzog; ſie wurde verhaftet, eben ſo ihr ehemaliger Gatte, der ſeine That bald eingeſtand, in Betracht des Rauſches zu zehnjährigem Zuchthaus verurtheilt, Frau Leneke wurde nach mehrmonatlicher Haft des Landes verwieſen, Moſes Daniel wurde in Freiheit geſetzt.

„Auch gut,“ ſagte Moſes Daniel mit einem ſchweren Seufzer, als er wieder zum erſten Male in ſeinem Lehnſeſſel ſaß, ſeine Familie um ihn her, „Kinder, laßt uns auch gut ſagen, es hätte ja noch viel ſchlimmer gehen können. Der Herr läßt mich hienieden für meine Sünden büßen, damit ich drüben der reinen Seligkeit deſto theilhafter werde; Dank und Preis ihm, daß er mir Ruhe und Freiheit wieder gegeben.“

Moſes Daniel genoß dieſer Freiheit — wenn man dieſen heiligen Namen auf den ſchutzloſen Zuſtand eines Schutzjuden anwenden darf — nur noch kurze Zeit; den ganzen Winter verließ er das Bette nicht. Ephraim mußte ihm in allen Freiſtunden aus den heiligen Büchern vorleſen, und wenn er dann aus Müdigkeit einſchlief, zog Ephraim ſchnell ein profanes Buch aus der Taſche und las für ſich weiter, da lagen dann Boccaz's oder Arioſt's verliebte Geſchichten auf den offenen Blättern des Talmuds, und das Röcheln und Schlafreden des Kranken erſchien oft wie ein dämoniſches Proteſtiren gegen ſolche Genoſſenſchaft, daß Ephraim ſchaudernd zuſammenſchrak und das Buch zuſchlug, aber bald öffnete er es wieder lächelnd und las ruhig weiter. Ein zehrendes Fieber rieb allmälig das Leben Moſes Daniel's auf. —

Der erſte Oſterabend war wiederum gekommen, der Tiſch war reich gedeckt, zahlreiche Lichter verbreiteten eine feſtliche Helle. Moſes Daniel befahl, daß man ihm

sein Sterbegewand anziehe und ihn hinaustrage auf die goldbrokatene Ottomane, er wollte noch einmal zu Throne sitzen als König in seinem Hause. Die üblichen Lieder wurden gesungen, Moses Daniel lag schwach auf seiner Ottomane und summte leise mit, es war heute nicht orientalischer Königsstolz, daß er sich nicht aufrichtete, ihm gebrach die Kraft dazu, aber nach dem Tischgebete raffte er alle seine Kraft zusammen, und unterstützt von Ephraim und Nathan, gelang es ihm, sich aufzurichten, er faßte den Becher und hob ihn in die Höhe.

„Ueber's Jahr in Jerusalem!" rief er mit kräftiger Stimme, er stemmte die Hand an die Stirn und sah in den Becher, der Becher entfiel seinen Händen — wiederum war das Sterbegewand vom Weine geröthet, wiederum sank er leblos auf die Ottomane zurück, wie im vorigen Jahre zur selben Stunde, aber diesmal erwachte er nicht wieder. Nach wenigen Stunden trauerte man nur noch um den todten Moses Daniel. — —

Wenige Wochen darauf saß die ganze Familie im elterlichen Hause. Die Theilung war beendigt, die Fremden waren fortgegangen, nur die vier Brüder, ihre Schwester und Täubchen-Theodolinde saßen da, ein jedes hatte goldene Becher, Geschmeide u. dergl. vor sich stehen, denn Moses Daniel hatte fast einen Drittheil seines Vermögens in beweglicher Habe, da er, die Ankunft des Messias treuherzig und aufrichtig hoffend, stets marschfertig sein wollte; aus diesem Grunde hatte er auch kein Testament hinterlassen.

Die Dämmerung warf ihre Schatten in das Zimmer, noch war Alles still.

„Brüder," begann Ephraim, „die Theilung ist vollzogen, wir aber wollen uns nicht theilen —"

„Ich bin auch dafür, daß wir das Geschäft unter gemeinschaftlicher Firma fortführen," bemerkte Chajim.

„Ich rede jetzt nicht vom Geschäfte," fuhr Ephraim fort, „der Vater, um den wir uns zusammenfanden, wie die Küchlein um die Mutter, ist nicht mehr, sollen wir nun dahingehen, ein jeder seinen Weg, und kein Sammelpunct uns mehr einen? Was ist der Mensch, und der Jude insbesondere, — der ausgeschlossen ist von allem Staats- und Nationen-Leben — ohne die Seligkeiten der Familie? Darum laßt uns Ein Herz und Eine Seele sein, alljährlich am Sterbeabend unseres Vaters wollen wir uns hier versammeln mit unsern Weibern und Kindern und keinen Groll in uns aufkommen lassen. Die Religionsfeste haben ihre Weihe für mich verloren, wir wollen sie wieder gewinnen durch Familienfeste."

Die vier Brüder drückten sich warm die Hände ohne ein Wort zu reden, Veilchen fiel ihrem Bruder Ephraim um den Hals, küßte ihn und weinte.

Eine stumme Pause des tiefinnerlichsten Erfassens trat ein, kein Laut wurde vernommen, aber im Innersten pflog ein Jedes die trautesten Worte und Zeichen mit dem andern. Solche Auftritte oder Scenen, wie man sie gewöhnlich nennt, scheinen nur auf der höchsten oder auf der niedersten Bildungsstufe den Zeitraum von mehreren Minuten überdauern zu können, auf einer Mittelstufe tritt alsbald die Reflexion hinzu, dann heißt es nach den Worten der Schrift: „und sie sahen, daß sie nackt waren, und sie verbargen sich," man schämt sich nicht selten, einer Gefühlsaufwallung ganz Raum gegeben zu haben, so kommt es denn, daß die rührendsten Momente oft in ihr Gegentheil überschlagen. — Sei es im Bewußtsein dieser Erkenntniß, oder weil er selbst noch auf dieser Mittelstufe stand, genug, Ephraim stellte alsbald ein anderes Thema auf.

„Das schönste Kleinod," sagte er, „der Talisman, der ihm alles Ungemach des Lebens verschönte, den hat der selige Vater leider auf Niemand von uns vererbt, ich meine seinen Wahlspruch: Auch gut."

„Diese optische Lebensansicht gehört aber auch in das Rayon der préjugés," bemerkte Täubchen-Theodolinde geistreich lächelnd.

„Sie wollten wohl optimistische Ansicht sagen," entgegnete Nathan, „ich bin auch nicht für den dankbaren Gehorsam gegen den gestrengen Herrgott, und frage oft: wozu diese furchtbaren Plagen?"

„Daß wir das Erlösungsbedürfniß in uns wach erhalten," antwortete Ephraim, „und der messianischen Zeit harren, wo Vernunft und Menschlichkeit herrschen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Döring.]

An Vielgestaltigkeit, Mannichfaltigkeit, kurz an proteischer Kraft ist Döring unstreitig einer der bedeutendsten unter den jetzt lebenden Schauspielern: seine Mimik ist keine gemalte der Schminke, sondern eine lebendige der Gesichtsmuskeln, denn nie schminkt sich Döring den Charakter an, nie gewahren wir auf diesem Gesichte jene steifen Falten der Touche, jene kalte einförmige Grundlage, die, sie mag noch so kunstgerecht sein, dem eigentlichen Mienenspiel mehr hinderlich als förderlam sein wird, jeder Ausdruck ist hier unmittelbares Leben; weiter besitzt dieser Schauspieler die größte Mannichfaltigkeit der Sprache und des Dialekts, wir hören nie denselben Ton in verschiedenen Rollen, aber wie der

Digitized by Google

Künstler den Ausdruck des Gesichts einen ganzen Abend hindurch mit aller Kraft der Mimik festhält, so beharrt er mit derselben Consequenz auf der angenommenen Sprachweise. Uebrigens ist dieser Schauspieler noch in der Entwickelung begriffen, und deshalb auch bis jetzt noch im Kleinen am größten: sein Elias Krumm, (der gerade Weg der beste), sein alter Student u. s. w. waren Darstellungen, die schwerlich von einem anderen Schauspieler erreicht werden mögen; den Lorenz Kindlein haben wir inniger und herzanschmiegender von Meck gesehen, der auch nicht weinerlich ist, sondern nur durch seine Selbstlosigkeit rührt; als Nathan hob Seidelmann mehr den edlen, auch äußerlich edlen Juden hervor, während Döring den innern Werth noch mehr in der Schaale des unterdrückten Knechtes Israel barg, eine Unterscheidung, worüber zu streiten wäre, wenn man auch von vorn herein zugeben muß, daß Nathan in Palästina keine gesellschaftliche Bedeutung gehabt haben würde, sondern nur immer eine philosophische, dem politischen, selbst weisen Saladin gegenüber: Döring wird dafür halten, daß sogar ein moderner Nathan, Moses Mendelssohn, äußerlich nicht edler gewesen sein wird, als seine Form des Nathan. Als Shylock war Döring wilde und höchste tragische Leidenschaft, weniger abgerundet, als Seidelmann, weniger sicher, vielleicht auch weniger correct, aber glühender, haßentflammter. Das Resultat des Döring'schen Gastspiels war glänzend, und wollten wir die Thatsachen als eine Entscheidung gelten lassen, so kann sich Döring aller Ehrenbezeigungen rühmen, die den größten Schauspielern auf unserer Bühne zu Theil wurden. Da man indeß von vielen Seiten her Seidelmann auf Kosten Döring's herabgesetzt hat, und Döring's Entwickelung mit Hinweisungen auf Seidelmann's Superiorität behindern will, so muß hier noch bemerkt werden, daß Seidelmann immer der in sich abgeschlossene vollendete Künstler bleiben wird, der auch bis heute in Stuttgart noch nicht durch Döring ersetzt sein kann. Damit aber verträgt sich sehr wohl nicht nur die Behauptung, daß zweifelsohne Döring der würdigste Remplaçant Seidelmann's in Stuttgart sei, wie nicht minder auch die, daß demselben die schönste Zukunft, und vielleicht, in Berücksichtigung der vorhandenen Mittel, eine breitere und weitere vorliege, als Seidelmann.

Nach Döring trat Emil Devrient vom dresdener Hoftheater auf. Ich beschränke mich hier nur auf den Succès dieses Gastspiels und verschiebe ein kritisches Referat desselben auf den nächsten Bericht. Hier muß nun zugegeben werden, daß nach Seidelmann schwerlich eine so allgemeine und unisone Theilnahme einem Darsteller in Frankfurt zu Theil geworden ist, wie Devrient sich ihrer rühmen kann. Geräth unser Publicum einmal in Enthusiasmus, so hält es eine Parallele mit dem wiener aus, nur waltet in unserm Parterre doch mehr eine kritische Richtung vor, die nicht blind befangen ist im Für oder Wider. Genug, Applaus, Hervorrufen, Lorbeerkränze und Sonette wetteiferten mit der Anerkennung der hiesigen Blätter, und wenn Herr Devrient sich eines so lebendigen und unmittelbaren Interesses erfreute, das nach dem Ablaufe des ersten Gastrollencyklus sofort einen eben so ausgedehnten zweiten veranlaßte, so wird er sich einstweilen füglich hinsichts unserer immer sehr einseitigen Ansichten seiner Leistungen gedulden können, die wir übrigens dem ausgezeichneten Mimen — wenn auch nur in nuce — nicht vorenthalten wollen.

Notizen.

[Gearsfield's neuester Roman.]

In Nr. 5 (Januar 1839) haben wir über die neuen Land- und Seebilder, die deutsch-amerikanischen Wahlverwandschaften, vom Verf. des Legitimen, des Vicerey u. s. w. Bericht erstattet. Jetzt ist von diesem Dandy-Roman der neuen Welt auch Bd. 3 u. 4 erschienen und wir verweisen auf die frühere Charakteristik des Werkes. Der großartige Maler, der uns den Lommond, die Personification eines weltweiten Handelsgeistes, so merkwürdig als Prophetie der Zukunft zeichnete, gehört mit seinen Werken zu den culturhistorisch wichtigen Phanomenen der Zeit. Diese Romane in ihrem derben, schlichten Materialismus sind als Thatsachen zu nehmen, ihre Naivetät, die auf das Reelle geht, hat etwas Respecteinflößendes, man mag die Weltherrschaft des Geldes als eine Ausartung des Geschlechts, als eine falsche Prophetie, oder als ein bereits eingetretenes, stillschweigend eingeräumtes Factum ansehen.

[Phillarète Chasles über England.]

Merkwürdig ist eine Apotheose, womit Phillarète Chasles das englische Volk in einem Journale feiert, merkwürdig, weil sie aus der Feder eines Franzosen kommt. Es ist behauptet, das englische Volk sei nur als Masse liebenswürdig, wie das französische nur in seinen Individuen. Chasles geht so weit, zu behaupten, daß selbst die Geschichte Roms nichts so Kolossales habe, als die Geschichte Großbritanniens unter der hannöverschen Dynastie. Wenige seiner Könige, etwa Wilhelm III. ausgenommen, zeichneten sich durch Genie aus; „aber, ruft Chasles aus, welche Ereignisse, welche Eroberungen, welche Ernten an Gold und Ruhm, welcher Kampf auf Sein oder Nichtsein mit Bonaparte, welche Entwickelung der Industrie, welche folgenreichen Erfindungen! Man kann nicht sagen, daß eine Nation, welche den Tönen Burns', des wilden Schäfers, Blomfield's, des Schuhmachers, Kicke White's, des armen Studenten, gelauscht hat, die untern Klassen zermalme, noch daß sie dem bürgerlichen Talente eine unübersteigliche Schranke entgegensetze. Warren Hastings war ein armer Commis und wurde Vicekönig von Indien; Canning war eines Lehrers Sohn und wurde wie Pitt erster Minister. Es ist unmöglich, ein Volk zu nennen, welches von 1688 bis 1830 mehr die Entwickelung des Talents und der Capacitäten befördert habe. Kaum schreiben Brougham und Mackintosh einige Journalartikel, so sind sie als Macht anerkannt — sie steigen. Gegenwärtig ist es für ein Talent in Nordamerika und Frankreich schwieriger, den ihm gebührenden Platz einzunehmen, als in dem aristokratischen England. In Frankreich ist jetzt die Plutokratie, welche der Herrschaft der Capacitäten so hinderlich ist, viel mehr noch an der Tagesordnung als in England."

†.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 178. — den 12. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dichter und Kaufmann.

(Fortsetzung.)

„Ich sehe aber gar nicht ein, warum wir die Narrethierer des Judenthums sein sollten?“ bemerkte Ephraim. Ein Gelächter entstand, das Nathan durch die Worte zu beschwichtigen suchte:

„Du wolltest wohl Märtyrer sagen, und hast gewissermaßen recht. Was verpflichtet, ja ich frage noch weiter, was berechtigt mich, die mir eingeborenen Anrechte auf Lebensgenuß und Lebensfreude, auf Wirksamkeit und Anerkennung dem ruhelosen Gespenste eines alten Glaubens zu opfern? habe ich nicht das Recht, ja sogar die Pflicht, mich aus diesen Ketten zu befreien, bieg's oder brech's? Ich bin auf der Welt, um sie zu genießen, die Religion ist meinetwegen da, ich nicht ihretwegen; um wahrhaft leben zu können, muß man sich darum der herrschenden Kirche zuwenden?“

„Der herrschenden,“ rief Ephraim, „das ist das wahre Wort, Du bist doch noch ehrlich genug, es auszusprechen, herrschen! das ist den Selbstlingen die allein seligmachende Kraft der Kirche. Ich müßte mich selber verachten, ich müßte den innersten Kern meines Daseins und Selbstbewußtseins ausschälen, wenn ich aufhörte, ein Jude zu sein, wenn ich mich zu einem andern Bekenntniß wendete, an das ich nicht glaubte; wenn ich den heiligen Orgelklang der Kirchen mir zur Tanzmusik umsetzte, um eine fröhliche Lebensmenuett danach zu tanzen. Zur selben Stunde aber, als ich erkennen würde, daß das Judenthum mich an der Erfüllung irgend einer menschlichen und Bürger-Tugend hinderte, würde ich hineilen in die Kirche und meinen Mund sich nicht schließen und meine Kniee sich nicht erheben lassen, bis ich erlöset wäre; so aber kann mir das Judenthum alle menschlichen und Bürger-Tugenden so gut als alle anderen Religionen verleihen, und hat es sogar seit Jahrtausenden die seltene Kraft der Duldung über uns ausgeströmt; nur menschliche Satzungen, in ihm und ihm gegenüber aufgestellt, haben ihm den frischen sonnigen Lebensplan versperrt, ich bin stolz darauf, ein Jude, der Unterdrückten einer zu sein, ich liebe das Judenthum —“

„Diesen Grundsatz wirst Du doch nicht auch eine Tugend nennen?“ fragte Nathan höhnisch, „dieses ewige selbstgefällige Leidtragen und sich selber Bemitleiden ist eben auch Eitelkeit und Gefallsucht, wie ich eine Schöne kannte, welche die Trauer sehr gut kleidete, und die daher ihr Lebenlang um ihren Bruder trauerte, den sie nicht einmal geliebt hatte. Du liebst das Judenthum? — warum? liebtest Du unsern alten Lehrer, der uns Schläge gab, ob wir das Pensum gelernt hatten oder nicht? Ueberhaupt hast Du eine gar sonderbare Streitweise, Du kehrst Deinem Gegner den Rücken und führst Deine Hiebe nach einer andern Seite, wo Dein Gegner gar nicht steht. Ich sagte ja —“

„Du hast mich auch meine Rede nicht vollenden lassen,“ unterbrach ihn Ephraim. „Ich bin allerdings kein Jude in dem Sinne, daß ich die seltsamen Mährchen und Traditionen glaube, oder auch nur schön finde,

wie auch Hunderte, Tausende von Christen in dem Sinne keine Christen sind, ich kann und will aber im Judenthume verharren, weil auch innerhalb seiner Gränzen die Möglichkeit und Gelegenheit gegeben ist zur Vorbereitung auf das wahre und allgemeine messianische Reich der Vernunftreligion; ohne und bevor diese —"

„Vernunftreligion?" lachte Nathan, „bist Du auch einer von den Goldmachern, die der Natur ins Handwerk pfuschen wollen? Vernunftreligion! es gibt eben so wenig eine Vernunftreligion als eine Vernunftliebe. Warst Du schon einmal verliebt? — man ist verliebt, man weiß nicht warum und wie so. Und so ist auch der Religiöse, er glaubt und weiß nicht warum und wie so. Sobald dieser oder jener nach dem Warum fragt, ist jener kein rechter Verliebter, und dieser kein Religiöser mehr. Die Religion etablirt sich a conto suo und nicht a conto der Vernunft. Gesetzt aber, man könnte am Wasser Feuer anzünden, d. h. gesetzt, es gäbe eine Vernunftreligion oder eine mit der Vernunft übereinstimmende Religion — wie doch einer eben so gut in ein reiches und schönes Mädchen verliebt sein kann, als in ein armes und häßliches — diese neue Religion mit der doppelten Buchhaltung, ist doch noch nicht da, soll ich, wenn ich Leibeigner bin und frei werden kann, es nicht annehmen, weil ich warten will, bis in tausend Jahren vielleicht eine Republik zu Stande kommt? Ich würde, wenn ich ein Katholik wäre, ohne Bedenken ein Protestant werden, weil ich's für freier und geschreidter, wenn auch nicht für das Freieste und Geschreidteste halte, eben so gut darf ich, wenn ich ein Jude bin —"

„Ich bitte Dich um Gottes willen, sprich's nicht aus," schrie Ephraim, „also Du hältst es auch moralisch für keine Sünde, Dich zu Etwas zu bekennen, an das Du nicht glaubst?"

„Wenn ich mir wohl sein lasse, ohne einem andern dadurch wehe zu thun, so thue ich damit keine Sünde. Ich weiß es wohl, ich falle um 25 Procent, wenn ich ein Christ werde; wenn ich heute heirathen will, bin ich unter den Juden im Ansehen einer von den ersten, unter den Christen habe ich lange zu thun, bis ich einer der Mittelmäßigen werde, aber dennoch, was soll mir Ehre und Gold, wenn ich nicht heraus darf aus der Judenregion?"

„Je vous assure, daß ich diese Ansicht schon längst gegen meinen Mann decouvrirt habe nicht wahr, Mäuschen?" So sprach Täubchen-Theodolinde und streichelte mit der linken Hand ihrem Manne, der über das Gelächter, das er vorhin erregt hatte, ganz verstimmt war, schmeichlerisch das Kinn; in der andern Hand hielt sie einen überaus reichen Perlenschmuck, der ihr aus der Verlassenschaft Moses Daniel's zugekommen war. „Sie sind ein coulanter Weltmann und haben einen Esprit, der Dracheten steigen läßt," fuhr sie fort, „man ist ja nur einmal auf der Welt, warum soll man sie nicht genießen? Ich sage es immer: enfin, was kommt bei allem unserm Erwerb heraus? ich trage schönere Blondenhäubchen als die Frau des Lippmann Meyer. Ich bin gewiß nicht proportiös, aber wir haben Geld und Bildung und können und dürfen uns sehen lassen, und uns in andern Cercles bewegen, dieses schöne Perlentedeum —"

Ein schallendes Gelächter unterbrach Täubchen-Theodolinde, die verwundert um sich sah und die Lippen noch heftiger als sonst einkniff; ihre Augen ruhten fragend auf ihrem jüngsten Schwager.

„Wie nannten Sie diesen Schmuck?" fragte dieser boshaft.

„Nun, ein Perlentedeum," war die Antwort, die mit noch größerem Gelächter aufgenommen wurde. Täubchen erhob sich, steckte das Perlendiadem zu sich und entfernte sich mit ihrem Manne schnell ohne Abschiedsgruß.

„Laß sie gehen," sagte Nathan, „der Baum der Erkenntniß, von dem die gegessen hat, ist ein Purzelbaum; die möchte nur ihre kauderwelsche Garderobe vor der Frau Hofräthin und Frau Majorin brilliren lassen."

„Ich sehe nicht," erwiederte Ephraim, „welches Recht gewisse Leute haben, darüber zu spotten, der Stoff verändert nichts, es ist eins, ob man dieses oder eine auf Reisen erworbene Lebensroutine mit dem Siegel der allgemeinen Anerkennung gestempelt wissen will."

„Laß Deine Hand sehen," erwiederte Nathan, „wahrlich, wir sind schon weit in der Cultur vorgerückt, ich muß die Hand des Bruders untersuchen, ob sie keine giftige Waffe gegen mich birgt. — Ich sprach von jener äußerlichen Anerkennung, weil sie nahe liegt, das große und erhabene Bewußtsein, sich mitten im schaffenden Geiste der Geschichte gehalten zu fühlen, mit jener unendlichen Zahl strebender Geister in Eins verschlungen zu sein, mit ihnen zu arbeiten und zu feiern —"

„Ja, das fühlte ich auch einst," sagte Veilchen, die nebst ihrem Bruder Maier bis jetzt still und aufmerksam dem ungewohnten Dispute zugehört hatte. „Als ich auf Pfingsten vor zwei Jahren zu unserer verstorbenen Tante nach Brieg reiste, war es gerade Sonntag Morgens. Wir waren auf der Höhe vor Brieg angelangt,

noch nie hatte ich einen ſo herrlichen friſch athmenden Morgen genoſſen, die Sonne ſtand in ihrer vollen Pracht am blauen Himmel, an dem kein Wölkchen zu ſehen war, Alles ſchimmerte und glänzte rings umher, eine feierliche Stille ſchwebte über der unendlichen Ebene mit ihren Wieſen, Wäldern und Dörfern, nur hier und dort kletterte eine Lerche auf ihren Tönen empor, bis wo das Auge ſie verliert, als ob ein magiſcher Zug ſie hinanzöge zum Himmel; da ertönte plötzlich die Morgenglocke von dem Kirchthurme eines nahen Dorfes, eine andere, eine dritte erwiederte, zehn, zwanzig, von allen Seiten von fern und nah ſtimmten ein, über der ganzen Ebene ſtrömten die Tontropfen wie zu einem heiligen Strome zuſammen, es war, als ob Millionen Friedensengel ſich auf dieſen Tönen wiegten, und Ruhe, Friede und Freude über die ganze Erde ausbreiteten; Alles war ſo heilig, kein Wagen rollte, kein Laſtträger keuchte unter ſeiner Laſt, überall war Klang und Licht und Glanz, wie mit leiſem Flüſtern neigten die Blumen ihre Häupter und beteten, ein heiliger Schauer durchrieſelte mein ganzes Weſen. „Ach!“ ſprach es mir weinend im Herzen, „die glücklichen Chriſten, ihrer iſt das Himmelreich, denn ſie haben den Himmel auf Erden; ſolch ein Feſt, das die ganze Erde mitfeiert, und die heilige Stille auf den Straßen, die freudige Miene arbeitsloſer und ſchön geſchmückter Menſchen offenbart: heute iſt Sonntag! wie beſeligend muß das ſein! Ein jüdiſches Feſt, das die Männer nur in den feuchten Mauern der Synagoge, und die Frauen nur in der Küche bereiten, wie eng und gedrückt iſt das! O, wäre ich als Chriſtin geboren, wie glücklich wäre ich!“ Wir kamen durch das Dorf. Heiter und geſchmückt, mit friſchen Blumenſträußen an der Bruſt und das Geſangbuch in der Hand, gingen die Bauernmädchen nach der Kirche. Wie mit Zauberbanden hielten mich die Töne der Orgel an der Kirche feſt, ſie brauſten und zitterten mir durch alle Adern und erfüllten mich mit unnennbarem Schauer, ich fühlte die Gluth meiner Wangen erſt, als ich die Thränen trocknete. „O, Gott, warum haſt Du mir keine Kirche gegeben, in der ich Dich in tiefer Zerknirſchung anbete und mich zu Dir erhebe? was kümmern mich die Satzungen der Prieſter, und warum haſt Du mir ſelbſt die Pforten Deiner Synagoge verſchloſſen?“ ſo betete und eiferte ich, und ſeitdem kann ich an keiner Kirche vorbeigehen, ohne daß der dröhnende Orgelklang mir Seufzer und Thränen auspreßt. Wenn ich des Sonntags ein Chriſtenmädchen aus der Kirche kommen ſehe, das ſchwarz eingebundene Geſangbuch mit dem darauf liegenden gebügelten weißen Taſchentuch an die Bruſt gedrückt, wie es ſo ſtill und zufrieden einherſchreitet, ach Gott! da bin ich leider ſo ſchlecht, daß ich faſt nur Neid empfinde. — Wie ſchön es iſt, wenn Alles zuſammen ein Feſt feiert, das haben wir wieder an den letzten Pfingſten geſehen, da unſere Feiertage mit denen der Chriſten zuſammentrafen; ich überredete mich, die Glocken tönten auch für uns, Alles war ſo ſchön —“

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Bremen, im Auguſt.

[Theater, Literatur, Auswanderer.]

Seit lange hat man in dieſen Blättern nichts aus der alten Hanſeſtadt vernommen, und da die Bremer eifrige Journalleſer ſind und nichts lieber leſen als Berichte aus ihrer Stadt, ſo will ich mit einigen Reflexionen aufwarten.

Neues gibt es hier wenig; ausgenommen eine neue Brücke über die Weſer, deren Bau angefangen; ein neues Schauſpielhaus ſoll gebaut werden, aber obgleich eine Anzahl Actionnäre ſich gefunden und die erforderliche Summe gezeichnet iſt, ſo glaubt der Geſcheidte dennoch nicht daran, denn ſchon ſeit 15 Jahren hat man ſich mit Bauplänen und Riſſen herumgetragen, aber das Unternehmen iſt ſtets geſcheitert, weil das Intereſſe einzelner, aber gewichtiger Bürger in den Weg trat, und dies darf hier nicht unberückſichtigt gelaſſen werden. Das Schauſpiel hat während der Sommermonate wegen Mangels an Theilnahme aufhören müſſen, hoffentlich wird aber gegen den Herbſt wieder ein nothdürftiges Perſonal beiſammen ſein und die Vorſtellungen in der alten Breterbude wieder beginnen. Man entſchädigt ſich einſtweilen in den Clubb-Locales beim Kartenſpiel und Rauchen oder bei der gut beſetzten Tafel, denn Eſſen und Trinken iſt faſt die einzige Unterhaltung, in welcher der Bremer es zu einer wahren Virtuoſität gebracht hat; ich wüßte aber auch keinen Ort in Deutſchland, wo man ſo ſolide, kräftige und gut zubereitete Speiſen ſervirt.

Obgleich in den unzähligen Clubbs viel und eifrig geleſen wird, ſo hat Bremen doch nicht einen einzigen Literaten vom Fach aufzuweiſen, wir müßten denn die bekannte Schriftſtellerin Hedwig Hülle ausnehmen; dennoch erblicken manche literariſche Producte hier das Licht der Welt, deren Verfaſſer ſind aber Dilettanten und gehören zum Theil dem Handels-, zum Theil dem Gelehrtenſtande an. A. Daeves ſteht als Dichter oben an, er hat im vorigen Jahre einen Band ſeiner Gedichte herausgegeben, welche ſehr mit Unrecht in dem berliner Geſellſchafter, der doch oft die jämmerlichſten poetiſchen Sudeleien enthält, arg kritiſirt worden, obgleich ächte Romantik, edle feurige Sprache und geläufiger Versbau ſeinen Productionen keineswegs abzuſprechen ſind. Auch in plattdeutſchen Reimen bringen hieſige Localblätter manches originelle derbwitzige Gedicht. — H. Germanus liefert für hieſige und hamburger Blätter häufig Reiſeſkiz-

Digitized by Google

zen, die von einer geübten Beobachtungsgabe zeugen und nicht ohne Interesse gelesen werden. Derselbe hat unlängst einen Band „Reisebilder aus Oberitalien" herausgegeben, welche in mehreren Blättern lobend beurtheilt, aber in den Bl. für liter. Unterhaltung ohne Schonung mitgenommen werden, ob mit Recht oder Unrecht kann nur der entscheiden, welcher Italien gesehen. — W. Fricke, Redacteur des „Bremer Unterhaltungsblattes", versucht sich oft mit Glück in humoristisch-satyrischen Aufsätzen à la Saphir und ist auch als Uebersetzer mehrerer franz. Lustspiele bekannt. Sonst wird hier in der Belletristik nichts geleistet.

Die Auswanderung ist dieses Jahr wieder sehr bedeutend. Schon seit Anfang März kommen täglich ganze Scharen dieser Europamüden an und man sieht sie in gar sonderbaren Costümen haufenweise in den Straßen umherwandern. Der größere Theil dieser Leute sind entweder Würtemberger oder Hessen, doch finden sich auch aus andern Gegenden Deutschlands ganze Familien ein. Es haben sich viele Stimmen gegen diese Auswanderungssucht erhoben, aber in manchem Betreff sehr mit Unrecht, denn den Leuten, die dem Ackerbaustande angehören, oder als Tagelöhner hier ihr Brot verdienen müssen, wird in Amerika eine weit bessere Existenz zu Theil. Tagelöhner, namentlich bei öffentlichen Bauten, sind dort stets gesucht und der Lohn nach Umständen der Arbeit und Localität, mindestens ¾ Dollar (16 gGr.) bis 1 Dollar (1⅓ Thlr.) pr. Tag. Das Leben ist allerdings bedeutend kostspieliger als in Deutschland, aber wenn solch ein Arbeiter die Hälfte seines täglichen Lohnes anlegt, so lebt er besser als daheim sein Herr Pfarrer oder Amtmann. Leute aus den mittlern Ständen, welche nicht Lust haben, sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, finden sich häufig betrogen, und Reichen und Vornehmeren ist der Uebergang keineswegs anzurathen; das sociale Leben in Amerika, die Anmaßung mit denen die untern Stände ihnen entgegentreten, würde ihnen nicht behagen, denn es giebt in Amerika weder Diener noch Knecht, sondern für schweres Geld nur Gehülfen; der ärgste Lump ist ein Herr und die mit Seidenhut und Sonnenschirm zu Markt gehende Köchin eine Dame. — Dahin führen die liberalen Ideen! Das wissen die Herrscher sehr wohl, deshalb suchen sie selbe zu unterdrücken. M.

Notizen.

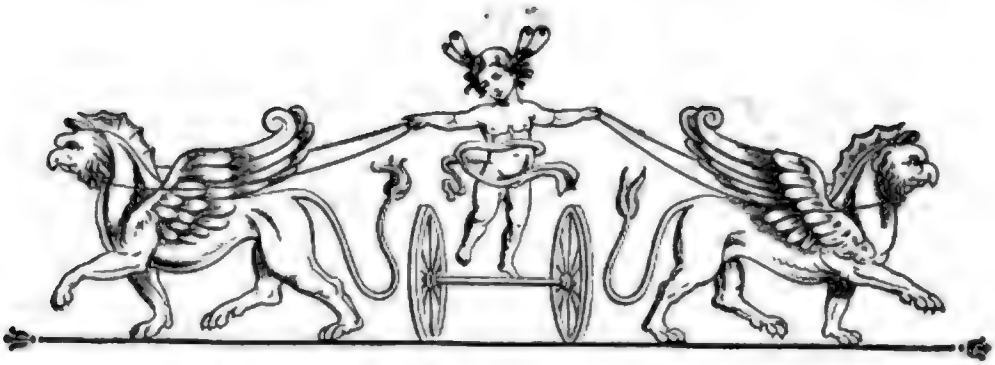
[Melodramen-Quintessenz.]

Man kann sich die Unmenschlichkeiten und Scheußlichkeiten kaum vorstellen, welche das Theater Ambigu-Comique noch immer seinem Auditorium zu sehen und zu hören gibt; ja um sie zu glauben, müßte man sie eigentlich gesehen haben, die kalten nackten Berichte klingen zu fremd, zu fabelhaft und scheinen aus einem Lande zu kommen, wo die Einwohner nichts weiter zu thun haben, als auf Schändung und Mord zu denken. Ein Melodrama überbietet das andere an Blutdurst, aber sie alle übertraf das neulich unter dem Titel „La nuit du meurtre" gegebene, ein wahrhafter Knäuel von Thränen, Gift und Blut. Darin geht Folgendes vor: Eine Frau wird verführt, ihr Gemahl erwürgt den Verführer; der Sohn des letzteren verführt seinerseits wieder die Tochter des ersteren; jener heißt Arthur, diese Marie. Später erblickt ein Bandit, Namens Romuald, das verführte Mädchen, verliebt sich in sie in seiner brutalen Manier und vergiftet, um zum Ziele zu kommen, ihren Vater, eben denselben, der früher den Vater des Arthur umbrachte. Marie, von ihrem sterbenden Vater verflucht, wird wahnsinnig. Romuald treibt unterdeß sein Wesen fort, er plündert Nantes, füllt es mit Blut. Romuald ist nämlich kein andrer, als der blutdürstige Republikaner Carrier, dessen Name, man weiß nicht warum, von der Theatercensur ausgemerzt wurde, während dem melodramatischen Greuel an sich kein Leid geschah. Arthur entgeht Romuald's Fallstricken — darauf eine Emeute, eine Verschwörung: Romuald fällt unter dem Beil der Guillotine. Nach so viel Leiden kommt denn doch noch eine Heirath zu Stande; Marie ist wieder zur Vernunft gekommen, das Melodrama auch und Arthur wird Mariens Ehemann. — Gegen diese französischen Melodramenschreiber sind unsere deutschen dramatischen Blutzapfer doch wahrhafte Engel an Gemüth und Gutherzigkeit! †.

[Deutsche Kritik in der Augsburger Allgemeinen.]

Mit Unrecht wirft man der Augsburger Allgemeinen vor, daß sie Erscheinungen der deutschen Literatur hintansetze, um unendliche Artikel über französische und englische Dichter zu bringen. Erst unlängst brachte sie eine kurze, aber sehr liebevolle Kritik über einen der höchsten Dichter Deutschlands, Se. Majestät den König Ludwig I. von Baiern, dessen Gedichte eine 3. Auflage, und einen 3. neuen Band erlebten. Die mitgetheilten Proben sind, abgesehen von ihrem unendlichen poetischen Werthe, besonders dadurch bedeutsam, daß sie uns tiefe Blicke in das Innerste einer königlichen, von dem prosaischen modernen Landtagswesen bekümmerten Seele werfen lassen. Man könnte die Gedichte füglich Klagen eines Königs nennen. Insofern der erlauchte Dichter jedoch das ganze Deutschland seit 1830 für prosaisch und traurig geworden ansieht, dürfte er doch vielleicht zu sehr vom subjectiven, königlichen Standpuncte ausgehen. Wenn der unterthänige Recensent in der Augsb. Allgem. aber Deutschland und Europa zur ehrfurchtsvollen Danksagung dafür auffordert, daß der erhabene Dichter, mit Hintansetzung orientalischer Königsgrundsätze nach Art David's und Solon's sein Innerstes der Welt zu offenbaren sich herabließ, so könnte er leicht sowohl den hohen Dichter, als seine fürstlichen Collegen beleidigen. Denn erstens ist der hohe Dichter zu genial, um der Kritik gegenüber auf seinen Stand zu pochen; seine Gedichte würden gewiß eine 3. Auflage erlebt haben, wenn er auch nicht König von Baiern wäre; zweitens ist es fast ein Majestätsverbrechen, zu glauben, andere Fürsten Europas könnten orientalische Königsgrundsätze haben. ††.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 179. — den 13. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mundt's Spaziergänge und Weltfahrten.

Dritter Band.

Man sollte die Köpfe der Autoren nicht unter Einen Hut, sondern unter zwei Rubriken bringen. Diese Rubriken nehm' ich, ohne Beleidigung gegen die Schriftstellerwelt, aus dem Naturreiche. Ich will hiermit keineswegs Anstoß erregen, keineswegs die Autoren mit Kategorien der Schöpfung parallel stellen, die wirklich vermöge ihrer Werkzeuge als anstößige bekannt sind, — kurz, ich theile das gesammte Geschlecht der Autoren in Schmetterlinge und Raupen. Heine z. B. ist Schmetterling, Börne Raupe. Auf Seiten jener sind alle die Seelenkräfte, vor denen sich die Welt als Farbenspiel gestaltet, auf Seiten dieser jene nagende Spürkraft des Geistes, die nicht eher ruht bis vom Dinge nur das Gerippe übrig ist. Dort die treulos flatternde Phantasie, hier der bohrende Verstand, der in den Boden scharrt, um der Sache getreulichst auf den Grund zu gehen, — „und froh ist, wenn er Regenwürmer findet." Auf jener Seite stehen die Regenbogenstrahlen der Liebe, und alles, was Rausch der Empfindung ist, Illusion und Fatamorganatraum. Auf dieser Seite steht der Mann im grauen Rock, der Lebenswächter Verstand mit seinem Drang nach ungeschminkter Wahrheit. Dort wohnt der Genuß, hier der Begriff, und in diese beiden Functionen zerfällt die ganze Welt des Daseins, in die große Welt des Genießens und in die große Arbeit des Begreifens, die ganze Welt des Daseins ist Schmetterling oder Raupe. Freilich genießt auch die Raupe, wenn sie das Blatt begreift, ihr Genießen ist aber ein Verzehren, ein Entblättern des Blattes, ein Vernichten bis aufs Geäder. Den echten Genuß kennt nur der flatternde Schmetterling, jenen Genuß, dem sich unter Kosen und Küssen der Duft, der Honig, die Seele der Blume erschließt und gibt.

Was dies alles soll? — Eine Einleitung bilden zur Kenntnißnahme jedes Autors, eine Hindeutung geben auf das, was die Kritik soll, da das überkritische Deutschland anfängt, nicht mehr zu wissen, was Kritik ist. Sie soll die Natur des Autors erklären. Loben und tadeln ist sehr trüglich subjectiv, die echte Kritik deutet. Aus dem Naturell des Autors, hat man es erkannt, springen von selbst seine Fehler und seine Tugenden hervor. Ich wollte, mir stände ein Psychometer zu Gebote, dann wollt' ich jeden Autor vors Bret führen und nach dem Wärmegrad seines Blutes, nach der Mischung seiner temperamentalen Eigenschaften würde sich sein Schriftstellerwerth ergeben. Ob Schmetterling, ob Raupe, ob von beider Art und in welcher Mischung, das würde dann ebenfalls der kritische Seelenmesser nach der physischen Naturbestimmtheit nachweisen. Die Sanguiniker gehören zur ersten Gattung, die Phlegmatiker zur zweiten, die beiden andern Temperamente greifen nach beiden Functionen hinüber.

Mundt's literarisches Temperament ist wesentlich sanguinisch, in ihm ist die Schmetterlingsnatur vorherrschend. Die Phantasie geht mit ihm auf Reisen, sie bedarf des bunten Wechsels in der Erscheinungswelt, ihr wird die

Heimath bald eng und farblos. So lange es noch ferne Menſchen gibt, wird die Phantaſie nicht fertig mit dem Gewebe ihres Glaubens, fern von uns, dort in jenen, da in dieſen Thälern, hinter den Bergen, über's Meer, ſei reines Menſchenglück, geſunde kräftige Einfalt, abſolutes Wohlſein möglich. Das Gewebe iſt trüglich, wie Penelope's Arbeit, es trennt ſich über Nacht wieder auf und bleibt im Beginnen. Wie es nun freilich keine abſoluten Temperamente gibt, ſo findet ſich, zumal heut zu Tage, auch keine Function des Menſchengeiſtes unvermiſcht für ſich. Die Phantaſie von heute wird den Verſtand nicht los; geht ſie auf Reiſen, ſo ſitzt er hinten auf, will ſie ſchwärmen, ſo ſchilt er dazwiſchen, will ſie ſingen, ſo lärmt er, beten, ſo gähnt er, will ſie den langgeſuchten Fund von idylliſchem Frieden und ſtillem Glück aufzeigen, ſo debattirt er ſcharfzüngig, verdirbt ihr alles, beweiſt das Gegentheil. Dieſe wilde Ehe gleichſam führen Phantaſie und Verſtand in den Mundt'ſchen Reiſeberichten. Der dritte Band bringt uns von Heidelberg aus, durch Freiburg im Breisgau, eine Fahrt durch die Schweiz nach Südfrankreich. Zürich, Luzern, Bern, das Uechtland, Genf, ſind dort die Stationen; hier ſind es Gemälde von Lyon und Avignon, die uns beſchäftigen. An perſönlichen Geſtalten tritt uns noch auf deutſchem Boden Edgar Quinet entgegen, über deſſen Stellung zu deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft wir ausführlich hören. In Freiburg verkehren wir mit Rotteck und Welcker; nur fehlt uns die Stellung dieſer Figuren in der Kammer. Eine einzige Debatte, wie ſie neulich mit dem Miniſter v. Blittersdorff hervortrat, zeichnet uns mit dramatiſcher Entſchiedenheit weit genauer die Perſönlichkeiten, als die umfaſſendſte Erörterung ihres Zuſammenhanges mit den Zeitideen. Das iſt überhaupt eine Eigenheit der Mundt'ſchen Berichte über Perſonen und Charaktere: er liefert weniger Portraits von ihnen, als eine Abhandlung über ihr Denken, Fühlen und Sein, woran denn Mundt den ganzen Ideenſtoff der Zeitgeſchichte gern anknüpft, damit ſich an jeder Einzelnheit der ganze Menſch dieſes Jahrhunderts zum Bewußtſein bringe. Unter Portrait verſteh' ich nicht Zeichnung des äußern Formſchnittes, ſondern die in Scene tretende Seele der Perſon. Das Ziel für beide Arten der Berichterſtattung mag daſſelbe ſein, aber der Weg, den ſie einſchlagen, iſt ein verſchiedener, und die geiſtvollſte Reflexion, die Himmel und Erde umſpannt und das feinſte Bewußtſein über unſer Jahrhundert verräth, erreicht nur ſelten ſo raſch die Wirkung, die eine praktiſch in Scene geſetzte Figur ohne dies große Aufgebot an Raiſonnement ganz ſicher trifft. Mundt gibt ſeine Reiſeberichte als Tagebuchsblätter; allein ſeine Darſtellungen ſind mehr. In dieſen nachträglich und mit der ganzen behaglichen Ruhe des ſorgfältigen Ueberblicks geſchriebenen Berichten über das politiſche Volksleben in der Schweiz, über die merkwürdige Volksverſammlung in Langenthal, und den ſchweizeriſchen Nationalverein, in welchem Troxler ſeinen Begriff von Volksſouverainetät zu verkörpern ſtrebt, die Erzählung von Troxler's Lebensſchickſalen, die Schilderungen der Bernerinnen und die geiſtvollen Reflexionen über Julie Bondeli und ihren Verkehr mit Wieland und Rouſſeau, die Berichte über den Jeſuitismus im freiburger Canton, alles dies ſind Abhandlungen, in denen ſich zugleich an einzelnen Erſcheinungen und Ereigniſſen des Verfaſſers geſammte Lebensanſchauung umfaſſend an den Tag ſtellt. Einen vorzüglich hohen Werth in Kenntnißnahme der Zuſtände unſerer Zeit hat die Schilderung Lyons, jener Stadt, wo ſich der Legitimismus und die Republik dicht neben einander feſtgeſetzt haben, um uns auf kleinem bewegtem Terrain ein Bild des unaufgelöſten Widerſpruchs unſers Jahrhunderts abzugränzen. In dieſen Darſtellungen iſt der Reichthum von Ideenſtoff ſo groß, daß die Feder des Publiciſten vollauf zu thun hat, der Pinſel des Genremalers kaum ſeine Beſchäftigung beginnen kann. Dieſer beſchränkt ſich deshalb auf die kleinen Züge, die der Zufall und die Reiſeaventüre herbeiführt. Beſchäftigt uns dort die Summe der Wahrheiten, die unſer Jahrhundert herangeſchleppt hat, ſo erfreut uns hier die Liebenswürdigkeit des Autors, der ſich auch von dem trübſten Reſultate über den Lauf der Zeit durch eine unerſchöpflich heitere Kraft der Phantaſie raſch erholt, und auf kleiner Scholle eine Menſchenfreude findet, die im Ganzen und Großen ein finſterer Dämon dem Geſchlechte noch auf lange hin entziehen zu wollen ſcheint. In ſolchen Momenten der Darſtellung taucht der Schmetterling auf, und die Raupe läßt nach mit dem Fraß des Nachdenkens.

Was Mundt's politiſche Reflexionen anbelangt, ſo müßte ich mich erſt darüber verdeutlichen, was ich vom Publiciſten verlange. Es iſt nicht an der Zeit, hierüber klar zu werden. Nur ein Punct ſei angedeutet. Es iſt ein großer Unterſchied, ob ein Autor ein politiſcher Charakter oder ob er eine politiſche Intelligenz iſt. Mundt iſt eine letztere. Nicht als wollt' ich behaupten, er ſei als Menſch in politiſchen Dingen nicht Charakter, ich rede von dem, was ſich in ſeinem Schriftenthum kund macht. Hier balancirt er die Gegenſätze unſeres Lebens auf einer faſt kitzlichen Spitze der Betrachtung, alle Extreme, der Begriff des Abſolutismus wie der Volksſouveraine-

tät, lösen sich vor seinen Blicken ruhig ab, und was übrig bleibt, jener Geist der Humanität, der, kraft seiner guten Einsicht, dem Geschlechte über alles hinweghelfen möchte, ist freilich eben so wenig als das Wesen des reinen Christenthums im Stande, Welten zu schaffen oder bei Seite zu räumen. Dieser Geist der Humanität ist, wie es die Bibel verlangt, zu gleicher Zeit schlangenklug und taubenunschuldig. Ich sage, an politischer Intelligenz gewinnt das Zeitalter von diesen Darstellungen, aber es bilden sich daran keine politischen Charaktere. Wo freilich bilden sich diese? Wo ist die Rednerbühne dafür, wo das literarische Forum? Auf welchem Terrain, in welcher Kammersitzung, in welchem Salon, in welchem Cabinet? Talente bilden sich wohl und Intelligenzen, und zwar in Metternich's Cabinet vielleicht noch mehr als in kleindeutschen Ständeversammlungen. War doch Gentz eine fertige politische Charakterlosigkeit, ein mächtiges politisches Talent, eine bedeutende politische Intelligenz. Selbst bei Eduard Gans blieb mir stets zweifelhaft, ob er ein politischer Charakter war, oder ob nicht vielmehr der Jude und der Hegelianer sich in ihm nur die Hände gereicht, um mit Glanz und mit Schwung dem Jahrhunderte die Strömung des Lebens, so weit es möglich, zu eröffnen! Es fällt mir nicht ein, an der Ehrlichkeit der Gesinnung zu zweifeln, wo ich die Einwirkung auf den Charakter vermisse. Aber der Glaube an politische Charaktere wird mir in Deutschland sehr schwer. Vor der Hand genüge es, wenn man sich freuen darf, daß das Jahrhundert durch erleuchtete Talente an politischer Intelligenz gewinnt.

Dichter und Kaufmann.

(Fortsetzung.)

„Wehe! wehe! der Vater ist todt!" schrie Maier sich erhebend, leichenblaß und zitternd, „wehe! wenn Du nicht todt wärest, alter ehrwürdiger Vater, Du würdest jetzt vor Gram sterben, oder Deinen abtrünnigen Kindern die Zunge aus dem Munde schneiden, und sie ihnen ins schamlose Gesicht schlagen. Ich ließ Euch Alle ausreden, ich kann nicht mit Euch streiten, Ihr habt viele gottverfluchte Bücher gelesen." Er ergriff ein auf dem Tisch liegendes Messer und schwang es wie zum Angriff, Alle schraken zusammen. „Wüßte ich," fuhr Maier fort, „daß nur eine Ader von Euch, daß nur ein Wort von Euren Gedanken in mir haftete, ich würde sie mit diesem Messer ausschneiden und vergraben wie faules Fleisch; ich streite nicht mit Euch, Ihr wißt mehr als ich, aber so viel weiß ich, daß wir in einer furchtbaren Zeit leben, sonst müßte Gott der Herr der Erde befehlen, daß sie ihren Schlund aufthue und Euch verschlinge wie Korah und seine Rotte. Wer hat Euch zu Männern gemacht, zu Herren und Richtern über die jüdische Religion? Dürfen hier in dieser Stube solche Reden geführt werden, und fürchtet Ihr den Schatten unseres todten Vaters nicht? Ich sage noch mit seinem Wahlspruche: Auch gut, gelobt seist Du Gott, Herr der Welt, daß Du unsern Vater so schnell zu Dir genommen, daß er den Abfall seiner Kinder nicht mehr erleben sollte. Gott möge Euch erleuchten und reinigen. Ich gehe in die Synagoge zum Nachtgebet, um unsern Vater das Kadisch *) zu beten." —

Die Stimme Maier's zitterte, er verließ das Zimmer, die drei Geschwister saßen in der Dunkelheit stumm einander gegenüber.

„Licht! Licht! Veilchen, laß Licht bringen," rief endlich Nathan, „ich lasse mich durch dergleichen Geschichten nicht aus dem Concept bringen. Das Traurigste bei dem Uebertritt ist immer, daß, wie bei dem Auszuge aus Aegypten, die Uebertretenden selber in doppelter Beziehung zuerst in der Wüste absterben, und nicht in das gelobte Land kommen, erst der zweiten Generation ist dies wahrhaft vergönnt."

Niemand erwiederte Etwas hierauf. Ephraim stand auf, schritt einigemal nachdenklich durch das Zimmer.

„Ich möchte nur wissen," sagte er, „wie wir auf dieses Gespräch gekommen sind und es auf diese Spitze getrieben haben, es hat so friedlich begonnen und so feindlich geendet."

Auch er verließ das Zimmer, bald darauf ging auch Nathan, und Veilchen blieb allein und weinte.

Zur Regierungszeit des Kaisers Julian wollte man einst den Schutt von der Tempelstätte zu Jerusalem wegräumen, und einen neuen Bau dort aufführen, aber ein Feuer, das man längst todt glaubte, brach aus dem aufgehobenen Schutt hervor und sendete seinen glühenden Moder unter die ohnedies verzagten und entzweiten Arbeiter; diese Thatsache scheint bei allen Bemühungen innerhalb des Judenthums typisch geworden zu sein; durch Kampf und Arbeit gewinnen längst verschüttete Flammen wieder Luft, so in den Controversen der Schulen und in den Debatten der Einzelnen.

Die Geschwister waren alle sehr verstimmt. Ephraim und Nathan hatten sich in dem Dispute über ihre gewöhnliche Kraft erhoben — wie man denn immer finden wird, daß im Kampfe, im physischen wie im geisti-

*) Eine Art Seelenmesse.

Digitized by Google

gen, sich die Kräfte steigern und verdoppeln. — Dennoch aber fühlten beide, daß sie nicht ihre ganze Ansicht gegenseitig verfochten und nicht allseitig beleuchtet hatten, Alles war nur halb gesprochen und dennoch Zwietracht daraus entsprungen; dies Gefühl war das peinigendste. Chajin und Maier waren jeder auf seine Weise verletzt und gekränkt, Veilchen glaubte ihr Innerstes wieder einmal enthüllt zu haben, ohne verstanden worden zu sein. Kein Osterabend versammelte die Geschwister mehr um einen Tisch, das Band, das Ephraim um sie schlingen wollte, ward bald zerschnitten.

(Cap. 2. in der nächsten Woche.)

Eine Sitzung der französischen Akademie.

Das Volk der edlen Aufwallungen wie der Corruption, die Pariser, die eine Nation für sich bilden, hat, wie bekannt, auch akademische „Tugendpreise", von denen in einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie mehrere ausgetheilt wurden. Das meiste Interesse erregte die edelmüthige Handlung eines öffentlichen Lohnkutschers, welche mit einem Tugendpreise von 3000 Fr. vergolten wurde. Dieser Kabrioletführer, Namens Franz Poyer, hatte sich stets durch ein musterhaft moralisches Leben ausgezeichnet. Gatte und Vater von vier Kindern, hatte er nur seinen Tagelohn, den er von dem Eigenthümer seines Wagens erhielt, zur Versorgung seiner Familie. Im Jahre 1829 vertraute eine Dame ihr kleines Söhnchen, um es zu entwöhnen, dieser Familie an; für den ersten Monat wurde richtig vorausbezahlt, dann nicht mehr, auch erschien die sorglose und harte Mutter nicht wieder, und Poyer hatte zu seinen Kindern, die er kaum ernähren konnte, ein Pflegekind mehr. Aber willig übernahm er die Pflegevaterschaft und darbte an seinen Mahlzeiten, um das Kind ernähren zu können. Zwei Jahre darauf erschien die Mutter, um ihr Söhnlein zu reclamiren. Poyer trennt sich ungern von ihm und übergibt es der rechtmäßigen Mutter, ohne eine billige Entschädigung zu fordern. Wenige Tage nachher besucht der redliche Kutscher die Dame, um sich nach dem Befinden des Kleinen zu erkundigen. Die schlechte Mutter scheint verwirrt, sie stottert, macht Ausflüchte und antwortet endlich, daß sie gestern das Kind in die Umgegend von Tours zu reichen Verwandten geschickt habe, welche sich der Ernährung und Erziehung des kleinen Louis annehmen wollten. Poyer wird besorgt, er vermuthet eine Lüge, er fragt in allen öffentlichen Lohnkutscherein herum und erhält die Versicherung, daß kein Kind dieses Alters in der angegebenen Zeit nach Tours abgereist sei. Unermüdlich im Nachfragen, erfährt er, daß ein Kind an den Thüren der Polizeipräfectur ausgesetzt und von dort in das Findelhaus gebracht worden sei. Das ist der kleine Louis, denkt der Kutscher, er begibt sich in das Findelhaus und erkennt sein Pflegekind, schwach, leidend, mit dem Verlust seines Augenlichtes bedroht; er fordert es zurück, aber die Vorschriften sind dagegen, eine Summe von 250 Fr. muß dem Kinde bis zu seiner Majorität contractlich versichert werden. Der trostlose Poyer berath sich mit seiner Familie, die seinen Entschluß billigt, und am folgenden Tage, den 14. Sept. 1829, wird die Adoptionsacte durch den Notar Champion aufgesetzt. Den früheren Entbehrungen werden neue hinzugefügt; der Mann beginnt sein Geschäft früher, die Frau arbeitet länger in die Nacht hinein, und die 250 Frs. sind versichert. Welch ein glücklicher Tag, als Poyer seinen Schutzbefohlenen in seine bescheidene Wohnung zurückführt! Die gute Frau Poyer nimmt ihn in ihre Arme, ihre zärtliche Sorgfalt gibt ihm die Gesundheit wieder, und nach zwölf Jahren wird Louis, nachdem er die besten Lehren erhalten und nur gute Beispiele vor sich gehabt, zu einem Tischler in die Lehrlingschaft gethan. Poyer zählt jetzt 64 Jahre, sein guter Wille ist noch derselbe, aber seine Kraft im Abnehmen. Die Akademie bewilligt ihm einen Tugendlohn von 3000 Fr. Die lebhaftesten Zustimmungen der Versammelten, von denen Viele bis zu Thränen gerührt waren, folgten diesem einfachen Vortrage des Präsidenten. Wie matt sticht dagegen in derselben Sitzung die Ertheilung des poetischen Preises an Madame Colet-Révoil ab, welche mit ihren Versen über das versailler Museum den Sieg über ihre Mitbewerber davontrug! Das Gedicht hat viele schwache Stellen und die französischen Kritiker gestehen selbst, daß der Schluß, wo Marmorstatuen lebendig werden und die selige Prinzeß Marie ihnen einen nächtlichen Besuch abstattet, eine Nachahmung des, wie sie sagen, hochherrlichen Gedichts „die nächtliche Heerschau" von Zedlitz sei. Wo aber der Franzose in der Verfassung ist, galant zu sein, hat bei ihm alle Kritik ein Ende. Dies hat sich schon an der Dichterin Delphine de Girardin-Gay bewahrt, welche wegen eines salbungsvollen Gedichtes auf die Salbung Karl X. und eines andern auf die französischen Aerzte und die Camilla-Nonnen mit Preisen und Jahrgeldern förmlich überschüttet wurde. Was soll man aber von einer Akademie denken, welche die französischen Aerzte und die Camilla-Nonnen, die Salbung Karl X. und das Museum zu Versailles für hinlänglich poetische Gegenstände hält, um sie zu Preisaufgaben der Dichtung zu machen? — In derselben durch ihre Gemüthlichkeit, Seelengüte und Galanterie ausgezeichneten Sitzung las Herr Viennet noch einige zierliche Fabeln vor, die ihre Bedeutung hatten und nicht ohne versteckte Malice waren. Denkt Ihr die Fabel sei todt? Nicht doch! die französische Akademie läßt nichts untergehen, was einmal an der Zeit gewesen ist; sie hat die zähe Natur eines dickleibigen Spießbürgers, der Kleist's Frühling den Freiligrath'schen Gedichten und Gellert's Fabeln dem Jean Paul vorzieht. †.

Notiz.

[Londoner Genrebilder.]

Von Boz-Dickens' humoristischen Genrebildern aus dem londoner Alltagsleben erschien in der Uebersetzung von Dr. Diezmann (Braunschweig, Westermann), Theil 2. Wir lasen darin den „Besuch in Newgate", fanden den Artikel aber schlaff und kraftlos. Andere Skizzen mögen witziger sein, doch gähnt alles in zu langen Zügen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 180. — den 14. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die leipziger Kunstausstellung.

II.

Die Parallele zwischen Düsseldorfern und Franzosen, die ich bei meinem ersten Besuche anstellte, ließe sich noch weiter führen, um über Geistesart und Manier zweier Kunstrichtungen ganz Herr zu werden. Da ist unter den an Zahl und Werth bedeutenden französischen Bildern ein Stück von Franquelin: Mater doloris, Ora pro nobis! Ein betendes Weib, das kranke Kind im Arme, liegt knieend vor dem Altar. Wie fassen die Düsseldorfer dies Sujet? Sie nehmen ein blasses, in Schmerz getauchtes Mutterantlitz, ganz Demuth und Gottvertrauen, und das Kind liegt der sanften Mutter schlummernd im Schooße, die ganze Unschuld des Nichtwissens in der halb erloschenen, halb schon im Tode aufgelösten Miene. So ungefähr würde die düsseldorfer Auffassung sein. Und der Franzose? Er malte hier ein ganz anderes Mutterangesicht, mehr fragende als demüthig hingegebene Züge, ein festes, ein dringendes Antlitz, das Hülfe will und fordert. Und das Kind hebt sich mit dem kranken Gesicht hinauf zur Madonna, als ahnte es, wo es nicht sicher weiß, von wo das Heil kommen soll. Diese Thätigkeit im Bilde, dieser handelnde Antheil, den alles nimmt, ist für die französische Malerei charakteristisch. Was man elegische Hinfälligkeit zu nennen hat, ist jedoch nicht als allgemein deutsch anzusehen, vielmehr als speciell düsseldorfisch. Zu ruhigen Situationen neigt allerdings die deutsche Kunst überhaupt, nur kommt es darauf an, daß diese Hinneigung nicht kränklich werde oder verliebte Bewußtlosigkeit. Wo Ruhe hingehört, ist sie eben so schwer zu malen, eben so bedeutsam und anerkennenswerth. Von einem berliner Maler, Ad. Henning, finden wir z. B. eine „Frescatanerin im festlichen Schmuck." In dieser schönen Gestalt ist Ruhe ohne elegische Zerweichtheit, diese kraftvolle Lässigkeit in der Stellung ist ein bloßer Waffenstillstand, in den dunklen Tinten des Gesichts liegt das Bewußtsein des Lebens, das nur längeren Athem schöpft, in diesen ruhig brennenden Augen liegt bei aller Passivität die Aufgelegtheit zum neuen Kampf mit dem männlichen Geschlecht. Der Künstler hat hiermit zugleich den Typus italienischer Frauennaturen getroffen. Und die Gabe, in fremde Nationalität einzugehen, ist allerdings der deutschen Kunst eigen, nicht der französischen.

Von Grenier in Paris sehen wir ein Bild mit der Bezeichnung: „Das gefundene Kind." Ein Findelkind auf offenem Felde; mehrere Landbewohner entdecken es voll Schreck und voll Freude. An diesen Moment hätten Düsseldorfer weit zartere Gefühle geknüpft; sie hätten das Kind in eine romantische Wildniß gebracht, und der Gegensatz der rauhen Natur und der zarten, hülfsbedürftigen Kindheit hätte das Gemüth leise erschüttert. In der Auffassung des Franzosen ist hiervon keine Spur, er macht aus dem freundlichrührenden Moment fast nur einen muntern Scherz bei hellem lichtem Tage. Sonst aber sind die Figuren, ohne Bezug auf den vorliegenden Fall genommen, ganz trefflich gehalten.

Digitized by Google

Um noch einen Punct herauszuheben, wo sich die Fähigkeit der Düsseldorfer auf Schwäche ertappen läßt, so gilt dies ihrer Darstellung der vierfüßigen Natur. Von Camphausen sehen wir ein interessantes Genrebild, das der leipziger Kunstverein mit Recht um seines Werthes angekauft hat: „Retirade österreichischer Küraſſiere.“ Der beleibte Wachtmeister, der sich in Eile salvirt, ohne burlesk und widrig feig zu sein; ein anderer alter Krieger, ohne Hut, mit schneeweißem Haar, der sich echt gemüthlich österreichisch, trotz der Eilfertigkeit, die hier noth thut, nach einem Gefallenen sorgsam umblickt, welcher todt am Boden zurückbleibt; die ganze Gruppe, die nach allen Seiten divergirt, hinten die fliehenden Gestalten, leicht und graziös vertheilt, um den vordern Knäul nach verschiedenen Dimensionen aufzulösen und die Gruppe nicht zu überhäufen; — alles das ist sehr gewandt erdacht und schön ausgeführt, Camphausen hätte ein vollkommenes Bild geliefert, hätte er die Pferde nicht nöthig gehabt. Der Rappe des beleibten Wachtmeisters mit den vorgestreckten Füßen ist in der That von Holz, der bläuliche Apfelschimmel und der Falbe, wenn auch richtig in Zeichnung, doch in der Färbung nicht anders als ledern. Wenn ihr aus dem Kämmerlein der empfindsamen Elegie heraustretet, um das rasch bewegte, prachtvoll frische, äußere Leben der Menschenwelt zu begreifen, nun so lernt auch die Objecte praktisch fassen. Denkt an Rubens, den Malerkönig, und seine Schüler! Sie trugen sich nicht so sammeten wie ihr, strichen den Bart nicht so sauber, sahen nicht so blaß und stubenluftig wie Treibhauszierden weichmüthiger Seelenromantik aus, aber sie saßen zu Pferde, veranstalteten mit dem Meister Peter Paul und der Helene Forman große Jagden. Da sah man Augen blitzen, da sah man Muth und Keckheit, da sah man Gliederbewegung, und da sah man beiläufig auch Pferde. Ich bin nicht der Meinung, daß die strikte Copie äußerer Natur für den menschlichen Geist eine so überaus preiswürdige Arbeit sei; allein wer Pferde malen will, muß sie doch malen können, und daß ein Stück Poesie auch in der geflügelten Kraft eines Vierfüßers stecke, das wissen sogar die Franzosen, die eben nicht als vorherrschend gute Reitersleute verschrieen sind. Sie wissen Pferde zu malen, wenn sie auch die gigantische Gewalt eines brabanter Hengstes nicht wie Rubens fassen. Wir haben auf der Darstellung ein kostbares Pferdestück von Horace Vernet: ein Araber, ruhig stehend, aber mit gespannten Nüstern, kraftvoll verhaltenen Adern, und mit getragenem Schweife. — Nicht minder schätzbar sind die schweren Normänner auf dem Bilde von Dubuiſſon. (Beide Meisterstücke sind im Besitze des Herrn Schletter in Leipzig.) Ein Busch, ein Wiesengrund mit Schmerlenbach, ein sterbendes Mondlicht und der ganze Apparat schwindsüchtiger Empfindelei in Berg und Flur, — mich dünkt, das verdiente doch nicht ausschließlich das Studium der Künstler. Ein Roß ist freilich ein Inbegriff von Energie und Kraftausbruch; und dies Capitel steht nicht im Brevier der Düsseldorfer. Wer die Demuth malen will, und als deren Symbol das Lamm Gottes, muß zuvor einen veritablen Hammel darstellen können. Ein Eingehen in die robuste Natur, ein Vertrautsein mit den Elementarstoffen, ist durchaus nöthig, auch wenn der Pinsel höhere Züge aus dem Seelenleben entwirft. Und hier müssen wir nun, wenn nicht anbetend, doch in der That mit Hochachtung vor jener Hammelheerde stehen bleiben, dem kolossalen Stück von Eugen Verboeckhoven in Brüssel. Nichts als Schafe, pure Schafe, und dennoch bewundernswerth; hier ist die ordinaire Natur mit wahrhafter Zauberkraft wiedergegeben, die Kunst der alten Niederländer ist nicht untergegangen. Erholt man sich von dem lachenden Staunen über diese Wahrheit der Zeichnung und Farbe, so entdeckt man auch die leise gezogenen geistigen oder künstlerischen Motive, die der Maler hier versteckt hält, so daß die Anhängerschaft der Düsseldorfer, die auf deren feinere Intentionen, auf deren gemüthvolle Motive hindeuten, hier auf keine Weise geringschätzend herabblicken dürfen. Hier ist keineswegs die phlegmatische Natur blos abgeschrieben und in ihrer trägen Unmittelbarkeit hingestellt, wir haben hier keineswegs eine bloße Copie von fetten Schafen. Hinten zieht ein schwarzes Ungewitter herauf. Dies hetzt die schlaffe Creatur zusammen, so daß sie im Affecte der Angst einen geistigen Anstrich erhält, der komisch wirkt. Diese Thiere strecken das werthe Antlitz gen Himmel und blöken höchst musikalisch. Es ist nämlich so vortrefflich gemalt, daß man meinen sollte, man höre sie blöken. Die liebwerthen Kleinen sind lustig und leichtsinnig, in den Gesichtern der erfahrenen Alten malt sich die Furcht und die Kenntniß des Unglücks. Und ein wunderbarer Schwarzbock steht voran am Rande des Abgrunds, sein Geschrei dringt halb tragisch durch, denn er reflectirt darüber, daß hinten der Hirte drängt und das Unwetter droht, vorn aber die Hohle gähnt. Dies alles gibt dem in technischer Hinsicht grandiosen Stück einen geistigen Anflug, und erweist den Künstler als der modernen Zeit angehörig; die alten Niederländer malten allerdings oft Vieh, um Vieh zu malen, und sind und bleiben große

Maler, ob sie auch keine piquanten Tendenzen oder sogenannte geistreiche Bedeutungen in ihre Liebstücke legten.

Gehen wir jetzt zur Landschaft über, so müssen wir gleich des gefeierten Lessing gedenken. Die erste leipziger Ausstellung brachte uns einen Lessing und einen Rottmann dicht neben einander (beide im Besitz des Herrn Heinrich Brockhaus). Die diesjährige abermals von Beiden zwei Stücke in trauter Nähe, vom münchner Künstler ein treffliches einkaustisches Stück: „Sicyon mit den Gebirgen von Korinth, den cyklopischen Mauern und dem Parnaß," vom Düsseldorfer: „Der ruhende Jäger unter alten Eichen," (jenes im Besitz des Herrn Baron von Speck, dieses Eigenthum des Herrn Bärbalk in Leipzig). Lessing liebt als Landschafter auserlesen simple Themata, deren Einfachheit mit so höchst enthaltsamer Staffage ein weniger bedeutsames Talent gar nicht wagen würde. Man erinnert sich seiner Eifellandschaft, die von allen hervorragenden Objecten entblößt war, um den Flügelschlag des Friedens in völlig abgelöster Einsamkeit ungestört fühlbar zu machen. Jenes Bild gab nichts als stummes Abendlicht, einförmig kahles Ufer und einen in Ruhe getauchten See. Das diesjährige Bild gibt nichts als grünes Laubwerk. Wo dort Kraniche standen und ihre Schnäbel wetzten, um den glimmenden Schlaf des Naturfriedens recht hervorzuheben, sitzt hier ein müder Jägersmann, aber er scheint nur da zu sein, um den Beschauer an seine Stelle einzuladen, damit er sich eben so ganz von aller Welt geschieden in diese grüne Waldeinsamkeit versenke. Und dieser Zauber spricht aus dem Bilde wie aus einem Tieck'schen Mährchen. Das Auge möchte sich Anfangs dieser beklommenen Einöde entziehen, es sucht herum, dringt hinten vergeblich weit hinein in die Gewölbe von Baum zu Baum, um Luft zu erspähen und Freiheit, gewinnt nach und nach diese Stille lieb, und gibt sich endlich, ganz abgelöst vom Menschenleben, an diese grüne Einöde gefangen. Das ist der poetische Reiz in diesem Bilde, und die Technik hat sich, mit Verschmähung aller scharfen, wohlfeiler zu erzielenden Licht- und Schatteneffecte nur ihrer Feinheiten bedient, um mit Braun und Grün diese Stimmung hervorzurufen.

Die Geister der Naturromantik, welche in der Literatur von Tieck und Novalis aus dem deutschen Seelenleben heraufbeschworen wurden, walten mit all ihren Nüancen in der Landschaftsmalerei der Düsseldorfer. Die Verwandtschaft zwischen Seele und Natur, das geheimnißvoll träumerische Ineinanderweben beider, die Sehnsucht, die mit dem Klang und dem Duft durch die Welt zieht, all diese energische Schwärmerei, welche mit Schelling philosophisch, mit Mathisson ridicul, mit Tieck psychologisch wichtig wurde, ist im Bereich der düsseldorfer Landschafter plausibel und liebenswürdig geworden. Es ist nicht die bewundernswürdige Technik, die ja nur dienerisch ist, was die Menge im Publikum so unwiderstehlich zu Scheuren's Bildern drängt, es ist die allgemein deutsche Sympathie, welche sich hier ergriffen fühlt. Wir finden von Scheuren vier wahre Kleinodien auf der diesjährigen Ausstellung. Und dieser Farbenpoet macht nicht blos Frühlingscarmina, wie noch immer die hundertzähligen deutschen Lyriker, welche Naturromantik abhaspeln; Scheuren hat Winter und Sommer gleich sehr in seiner Gewalt, aus jedem Kleid und Faltenwurf der Natur weiß er ihre Seele herauszufinden. Seine Winterlandschaft ist ein köstliches Stück. Dieses leuchtende Violett im frostigen Duft der Atmosphäre, diese kalte Helligkeit mit dem orangegelblichen Winterlicht, das sich kaum über die weiße Schneedecke heraufwagt, hinten die Nebel, die sich aus träger Starrheit zu keiner Formation entschließen können, dazu die Bäume als trauernde Zeugen dieses leuchtenden Scheintodes, als wollten sie mit ernsten Armen, die gen Himmel deuten, diesen Schlaf beschwören, — und zu diesen Stimmungen der äußeren Natur gehört nun aus der moralischen Welt — der Hunger. Ein blutendes Lamm auf der weißen Grabdecke, von Raben umkrächzt, um einen Stamm schielt ein Wolf. Bei alle dem ist keine Melancholie in diesem Bilde, eine heitere Kraft zieht durch die Lichter der Landschaft hin.

Auch von Friedrich in Düsseldorf finden wir ein Winterstück: „das Schloß Hülchrath"; doch steht es in der Auffassung der Wintertöne weit hinter einer holländischen Landschaft, von L. S. Klein im Haag, zurück, die in der That die optischen Reize und die heiteren Lieblichkeiten eines hellen Decembertages meisterlich combinirt. Von den drei andern Scheuren'schen Bildern heben wir die „Aargegend" und die „Mühle im Walde" hervor. In jenem Stück hat sich der Künstler die Schwierigkeit gestellt, den Vorgrund hell zu halten. Man blickt in die finstern Felsenschluchten neben einer alten Burg weit hinein und tief hinab, das Auge ringt mit den qualmigen Nebelmassen, aus denen die Conturen der festen Objecte sich nur mühsam hindurch winden. Die ritterlich costumirten Gestalten, unter denen die düsseldorfer Sentimentalität von einem recht würdigen Schwarzkopf mit hohen Reiterstiefeln und einem traurig hingesenkten Jüngling vertreten wird, helfen uns

Digitized by Google

nicht minder wie die Myſtik der nebelhaften Gebirgswelt in die Anſchauung des Mittelalters hinein, das im Menſchenleben zu der Romantik der Naturwelt recht eigentlich die Parallele bildet. Sollen wir an dem Meiſterſtück etwas ausſetzen, ſo wäre es nur der Wunſch, den Vorgrund um einige Grade wärmer gehalten zu ſehen. (Auch dies Bild iſt nebſt der Aargegend im Beſitz des Hrn. Schletter.) Vor Scheuren's Waldmühle befällt uns jener wunderbare Zug des Geiſtes, der ſich in die Arme der Natur ſtürzen möchte, um, wie Fauſt, alle Schuld des wachen Bewußtſeins abzubüßen. Man weiß nicht, wo die lockendſte Gewalt ſich vorherrſchend geltend macht. Iſt es das Mühlhaus ſelbſt mit dem vielfachen Vor- und Anbau und ſeinem ganzen romantiſchen Comfort, von Moos umwuchert, von Tauben zum frommen Sitz der Keuſchheit eingeweiht; oder iſt es der Bach mit den Rädern, deſſen dunkle Tiefe uns ſo wohlig mahnt; oder die lockere Stiege über das rauſchende Gewäſſer, wo der Hund ſo jach hinunter ſtiert und der Müller ſo müßig und träumeriſch lehnt; man weiß nicht, aus welcher von den reizenden Schattenpartien hier mehr Sirenenſtimmen laut reden. Es iſt hier der ganze Zauber der alten Sagen und Mährchen von geheimem Menſchenglück zur Anſchau gebracht, und doch liegt etwas Trügeriſches in dieſem Reiz, denn mancher könnte hier Golo's Lied ſingen wollen, jenes wunderbar magiſche Todeslied in der Tieck'ſchen Genoveva.

Hier ſind wir nun auf Themata geſtoßen, wo die deutſche Malerei wirklich liebenswürdig und bedeutend, wo nicht groß, iſt. Und die Franzoſen? Wie verſtehen dieſe die Naturromantik? Von Watelet unter anderen ein Stück ſolcher Art. Auch eine Mühle, Bach, Wald und aller Apparat, den Scheuren in ſeinem Bilde hat. Allein welche lärmende Geſchäftigkeit iſt hier entfaltet, ein Fabrikleben, ſtatt Waldeinſamkeit! Auch fällt mir bei, daß dies Stück nur Copie einer Wirklichkeit, einer Gegend in Savoyen iſt. Allein den Franzoſen fehlt durch und durch die Naturromantik, ſelbſt Victor Hugo und die romantiſche Schule ſuchen dies Element weit lieber in einer moraliſch verworrenen Menſchenwelt als in dem wunderbaren Durcheinander der räthſelhaften Natur. Landſchafter aber ſind nicht denkbar ohne dieſen lyriſchen Zug des Gemüthes. Von Conſtable in Paris finden wir zwei Landſchaften. Auf der einen Abendtöne, ein müdes Fuhrwerk, zwei Weiber ſchwatzen, ruhendes Vieh, am Himmel will das Licht ſchlafen, matte Wolken wollen ſich lagern; aber der Franzoſe kennt keine Ruhe, er kann ſeinem Bilde den Frieden, den er malen will, nicht geben, er findet in ſeinem Farbentopf nicht den Duft dazu, weil er ihn nicht in ſeiner Stimmung hat. Dazu kommt in Bezug auf Conſtable eine Art fleckiger Manier, die keinen Hauch zuläßt, wie eine Abendlandſchaft ihn will.

Ein liebliches kleines Abendbild finden wir von Hans Beckmann in München. Ein Heuwagen fährt heimwärts über eine Brücke und ſpiegelt ſich im Waſſer. Die Töne ſind ſehr glücklich, zart, weich, aber doch friſch, Alles iſt abendlich müde und doch leuchtend beglückt. (Wird fortgeſetzt.)

Notizen.

[Hr. v. Eckſtein, der jüdiſche Katholik.]

— Liberales Getratſch! Zuſammengeſudelter Kram! Gigantiſch-ſeifenblaſige Frazzenhaftigkeit! Franzöſiſch-engliſche Salbaderei! Moderne Religionsmacherei à la Goethe und Novalis (?) Hegelianiſches Geſchwatz! Jungdeutſche, ſaint-ſimoniſtiſche, durchkrauſte Reflexionsungeheuerlichkeit, Volkspack, Geſchnatter, Marionettenwelt, Gottloſigkeit, u. ſ. w. u. ſ. w. — Mit ſolchen inhaltſchwer ſcheinen ſollenden Worten, und in dieſem komiſchen Tone eingebildeter Superiorität bekriegt Herr von ♀ (Herr v. Eckſtein) in der augsburger Allgemeinen Zeitung Alles, was in unſerer Zeit ſich regen und rühren will. Schade, daß er ſeine ärgerlichen Expectorationen über die Nichtigkeit moderner Beſtrebungen durch nichts, als durch eine Sündfluth wegwerfender, in jeder Correſpondenz ſich wiederholender Epitheta beweiſen kann. Schade, daß er bei all ſeinem Kummer über den Leichtſinn und die Fixfertigkeit moderner Aufklärung, ſelbſt mit der Leichtfertigkeit eines Taſchenſpielers über Alles den Stab bricht, was ihn ärgert, über England, Spanien, Frankreich, Griechenland, Thiers, Mehemet Ali, Napoleon und die Republikaner. Schade, daß Eckſtein der geiſtreichſte Correſpondent der Allgemeinen iſt, die trotz ihrer Prätenſion, allen Stimmen unſerer Zeit ein Ohr zu leihen, beide Ohren für Eckſtein und dergleichen hat. Sonderbar aber, daß Herr Eckſtein, wo er geiſtvoll iſt, gerade jenen unentbehrlich gewordenen Styl der jungen Literatur zu ſchreiben ſucht, die er ſo cavalièrement behandelt. Dieſe Bemerkung ließe ſich übrigens noch bei vielen andern Feinden der jungen Literatur machen.

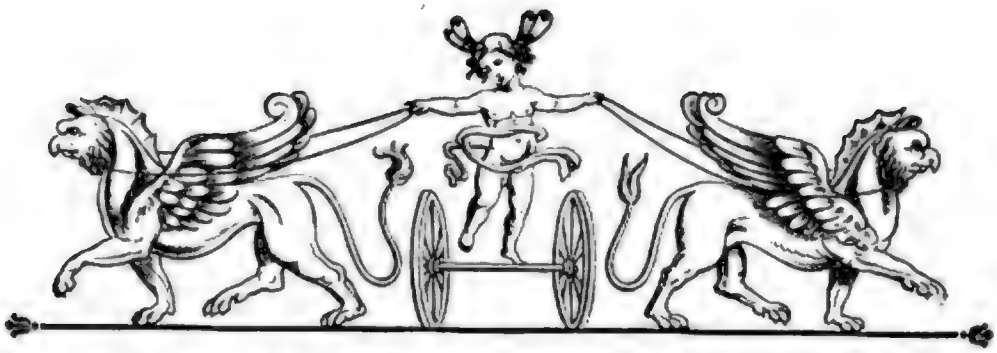
††.

[Marryat's Geiſterſchiff, deutſch fortgeſetzt.]

Georg Lotz hat zu dieſem Roman von Marryat einen Anhang geſchrieben unter dem Titel: Abenteuer eines Heimathloſen, oder die geheimnißvolle Schuld. Der Verf gibt ſich aber dabei die Miene, als habe er von einem Freunde aus Amerika nach Marryat's Mittheilung Materialien dazu erhalten, unter denen auch die Papiere des heimathloſen Simon Wanderdecken.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hierbei eine Literariſche Anzeige von Gebhardt und Reisland in Leipzig.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 181. — den 16. September 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dichter und Kaufmann.

Lebensgemälde von Berthold Auerbach.

(Fortsetzung.)

2. Ephraim und Lessing.

In der brodyer Synagoge war dreißig Tage lang das Betpult Moses Daniel's umgestürzt, Niemand durfte diesen Platz betreten, denn die Kabbala lehrt: dreißig Tage lang, von der Sterbestunde an, kommt die Seele des Verstorbenen Morgens, Abends und Nachts, wenn die Gemeinde versammelt ist, in die Synagoge, stellt sich auf ihren gewohnten Platz und betet mit. — Das zweite Zeichen von dem Tode Moses Daniel's war eine von frommen Frauen gezogene Wachskerze, die vor der heiligen Lade brannte; jedesmal, noch ehe die eine Wachskerze abgebrannt war, wurde die andere angezündet; so unterhielt man dies „Seelenlicht" während des ganzen Trauerjahres.

Es war am Freitag Abend nach den ersten dreißig Trauertagen, Ephraim, Nathan und Chajim traten in die Synagoge mit einem Putze, den diese Mauern noch nie gesehen hatten. Maier war in einer andern Synagoge. Sie stellten sich auf den Platz ihrer Vaters, ein Gezischel und Gelächter entstand unter den Versammelten, denn die drei Brüder trugen — Zöpfe, und wer einen Zopf trug, war ein „Neumodischer", was gleichbedeutend mit Abtrünnigem, Freigeist und Gottesleugner war. Während des leisen Gebetes, bei welchem alle Versammelte nach Osten gekehrt standen, wo die heilige Lade ist, hörte man die dort brennende Kerze ganz ungewöhnlich stark knistern und prasseln, ein leises Gemurmel entstand, die Versammelten deuteten Alle auf die drei Brüder. Nathan stand lächelnd da, Chajim glotzte blöde drein, nur aus Ephraim's Blicken sprach Nachdenken und innerliche Erregtheit; weil sich hier die kahle Orthodoxie auf eine dämonisch poetische Weise offenbarte, ließ er sich gern davon durchzittern, er machte sich gern glauben, daß das Seelenlicht seines Vaters gegen die modische Neuerung der Kinder protestire. Dieser Glaube war ja so mährchenhaft schön; er hätte gern seinen Zopf vom Haupte genommen und ihn zum Opfer gebracht, wenn er sich dieser Reue nicht geschämt hätte; hier zum ersten Male empfand er die zwiespältigen Martern der Consequenz, die sich bei minder starken Charakteren in all' ihrem Thun und Lassen wiederholen.

Als man endlich die Synagoge verließ, umgab die Gebrüder Kuh ein allgemeines Murren, Niemand dankte auf ihren Gruß, plötzlich hörten sie eine Stimme, die ihnen spottend nachrief: „Kuhschwänze!" Es war die Stimme des Heymann Lisse, der, obgleich selber ein Heterodoxer, den Muth zur Ausführung nicht hatte, und auch gegen seine eigene Partei einen Witz nicht unterdrücken konnte. Kaum hatte die Menge diese feindliche Parole vernommen, als alle lachend und spottend den drei Brüdern: „Kuhschwänze! Kuhschwänze!" nachriefen. Vor Thätlichkeiten waren die Verfolgten durch ihren Reichthum ge-

sichert, aber sie flüchteten sich doch vor dem Hohne in ihr nahegelegenes Haus.

Sonntags darauf wurden die drei Zopfbrüder vor den Rabbinen beschieden. Trotz aller Ermahnungen blieben sie bei ihrer neuen Frisur. Der Rabbine war zu tolerant, um deshalb eine Kirchenstrafe zu verhängen, aber der erste öffentliche Riß, der die Brüder von den Sitten und Gewohnheiten der Gemeinde trennte, war hierdurch geschehen.

Man könnte sich vielleicht wundern, daß die jüdische Orthodoxie nicht nur eine Magen-, sondern auch eine Kleiderordnung vorschreibt, aber der Consequenz der Hierarchie und des Despotismus, jüdischen wie christlichen, ist nichts zu gering, über das sie nicht ihr Netz ausbreitet; die polnisch deutsche Orthodoxie hatte ein Axiom, wonach sie viele Dinge verpönte, nicht weil sie an sich gesetzwidrig, sondern weil sie die Sitten der nichtjüdischen Nationen waren, durch deren Annahme die starre Absonderung aufgehoben und eine Accommodation vorbereitet werden konnte. Zu diesen Vorposten, die das eigentliche Lager deckten, gehörte auch die Kleiderordnung; war der Mode und dem Weltleben ein Einfluß gestattet, suchte man sich in Kleidung und äußerer Sitte mit den Nationen, unter denen man lebte, zu vermischen, so verlor der Jude seine isolirte Stellung, und es war nicht zu ermessen, wie weit der Geist der Neuerung eindringe.

Ephraim suchte indeß sich nicht nur den äußern Apparat der Weltbildung anzueignen, er strebte nach dem Innerlichen, Geistigen; eine eigenthümliche Leidenschaft entwickelte sich hierdurch bei ihm. So lange Moses Daniel lebte, hatte Ephraim nur wenige auf den Handel bezügliche Bücher sich kaufen dürfen, jetzt, im freien Besitze eines großen Vermögens, war sein erster Gedanke, sich eine ausgesuchte Bibliothek anzulegen. Mit einer wahren Gier suchte er diesen Plan zu realisiren, so daß unter den breslauer Juden von Heymann Lisse das Bonmot cursirte: Ephraim sei von der Schafwolle auf das Schweinsleder gerathen.

Man fand bei den Juden selten, daß ein Begüterter eine gewisse Liebhaberei cultivirte und namhafte Summen dafür aufwendete, der vorherrschend praktische Sinn, der Mangel an jener Sorglosigkeit und Freiheit, die nur durch das ererbte, nicht durch das erworbene Vermögen entsteht, sind die Grundursachen hiervon; die Juden konnten, seitdem sie aufgehört hatten, eine Nation zu sein, den ununterbrochenen Besitz nicht auf drei Generationen zurückdatiren, der Erwerbende hat selten die innere und äußere Befähigung, auch der frei Genießende zu werden.

Die Bücherliebhaberei Ephraim's verursachte unter den breslauer Juden viel Gerede, man erklärte sie allgemein für wahnsinnige Verschwendung, und die Väter und Mütter waren nicht mehr lüstern, den reichen Jüngling zu ihrem Eidam zu wünschen, denn jetzt, wo ein weitaussehender Krieg ausgebrochen war, hatte das baare Geld ja seinen doppelten Werth.

Ephraim war bei einer großen Bücherversteigerung, er hatte schon über hundert Thaler ausgegeben.

„Martialis epigrammata," schrie der Ausrufer.

„Sechs Thaler!" antwortete leichthin ein junger Mann, der mit Heymann Lisse plauderte.

Ephraim betrachtete den Mann genauer. Sein ganzes Aeußere verrieth trotz der halb militairischen Kleidung eine gewisse geniale Ungebundenheit; in dem hellen blauen Auge mit seiner unergründlichen Milde schienen bisweilen lose Irrlichter zu schwirren, eine überwachte Sehnsucht und Unbefriedigtheit zuckte in den Gesichtsmuskeln, die bald straff und bald schlaff waren, nur um die Mundwinkel schien der ewige Sitz heiterer Genien zu sein, dies Lächeln war das Lächeln einer tiefen liebenden Seele. Ephraim wußte nicht, wie er das Antlitz des Fremden, das durch eine eigenthümliche Transparenz auffiel, nicht schon früher bemerkt haben mußte. Der Fremde heftete seinen durchdringenden Blick auf Ephraim, und dieser glaubte demselben gewissermaßen ein geistiges Eingeständniß zu eröffnen, indem er immer mehr auf das Buch bot.

„Das ist ja ein martialisches Buch, Herr Secretair," sagte Heymann Lisse, „ist's für den Herrn Commandanten, und betrifft es den Krieg?"

„Nein, ich will es für mein Regiment anwerben, denn es steckt ein kecker Scharfschütze darin," erwiederte der Secretair, „ich habe heute Nacht in der Schlacht bei Faro über hundert Preußen zu meinen Gefangenen gemacht, lauter zusammengelaufenes Pack, meist Kupfer, aber weiß gesotten, in guter Uniform, das Geld wird täglich schlechter, und überhaupt, was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte?"

„Ich sag's ja immer: so ein Poet ist ein ganz anderer Mensch wie ein anderer," schloß Heymann. Sein Manöver war ihm gelungen, denn während er mit dem Secretair plauderte, war Ephraim das Buch für 16 Thaler zugeschlagen worden.

Ephraim beging gewissermaßen eine Unschicklichkeit, indem er eine feine Artigkeit beweisen wollte, denn er bot dem Fremden das Buch zum freien Gebrauch an.

Dieser schien den Mißgriff zu bemerken und fragte Heymann, wer der Herr sei.

„Ein Herr Namensbruder," erwiederte dieser, „das ist der Herr Ephraim Kuh, ein Buchhalter, wie Sie sehen, denn er hält ein Buch in der Hand."

„Ach," sagte der Fremde, „ich erhielt ja den siebenten Zankbrief von meinem Mendelssohn durch Sie; wollen Sie mich einmal besuchen, dann sprechen wir über den Martial, ich habe einen schlesischen Rivalen aufgefunden, den ich herausgeben will; kennen Sie Logau?"

„Nein. Wo kann ich Sie besuchen?"

„Ich wohne bei dem Commandanten, General Tauenzien, und bin der Secretair Lessing." —

Veilchen zitterte vor Wehmuth und Freude, als ihr Ephraim zu Hause erzählte, wen er heute gesprochen; ein Mann, der ein Buch schrieb, schien ihr ein Halbgott, ein Heiliger, der gar nicht lebte, wie andere Menschen, und noch dazu dieser Mann, der die Schmerzen ihrer Glaubensgenossen zuerst zu versöhnen trachtete, den sie mit der heiligsten Verehrung liebte, dessen Worte sie zuerst mit stotternder Zunge aussprechen lernte. Ihre Wange glühte, sie küßte ihren Bruder auf den Mund, denn dieser Mund hatte Worte des Verständnisses mit ihm gesprochen. Veilchen bat ihren Bruder, als er wegging, dem Dichter ihre Verehrung mittutheilen, aber kaum war er weg, so sprang sie ihm die Treppe hinab nach, und bat ihn, dies ja zu unterlassen.

Ephraim kam zu Lessing.

„Eben recht," sagte dieser nach den ersten Begrüßungen, „hier lesen Sie eine Epistel von meinem Moses, aber in der Bibel steht, als Moses nach Aegypten kam, und die Sklaven vom König Pharao, oder König Faro, erlösen wollte: „Sie hörten nicht auf ihn vor kurzem Athem und vor schwerer Arbeit."

Ephraim las jene merkwürdige Widmung an Lessing zu Mendelssohn's kleinen Schriften, die nur wenigen Exemplaren vorgedruckt war, und mit den Worten Lichtwer's schloß:

„Wenn er nicht hört, nicht sieht, nicht denkt, nicht fühlt.
Was thut er denn? Er spielt."

„Er spielt," wiederholte Lessing lächelnd, indem er das Zimmer auf und abging, „gut, ich will eine Philosophie des Spiels schreiben, so bündig und klar, daß man künftig von den heiligen vier Königen sprechen soll, das Kreuz, das Laub, Herz und Eckstein sind die Symbole für die vier Elemente der Geistes- und Körperwelt; im Spiele vereinigen sich die Affecte der Jagd-, Schlachten- und Stubenaufgeregtheit, diese Menschen wissen nicht, daß sie auch ihre Seele ganz los und ledig vor mir auf die Karte setzen, ich sehe alle ihre Zuckungen; wenn ich nicht in mir versumpfen will, muß ich spielen, das jagt die Lebenswellen durcheinander. Spielen Sie auch?"

Die letzten Worte richtete er an Ephraim, sonst hatte er halb für sich gesprochen.

„Ich werde gespielt," erwiederte Ephraim, „ich heiße Kreuzsieben, weil ich viel Kreuz auf dem Rücken habe, oder Ecksteinsieben, weil ich überall anstoße."

„Auch witzig," sagte Lessing, „gerade wie der Heymann, aber mit einer Beimischung von Schmerz, das ist nicht gut, Kopf in die Höhe, junger Freund, der alte Gott lebt noch!"

„Ja wohl der alte Gott!" sagte Ephraim, „aber einen Vergleich mit Heymann muß ich ablehnen."

Ephraim theilte hier die Unschicklichkeit so vieler Leute, welche die Unterhaltung mit einem neuen Bekannten sogleich damit beginnen, über den gemeinsamen alten Bekannten zu sprechen und mitunter zu medisiren; Lessing bemerkte das, und erwiederte nicht sogleich, sondern er wollte ihm Zeit lassen, sich durch einen mildernden Zusatz zu corrigiren.

„Ich sehe den Heymann bisweilen gern bei mir," sagte er endlich.

„Das muß ich eben bewundern," sagte Ephraim, „daß ein Mann wie Sie mit solchen Leuten umgehen kann, ohne entweder allein die Kosten der Unterhaltung zu tragen oder sich zu ennuyiren?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Eisenbahn, Wiesbaden, Ausstellung.]

Unsere Taunuseisenbahn steht auf dem Puncte, dieser Tage eröffnet zu werden, wenigstens ein großer Theil derselben, nämlich zwischen Mainz und Wiesbaden, und zwischen Frankfurt und Hattersheim. Die wiederholten Probefahrten, die bereits gemacht wurden, sind sämmtlich zur höchsten Zufriedenheit ausgefallen, und haben bewährt, daß die Bahn sehr solid, die Maschinen sehr trefflich gebaut sind. Ohne die volle Dampfanwendung sind bei diesen Probefahrten immer zwei Stunden in zehn Minuten zurückgelegt worden. Dieses alles gibt den factischen Beweis, das die seither im Umlauf gewesenen ungünstigen Nachrichten und Gerüchte über Herrn Ingenieur Denis und unsere Taunusbahn auf lockerem Grunde beruhten. Auch erfährt man jetzt aus sicherer Quelle, daß die nun zum größten Theil ausgeführten Ar-

beiten faſt durchgängig bedeutend unter den Koſtenanſchlägen geblieben ſind, und daß zur Vollendung der Bahn und einſchließlich des Betrages der durch die Expropriation erworbenen Ländereien und aller ſonſtigen Anſchaffungen das Actiencapital ſchwerlich ganz zur Verwendung kommen wird, weshalb denn auch den Actionnairen gegen Ende dieſes Jahres bereits eine zweite Dividende ausbezahlt werden ſoll. Nimmt man an, daß die Route von Frankfurt nach Mainz, ſo wie die Route von Frankfurt und Mainz nach Wiesbaden eine der frequenteſten in ganz Deutſchland iſt, ſo kann man wohl mit Gewißheit der Rentirung dieſer Bahn ein günſtiges Horoſkop ſtellen. Der Verkehr und die durch die Bahn ſelbſt bedingte Zunahme der Frequenz dürfte aber, nach Analogie anderer Bahnen, mit der Zeit wahrhaft überraſchend werden, beſonders wenn die Direction es ſich angelegen ſein läßt, dieſem Ziele mit allen Kräften entgegenzuwirken, und den Wünſchen und Bedürfniſſen des reiſenden und Vergnügen ſuchenden Publicums zu entſprechen. Die Vortheile, die aus dieſem Unternehmen für die drei bedeutenden Städte, welche dieſe Bahn nun verbindet, hervorgehen, ſind unberechenbar. Handel und Wohlſtand müſſen nun in dieſer geſegneten Gegend eine ganz andere Richtung und Höhe annehmen. —

Das Intereſſanteſte, was die Kunſt in der letzten Zeit hier bot, beſteht in einigen Concerten, veranſtaltet von Beriot und Thalberg. Nie haben Concertgeber größern Eindruck und Enthuſiasmus hier hervorgebracht, als die beiden großen Künſtler.

Die Saiſon in den Taunusbädern war diesmal von ganz ungewöhnlichem Intereſſe, und mit Recht kann man ſagen, daß die Dampfſchifffahrt in ihrer gegenwärtigen, außerordentlichen Ausdehnung am meiſten den Glanz dieſer Saiſon beförderte. Wiesbaden hat ſeit Jahren keine brillantere Saiſon gehabt. Zu den 5000 Gäſten, die als permanente Kurgäſte in den Liſten aufgezeichnet wurden, ſtießen täglich aus allen Richtungen Fremde in Maſſe, die nur momentan dort verweilten, und man konnte die Zahl derſelben wohl auf 20,000 angeben, und nur räthſelhaft bleibt es, wie die Leute Unterkunft fanden. Wirklich ſahen wir auch mehrere hieſige Gaſthöfe mit Fremden überfüllt, deren Beſtimmung eigentlich Wiesbaden war. Auch waren nie die umgebenden Beluſtigungsorte zahlreicher beſucht als in dieſem Jahre, ſo daß man zu Biberich, Schierſtein, auf Sonnenberg, auf der Platte, dem Geisberg, zu Klarenthal, und wie die vielen romantiſchen Taunuspuncte um Wiesbaden alle heißen, faſt beſtändig Geſellſchaften antraf. Die Abende wurden den Erheiterungen der Kunſt gewidmet; faſt jeden Abend war Theater, und die Reunionen im „blauen Saale" boten mannichfaltige Genüſſe: Beriot, Moritz Ganz, Thalberg ſpielten. Die Tanzwuth hat in Wiesbaden abgenommen, iſt aber leider einer noch ſchlimmern Manie gewichen, nämlich der Spielwuth. Es iſt entſetzlich, wie die Leute die tückiſche Glücksgöttin auf die Probe ſtellen, da ſie ihnen doch meiſt den Rücken kehrt! Herr Chabert, der Beſitzer der grünen Tiſche, ſteht beſſer mit dieſer treuloſen Göttin, dieſer verliert nie, wie man ſchon aus dem ungeheuren Aufwande erſehen kann, den der Pachter der Spiele machen muß. — Was die übrigen Taunusbäder betrifft, ſo war es in dieſem Jahre, nur in etwas kleinerem Maßſtabe, daſelbſt gerade ſo wie in Wiesbaden. Ueberall Ueberfülle an Fremden, ſowohl in Ems wie Schwalbach, und nicht weniger in Weilbach, Soden, Homburg und Kreuthal. Die Badeluſt muß unendlich geſtiegen ſein, ſie droht zur Krankheit zu werden. Wohl der Gegend, die ſo glücklich iſt, eine ſolche Reihe herrlicher Bäder ganz nahe beiſammen zu haben, wie unſere Rhein- und Taunusgegend.

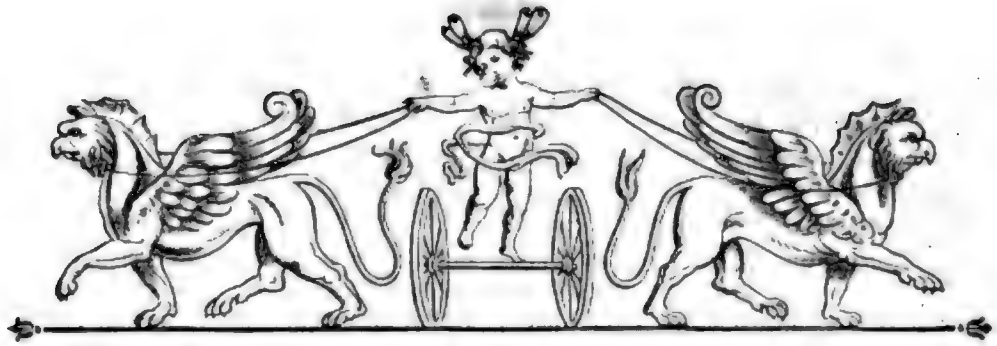
Die große Ausſtellung des rheiniſchen Kunſtverbandes, welche im Verlaufe des Julius hier Statt fand, verdient in vieler Beziehung einer ehrenden Erwähnung, da ſie offenbar gegen frühere Ausſtellungen einen Fortſchritt bekundete. Im Ganzen mögen wohl weit über 300 Nummern, ſammt den plaſtiſchen Gegenſtänden, in den drei Salons ſich befunden haben, worunter wenig, was der Ausſtellung unwürdig war. Die Säle waren faſt beſtändig von Beſchauern angefüllt, und die Theilnahme für die Ausſtellung konnte inſofern nicht größer ſein, als ſie war. Nur daß ſo wenig von dieſen ausgeſtellten Gemälden in die Wohnungen der Privaten überging, iſt zu beklagen, und unſere reichen Bewohner hätten jedenfalls ihren Kunſtſinn factiſcher an den Tag legen ſollen. Indeſſen iſt doch durch Actienzeichnungen der hieſige Kunſtverein in die Lage verſetzt worden, etwa für 2000 Fl. Gemälde anzukaufen und dieſelben nach der Ausſtellung unter den Betheiligten zu verlooſen. Diejenigen, die nichts gewannen, erhielten für die zwei Thaler Einſatz eine Lithographie des herrlichen Bildes von van der Emden in Caſſel: „Das Mädchen am Brunnen."

Notiz.

[Lewald's Handbuch für Reiſende nach und durch Italien.]

Auguſt Lewald hat als Cicerone eine wahrhafte Function in der Literatur. Er iſt ein Mann des geſellſchaftlichen Comforts und ſocialer Bildung, ein literariſcher Vertreter des geſchmackvollen Lebensgenuſſes. In Tyrol hatte er ſich förmlich eingelebt, er gab ein Werk voll wiſſenſchaftlicher Gediegenheit. Für das Rheinthal gab er eine elegante Reiſeroute mit jener Anmuth, die an ſeiner Feder bekannt iſt. In Mailand war er bei der Kaiſerkrönung mehr als Cicerone. Jetzt aber gibt er wieder ein höchſt willkommenes Werk, voll klarer Ueberſicht und geſchichtlicher Sicherheit. Da die Reiſen nach Italien zum Geſchäft, zur Gewohnheit und zum Comfort der Bildung geworden ſind, ſo thut ein bequemes Studium, das doch zugleich ſicher iſt, ſehr noth. Lewald gibt uns ein ſolches in die Hand. Das Werk hat 608 Seiten engen Druckes, iſt alſo umfaſſend genug, um vollſtändig ſein zu können; die Hoffmann'ſche Verlagshandlung in Stuttgart ſtattete es mit 2 Karten und 9 Stadtplänen aus.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 182. — den 17. September 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dichter und Kaufmann.

(Fortsetzung.)

„Ich ennuyire mich nie und mit Niemanden," sagte Lessing, und ein leiser Schimmer von Mißbehagen schwebte auf seinem Angesichte, „sonst, in meinen fleißigen Zeiten, hätte ich vor innerer Dürre sterben zu müssen geglaubt, wenn ich zwei Tage weder ein wissenschaftliches noch poetisches Werk in Händen gehabt oder daran gearbeitet hätte; jetzt sehe ich mich in der Lebensbibliothek um, da ist kein Buch so dumm, man kann doch wenigstens etwas Gescheidtes dabei denken. Bin ich mit einem Menschen auf dem Puncte angelangt, wo seine Eigenthümlichkeit mir nicht mehr zusagt, oder mich sogar abstößt, flugs stelle ich mich auf einen höheren, ich möchte sagen künstlerischen, Standpunct ihm gegenüber; er wird mir zur Charakterstudie, ich betrachte ihn als eine besondere und eigenthümliche Modification des ewig unreinen Menschlichen. Wie der Landschafter auf der ödesten Fläche noch immer Studien in den Wolken und dem Lufton machen kann, so auch kann, wer für die Gestaltungen des Geistes sein Auge schärfen will, überall Studium die Hülle und Fülle finden."

„Schließt aber das Studium als egoistisches nicht die Liebe aus?" fragte Ephraim kleinlaut.

„Sie verstehen Latein?"

„Ja."

„So müssen Sie auch wissen, daß hier Studium ursprünglich Liebe heißt, und ohne Liebe kann man ein Ding nicht wahrhaft erkennen, ich liebe das allgemein Menschliche in einem Jeden, indem ich es zu erkennen strebe. — Wie würde sich mein Derwisch Heymann freuen," fuhr Lessing abbrechend fort, „wenn er wüßte, wie wir uns auf seinem Rücken zu einer subtilen Discussion erheben."

Eine Pause trat ein; die erste nähere Bekanntschaft Ephraim's mit Lessing schien eine unerquickliche zu sein.

„Hier habe ich Ihnen auch den Martial mitgebracht," sagte Ephraim endlich, „es war eine Grille von mir, alle Ausgaben meines Vorbildes besitzen zu wollen."

„Ihres Vorbildes? Sind Sie ein Bruder in Apoll?"

Ephraim reichte schüchtern und die Augen niederschlagend, Lessing ein schönbeschriebenes Papier hin.

„Brav!" sagte Lessing beim Durchlesen, „schneidender Witz, noch nicht polirt und blank geschliffen, die Sprache hat noch Scharten, das müssen Sie unserm Ramler zeigen, dem schicke ich meine Sachen auch."

Ephraim war entzückt, er erzählte nun, wie er in Mußestunden seinem Unmuthe über die Welt und ihre Verkehrtheiten Luft mache, vor kurzem habe er Latein zu lernen angefangen, und zwar mit dem Martial; er habe es gewagt, ihm nachzuahmen, nun sei ihm das Leben leichter, da er eine Waffe gegen dasselbe gefunden habe, sonst habe er geweint und gejammert, ein Klagelied könne er aber nicht dichten, den ganzen Tag über sei er voll Trauer und Wehmuth, wenn er aber Abends

in seinem Zimmer auf- und abginge, müsse er oft laut auflachen über die Witze, die ihm durch den Kopf schießen, er springe dann voll Uebermuth und Lebenslust über Tisch und Stuhl und Bank weg, dann setze er sich hin und schnitzle ein Epigramm, ihm sei dann so wohl und so leicht, als ob sein ganzes Wesen Flügel gewonnen hätte.

Lessing dachte über die psychologische Erfahrung nach, daß die im Leben weichmüthigsten Menschen, wenn sie zu schreiben beginnen, oft die bittersten und übermüthigsten sind und umgekehrt.

„Sie wissen, ich generalisire nicht," sagte er endlich, „und mache mir nicht jeden Juden, der mir unter die Hand läuft, zum Typus der gesammten Confession, aber ich glaube, daß die Juden schon durch ihre Stellung einen Beruf zum Witz, zur Satyre und zum Epigramm haben, dazu kommt —"

„Der Witz ist aber oft nur der Affe, der auf dem Rücken des Kameels hockt und Gesichter schneidet," unterbrach Ephraim unschicklicherweise den Redenden, „was kümmert's aber die große Welt, das Kameel, was der Affe da oben treibt und macht?"

„Sie stützen sich in dieser Geringschätzung des Witzes vielleicht auf den Schweizerbengel Bodmer, der den Witz die Krätze des menschlichen Geistes genannt hat, aber der Witz ist im Geistesleben, was der Blitz im äußern Naturleben, er reinigt oft plötzlich die Atmosphäre, manchmal frißt er auch hohle Bäume auf und erstickt die sich darunter flüchteten im Schwefeldampf; er entsteht wie der Blitz durch einen Conflict zweier Elektricitäten."

Ephraim hatte die üble Gewohnheit, selten Jemanden ausreden zu lassen, Lessing wollte entwickeln, wie selten glückliche Nationen und Personen zugleich auch die witzigen seien, und nur die Athener hievon eine Ausnahme machten.

„Nun erkläre ich mir auch," sagte Ephraim, „warum meine Schwester Veilchen, die, beiläufig gesagt, eine schwärmerische Verehrerin von Ihnen ist, den Witz und den Blitz mit gleicher Angst fürchtet. Ist ein Gewitter am Himmel, so verschließt sich die sonst so Muthige in ein einsames Zimmer, und drückt die Augen zu, daß sie den Blitz nicht sehe, aber sie hat mir schon oft geklagt, daß sie jedesmal, so bald es blitze, unwillkürlich die Augen aufschlage; wenn man durch einen Witz irgend eines ihrer superfeinen Gefühle ins rechte Licht setzen will, beginnt sie zu weinen oder sie verläßt das Zimmer."

Lessing ließ sich noch Mehreres von Veilchen erzählen, und Ephraim bemerkte unter anderm: „Meine Schwester war ein wunderliches Kind, sie war schon in ihrem sechsten Jahre verliebt, und in wen meinen Sie? In Niemand Geringeres, als in Gott selber. Wenn es ihr oft so recht wohl war, richtete sie sich auf ihren Fußspitzen hoch empor, neigte das Köpfchen nach vorn, spitzte den Mund und küßte in die leere Luft hinein; als ich sie einst fragte, was das sei, sagte sie: ich habe den lieben Gott geküßt." —

Lessing wurde immer nachdenklicher:

„Ich besuche Sie nächstens," sagte er zu Ephraim, als dieser wegging. — —

Lessing war mehrmals im Hause Moses Daniel's. Ephraim stellte ihn seiner Schwester als seinen „Namensbruder und Bruder in Apoll" vor, und legte dabei vertraulich seine Hand auf die Schulter Lessing's. Ephraim kannte nur zwei Umgangsformen, entweder steif und gemessen, oder durchaus familiär zu sein. Man wird diesen Fehler bei den meisten Menschen, die in enggezogenen Kreisen leben, und besonders bei den meisten Juden, welche erst ins erweiterte Leben eintreten, finden; theils läßt sie ihr heißes Blut und die lebhaften Gesticulationen, sobald die ersten Schranken der Etiquette gefallen sind, in das andere Extrem der Familiarität überspringen, theils sind sie an dieses gewöhnt, weil ihr bisheriger gesellschaftlicher Umgang nur aus Juden bestand, mit denen sie eine unmittelbare Familiarität verband, und sie keine Formen zu beobachten hatten; und zuletzt mag als Endursache dienen, daß eine gewisse liebevolle Herzlichkeit, die keine Formbeschränkung kennt, ein Grundzug im Charakter der Juden ist. Jene höhere dritte Stufe, wo innerhalb der gesellschaftlichen Gesetze die ungehemmte Kraft des Geistes und des Herzens sich frei entfalten kann, kann nur das Resultat eines höheren Gesellschaftslebens sein.

Veilchen dagegen bildete den geraden Gegensatz ihres Bruders, sie war schüchtern und verzagt, und wagte es kaum, ihre langen Wimpern zu erheben, wenn Lessing mit ihr sprach; nur wenn sie sich von ihm nicht bemerkt glaubte, weilten ihre Blicke mit süßem Behagen auf seinen edlen Zügen; aber Lessing fühlte es wohl, daß Veilchen ihn betrachtete, denn in den Blicken der Liebe liegt eine eigene magnetische Kraft, und ohne daß wir es sehen, fühlen wir es doch, daß die strahlenden Blicke eines Mädchens gleich Lichtküssen auf unserm Angesichte ruhen.

Leſſing war einſt mit Veilchen allein. Man ſprach von den günſtigen und ungünſtigen Vorurtheilen, den der erſte Eindruck beim Begegnen fremder Perſonen hinterlaſſe. Veilchen behauptete, als Kind habe man darin das richtigſte Gefühl, man wiſſe alsbald, wer uns liebt und wer nicht, dieſen Kindertakt könne man ſich auch fürs ältere Leben bewahren, und es ſei gewiß, daß die ſpätere Erfahrung gewöhnlich der Scharf- oder Nachrichter ſei, welcher das anfängliche Vorurtheil beſtätige und vollziehe; die letzte Inſtanz, das Gefühl, von welcher es keine Appellation mehr gebe, ſei hier die erſte geworden, und es ſei ein ſchöner Triumph des Gefühls, daß er hier mit einem geſunden Blick mehr erkenne, als die Vernunft mit ihren tauſend Mikroſkopen und Ferngläſern.

Ein vieldeutiges Lächeln ſchwebte um die Lippen Leſſing's, als er erwiederte:

„Sie ſchälen ſich die rothe lichte Seite von der Frucht des Lebensbaumes ab, und vergeſſen, daß es auch eine andere verdunkelte gibt. Wären die Vorurtheile des erſten Eindrucks ſtets günſtig, ſo dürfte man es vielleicht noch hingehen laſſen; bedenken Sie aber jene capriciöſen Vorurtheile, die ſich oft an das Kleinlichſte hängen, unſere momentanen Verſtimmungen, die wir oft auf die Erſcheinung des Fremden übertragen! Meine Maxime hierin iſt: daß, wenn eine neue Erſcheinung, die in den Kreis meiner Bekanntſchaft tritt, mir eine ſogenannte Idioſynkraſie oder unerklärliche Abneigung einflößt, ſo gebe ich mir alle Mühe, deſto zuvorkommender und liebreicher gegen den Fremden zu ſein, er wird dadurch auch ſeine beſſere Seite, die nirgends fehlt, gegen mich herauskehren, und ich habe mir durch meine eigene Willenskraft, nicht durch vage Gefühligkeit einen neuen Menſchen gewonnen, den ich lieben kann."

„Ach! Sie ſind doch himmliſch lieb und gut!" ſagte Veilchen und kniff ſich ſchnell mit den Zähnen auf die Lippen, gleichſam als wollte ſie das ſchnell entfahrene Wort wieder an ſeinen Urſprung feſſeln.

So lange die Juden nicht in dem allgemeinen ſocialen Leben aufgegangen ſind, wird jedes mit ihnen gepflogene allgemeine Geſpräch ſehr leicht eine Wendung und Beziehung zu jüdiſchen Verhältniſſen nehmen, da die Juden ſelten dieſen Geſichtspunct aus dem Auge verlieren können. Theils unwillkürlich, theils auch in der Abſicht, um ihren unvorſichtigen Worten eine andere Verbindung zu geben, fuhr daher Veilchen ſchnell fort:

„Sie hatten wohl nie ein Vorurtheil gegen Juden?"

„O, ja doch," erwiederte Leſſing, „keines jener Vorurtheile, die durch Erziehung und Geſchichte uns eingepfropft werden, war mir fremd geblieben, aber jene Maxime, die ich Ihnen ſo eben nannte, bewährte ſich hier am glänzendſten; ich bin überzeugt, daß alle die Judenfeinde, wenn ſie die Juden kennten, wenn ſie mit geſunden Augen ihre Geſchichte und ihre Gegenwart einſehen wollten, ſie dieſelben lieben und achten würden gleich andern Menſchen. — Ich bin für mein Streben nach Vorurtheilsfreiheit ſchon vielfach belohnt," fuhr Leſſing fort; er ergriff die Hand Veilchen's, ſie zitterte in der ſeinigen, aber ſie wagte es nicht, ſie zurückzuziehen, „ohne dieſe Freiheit wäre es mir nie zu Theil geworden, mir eine ſo holde und liebenswürdige Freundin zu erwerben."

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Breslau.

[Pfandbriefe, Dr. Geiger, Ausſtellung.]

Es ſind ſeit einiger Zeit ſo viel verworrene Stimmen über unſere gute Stadt laut geworden, welche entweder Perſönlichkeiten gehäſſig ans Licht zogen, oder baare Unwahrheiten, ſei es abſichtlich, oder aus eigner Unkenntniß der Dinge zu Tage förderten, daß es gewiſſermaßen Pflicht iſt, ſich die Gelegenheit zu unbefangener und ungetrübter Mittheilung offen zu erhalten. Aus dieſem Grunde erlaube ich mir, die ſeit länger als Jahresfriſt unterbrochenen Mittheilungen aus Breslau wieder aufzunehmen, und beginne nun ohne weitere Vorrede, Eines und Anderes, was unſerm hieſigen Leben bedeutend ſchien, fragmentariſch hervorzuheben.

Eine große Aufregung in allen Claſſen der Geſellſchaft brachte das Geſetz vom 20. Mai d. J. hervor, welches die Herabſetzung des Zinsfußes der ſchleſiſchen Pfandbriefe ſanctionirte, das Recht zu kündigen den Pfandbriefinhabern nahm und für die Zukunft nur der Landſchaft ſelbſt zugeſtand. Schon vorher war über die Möglichkeit und Nützlichkeit einer ſolchen Zinsreduction heftig geſtritten worden, wie es denn bei einer Sache, die gewiſſermaßen Lebensfrage iſt, nicht anders denkbar. Bei der Sicherheit, welche die ſchleſiſchen Pfandbriefe den Gläubigern gewähren, legten die meiſten Capitaliſten ihr Geld darin an, und es war ein Donnerſchlag für ſie, als nun auf einmal ihren Revenüen eine ſo empfindliche Verkürzung drohte. Es bleibe dem Statiſtiker überlaſſen zu unterſuchen, welchen Einfluß dieſe Maßregel auf Gewerbe und Induſtrie haben wird, ob dieſen bei dem geringen Zinsfuß der Pfandbriefe mehr Kapitalien zufließen werden; ob die Steigerung, welche ſich im Werthe der Grundſtücke bemerkbar macht, und die plötzlich überhand nehmende Bauluſt eine Folge davon iſt, und welche Reſultate ſonſt noch daraus entſpringen werden. Genug, die Convertirung der ſchleſiſchen Pfandbriefe in Summa von

40,700,000 Thlr. ist bis auf wenige Hunderttausende glücklich beendigt.

Eine andere, für einen Theil unserer Bevölkerung wichtige, und bis jetzt noch unentschiedene Frage ist die Ernennung des Dr. Geiger zum Rabbiner. Bekanntlich hat ein Theil der israelitischen Gemeinde gegen diese Wahl protestirt und die Allerhöchste Entscheidung darüber angegangen, wogegen der Vorstand erklärt hat, daß die Protestation gegen die Erwählung Geiger's nur von vier Mitgliedern unterzeichnet sei, welche eine von etwa 70 Personen ausgestellte Vollmacht beigebracht haben; daß die Protestation selbst aber keine Berücksichtigung verdiene, da die Beschlüsse des Vorstandes, welcher mit 50 Stimmen gegen eine den Dr. Geiger gewählt habe, für die einzelnen Mitglieder verbindlich seien. Dr. Geiger ist in demselben Verhältnisse zu der hiesigen Judengemeinde wie Strauß zu Zürich, und seine wirkliche Einberufung möchte bei der obwaltenden Stimmung von üblen Folgen sein, da allerdings in diesem Falle ein großer Theil der Altgläubigen, die ihn als Neologen verwerfen, aus dem Gemeindeverbande gänzlich auszutreten entschlossen scheint.

Auch unsere theologische Facultät hat sich der aufgeregten religiösen Stimmung der Zeit nicht ganz entziehen können und einen streitbaren Charakter angenommen, wie dies die Erklärung der 143 Studirenden, welche für die Orthodoxie ihrer Lehrer Zeugniß ablegten, beweist. Ueberhaupt kann sich Niemand, der in der Mitte des bewegten Lebens steht, und den Pulsschlag der Zeit in vollen Adern mitempfindet, von den religiösen Fragen mehr abwenden; wir erwarten deshalb mit Ungeduld eine Broschüre des Dr. Mundt, mit deren Ausarbeitung sich derselbe während seiner Anwesenheit hierselbst beschäftigte, und welche den Standpunkt der religiösen Parteien in Deutschland bezeichnen soll. Mundt hielt sich mit seiner Gattin, der als Schriftstellerin bekannten L. Mühlbach, mehrere Wochen in Breslau auf, und ist im Begriff, einen Ausflug nach Polen zu machen und namentlich Krakau und Warschau zu besuchen.

Von sonstigen bedeutenden Persönlichkeiten, der Theater-Notabilitäten nicht zu gedenken, führte uns dieser Sommer Herrn Löwe aus Stettin zu, welcher in mehreren Soiréen seine Compositionen vortrug, und die Liebe für seine Tondichtungen zur Begeisterung steigerte.

Eine politisch merkwürdige Erscheinung war der türkische Gesandte, Kiamil-Pascha, welcher kurz nach dem Tode seines Herrn auf einige Tage von Berlin hierher kam. Wie in Berlin, so beschäftigte er sich auch hier am meisten damit, die Verfassung unseres Militärs kennen zu lernen, doch verschmähte er es auch nicht, das Theater zu besuchen. Es wurde gerade „Juleri, die Putzmacherin", gegeben, in welchem Stücke Herr Beckmann nebst seiner Frau gefielen. Der Türke schaute sehr ernsthaft und verwundert auf die Bühne, wo der beliebte Possenmacher wortspielerische Purzelbäume schoß, und schien eben kein sonderliches Gefallen daran zu finden, ein Beweis, wie wenig trotz aller Anstrengung, die türkische Cultur vorgeschritten ist, da der Pascha diese äußerste Grenze und Blüthe des menschlichen Witzes — Juleri und Beckmann — nicht zu würdigen verstand; nur das Auftreten der Mad. Beckmann schien ihn zu interessiren und die Formen dieser Schönheit schienen ihm verständlich und begreiflich.

Ich gehe auf die Kunst- und Industrie-Ausstellung über, welche dieses Jahr von größter Bedeutung für uns war. Es fanden sich auf derselben 709 Gemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche und Bildwerke, an andern Kunst- und Industrie-Gegenständen aber 206 Nummern vor. Unter den Gemälden waren mehrere, welche einen europäischen Ruf haben, und daher nur erwähnt werden dürfen, um jede weitere Bemerkung überflüssig zu machen, ich meine: den Jeremias von Bendemann, Lessing's Hussiten-Predigt, Sohn's Romeo und Julie. Durch frischen Humor zeichnete sich Eder's „Aufruhr in einer kleinen Stadt", durch Figuren-Reichthum und Situationswitz Biard's „herumziehende Springerbande" aus, beide Gemälde aber standen an Tiefe der Bedeutung dem „sterbenden Esel" von Pistorius nach. An vortrefflichen Landschaftsgemälden war die diesjährige Ausstellung besonders reich, wie sich daraus ergibt, daß Maler, wie: Scheins, Schirmer, Bönisch, Coignet, Elsasser u. a. m. Beiträge geliefert hatten. Besonders ansprechend war eine Landschaft von letztgenanntem Künstler, einen „Urwald in Calabrien" vorstellend. Hier zeigte sich ein so tiefer Blick in die Natur, eine solche Poesie der Darstellung, daß das Gemälde uns den Eindruck unmittelbarer Naturanschauung ersetzte. Von sonstigen Kunstgegenständen fand sich nichts Bedeutendes ausgestellt, doch erregten die Flügel des Instrumentenbauers Basalié Aufmerksamkeit, welcher eine neue Metallcomposition zu Flügelsaiten erfunden hat, wodurch dieselben einen vortrefflichen Klang gewinnen. Von den ausgestellten Gemälden erkaufte der Kunstverein für 2655 Thlr., Privatpersonen kauften für 1816 Thlr. Gemälde an sich.

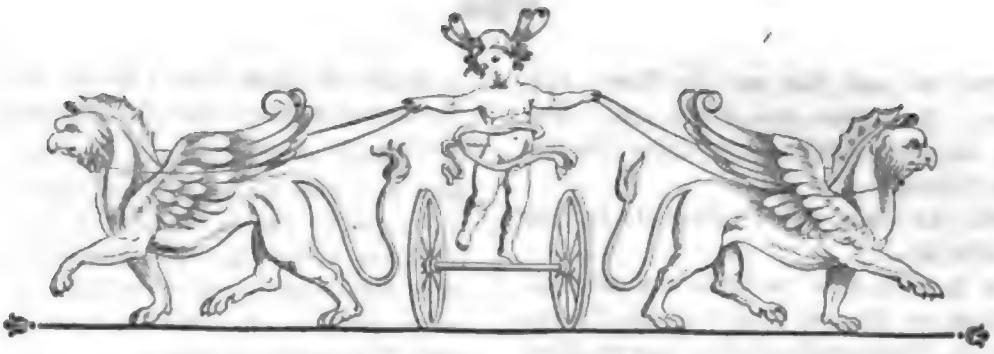
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Truhn über Hoffmann.]

Im dritten Hefte 1839 des Freihafens lesen wir eine sehr interessante Abhandlung über E. T. A. Hoffmann als Musiker, mit Beziehung auf die bevorstehende Herausgabe seines musikalischen Nachlasses, von Hieronymus Truhn. Hoffmann der Dichter und Hoffmann der Componist waren ganz verschiedene Geister. Um diesen Satz dreht sich hauptsächlich Truhn's Darstellung des merkwürdigen Mannes, der als Autor gleichsam vom Scorpion eines dämonischen Romanticismus gestochen wurde, als Musiker dagegen der einfachsten Classicität huldigte. Selbst in der Musik zu Zacharias Werner's „Kreuz an der Ostsee", wo es galt, die mächtigen Schauer der altpreußischen Eichenwälder zu malen, um die thierisch wilden Laute eines Urvolks musikalisch zu betonen, hat sich der Componist die Scythenklänge aus Gluck's tauischer Iphigenia in großartiger Einfachheit zum Muster genommen, ja er ist sogar noch einfacher als Gluck.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 183. — den 19. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dichter und Kaufmann.

(Fortsetzung.)

Veilchen schlug die Augen nieder und Lessing drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen, die ihm nicht widerstrebten. Veilchen schauerte in sich zusammen, sie bedeckte mit der linken Hand ihre Augen, ihre Rechte lag noch in der Hand Lessing's, sie drückte sie fest, kein Laut wurde vernommen.

„Lieben Sie mich denn?" flüsterte endlich Veilchen leise; sie hielt noch immer ihr Angesicht bedeckt. Plötzlich erwachte in Lessing das Bewußtsein dessen, was hier vorgegangen war, er sah die Flamme, die er angefacht, ohne daß er sie befriedigen konnte oder durfte; mit dem höchsten und heiligsten Gefühle, der Liebe, zu spielen, sie zur conversationellen Tändelei oder zum Hebel unedler Bestrebungen herabzuwürdigen, das stand einem edlen Geiste wie Lessing zu fern. In peinlich stummer Pause stand er da, er hätte gern die Hand Veilchens fahren lassen, wenn es nur ginge, sie mochte das fühlen und entzog ihm leise ihre Hand. Ein halb phrasenartiger Ausdruck kam endlich Lessing zu Hülfe.

„Ich liebe die Schönheit, aber auch die Wahrheit," sagte er endlich, „und so muß ich Ihnen bekennen" —

„O, Sie sind ein herrlicher Mann!" fiel Veilchen ein. „Dieses freie Geständniß, daß Sie mich nicht lieben, macht, wenn es möglich ist, nur, daß ich Sie noch mehr lieben muß. Fürchten Sie sich nicht, fürchten Sie nicht für mich, es ist eine ganz andere, die Ihnen das sagt; ich bin es nicht, die christliche Gräfin sagt es Ihnen. Mein einziger Wunsch ist, ich möchte doppelt auf Erden sein, meinetwegen, weil's doch nicht anders sein soll, einmal arm, wehmüthig, mit endloser Sehnsucht, eingemauert, mit einem Wort: ein Judenmädchen — und dann als christliche Gräfin, frei, kühn und glänzend, voll freudigen Lebensmuthes und feiner Bildung, daß ich Sie ganz erfüllte. Wie säße ich mit Ihnen hoch zu Rosse und durchstreifte Wälder und Triften, wie träte ich mit Ihnen in den glänzenden Saal, säße mit Ihnen am stillen Heerde, und ein Blick müßte Ihnen sagen, daß sich meine Seele in die Ihrige eingewurzelt, fest, tief, ewig; ach! ich kann's nicht sagen, was ich wollte, ich rede schon zu viel, aber das Eine weiß ich: nur mein Herz möchte ich haben in der andern Hülle, ich würde Sie beglücken, wie noch nie ein Mensch beglückt wurde, ich würde Sie lieben wie Gott — aber Gott liebt uns nicht, er will nicht, daß man auf Erden ganz glücklich sei." —

Ermattet sank Veilchen in sich zusammen, sie stützte ihre Stirn auf die Hand und schluchzte laut.

„Liebe Freundin," sagte Lessing mit bewegter liebevoller Stimme, „was ich fühle, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Da, wo wir jetzt stehen, bedarf es keiner Worte der Vereinigung mehr, nur der zarten Lösung und Verständigung." —

„Auch diese nicht!" rief Veilchen sich emporrichtend. Eine ätherische Glorie war über ihr Antlitz ausgebreitet, eine Thräne hing wie Thau an ihren Wimpern, aber

Digitized by Google

ihr Auge leuchtete hell und klar wie die Sonne nach einem Gewitter, sie breitete ihre Arme aus, umschlang Leſſing mit wilder Gluth, und küßte ihm die Augen und die Lippen.

„Leb' wohl, leb' ewig wohl!" ſchluchzte ſie und rang ſich von ihm los.

Eine kleine Pauſe ſtanden die Beiden einander gegenüber, auch aus des Mannes Auge trat eine Thräne.

Es klopfte an. Täubchen-Theodolinde trat ein, Veilchen ſtand bewegungslos da, nur ihr Buſen hob und ſenkte ſich raſcher, Leſſing kehrte ſich um und drückte die Thräne aus dem Auge, er hätte nochmals weinen mögen, daß dieſer zarten Seele ſelbſt das ſüße Wehe des Abſchiedes und der Entſagung nicht unverkümmert blieb. Veilchen indeß faßte ſich ſchnell, ſie nahm ihrer Schwägerin den Shawl ab, bewunderte ihre ſchöne Toilette, ihr gutes Ausſehen, ſie fragte nach dem Befinden ihrer Nachbarin, die in den Wochen lag, nach ihrer jetzigen Lectüre, Alles in einem Athem. Täubchen konnte gar nicht zur Beſinnung kommen, ſie fixirte aber Leſſing ſcharf, der, vor ſich niederſchauend, die raſche Gewandtheit Veilchens bewunderte und bemitleidete; er ſah all' den innern Kampf dieſer Seele, Veilchen zerknitterte das Band an ihrer Schürze und riß es endlich zähneknirſchend entzwei, ſchnell aber ſagte ſie lächelnd: „Ach, liebe Schwägerin, ich muß doch einen Geliebten haben, und dazu einen, der an mich denkt, denn ſo eben iſt mir mein Schürzenband aufgegangen; iſt das nicht ein untrügliches Zeichen?"

Die Schürze wiederum vorknüpfend, ſtellte ſie Leſſing ihrer Schwägerin vor, dieſe war hocherfreut, den berühmten „Auteur" kennen zu lernen, und lobte ſeine Schriften.

Wenn es überhaupt nichts Widerwärtigeres gibt, als ſich von ſeinen eigenen Schriften zu unterhalten, die, wie eine abgemachte That, längſt der Vergangenheit angehören, ſo war dies in dem Augenblicke doppelt peinlich. Was war Leſſing alle Literatur und all' ſein eigenes dichteriſches Streben, hier, wo er nicht durch frei poetiſche Verknüpfung, ſondern unmittelbar und faſt gegen ſeinen Willen, eine Seele in den Kampf geführt hatte, der ſich am Abgrunde des Wahnſinnes hinzog?

„Es gibt Augenblicke," ſagte Leſſing, „wo ich Alles, was ich bisher geſchaffen, mit Freuden hinopferte, wenn ich einer mir ewig theuren Seele Ruhe und Frieden dadurch erwerben könnte."

Ein Blick von Veilchen ſagte ihm den innigſten Dank, und Täubchen-Theodolinde gelangte, ohne daß ſie es wußte, zu einem Witze, indem ſie dieſe Rede den „Calumniationspunct aller Beſcheidenheit" nannte.

Sobald es ſchicklich war, entfernte ſich Leſſing. Er wäre gern noch länger geblieben, denn im Geiſte hatte er ſich geſagt, daß er nie mehr in dieſe Umgebung zurückkehren dürfe, aber die Anweſenheit Täubchens erregte Mißbehagen; mit einem einfachen Lebewohl ſchied er von Veilchen, ſie ſahen ſich ſtarr in die Augen, ſie ſahen ſich niemals wieder. — —

Nachdenklich, den Blick zur Erde geheftet, ging Leſſing über den Judenplatz, da hörte er mehrmals hinter ſich rufen: Herr Secretair! Er kehrte ſich um, der Münzpächter Veitel Ephraim aus Berlin, der Oheim Veilchen's, ſtand vor ihm. — Schlaff und runzlig ſchlotterte die weißgelbe Haut in ſeinem Geſichte, die Augen waren wie von unerſättlicher Gier weit aus ihren Höhlen hervorgetrieben, die zurückgedrückte hohe Stirn, die aufgeworfenen bläulichen Lippen, ſchienen Verſchlagenheit und ſklaviſche Unterwürfigkeit zu verrathen, der Hut, unter welchem graue Haare ſich hervordrängten, ſaß tief im Nacken und ſtützte ſich auf die weiße Halsbinde, ein pelzverbrämter brauner Rock mit langen Schößen bekleidete die mittelgroße Geſtalt, die Hände in die beiden Seitentaſchen geſtemmt und mit Geld klimpernd, den Unterkörper nach vorn ſtreckend, ſich auf den auseinander geſtreckten Beinen ſtolz hin- und herwiegend, ſo ſtand Veitel Ephraim da, eine lebendige Rechenmaſchine, deren Zifferblatt, das Geſicht, nur die gewonnenen Procente anzeigte. Leſſing gefiel ſich einen Augenblick darin, des Contraſtes mit ſeiner jetzigen Stimmung wegen, dieſes Angeſicht näher zu betrachten, er hörte daher die Fragen Veitel's wegen der Geſinnungen des Generals Tauenzien bei der beabſichtigten Erneuerung des Münzcontractes ruhig an. Endlich, ſtatt eine ausführliche Antwort zu geben, fuhr er ſich haſtig über die Stirn.

„Morgen, morgen," ſagte er, „will ich Ihnen Alles ſagen, jetzt kann ich nicht," und ſchnell lief er davon und hinaus ins Freie.

„Ein unpraktiſcher Menſch, der nie zu was kommen wird," ſagte Veitel zu ſich und ſah Leſſing halb mitleidig, halb geringſchätzig nach. Er kehrte um und ging zu den Kindern ſeiner verſtorbenen Schweſter. —

Als Leſſing weggegangen war, hatte Veilchen eine Weile ſtill bei ihrer Schwägerin geſeſſen, ſie rieb ſich die Stirn mit Eau de Levante, um nicht die wenigen Worte ſprechen zu dürfen, daß ſie Kopfweh habe.

„Entre nous soit dit," ſagte Theodolinde, „ich

Digitized by Google

glaube, Du biſt in den Sekretair verliebt, er hat allerdings ein intereſſantes Air." —

Veilchen lächelte. „Wie magſt Du glauben, daß ich in einen Chriſten —?"

„Pourquoi pas?" ſagte Theodolinde, „ich ſage Dir, in Deiner Poſition würde ich mich gar nicht mainteniren, eine Chriſtin zu werden, Du kannſt dann einen Officier heirathen, und denk' einmal Frau Hauptmännin oder Frau Majorin zu ſein! Ach! ich wäre im Exilium vor Freude. Weißt Du, wen Du heirathen mußt? Den ſchönen Hauptmann bei den Dragonern, mit dem kohlſchwarzen Mouſtache, wie freundlich hat der uns gegrüßt, als wir letzten Sonnabend zum Nikolai-Thor hinausgingen, wie hat der Augen, ſo ſchwärmeriſch, und mit welcher Grace ſaß er zu Pferd, die feine Taille, wie herrlich —"

Ohne daß angeklopft worden war, ging die Thür auf. Veilchen ſprang ihrem Oheim Veitel mit einem freundlichen „Gottwillkomm" entgegen. Sie war froh, von dem Geſpräche ihrer Schwägerin erlöſt zu ſein.

„Weil Du heute ſo apart freundlich biſt, Veilchen," ſagte Veitel bald nach den erſten Begrüßungen, „hab' ich Dir auch ein ſchönes Geſchenk mitgebracht, iſt Dir ein in Gold gefaßter Diamant, den man um einen Finger wickeln kann, recht?"

„Bitte, geben Sie mir den Ring!" ſagte Veilchen zu ihrem Oheim, der neckend die Hand in der Taſche hielt, und endlich erwiederte:

„Es iſt ein Ding, iſt kein Ring, und hat doch Ring!"

„Alſo eine Kette? Bitte, geben Sie."

„Es iſt keine Kett', denn es wird nicht gezogen, es geht allein."

„Alſo eine Uhr? Ach! bitte, quälen Sie mich nicht länger."

„Es iſt kein' Uhr, denn eine Uhr wird alle Tag' aufgezogen, und das Ding wird alle Tag' angezogen."

Veilchen ſetzte ſich mißmuthig nieder und ſchwieg. Schmunzelnd trat Veitel zu ihr und legte die Hand auf ihr glattgeſcheiteltes Haar:

„Na, Närrchen," ſagte er, „muß man Dir denn mit der Ofengabel winken? Ein Bräutigam iſt es, den ich mitgebracht hab', der gibt Dir Ring und Kett' und Uhren; Herz, was begehrſt Du? Aber à propos, Du kannſt doch gut Deutſch ſchreiben und leſen?"

„Ja wohl, ſoll ich Ihnen einen Geſchäftsbrief leſen?"

„Nein, diesmal nicht, aber ich gratulire, denn die Sache iſt jetzt ſo liquid, wie eine dreifach verſicherte Hypothek, Dein Bräutigam will par tout ein Mädchen, das Deutſch leſen und ſchreiben kann, gerade weil er ſelber nichts davon verſteht, will er eine Frau, die die Geſchäftsbriefe nachſieht; er könnte Mädchen haben, mit dreimal ſo viel Geld haben, als Du haſt, denn es iſt der Herz Moſes Helft, deſſen Onkel, Levi Gumperz, ſchon unterm vorigen König der größte Mann geweſen iſt, Du brauchſt Dich nicht lange zu beſinnen, Du haſt ein Vierteljahrhundert auf dem Buckel, und jedes Jahr, das Du als ledig älter wirſt, ſinkſt Du um 50 Procent."

Veilchen erwiederte nichts, und als endlich Veitel fort war, rief Täubchen:

„Aide toi et Dieu t'aidera, Du kannſt dieſem Calcul durch einen Coup entgehen: Geh' mit mir und meinem Manne in die Kirche."

Veilchen dankte und bat ihre Schwägerin, ſie allein zu laſſen; ſie lehnte ſich auf ihr Bett, lange lag ſie da, ohne irgend einen Gedanken feſthalten zu können, ihr ganzes bisheriges Leben ſchwirrte wie ein nebelhafter Traum an ihr vorüber; zwiſchen Sehnſucht und Trauer hatte ſie geſchwebt, ſeitdem ſie zum Bewußtſein gekommen war, und als dieſe Erinnerung ihr die letzte Stunde vorführte, da erſt begann ſie zu weinen. „Leb' wohl!" wiederholte ſie: „leb' wohl!" Sie küßte die Bettdecke, in der ſie ihr Angeſicht verborgen hatte, drückte die Augen feſt zu, und im Innerſten ſein Bild ſchauend, lächelte ſie ſtill und ſelig; ſie kehrte ſich um und blickte heiter in die Welt hinein.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Breslau. (Fortſetz.)

[Theaterverwaltung. Ballet.]

Wie wir hier auf einem Kunſtgebiete reichen Genuſſes uns zu erfreuen hatten, ſo armſelig bedacht fanden wir uns auf einem andern. Unſer Theater, ſeit Jahresfriſt an einen jungen Kavallerie-Lieutenant, Namens Neumann, verpachtet, iſt ſo gänzlich in Verfall gekommen, daß es faſt aufgehört hat, eine Kunſtanſtalt zu ſein, und man kaum mit Anſtand darüber ſprechen kann. Die wunderlichſte Verwaltung, oder beſſer geſagt: das entſchiedenſte Verderbungsſyſtem herrſcht an demſelben, und bringt es von Tag zu Tag immer mehr herunter. Nachdem wir den Winter oft genug Gelegenheit gehabt hatten, die ſchlechte Wahl der Stücke, Lücken im Perſonal, und die Flüchtigkeit des Einſtudirens, ſo wie die Fehlgriffe in der Beſetzung zu beklagen, hoffte man, der Sommer werde dieſe Klagen vergeſſen machen. Es kam aber ſchlimmer, als man gefürchtet. Anſtatt daß man daran gedacht hätte, Repertoir und Perſonal zu conſo-

lidiren, schien es, als wollte man alle Lücken und Mängel durch eine Fluth von Gastspielen decken. Es wurden Gäste aus allen Enden der Welt verschrieben, und zwar so ohne Wahl und Rücksicht auf einander, daß der blödeste Zufall sie nicht bunter hätte zusammenwürfeln und neben einander stellen können. Es gab Zeiten, wo mehr als vierzehn Gäste zugleich sich zum Auftritt drangten. Dagegen wurden die erledigten Fächer durchaus nicht besetzt, und selbst das Fach einer ersten Liebhaberin ist seit langer Zeit an unserm Theater erledigt. Für andere Fächer miethet man Repräsentanten monatsweise oder höchstens auf sechswöchentliche Kündigung. Daß bei solcher Wirthschaft, zumal bei der Behandlung, welche selbst bedeutende Gäste an unserer Bühne zu befahren hatten, wie die Borgorschek, Mad. Fischer-Achton, Mad Clauer, Herr Kunst, und der sie sich nur durch sofortige Abreise entzogen, während andere ersehnte Künstler wie Herr Mantius von schon verabredetem Gastspiele zurückgeschreckt wurden, daß bei solcher Wirthschaft keine freundlichere Zukunft zu erwarten steht, ist begreiflich, und der Wunsch nach einem baldigen Directionswechsel um so dringender, obwohl gerade diese Direction von einflußreichen Mannern, gleichsam zu Schimpf und Hohn der öffentlichen Meinung, vielfach protegirt wird, wofür ich Beweise genug in Händen hätte. Von Gästen sahen wir in letzterer Zeit Dem. Henkel aus Bremen, eine Künstlerin voll Intelligenz und Gefühl, Herrn Schramm aus Mannheim, einen einsichtsvollen Schauspieler, der durch sein Bestreben nach charakteristischer Darstellung sich Ehre macht, Herrn Schäpe aus Hannover, einen Heldenspieler mit ansprechenden Mitteln, Mad. Dessoir aus Leipzig, eine äußerst glückliche Naturalistin, Herrn Beckmann, diesen amusanten Witzbold, Herrn Kunst, der bei Abnahme körperlicher Mittel sich einer geistigeren Auffassung seiner Rollen zuzuwenden scheint, und Mad. Clauer aus Schwerin, welche in Partien wie die Katharina in den Günstlingen vortrefflich ist. Zu Ende August begann das Gastspiel der Mad. Crelinger und ihrer Töchter, so wie der gefeierten Schröder-Devrient.

Es stünde schlecht um unsere öffentliche Vergnügungslust, hätten wir nicht an Herrn Kroll einen Mann, dessen Beruf es zu sein scheint, die Lücken im öffentlichen Wohlleben immer auf eine eben so überraschende, als erfreuliche Weise auszufüllen. Wenn es im Interesse des Staates läge, nicht nur für die Erreichbarkeit der nothwendigsten Lebensbedürfnisse seiner Bürger zu sorgen, sondern auch dahin zu sehen, daß ihnen das Leben zum Genuß würde, so müßte man jenen Mann von Staatswegen als allgemeinen maître de plaisir anstellen. Was man anderwärts mit vereinten Kräften, oft auf öffentliche Kosten und dennoch selten zu wahrem Genuß erschafft, das bringt Kroll auf seine eigene Hand, oder vielmehr durch seinen Kopf, denn seine Hand ist leerer als zuvor, wie er selbst gar nicht läugnet, allein zu Stande. Ich erinnere nur an seine Badeanstalt, die wenige ihres Gleichen hat, an seinen Wintergarten, dessen Glanz und Herrlichkeit sich einen vielverbreiteten Ruf erworben hat, und neuerdings an die Erschaffung eines Ballets. Ein solches zu besitzen, war schon längst Wunsch und Bedürfniß, aber wo man es mit den mindesten Kosten und zum größten Nutzen haben konnte, am Theater, verzichtete man darauf; Kroll hat daher ein Ballettheater eröffnet, unter Leitung des geschickten Ballettmeisters Tescher, das sowol durch die nicht gewöhnliche Tüchtigkeit seiner Mitglieder, als auch durch die glanzvolle, äußere Ausstattung allen Anforderungen genügt.

Man sollte nun meinen, daß einem Manne, der wie Kroll sich um das allgemeine Beste so verdient gemacht, jeder mögliche Vorschub Seitens der Behörde geleistet würde: aber gerade das Gegentheil macht sich fuhlbar. Schon die Erlaubniß zur Errichtung eines Ballettheaters wurde ihm sowohl von der Regierung, als von dem Hrn. Oberpräsidenten der Provinz verweigert; und er konnte sie nur durch die Gnade Sr. Majestät erlangen; jetzt, wo er die Allerhöchste Genehmigung hat, und er ein eigenes Gebäude für sein Ballettheater, welches bisher vorläufig im Saale des Wintergartens aufgestellt war, aufführen will, wird ihm wieder hierzu von der Regierung die Erlaubniß versagt. Alle Welt wundert sich, und fragt nach Gründen; Herr Kroll aber ist abermals die Gnade des Königs angegangen, und wird, wie man hofft, keine Fehlbitte thun. Auf dem Ballettheater des Herrn Kroll traten vor einiger Zeit die Bajaderen auf, und erregten durch die Fremdartigkeit ihrer Erscheinung, durch die völlig überraschende Art sich darzustellen, ein von Vorstellung zu Vorstellung höher gesteigertes Interesse; jetzt gibt die ausgezeichnete Akrobatengesellschaft des Herrn Averino aus Rom hier ihre Vorstellungen und erwirbt sich großen Beifall. Ihre Leistungen streifen so sehr an das Mährchenhafte, daß man sich kaum getraut, eine Beschreibung zu liefern.

Bei herannahendem Herbste wird nun unsere Bevölkerung allmälig wieder vollzählig, da die vielen Flüchtlinge, welche den Sommer über sich auf Badereisen zerstreut hatten, nach und nach wieder eintreffen. Gräfenberg, Warmbrunn und Salzbrunn waren die Orte, welche von Breslauern am meisten besucht wurden, obwohl wir jetzt in nächster Nähe Breslaus, in Alt-Scheitnig, einem sehr anmuthigen Spazierorte, eine neue Wasserheilanstalt auf gräfenberger Art entstehen sahen, welche sich bereits vielfachen Zuspruchs erfreut, und gewiß, da das Vertrauen zu Wassercuren noch im Steigen begriffen ist, noch weitere Ausdehnung gewinnen wird. (D. B. f.)

Notiz.

[Stunden der Andacht, in poetischer Form.]

In Leipzig bei Schumann erschienen. Ein starkes Buch von 634 S., mit einigen Originalbeiträgen von Tiedge, Agnes Franz, Hohlfeld und andern dresdner Elbschäfern, sonst eine Sammlung aller frommen Rührung, die sich reimt, weil sie in Versen ist. Morgen- und Abendandachten, gute Gedanken für Jahreswechsel und Lebenswendungen, brauchbar für gemüthliche Hausmütter, sanfte Ladendiener, Patienten und angehende Menschen. Was Deutschland Tieferes an frommer Dichtung geliefert hat, zum katholischen Mariencultus gehörig, ist wenig benutzt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 184. — den 20. September 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die leipziger Kunstausstellung.

III.

Mein zweiter Besuch hatte mich französischen Landschaften zugeführt, die es zur Genüge bestätigten, daß es den Franzosen an der Ruhe des Gemüths, an dem Frieden des Geistes und an jener träumerischen Mystik fehlt, um in der Naturromantik glückliche Eingebungen zu haben. Heute führt mich der Zufall wiederholt zu einem Bilde, das den Beweis liefert, wie die französische Kunst doch wenigstens jene Ruhe in der Stimmung finden könne, um eine südliche Landschaft mit all dem Behagen einer classischen Empfindung wiederzugeben. Ich meine das meisterhafte Bild von Coignet: „das Thal von Roveredo im italienischen Tyrol." Hier ist ein schönes, harmonisches Walten der Objecte fühlbar, und vielleicht hat der französische Landschaftspinsel den Süden nöthig, um sein Terrain zu finden. Zur Naturromantik nach deutschem Sinne gehört vielleicht jene subjective Stimmung, welche die Düsseldorfer in ihre Landschaftsbilder hineintragen. In den Gemälden von Lessing und Scheuren vergräbt sich das Gemüth in die Objecte, die Sympathien zwischen Geist und Natur erwachen, als entdeckten wir eine längstverlorene Mährchenwelt. Vor dem Bilde von Coignet bleibt das Gemüth den vorgeführten Objecten fern, es bleibt außerhalb dieser Naturwelt, die sich vor ihm hinbreitet. Diesen Eindruck gewährt auch Rottmann's Bild, das schon erwähnte: „Sicyon mit dem Parnaß." In dieser Beziehung sind die beiden Landschaften des französischen und des münchner Künstlers das Ausgezeichnetste ihres Faches in der hiesigen Sammlung. Wir pflegen diese fertige Objectivität einer abgeschlossenen Welt classisch zu nennen, und in der That ist dies die Bezeichnung für den Charakter beider Landschaften, den Düsseldorfern gegenüber.

Ein Gemälde von Wickenberg (im Besitz des Herrn Schletter) ist in Paris erworben, wo der Künstler seine Werkstätte aufgeschlagen hat, allein das Bild ist von echt germanischem Geiste, der Maler selbst ein Schwede. Dies herrliche Stück, nebst der Biard'schen Eisbärenjagd und der Schafheerde von Verboeckhoven der Glanz der leipziger Bilderschau, ist ein Genrebild im größten Maßstabe, mit umfassender landschaftlicher Staffage. Der nordische Künstler, eng vertraut mit der Eigenthümlichkeit seiner heimischen Phänomene, gibt hier eine einfache Eisfläche mit einem schneeigen Himmel. Die Fläche blinkt spiegelhaft, die zerbröckelten Stückchen sind hell wie grünlicher Krystall, ganz hinten einige Schlittschuhläufer, Pferd und Schleife. Alles ist starr und doch freundlich hell, und der Winterhimmel hat ordentlich Lust, seine Schneeflocken loszulassen. Gegen diese Wahrheit der Beleuchtung erscheint die Winterlandschaft von Scheuren, die wir schon mit Vorliebe erwähnten, fast in Opernlicht versetzt und dem eigentlich harmlosen Natureffect entzogen. Vorn aber als Hauptsache auf dem Bilde von Wickenberg steht eine Gruppe Menschen, die wahrhaft liebenswürdig ist. Ein rauchender Alter

ſitzt mit dem ganzen eisruhigen Comfort des nördlichen Temperamentes hinter einem Loche im Spiegelboden und hat die Angelruthe hineingeſenkt. Ein Bube mit froſtig rother Naſe und ein noch kleineres Mädchen ſchauen zu; Phlegma und Neugier ſind wunderbar treu in ihren Mienen gemiſcht, und der Hund, der zitternd ſteht, hat doch den Inſtinct, die Erwartung ſeines Herrn zu theilen und zuzuſchauen, was ſich aus der kalten Tiefe des eiſigen Todes ergeben werde. Dieſe halb komiſche, halb gemüthſelige Vertiefung der Leute in ihr harmloſes Handwerk iſt echt germaniſch, kein franzöſiſcher Pinſel hat die Farben und die innere Stimmung dazu. Dies Bild feſſelt vielleicht von allen hier am meiſten die Bewunderung des Publicums. Franzöſiſch iſt nichts an ihm, denn ſelbſt an Stücken mit deutſchen Namen iſt das Franzöſiſche gar leicht herauszuſchmecken. Man findet ein Bild von Fechner in Paris, wie der Katalog beſagt: eine Viſion des Evangeliſten Johannes. Dies iſt ſogar empörend franzöſiſch; aus der Weihe innerer Empfängniß und heiliger Erleuchtung iſt hier eine raffinirte Theaterſcene geworden, eine Profanation des innern Lebens, wie ſie in Deutſchland von keiner Palette ausgeht.

Von Landſchaften hat der leipziger Kunſtverein unter andern drei Stücke angekauft, die, wenn auch nicht erſten Ranges, doch Sachen von großem Intereſſe ſind. Von Abels im Haag eine ganz treffliche holländiſche Landſchaft bei Mondſchein, von Gurlitt in München eine Anſicht des Gardaſees, von Klerk in Dordrecht eine Ausſicht aus dem Boſch bei Haag. An Marinen finden wir eine große Auswahl. Unter andern zeichnet ſich die von Hardorff mit den ſcheweninger Fiſchern aus. Zwei empörend coquette, faſt grimaſſirende Seeſtücke ſind vom Profeſſor Grünler und von Perrot in Paris. Ob ſich in dem „Seeſtück nach Sonnenuntergang," von Achenbach in Düſſeldorf, ein anerkannt werthvolles Talent doch nicht vergriffen hat, dürfte als Frage wohl hingeſtellt werden. Der Gedanke, der den Maler hier leitete, iſt erfinderiſch und keck. Die Sonne iſt ſchon untergegangen, hinten ſtreift ihr Licht nur noch mit hellgelben Tinten, links ſtehen graue Wolken wie Gebirge, der Vorgrund iſt ganz dunkel, ganz todesfinſter, und in der Mitte ſtreckt aus dem feuchten Grabe dieſer Einöde ein zerſchmettertes Wrack ſeinen Arm, wie nach Hülfe ſuchend, gen Himmel auf. Als Compoſition ſehr pikant erdacht, aber die Frage iſt, ob die gallertartige ſteife Maſſe im Vorgrunde noch Waſſer ſein kann? eine Frage, die ich nach bloßem Naturgefühl entſchieden verneinen muß. Eben ſo zeigt ein franzöſiſches Seeſtück von Gudin das Meer als grüne Seife, aber nicht als nachtdunkles Waſſer. Das Meer ſieht bei Nacht wie Tinte aus, niemals aber wie ſchwarze Seife oder Gallert; wo die Flüſſigkeit dieſes Elements aufhört, hört es ſelbſt auf.

(Der Beſchluß folgt.)

Dichter und Kaufmann.

(Beſchluß.)

Es war Abend geworden, der Mond warf ſein blaſſes Licht durch die Scheiben und verklärte die Ruhende wie mit einer zarten Glorie. „Ich bin zur Entſagung geſchaffen," ſagte ſie zu ſich, „durfte ich ewig mit meinem Schmerze allein leben, mir wäre wohl, könnte ich ſterben, mir wäre beſſer. Hätte ich nie geahnt, daß es ein ſchöneres Leben gibt, ich wäre glücklich, nein! ich hätte ihn nie gefunden, und ohne ihn nie dieſe Stunde, die tauſend Leben aufwiegt — nun er nicht mein werden kann, fahr' wohl, Liebesglück! Iſt aber dieſe Liebe zu ihm nicht eine eingeredete, gemachte? Nein, nein! o Gott! nein! Da er nicht mein werden ſoll, will ich mein Leben in Demuth und Entſagung verbringen. O, Gott! Vater, guter himmliſcher Vater, nimm mich jetzt zu dir, ſende deinen Todesengel und erlöſe mich. Allgütiger, erbarme dich!" Veilchen warf ſich an ihrem Bette auf die Kniee, ſie hüllte ihr Haupt in die Kiſſen, ſchluchzte und weinte und betete lange.

Die ganze Nacht und den ganzen Tag lag Veilchen weinend und händeringend im Bette, ſie wußte es kaum mehr, daß die Thränen über ihre Wangen floſſen, ſie aß nicht und trank nicht und gab faſt auf keine Frage eine Antwort. Endlich am zweiten Abend ſchlief ſie ermattet ein und erwachte am andern Morgen wie neugeſtärkt. Ihre Verwandten beſtürmten ſie immer mehr, über Herz Helft zu entſcheiden und ſtellten ihr vor, wie ſie alle ja nur für ihr Glück ſorgen wollten, daß Veilchen von dieſer Theilnahme im Innerſten gerührt wurde, und von Herzen wünſchte, dieſen Guten nach Gefallen leben zu können. Hätte ſie gewußt, daß ihre Angehörigen meiſt deshalb auf ſie ſo einſtürmten, weil ſie bemerkt hatten, daß der Freier nicht abgeneigt war, die Tochter des reichen Bärmann Fränkel zu heirathen, ſie hätte ihrem Gefühle keinen Zwang angethan; wie hätte ſie ſich auch nur mit einem Gedanken zu einem Manne wenden können, dem es einerlei iſt, ob er dieſe oder jene zur Gattin beſitzen ſoll, der in dieſer Stunde dieſem und in jener Stunde einem andern Heirathsmakler folgt?

Auch Ephraim redete seiner Schwester zu, indeß beschwor er sie, in keinerlei Weise ihr Gefühl zu unterdrücken, sie sollte nur den neuen Freier sehen und kennen lernen, damit sie sich keine Vorwürfe zu machen und keine zu erdulden habe. Veilchen willigte ein.

Wie klopfte ihre Brust, als sie, am Nähtischchen sitzend, ihren Oheim Veitel mit dem Fremden eintreten sah, mit niedergeschlagenem Blicke dankte sie seinem Gruße, sie wagte nicht das Auge zu erheben; nach und nach blinzte sie indeß von ihrem Nähzeuge auf, und gestand sich, daß sie sich den Fremden viel häßlicher gedacht hatte, sie mußte im Innersten über sich lachen. Veitel glaubte, das Lächeln gälte seinen derben Späßen, mit welchen er die Unterhaltung einleitete. Bald begab sich hierauf der schlaue Kopf mit seinen beiden Neffen in das Nebenzimmer. Veilchen zitterte am ganzen Leibe, als sie sich mit dem Fremden allein sah, dieser nahte sich ihr und sprach über das Mousselintuch, das sie so eben säumte; er sprach sodann von Berlin, und wie diese Stadt viel größer wäre als Breslau. Veilchen faßte Muth und fragte ihn nach seinen Eltern und Geschwistern. Der Fremde sprach mit rührender Innigkeit von seiner guten Mutter. Wer einer solchen Kindesliebe fähig ist, der muß ein guter Mensch sein, — so dachte Veilchen und verlor sich sorgloser in den seltsamen Verschlingungen des Gesprächs. —

Drei Tage später war Veilchen die Braut des Herz Helft. Sie hatte ihm frei gestanden, daß sie ihn nicht liebe, daß sie aber von Herzen gern sich Mühe geben wolle, sich mit ihm zu vertragen, und ihm gefällig zu sein. Ohne etwas darauf zu erwiedern, hing er ihr lächelnd eine schöne goldene Kette um. — Veilchen schauderte innerlich zusammen, als ihr Bräutigam sie zum ersten Male küßte, und zwar so ohne alle Umstände, als ob er ein jahrelanges Recht darauf habe, sie erkannte erst jetzt, was sie gethan. —

Das Jämmerlichste war, daß, nachdem Veilchen Braut geworden war, die guten Leute in Breslau sie innig bemitleideten; die sie kannten und die sie nicht kannten, lobten ihre Güte, Milde und ihre zarte Seele, und bedauerten, daß sie kein besseres Loos gefunden — gegen Verstorbene sind die guten Leute gern gerecht, ja sogar mild; Veilchen muß in der That sehr unglücklich gewesen sein.

An demselben Tage, an welchem Veilchen Braut geworden war, waren Chajim und Täubchen in aller Stille in einem nahen Dorfe bei Breslau zur christlichen Kirche übergetreten, Chajim erhielt die Namen: Christian Achilles Gottfried, und Täubchen: Marie Christine Theodolinde.

Correspondenz.

Aus Paris.

[Die politischen Parteien; Krisis im Buchhandel.]

Seit einiger Zeit bietet sich hier ein sonderbares Schauspiel dar. — Die verschiedenen politischen Parteien hängen ihr Schild aus und rufen den Vorübergehenden laut zu. Für den unparteiischen Zuschauer ist dieses Schauspiel höchst ergötzlich. Seht! schreien die dynastischen Blätter, seht, was der Herzog von Orleans für ein scharmanter Prinz ist. Reden hält er so lang, wie sein Vater, ein Muster ist er von einem Gatten, und tanzen kann er, tanzen wie kein Tanzmeister in der Welt. Darauf antworten die Bonapartisten: Geht mit Eurem Orleans, dem Philister, der zu der Rahel, als er sie zum ersten Mal anredete, sagte: „Es ist sehr heiß und Sie können sich leicht erhitzen". Wenn er seine Frau nicht hätte, die ihm den Mund zuweilen stopft, wäre er gar unausstehlich. Wir loben uns Louis Napoleon, der hat doch Muth, wenigstens hat er es in Straßburg bewiesen und jetzt hat er sogar ein Buch herausgegeben über die Napoleon'schen Ideen. Die Legitimisten schreien: das ist alles nichts gegen Heinrich den Fünften, das ist ein echter Sohn Frankreichs; französisch spricht er wie Heinrich der Vierte und den Schiller liest er, ja den Schiller, sein dreißigjähriger Krieg ist sein Lieblingsbuch, besonders liebt er die Schlacht bei Lützen, und reiten kann er, reiten, sollt's nur einmal sehen! — Darauf kommen die Republikaner und — schweigen und lachen. Die Sache ist buchstäblich so, man lese nur die Debats, das Capitole und die Gazette de France. Es kommt mir vor wie in der Fabel, wo sich die Rauber um den Esel streiten, und das gute Frankreich halten sie für einen Esel. Qu'ils s'y frottent! Der Esel könnte wohl diesmal wie jener Bileam's laut zu reden anfangen. Man erzählt von einem Esel unter einer Löwenhaut; es gibt aber auch Löwen unter einer Eselshaut. Natürlich zeigt er nur dann seine Löwennatur, wenn man ihm die Haut über die Ohren zieht. —

Die hiesige Literatur ist, wie ich Ihnen schon längst schrieb, todt und begraben. Sainte Beuve hat es endlich gewagt, ihr eine Grabrede zu halten, er sagte nicht viel Neues, aber es ist doch gut, daß er es endlich zu sagen den Muth hatte. Le roi est mort, vive le roi! das ist das Beste, was man dazu sagen kann. Doch erlaubt sei es mir, einige Ursachen genauer noch auseinander zu setzen, da dieselbe Literatur in Deutschland auch in den letzten Zügen liegt. Die Literatur im eigentlichen Sinne stirbt nie, da sie der Ausdruck der Gesellschaft ist. Wenn man daher sagt, die Literatur sei todt, so heißt es zugleich, die Gesellschaft ist todt, und dies ist wahr, daß heißt, die Industrie in der Gesellschaft und in der Literatur ist todt, eine neue Gesellschaft wird aus ihren Ruinen emporsteigen und mit ihr eine neue Literatur und eine neue Presse, deren Vorläufer schon da sind. Diese Erscheinung ist daher ein Glück für die bes-

Digitized by Google

sere Literatur und das Todesurtheil für alle Perrücken- und Zopf-Literatur, wie für allen Industrialismus. Zu letzterem gehört der Journalismus und die Buchhändleranzeigen, nicht zu berechnen, daß alle die Anzeigen in den Journalen in kurzer Zeit in Frankreich und dann auch in Deutschland verschwinden werden.

Gehen wir genau in diese Branche ein, so werden Sie in Deutschland finden, daß die schlimmsten Zeitungen die meisten Anzeigen und Annoncen haben. Dies Uebel ging so tief, daß die Journale, meistentheils in den Händen speculirender Industrieritter, gar nichts mehr auf die Zeitung verwendeten, und es so weit brachten, daß sowol der politische als der literarische Theil blos wegen der Annoncen mit fortgeführt wurde. Man sehe den schwäbischen Merkur, das frankfurter Journal, die Postamtszeitung, die cölner Zeitung und viele andere. Die Correspondenzen in diesen Blättern sind gewöhnlich leeres Geklatsch, Artikel liefern sie nicht, die Literaturbeilagen enthalten entweder Nachdruck oder Originalaufsätze, die noch Geld dazu geben müssen, wenn sie nicht mit der Ehre zufrieden sind. In diesen Annoncen wird Alles gelobt, gute und schlechte Bücher, Schneider, Schuster, Nachtmützen und Nachtgeschirr, alles bunt durcheinander für so und so viel pro Zeile. Die Kritik hat also gar nichts mehr zu thun, sie zeigt nichts an, und dann liest man die Anzeige, aber nicht die Kritik, die übrigens ein besonderes Feld hat und meistentheils nur von dem nichtkaufenden Publikum gelesen wird. Wenn es sein muß, lobt ein Correspondent aus Krähwinkel auch Sachen, die gerade nicht mit seinem Gewissen übereinstimmen. Dies Uebel hat in Deutschland noch nicht ganz den Culminationspunkt erreicht, es muß so weit kommen, daß jeder die Ueberzeugung hat, die Anzeige nutze ihm nichts mehr, so wie es hier ist, wo man seine Waare nur noch in den petites affiches anzeigt und wo die Buchhändler ihre Werke alle Wochen in dem Buchhändleralmanach anzeigen, ohne weder Lob noch Tadel hinzufügen zu dürfen. Dann kann ein schlechtes Journal nicht mehr bestehen, die Kritik und die Buchhändler werden gewissenhafter, die Literatur wird gereinigt, etliche Dutzend Blätter schlüpfen unter die Erde und die schlechten Schriftsteller bekommen auf einmal Verstand. Es trifft gewiß so ein, und das bald. (D. B. f.)

Aus Breslau. (Beschluß.)

[Schlesische Bäder. Festivitäten.]

Salzbrunn war dieses Jahr sehr besucht, doch scheint es, als würde dieser allzugroße Andrang seinem Renommée eher schädlich als nützlich werden; man erzählt mindestens, daß die dortige haute volée sich am Ende sogar gescheut habe, die öffentlichen Promenaden zu besuchen, um nicht gezwungen zu sein, lästige Bekanntschaften zu machen. Dagegen bot Marienbrunn, dieser schönste der schlesischen Badeorte, dessen Besitzer, Reichsgraf Schafgotsch, mit seltner Liberalität für das Vergnügen und die Behaglichkeit der Besucher besorgt ist, ein vielfaches Interesse. Die dortige Saison wurde durch die späte Ankunft der königlichen Familie in dem paradiesischen, nahe bei Warmbrunn gelegenen Erdmannsdorf ungewöhnlich verlängert, und noch Ende August war der Andrang so groß, daß man schwer unterkommen konnte. Dies war namentlich am 20. August und die folgenden Tage der Fall, wo das Studien-Erinnerungs-Fest daselbst gefeiert wurde. Wir leben wirklich in einer erinnerungslustigen Zeit, und es scheint, als verzweifelten wir ganzlich an der Gegenwart, da wir uns so angstlich an Erinnerungen klammern. Was wird nicht jetzt monumentirt und jubilirt? an was Alles müssen wir uns nicht erinnern? Freilich sind diese Erinnerungsfeste für die Meisten nur eine Gelegenheit, sich ohne Gefahrde ihres Rufes einmal recht bene zu thun, und es steigt deshalb bisweilen ins Lächerliche, welche Motive man herausspürt, um solche Gelegenheiten herbeizuführen. Es war daher kaum der Aufruf zu obigem Feste ergangen, welches den Zweck hatte, frühere Universitäts-Freunde zusammenzuführen, um noch einmal den Traum einer allzu rasch verflogenen Jugend durchzuträumen, als auch bereits in Hirschberg folgende Einladung veröffentlicht wurde: „Zur Nachfeier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs, und zur gleichzeitigen Begründung resp. Erneuerung collegialischer Freundschaft, werden die in der Umgegend lebenden königl. Justiz-Subalternbeamten hierdurch ergebenst eingeladen, sich am Morgen des 4. August bei Herrn Hübner auf den Grenzbauden einzufinden." — In den „Grenzbauden" auf der Krone des Riesengebirges bekommt man nämlich den vortrefflichsten Ungarwein.

Ein würdigerer Anlaß, der Sucht zu monumentiren ein Genüge zu thun, bietet uns Schlesiern das nahende Jahr 1840, und es ist zur Feier desselben nach hundertjähriger Dauer der Vereinigung Schlesiens mit dem preußischen Staate die Errichtung einer Reiterstatue Friedrich des Großen projectirt, und sind zu dem Ende öffentliche Sammlungen durch die ganze Provinz eröffnet worden. Auch die vierte Säcularfeier der Buchdruckerkunst soll in künftigem Jahre auf eine würdige Weise begangen werden.

Robert Bürkner.

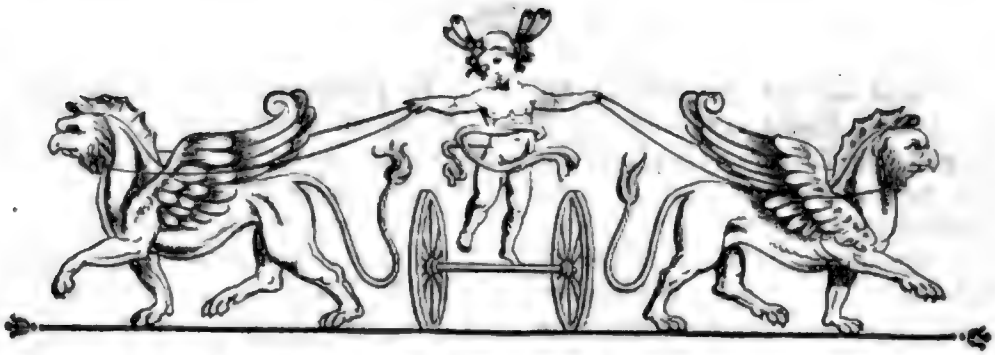
Notiz.

[Goethe französisch.]

Der pariser Buchhändler Charpentier veranstaltet, um dem belgischen Nachdruck zu begegnen, eine wohlfeile und schöne „Collection des meilleurs ouvrages anciens et modernes". Neben den berühmtesten Werken von Chateaubriand, Mme. Staël, Balzac u. s. f. findet man auch den Goetheschen Werther in einer neuen Uebersetzung von Leroux, mit Herrmann und Dorothea (Uebersetzung von Marmier) in einen Band vereinigt; ferner Goethe's Dramen in einem Bande, neu übersetzt, bevorwortet und mit Anmerkungen begleitet von Marmier. Jeder Band kostet 3 Frs. 50 Cent.

†.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 185. — den 21. September 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die leipziger Kunstausstellung.

(Beschluß.)

Einen besondern Werth hat die Ausstellung, indem sie uns durch interessante Repräsentanten den Standpunkt anschaulich macht, den die jetzige belgische Schule einnimmt. Von Verboeckhoven's Schafheerde hab' ich schon gesprochen. Von Eeckhout hat der Kunstverein ein Bild angekauft, das im Katalog als „Vorlesung eines Romans zur Zeit Louis XV" angeführt ist. Ein Herr vom Hofe liest stehend vor und unterdrückt die Wirkungen der Lectüre auf dem etwas verblaßten und abgethanen Angesicht. In den Mienen der horchenden Dame liegt eine Kenntniß des gefahrvollen Lebensgenusses, der sich hier ertappt und mit Unwillen getroffen fühlt; in dem Gesicht der jüngern Dame, vielleicht der Gesellschafterin, steht Naserümpfen und gespannte Erwartung geschrieben. In solchen Situationen waren auch die alten Niederländer sehr glücklich. — Von van Ham sehen wir ein kleines, gewissermaßen historisches Genrestück: Rubens sitzt krank im Lehnsessel und empfängt den Besuch des Erzherzogs Albert und seiner Gemahlin nebst Gefolge. Die Pietät der Herrschaften vor dem großen Farbendichter spricht sich sehr gut in den Mienen aus; die Infantin sieht ihn vielleicht zum ersten Male und empfindet etwas beschränkte Prüderie vor dem kecken Peter Paul, der die Frauen so massiv als bloße Naturgegenstände malte. Helene Formann, Rubens' Frau, sieht krank und blaß von den Nachtwachen aus; die Umstehenden sind ebenfalls trefflich charakterisirt. — Von Cautaerts in Brüssel haben wir mehrere Bilder: „Johanna Grey, Englands Krone ausschlagend". In ihren Zügen liegt die ganze Angst der Ahnung, die sie beim Anblick des unglückseligen goldenen Reifes befällt, doch ist ihr Antlitz fast todt und häßlich; wir vermissen hier die weiche, geschmackvolle Eleganz der Düsseldorfer, die wir nie verkennen werden, wo sie nicht in matte Hinfälligkeit ausartet. Ein anderes Bild, von dems. zeigt „Mutter und Kind, vom Gewitter überrascht". — Sollen wir nun eine muthmaßliche Aeußerung über die belgische Malerei machen, so möchten wir behaupten, sie schwanke zwischen der neuen französischen und der alten niederländischen, und gebe eine Schattirung von theatralischem Raffinement und von der Naturderbheit der älteren Genremaler. Cautaerts bestätigt dies. Zugleich verräth sich in der neuen belgischen Malerei der Hang, die Historie in kleine Genrestücke herabzudrücken. Die Historie verliert freilich dadurch, daß sie auf diese Weise anmuthiger, bequemer und plausibler wird, an Größe, Würde und Respect. Aber man bedenke, daß die Historienmalerei in Deutschland fast ganz auszusterben droht, da es keine reiche Aristokratie mehr gibt, die sie hält und unterstützt. Wo noch reicher Adel ist, in Oesterreich, geschieht gar nichts für die Malerei, die Schlaffheit der Zustände erlaubt dort keiner anderen Kunstthätigkeit als höchstens der Portraitirung ein unbeschränktes Vegetiren.

Schließlich betrachten wir nun eine Perle der düsseldorfer Schule, Sohn's Romeo und Julia. Es ist schwer, Gestalten, welche die Dichtung vor unsere Phantasie gerufen, nun auf der Leinwand festgehalten, für vollgültig und erschöpfend zu erklären. Der Dichter schlägt unsere Phantasie nicht in Fesseln, wenn sie sich die Figuration der Charaktere nach ihrem Belieben ordnet und bildet, der Maler aber zwingt uns bei einem dehnbaren, mithin unendlichen Inhalt seine eigne specielle Auffassung in der Formgestaltung der Charaktere auf. Jedermann hat im Shakspeare'schen Gedicht eine andere Julia vor sich, denn die Dichtung läßt uns frei, um uns den Zauber dieser Persönlichkeit so oder so äußerlich zu figuriren. Gibt uns nun ein Maler seine Julia, so kann es nur darauf ankommen, wie weit seine Auffassung ihrer Formen dem ideellen Gehalt der Shakspeare'schen Julia nahekommt, und wie weit nicht. Der düsseldorfer Maler gibt uns hier eine kurze, runde Brünette, seine Julia ist fast eine Soubrettengestalt. Ihr Auge ist sehr schön, diese Lippen könnten wohl einen Schwur der ewigen Liebe gelispelt haben, auf ihren blaßgewordenen Wangen liegen die süßen Schauer der Sommernacht; aber ihr Bau, wie ich sagte, ist fast brünettenhaft. Nun ist freilich nicht leicht zu ermessen, was einem Weibe, in jeglicher Gestalt und von jeglichem Temperament, zuzutrauen ist; es liegt in der Frauennatur ganz allgemein eine Unendlichkeit von Muth und Entschluß als möglich; allein so nach erster Bekanntschaft mit Sohn's Julia traut man ihr nicht gern die ganze Fülle einer großartigen Schwärmerei zu. Sohn's Julia scheint zu dem energischen Heroismus, der ebenfalls in Shakspeare's Liebling steckt, Befähigung in sich zu tragen, wie etwa auch die Grisette um der Liebe willen Heroine sein kann, aber man findet in der Gestalt des Sohn'schen Bildes nicht die Idealistik jener Sehnsucht: Komm, Romeo, Du Tag in Nacht! Dagegen tritt der Romeo des Malers meiner Anschauung des Shakspeare'schen Liebeshelden weit näher. Man könnte sich freilich auch ihn als einen größeren Menschen denken, mehr Heiden, mehr mit den Waffen des Geistes ausgerüstet, wie das alle Shakspeare'schen „Liebhaber" sind, allein in seinem Gesicht, wie es der Maler gibt, liegt viel vom echten Romeo, vor allen ein schmerzliches Süß als Nachgefühl der innigsten Hingebung und als Vorahnung des tragischen Geschicks. Dies gibt dem dunklen Gesicht mit den üppigen braunen Locken diese Furchen, und es ist rühmlich vom Künstler, daß er sich kein sogenannt hübsches, kein glatteres, eleganteres gedacht hat. In der Handbewegung, in der Haltung beider Gestalten erkennen wir die ganze innige Zartheit, die den Düsseldorfern eigen ist; in diesem letzten leisen und doch schmerzlich engen Anschpressen der Liebenden, während die divergirende Richtung beider Figuren schon das Scheiden von einander ausspricht, liegt die eigentliche schöpferische Erfindung, die eigentliche malerische Poesie des Bildes. Störend ist nur, was den Düsseldorfern überhaupt anklebt, und was sie fallen lassen würden, könnten sie sich aus der Anmuth zur Schönheit, aus der Idylle und der Elegie zur Größe der Historie erheben. Es ist das Opernmäßige in Costüm und Staffage. An den Gewändern der beiden Figuren ist gerade das Einfachste das Schönste, der schlichte Hemdärmel Juliens; alles andere in der Kleidung, die Decoration des Zimmers mit dem Ruhebett, mit dem kleinen Crucifix und der Oellichthelle als Contrast gegen die Nachtbeleuchtung draußen, alles das ist hübsch, elegant, nett, versetzt uns aber mehr in die Bellini'sche Oper als in das Shakspeare'sche Drama.

IV.

Nachträglich wurde uns noch der Genuß zu Theil, in einem großen Bilde den Werth der jetzigen belgischen Schule und ihre Bedeutsamkeit in der Historienmalerei schätzen zu lernen. Ich meine die Gestalt Oliver Cromwell's, von Louis Somers in Antwerpen. Die alte sündhafte bäurische Majestät des greisen Henkers sitzt im Lehnstuhle vor uns. Es ist ziemlich finster im Gemache, hinten im Dunkel wird die Figur eines scheuen Dieners kaum sichtbar; nur der Alte selbst ist von einem matten Lichte erhellt, das dem schlaflosen Argwohn seiner gequälten Seele ähnlich sieht. Er sitzt an einem Tische, Hugo Grotius ist aufgeschlagen, viele andere schweinslederne Gelehrsamkeit, die ihm den Weg Rechtens für seine finstere Grausamkeit zeigen soll, liegt umgestülpt und bei Seite geworfen. Die Füße des Alten mit den schweren Reiterstiefeln sind energisch in den Boden gestemmt, die Rechte auf die Lehne des Sessels gepreßt, und so gewährt der Untertheil seines Körpers das Ansehen, als sei er zum Aufsprunge bereit, wie der Tiger, der aus der Höhle auf seine Beute schießen will. Aber das gramzernagte Haupt liegt schwer in der linken Hand, innerlich ringt er noch mit Entschlüssen. Er hat eine neue Verschwörung gegen sein Leben entdeckt; wie er strafen soll und kann, das ist der Inhalt seines Brü-

tens. In den Muskeln ſeines Angeſichts liegt die ergraute Feſtigkeit ſeines blutigen Handwerks, es wird ihm nicht ſchwer ſein, der eiſernen Gewohnheit ſeines Willens auch diesmal zu gehorchen, aber um die Mundwinkel ſieht die verhaltene Wuth zu leſen über die Tücke, die ſich geheim gegen ihn zuſammenrottet; zugleich wirft das Auge mit der gewölbten Braue nach oben ein düſteres Fragezeichen, wie der Ausgang ſeiner qualvollen Lebensbahn ſein werde. — Man erinnert ſich der Seydelmann'ſchen Darſtellung Cromwell's, — und hier hat man noch mehr die Ruine des Protectors, den Greis, der noch Mann ſein will und muß, ob er ſchon die Gruft neben ſich wittert. Dieſe Melancholie liegt in dem Antlitz des Alten, indem er, wie ihn Louis Somers hinſtellt, ſeinem Gewiſſen Audienz gibt. Cromwell, dieſer täppiſche Bauer, der die Majeſtät ſpielt, iſt eine der tragiſchſten Figuren in der neuern Geſchichte, und der Maler hat die Bedeutung der Hiſtorie gefühlt.

Die vielen kleineren hiſtoriſchen Bilder, welche die belgiſchen Maler jetziger Zeit liefern, gaben mir zu der Aeußerung Veranlaſſung, daß in dieſen Stücken, die ſehr beliebt und geſucht ſein mögen, die Geſchichte auf die Genreſphäre herabgedrückt werde; daß aber der hiſtoriſche Sinn auch im echten großen Maßſtabe in dieſer modernen Säule heimiſch, beweiſt das großartige Bild von Somers. Wir könnten noch ein anderes, von Vigne-Avé in Gent, hervorheben, dürften wir einzelner Beſprechung weitern Raum gönnen.

Schließlich ſei noch des ſterbenden Eſels, von Ed. Piſtorius in Berlin, erwähnt. Es ſind zwei gutgedachte Geſtalten in dieſem Bilde, das überall viel Theilnahme zu erwecken ſchien. Der weiſe Schmied, der achſelzuckend ſagen will: das iſt der Lauf aller Sterblichkeit! und der klügere Hirt, der als Naturarzt, wo nicht Wunderdoctor, dem geprüften Dorfmedicaner heimlich ins Angeſicht lächelt, indem er ſagen will: Du verſtehſt Dich ſchlecht auf die Kur des armen Viehes. Sonſt aber iſt die ſentimentale Gruppe der andern Figuren ziemlich dürftig. — Ein Schlußwort über die drei Hauptrichtungen der Malerei unſerer Zeit, der düſſeldorfer, der franzöſiſchen und der belgiſchen, ſcheint überflüſſig, da ſich unſere Anſichten bei den einzelnen Erſcheinungen gelegentlich erledigt haben. Auch diente uns die Hervorhebung der Einzelnheiten nur, um die Schulen zu charakteriſiren. Es war nicht unſer Zweck, Vollſtändigkeit in dieſer Revue zu erzielen. Sonſt wäre noch manches andere Bild, vor allen wohl der treffliche Studienkopf von Winterhalter, näher zu betrachten geweſen. Winterhalter iſt deutſch und franzöſiſch, er iſt aus Baiern gebürtig, lebt aber ſeit einiger Zeit in Paris. Man erinnert ſich, daß er die Familie Louis Philipp's malte.

Correſpondenz.

Aus Paris. (Beſchluß.)

[Die Preſſe, Mainzer's Oper, das Panorama.]

Sainte Beuve behauptet, die „Preſſe" Girardin's, die zuerſt den Preis auf 40 Francs herabſetzte, hätte drei Theile des Uebels hervorgerufen, und er hat Recht, obſchon die „Preſſe" auch ihre gute Seite hatte, nämlich die, daß ſie die Herrſchaft des Journals des Débats und ſeine Cameraderie ſprengte. Beide Journale verfolgen ſich mit der größten Bitterkeit, die Preſſe wenigſtens iſt naiv und geſteht, daß es wegen der fonds sécrets geſchehe, wovon ſie die Hälfte den Débats entzog. Es ſind zwei Geier, die ſich um einen Fang ſtreiten. Die „Preſſe" iſt nun verkauft worden, Girardin ſelbſt kaufte die Actien an ſich. Zuerſt verkaufte er ſein Hotel; dann wollte der Hof ihn aufgeben, da er aber autographiſche Briefe von einer hohen Perſon hatte, ſo drohte er, und lieferte zuletzt dieſe Briefe für 100,000 Francs aus. Das ging hinter den Couliſſen vor.

Alles dies hat Einer gleich am Anfange geahnt, und dieſer Eine hatte den Tod davon, ich meine Armand Carrel. Es iſt mit der Preſſe wie mit allen Waaren, die wohlfeilſten ſind die theuerſten. Neulich hat ſie wieder eine ſchöne Naſe bekommen. Die Preſſe muß überhaupt ein ganzes Magazin von gedrehten Naſen haben. Lord Brougham ſoll eine Brochure über die letzte Kriſis geſchrieben haben. Abgeſehen davon, daß Lord Brougham ein geſcheidter Dummkopf ohne angeborene Principien iſt, wie die Meiſten unſerer Diplomaten, ſo konnte man doch gleich ſehen, daß dieſe Brochure erſtens nicht von ihm ſein konnte und zweitens gar nicht originalengliſch klingt. Lord Brougham wird ſich wohl hüten, ſie öffentlich zu desavouiren, aber ich kann Sie verſichern, daß er nicht der Verfaſſer dieſer Brochure iſt. Die Allgemeine Zeitung hat ſich wie alle hieſigen Journale auch am Narrenſeil herumführen laſſen. Freilich wenn ich oder ein anderer den Namen davor geſetzt hätte, ſo hätte man ſie nicht erwähnt, aber der Name Brougham ſollte ihr Gewicht geben. Was hat Brougham je geſchrieben, das Geiſt verriethe? Ich frage Sie; etwa ſeine Anrede an Wellington, den er über Napoleon ſetzt? Möglich, daß er dies that, um dem Verdacht zu entgehen, er hätte dieſe Brochüre geſchrieben. O, Ihr Journaliſten und Diplomaten, denn oft wird das Eine aus dem Andern, wie der Eſſig aus dem Weine. Sie ſtellen ſich zwar oft, als hätten ſie Geiſt, aber er gleicht dem Schnee, wie man ihn in die Hand nehmen will, wird er zu Waſſer.

Endlich wird in einigen Tagen Mainzer's Oper: „La Jacquerie, oder der franzöſiſche Bauernkrieg" aufgeführt. Der deutſche kritiſirende Künſtler hatte Berge von Hinderniſſen wegzuräumen, bis die Renaiſſance endlich gezwungen ward,

Digitized by Google

sie zu geben. Mainzer hatte wohl einen Contrakt, denn hier arbeitet Niemand aufs Geradewohl wie in Deutschland, aber alle Componisten ausser Meyerbeer waren gegen ihn, wahrscheinlich weil seine kritische Feder oft sehr scharf, meistentheils aber nur gerecht ist. Die Wahrheit will keiner hören. Dann läßt Mainzer alle seine Schüler mit im Chore singen und somit fürchtet das Conservatoire einen derben Stoß zu erhalten, da seine Choristen abgeschmackt sind. Man bot dem Theater de la Renaissance die Entschädigung von 3000 Fr. an, wenn es die Oper nicht geben wollte, man bestach die Abschreiber, damit sie falsche Noten copirten, man überredete den Chordirector, in falschen Schlüsseln singen zu lassen, aber Mainzer stand da mit seinen 40 bis 50 Mann Duoriers als Chor und verschaffte sich Gehör. Victor Hugo, Meyerbeer und einige Actionnaire begünstigten ihn, endlich erbot sich ein Freund Mainzer's, ein Franzose, nachdem er den Schwurchor gehört hatte, 30,000 Fr. zu deponiren, wenn die Direction etwas verlieren sollte.

Clara Wieck hat bei Schlesinger Variationen, der Gräfin Appony gewidmet, herausgegeben.

Die zehnte Lieferung des Panorama enthält einen trefflichen Aufsatz über Berlin von Theodor Mügge, gut übersetzt, ferner die Fortsetzung der Geschichte Deutschlands und einen Aufsatz von Riedel über Albrecht Dürer; Alexander von Humboldt's und Dürer's Haus als artistische Zugaben. Mügge's Aufsatze macht man den Vorwurf, daß er sich mehr auf ein Paar Fürsten als auf das Volk erstrecke. Man vergißt, daß da, wo das Volk selbst sich keine Geschichte macht, der Schriftsteller sie nicht erfinden kann. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Auch eine neue Grammatik von Savoye ist erschienen; diesen Winter wird er Aufsatze aus deutschen literarischen Blättern von seinen Schülern analysiren und übersetzen lassen.

Der junge angehende Naturdichter und Schriftsetzer Mendelssohn verweilt hier, um sich in Druckereisachen auszubilden. Seine Absicht ist, in Deutschland eine Druckerei zu errichten, um dann selbst die bessern literarischen Erzeugnisse aller Anfänger zu verlegen. Heine's Oheim in Hamburg unterstützt ihn menschenfreundlich. A. W.

Notizen.

[Das Repertoir französischer und deutscher Theater.]

Auf dem Théâtre français wurde vor kurzem das Debutstück eines jungen Dichters, Lévre Bertrand, mit Beifall gegeben. Das Stück führt den Titel: „Laurent de Médicis" und ist eine Tragödie in drei Acten und in Versen. Jules Janin bedauert in einer Recension, daß eine so merkwürdige Person wie Lorenz von Medici nicht in die Hände eines Dichters wie Schiller gekommen sei; denn ein Annalist, wie Schiller es war, würde daraus ein bewundernswerthes Stück gemacht haben. Bei alledem sei Bertrand's Tragödie der Anerkennung werth, sie sei ein lebendiges, rapides, wohl combinirtes und in guten Versen geschriebenes Drama. — Wenn man das Repertoir des Théâtre français im Auge behält, so muß man gestehen, daß die Franzosen noch Sinn für die Tragödie haben, der bei uns, weniger unter dem Publicum, als unter den Schauspielern, Theaterdirectoren und Regisseuren ziemlich ausgestorben scheint. Der Schlendrian des deutschen Lebens hat sie erfaßt, sie taumeln den breiten Weg der conversationellen Mittelmäßigkeit selbstzufrieden dahin; aber es ist so wahr, was gesagt worden ist, daß die Kunst, wo sie gesunken, überall nur durch die Künstler gesunken sei. Nun müssen wir schon mit Geduld anhören, wenn ein französisches Journal triumphirend ausruft: wir in der Heimath klagen über den Verfall der Bühne; geht aber nach Berlin, Hamburg, Petersburg und Kopenhagen, und ihr werdet finden, daß man dort sein Repertoir hauptsächlich aus dem Reichthum der französischen Bühne recrutirt. Unter 23 neu von der kopenhagener Bühne in Scene gesetzten Dramen waren nicht weniger als 19 Uebersetzungen aus dem Französischen! — Fehlt es in Deutschland an Producenten? Schwerlich! Aber wer wagt den Weg der Production zu gehen, wenn er so umständlich, so uneben wie bisher bleibt, und kein guter Wille den producirenden Talenten halbwegs entgegenkommt! Nur die Schaustücke der Fingerfertigkeit, der bloßen Virtuosität und des durch weichliche Sentimentalität blendenden Dilettantismus sind bei uns in Geltung, und der letzte Funke, der in Einzelnen glüht, wird vom allgemeinen Indifferentismus erstickt.

†.

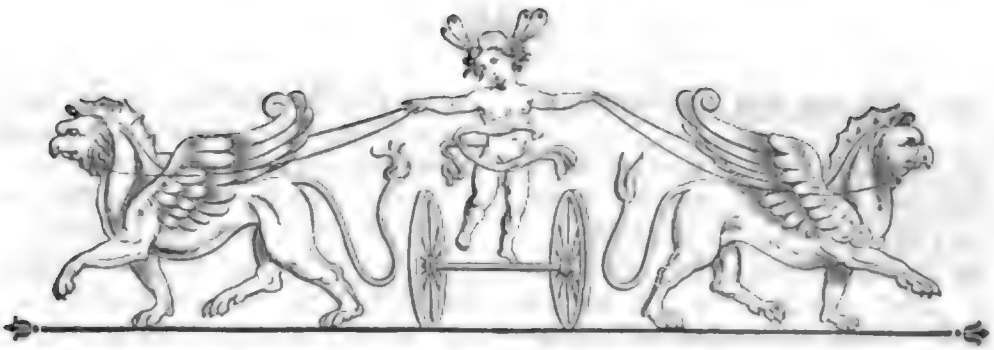
[Feldmarschall Kalckreuth und Jahn.]

Im dritten Bde. der interessanten „Denkschriften und Briefe", die man Hofrath Dorow in Berlin zu verdanken hat, lesen wir französische Briefe des Feldmarschalls v. Kalckreuth. Er correspondirte vorzüglich mit Karoline Lucius, verehelichten Schlegel, die er durch ihren Briefwechsel mit Gellert kennen gelernt hatte. In einem, der schätzenswerthen Sammlung des Hofrath Dorow angehörigen Briefe des Grafen Tauenzien vom J. 1817 heißt es: „Jahn hält seine Vorlesungen über das Volksthum fort; letzthin hat er öffentlich in einer Sitzung den Feldmarschall v. Kalckreuth aufs gröbste und beleidigendste angegriffen: dieser, zwar der Auflösung nahe (80 J. alt), concentrirt noch alle Kraft in seiner spitzigen Zunge und bedient sich dieser Waffe. So hat er neulich versichert, daß die deutsche Sprache seit kurzem große Verbesserungen erfahren und viele Abkürzungen Statt fanden, welche das nämliche sagten: so z. B. hätte man früher sich des Ausdrucks Dummerjahn, Grobejahn u. s. w. bedient, jetzt drückte das Wort Jahn alles dieses aus."

[W. v. Humboldt über Niebuhr.]

Die Dorow'schen „Denkschriften und Briefe" Bd. 3. bringen auch einen Brief Barthold Georg Niebuhr's an Varnhagen v. Ense, der unter anderm das Zeugniß gibt, daß der Verfasser desselben gewiß kein Staatsmann sonderlicher Art gewesen ist. Hr. Dorow erinnert dabei an W. v. Humboldt's Wort: Niebuhr wolle unter den Gelehrten den Staatsmann, unter den Staatsmännern den Gelehrten spielen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 186. — den 23. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie.

Novelle von Fr. v. W.

Es war Weihnachten, der Abend hatte sich bereits gesenkt, ohne Dunkelheit zu verbreiten, da mildes Mondlicht die schwindende Helle ersetzte; das Gewühl auf den Gassen hatte sich verloren, und hin und wieder wurden in den Häusern Kerzen angezündet, die harrende Sehnsucht der Kinderwelt zu befriedigen. In einem schönen Hause stand ein junges Mädchen einsam am Fenster, das Haupt gegen die Glasscheiben gelehnt, als wolle, als müsse sie Alles erspähen, was auf der Gasse vorgehe; endlich diese Stellung verlassend, beugte sie den Kopf zum Gruß, zwei-, dreimal, und ging dann, ein Lächeln auf den Lippen, die Augen voll Thränen, träumerisch im Zimmer hin und wieder. Sie hatte ihr Weihnachtsgeschenk empfangen, einen Gruß des Geliebten; was nun noch nachfolgen konnte, war nichts dagegen. Sie wähnte seine Augen deutlich gesehen zu haben, gleich zwei funkelnden Sternen, voll Glanz und Liebe; dennoch vermochte der Abglanz derselben ihre Seele nicht zu erhellen, und in einen Sessel sich lehnend, ließ sie ihren Gedanken wie ihren Thränen freien Lauf.

Wie auch das Leid oder die Glückseligkeit des Lebens ein Herz umnachten oder erhellen mag, der Gedanke an die Heiligkeit jenes Abends wird endlich Raum darin gewinnen, wird trösten oder zu lebhafterem Danke auffordern. „Und habe ich mein Geschenk nicht empfangen," sagte das junge Mädchen für sich nach einem Augenblick, „habe ich ihn nicht gesehen!" und wieder weinte und lächelte sie wechselsweise. „O, lieber, lieber Freund," fügte sie innig hinzu, „Segen flehe ich auf Dich herab, alles, alles Glück der Erde, finde Du es, finde es, wenn — auch nicht mit mir!" Der Schluß dieses Wunsches mußte heißere Thränen hervorlocken, welche mit Schrecken getrocknet wurden, als der ferne Klang einer Glocke und der Ruf: „Marie, Marie!" sich vernehmen ließ. Die junge Schöne öffnete hastig ein Fenster, streckte ihr Köpfchen aus demselben, damit die kalte Luft jede Thränenspur verwischen möge, schloß dasselbe dann und lief eilfertig dem Zimmer ihrer Tante zu, wo schöne Gaben ihrer harrten. —

Fast zögernd wurde die Thür von ihr geöffnet, sie scheute den Glanz der Erleuchtung, mehr vielleicht die Nothwendigkeit, heiter scheinen zu müssen; endlich trat sie ein, Licht und Schimmer strahlten ihr entgegen, und fast erschrocken einen Schritt zurückweichend gewahrte sie neben ihrem Tische die Gestalt eines Mannes, dessen Anblick ihr Herz krampfhaft zusammenzog, und doch war derjenige, der eine so wenig freudige Empfindung hervorrief, keineswegs dazu geschaffen, Abneigung einzuflößen. Etwas über dreißig Jahre hinaus, verband Capitän Lestow mit einem angenehmen Aeußern ein freimüthiges, galantes Bezeigen, Welt- und Menschenkunde und ausgezeichnete Kenntnisse. Er war Seemann, und besaß jene ruhige Festigkeit, welche die Gebildeten seines Standes auszuzeichnen pflegt. Ein Lächeln begrüßte

Marie, aber in ihrer Seele war keine Erwiederung für daſſelbe. —

Herr Werſett, Mariens Oheim, ſtand in etwas vornehmer Haltung, mit ſeiner Doſe ſpielend, in der Mitte des Zimmers; Marie ſah ihm die Paar Minuten an, welche ſie auf ſich hatte warten laſſen; die Tante trat ihr entgegen: „Hier, mein Kind, die Dir von uns beſtimmten Gaben!“ Marie küßte Madame Werſett's Hand und wollte auch dem Oheim danken, welcher mit einer etwas ungeduldigen Bewegung auf den Tiſch deutete, wo die Geſchenke ausgebreitet lagen; dieſe beſtanden, der jugendlichen Empfängerin angemeſſen, aus Blumen, Stoffen, Bändern, aus kleinen Schmuckſachen, auch einige Bücher waren nicht vergeſſen, unter denen ein Album hervorglänzte. — Mariens Augen fielen vor Allem auf einen in ſchöner Porcellanvaſe befindlichen Strauß prachtvoller Camelien; ihre Blicke ruhten wie bezaubert darauf, dennoch wagte ſie keine Frage zu äußern, keine Freude zu empfinden, denn dies Geſchenk kam ſchwerlich von ihren Verwandten. Madame Werſett erfaßte die Roſe: „Sahſt Du je etwas Schöneres?“ — Hingeriſſen mußte Marie eine Bewunderung äußern, die den herrlichſten Blumen galt, welche ſie jemals geſehen; ihr ſchüchterner Blick traf Herrn von Leſtow, der mit leuchtenden Augen auf den günſtigen Eindruck ſeiner Gabe achtete. Sie wußte ihm Dank für ein ſo zartes Geſchenk, hätte er ihr das Werthvollſte geben wollen, man würde ſie erſt genöthigt haben, es von ihm anzunehmen.

Alles wurde jetzt der Reihe nach betrachtet, auch das prächtig gebundene Album kam an die Reihe; mit Erſtaunen gewahrte Marie, daß es bereits eine Zeichnung, ſo wie einige gemalte Bildchen enthalte; dieſe rührten von jungen ausgezeichneten Künſtlern her, jene, mit einem L. unterzeichnet, konnte über den Verfaſſer nicht in Zweifel laſſen, es war eine nordiſche Landſchaft, voll jener einfachen Erhabenheit, welche der Hinblick aufs Meer, auf hohe mit Fichten bekränzte Felsmaſſen gewähren, ein ſtilles, von der Welt abgeſchiedenes Thal, und nur durch einige Fiſcherhütten belebt.

Marie hielt dieſe Blätter mit bebender Hand, ſie ſcheute die Augen zu denen aufzuſchlagen, welche ſie auf ſich gerichtet wußte; die Tante machte ihrem Schweigen ein Ende, indem ſie ihrer Ueberraſchung wie ihrer Freude Worte lieh, denen die Nichte beiſtimmen mußte, wenn gleich dieſelben nicht aus ihrem Herzen kamen. Herr von Leſtow benahm ſich mit vieler Zartheit, indeſſen der Hausherr mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend und mißvergnügte Blicke auf die Uhr werfend, endlich von ſeinen Gefühlen überwältigt, lebhaft ausrief: „Das Alles iſt ſehr hübſch, mein Engel, aber laß doch gütigſt den Thee bringen.“

„O, lieber Friedrich, am Weihnachtabend iſt ja wohl eine kleine Ausnahme geſtattet.“

„So erlaube, daß ich mein Hausrecht brauche und die Glocke ziehe, ohne Pünktlichkeit kein Comfort!“

Marie eilte, das Verlangte zu beſorgen, während die Tante, etwas übellaunig über den durchgreifenden Ordnungsſinn ihres Gemahls, die Unterredung mit Herrn von Leſtow fortſetzte. Bald verſammelte man ſich um den Theetiſch, wo Herr Werſett in derſelben eifrigen Weiſe, womit er aß und trank, an der Unterredung Theil nahm: „Vortreffliche Kuchen! Weihnachten iſt in der That eine ſehr gute Zeit. — Ich bedaure die Menſchen, welche ſich nicht auf comfortable Einrichtung verſtehen. Eine Taſſe Thee, nebſt Zubehör, in einem wohl durchwärmten Zimmer, iſt eine ſehr gute Sache, das laſſ' ich mir gar nicht ausreden.“

Capitän Leſtow, der, ein feiner und kluger Mann, ſich innerlich an der etwas ſeltſamen Manier ſeines Wirthes außerordentlich beluſtigte, ſuchte die Unterhaltung auf angenehme Weiſe zu beleben; um Einer willen ertrug er die Langeweile, welche ihn oft in Herrn Werſett's Gegenwart befiel, der, ein kleiner Despot, keine Meinung gelten ließ, als die ſeinige, und bei allen Gewöhnungen bürgerlicher Erziehung ſtets den Gentleman ſpielen und durchblicken laſſen wollte. Madame Werſett, eine ſehr hübſche Frau, die ihren Mann liebte und verehrte, bildete ſich nach ſeinem Beiſpiele, und oft befürchtend, ſich auf der Höhe nicht erhalten zu können, wohin ſein Wille ſie ſtellte, überließ ſie, von dem Wunſche beſeelt, große Feinheit zeigen zu wollen, ſich mitunter der äußerſten Ziererei, welche namentlich in ihren Ach und Ohs unnachahmlich erſchien. Von dieſer Seite blühte Herrn von Leſtow ebenfalls keine Erheiterung, diejenige abgerechnet, welche ſeine Augen beim Anblicke einer anmuthigen Frau empfanden; gelaſſen überſah er indeſſen alle Uebelſtände, um Marien nahen zu können, welche zärtlich und wahrhaft von ihm geliebt wurde. —

Marie war eine unbemittelte Waiſe, die nach der Eltern Tode Aufnahme bei Herrn Werſett, einem jüngeren Bruder ihrer Mutter, gefunden, und dort, wenn gleich nicht ohne etwas Despotie, jedoch im Ganzen freundlich, wenn auch nicht mit beſonderer Herzlichkeit, ſich behandelt fand. Ihre Verwandten waren kinderlos, und der Nichte liebliches Entfalten gereichte denſelben oft

zum Stolz, mitunter zur Freude, und um so mehr, da sie sich nicht verhehlen mochten, ihr Haus sei durch die Anziehungskraft derselben belebter, aufgesuchter denn je zuvor.

Der Erste, den der Anblick dieser jugendlichen Schönheit tief ins Herz traf, war ein junger völlig unbegüterter Seeofficier, und die Flammenblitze seiner Augen entzündeten, in beglückender Rückwirkung, auch bei jener die seelenvollste Neigung. Beide liebten sich, jedoch auf abweichende Weise; der junge Mann hegte, weniger unerfahren im Leben, leidenschaftliche Neigung, durch Hoffnungslosigkeit verstärkt, durch ihm eigenthumliche Eifersucht mehr noch gestachelt, indessen das unschuldigste Mädchenherz ihn Anfangs liebte, wie man schöne Blumen, wie man das Beste und Freundlichste in der Natur zu lieben pflegt. Seine Lebensstellung machte es ihm unmöglich, sich um Mariens Hand zu bewerben, er hätte, und ein gerechter Stolz empörte sich dagegen, offen gestehen müssen: „Ich besitze nichts, so gut als nichts, ohne Beihülfe Deines Oheims werden wir nicht leben können.“ Jene Unterstützung aber erschien, selbst wenn er sie hätte in Anspruch nehmen wollen, um so zweifelhafter, als Herr Werfett nicht reich war und sein Einkommen durchaus an Dasjenige setzte, welches er Comfort und high life nannte. Wozu also konnte eine Erklärung nützen? Und doch fand dieselbe Statt, aber nur durch Aeußerungen feuriger Neigung und einer fast sinnlosen Eifersucht; beides weckte Marie aus jenen süßen Träumen, welche noch halb der Kindheit angehören. Die eifersüchtigen Regungen ihres Geliebten verliehen ihr ein Gewicht, welches ihr bis dahin fremd gewesen, jede derselben machte sie um Tage, um Wochen älter; so verwischt rauhe Berührung den Feenglanz von Schmetterlingsflügeln. —

Liebe, dies intelligenteste aller Gefühle, wußte Verbindungen und Annäherungen herbeizuführen, welche unbegreiflich erscheinen müßten, gäbe es nicht eine Divinationsgabe der Neigung, welche überall Verständnisse eröffnet. Fast nie verließ Marie das Haus, ohne auf ihren Wegen den Geliebten anzutreffen, und sich mit ihm durch Blick und Gruß zu verständigen, sie wußte, wenn er an ihrem Fenster vorübergehen werde, und wenn dies zu ungewöhnlicher Zeit geschah, sagte es ihr eine Ahnung des Herzens. —

Dieser kleine Roman hatte sich eine Weile still so fortgesponnen, als Herr von Lestow's Erscheinen und sichtliches Bewerben demselben ernstere Bedeutung gab. Die Liebenden hatten bis dahin nicht gehofft, jetzt fürchteten sie. Lieutenant Werloff war nie bemüht gewesen, Zutritt in Herrn Werfett's Hause zu erlangen, theils aus Besorgniß, sich zu verrathen, theils weil jener ihm unleidlich erschien, und er, bei der aufbrausenden Hitze seines Temperaments, unangenehme Reibungen voraussah, da er sich nicht im Besitz der unerläßlichen Duldsamkeit fühlte, Thoren ertragen zu können. Herr von Lestow war Befehlshaber des Schiffs, auf welchem er Dienste that, und so gesellte sich zu so viel peinlichen Gefühlen dasjenige, in seinem Vorgesetzten seinen Nebenbuhler zu erblicken. Die Liebenden trafen fast nur auf Bällen mit einander zusammen, aber dort, wie viel Motive zur Eifersucht! und durch wie viel Herzeleid wurden Minuten voll Seligkeit erkauft! —

Herr v. Lestow's Scharfblick erkannte seinen Nebenbuhler augenblicklich, aber die Lage der Dinge ruhig überschauend, sagte er sich, wie es kein Verrath sei, jenem zu rauben, was er in der Wirklichkeit nimmer besitzen werde. Besonnen bei seiner Bewerbung zu Werke gehend, hoffte er alles von der Zeit, von der Lebensstellung, welche er Marien zu bieten vermochte, und den Einwirkungen einer Persönlichkeit, welche den Frauen niemals abschreckend erschienen war. Er hatte schon geliebt, jetzt dachte er daran, sich vermählen zu wollen, aber dachte daran, wie ein ehrlicher Mann, der sich sagen darf, er sei der Liebe nicht unwerth, und werde die Frau, welche ihr Lebensglück ihm anvertraue, über Alles hoch und in Ehren halten. Höchst tüchtig in seinem Fache, voll Muth und Entschlossenheit, zeigte er im gewöhnlichen Leben einen kleinen Anstrich jener Zierlichkeit, welche Frauen mitunter mißfällt. Man sah, daß er wisse, wie ein Lächeln oder gedankenvolles Zusammenziehen der Augenbrauen ihn kleide, aber derselbe Mann, der im Salon von den Schwächen gewöhnlicher Menschen nicht frei zu sprechen war, zeigte, wo die Gelegenheit sich darbot, geradherzige, edle Gesinnung und tapfere Unerschrockenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Ein mystischer Sonderling.]

Man hält dafür, es sei besser, es ziehe ein Narr als zehn Aerzte zum Thore einer Stadt ein, weil ein herzliches Lachen zehn Flaschen Medicamente und darüber aufwiege, und wer, außer dem Arzte, möchte das bestreiten! — Dennoch hat unsere Zeit, die so viele alte Wahrheiten verflüchtigt, auch dieser ein gut Theil Abbruch gethan, denn

die modernen Narren machen nicht mehr auf öffentlichem Markte ihre Capriolen, sondern brüten hinter seidenen Gardinen, auf weichem Sopha jene Gattung von Narrheiten aus, bei deren Wahrnehmung das Zwerchfell ganz unbetheiligt bleibt, denn die Narrheit ist decent geworden und heißt jetzt Thorheit. Dieser Gedankencomplex wurzelt in einer nicht ganz uninteressanten Erscheinung dieser Tage, wo solch ein moderner Thor in unsere Thore einzog, und seinen Namen, den auch die neuere Literatur bereits kennt, und dessen Operationen sie der Oeffentlichkeit Preis gab. Herr H... aus Braunschweig ediete vor etwa einem Jahre ein Buch: „Die Heilkräfte der Natur", wo er in einem mäßigen Octavbande der Welt jene Heilkräfte, als in einer Gattung drastisch wirkender Wunderpillen enthaltend, offerirte. Der Verfasser war von dem Erfolge seines Werkes im voraus so überzeugt, daß er es, elegant ausgestattet, in mehreren tausend Exemplaren abziehen ließ, und selbstgenügsam versicherte, wer zwei Hemden besitze, werde *eines* veräußern, um sich sein Buch anzuschaffen. Die Täuschung war vollkommen, und seine Lage um so kritischer, da eine Pillenkur bei einem reichen Verwandten dahier nicht von Erfolg gewesen war. Ein Genie aber verliert so leicht nicht den Kopf. H... erscheint auf dem Schauplatze, logirt sich in einem der brillantesten Gasthöfen ein und annoncirt, er wünsche heruntergekommene gebildete Familienväter bei sich zu sehen, um für ihr besseres Fortkommen zu sorgen, zu welchem Ende man Handschrift und Adresse auf großem Folioformat in der alten Stadt London No. 1. einzureichen habe. Hamburg erstaunt; man flüstert sich ins Ohr, es sei ein Prinz von Golconda angekommen, der die Ungerechtigkeiten des Geschickes mit seinem Golde wett zu machen gedenke. Es laufen nahe an 800 Adressen ein; der seltsame Fremde erzählte es selbst öffentlich; sein Zimmer wird von Supplicanten nicht leer, man sucht sich den Rang abzulaufen, man drängt, man quält, und der gedrängte Mann flieht nach Stade, angeblich, um die lamentirenden Zuschriften ungestört prüfen zu können; in Wahrheit aber, um bei einem Freunde, den er nicht zu Hause trifft, eine Anleihe zu negociren. Während dessen erscheint bei Schuberth eine Broschüre von ihm: „Die Quelle des Lebens" ꝛc., nach Anzeige des Verlegers in 10,000 Exemplaren, und zwei Tage darauf eine neue Auflage, ganz gleichlautend, in gleicher Anzahl, und doch erzählt man, daß nichts als allgemein diätetische Regeln und Wasserkuren deren Inhalt ist; genug, was ist des vielen Geschreies wenige Wolle? Die unglücklichen Familienväter sollen seine Heilkräfte der Natur colportiren! Ungeheure Ironie! Wahrlich, hier ist alle Anlage zu einem Narrenkönig, dem aber, wahrlich, nie die Welt gehören wird. Uebrigens geht der Mann früh Morgens in den Hof, läßt sich von einem Hausknecht fünf Eimer kaltes Wasser über den Kopf gießen; verschluckt eine Anzahl seiner naturkräftigen Pillen, und ist dabei ein Bierschröter, dem seine Ideen gar gut zu bekommen scheinen. Freilich ist hier Terrain für auf Wunder- und Leichtgläubigkeit basirte Operationen, denn der Hamburger, und ganz vorzüglich die Hamburgerin, liebt es, nach genossener derber Wirklichkeit auch mit dem Unheimlichen zu verkehren, und es gibt daher kein größeres Gaudium für sie, als wenn von Zeit zu Zeit in den düstern Spelunken der Twieten und Gänge ein Gespenst auftaucht und von sich reden macht. Daher kommt es auch, daß die Häuser zweier vorstädtischer Kartenschlager nicht leer werden von Besucherinnen aller Classen, öfter genug sich Equipagen an den Thüren reihen, und die glücklichen Entrathsler der Zukunft sich von dem Gelde der Gläubiger stattliche Häuser erbauen lassen. Daneben werden dann auch sympathetische und medicinische Kuren gemacht, Amulette und Liebestränkchen gereicht, kurz, man sieht, daß das Element zum Obscurantismus, das sich anderwärts als Priesterherrschaft äußert, auch im protestantischen Volke nicht fehlt, und nur die begünstigenden Umstände es so oder so ans Tageslicht fördern. Uebrigens legt unsere milde Obrigkeit solchen Trügereien nur das Gesetz, nicht aber die Handhabung desselben in den Weg, wie es denn ein nur zu oft wohlbegründetes Volkssprichwort ist: Die hamburger Gesetze hätten nur vierundzwanzig Stunden Geltung. Gewiß ist daher auch, daß die Gesetzgeber sich mittelst Oeffentlichkeit nicht selten die allerdrolligsten Dinge sagen lassen müssen, z. B. eine Warnungstafel mit Strafandrohung gegen Graszertretung an solchen Stellen, wo der Volksstrom sich längst Bahn gebrochen, und jede Befriedigung und das letzte Keimchen in Grund und Boden zerknittert hat; oder wieder, wie man dem Gebote, den Hunden Maulkörbe anzulegen, also entspricht, daß man der Lieblingsdogge eine rothseidene Bandverzierung in Form eines Korbes um den Kopf und die Maulwurzel schlingt u. s. w. Nun, wir sind ja einmal Freie, und die Freiheit hat immer etwas kindlich-tändelndes in ihrem Gefolge, das dem absoluten Ernste auffällt, im Ganzen genommen aber doch dem Volksleben jenen Anstrich von Naivetät gibt, der dem Gemüthe auf die Dauer wohl thut, und in dem sogar jene volksthümlichen Charaktere wurzeln, an denen unsre Stadt so reich ist, daß eine Galerie hamburger Charaktere, gut erkundet und aufgefaßt, zu den allerergötzlichsten Erscheinungen der neuern Literatur zu zählen sein würde. Die Legirung mit Fremden, vor allem mit Engländern, die, wie jeder Mensch gar leicht das Element der Freiheit in sich aufnehmen und sich assimiliren, trägt dann freilich viel zum heitern Colorit des Ganzen bei, und vor allen ist es letztere Nation, die mit ihrer Neigung für das Burleske, unterstützt von der Leichterschwingbarkeit gastronomischer Genüsse, dem öffentlichen Lebensgemälde manchen kecken Pinselstrich aufträgt

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Weltfahrer.]

Mundt und Laube, beide „fahren Welt," jener ist in Warschau, dieser in Algier. Jedenfalls werden beide, für den Culturstand der Gegenwart höchst wichtige und interessante Puncte, auf diese Weise — wie man es nennt — ausgebeutet werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 187. — den 24. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie.

(Fortsetzung.)

Als Capitän Lestow sich an jenem Weihnachtsabend aus dem kleinen Familienkreise entfernt, wozu Herrn Werfett's wiederholtes Gähnen ihm den nächsten Anlaß gab, warf dieser den Kopf auf ihm eigenthümliche Weise in die Höhe und sagte in sehr entschiedenem Tone: „Ein echter Gentleman, vollkommen, aber auch ganz vollkommen high life!“

„Er scheint,“ bemerkte Madame Werfett, „sich hier sehr an seinem Platz zu fühlen.“

„Natürlich, mein Engel, wo könnte er besser sein; aber es ist spät, laß doch die Lichter auslöschen.“

Marie eilte die ihr gewordenen Gaben zusammen zupacken, und entdeckte bei dieser Beschäftigung einen Strauß frischer Maiblüthen, den Stoffe und Bänder ihren Augen bis dahin entzogen. Mit fragendem Blick hielt sie diesen ihrer Tante entgegen: „Das Sträußchen,“ entgegnete Jene nachlässig, „ist anonym für Dich eingesandt, ein Papier mit Deinem Namen befand sich umhergeschlungen.“ Dies Blättchen suchte Marie vergeblich, aber ihre höher gefärbten Wangen, das lebhafte Pochen ihres Herzens verriethen, daß der Geber nur zu wohl errathen sei. Mit Wonne würde sie alle ihr gewordenen Gaben für den Streifen Papier mit ihrem Namen gegeben haben, aber ein innerer Takt, eine Regung ihres Gewissens, verhinderte jede Nachfrage.

In der Einsamkeit ihres Zimmers, wie wurden die kleinen Blüthen betrachtet, wie der Duft derselben mit Gefühlen eingeathmet, welche in jenen Zauberkreis gehörten, der kälteren Gemüthern ewig verschlossen bleibt. Glückliche Zeit, wo ein Blüthenstrauß aus lieber Hand die Schätze der Erde überwiegt! —

Der Abend des zweiten Festtages wurde durch einen großen Ball gefeiert, zu dem auch Herr und Madame Werfett mit Marie sich einfanden. Diese hatte auf der Tante Befehl einen großen Theil der schönen Camelien zu ihrem Putz verwenden müssen, und erregte durch diesen lieblichen Schmuck allgemeine Aufmerksamkeit. Sie war, bevor sie den Ballsaal betrat, scheinbar zufällig, mit Lieutenant Werloff auf der einen Treppe zusammengetroffen, wo dieser Gelegenheit gefunden, sich die von ihm gewünschten Tänze zu sichern. Herr von Lestow überzeugte sich bald, daß man ihm zuvorgekommen, ein Ausdruck schmerzlichen Verdrusses glitt bei dieser Wahrnehmung über seine Züge, mit gleicher Höflichkeit jedoch, um einige noch nicht versagte Tänze bittend, zog er sich sodann unter die Menge zurück. —

Werloff erwartete voll Aufregung, mit vor Ungeduld funkelnden Augen, das Beginnen des Tanzes, den Augenblick herbeisehnend, wo er das lieblichste Wesen umfangen, mit ihr sich unterhalten dürfte. Die abgebrochene Unterredung, welche während dieses Tanzes vorfiel, konnte den Worten nach keine Ausstellung hervorrufen, aber die süß schmeichelnde Betonung derselben gestaltete die gleichgültigsten Fragen zu zärtlichstem Liebes-

werben. Gegen das Ende des Tanzes fielen Werloff's Augen auf den Kranz Camelien, der Marien schmückte, und die große Schönheit derselben erregte seine Aufmerksamkeit. „Das sind sehr, sehr schöne Blumen!" sagte er gepreßt. Marie erbebte innerlich, ihr sich senkender Blick streifte den Strauß, welchen sie trug, und zwischen dem einzelne Maiblüthen halb verborgen hervorblickten. Werloff gewahrte diese Zusammenstellung. Alles Blut stieg ihm zu Kopfe, seinen Blick fast verdunkelnd: „Welche Vereinigung!" sagte er zitternd vor Zorn, „welche schmeichelhafte Vereinigung! — Darf man den Beidenswerthen kennen, welcher jene Zauberblüthen bieten durfte?"

Marien fehlte zu jeder Antwort der Muth, sie schwieg, wie jene Frage überhörend, aber indem sie den Kopf absichtlich abwandte, fiel ihr Blick zufällig und höchst unglücklich auf Herrn von Leſtow, welcher, mit Andern in der Mitte des Saales stehend, sie scharf und aufmerksam betrachtete.

„Sie antworten nicht?" fragte Werloff, der Richtung ihres Blickes folgend, „jedenfalls," fügte er bitter hinzu, „sehe ich, daß Sie mir einige Divinationsgabe zutrauen."

Bei dieser Wendung des Gesprächs traf ihn die Reihe, mit seiner Dame einzutreten: „Schneller, schneller!" herrschte er den Musikern zu, dann die arme Marie wie im Sturme umherwirbelnd. Sie versuchte zu sprechen, es gelang ihr nicht; sie machte eine entschiedene Bewegung aus dem Tanz ausscheiden zu wollen, aber eine Hand von Eisen hielt ihre Taille umfaßt. Nachdem der unglückselige Walzer beendet, eilte ein Diener in dem Augenblicke an Herrn Werloff vorüber, wo dieser seine Dame an ihren Platz geleiten wollte: „Bringen Sie mir ein Glas Wasser!" rief er diesem zu, „ein Glas eiskaltes Wasser!"

Mariens flehende Augen trafen auf zwei andere, welche mit zürnender Verachtung auf sie hinsahen: „Trinken Sie kein kaltes Wasser, ich bitte Sie darum," flüsterte sie leise.

Er lachte höhnisch: „Sie bitten mich? Sie sind in Wahrheit die Güte selber."

Empört, mehr aber noch beängstigt, ließ sie so bald sich nicht abschrecken, ihre Stimme bebte, ihre rührenden Augen suchten den Weg zu seinem Herzen: „Ja, ich bitte Sie von ganzer Seele darum; weshalb wollen Sie mich erschrecken und quälen?" —

Er blickte mit vornehmer Ironie auf: „Ich gestehe, daß ich mich von dem Antheile befremdet fühle, welchen Sie mit so überraschender Güte äußern; das heißt, in der That, zuviel über ein Glas Wasser reden."

„Aber Sie trinken es nicht, gewiß, Sie werden es nicht trinken, nicht wahr? — Versprechen Sie es mir, ich bitte Sie darum."

Werloff schwieg, aus seinen Blicken sprachen Geringschätzung und ein Rachegefühl, welche auf keine Aenderung seines Entschlusses hoffen ließ. Jetzt war Mariens Platz erreicht, er ließ, sich verbeugend, ihren Arm, ohne sie ferner anzusehen; trostlos, wie Hülfe suchend, blickte sie umher, ein Diener trat mit dem Glase Wasser ein. Ihr Blick verdunkelte sich, sie hätte aufschreien mögen und rang die Hände, ohne es zu wissen, da fand sie auf unerwartete Weise aus dieser Angst sich gerettet. Herr von Leſtow, der bis dahin nicht getanzt, ging dem Diener rasch entgegen, nahm das Glas, wie man etwas Erwünschtes sich anzueignen pflegt, und trank es sorglos aus. Werloff, der hinzugetreten und, ungeachtet seines Zornes, nur eine Zufälligkeit zu erblicken wähnte, rief lebhaft: „Ein anderes für mich!" Herr v. Leſtow gab dem Diener einen untersagenden Wink und kehrte sich dann höflich zu jenem: „Ich bitte sehr um Verzeihung, wenn ich absichtslos das Ihnen Bestimmte nahm; vielleicht war es um so besser, da Sie vom Tanze erhitzt scheinen. Lassen Sie," fügte er lächelnd hinzu, „uns in den Wellen untergehen, wenn das unsere Bestimmung ist, aber für Sie, den ich im heftigsten Kampfe unerschüttert gesehen, scheint mir Untergang durch ein Glas Wasser völlig unwürdig." In Werloff's Seele begann ein besseres Gefühl sich zu regen, sein Capitän hatte verstanden, die rechte Saite anzuschlagen, indem er ihn an eine Vergangenheit erinnerte, auf welche er mit gerechtem Stolze zurückblicken durfte; bevor er jedoch eine Antwort zu geben im Stande war, hatte jener sich bereits entfernt.

Marie hatte den folgenden Tanz Herrn v. Leſtow zugesagt, ein furchtsam dankender Blick traf ihn, als er sie abzuholen kam, dem ein sehr ernster aus seinen Augen entgegnete; verwirrt senkte sie den ihrigen. Sein Herz vermochte ihr Leid nicht zu tragen, und mit sehr sanftem Tone, in dem volle Versöhnung lag, eine gleichgültige Bemerkung an sie richtend, redete er dann während des Tanzes sie nicht weiter an. Gekränktes Gefühl, wie der richtige Takt, ferneres Aufsehen vermeiden zu wollen, veranlaßten dies für Marien unendlich wohlthuende Schweigen. Jene befand sich in der peinlichsten Lage; mit Furcht sah sie den Augenblick nahen, wo sie, ihrer Zusage gemäß, von neuem mit Werloff werde tanzen müssen; sie hätte Unwohlsein vorschützen und die Tante bitten können, sich entfernen zu dürfen, wie aber konnte

sie gehen, ohne mit dem versöhnt zu sein, dessen Zorn selbst Liebe war. Einen Augenblick fürchtete sie, er werde gar nicht erscheinen, sie abzuholen, diese Besorgniß erwies sich indessen unbegründet, seine höfliche Kälte aber, sein frostiges Schweigen, die Ruhe, mit der er den schönen Augen auswich, welche die seinigen suchten, das Alles war kränkender als jene Unhöflichkeit es gewesen sein würde. Die Hoffnung aufgebend, versöhnen zu können, wo sie nicht beleidigt hatte, fühlte Marie sich unfähig, die Last des Vergnügens zu tragen, welches der Abend bot, sie sehnte sich heim, und das Gefühl schwermüthigen Ueberdrusses, das sich in ihren ausdrucksvollen Zügen nur zu deutlich aussprach, bewog Madame Werfett, welche für die Gesundheit ihrer Nichte fürchtete, den Ball mit dieser zu verlassen.

Mit sehr gemischten Empfindungen sahen die Nebenbuhler jene sich entfernen, ein Anflug von Reue, der die starre Erbitterung seines Gemüths jedoch nicht zu überwältigen vermochte, erfüllte Werloff's Herz. Mit Leidwesen Marien nachblickend, empfand er dennoch Freude über den Einfluß, welchen er so sichtlich behauptete, sie ging aus Kummer über ihn, in dieser Vorstellung lag Triumph, und er vergab sich, sie gekränkt zu haben, da sie, seiner Meinung nach, gegen ihn gefehlt. Herrn v. Lestow's Gesinnung sprach in ernster schweigsamer Ruhe sich aus, er liebte Marien zwar ohne stürmische Leidenschaft, mit hinreichender Wärme jedoch, um nur in ihr das Glück seines Lebens zu sehen. Auch er empfand Eifersucht, aber ohne Groll, in ihm lag die seltene Gerechtigkeit, einem Andern vergeben zu können, daß man diesen liebenswürdiger finde als ihn, zugleich aber auch die richtige Beurtheilung, daß dieser Andere wenig dazu geschaffen sei, das Glück eines sanften, zartfühlenden Weibes zu gründen. Lieutenant Werloff verließ den Ball nach Mariens Entfernung und auch Herr von Lestow verfügte sich nach Hause, Beide mit hinreichendem Stoff zu unerfreulichem Nachdenken im Herzen. —

Die kleinen Ereignisse jenes Abends spannen in vielfachen Verknüpfungen sich fort. Herrn Werfett waren zuerst eben dort die Augen über Werloff's Bewerben aufgegangen, welches ihn um so mehr mit Zorn erfüllte, als er jede Auflehnung selbst gegen seinen nicht gekannten Willen mit tiefer Entrüstung aufzunehmen gewohnt, und gänzlich entschieden war, seine Nichte mit Capitän Lestow vermählen zu wollen. Sobald er mit seiner Gattin allein, lieferte er eine jener Scenen, durch welche er sein Ansehen zu steigern bemüht war, das heißt, er setzte mit höchst unnöthiger Entrüstung, die von Wort zu Wort stieg, seine unbestrittenen Ansichten auseinander, darin den Schauspielern vergleichbar, welche der Beifall des Publicums zu noch lebendigeren Darstellungen anregt, denn Madame Werfett's mitunter eingeschobene Ausrufungen: „Recht, lieber Mann! Ja wohl, lieber Friedrich!" dienten nur dazu, seinen Eifer zu erhöhen, bis er endlich einigermaßen erschöpft in einen Sessel sank: „Ich wiederhole Dir, mein Kind, daß ich von dieser einfältigen Geschichte nicht mehr reden hören will. Ein Mensch, der Nichts besitzt, ganz ohne high life — es ist vollkommner Unsinn! Ein Gentleman würde sich nicht so benommen haben, es kann niemals Fashion sein, sich so zu betragen. Ein Glas Wasser trinken wollen, weil ihm eine Grille durch den Kopf gefahren, ist das high life! ich frage Dich, ist das high life?" —

„Gewiß nicht, lieber Freund, aber ereifere Dich nicht, das sind kleine Phantasieen, die leicht aus Mariens Kopf zu bringen sein werden."

„Was? Ist sie von uns ins Haus genommen, um sich hinter unserm Rücken zu verlieben, ist das fair play? — Sie soll sich nicht verlieben, ich will's nicht."

„O lieber Friedrich, ich werde es ihr sagen."

Diese Entgegnung schien Herrn Werfett's Würde gefährden zu wollen, aber die Anwandlung zum Lachen mit Erfolg bekämpfend, entgegnete er heftig und mit den Fingern schnippend: „Nichts sollst Du sagen, kein Wort, mein Engel, aber Acht geben sollst Du, das verlange ich!"

Diese Unterredung, welche Madame Werfett um Mariens willen bestanden, ließ einige Falten auf ihrer Stirn zurück, welche am folgenden Morgen gleich leichten Gewitterwolken am Horizont drohten. Marie gewahrte die Gefahr und versuchte derselben demüthig auszuweichen, indem sie auch den Oheim furchtsam beobachtete, der mit kürzeren und schnelleren Schritten als gewöhnlich umherging, und in kurz herausgestoßenen Worten seine Befehle ertheilte. Wie ein schüchternes Reh, selbst in ihrer Furchtsamkeit lieblich anzusehen, wich Marie den ihr drohenden Gewittern aus, nebenher fast eben so beängstigt das Fenster hütend, um ja den Gruß nicht zu verfehlen, auf den sie hoffte. In der That ging Werloff vorüber, aber ohne zu ihr hinzublicken, ohne Gruß; Thränen drangen ihr ins Auge, ein unbeschreibliches Gefühl von Leere und Ueberdruß erfüllte ihr Herz, und Herr Werfett, der den Vorübergehenden bemerkt, stand eben, seinem Vornehmen zuwider, im Begriff, in nicht sehr freundliche Demonstrationen auszubrechen, als die Thür sich öffnete und Herr von Lestow eintrat. Sein

Scharfblick übersah die Verhältnisse leicht, und sein gekränktes Gefühl der Schonung unterordnend, welche Marie zu bedürfen schien, nahte er, Alle begrüßend, sich dieser, auf unbefangene Weise sie freundlich anredend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

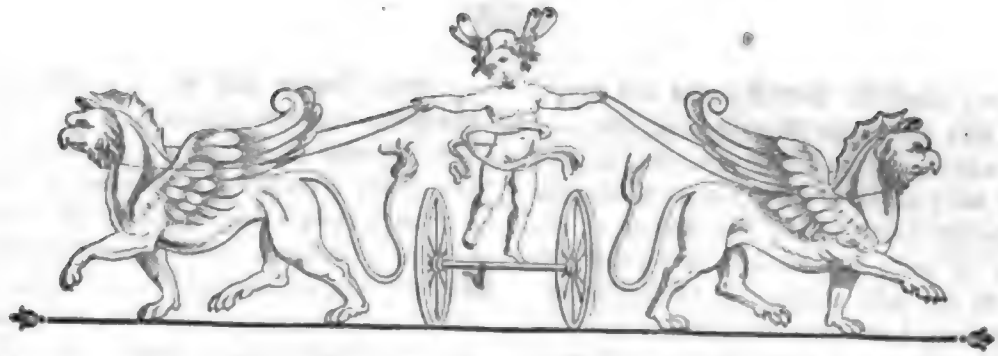
Aus Hamburg. (Fortsetz.)

[Hamburger Humor. Flüchtlinge. Schobri.]

So z. B. existirt hier seit einigen Wochen ein, den londoner nachgeahmter kleiner Handwagen, dessen Obertheil ein in schrägen Winkeln gebautes Bretterkreuz bildet, an welchem dann großgedruckte Publicationen, gleich denen an Straßenecken, geklebt und von einem Manne durch die Gassen gezogen werden. Dem Briten, dessen Auge an die baumlangen Lettern daheim gewöhnt ist, muß solche winzige Nachahmung jämmerlich vorgekommen sein, und ein Häuflein complottirte, um diese zwecklose verfehlte Nachafferei zu persifliren, und läßt ein ungeheures Bild anfertigen, wo ein großer bärtiger Affe im englischen Mackintosh, einen solchen Annoncewagen durch den Koth zieht, und dabei einen Regenschirm über sich hält; solches Bild aber in acht Exemplaren zu großem Gaudium der Straßenjungen an die acht Seiten jenes Wagens kleben und durch die Stadt ziehen, welche Freude indeß schnell genug beseitigt wurde. Ob viele von den Zuschauern diesen Insularwitz verstanden haben, ist zweifelhaft, doch spricht man in Wahrheit in guten Cirkeln nicht einmal gern davon, wonach zu schließen, es sei diese kleine Strafe für unsere Nachafferei dennoch gefühlt worden, und das wäre denn doch schon in etwas befriedigend. So recht zum Durchbruch kommen in der Regel fremde Sitten und Moden bei uns nicht, denn das Persönlich-lächerlich-werden ist ein Popanz, woran selbst der ausländische, kleidsame, männliche Schnurrbart scheitert, der sogar nicht selten an Oberlippen einwandernder Jünglinge in unserer schweren Luft auffallend schnell verkümmert; ja, als vor etwa einem Jahr ein Mitglied des Stadttheater-Orchesters, dem pedantischen Herkommen trotzend, der Natur unter der Nase ihren launischen Willen ließ, persiflirte man ihn von zwei Bühnen herab, bis er endlich dem unschuldigen, jetzt verstorbenen Localdichter David im Kaffeehause die Haut gerbte, um an selbem Abend noch über sich die Frage eines extemporirenden Schauspielers gegen einen jungen Schnurrbärtigen zu vernehmen: „Na, hast'e Dir auch 'nen Canthal angeschafft?" — Das ist hamburgischer Humor. Man sieht, wir können im Fortschritte, wozu der Zeitgeist die Völker der Erde treibt, nicht den rechten Takt finden; wir tappen und tappen; wechseln im Gehorchen und Sträuben, versuchen und zerreißen allerlei Gängelbänder, fallen jeden Augenblick auf die Nase, stehen wieder auf und freuen uns, einen so guten Fallhut aufzuhaben. Dann rennen wieder Einige blindlings vorauf, möchten gern alles Ausländische, sogar Omnibus für unsere engen Gassen und den Durchmesser einer Viertelstunde Weges der Stadt haben, möchten auch Glauben machen, es sei schon eine Compagnie reicher Kaufleute zu solchem Zwecke zusammen getreten, als ob den vorsichtigen, calculirenden Comptoirleuten plötzlich der Verstand ausgegangen sei. Nur die krasseste Leichtgläubigkeit kann sich von solchem Gerüchte täuschen lassen. Was glaubt man aber nicht Alles in der Welt; die Kassendefraudanten, Schwindler und Diebe Süddeutschlands glauben, Hamburg sei ein Freihafen für alle europaflüchtigen Ausreißer, und, in der That, existirt bis jetzt noch kein Paßgesetz, das der Zulassung von allerlei wandelbaren Leuten an Bord eines Schiffes hindernd in den Weg träte; ehe sich's aber der Landflüchtige oft versieht, trifft eilfertig ein Uriasbrief bei der Justiz ein, und während der schlechte Mensch ruhig, und seinen guten Stern preisend, auf dem Silberspiegel der Elbe dahinschwimmt, und die herrlichen Ufer mit ihren blühenden Garten und Triften bewundert, die ihre Reize prangen lassen für gute und böse Menschen, die Herzen der Gerechten und Ungerechten erfreuend, — huscht hoch über ihm durch die Luft ein unsichtbares Signal, die verrätherischen Buchstaben seines Namens schnell voraus über Blankenese, Buxtehude, Stade, Otterndorf nach Cuxhaven zu tragen, und siehe da bei fröhlicher Ankunft harrt seiner hier der telegraphische Befehl, ihn zu arretiren und zurückzusenden, und der Glaube des Süddeutschen bewährt sich abermals als ein halber Aberglaube. Freilich hat es mit der andern Hälfte seine gute Richtigkeit, ja man möchte sich sogar versucht fühlen, bis zum Dreiviertel zu gehen, wenn man z. B. als ganz authentisch erfährt, daß bis noch nicht vor langer Zeit der einst viel von sich reden machende Räuberanführer Schobri aus Ungarn in dem Dorfe Hamm mit guten Pässen und unter einem unscheinbaren Namen, bei früher gewesenen Alpensängern, die sich ein flottes ländliches Wirthshaus ersungen — gewohnt hat, bis es dem, angeblich in einer Bauernscheuer Ungarns elendiglich verbrannten und umgekommenen, europamüden Schnapphahn gefiel, zur neuen aber immer doch diesseitig gelegenen Welt des Columbus hinüberzuschiffen. Sonderbar und bemerkenswerth ist der Zug des menschlichen Herzens — (vielleicht mit wenigen Beamtenausnahmen) — nach welchem Jeder, der es erfahrt, dem romantischen Nichtsnutz ein solches Entkommen gern gönnt, und wie jener englische Philosoph denkt, der das Fenster öffnete und eine ihm lästig gewesene eingefangene Mücke da hinaus mit den Worten entschlüpfen ließ: „Nimm deine Freiheit, es ist Raum genug für uns Beide auf der Erde." — — Was will das sagen! — Es ist der letzte Seufzer einer sterbenden Räuberromantik, an der das Volk so gern sich letzt. Mit Schobri ist der letzte Hauptmann hinübergegangen zu dem Lande, aus dem freilich Mancher wiederkehrt, nur kein Geächteter, denn letztlich möchte es im Dörfchen Hamm auch nicht mehr geheuer sein, mindestens ist kein Schauplatz für Thaten dort und überall im gelichteten Vaterlande; — ach! wovon sollen Hildebrandt und Fürst in Nordhausen am Ende noch leben! —

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 188. — den 26. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie.

(Fortsetzung.)

Herr Werfett beobachtete Herrn von Leſtow's Benehmen nicht ohne innere Genugthuung, die ſich bald darauf in einer Einladung für den Mittag kund gab, welche freundliche Annahme fand. Während des Eſſens ſprach Herr Werfett, wie gewöhnlich, viel und oberflächlich über Dinge, denen er nicht gewachſen; da aber ſein Gaſt mit beſonnener Umſicht jeden Widerſpruch vermied, wurde er bald in die beſte Stimmung verſetzt, und ſchlug ſpäter vor, gemeinſam die angekündigte erſte Vorſtellung berühmter Kunſtreiter zu beſuchen. Eine Kutſche wurde demnach beſtellt und die kleine Geſellſchaft begab ſich auf den Weg. An der Caſſe angelangt, ſteckte Herr Werfett mit ihm eigener vornehmer Weiſe die Hand in die Taſche, um ſeinen Geldbeutel hervorzuziehen, fand jedoch zu nicht geringer Beſtürzung, daß er dieſen zu Hauſe vergeſſen; Herr v. Leſtow, der für ſich hatte zahlen wollen, und ebenfalls zu der Ueberzeugung gelangt war, daß er ſich ohne Geld befinde, bedauerte lachend, keine Vermittlung anbieten zu können, als Madame Werfett nicht ohne Schüchternheit mit ihrem Geldbeutel hervortrat, den ſie zufällig mit ſich führte.

Die Hauptſache beſtand vorläufig im Zahlen, und Herr Werfett fühlte dies vollkommen, nachdem er aber dieſer Verpflichtung nachgekommen, gab er ſeinen gekränkten Gefühlen flüſternde Worte: „Du führſt Geld mit Dir, mein Kind? Wie ungenteel, wie höchſt ungenteel! Damen ſollten eigentlich niemals Silbermünze mit ihren Fingern berühren; es mit ſich umher zu tragen, iſt wirklich unendlich unfair. Und wozu? Zu welchem Zweck, wenn ich fragen darf?“ —

„Du ſiehſt, lieber Friedrich, wie nützlich es ſein kann; ein Armer ſpricht Dich auf Deinen Wegen an, oder es fällt Dir plötzlich ein, dies oder jenes kaufen zu wollen.“

„Sehr gut, mein Engel, ſehr gut, den Armen kann ich zu mir in meine Wohnung beſcheiden und das im Laden Gekaufte mir nachſenden laſſen; auf der Stelle bezahlen, würde keinem Gentleman einfallen.“

Das Erreichen der Tribune machte ſo lehrreichen Bemerkungen ein Ende, die Damen wählten Plätze, welche ſie auf Herrn Werfett's Anordnung gegen unbequemere vertauſchen mußten. „Hierher, hierher, mein Engel, wenn ich bitten darf, Ihr ſeht hier beſſer, etwas höher, etwas höher, ſo — jetzt habt Ihr einen ſehr guten Standpunct.“

Herr von Leſtow pflegte ſich niemals in Herrn Werfett's Anordnungen zu miſchen, gelobte jedoch in ſeinem Herzen, Marie, falls ſie die Seinige werden ſollte, durch ein ſanftes und gütiges Bezeigen für alle Beſchränkungen entſchädigen zu wollen, denen ſie ſich fortwährend ausgeſetzt fand. — Jene blickte während deſſen forſchend umher, den zu entdecken, welcher ihre Gedanken einzig beſchäftigte; nirgend war er zu erblicken. Sie verlor ſich darüber in jene jugendlich-ſchwärmeriſchen Vorausſetzungen, welche gewöhnlich von der Wirklichkeit be-

deutend abweichen, indem sie Werloff einsam auf seinem Zimmer dachte, über die nächste Vergangenheit, über seine Härte gegen sie in Nachsinnen und Reue versunken. O, wäre er dort gewesen, wie hätte sie ihm mit einem Blicke volle Vergebung verheißen wollen! Doch aber war es hübsch, daß er bereute, es sprach für die Weichheit eines Herzens, welchem sie das Beste zutrauen zu dürfen glaubte.

Die Vorstellung hatte begonnen, Marie sah zum Erstenmal jene zierlichen und halsbrechenden Leistungen mit ruhiger Meisterschaft dargestellt; das Anmuthige entzückte, das Gefahrvolle derselben beunruhigte sie, und wie junge Personen häufig üble Gewöhnungen aus der Kindheit noch in die ersten Jugendjahre mit hinüber nehmen, so pflegte Marie bei Allem, was sie auf erschreckende Weise anregte, die Füße lebhaft zu bewegen. Sie that dies auch jetzt in völliger Selbstvergessenheit, so oft die Kühnheit der Reiter ihre Besorgniß erweckte, und mit so viel Lebendigkeit, daß einer der Schuhe von dem zierlichsten Fuße sich verlor und unterhalb der Bänke in den Sand hinabfiel. Mariens Schreck war unbeschreiblich; theilnahmlos, fast betäubt sah sie dem übrigen Theil der Vorstellung zu, nicht wissend, was aus ihr werden solle; mit Freude würde sie den Rückweg zu Fuß und ohne Schuh zurückgelegt haben, wenn nur die Ihrigen nicht den Verlust gewahr geworden wären. Leider hatte Herr Werfett, um dem Gedränge auszuweichen, den Wagen an einen andern Ausgang hinbestellt, so daß sie, um zu diesem zu gelangen, über die hell erleuchtete Bühne gehen mußten. Ueber die Bühne, ohne Schuh! und wenn der Oheim es gewahrte, durfte sie hoffen, daß er diesen Verstoß gegen high life jemals vergeben werde? — Vielleicht leiden augenblicklich Manche bei begangenen Sünden nicht so viel, wie die arme Marie um einer üblen Gewohnheit willen.

Die Vorstellung war beendet und Madame Werfett erhob sich auf einen Wink ihres Gemahls, um etwas vorzutreten, da er sichtlich zu hoffen schien, einige der vornehmeren Damen würden sie anreden; Marie folgte zitternd mit den kleinsten Schritten, als Capitän Lestow, der sie keinen Augenblick unbeachtet gelassen, ihr nahte: „Was fehlt Ihnen nur?“ fragte er forschend, „fühlen Sie sich unwohl?“ — Diese Frage klang wie Musik in Mariens Ohr, sie sah ihn an, ein Blick in seine guten Augen verlieh ihr den Muth, den kleinen Unfall flüsternd zu berichten. Er lachte unwillkürlich: „Sein Sie ganz ruhig,“ entgegnete er freundlich, „ich gebe Ihnen mein Wort, den Schuh ohne Aufsehen zu schaffen, nur zeigen Sie keine Befangenheit.“

Eine schwere Last fiel von Mariens Herzen, sie sprach mit den Nahestehenden, sie versuchte sogar zu lachen, heimlich aber suchten ihre Augen den Fortgang von Herrn v. Lestow's Bemühung zu erspähen. Endlich nahte dieser und ließ, eine Frage an sie richtend und ziemlich nahe heran tretend, den Schuh geschickt vor ihre Füße gleiten, eilfertig schlüpfte sie in denselben, und den Blick voll des süßesten Dankes auf ihren Beschützer richtend, wurde derselbe plötzlich, in geheimer Ahnung, auf zwei Augen gelenkt, welche sie zornsprühend zu durchbohren schienen. Mit der Empfindung eines wahrhaft körperlichen Schmerzes im Herzen fühlte sie sich dem Umsinken nahe; die scheinbar vertrauliche Weise, mit welcher sie, höher stehend als Herr v. Lestow, zu diesem sich herabgebeugt, ihr flüsterndes Gespräch, Alles mußte in den Augen eines Eifersüchtigen unverzeihliches Vergehen scheinen. Indem sie den kleinen Dienst von Lestow annahm, war es ihr erster beruhigender Gedanke, daß Werloff nicht zugegen sei, es zu gewahren, um so mehr erregte sein unvorhergesehener Anblick ihr den lebhaftesten Schreck.

Herr Werfett gab jetzt das Signal zum Aufbruch, indem er seiner Frau mit einer Handbewegung winkte und rasch voran ging, Herr v. Lestow bot Madame Werfett den Arm und Marie folgte dieser. Bald war es ihr, als höre sie rasche, ihr folgende Schritte, hoffend und fürchtend blickte sie zurück, es war Werloff, er hatte sie erreicht: vor seinem Anblick erbebend, zwang sein hohnlachender Blick sie zu unfreiwilligem Schauer: „Kokette, herzlose, verächtliche Kokette!“ flüsterte er mit unbeschreiblicher Bitterkeit, mit vor Zorn bebender Stimme, „mich wenigstens hast Du verloren, mit uns ist es aus. Denk',“ flüsterte er mit steigender Leidenschaft, „denk' nie, nie mehr an mich, ich verbiete es Dir, denn ich verachte Dich.“ Nach diesen Worten verließ er durch eine Nebenthür rasch das Haus. —

Erstarrt, wie im innersten Leben verletzt, war Marie einen Augenblick stehen geblieben und ging dann fast taumelnd weiter, schon hatte Capitän Lestow den Kopf zurückgewandt, um auch ihr seinen Arm zu bieten. Der Vorgang war dem scharfen Ohr der Liebe nicht fremd geblieben, der wechselnde Ausdruck seiner Züge bethätigte dies, kein Gefühl aber vermogte seine Theilnahme für Marie zu ersticken, sein erster Impuls war stets, ihr zu helfen, sie zu beschützen. Der Wagen harrte der Gesellschaft, und bald war das Haus erreicht. Als Herr von Lestow Marie fast in dasselbe trug, hätte sie die Arme um seinen Nacken legen, und an seinem Her-

zen weinen mögen wie ein Kind; ihn allein fürchtete sie nur mit jener liebenswürdigen Scheu, welche von wahrer Achtung unzertrennlich, er allein, und sie fühlte dies jetzt lebhaft, liebte sie, ohne sie zu plagen, ohne Egoismus. Kopfschmerz vorschützend, bat sie ihre Tante, sich zur Ruhe begeben und an dem Abend den Thee nicht bereiten zu dürfen. Madame Werfett blickte fragend auf ihren Gemahl, der auf seine Entscheidung nicht warten ließ.

„Einbildung, mein Kind, Einbildung! auch ich leide an Kopfschmerz, werde aber dessenungeachtet meinen Thee trinken; man kann, was man will. Du bist nicht daran gewöhnt, den Thee zu bereiten, mein Engel, und ich liebe, daß er gut ist."

An Widerrede war nicht zu denken; halb im Traum kam Marie ihrer Obliegenheit nach, verfügte sich dann auf ihr Zimmer und hütete das Bett während einiger Tage. „Eine Erkältung, die auf die Nerven gefallen ist," sagte Madame Werfett; eine Ungerechtigkeit, an der ein armes Herz verblutet, würde ein Menschenkenner gesagt haben, aber o wie glücklich, daß es Wenige gibt, deren scharfer Blick bis in jene tiefen und zarten Geheimnisse eines armen Menschenherzens dringt. Wüßte die Welt, was Jeder leidet, uneingestanden, ungeklagt, dann erst würde es nicht zu tragen sein. —

Nachdem Marie im Familienkreise wieder erschienen, suchte und fand Herr v. Lestow Gelegenheit, sie auf schonende Weise damit bekannt zu machen, daß Werloff die Stadt verlassen. In einem Augenblicke, wo diese von ihren Verwandten unbeachtet am Fenster stand, beklagte er gegen jene sich über Anhäufung seiner Geschäfte. „Meine Officiere," fügte er hinzu, „befinden sich auf Urlaub, denn auch Werloff, auf den ich mich völlig verlassen konnte, hat Erlaubniß erhalten, sechs Monate bei seiner Familie zubringen zu dürfen."

Marie erfuhr jetzt wenigstens, weshalb sie vergeblich bisher am Fenster geharrt, ein leiser, schmerzlicher Seufzer hob ihre Brust; wenn auch Werloff ihr zürnte, doch hatte sie gehofft, er sei ihr nahe, nun war er fern und jede Aussicht auf Versöhnung verschwunden. Er war fern und gedachte ihrer nicht in Liebe, so war der einzige Trost geraubt, der sie aufzurichten vermogt hätte.

Werloff hatte Herrn Werfett's Wohnung nie betreten, dennoch gestaltete sich durch seine Entfernung dort im Hause Manches gemüthlicher. Marie zeigte seit seiner Abreise sich schweigsamer als gewöhnlich, aber in dieser Stimmung lag wenigstens Gleichheit, sie war nicht wie früher, dann wonneberauscht, dann tief gebeugt, wie am Glück des Lebens verzagend. Monate waren vergangen und Herr v. Lestow hatte aus dem Frieden der augenblicklich obwaltenden Verhältnisse den Nutzen gezogen, den ein liebenswürdiger Mann da leicht erringt, wo sein einfaches Erscheinen den kleinen Kreis zu beherrschen begonnen, dem er sich widmet. Immer ernster mit seiner Bewerbung hervortretend, schien ihm der Augenblick da zu sein, wo ein rechtlicher Mann es darauf ankommen lassen muß, ob seine Wünsche Erhörung oder Ablehnung finden; der Zufall schien sein Bewerben besonders mit begünstigen zu wollen, denn Herr Werfett, der auf eine, seinen Hochmuth beleidigende Weise verschiedentlich daran erinnert worden, daß er Kaufmann sei, beschloß im ersten Eifer, sich von allen Geschäften zurückzuziehen.

„Von jetzt an, mein Engel," äußerte er gegen seine Frau, „werde ich mich von allen Verbindungen dieser Art losagen und durchaus als Gentleman leben. Ich will ihnen zeigen, wer ich bin! — In sehr kurzer Zeit werden wir eine Reise miteinander antreten; Marie wird bis dahin mit Lestow verheirathet sein, und so wäre denn Alles abgemacht."

„Marie? Aber lieber Friedrich, dieser Plan scheint mir noch weitaussehend."

„Weshalb mein Kind, weshalb? Lestow bewirbt sich um sie und wird sich erklären, ich werde meine Zustimmung geben und so kann von keinem weitern Bedenken die Rede sein. Was macht sie für Ansprüche? Auf wen wartet sie? — Die Sache muß abgemacht werden, denn mitnehmen können wir sie nicht. Ich muß meinen Platz im Fond haben, es ist mir zuträglicher, dagegen würde es gegen alles high life sein, Marie rückwärts sitzen zu lassen, es ist einmal nicht fashion. Du siehst daher, daß es am gerathensten ist, sie zu verheirathen; eine anständige Aussteuer werde ich ihr übrigens geben, das ist nur gentlemanlike."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Beschl.)

[Tivoli, Stadttheater, Zollverband, Eisenbahn.]

Wovon soll überhaupt die Romantik leben, wenn das so fortgeht und das Klappern der Dampfmaschinen die Fische und die Nixen aus den Strömen, Ratten, Mäuse und Gespenster aus den Mauern und Eremiten und Räuber aus den Wäldern vertreibt! — Ach und die Bühne und die Bretter, auf denen, weil in Dampf-Sägemühlen geschnitten, keine genialen

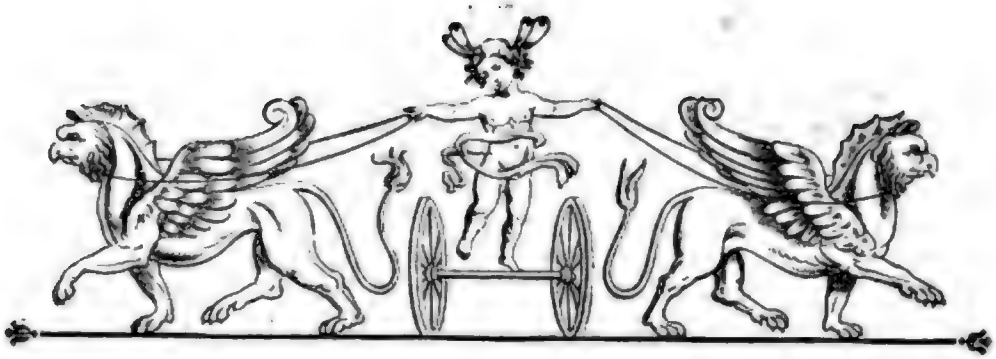
Menschen und Stücke mehr gedeihen wollen! — Man komme nach Hamburg und sehe und weine, und wer dann am nächsten Abend sein Entrée-Geld nicht in der Tasche behält, der hat nichts zu behalten. — Es ist ordentlich schnurrig anzusehen; während die legitimen Schauspielhallen bei Dramen und Lustspielen einem verhagelten Felde gleichen, wo hin und wieder nur noch eine vereinsamte Aehre steht, ist Lieb-Tivoli, ja sogar das Circus-Bretterhaus vor dem Thore an jedem Spielabend gepfropft voll und wie man sich dort bei Sonnenschein und Regen an berliner und heimischen Fadaisen bei Theekuchen und Strickstrumpf amüsirt, und recht dramasüchtige und zimmermüde Bürgerinnen drei und mehrere Stunden vor dem Anfang beliebte Plätze in Gesellschaft ihres Theekessels occupiren — so rennt hier ein nicht minder sehnsüchtiges, aber unbetheekesseltes Publikum zum Lampenschimmer herbei, um sich das Herz bei Grog und Zauberknallstücken aufgehen zu lassen, wie Butterteich im Backofen, und wenn es beim Teufelholen recht sprüht' und knallt, mit der Zunge zu schnalzen und auszurufen: „Donner, dat wöhr mal nett!" Aber auf den legitimen Bretern! — wehe! — es geht eine Sage im hamburger Volke, daß Schröder sich in seinem Grabe zu Rellingen umgekehrt habe. Was will der todte Mime damit sagen? — Man meint, er wolle ein Grab neben dem seinen gegraben wissen, wohinein ein längst Gestorbener zu versenken, der droben schon viel zu lange im üblen Geruch stehe: — das deutsche Drama nämlich. — Der todte Mime ist nicht recht klug! — Das Drama wäre nicht lebendig? — Haben wir denn nicht noch neulich den Naturmenschen von Horn und Geele über unsere Bretter schreiten sehen? Die Direction hat sich Wunderdinge davon versprochen; die beiden Meister haben wacker gemessen, gezirkelt und gemeißelt an dem Naturjüngling; die Effecte auf der schwarzen Tafel mit Hülfe der Regula-de-tri berechnet; immer bei sich selber gerufen: Handlung! Handlung! — wie ein hamburger Schacherjude, Coup an Coup gereiht und zehn Actien auf den Beifall genommen: — und dennoch! — o Welt voll Irrthum! — ausgepocht, ausgezischt! — das ist das Loos des Naturmenschen auf dieser künstlichen Welt, dies der Lohn für dramatische Rechenkünstler auf dieser natürlichen Erde. — Es wurde an selbem Abend spät in der Theaterbibliothek ganz still eine Leiche begraben. — Wie in aller Welt mögen wohl zwei Menschen an einem Drama arbeiten? — ja wenn es noch ein Paar Stiefeln wären! — aber ein Lustspiel! — begreife die Schusterei, wer es kann! — Dann kam Eugen Aram, ein Roman in fünf Aufzügen mit den langen Erzählungen in einem Hause, wo man Dionysos-Ohren mitbringen möchte; — nein, man muß diese gespitzten Ohren sehen, diese allgemeine Lauscherei, um von den verschwiegenen Schauspielern die Geständnisse ihrer Rollen zu erlangen; das Herz wird Einem schwer von Mitleid; Eugen Aram hat keine Hand in Bewegung gesetzt, und am zweiten Abend konnte man im Parterre Quadrille tanzen, wie unser alter geistreicher Director, Veteran Schmidt, zu sagen pflegt. — Gute Nacht, Drama! — Auch die Oper kränkelt bereits, Madame Walker ist seit ihrer Rückkehr von Wien größtentheils Patientin, und Herrn Wurda's weltberühmter Stimme geht es wie der Nachtigall um Johannis; es ist Zeit, daß sie sich ein Nest baut. — Wir sind curiose Leute; dies Alles macht uns kein graues Haar wachsen, ein Sänger oder keiner schiert uns nicht; wir klagen nicht, wir seufzen nicht, au contraire, in den Recensionen der Localblätter hangt der Himmel alle Tage voller Staccatos, Portamentos voll Schmelz und seelenvoller Töne wie der Weihnachtsbaum voll Zuckerthaler; wir Glücklichen! — und dennoch: — woher schleichen so viele sorgenvoll gesenkte ergraute Haupter durch unsere Gassen? — Ach, der Zollverband, der Zollverband! — man weiß nicht, man streitet sich, man erwägt und überlegt, ob wir diesen Verband auf die wunden Stellen unseres Handels legen sollen oder nicht. Was ist ein ruinirter Sänger gegen einen ruinirten Handel! was ein Halsverband gegen einen Zollverband! — Es gibt in unsern ehrbaren und wohlverordneten Bürgersitzungen allerweile harte Nüsse zu knacken, und die Herren Leichnamsgeschwornen sitzen mitten unter den Schwarzbemäntelten wie böse Omen, den Gedanken erregend, es könne Hamburg einmal wie Venedig und Genua zu einem großen vertrockneten Leichnam werden. — Die nächste hartschalige Nuß ist nun das inhaltschwere Expropriations-Gesetz, das Columbusei, das man seit einem Jahr behockt und bebrütet hat, um in nächster Sitzung das Schmerzens-Küchlein in die grüne Welt hinauslaufen zu lassen. Die Herren — ich meine der proponirende Senat — haben die größtmöglichste Vorsicht zum Gedeihen angewendet, wie denn z. B., hört man, bei jedem einzelnen Abtretungsfall ein neuer Bürgerbeschluß dem Zwang voraufgehen soll. Das nenne ich mit seidenen Handschuhen operiet; nun freilich unsere Freiheit ist empfindlich, weil sie nervenschwach; übrigens nivellirt man jetzt eben auch eifrig zwischen Kiel und Altona, die rothweißen beflatterten Stangen, mit denen man Eisenbahnsamenkörner in die Erde legt — nehmen sich vortrefflich aus; ob sie gedeihen und Lübeck überflügelt werden wird, weiß Friedrich und Rothschild; wir erfreuen uns vorläufig der schnellen Dampfschiffe, die uns im Laufe des Sommers den Vorschmack des in noch höherem Maße erwarteten Schauspiels boten, frische Gartenfrüchte, Kirschen und anderes Obst massenweise nach England, Frankreich und Holland zu entführen. Achthundert todte Ochsen gingen auch in diesen Tagen auf einmal nach den Kreideküsten, das ist Etwas, doch der Abgang kaum zu merken. — Der Norden, ach, ist kalt und — klug!

Notiz.

[Stradella.]

Dies ist der Titel der Oper von Walther v. Goethe, die in Wien und Weimar, wahrscheinlich auch in Dresden, aufgeführt wird. Walther von Goethe ist der ältere Enkel des Dichters.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 189. — den 27. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie.

(Fortsetzung.)

Viele Heirathen werden aus seltsamen Gründen geschlossen und der eben angeführte dürfte ohne Zweifel zu dieser Zahl zu rechnen sein, dennoch geschah auf einige Weise Herrn Werfett's Wille. Herr von Lestow erbat die Erlaubniß, sich gegen Marie erklären zu dürfen, und die Unterredung, welche ihm natürlich mit dieser nicht verweigert wurde, spann zu einer Länge sich aus, welche Herrn Werfett mit zornmüthiger Ungeduld erfüllte, dennoch hatte dieselbe ein günstiges Ergebniß herbeigeführt. So wie jener, der nur seine Reise im Kopfe hatte, die Einwilligung seiner Nichte vernommen, wollte er augenblicklich Alles zur Hochzeit vorbereiten, wogegen Herr v. Lestow sehr ernst erklärte, wie er nicht gesonnen sei, so bald sich zu vermählen, da die Fregatte, welche er befehlige, zu einem Kreuzzuge bestimmt wäre, von dem er nicht hoffen durfe, bald heimkehren zu können. Während seiner Abwesenheit werde seine verheirathete Schwester sich glücklich schätzen, seine Braut bei sich aufzunehmen."

Dieser Plan fand nothgedrungen Beifall, und die Zeit, welche Marie als Lestow's Braut noch im Hause ihrer Verwandten verlebte, gehörte zu den ruhig glücklichsten, welche sie bis dahin gekannt. Seit lange die Gesinnung ihrer Angehörigen kennend, wußte sie, daß, sobald Herr v. Lestow seine Bewerbung ausspräche, sie genöthigt sein werde, ihre Einwilligung zu geben, und als dies nun wirklich geschah, brach sie in heiße, unaufhaltsame Thränen aus.

Diese Zähren galten dem aufzugebenden Glück, von dem ihr jugendliches Herz geträumt, so wie einer tiefen und zarten Reue, welche es sie schon oft hatte bedauern lassen, ohne Vorwissen ihrer Verwandten jene Neigung erwiedert und dadurch aufgemuntert zu haben. — Thränen, halb ausgesprochene, halb errathene Worte verkündeten Geständnisse und Zusicherungen, welche ein fein empfindendes Herz auffaßte und mit jener Güte darauf einging, welche Vertrauen weckt, und in der Brust dessen, der günstige Vorsätze faßt, dieselben stärkt und kräftigt. — Am Schluß einer langen und herzlichen Unterredung sagte Herr v. Lestow ernst: „Ich bin nicht eifersüchtig, aber ich kann nur dann mich glücklich fühlen, wenn jede Empfindung von Ehre in mir die Wahl billigt, welche ich getroffen." Marie erröthete, sie senkte fast demüthig das Haupt, dann aber schlug sie die Augen mit einem Ausdruck von Wahrheit und Treue gegen ihn auf, welcher überzeugender als tausend Worte sein Herz mit Ruhe und Seligkeit erfüllte.

Das Gefühl für Werloff war seit Mariens Verlobung nicht in ihrem Herzen erloschen, aber sie betrachtete dasselbe jetzt wie einen Flecken in demselben, den sie auszulöschen vergeblich bemüht war. So vertilgt ein Gewitterschauer den Zauberglanz der kaum erschlossenen Blüthe, welche das Haupt langsam wieder erhebend, dasselbe der Sonne vergeblich zuwendet; der erste Farbenschmelz kehrt nimmer wieder. — Dennoch verlebten

die Verlobten eine erfreuliche Zeit miteinander; Marie empfand zuerſt im Leben, was es heiße, feſt auf Jemanden zählen zu dürfen, auf eine unwandelbar milde Geſinnung, auf Schutz und zarte Aufmerkſamkeit, und das Vertrauen, welches ſie empfand und äußerte, beglückte Capitän Leſtow auf eine ihm bis dahin fremde Weiſe.

Immer näher kam der Tag, an welchem Herrn Werſett's Reiſe und die Abfahrt der Fregatte feſtgeſetzt; Werloff war von ſeinem Urlaub einberufen, und mit ängſtlich pochendem Herzen dachte Marie an die Möglichkeit, ihm wieder zu begegnen. Eine ſolche Begegnung fand Statt, aber auf andere Weiſe, als ſie dieſelbe erwartet; am Morgen ihrer Abreiſe zu Leſtow's Schweſter war ſie früh in den Garten hinabgegangen, der immer ein Gegenſtand ihrer Sorgfalt und Liebe geweſen; wehmüthig ging ſie in den Gebüſchen umher und bevor eine Ahnung ihre Seele erreichte, lag Werloff zu ihren Füßen. Abgeriſſene Worte, Seufzer, Ausbrüche ſchmerzlichſter Verzweiflung, Selbſtanklagen und Bitten um Vergebung folgten aufeinander in wunderbarer Verwirrung. Tief erſchreckt und ergriffen hörte Marie ihn gegen ihren Willen, ihm war nicht zu wehren: „Ich vergebe Ihnen von ganzer, ganzer Seele," ſagte ſie endlich in Thränen ausbrechend, „aber, o gehen, gehen Sie jetzt!" Werloff ſprang raſch empor: „In dem Augenblicke, wo mir die Gewißheit wurde, Sie für immer verloren zu haben, drang zugleich die feſte Ueberzeugung in meine Seele, daß Sie Keinen geliebt als mich. Mit dieſer Qual, mit dieſer Seligkeit im Herzen, ſcheide ich von Ihnen. Leb' wohl, Marie, leb' wohl, leb' wohl! das iſt ein langer, langer Abſchied — ein Lebewohl fürs ganze Leben, fühlſt Du ganz, was das ſagen will? Gedenke mein, gedenke mein in Liebe." Bevor Marie es zu verhindern im Stande war, hatte er ſie feſt und ſtürmiſch in ſeine Arme geſchloſſen und war dann eben ſo raſch, wie er gekommen, in den Gebüſchen verſchwunden. —

Als Capitän Leſtow einige Stunden ſpäter Abſchied nahm, wagte Marie kaum den Blick zu dieſem zu erheben, ſie erſchien ſich ihm gegenüber herabgewürdigt und ſchuldbelaſtet, wie aber hätte ſie eine offne Mittheilung wagen dürfen, da beide Herren täglich in ſo nahe Berührung miteinander kamen, und Leſtow ſchwerlich einen ſolchen Eingriff in ſeine Rechte vergeben haben würde. Jetzt, wo Marie im Begriff ſtand, ſich für Monate von dieſem zu trennen, fiel die volle Anerkennung ſeines Werths, das Gewicht einer ſo langen Abweſenheit, ihr ſchmerzlich auf die Seele, Alles vereinigte ſich, ſie mit unendlicher Wehmuth zu erfüllen. Sein ſcharfer Blick nahm den Kampf in ihrem Innern wahr, eine düſtere Ahnung flog durch ſeinen Sinn, ſein natürlicher Edelmuth aber bewog ihn, ihr ſanft und freundlich zuzureden. Thränen verdunkelten ihre Augen, und ſeine Hand ergreifend, ſagte ſie bewegt: „Wenn ich — wenn ich jemals gegen Dich fehlte —". Er ergriff ihre beiden Hände und entgegnete herzlich: „O nie, nie! Du haſt mein Leben reich und ſelig geſtaltet, und nun — lebe wohl, meine Marie, möge Gott mit Dir ſein, wie meine Liebe es iſt." —

Nach einigen Stunden ging die Fregatte unter Segel; Capitän Leſtow's eigenthümlicher Takt leitete ihn auch in ſeinem Benehmen gegen ſeinen frühern Nebenbuhler; dies war ernſt und höflich, nicht ohne Herzlichkeit, jedoch fern von Uebermuth und jener beleidigenden Weichheit, welche Manche an den Tag legen, wo ſie eines Uebergewichts ſich bewußt ſind. — Werloff hielt ſich ſtreng in den ihm angewieſenen Schranken, ſeinem Vorgeſetzten Ehrerbietung und Aufmerkſamkeit, niemals aber Antheil bezeigend. —

Die Fregatte hatte ihre Miſſion erfüllt und war auf der Heimreiſe begriffen; der Sommer hatte ſein Ende erreicht, und Capitän Leſtow durfte kaum hoffen, ſein Schiff, ungeneckt von Herbſtſtürmen, in den ſicheren Hafen zu bringen. Dieſe ereilten ihn früher, als er gedacht, früher, als zu geſchehen pflegt, denn es war zu Anfang Octobers, als einzelne Windſtöße einem Orkan vorangingen, der ſelbſt das Herz der Muthigſten um ſo mehr mit Beſorgniß erfüllte, als ſie ſich, allen Wahrnehmungen zufolge, der norwegiſchen Küſte auf beunruhigende Weiſe nahe befanden. — Was Geſchicklichkeit und Ausdauer zu erſinnen vermögen, wurde angewandt, das ſchöne Schiff vor Untergang zu bewahren, dennoch ſcheiterte daſſelbe, ſeiner Maſten beraubt, keinem Steuer mehr gehorchend, an jener gefährlichen Küſte. Der Augenblick war ſchrecklich; das Schiff hatte im Anlaufen gegen Klippen eine ſo abſchüſſige Lage bekommen, daß es faſt unmöglich war, ſich an Bord zu erhalten, die gänzliche Vernichtung deſſelben ſchien nahe bevorzuſtehen. —

Jetzt dachte Jeder an die eigene Rettung, Boote wurden ins Meer hinabgelaſſen und von Verzweifelnden beſtiegen; Jeder wollte das eigene Leben retten, an Ordnung, an Mitgefühl war unter dem Getöſe des Sturmes kaum zu denken; was in den Böten nicht Raum fand, warf ſich ins Meer. Bald war das Schiff eine Einöde, nur durch zwei Geſtalten noch belebt, der Capitän und Lieutenant Werloff waren auf demſelben zurückgeblieben; jener hatte, in knieender Stellung über Bord

ſich beugend, der Abfahrt der Böte zugeſehen; der Mond, nur mitunter durch geſpenſtiſch vorübereilende Wolken verdunkelt, geſtattete wenigſtens zu ſehen, und nachdem Capitän Leſtow für die Rettung des Schiffes nichts mehr zu thun im Stande war, erſchien er wie ein Familienvater, welcher über der Gefahr der Seinen die eigene vergißt. Mitunter war aus den Böten der Ruf erſchollen: „Der Capitän, wo iſt der Capitän?“ Auch Werloff's Name wurde genannt, Beide hatten verſchmäht, auf den Ruf zu antworten. Jetzt, nachdem Leſtow ſich erhoben, gewahrte er jenen: „Werloff, Sie noch hier? retten Sie ſich um Gotteswillen! ſchnell, ſpringen Sie ins Meer.“ Es war, als ob jener nur auf dieſe Aufforderung gewartet, denn die einzige noch vorhandene Möglichkeit der Rettung erwägend, ſprang er raſch über Bord. —

Die empörten Wogen warfen ihn hin und wieder, ſein Bewußtſein war nahe daran, zu ſchwinden, nur der energiſche Wille, für ſein Leben kämpfen zu wollen, erhielt ihm körperliche Kraft. Nach unſäglicher Anſtrengung, nachdem er hundertmal zu ſterben gemeint, fühlte er feſten Grund unter ſeinen Füßen, das Ufer war erreicht.

Eine Weile verhielt Werloff ſich regungslos in bewußter Ohnmacht, dann ſich emporraffend, war ſein erſter Gedanke, heißer Dank gegen Gott, er empfand mit überſtrömender Empfindung, welch' ein Geſchenk das Leben iſt. — Spähend blickte er dann umher, nirgend eine Spur der Böte, kein Zeichen menſchlichen Daſeins, als nur in der Ferne ein matter Lichtſchimmer, muthmaßlich aus ärmlicher Fiſcherhütte hervordringend. Das Gefühl der Einſamkeit überfiel ihn ſchauernd, was war aus den Gefährten geworden? — Dieſe Betrachtung wurde von einem Gedanken begleitet, der ihn mit Schrecken durchzuckte, ihm fiel plötzlich bei, daß Capitän Leſtow nicht zu ſchwimmen verſtehe, und folglich verloren ſei. Einen Moment ſtand er zweifelnd, zögernd, dann den Blick während eines kurzen Augenblicks flehend, hoffend gen Himmel richtend, warf er ſich entſchloſſen ins Meer zurück. Jetzt, mit größerer Beſonnenheit gegen die Wellen kämpfend, gelang es ihm, das Schiff auf kürzerem Wege zu erreichen, er wollte rufen, ihm fehlte die Kraft, endlich gelang es: „Leſtow — Leſtow — werfen Sie ſich herab — ich rette Sie — raſch — raſch, oder wir ſterben Beide.“ Der letzte Zuruf half, Capitän Leſtow ſprang über Bord mit der Entſchloſſenheit einer Mannes, der den Tod jedenfalls vor Augen ſieht, und es gelang Werloff, ihn zu erfaſſen.

Bald von Hoffnung befreit, bald am Erfolge verzagend, ſah Werloff endlich ſein kühnes Wagſtück gekrönt, Beide erreichten das Ufer. Leſtow erholte ſich zuerſt, und ſich emporraffend und ſeinen Retter in ſeinen Armen aufrichtend, fielen heiße Thränen aus ſeinen Augen auf das bleiche, vom Meerwaſſer beſpülte Antlitz deſſelben. Ihn hoher auf den Strand ziehend, drückte er jenen feſter und immer feſter an ſeine Bruſt, ihn möglichſt zu erwärmen; endlich ſeufzte Werloff leiſe, noch aber fehlte ihm die Kraft, ſich regen zu können. Unruhig blickte Capitän Leſtow umher, der erwähnte Lichtſchimmer leuchtete ihm gleich einem Hoffnungsſtern, und den Gefährten, der allmälig mehr und mehr ſich emporraffte, halb tragend, halb führend, erreichten ſie eine Fiſcherhütte. Auf ihren Zuruf wurde zögernd geöffnet, nur Frauen waren daheim, die Männer hatten, die Schüſſe der Fregatte vernehmend, ſich ans Ufer begeben, um wo möglich zu retten und zu helfen. —

Capitän Leſtow war früher in Norwegen gereiſt, und der Sprache etwas kundig, gelang es ihm, ſich zu verſtändigen; die Frauen ſorgten mit ihren ärmlichen Vorräthen für Alles, die Officiere mußten die Feſtkleider des Vaters und der Söhne anlegen, das Feuer wurde geſchürt und Branntwein, gedörrter Fiſch und Kartoffeln ihnen vorgeſetzt. Beide junge Männer hatten während der letzten vierundzwanzig Stunden faſt nichts genoſſen, und mechaniſch von dem Dargebotenen nehmend, verſanken ſie gleich darauf in feſten Schlaf.

Der erſte dämmernde Tagesſtrahl erweckte Capitän Leſtow, er ſprang haſtig, faſt erſchrocken empor, dann ſeufzte er tief und blickte durch das kleine Huttenfenſter, die Fregatte zu erſpähen. Beim Anblick des Wracks drangen Thränen ihm ins Auge, er war ſich bewußt, Alles für die Rettung ſeines Schiffes gethan zu haben; ſein Muth und ſeine Geſchicklichkeit hatten der überwältigenden Macht der Elemente weichen müſſen, dennoch empfand er tiefen Schmerz und die lebhafteſte Unruhe über das Schickſal derjenigen, welche in den Böten oder ſchwimmend ſich zu retten verſucht. Werloff ſchlief den Schlaf der Erſchöpfung und der Jugend, und indem Herr von Leſtow das bleiche Antlitz deſſelben theilnehmend betrachtete, fuhr er unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen; dieſe erfaßte Marions Bild, es war ihm nicht verloren, und ſeinem Nebenbuhler verdankte er ſein Leben, verdankte Marie es, daß ſie ihn wiederſehen werde. Ein ſeltſames Gefühl knüpfte ſich an dieſe Betrachtung, zum erſten Male zog Werloff gegenüber eine beengende Empfindung ſeine Bruſt zuſammen, er

würde in dem Augenblicke Alles darum gegeben haben, niemals mit Jenem gleiche Wünsche gehegt zu haben. Seufzend mit der Hand über die Stirn fahrend, gab der Gedanke an seine Pflicht ihn dem Leben der Gegenwart wieder; leise dem Feuer sich nähernd, wo seine Kleider zum Trocknen sich aufgehängt befanden, beschloß er, da diese noch trieften, in den Kleidern seiner Wirthe auf Kundschaft auszugehen. Indem er zu diesem Zweck eine wollene Mütze ergriff, welche zu dem ganzen Anzuge paßte, bemerkte er, daß die Eigener der Hütte heimgekehrt waren. — Ein ältlicher Mann raffte aus einem Winkel sich auf, und dem Capitän auf dessen Wink vor die Hüttenthür folgend, deutete er auf ein am Ufer liegendes Fischerdorf als dem Zufluchtsorte der gestrandeten Mannschaft, indem er zugleich freundlich sich erbot, jenen dorthin begleiten zu wollen.

Rüstigen Schrittes ging der alte Fischer seinem Begleiter voran, je mehr sie ins Freie kamen, um so mehr gelangte Lesiow zum vollen Anblick der Fregatte; er fühlte, wie alles Blut aus seinen Wangen wich, er fühlte die Thränen, welche dieselben benetzten, ihn kümmerte es nicht. Wo auf dem Festlande der Sturm ein Haus vernichtet, nimmer kann der Verlust mit dem eines Schiffes sich vergleichen lassen. Der Hauseigner war nicht allein auf dasselbe beschränkt, ihm grünten Wiesen und Felder, er sah Bäume blühen und Früchte reifen, hörte den Gesang der Vögel, und sein Fuß betrat den sichern Boden, wie anders der Seemann! Mondelang einzig auf den Anblick des Himmels und der Meere beschränkt, hängt er sein ganzes Herz an ein Obdach, dessen Erhaltung häufig von seiner Umsicht abhängt. Wo ein Haus einstürzt, öffnen sich gastliche Thüren, die verscheuchten Bewohner aufzunehmen, wer hilft dem Seemann in ähnlicher Lage? Wo auf weitem Meere ein Unfall ihn trifft, da thun für ihn die Wogen der See sich auf zum stillen Grabe. —

Der frische Morgenwind strich über Lesiow's Antlitz, er athmete hoch auf, trotz seines Kummers, empfindend, was es heiße, nach so dringender Gefahr zu athmen und zu leben. Sein Blick streifte jetzt auch die Gegend umher, ein Thal, von Klippen eingeengt, von Bergen umschlossen, zwischen denen Gießbäche schäumend hervorstürzten, dem Meere zueilend; weiter von der See entfernt, reiche Gruppen von Fichten und Birken, im Vorgrunde das Dorf, welches, obwohl völlig kahl da liegend, dennoch der Landschaft einen milderen Charakter verlieh. Eine jähe Erinnerung flog durch Capitän Lesiow's Seele, ein zweiter Hinblick rief ihm alles zurück, er war nicht völlig fremd dort, die Landschaft in Mariens Album bezeichnete die Stelle, welche jetzt sein Fuß betrat. — Diese Erinnerung war ein Liebesgruß. —

Nachdem das Dorf erreicht, ging der Fischer in den Hütten umher, aus denen sich bald eine Gestalt nach der andern hervordrängte; Alle sammelten sich um ihren Capitän, dies Wiedersehen war rührend, kein Herz blieb unbewegt. Sein forschender Blick flog von Einem zum Andern, bevor er eine Frage ausgesprochen, bekam er Antwort; der zweite Lieutenant und vier Matrosen hatten ihren Tod in den Wellen gefunden, alle Uebrigen waren gerettet, und nur Einige lagen krank und verwundet in den Hütten. Der fast allen Menschen inwohnende Hang, das Seltsame aufzufassen, machte auch bei dieser Gelegenheit sich geltend, denn nachdem die ersten erschütternden Eindrücke überwunden, blickten die Seeleute nicht ohne heimliches Lächeln und einander anstoßend und zuwinkend, auf den Anzug ihres Capitäns, der diesem nirgends paßte, und in dem er doch mit derselben natürlichen Würde auftrat, welche ihn niemals zu verlassen pflegte.

Herr v. Lesiow bemerkte die heimliche Belustigung seiner Leute und ein flüchtiges Lächeln zuckte um seine Lippen, dann fuhr er fort, Anordnungen zu treffen, wie die Umstände solche gestatteten. Das Meer war hinreichend beruhigt, um vielleicht gegen die Mitte des Tages hin mit Böten befahren werden zu können, er befahl daher, alle vorhandenen Kähne aufzutreiben, um vermittelst derselben die Fregatte zu erreichen. Die gutmüthigen Norweger boten jede Hülfe an, und obwohl Herr von Lesiow sich nicht in der Verfassung befand, geleistete Dienste augenblicklich vergelten zu können, gelobte er eine Entschädigung seiner Regierung, welche nicht ausbleiben werde. (D. B. f.)

Notizen.

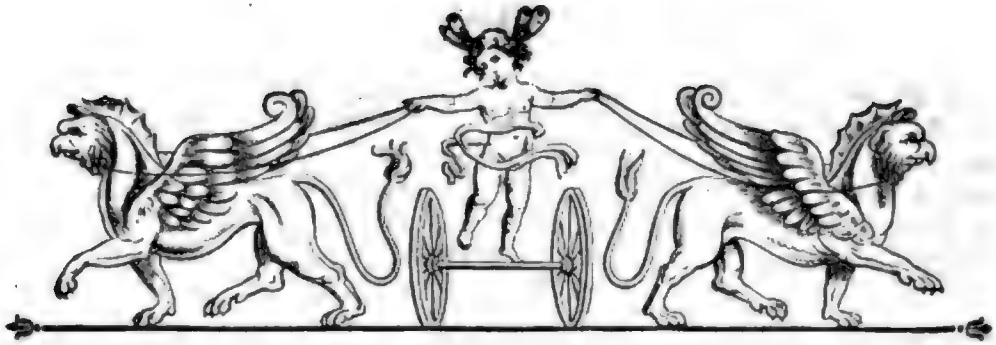
[Byron, übersetzt von Böttger.]

Von Böttger's Uebertragung war schon in diesen Blättern die Rede. Die zweite Lieferung brachte den Korsar, Manfred, Marino Faliero, Cain, die beiden Foscari, Sardanapal, Werner, den umgeformten Mißgeformten, Beppo.

[Burckhardt's Geschichte der neuesten Zeit.]

Von der Stiftung der sogenannten heiligen Allianz bis zur Erstürmung Warschaus wird diese Darstellung, die sich an Rotteck's Werk anschließt, führen. Es erschien bereits die 7te Lief. mit Karl X. Stahlstich, Leipzig bei Weber.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 190. — den 28. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie.

(Beſchluß.)

Nachdem Capitän Leſtow jede Anordnung getroffen, und für Alle nach Möglichkeit geſorgt, begab er ſich auf den Rückweg nach der Fiſcherhütte; je näher er derſelben kam, um ſo befangener fühlte er ſein Herz, für ſeinen großmüthigen Sinn lag etwas Schmerzliches darin, demjenigen die Erhaltung des Daſeins zu danken, dem er das Glück deſſelben geraubt. In der Thür jener Hütte trat Werloff ihm entgegen, Beide umarmten ſich herzlich, Leſtow's Dank war derjenige eines Mannes von Gefühl und Ehre; wunderbar hatten Beide ihre Stellung gewechſelt, Werloff, der ſeit jenem Abſchiede von Marien einen Vorwurf im Herzen behalten, glaubte dieſe Schuld jetzt getilgt, frei und offen blickte er in Leſtow's Auge, ja, er vergab dieſem ſein Glück; ſo nahe dem Tode, demſelben kaum entronnen, fühlte er jetzt von irdiſchen Banden keines ſtärker als die Zuneigung, die Theilnahme für ſeine Unglücksgefährten. —

Beide Officiere beſprachen ſich jetzt lebhaft über die zu treffenden Maßregeln, um das Mögliche vom Wrack des Schiffes zu retten; Leſtow wünſchte beſonders den Leuten ihr kleines Eigenthum zu erhalten, welche daran verhältnißmäßig den größten Verluſt erlitten. Beide Herren nahmen ihre Wohnung im Dorfe, und ſchon an demſelben Tage gelang es, einiges Werthvolle zu bergen. Dieſe Bemühungen wurden am nächſten Tage unabläſſig fortgeſetzt, an dem darauf folgenden war die Fregatte von der Oberfläche des Waſſers verſchwunden. Jetzt konnte nur noch daran gedacht werden, das Geborgene zu trocknen und zu bewahren, eine Sorge, deren Leitung Werloff über ſich nahm. Das Wetter hatte ſich völlig aufgehellt, und war für die Jahreszeit faſt warm zu nennen, weshalb Leſtow, der den Fiſchfang leidenſchaftlich liebte, eines Morgens einen leichten Nachen beſtieg, um zum Angeln ins Meer hinauszurudern. Werloff ſtand mit einigen Matroſen am Ufer, die ihrem Capitän zuſahen, der keine Begleitung gewollt und, das Antlitz von der friſchen Morgenluft geröthet, freundlich grüßend zurückblickte, dann aber, die Ruder mit ſo viel Kraft und Gewandtheit handhabte, daß das kleine Fahrzeug dem Auge bald nur als ſchwarzer Punct, bald gar nicht ſichtbar mehr erſchien. —

Die Mittagsſtunde nahte, und Capitän Leſtow war nicht heimgekehrt, Werloff ging in ihm ſelber unbegreiflicher Unruhe am Strande auf und ab; das Meer war glatt wie ein Spiegel, kein Lüftchen regte ſich, ein Unfall ſchien daher undenkbar. Dennoch verſtrich Stunde auf Stunde und Leſtow kehrte nicht zurück, und mit ſteigender Beſorgniß befahl Werloff der Mannſchaft, die vorhandenen Böte zu beſteigen; dieſe verſtreuten ſich nach allen Richtungen, ihren Capitän aufzuſuchen, und Werloff folgte. Mit einbrechender Nacht kehrten die Böte heim, Capitän Leſtow war nicht aufgefunden. Werloff ſuchte Beruhigungsgründe hervor, an welche er ſelber nicht glaubte, und die Mannſchaft begab ſich, nachdem eine Art Signalfeuer veranſtaltet, zur Ruhe, um früh

bei anbrechendem Tage die Nachforschung fortzusetzen. Kein Gedanke an Schlaf kam in Werloff's Seele, im Zimmer hin und wieder gehend brachte er die Nacht seufzend, händeringend hin, ihm selber unbewußt, entstürzten Thränen seinen Augen, er wußte es, nimmer werde er Lestow wiedersehen. —

Bei Tagesanbruch begaben die Böte sich wieder in See, diese war glatt, ruhig, von keinem Lüftchen getrübt, später warf die Sonne ihre Strahlen darauf hin, aber eben in dieser milden Stille lag etwas Schauerliches, die Leute sagten es sich, daß sie über dem weiten Grabe ihres Capitäns hinführen. Spät kehrten die Böte zurück, am langsamen Ruderschlag, an der lautlosen Stille der Heimkehrenden nahmen die am Strande harrenden Norweger den Erfolg der Nachforschung ab. Alle hatten den einnehmenden, freundlichen Mann bereits liebgewonnen, Jeder rief sich zurück, wie leicht und lebensmuthig er den Nachen bestiegen, von allen Seiten hörte man Aeußerungen des Bedauerns; mehr als Alles ehrte das tiefe Schweigen der Mannschaft sein Andenken.

Marie empfing die Trauerbotschaft mit Ausbrüchen des lebhaftesten Schmerzes, sie glaubte schon früher, Lestow's Werth erkannt zu haben, aber jetzt erst, nachdem sie ihn verloren, faßte die schwermüthige Ahnung Wurzel in ihrer Seele, daß mit ihm das Glück ihres Lebens untergegangen. Lestow's Schwester beweinte ihn mit Marie. Wäre er mit seinem Schiffe zu Grunde gegangen, sie würden sich früher beruhigt haben, in der geheimnißvollen Art seines Todes lag etwas die Phantasie ewig Aufregendes, da nur Muthmaßungen gestattet waren. Der allgemeinen Voraussetzung nach mußte Capitän Lestow durch eine zu jähe Bewegung das Umschlagen des Kahnes veranlaßt, und, da er nicht zu schwimmen verstand, eben dadurch seinen Tod gefunden haben. Mit ihm ging ein geschickter Seemann, ein braver und vortrefflicher Mensch verloren. Seltsam genug bezeichnete das erste Geschenk, welches Marie von ihm empfangen, den Schauplatz seines Todes. —

Nach Verlauf eines Jahres war Lieutenant Werloff zum Capitän ernannt, und sah sich nun, da Marie durch ein Vermächtniß ihres Verlobten, welcher, unverheirathet nur über einen geringen Theil seines Besitzes verfügen konnte, und dies vor seiner Abreise gethan, etwas Vermögen besaß, im Stande, sich um diese zu bewerben. — In der Selbstaufopferung, womit Werloff sein Leben eingesetzt, um Lestow zu retten, lag etwas Versöhnendes, welches bei seiner Bewerbung auf überzeugende Weise für ihn sprach; ein glücklicher Bräutigam, betrat er das gastliche Haus, wo Marie fortwährend verweilte, dennoch war dem ersten Wiedersehen die tiefste Wehmuth beigesellt. Beide beweinten miteinander den verlorenen Freund, über dessen Grabe ihr Glück erblühte. Marie hatte sich niemals Capitän Lestow gegenüber von jenen Empfindungen beseelt gefühlt, welche man Rausch der Leidenschaft nennen möchte, dennoch hatte sie ihm Hand und Wort mit größerem Vertrauen gegeben, als sie jetzt Beides an Werloff zusagte. Sie lächelte sanft, so oft dieser vorgab, von jedem Mißtrauen für immer geheilt zu sein, aber ein leiser Seufzer hob ihre Brust, so oft sie dabei in seine dunklen Augen blickte, deren scharfer durchdringender Blick im Innersten ihrer Seele erspähen zu wollen schien, ob er in der That berechtigt sei, ruhige Zuversicht hegen zu können.

Nicht ohne die tiefste Wehmuth vermochte Lestow's Schwester Capitän Werloff zu betrachten, sein Anblick preßte ihr das Herz zusammen, indessen Herr von Melden, der den Verlust seines Schwagers nicht mit gleicher Tiefe empfand, als enthusiastischer Verehrer Mariens, jenem aufs herzlichste Glück wünschte. Bei diesem Lobe regten sich die alten Leidenschaften in Werloff's Seele, sein Auge verfinsterte sich, Wolken flogen über seine Stirn, und so oft jener völlig arglos, nur die Gesinnung seines Herzens aussprechend, Marie als das beste, lieblichste Wesen bezeichnete, ließ ihr Verlobter es diese, welche von dem Allen keine Ahnung hegte, durch schroffen Kaltsinn entgelten.

Herrn und Madame Werseit's erbetene Einwilligung war aus Italien eingetroffen, bald wurde der Segen der Kirche über jene Verbindung gesprochen, und Marie folgte ihrem Manne, der vorläufig auf dem Festlande verweilen durfte. Diese Ehe wäre eine glückliche zu nennen gewesen, hätte nicht Werloff's finstere Leidenschaft den süßen Frieden derselben getrübt. Marie gehörte nicht zu den Frauen, welche dem Aufflammen grund- und zwecklofer Heftigkeit ruhige Besonnenheit entgegenzustellen vermögen, ihr jugendliches Haupt beugte sich unter der ihr auferlegten Last, und ihr fast immer ernstes Wesen ließ kaum errathen, daß für sie noch keine zwanzig Sommer dahin gegangen. —

Nach anderthalb Jahren ging an Werloff Befehl, sich zum activen Dienst zu stellen; es war vorauszusehen, daß er lange abwesend sein werde, und beide Gatten empfanden den Schmerz der Trennung in tiefster Seele, Marie mit einer Sorge, welche herzbrechend war; sie wußte, daß man sich trennen und nimmer wiederse-

ben kann. — In Werloff's Herzen kämpften die widerstreitendsten Empfindungen, Reue, eine so liebenswürdige schuldlose Frau oft geplagt und ihr Leben getrübt zu haben. O, er hatte schlecht gehalten, was er ihr heilig gelobt! und dann auch wieder neben Reue und Schmerz eifersüchtige Sorge, sie verlassen zu müssen, sie nicht bewachen, nicht leiten zu können. Ein Theil dieser Bekümmernisse fand willkommene Erledigung durch eine freundliche Einladung der Frau von Melden, welche Marien während der Abwesenheit ihres Mannes einen Aufenthalt in ihrem Hause anbot. Für Werloff lag in diesem Vorschlage Beruhigung, denn, welche Grillen ihm auch mitunter in den Sinn kommen mochten, diese fanden auf jede Weise Nahrung, und mehr noch, wenn er seine Frau ohne Schutz zurück zu lassen genöthigt war.

Marie kehrte nicht allein in das ihr gebotene Asyl zurück, ihr Kind begleitete sie, ein Knabe, der Lestow's Namen trug, und bei dessen Anblick Frau von Melden in heiße Thränen ausbrach; o, lebte ihr Bruder, und dies wäre sein Sohn! — Auch Herr und Madame Werfett kehrten nach einiger Zeit von ihren Reisen heim, der Erste wo möglich noch wunderlicher, halb Engländer, halb Italiener; so weit gänzlich abweichende Nationalität sich vereinigen läßt, war er Alles, nur kein Deutscher, und verachtete sein Vaterland tiefer denn je zuvor. Auf England war er stolz, wie man etwa auf die Würde, den Reichthum und das gentlemanlike Wesen mächtiger Verwandte sein mag, auf Italien in der Weise, wie Familien es zu sein pflegen, aus deren Mitte ein großer Künstler oder Kunstkenner hervorging. —

Marie wurde von ihren Verwandten ganz so aufgenommen, wie es die Eigenthümlichkeit derselben erwarten ließ. Herr Werfett vergab es seiner Nichte nie, einen Gatten gewählt zu haben, der weder ein Mann of fashion noch of high life genannt werden konnte; dessen ungeachtet sah er gern, daß sie in seinem Hause aus- und einging, ihre sanften Formen hatten ihn verwöhnt, und er sie seit ihrer Trennung oftmals entbehrt. Madame Werfett war ruhig freundlich, für das Kind von großer Herzlichkeit, und Marie blühte in dem ruhigen Gange eines häuslichen Lebens sichtbar auf; dessen ungeachtet waren für sie Werloff's Briefe Lichtstrahlen, welche dasselbe erhellten. Endlich nach vierzehn langen Monaten zeigte dieser seine Rückkehr an, jedoch ausdrücklich von Marien begehrend, auf nähere Auskunft zu warten, bevor sie ihren Aufenthalt verändere, da noch keine Entscheidung erfolgt, wo die Escadre anlaufen werde.

Die heiß ersehnte Nachricht kam endlich, Werloff beschied seine Frau zu sich; sein Brief war rührend herzlich und erfüllte das Herz, welches so lange in Sorge und Sehnsucht sich verzehrt, mit unendlicher Wonne; wie sehnte ihr Gatte sich nach ihr, wie nach dem Kinde! — Marie hätte sich Flügel gewünscht, sogleich zu ihm eilen zu können, dessen ungeachtet sah sie sich außer Stande, augenblicklich abzureisen, sie hütete das Bett, als jener Brief anlangte und der Arzt, den man zu Rathe gezogen, schien den Ausbruch ernstlicher Krankheit zu besorgen. Bemüht, Werloff nicht zu erschrecken und doch sich bewußt, daß sie seinem Mißtrauen gegenüber ihres Unwohlseins gedenken müsse, bat sie ihn um den Aufschub weniger Wochen. —

Die Antwort kam umgehend, sie sollte freundlich sein und war eiskalt; des schon in seinem früheren Briefe erwähnten Umstandes gedenkend, daß es für ihn unter den noch obwaltenden Verhältnissen unmöglich sei, Urlaub zu erhalten, fügte er kühl hinzu, wie er sehr gern bereit sei, sich zu gedulden. Er schrieb unter anderm:

„Ich begreife, theure Marie, daß schon der Gedanke, ein so gemüthliches Leben aufgeben zu müssen, ein zartes Nervensystem zu erschüttern vermag; ich fühle, was es heißt, allen Verwöhnungen einer vom angenehmsten Luxus verschönten Existenz zu entsagen, um das beschränkte Loos eines armen Seemannes zu theilen. Der Abstand ist zu schneidend! — Was ich Dir zu bieten vermag, ist wenig, ist nicht viel mehr, als ein Herz voll treuer Liebe, deshalb bescheide ich mich gern, und begreife, daß Alles, was Dich umgibt, sich beeifert, eine so anmuthige Frau länger noch zu fesseln."

Dieser von der traurigsten Leidenschaft eingegebene Brief zerriß Mariens Herz, und in ihrer Krankheit mochte es begründet sein, daß sie mehr Erbitterung noch als Schmerz empfand. Keine Vorstellung vermochte sie zu halten, sie ließ Alles zu ihrer Abreise ordnen und schwankte vom Bett aus in den Wagen. Auf alle Bitten, auf alle Einwendungen entgegnete sie nur: „Mein Mann will es." Herr Werfett, der sich an seiner Nichte Gesellschaft erfreut, war aufs Höchste erbittert, und als seine Gattin den Knaben weinend aus ihren Armen ließ, sagte er heftig: „Habe ich es nicht immer behauptet, mein Engel! keine Spur von high life! ein echter Gentleman würde so zu handeln gar nicht im Stande sein. Höchst, höchst unfair, in der That."

Capitän Werloff erschrak, als er seine Frau anlangen sah, zärtlich hob er sie aus dem Wagen, und sie ließ es geschehen, ohne Erwiederung seines Blicks, seiner un-

ausſprechlich herzlichen Begrüßung, ſeiner Fragen, ob die Reiſe ihr geſchadet? Mit einem Arm ſie umfaſſend, langte er mit dem andern nach ſeinem Sohn, ſeine Freude hatte mehr Thränen als Worte; Mariens Schweigen nicht begreifend, beugte er ſich innig zu ihr nieder, ſeine Lippen berührten eiskalte Wangen, ſein Auge ſah in groß geöffnete, ausdrucksloſe Augen. Jetzt erſt gewahrte er den ganzen Umfang der Gefahr, welche ihm drohte. Marie wurde eilig ins Bett geſchafft und jede mögliche Hülfe aufgeboten.

Ein heftiges Nervenfieber zerriß den Faden dieſes jungen Lebens; während Wochen ſprach ſie nicht und kannte Niemanden, endlich an dem Tage, wo der Arzt eine Kriſis vorhergeſehen, öffneten ſich ihre Augen mit mildem Ausdruck; ſie richtete dieſe auf Werloff, der wie faſt immer an ihrem Bette ſaß. Sein Anblick ſchien ſie tief zu erſchüttern, ihre Lippen bebten, wie im Weinen, dann legte ſie ihre arme, ſchwache Hand matt in die ſeine und ſah ihn an, immer ohne zu reden; dieſer Blick enthielt Unvergeßliches, Liebe, Vergebung und herzliche Segenswünſche. Er blieb ebenfalls ſtumm, beredtſam ſtumm, im Uebermaaß des Jammers, nur einzelne Schmerzenslaute entrangen ſich ſeiner Bruſt, da richtete Marie ſich plötzlich mit ausgebreiteten Armen empor: „Ernſt! Ernſt!“ flüſterte ſie kaum hörbar und ſank dann entſeelt zurück. So blieb es unentſchieden, ob ihr letzter Ruf ihrem Kinde oder Leſtow gegolten.

Notizen.

[Lortzing's neue Oper auf der leipziger Bühne.]

Ein deutſches muſikaliſches Talent, das ſich mit ſo viel Eifer der Bühne zuwendet, auch wenn es nur deren momentanem Bedürfniß ſich widmet, verdient alle Beachtung, ſchon um deswillen, weil das Publikum über die noch immer blühende Leichtfertigkeit der franzöſiſchen komiſchen Oper enträuſcht werden muß. Die deutſchen Muſiker von ſtrengem Styl vermiſſen in Lortzing's Opern muſikaliſche Gedanken, und doch iſt in einem einzigen Act derſelben wenigſtens mehr Arbeit als in den ſämmtlichen Sachen von Thomas. Bei alle dem freilich iſt's mit der Arbeit und der Inſtrumententhätigkeit nicht genug, und es will uns ſcheinen, als wenn die dritte Oper von Lortzing: „Caramo oder das Fiſcherſtechen“, mehr als die früheren ein mühſames und vergebliches Zerarbeiten und Ringen der Orcheſterkräfte merklich mache, ſo daß der Gewinn an muſikaliſchem Gedankengehalt ein ſpärlicher genannt werden muß. Die Inſtrumentirung iſt reich, klug, einſichtig, der Componiſt weiß die Functionen der Orcheſterſtimmen, weiß Licht und Schatten ſehr gut zu verwenden, aber er arbeitet ſich ſelten aus dem Floskel- und Phraſenthum heraus. Opern von Mercadante und Donizetti bringen nichts als geſungene Phraſen, hier haben wir an Orcheſterfloskeln Ueberfluß. Was der Verſtand daran gemacht hat, die Anlage der Oper, iſt durchaus ſehr geſchickt, wenn nicht vortrefflich. Lortzing bringt zwei Naturmenſchen, welche Lieder ſingen aus dem Munde des Volks, Caramo und ſeine Geliebte, und ſtellt dieſe natürliche muſikaliſche Anmuth der komiſchen Grandezza einer gebildeten und überbildeten Menſchenwelt entgegen. (Auf jener Seite der Tenor Schmitt, und die Soubrette Frln. Günther, auf dieſer Seite der Buffo Berthold und Frln. Schlegel.) Die Anordnung dieſer Contraſte zum Zuſammenwirken in mehrſtimmigen Pièçen zeugt von Einſicht und ungewöhnlich richtigem muſikaliſchen Verſtande; wäre nur die muſikaliſche Eingebung, der Gedankenfond ſo reich, wie die Anlage der Oper gut iſt, ſo hätten wir vielleicht ein komiſches Meiſterſtück mehr in Deutſchland. — Die Darſtellung war durchaus gefällig, die vier genannten Theaterkräfte wirkten ſehr lobenswerth, der Componiſt, der ſein Werk ſelbſt dirigirte, wurde gerufen. Der Text ſcheint von ihm ſelbſt, und iſt ſehr geſchickt nach einem franzöſiſchen Stoff benutzt; nur iſt manches im Dialog zu ſtark für die Galerie gearbeitet.

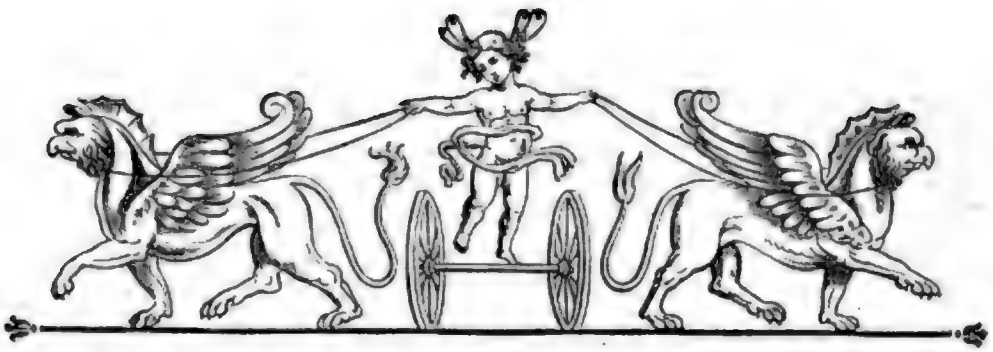
[Knigge über deutſches Theaterweſen.]

Der ſelige Freiherr Knigge, deſſen gemüthlicher Roman „die Reiſe nach Braunſchweig“ jetzt von ſeinem Enkel, Freiherrn von Reden in Hannover, in ſiebenter, mit 36 Skizzen von Oſterwald prächtig ausſtaffirter Auflage edirt worden iſt (Hannover, Hahn), klagt ſchon im J. 1792 über die kümmerliche Geſtalt, in welcher das deutſche Theater fortvegetire, folgendergeſtalt: „Herrſcht wohl auf zehn Meilen Weges in Deutſchland einerlei Geſchmack, und bleibt dieſer Geſchmack ſich wohl zehn Jahre hindurch gleich? Weiß unter hundert Menſchen einer, was er eigentlich von einem guten Schauſpiele fordern ſoll? Nein! er weiß nur, daß er etwas Neues ſehen will, ſo ein Hin- und Herreden und Wirken durcheinander, bei welchem zuweilen ein unerwarteter Zug ihn überraſchen, oder ein luſtiger Einfall ihm das Zwerchfell erſchüttern, oder eine einzelne rührende Situation ihn aus ſeinem Phlegma aufwecken ſoll. Um die Haltung des Ganzen bekümmert er ſich wenig. Für den Genuß des Erhabenen in der Kunſt, ein Genuß, der für einen echten Kenner, je öfter er ein Meiſterwerk ſieht, um deſto größer wird — dafür hat das Gros des Publikums nirgends in Deutſchland Sinn, ſondern will immer nur neue Spielwerke ſehen“ u. ſ. w. Ja, Spielwerke! Wir ſind noch immer in demſelben Kindheitszuſtand! †.

[Beurmann's Deutſchland.]

Von Beurmann's „Deutſchland und die Deutſchen“ iſt bereits die 11. Lief. erſchienen. Sie enthält die Darſtellung Thüringens.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 191. — den 30. September 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Romane.

Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken, von Karl Immermann. Th. 1. u. 2. Düsseldorf, Schaub.

Eigentlich Unwichtiges hat Immermann nie geschrieben; ob das Gewichtige seiner Productionen zugleich anmuthig war und jene einschmeichelnde Macht der Schönheit übte, wodurch das Bedeutsame dem Zeitalter erst genießbar und für die Culturepoche, für die Gesellschaftswelt, für die literarische Jugend oder das abgeschlossene Alter von Einfluß wird, ist eine zweite Frage. Es klingt hart und herb, läßt sich aber nicht in Abrede stellen: die Grazien sind leider ausgeblieben bei diesem großartigen Talente, das ein Zeitalter zu umspannen berufen schien, aber es nicht auszufüllen vermochte. Immermann's erstes Auftreten erweckte Enthusiasmus. Man staunte über die Kraft seiner Mittel, womit er sich ankündigte, man hatte Zuversicht auf die mannhafte Hoheit seiner Gesinnung. Das Spartanische seiner Muse imponirte, selbst wo es kalt ließ; mitten in den Beginn einer verweichelten Literaturepoche, die mit Tieck's Conversationsnovellen datirt, wollte er, ein literarischer Michelangelo, hereinragen, um die Interessen der Nation um seine Gestalt zu bannen und sie mit seinem energischen Streben zu kräftigen. Inzwischen blieb dieses imposante Naturell immer mit den Eckſteinen zum Bau beschäftigt, ein ganzes Leben voll großer Arbeitsamkeit reichte nicht hin, dem verfallenen Theater eine neue Gestalt, der dramatischen Production einen neuen Charakter zu geben. Das Dilemma zwischen diesem Talent und dem Zeitbedürfniß blieb fühlbar, selbst wo sich das Glücklichste, entschieden Erhabenes und Großes in einzelnen Zügen seiner dramatischen Arbeiten an den Tag stellte. Wir entnehmen hieraus die Bestätigung eines Erfahrungssatzes. Es gehört nämlich zur glücklichen Befruchtung einer Zeitepoche durch Kunst und Literatur nicht nur, daß Talente da sind, die Reines, Edles wollen, und im großen Dienst des Apoll wirklich stehen; es gehört auch dazu, daß das Talent ganz eingehe in die Bedürfnisse der Epoche, ganz deren Product, nicht ein einsiedlerischer Sonderling bleibe. Unter einem richtigen Ineinandergreifen der Bestrebungen des Talents und der Bedürftigkeiten der Masse werde nicht ein absichtliches Huldigen, kein dienerisches Aufwarten verstanden; hieraus wird nur die feile Literatur des eiteln Müßigganges; aber ein Blick auf Goethe's Stellung zu seinem Zeitalter weist allerdings nach, wie das Genie, wenn es Herr seiner Welt sein wollte, auch instinctmäßig deren Sohn war. Goethe hat seiner Zeit bis auf deren Schwächen und Verirrungen angehört. Das soll nicht Richtschnur sein, sondern nur zur Erläuterung dienen, wenn es bedenklich oder auffallend erscheint, daß ein so großes Talent, wie Immermann als Dramatiker, seiner Epoche so wenig war, so Bedeutendes construirte und doch so ohne Segen blieb. Immermann's Thätigkeit ist weniger Lebensregung seiner Zeit, als vielmehr Sache der Schule. Seine kraftvoll gefügte, gutartig derbe Natur fühlte, wie sehr mit Houwald, Müllner und Grillparzer's Ahnfraurichtung das deutsche Theater in weichliche Schlemmerei versank; er fühlte in seiner Natur die Nöthigung, eine Shakspeare'sche Schule zu stiften und aus ihr heraus gleichsam mit ganz neuem gesunden Anlauf eine zeitgemäße Höhe der dramatischen Kunst zu erstürmen. Das Zeitalter ließ sich imponiren, ohne die Sympathie zu theilen. Immermann's kolossale Arbeiten blieben in ihren zeitlosen Fundamenten stehen, Eckſteine eines großen Neubaues, ungefügig für ihre Epoche, oft cyklopenhaft täppisch hingestellt, und es ist nur die Consequenz der Energie zu bewundern, die so rastlos in sich beharrte. Inzwischen konnte das Gefühl einer tiefen Verstimmung für Immermann nicht ausbleiben, nicht eine kleinliche Empfindsamkeit über Mangel an Anerkennung, sondern eine Kraft

zur Satyre gegen die Zeit, die sich seine gewaltige Arbeitsamkeit nicht aufzwingen ließ und in ganz andern Bahnen ging. In den „Epigonen" sahen wir einen Versuch Immermann's, sich der Zeit zu nähern, und das geeignete Mittel, ihr anzukommen, um Herr ihrer selbst zu werden, däuchte ihm die Goethe'sche Romanform. Um nur Eingang zu gewinnen, eine Brücke zum Publicum zu finden, ward Wilhelm Meister nicht blos in der Haltung des Haupthelden, auch in einzelnen Gestalten nachgeahmt, so daß man diese und jene, wie Flämmchen, sogar als Copien zu bezeichnen hatte. Dies konnte kaum bewußtlos geschehen sein. Was sich aber im Verhalten des Verfassers hier nur als Mißstimmung gestaltete, vor der ein nachgebornes Zeitalter als ein ziemlich schiefes sich erwies, wurde im Münchhausen zur vollkommenen Satyre. Und zu dieser Geißel, die Immermann hier in der Figur des lügnerischen Freiherrn über sein Jahrzehend schwingt, sind Geist, Witz und Scharfsinn mitunter straff zusammengebunden. Im Münchhausen läßt der Dichter gewissermaßen einen modernen Don Quixote durch die Gesellschaft wandern, nicht einen Lanzenreiter, der den Spleen hat, die alte Romantik zu verkörpern, sondern einen ganz modernen, in alle Reflexionsstoffe eingetauchten, in allen Richtungen des Denkens, Glaubens und Versuchens gehetzten Menschen, der über alles räsonnirt, vom Tarantelstich des Eifers getrieben alles überbietet, aus Tugend Ekel empfindet, und an diesem Ekel sich doch in geheimer Sympathie weidet, kurz, einen räsonnirenden Ritter der Zunge, der sich in den Zeitideen herumwälzt, Rad schlägt mit allen Begriffen, und von Verwirrung zu Verwirrung stürzt. Wie der Gedankenkreis Immermann's hier zu Ende abläuft, muß das Ende des Romans selbst lehren. Hier werde nur des Münchhausischen Sancho Pansa noch gedacht, der als Karl Buttervogel den Freiherrn begleitet, eine vortrefflich gehaltene, grobkantig derbe, ganz schmählich prosaische Figur, die sehr ergötzlich ist. In Zeichnung der andern Gestalten, des alten Barons, des Fräulein Emerentia, in welcher der Autor die Prüderie persiflirt, des Schulmeisters u. a. ist Immermann's Pinsel zu grobkantig; sein Satyr liefert nicht Arabesken, nicht Doppelnaturen von Vogel- und Blumengestalt, sondern schwerfällige Unken- und Stiersiguren. Dies biderbe Element des magdeburger Heimathlandes ist an der Gesinnung des Dichters höchst ehrenwerth, kommt aber im Witz nicht zur Psyche des feinern Humors. — Meisterhaft ist die Schilderung Westphalens im zweiten Buche des ersten Bandes. Die Figuren des Hofschulzen, des rothhaarigen Knechts, des Patrioten Caspar sind vortrefflich ausgeführt; so wie alles, was zur Zeichnung Westphalens gehört, durchaus an Werth die oft lahme Satyre des Werkes überragt. Auch steht zu fürchten, daß wenn Münchhausen später vielleicht in Berlin und Wien auftritt, Immermann's gutmüthiger, aber nicht immer feiner Humor hier nicht das ihm unterwürfige Terrain finden werde.

Nachschrift. Band 3 u. 4 sind ebenfalls erschienen und stürzen manche Vermuthungen des Lesers über Fortgang und Schluß der romantisch modernen Burleske um. Freiherr von Münchhausen geht weder nach Berlin noch nach Wien, er bleibt in Westphalen, wo es Immermann so wohlgefällt, wo sein biderbes kräftiges Naturell reichen Stoff findet, um sich heimisch zu fühlen. Bei alledem balanciren sich in Münchhausen's Gehirn und in seiner Umgebung so ziemlich alle Zeitfragen auf und ab, und der Held der Geschichte bleibt der Vertreter eines lügnerischen Idealismus, dem der platte gesunde Töffel der Realität in der Gestalt Karl Buttervogel's stets aufwartet und die Stiefeln an- und auszieht. Als ihm der Stoff ausgeht, zieht er sich in seine innern Gemächer zurück und verbanzt sich gegen die Anmaßungen der Welt, bis der Schriftsteller Immermann in Person in die Geschichte eintritt, sich mit seinem Helden zankt und ihn für die Mitwelt wiedergewinnt. Bei den Erörterungen über die fragliche Person des räthselhaften Freiherrn wird das Wort fallen gelassen, der eigentliche Münchhausen dieser Zeit sei vielleicht Niemand anders als Semilasso. — Im dritten Bande füllt auch der Hofschulze seinen Platz aus. Sehr schön ist Lisbeth gehalten, das derbe, innerlich gesunde, mithin von echter Idealität erfüllte Naturkind. Die Scene, wo sie der kleinen geputzten Baronin mit der ganzen einfachen Grandezza der entschlossenen Unschuld und simplen Geisteskraft ihren Entschluß kund thut, niemals zu resigniren und auf den Grafen Oswald zu verzichten, erinnert an die kraftvolle reine Bergluft, welche die Schweizergestalten in Immermann's „Hofer" athmen.

Napoleon. Roman. Vom Verf. des Türken u. a. m. Leipzig, Focke.

Abermals ein merkwürdiges Buch von dieser merkwürdigen Autorschaft. Es steckt in diesen Schriften so viel morgenländische Gluth der Begeisterung für europäische Kunstgebilde, namentlich für katholische Kirchenmalerei, zugleich so viel Widerwillen gegen die socialen Gesetze des christlichen Occidents, daß man fortgesetzt gemahnt wird, der Verfasser oder die Verfasserin sei eine aus dem Orient durch seltsame Lebensschicksale in unsere Zustände geschleuderte Persönlichkeit. Daß diese Beichte, die sich hier, wie im „Türken", dem Publicum überliefert, in Form des Romans sich hinstellt, ist jedenfalls ein Mißgriff. Vor diesem in Gluth getauchten Pinsel, vor dieser in Unruhe zitternden Palette können feste, episch und naturgemäß entwickelte Gestalten nicht fertig werden, nicht Stand halten. Hier ist entweder der bis aufs höchste gesteigerte Reiz weiblicher Nerven thätig, oder ein Opiumrausch vorhanden, vor welchem die Lineamente des historischen Lebens im Occident so seltsam rasch und hitzig auf- und niederschwimmen, ohne Haltung zu gewinnen. Die heiße Leidenschaft eines Weibes ringt einem männlichen Ideale nach, das mindestens ein Gott sein soll, und läßt es, jählings enttäuscht, mit blutigem Schmerz wieder fallen. Eine schicksalsvolle Zaubermacht streckt seine Hände aus nach dem Herzen, und Dämon und Engel, Hölle und Himmel gaukeln in verzückter Eintracht vor dem Auge des Sterblichen hin, ohne den aufgestörten Lebensgeistern eine andere Ruhe als Ermattung und Erschöpfung zu gönnen. Das neue Buch der unbekannten, in Dresden wohnhaften Autorschaft heißt Napoleon. Gleich hinter dem Titel liest man zu Anfang: Ich war ein sechsjähriges

Mädchen, als u. s. w. So beginnt der Roman und liefert uns in der That die Memoiren eines Frauenzimmers, vor dessen Innerm Napoleon als Inbegriff aller männlichen, dämonischen und heroischen Tugenden, als Abgott für weibliche Anbetung dasteht. In einer Mädchenpension beginnt diese Schwärmerei für das Dämonische, das Ungeheure in der Mannesnatur. Ein jugendlicher Anbeter wird beschworen, für den Helden der Menschheit, den negativen Welterlöser, zu fechten und sich dem Zuge nach Rußland anzuschließen. Der Geliebte ist ein Russe von Geburt, er folgt dem Gebote und wird Vaterlandsverräther. Da bricht aber das Unglück über den Idealhelden herein, und die persönlichen Figuranten für diesen idealen Begriff des Dämonischen und der Männernatur wechseln. Ein Maler in Dresden, der des Mädchens Züge in einem Madonnenbilde verklärt wiedergibt und sich der jungen Seele fieberhaft bemächtigt, ist der zweite. Nach einem blutigen Ende dieser Katastrophe ist es ein dritter Mann, der in Rom der Heldin entgegentritt und unverkennbar auch in den äußern Gesichtszügen an Napoleon erinnert. Dieser Räthselhafte, „mit dem großen Feuerblick," gewinnt noch zwei andere weibliche Herzen, und tritt plötzlich mit allen Dreien, denen er Treue schwur, zusammen. Er ist Orientale, er ist jener Jussuf, von dem die Geschichte allerdings eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem „Mann der Insel" behauptet. Die piquante Situation, daß ein Mann drei Frauen auf einmal gewinnt und für jede wahrhaft fühlt, was er nach seinen Begriffen als Orientale darf, ohne daß sich auf occidentalem Terrain der Schreck vor dieser Verwegenheit mildert, — ist lange nicht glücklich genug benutzt und festgehalten. Alles tobt in Hast vorüber, und mit wenigen heißen Pinselstrichen ist's im Roman nicht gethan; der Roman ist keine Farbenskizze, sondern ein Oelbild; der Eindruck mag ein heftiger sein, aber die Motive müssen mit Sorgfalt angelegt werden. Das ist der Fehler, der hier vorwaltet. Merkwürdig bleibt immer die Parallele zwischen Orient und Occident, die durch dies Buch läuft. Nicht minder die wahrhafte Gluth der Begeisterung für abendländische Kunst, die sich in einzelnen Wendungen verräth.

Correspondenz.

Aus Wien.

[Nachträglich über die Schicksale der wien-brünner Eisenbahn.]

Seit längerer Zeit bildete die Eisenbahn das Gespräch aller Cirkel der Residenz. Der Unfall, welcher bei der ersten Fahrt nach Brünn Statt hatte, und welchem sich später einige kleine beigesellten, lieferte den Stoff zur Conversation. Nachdem Tage lang das Bureau der Eisenbahn-Direction um Billets zur Eröffnungsfahrt bestürmt wurde, und kaum der dritte Theil aufgenommen werden konnte, wurden an der Börse und in den Kaffeehäusern einzelne Billets um das Doppelte und Dreifache gekauft und gesucht. Es war am 7. Juli, Sonntags, als die neugierigen Wiener in aller Frühe zum Bahnhofe stürmten, um der Abfahrt beizuwohnen. Nahe an tausend Menschen wurden in vier Trains auf 38 Wägen aufgenommen. Die Tenders waren mit landesfarbigen Fahnen und Kränzen geschmückt, eine Militärbande musicirte und das freundlichste Wetter begünstigte die Spazierenden. Unter Anstimmung der Volkshymne setzte sich eine Locomotive nach der andern in einer Zwischenzeit von fünf Minuten in Bewegung, und mit dem Begrüßen vieler tausend Zuschauer brausten die Waggons über die Donaubrücken gegen Wagram. Die Gegend ist hier flach und bietet, außer einigen Fernpuncten, dem Auge wenig Anziehendes. Hinter Gänserndorf und bei Lundenburg, der Gränzscheide zwischen Oesterreich und Mähren, und nahe an Ungarn, erblickt man rechts den Gebirgszug der Sudeten und Karpathen. Die Bahn durchschneidet hier an mehrern Puncten das schiffbare Flüßchen Thaya, welches oft die Ufer übertritt und das umliegende Flachland überströmt; auch die March, bekannt durch die für den Böhmenkönig Ottokar so unglückliche Schlacht, ist mit einem hohen Damm überzogen. An allen Orten hatten sich die Bauern in festlichen Sonntagskleidern eingefunden und bewillkommneten die Züge mit Böllerschüssen, Triumphbögen und Vivatrufen. Aber ein rauschender Jubel erscholl in der Nähe Brünns. Auf allen Höhepuncten hatte sich eine Menschenmasse von mehr als 50,000 Seelen eingefunden, welche mit exaltirter Bewunderung, mit freudigem Zuruf die herannahenden Züge begrüßten. Es war ein Moment der Begeisterung, wie sie so einstimmig selten bei einer solchen Menge hervorgerufen werden kann. Waren die Gebildeten von der Wichtigkeit und von den unberechenbaren Folgen dieses Augenblickes angeregt, so starrte das Volk mit offenem Munde staunend und bewundernd die Maschinen an, welche klappernd, pfeifend und Rauchwolken emporwirbelnd mit Blitzesschnelle vor ihren Augen vorüberfausten. Mancher Landmann lief erschreckt davon, manches Bauernweib bekreuzte sich, denn das geht nach ihren Begriffen nicht richtig zu, und der Gottseibeiuns müsse in dem feurigen Kessel stecken; ja ein Bauer schüttelte altklug und lächelnd den Kopf, indem er auf die Maschine deutend sagte: „Ich laß mich nicht foppen, da sein Stösser drein." Ungläubig fragten Viele wiederholt, ob es wirklich wahr wäre, daß man in vier Stunden alle 19 Meilen zurückgelegt hätte? So sonderbar nun manche Aeußerungen des Volkes über die Bahn, über die Maschine, deren Einrichtung, Kraft und Schnelligkeit waren, und den Verständigen oft ein Lächeln abnöthigten, so sonderbar waren mitunter die Gespräche der gebildetern Classe. Es wurde gekannegießert über die Umwälzungen, welche diese Schnellfahrt im Leben und in den Beschäftigungen hervorbringen werde; aber so lächerlich auch manches Uebertriebene klang, man konnte keineswegs irgend einen Grund dafür abstreiten. Gewiß ist, daß für die Hauptstadt des Markgrafthums Mähren von jetzt ab eine neue Aera begann, welche für ihre Wohlfahrt von den ersprießlichsten Folgen sein muß. Brünn ist eine tausendjährige Stadt und spielt in der Geschichte Oesterreichs keine unwichtige Rolle. Im Jahre 1364 wurde hier der Erbverbrüderungsvertrag zwischen den Häusern Luxemburg und Habsburg abgeschlossen. Die Taboriten, die Schweden und die Preußen belagerten zu verschiedenen Zeiten diese

Stadt, ohne sich ihrer bemächtigen zu können; die Franzosen haben nur einen Theil der Festungswerke des Spielberges in die Luft gesprengt. Die Einwohner, über 40,000 an der Zahl, sind theils Deutsche und theils Slaven; aber selbst die untere Classe bedient sich beider Sprachen gleich geläufig. Die Männer sind stark und muskulös, die Frauen klein von Statur, aber mit überaus freundlichen Gesichtszügen. In den wenigen Stunden, welche die Wiener in Brünn zubrachten, füllten sie lärmend die Straßen und Gasthäuser, welche letztere ihre Wünsche freilich nicht befriedigen konnten, trotzdem manche Vorrichtungen für die eßlustigen Wiener getroffen waren. Um ¼4 hatten sich alle wieder im Bahnhofe eingefunden und die Wagen bestiegen. Der Landesgouverneur und mehrere Beamte begleiteten die Gäste zurück und fuhren im ersten Zuge mit. Auf der ersten Station, Branowitz, hielt dieser Train, um Wasser einzunehmen; der zweite kam einige Minuten später nach, und hielt langsam ein, aber sogleich darauf kam der dritte mit voller Kraft angefahren. Hunderte schrieen dem Maschinenführer entgegen, er ließ auch den Dampf aus und mäßigte die Kraft, allein still halten konnte er nicht mehr. Die Locomotive stieß an die letzten Wagen des zweiten Zuges und zertrümmerte zwei Waggons; ein großer Theil der darin Sitzenden wurde verletzt. Plötzlich vertauschte der Enthusiasmus; Furcht und Mitleid trat an die Stelle. Mit möglichster Sorgfalt nahm man sich der Verwundeten an; die anwesenden Aerzte untersuchten sie und fanden mehrere Beinbrüche, am gefährlichsten war der Hofdecorationsmaler Stubenrauch beschädigt, der einen Fuß doppelt gebrochen hatte. In der düstersten Gemüthsstimmung fuhr man nach mehr als stündigem Aufenthalte weiter, und konnte den freudigen Acclamationen der Zuschauer, welche längs der ganzen Bahn die Vorüberfahrenden begrüßten, nur ernstgefaltete, erschreckte Gesichter entgegenneigen. Um 10 Uhr gelangten die zwei ersten Trains in den Bahnhof, die Musikbande, welche die Ankommenden tönend empfangen wollte, wurde sogleich entlassen, und die Passagiere schieden lautlos und Viele mißbilligend ein theilweise vollendetes Unternehmen, welches zu den erheblichsten und freudevollsten unserer Tage gehört. Schnell verbreitete sich die Kunde durch die Residenz, und äußerte sich bei der Behörde, bei Privaten und Geschäftsleuten durch die mißgünstigste Stimmung. Dem Conducteur, welcher sogleich in polizeiliche Untersuchung gerieth, wurde natürlich vom Publicum fast alle Schuld aufgebürdet, und so wie er in Branowitz kaum den Fäusten der erbosten Reisenden entging, so wurden hier die widersprechendsten Ursachen seinem Malheur untergeschoben. Aber die gerichtliche Untersuchung ergab, daß weder Trunkenheit noch Unvorsichtigkeit, am wenigsten Ungeschicklichkeit des Maschinenführers am Unglück Schuld hatte. Er ist ein Engländer, und einer der tüchtigsten und verläßlichsten, sowohl seiner Kenntnisse als seiner moralischen Eigenschaften halber. Als er von Brünn abfuhr, wurde ihm die Ordre gegeben, auf der ersten Station nicht anzuhalten und kein Wasser einzunehmen. Darnach richtete er nun die Schnelligkeit seiner Maschine. In Branowitz hielt der erste Train, welcher die Directoren, eingeladene vornehme Gäste, höhere Beamte und Standespersonen aus Brünn führte, zu lange an; die von den Tafelfreuden fröhliche Gesellschaft machte zu viel Abschieds-Complimente und Ceremonien. Da kam der zweite Wagenzug an und seine Wagen mußten weit über den dortigen Bahnhof hinaus stehen bleiben. Ferner bildet hier die Bahn eine Krümmung und durchschneidet einen Hügel, so daß der nächst Heranfahrende durchaus nicht gewahren kann, was vor ihm ist, bis er nahe daran steht; der Engländer hatte so viel Besinnung, durch Pfeifen den Voranstehenden ein Signal zu geben und alle Dämpfe auszulassen, so daß die Gewalt des Anstoßes bedeutend geschwächt wurde. Die Thatsachen waren so evident, daß man dem Maschinenführer kaum einen Verweis ertheilen konnte; dennoch wollten die Directoren ihn entlassen, um dem Publicum ein Opfer zu bringen. Aber sämmtliche bei der Bahn engagirte Engländer erklärten, sie träten sogleich aus dem Dienste, wenn einer ihrer Cameraden schuldlos beschimpft und brotlos würde. Man sah sich genöthigt, dem Engländer neue Engagements-Anträge zu machen, jedoch dieser erklärte stolz, er wolle nicht länger in einem Lande bleiben, wo man Jeden sogleich in ein Polizeiloch stecken könne; hätte ihn das Volk im ersten Augenblicke insultirt und sogar thätlich behandelt, so würde er sich darein fügen, denn der Schein war gegen ihn, aber in seinem Vaterlande würde keine Behörde irgend Jemanden ergreifen und wie einen Dieb behandeln, bevor man den Thatbestand eruirte. — Die Directoren, nur an die unterthänige Knechtschaft der österreichischen Diener gewöhnt, waren in Verlegenheit, um so mehr, da sie einen solch tüchtigen und kenntnißvollen Maschinenführer nicht leicht wieder auffinden konnten; sie boten ihm ein erhöhtes Honorar; ob es der Engländer angenommen, ist nicht bekannt worden. — Auf die Börse hat dieser Vorfall nicht bedeutend eingewirkt; hingegen desto mehr auf die Frequenz der Eisenbahnfahrten. Die Wenigsten trauten sich nach Brünn zu spazieren, besonders da sich kleine Hindernisse erneuten. So ist einmal das Wasser mitten in der Fahrt ausgegangen; einmal kam der Wagen aus dem Geleise und grub sich in den Sand. Tragisch ist folgendes. Ein Bahnwächter hatte sich betrunken auf seinen Posten begeben, er fiel um und schlief ein, indem der Kopf auf dem Relais lag. Der anfahrende Conducteur merkte von ferne, daß etwas hier liege, ohne es deutlich wahrzunehmen, er gab einen Signalpfiff, worauf sich der Bahnwächter etwas aufrichtete, ohne die Besinnung zu haben, sich wegzubegeben. Er blieb in dieser Position, und so schnitt die Sichel an den vordern Rädern des Dampfwagens den Hals durch, daß der Kopf vom Rumpfe fiel. Ein größeres Malheur geschah durch einen heftigen Regenguß, welcher den Damm an zwei Orten durchschwemmte und gänzlich die Communication verhinderte; die Passagiere werden auf Leiterwagen von einem Orte zum andern transportirt. Die Reparatur dieser Objecte dauert bereits gegen zwei Monate, und gibt keine günstige Ansicht über den Bau dieser Bahn. Das Resultat, obwohl nicht ungünstig, ist dadurch weit unter den vermutheten und wahrscheinlichen Erwartungen geblieben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

Brosset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hahn und Ludwig Moser. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 1stes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. J. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Inhalt.

No. 171.

Novelliſtiſche Skizzen. Von Karl Beck.
Correſpondenz. Aus Dresden.

No. 172.

Neue Gedichte von H. Heine.
Novelliſtiſche Skizzen. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Frankfurt a. M.

No. 173.

Novelliſtiſche Skizzen. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Frankfurt a. M. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 174.

Novelliſtiſche Skizzen. (Fortſetzung.)
Die leipziger Kunſtausſtellung. I.

No. 175.

Novelliſtiſche Skizzen. (Beſchluß.)
Die leipziger Kunſtausſtellung. I. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 176.

Dichter und Kaufmann. Lebensgemälde von Berthold Auerbach.
Correſpondenz. Aus Frankfurt a. M. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 177.

Dichter und Kaufmann. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 178.

Dichter und Kaufmann. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Bremen.
Notizen.

No. 179.

Mundt's Spaziergänge und Wallfahrten. Dritter Band.
Dichter und Kaufmann. (Fortſetzung.)
Eine Sitzung der franzöſiſchen Akademie.
Notiz.

No. 180.

Die leipziger Kunſtausſtellung. II.
Notizen.

No. 181.

Dichter und Kaufmann. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Mainz.
Notiz.

No. 182.

Dichter und Kaufmann. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Breslau.
Notiz.

No. 183.

Dichter und Kaufmann. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Breslau. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 184.

Die leipziger Kunſtausſtellung. III.
Dichter und Kaufmann. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Paris.
— — — Aus Breslau. (Beſchluß.)
Notiz.

No. 185.

Die leipziger Kunſtausſtellung. III. IV. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Paris. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 186.

Marie. Novelle von Fr. v. W.
Correſpondenz. Aus Hamburg.
Notiz.

No. 187.

Marie. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Hamburg. (Fortſetzung.)

No. 188.

Marie. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Hamburg. (Beſchluß.)
Notiz.

No. 189.

Marie. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 190.

Marie. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 191.

Deutſche Romane.
Correſpondenz. Aus Wien.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neunundd reißigster Jahrgang.

October.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1839.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

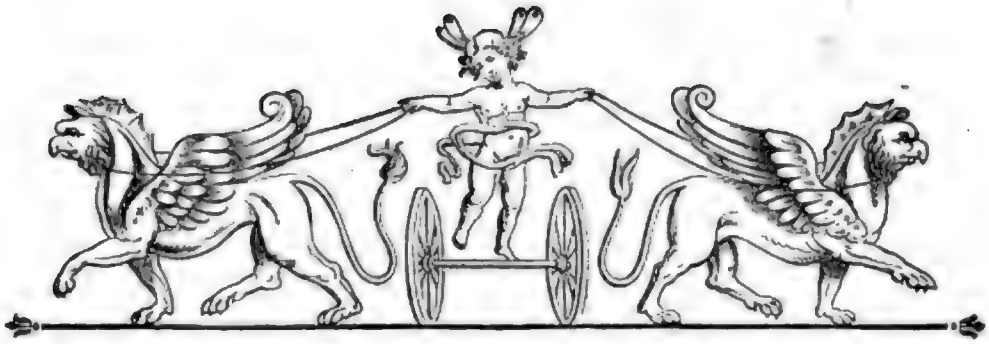
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch), und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt.

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 192. — den 1. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Jules Janin im Schlafrock.

Von A. Weill.

Ein engliſcher Sonderling ſchrieb an ſeine Thür: „Wer mich beſucht, erweiſt mir eine Ehre, wer mich nicht beſucht, macht mir Vergnügen.“ Jules Janin ſcheint dieſer Meinung nicht zu ſein; denn er empfängt den ganzen Tag hindurch Beſuche im Schlafrock, ſchreibend oder dictirend, ſogar im Bade oder im Bette, in welcher Situation ich ihn zweimal ſprach. Literaten, Künſtler, Maler, alles findet Eingang, findet Tabak, Pfeife und Thee und einige Witze. Nicht alle Schriftſteller hier können dies thun, es gibt gewiſſe Gründe, warum man beſtändig nicht zu Hauſe iſt, wo man ſogar die Mrs. les Comtes nicht empfängt, aus Furcht, ſie möchten den comptes gleichen. Jules Janin jedoch fürchtet dieſe Herren nicht, und ſein Garçon hat Befehl, Jeden ohne Anmeldung einzuführen. Ich ging jedoch nicht zu ihm, bis er, mir ſchriftlich antwortend, mich einlud, zu ihm zu kommen pour causer en bons allemands. Dies ſein Ausdruck. — Beiläufig bemerke ich, daß die Anekdote mit Janin und Metternich hinſichtlich ſeiner Unterſchrift auf einem Irrthum beruht. — Als ich eintrat, waren eben drei Maler bei ihm, denn der Salon wurde damals eröffnet. Die Urſache iſt leicht zu errathen. Janin bot mir eine Pfeife an; er hat beſtändig ein Käſtchen mit vierundzwanzig Pfeifen, alle von Einem Schnitt, daſtehen. Ich ſchlug es dankend aus. Er ſtutzte; ein Deutſcher und nicht rauchen, das ſchien ihm eine Unmöglichkeit. Ich ſagte ihm, daß ich das Rauchen aufgegeben, und zwar wegen meiner Stimme. So müſſen Sie mir ein deutſches Lied ſingen! — Mit Vergnügen, doch ein anderesmal. — So machen Sie ſich Ihren Thee zurecht! — Ich ließ mich nicht lange nöthigen, ſetzte mich, ſchenkte mir ein und war bereits eingebürgert. Ich ſpare mir Janins Porträt auf den Schluß auf, doch ſei es mir erlaubt, gleich zu bemerken, daß ſein Aeußeres ſehr ungenirt iſt. Sein Schlafrock iſt zerriſſen und er ſelbſt reißt Stücke davon während des Geſprächs herab, ein dickes Halstuch umhüllt ſeinen dicken Hals, ſeine Haare ſind in Unordnung, gerade ſo wie ſeine Unterhaltung, die, obſchon beſtändig witzig, meiſtentheils poetiſch, doch ſehr ſchlotterig iſt und nach dem Hageſtolzen riecht. Ich fragte ihn, warum er nicht nach Frankfurt kam, da er doch in Mainz war. A propos, ſagte er, die Deutſchen waren hinter mir drein wegen des guten Bürgers Gutenberg, deſſen Statue ich tadelte. Ma foi, ça me plaît! Sie mögen Recht haben, ich auch, vielleicht haben wir Beide Recht. — Möglich, erwiederte ich, aber warum kamen Sie nicht nach Frankfurt? Einige gute Freunde haben Sie dort erwartet. — Kennt man mich dort? fragte er. — Gewiß, die Oberpoſtamtszeitung hat ſogar Ihre Briefe aus Italien überſetzt, und dann, ſeitdem Sie das Schloß gewonnen haben, — — ich verſchluckte die andere Hälfte; denn ich bemerkte, daß dies kein Compliment ſein würde, wenn man ihn nur deswegen kennen ſollte. Janin bemerkte dies und zerrte mich beim Kragen, indem er ſagte: Est-il rusé! Ach,

fuhr er fort, hat man in Deutſchland viel von meinem Schloſſe geſprochen? Es wäre nicht übel, wenn ich etliche deutſche Gelehrte hineinlogirte, aber ich habe keine Möbeln. — Dieſe Herren, verſetzte ich, ſind an hölzerne Stühle gewöhnt. — Man ſagt, die deutſchen Literaten ſeien arm. Iſt dies wahr? — Ja, verſetzte ich, ohne mich zu beſinnen. — Eh bien, c'est une supériorité qu'ils ont sur nous, erwiederte er, et peutêtre c'est la seule dont découlent toutes les autres. — Ich bin feſt überzeugt, daß Janin Recht hat. — Uebrigens, fuhr er fort, hat mir ein aachener Commis eine ſonderbare Schilderung von Frankfurt gemacht. Sie müſſen wiſſen, ſagte er, indem er ſich zu den Malern wendete, daß in dem verteufelten Deutſchland die Commis mehr von der Literatur verſtehen, als hier die erſten Salondamen. Erſtens gilt dort keiner für gebildet, wenn er nicht Franzöſiſch verſteht und ſpricht. — Das beweiſt, unterbrach ihn ein Maler, daß die franzöſiſche Sprache die erſte in Europa iſt. — Das beweiſt, antwortete ich raſch, daß die Deutſchen vorurtheilsfrei ſind und Sie nicht. — Es mag beweiſen, was es will, verſetzte Janin, immer bleibt es ein Vortheil, den wir nicht haben, und jener Commis urtheilte ſehr richtig über unſere Literatur. Es wird wenig Commis hier geben, die ſo viel davon verſtehen.

Ich habe hier eine Saite berührt, die ich noch vibriren laſſen will. Ich bin nicht für Janin's Meinung, aber auch nicht für die des Malers. Denn ſo lange die Deutſchen Franzöſiſch lernen, lernen die Franzoſen kein Deutſch, und oft war ich vor Zorn empört, wenn ich in Frankfurt Commis antraf, die bei mir ſelbſt Franzöſiſch lernten, alle franzöſiſchen Bücher verſchluckten und, abgerechnet, daß ſie keinen deutſchen Geſellſchaftsbrief richtig ſchreiben konnten, kein Wort von der ganzen neuen deutſchen Literatur wußten. Das allgemeine Studium der franzöſiſchen Sprache in Deutſchland ſchadet der deutſchen Literatur unendlich. — Dieſen Commis, fuhr Janin fort, fragte ich über Frankfurt, und er ſagte mir Folgendes: Frankfurt iſt eine Stadt der Paläſte, wo es gute Leute, viel Geld, gutes Eſſen, ſchnippiſche Mädchen und eine ſchöne Promenade gibt, aber Frankfurt iſt auch eine Stadt, wo die Barbiere den Aerzten verbieten, zur Ader zu laſſen, wo die Gerechtigkeit wie überall blind iſt, wo der Fremde als Waare betrachtet wird, und wo die Juden ſich für gebildet halten. — Sonderbar, fügte Janin hinzu, in Deutſchland, dem Lande des freien Gedankens, macht man gleich einen Unterſchied zwiſchen Chriſten und Juden. Das Wort Chriſt hört man in ganz Frankreich nicht, und in Aachen fragte mich Jemand, ob ich nicht ein Jude ſei. Ich habe ihm ins Geſicht gelacht. — Das kommt daher, erwiederte ich, weil Deutſchland trotz ſeiner Philoſophie noch Religion genug hat, um ſie in drei Theile zu zerſchneiden, um Proteſtanten, Katholiken und Juden damit abzuſpeiſen, während, wie Napoleon ſagte, Frankreich kaum genug Religion hat, um die katholiſchen Kirchen zu verſehen. Daher fragt man in Frankreich nie und bei keiner Gelegenheit nach der Religion. — Uebrigens, fügte ich hinzu, hätten Sie ſich dreiſt als Jude und ſogar als frankfurter Jude ausgeben dürfen, ohne ſich zu ſchämen. Man muß geſtehen, daß die frankfurter Juden durchgängig gebildeter, für Kunſt und Literatur empfänglicher ſind als die frankfurter Chriſten. Der deutſche Banquier iſt nicht wie der franzöſiſche, der die Geſellſchaft der talentvollen Männer ſucht; jener ſieht im Gegentheil mit Verachtung auf ſie herab und zieht die Geſellſchaft ſeines Stallmeiſters dem Dichter oder Schriftſteller vor. Der gebildete*) Jude allein macht hiervon in Deutſchland eine Ausnahme. Abgerechnet, daß er ſeine Tochter an den Meiſtbietenden verkauft, was der Chriſt allenfalls auch thut, übertrifft er ihn ſowohl an Kenntniſſen als an Gewandtheit. — Ich weiß das nicht, ſagte Janin. Wir wiſſen hier keinen Unterſchied. Ich wußte nicht einmal, daß Leon Gozlan, der Schriftſteller, ein Jude iſt, und wer kümmert ſich hier darum, ob Meyerbeer, Halevy, Auber oder Roſſini Juden oder Katholiken ſind. Das ſind immer Ideen, die der Proteſtantismus zuerſt an den Tag legte, der Katholicismus liebt oder haßt, verbrennt oder umarmt; der Proteſtantismus hingegen iſt kalt, ſtolz und ſehr oft langweilig wie eine Engländerin. Ich bin kein guter Katholik, fuhr Janin fort, aber ich geſtehe Ihnen, daß, obſchon ich den Proteſtantismus als Idee bewundere und achte, ich die Proteſtanten wegen ihrer ſteifen Engherzigkeit von Grund meiner Seele, nicht haſſe, ſondern bemitleide, und dennoch iſt der franzöſiſche Hugenottismus noch weit liberaler als der deutſche. Man muß nicht allein Gutes thun, ſondern auch dazu lachen können, und das kann nun einmal der Proteſtant nicht, ſelbſt unſere gute gebildete Herzogin von Orleans nicht, die die beſte Seele iſt, aber nie herzlich wie eine Franzöſin lachen kann.

In demſelben Augenblicke kam eine Deputation der Garde nationale und fragte bei Janin an, ob er die Stelle eines Capitäns annehmen würde. Erſt, meine

*) Die Familie Rothſchild ausgenommen; nie that ein Haus weniger für Kunſt und Literatur als die Rothſchild's.

Herren, trinken Sie eine Tasse Thee, dann will ich sehen, antwortete er. Als der Thee getrunken war, sagte Janin: Ich hab's vom Tambour bis zum Sergeant gebracht, aber weiter geht mein Ehrgeiz nicht. Ich bleibe der alte Sergeant. In demselben Augenblicke meldete der Garçon eine Dame, die in das Nebenzimmer trat. Janin entließ uns alle und schlüpfte durch die gewirkte Tapete, die zur Thür diente. Die Anmeldung der Dame war jedoch nur fingirt. Er benutzt dergleichen, um seinen Besuch loszuwerden, da man ihn der Gesellschaft der Damen nicht entziehen kann. Janin ist nur scheinbar verschwenderisch mit der Zeit, im Grunde geizt er mit diesem Capital, was ihm nicht zu verargen ist, da er, wie alle Schriftsteller hier, nach der Elle arbeitet. Kommen Sie Samstag, sagte er zu mir, aber früh, damit wir sprechen können.

Samstag kam ich. Im Vorzimmer stöberte ich ein Paar Minuten in seiner lateinischen Bibliothek, die ziemlich vollständig war und nicht aus Uebersetzungen bestand. Ich trat ein. Janin lag im Bette und blätterte in Journalen. Kaum aber schwatzten wir einige Minuten, so trat ein kleines Männchen mit einem großen Schnurrbart ein, grüßte, machte sich ein Pfeifchen zurecht und setzte sich. Um wie viel Uhr kamen Sie nach Hause? fragte er Janin. — Ich machte mich früh aus dem Staube, erwiederte dieser. Um zwei Uhr ging ich schon fort. — Das Gespräch kam durch meine Veranlassung auf Deutschland und die deutschen Verhältnisse. Monsieur est Allemand? fragte mich der Kleine. — Oui Monsieur, Alsacien, erwiederte ich. — Grassirt die Philosophie noch immer so in Deutschland? fragte er. — Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? — Mit einem Mitarbeiter eines politischen Blattes, Herrn von ..... — Ei, sagte Janin, ich habe Sie noch nicht vorgestellt. Wir unter uns machen keine Complimente. Er wechselte das Hemd zum Beweise. — Aber mein Herr, versetzte ich, es scheint mir als haben Sie keinen günstigen Begriff von der deutschen Philosophie. — Ich bin froh, versetzte er rasch, daß Sie mich auffordern, mich zu äußern. Nicht allein von der Philosophie der Deutschen habe ich keinen guten Begriff, sondern eben so wenig von ganz Deutschland. — Aha, sagte Janin, sich auf die andere Seite legend, jetzt geht's los! Mon enfant là (er meinte mich) est un Allemand qui repond comme un français, et mon ami aime à se disputer. Quant à moi j'aime l'Allemagne, c'est un pays où l'on aime la poësie pour la poësie, où il y a une conscience poëtique et beaucoup d'imagination? Qu'est ce qu'on a dit de mes lettres sur l'Italie? — Man hat sie übersetzt, doch hat Berly Sie eines Irrthums geziehen. Sie citirten den Juvenal statt den Horaz. — Sehen Sie, sagte Janin zu dem Journalisten, in ganz Frankreich hat das keiner gewußt. — Was thut dies zur Sache, versetzte der Journalist, die politische deutsche Presse hat weiter nichts zu thun. Sie ist die miserabelste in Europa. — Ich stand auf. — Wie können Sie dies behaupten! fuhr ich auf, Sie verstehen ja nicht einmal Deutsch. In jedem Falle ist sie so ehrenvoll als die pariser, die alles aus Eigennutz und Geld thut und noch obendrein ignorant ist. — Ich verstehe kein Deutsch, sagen Sie, das wissen Sie nicht, zweitens ist dies die Meinung vieler Deutschen, die hier übersetzen. Was haben Sie für Zeitungen in Deutschland? Man sagt mir, daß sich der geringste Mann von Talent schämt, an einer politischen Zeitung zu arbeiten. — Haben Sie hier eine Allgemeine Zeitung? fragte ich. — Allez donc avec votre gazette de bric-à-brac, versetzte er schnell. (Bric à brac heißt nämlich alles untereinander. Ein marchand de bric-à brac hat Gemälde, Bücher, Kleider, Möbel, altes Eisen und dergleichen mehr.) — Sie verläumdet doch nicht fürs Geld, erwiederte ich, will nicht Minister werden und bringt Euch mit jedem Tage, so wie die andern Blätter Neuigkeiten, um die Ihr froh seid. Die deutsche Presse ist null, richtig, die Eurige aber ist infam. Mit Ausnahme der Feuilletons jedoch, setzte ich rasch hinzu*). — Janin lächelte. — Was habt Ihr in Deutschland? fuhr der kleine Mann mit dem großen Schnurrbart fort, Ihr habt kein Theater, der Schauspieler wird jeden Abend bezahlt, der Dichter nicht. Fliehen nicht oft Eure besten Köpfe ihr Vaterland? Und hören Sie, was diese von Deutschland sagen! — Bah, sagte Janin, Heine vertheidigt immer Deutschland und zwar mit vielem Geist. — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. Main.

[Friedrich Schlegel's Frau, der Kaisersaal, Gastspiele auf der Bühne.]

Am Anfang des vorigen Monats wurde hier eine der merkwürdigsten deutschen Frauen begraben. Die Geheimeräthin Dorothea von Schlegel verschied nach einem wechselvollen Leben in ruhigem Alter als fromme Christin. Bekanntlich war sie vor ihrem Verhältniß mit Friedrich Schle-

*) Ich hatte dies nur aus Höflichkeit gesagt, denn diese sind noch schlimmer als infam, sie sind langweilig.

gel in Berlin verheirathet, wurde Protestantin und ging zuletzt mit ihrem neuen Gatten zur katholischen Confession über. An ihre Persönlichkeit knüpfen sich bedeutungsvolle Namen aus den verschiedensten Richtungen der deutschen Bildung; durch ihren Vater der jüdischen Cultur des vorigen Jahrhunderts angehörend, war sie zu der Zeit, als in der Literatur die Meinungskämpfe am heftigsten waren, mehr als müßige Zuschauerin; sie schrieb den ausgezeichneten Roman „Florentin", und zeigte sich dadurch als vertraut mit Sympathieen und Tendenzen, von denen Moses Mendelssohn keine Ahnung haben mochte. Mendelssohn und Friedrich Schlegel! Die ruhige, nüchterne, Alles auf den Grund prüfende philosophische Betrachtung und die funkensprühende, dunkelflammende Gluth einer enthusiastischen Weltanschauung, milde Weisheit und berauschte Poesie, der Freund Lessing's und der Wahlverwandte Zacharias Werner's, Jerusalem und Luzinde hatten in verschiedenen Lebensepochen auf dieses eigenthümlich erregbare Gemüth eingewirkt. Neue Gedanken werden erweckt, wenn wir sie in Beziehung auf ihren Sohn Philipp Veit betrachten, in dessen Hause sie ihre letzten Jahre zubrachte und verschied. Noch einige Stunden vor ihrem Tode soll sie mit sichtbarem Interesse nach den neuesten Ereignissen in Hannover gefragt haben, mit dem Beisatze, „obwohl es ihr eigentlich nicht mehr zieme, sich um weltliche Dinge zu bekümmern." Gewiß würde es interessant sein, über den Lebenslauf dieser merkwürdigen Frau Näheres zu erfahren; ersprießlicher als manches Stück Literaturgeschichte, das uns sonst in Biographien und Briefwechseln aufgetischt wird. Es ist zu vermuthen, daß manche falsche Meinung über die Verstorbene circulirte.

Unter den künstlerischen Unternehmungen, die jetzt unsere Stadt beschäftigen, steht die Ausschmückung des Kaisersaales obenan. Bereits war uns vergönnt, mehrere Kaiserbilder fertig zu sehen, die Verschiedenheit der Behandlungsweise macht einen erfreulich abwechselnden Eindruck. Am meisten Aufsehen erregte bisher Karl V. von Rethel; es that uns bei diesem schönen Bilde weh, hauptsächlich den niederen Theil im Charakter des großen Mannes ausgedrückt zu sehen; Schalkheit, bewußter Verstand und Lebhaftigkeit sind hinlänglich dargestellt; aber der ahnungsvolle Ernst, die milde Hoheit, wovon er doch auch beseelt war, scheinen uns durchaus zu fehlen. Unter den Künstlern, die für die übrigen Bilder beschäftigt sind, nennen wir vor Allen Lessing, auf dessen Barbarossa man gespannt ist, Bendemann, Philipp Veit, Overbeck, der ein Bild versprochen hat; dann Oppenheim, Rustige, Lassinsky, Brentano u. A. Von den Bestellern zeichnet sich die österreichische Regierung aus, in deren Auftrag die meisten Habsburger dargestellt werden. — Ueber den Fortgang des projektirten Goethe-Monuments herrscht jetzt eine Todtenstille. Mehr erfährt man von solchen Unternehmungen, wobei Industrie und städtisches Interesse betheiligt sind; so wird die Errichtung einer neuen Börsenhalle viel besprochen, und von der Taunus-Eisenbahn wurde die Hälfte bereits unter gewaltigem Zuströmen der Menge durch Probefahrten versucht.

Das hiesige Theater hat diesen Sommer eine wichtige Aenderung erhalten, die bis jetzt vom besten Einfluß zu sein scheint. Es ist unter die Direction dreier Männer gestellt worden, die, schon längst praktisch damit beschäftigt, sich auch über sonstige Anforderungen zu verständigen scheinen. In der letzten Zeit nahm Döring aus Stuttgart unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Dieser meisterhafte Charakteristiker zeigte sich hauptsächlich in Rollen, die wir bereits von Seydelmann sahen, und diese glückliche Kühnheit stellt ihn noch höher in unserer Achtung. Uebrigens sind seine Auffassungen alle mehr dem greiflichen Menschenleben, wir möchten sagen, dem Erdgeist angehörig, als die Seydelmann'schen; was diesem zuweilen zukommt, nämlich daß er aus der Situation einigermaßen heraustritt, um eine höhere Idee anzudeuten, das ist bei Döring nie zu besorgen, davor schützt ihn die compacte Natur seiner Darstellung. Er wird in Rollen wie Nathan, ja selbst in seinem leidenschaftlichen, kernigen Shylok nicht solchen Eindruck machen, wie Seydelmann; aber in Partieen, wo er ganz freien Spielraum hat, um seine Befähigung zu erschütternd wahrer Charakteristik zu zeigen, kann ihm Niemand die Palme der Meisterschaft abstreiten. Wir machen besonders auf seinen Carlos (im Clavigo), Elias Krumm, Kindlein und Polonius aufmerksam, den wir früher in Mainz von ihm sahen. — Nach ihm nahm Emil Devrient aus Dresden fortwährend die ungemeinste Theilnahme in Anspruch. Er zeigte sich besonders in Rollen, die zwischen dem jugendlichen Helden und dem Charakterdarsteller in der Mitte stehen; seine äußere Repräsentation ist herrlich, die Auffassung vom tiefsten Gefühl beseelt. Wo diese Vorzüge mit dem Gehalt des Darzustellenden am meisten congruiren, da ist er am vortrefflichsten; sein Tasso, Rubens, Wallenfeld, so wie Rollen, in denen der Ausdruck des Wahnsinns von Wichtigkeit ist, sind überaus preiswürdige Leistungen. Döring hat bei sengender Hitze die Zuschauer herbeigelockt; Devrient, bei milderer Witterung, machte stets volle Häuser. Man sieht hieraus, wie unstatthaft und nichtsnützig die Einwendungen gegen das Aufführen ernster dramatischer Stücke sind; ja es läßt sich leicht nachweisen, und die jetzige frankfurter Direction, die einen lobenswerthen Fleiß auf das Schauspiel verwendet, zeigt es praktisch, daß nichts so sehr im Stande ist, das Publikum anzulocken, als ein gut dargestelltes Schauspiel. Mögen anderswo die schnöden Verderber des öffentlichen Geschmacks hieran ein Muster nehmen! Wir glauben noch immer, daß das deutsche Drama sich auf der vaterländischen Bühne die Oberherrschaft erringen wird. — Uebrigens werden die fremden Gastspieler vom hiesigen Personal zum Theil glänzend unterstützt.

(Die Fortsetzung folgt.)

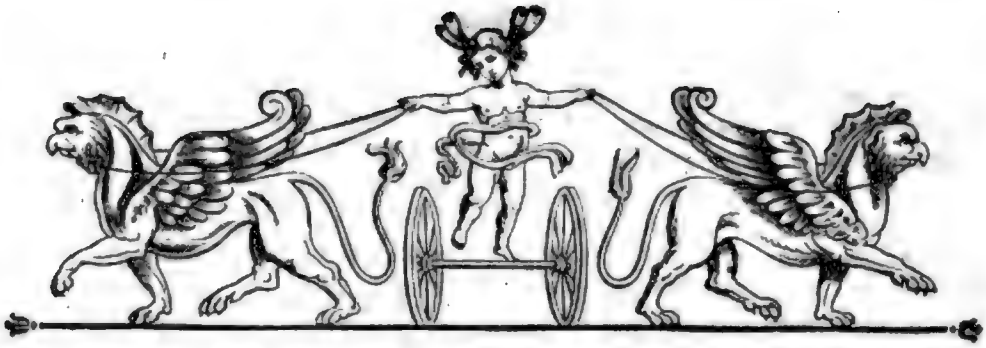
Notiz.

[Laube.]

Von Laube's Feder wird man nächstens einen Aufsatz über seinen Aufenthalt in den Pyrenäen, und seinen Besuch bei Béranger in Tours lesen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 193. — den 3. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Jules Janin im Schlafrock.

(Fortsetzung.)

Ich höre nichts, fuhr der Mann fort, als von Schiller und Goethe, Goethe und Schiller, aber das sind doch alte Sachen. Euer junges Deutschland ist lauter Studentenrauch, und wie mir neulich unser Uebersetzer sagte, denuncirt Ihr Euch gegenseitig. Politisch seid Ihr null, literarisch werdet Ihr nie eine nationale Bedeutung bekommen, grob seid Ihr wie die Deutschen, denn ein Deutscher kann nie aufrichtig loben. Immer heißt es, das ist für Franzosen, aber für uns Deutsche ist das nicht tief genug. Zum Teufel aber auch, was hat Deutschland je seine Philosophie genutzt. Was hat Euch Kant, was Hegel genutzt? Man muß keine Philosophie um der Philosophie willen treiben und ich finde, daß Jules Janin, wie er da liegt, oft in seinen Feuilletons mehr Philosophie hat, als Eure tiefen Gelehrten, ohne daß er es weiß. — Ich hatte geschwiegen, aber der Zorn stieg mir bis in die Nasenlöcher. Ich schmeichle mir, ziemlich stark im Disputiren zu sein, aber das Männchen sprach so schnell und so ernst, daß ich mich zusammennehmen mußte. Nun reime ich im Improvisiren sehr oft Berg und Thal zusammen, aber so paradox es auch klingt; so kommen Einem beim Improvisiren doch oft die besten Gedanken. Vous ne savez pas, schrie ich ganz laut, vous ne savez pas ce que Kant et Hegel ont fait pour l'Allemagne. (In diesem Augenblick wußte ich es selbst noch nicht.) Je m'en vais vous le dire. Kant vous a chassé de l'Allemagne pour la premiere fois, et Hegel vous en chassera pour la seconde fois. (So paradox dies auch scheint, so liegt doch etwas Wahres darin.) — Monsieur m'a dit, erwiederte er, qu'il est Alsacien. — Il n'y a pas d'Alsacien qui tienne, versetzte ich rasch, es handelt sich hier nicht um einen Zeitungsartikel pour les bords du Rhin, die ihr nie mehr erhaltet, sondern um die Wahrheit. — Mais on dit, sagte Janin, que l'Allemagne même ne comprend pas Hegel. — Möglich, versetzte ich, und ich selbst habe die Ehre, ihn nicht zu verstehen. Dies gilt aber nur für seine Ethik. — Sie sehen, wie es Lerminier erging, sagte der Journalist, er sprach beständig von deutscher Philosophie, so daß ihn keiner mehr hören wollte, und deswegen verkaufte er sich dem Ministerium, der Dummkopf. Auch er ist ein Halbdeutscher, ist ein Redner, kennt aber die Franzosen nicht. Wir wollen nun einmal das lästige Grübeln in der Metaphysik nicht, der Franzose liebt Klarheit und Deutlichkeit, haßt jede Mystik, und was ich nicht verstehe, versteht ein Anderer auch nicht. Wenn die Deutschen aber uns für Dummköpfe halten, so halten wir sie nicht weniger für beschränkte gelehrte Spießbürger, die so viel von dem Verhältniß der Wissenschaft zum Staate als mein Papagei verstehen. Ihr habt nun einmal keine Gesellschaft, der Schriftsteller ist nicht geachtet, er lebt außerhalb der großen Welt und fabelt in Utopien herum. Dies lasse ich mir nicht nehmen, und wenn sie noch einmal so große Phrasen schreien. Die Deutschen haben immer solche Klystierphrasen. — Ich

ſchwieg keineswegs, ich zeigte ihm die Lächerlichkeit der franzöſiſchen Induſtrieſchriftſteller, die alles nur fürs Geld thun, die nichts verdienen, wenn das Miniſterium nicht feſt ſteht, ich wagte mich ſogar an die Kammer, ich zeigte ihm, wie mein Schneider jeden Morgen das Miniſterium verflucht, weil er keine Hoſen zu machen bekommt. — Als ich jedoch fertig war, klopfte er mir auf die Schulter. Guter Freund, ſagte er, mit ſolchen Ideen ſterben Sie hier Hunger. Es wird ohnedies ſchwer genug halten, bis man Ihre deutſch-ſtyliſirten Artikel aufnimmt. Wir ſind vor Allem national, und das iſt unſere gute Seite. Wenn Sie in zehn Jahren noch leben, wird vielleicht etwas aus Ihnen. — Zehn Jahre, das iſt ein Jahrhundert, erwiederte ich. — Justement, verſetzte er, Sie brauchen ein Jahrhundert, um die Meinung Frankreichs über Deutſchland zu ändern. Einige Artikel in der Revue des deux Mondes helfen nichts. In der Muſik haben wir Euch anerkannt. Jedes unterdrückte Volk iſt darin ſtark. Es iſt dies auch der Vorzug Italiens. Ihr wißt es nicht, aber es iſt dennoch ſo. Zeigt uns Männer wie Schiller, dann wollen wir Euch brüderlich umfangen, aber weder Kant, noch Hegel, noch Goethe ſogar werden auf das Volk hier Eindruck machen.— Ich glaube, ſagte Janin, Sie irren ſich. Wenn einmal unſere Jugend aus den Collegien kommt mit der Kenntniß der deutſchen Sprache, wird Vieles anders werden. Ich bin der ganz entgegengeſetzten Meinung, bis jetzt haben wir eine vage Bewunderung für deutſche Kunſt und Literatur, ſpäterhin jedoch kommen wir ins Reine damit. Mein Gott, es geht alles ſo vorwärts, alles wächſt ſich über den Kopf, der Styl gleicht ſich in dem einen Vierteljahre ſchon nicht mehr, und das Merkwürdigſte iſt, daß keiner etwas von ſich hält. Vor funfzig Jahren hätten wir uns für große Männer gehalten, jetzt ſchreibt man Bücher und wirft ſie weg, ich beſitze nicht ein einziges meiner Feuilletons, wir ſchwatzen Zeitungen und Bücher, und bald gibt's eine literariſche Börſe oder ein europäiſches Forum, wo alle Literaturen öffentlich taxirt werden. — Wenn Sie auch, erwiederte ich dem Journaliſten, in mancher Hinſicht recht haben, ſo haben Sie doch den Hauptpunct, worin die Deutſchen fehlen, vergeſſen. Les Allemands ne sont pas dignes d'être aimés des Français et la raison c'est qu'ils aiment trop les Français et leur littérature ignorante. — Bei dieſer Phraſe zuckte Jules Janin, und als er ſah, daß das Ding ernſt werden könnte, denn ich ſprach wirklich im Zorn, und mein Gegner war nicht weniger heftig, ſuchte er das Geſpräch auf etwas Anderes zu lenken. — Laſſen wir die deutſchen Schriftſteller, ſagte er, ſie ſind arm, gelehrt und poetiſch. Aus ihren Nachtheilen entſtehen ihre Vortheile. Sie greifen nicht, wie wir, weder in das populäre noch in das politiſche Leben ein, weil es ihnen an einem Centrum wie Paris fehlt. Hätten ſie aber dieſes Centrum, ſo würden ſie ihre Vortheile verlieren. Uebrigens iſt Schiller zwanzig Jahre zu früh geſtorben. — Je vous demande pardon, unterbrach ihn der Journaliſt. Schiller war wie alle Deutſche auf dem Wege, ein Philiſter zu werden. Goethe hatte ihn verdorben. Es iſt gut, ein Philoſoph zu ſein, erſt aber muß man ein Patriot ſein, und wenn wir während unſerer Revolution deutſche Philoſophie ſtudirt hätten, wir wären nicht, was wir jetzt ſind.

Ich breche hier abſichtlich ab und verſchweige den Reſt des langen Geſpräches. — Acht Tage ſpäter begegnete ich dem Journaliſten in dem Hofe des Louvre. Er reichte mir freundlich die Hand und lud mich zu einem déjeûner de garçon ein. Ich weiß wohl, ſagte er lächelnd, daß im Grunde alle Deutſchen ſo denken wie ich, auch fangen ſie an und machen ſich über ſich ſelbſt luſtig, aber ich bin Ihnen nicht böſe, wenn Sie Deutſchland vertheidigen, das allerdings in manchen Hinſichten eine Superiorität beſitzt. — Wenn Sie glauben, erwiederte ich, daß ich dies nur pro forma that, ſo irren Sie gewaltig, und es wäre dies eine franzöſiſche Prätenſion mehr. Nichts iſt lächerlicher, als ein nationales Vorurtheil. — Wir wollen dies dejeunirend ausmachen, ſagte er. — Nein, wir wollen lieber es ausmachend dejeuniren, erwiederte ich, denn ich bin des Disputirens ſatt. — Da haben Sie du Vitz allemand, ſagte er zu ſeinem Nachbar, tout leur Vitz consiste en des inversions. — Sie irren ſich, mein Herr, verſetzte ich ſchnell, d'abord bin ich nicht witzig, aber die Inverſionen liebe ich dennoch ſehr. So ſagte ich ſonſt, les Français sont polis, jetzt hingegen pflege ich die Phraſe umzuſtürzen und ſage: les Français polis sont (polissons). — Pas mal, verſetzte er, vous avez de l'esprit français. — Zum Henker aber auch, dachte ich, wenn die Franzoſen einem ein Compliment machen wollen, ſagen ſie: er hat franzöſiſchen Geiſt! Auch erwiederte ich raſch: Sie werden, meine Herren, einſt noch froh ſein, wenn man zu einem geiſtreichen Franzoſen ſagt: il a l'esprit allemand, mais ce que je puis vous assurer, c'est que vous avez l'esprit français dans toute la force du terme, und ſomit empfahl ich mich und ließ Dejeuner und Freundſchaft im Stiche.

Ich erzählte es später Jules Janin und dieser lachte herzlich darüber. Ich weiß es wohl, sagte er, ich kenne unsere Feuilletonisten und ihre Stärke, aber man muß schweigen. Uebrigens sind die Vorurtheile gegen den deutschen Geist längst verschwunden, wenigstens bei den Bessern, aber nicht zu läugnen ist's, daß so wie Ihr seid, Ihr alle noch ungenießbar für das französische Volk seid, es mag nun die Ursache herrühren, woher sie wolle. — Ja, erwiederte ich, Ihr goutirt nur unsere schlechten Schriftsteller, den Hoffmann, der doch wahrhaftig nicht gesund ist, Menschenhaß und Reue, das in allen Adern kränkelt, Werner, den kein Mensch in Deutschland mag u. s. w., kernhafte Leistungen versteht Ihr nicht, und es ist am besten, Ihr schweigt. — Ut taceat ut placeat, erwiederte er und schwieg.

Nun zu Jules Janin selbst. Janin gehört zu denen, die sich sehr gehen lassen, ja er ist meistentheils ausgelassen lustig und nie ruhig. Sein Gespräch ist abspringend, wildwitzig und oft junggesellenartig. Eine deutsche Dame könnte es nicht mit anhören, sogar in Gesellschaft nicht, denn Janin genirt sich nicht und nennt jedes Ding bei seinem Namen, was sich freilich im Französischen immer hören läßt. Die deutsche Sprache ist weit keuscher, aber sie wird auch in einem gemeinen Munde weit liederlicher, während die niedrigste Liederlichkeit im Französischen noch ein Stück von der Noblesse an sich hängen hat. Ich sagte, Jules Janin springt gern von seinem Sujet ab, ich selbst habe diesen Fehler, aber ich kann ihn unmöglich ablegen. Er erzählte mir, daß im Schreiben das Geringste in ihm seinen Ideengang ändert. Er schrieb einst ein Feuilleton, worin er beweisen wollte, daß ein komischer Dichter lustig sein müsse; zwei Seiten waren schon voll von Beweisgründen, da hört er plötzlich auf, und zwar ohne äußere Ursache, geht in den jardin de Luxembourg, betrachtet die Mädchen, die Blumen, die Blätter, und geht direct nach Hause und beweist, daß ein komischer Dichter durchaus traurig und melancholisch sein müsse. Ihm selbst war dies ein Räthsel, doch war er von beiden Beweisen fest überzeugt, an Farben und Bildern fehlte es nicht, und so rückte das Feuilleton in die Welt und machte in ganz Paris Aufsehen. Gewöhnlich übersetzt er ein Stück aus dem Tacitus, wenn es ihm an Gedanken fehlt. Eine gute Quelle! Er legt selbst nicht viel Werth auf seine Arbeiten und bewahrt sie auch nicht auf. Lachen mußte ich immer, wenn ich ihn in seinen rothen Unterhosen, rother Weste, rothen Pantoffeln und seinem alten Schlafrocke sah. Da er ohnedies klein und etwas stark beleibt ist, so daß er einem Abt ähnlich sieht, so macht er eine seltsame Figur. Sein Gesicht ist fest und voll, die Augen klein und liederlich, die Augenbrauen stark, sein schwarzes Haar hängt ihm nachlässig bis auf die Schultern, doch wird es an der Stirn etwas dünner. Sein Mund ist gerundet, etwas spöttisch, aber oberflächlich, nicht tiefsarkastisch, im Gegentheil liegt sehr viel gewöhnliche Falschheit in ihm, seine Gesichtsfarbe ist braun. Janin ist in St. Etienne geboren. Ich habe ihn bei einem Diner, das Meyerbeer gab, gesprochen und gesehen. Auch Heine war zugegen. Janin riß beständig Witze, über die neue Autorengesellschaft und über Scribe. Das Schlimmste aber ist, daß er beständig selbst zuerst über seine Witze lacht, und das in laut und kurz abgebrochenen Sätzen, während um Heine's Lippen beständig ein tiefes satyrisches Lächeln schwebt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Forts.)

[Durchreisende Literaten.]

Von literarischen Unternehmungen ist hier wenig zu melden. Die meisten hier lebenden Literaten sind mehr an periodischen Blättern, als mit poetischen Ausarbeitungen beschäftigt. Gutzkow brachte den größten Theil des Sommers hier zu; daß sein Richard Savage zur Aufführung kam, ist bekannt. Er scheint der neu betretenen dramatischen Arena seine beste Kraft widmen zu wollen; sein „König Saul" ist erschienen, und er arbeitet bereits an einem neuen Trauerspiel. Seine Biographie und Würdigung Börne's wird die neue Gesammtausgabe von dessen Werken begleiten; übrigens wird darum Berthold Auerbach's größere Arbeit über Börne nicht ausbleiben. Was beide von dem hier noch existirenden Nachlaß des Gefeierten benutzen konnten, vermögen wir nicht zu berichten. Unter diesem Nachlaß verdienen besondere Berücksichtigung Börne's freimaurerische Reden, für das größere Publikum wohl geeignet, meist Arbeiten des dreißigjährigen Mannes. Diese Reden zeichnen sich durch Glanz und Farbenpracht des Styls, durch Feinheit und Würde der Haltung vor allen ihres Gleichen aus. Uebrigens ist von beiden Bearbeitungen zu erwarten, daß sie mit wahrer Gerechtigkeit den bedeutenden Charakter in seiner ganzen Eigenthümlichkeit gelten lassen, aber vom Standpunct hohler Vergötterung, der ganz unpassend und eines so klaren und strengen Mannes unwürdig ist, sich entfernen werden; sie haben hauptsächlich den mit tausend Fäden an das Große und Kleine seines Zeitalters festgehaltenen Menschen zu berücksichtigen. Von Auerbach ist der treffliche Roman „Dichter und Kaufmann" vollendet; man wird darin die Fülle der Charakterbilder, das Studium der Zeit und die lebensvolle Wärme der Darstellung bewundern.

Von demselben erscheint im nächstjährigen rheinischen Taschenbuch ein Lustspiel: „der Ultimo", das, in Stoff und Behandlung eigenthümlich, zum Mindesten Aufsehen erregen wird. — In unserer Nachbarschaft erfreut sich die mainzer Zeitung, von Karl Andree redigirt, eines gedeihlichen Aufschwungs, obwohl von den Kanzeln herab dagegen gepredigt wurde. Das damit verbundene Unterhaltungsblatt enthält beständig Originalartikel von dem talentvollen und kenntnißreichen Bölsche, und steht weit höher, als manches mehrverbreitete, von Nachdruck und Geklatsch lebende Institut.

Wie übrigens unser Theater in der letzten Zeit hauptsächlich durch Gastspiele sein Interesse erhielt, so wurde, wenn man die Zusammenstellung gelten lassen will, der literarische Verkehr durch durchreisende Notabilitäten belebt. Um einige, die wir diesen Sommer sahen, namhaft zu machen, beginnen wir mit Castelli, dem hier mehrere Feten veranstaltet wurden. Die von ihm vorgetragenen, nicht übel eingekleideten Plattitüden fanden Beifall, und so verschmähte der wienerische Bratwurst-Beranger auch wohl ein Zötlein und dergleichen nicht. Castelli schrieb früher manches gefällige Lied, aber wir halten es für Schmach, in Deutschland einen Mann als Dichter fetirt zu sehen, der von Weihe und Gesinnung doch auch nicht die leiseste Ahnung hat. Wie bankerott die poetische Kraft dieses Wasserdichters ist, zeigte sich am Tage nach seiner Abreise, als das sogenannte Lustspiel: „die Schwäbin", in seiner geflickten Armseligkeit über die Bretter schritt. Mein Gott! soll denn aus dem literarischen Gebiete jede Spur von Rigorismus, oder auch nur von Ernst und Gerechtigkeit schwinden müssen? — Für Dahlmann, der kurz vorher hier gewesen war, hat man freilich keine Soireen arrangirt: der ernste, catonische Mann wandert noch immer in Deutschland umher und hat abzuwarten, ob das Verfahren des gesetzlichen Widerstandes damit endigen wird, den Vertriebenen Genugthuung zu verschaffen.

Von literarisch ausgezeichneten Personen sahen wir noch Franz Dingelstedt, der jetzt als Gymnasiallehrer in Fulda auf einen grünen oder dürren Zweig gekommen, aber dennoch unermüdet thätig ist, wovon seine „neuen Argonauten" zeugen. Dingelstedt gehört in seinen Gedichten noch zu den Wenigen in Deutschland, die einsehen gelernt haben, daß Einfachheit und Entfernung alles Gewaltsamen die Seele der lyrischen Darstellung ist; eine Ansicht, die unter den bedeutenderen Lyrikern sonst nur noch von Lenau aufrecht erhalten wird. Noch war Kuranda aus Wien hier, Eduard Beurmann auf längere Zeit, August Lewald auf einige Tage. Es erregt einen betrübenden Eindruck, einen solchen Congreß von Literaten zu sehen. Uneingeweihte sind oft naiv genug zu glauben, bei Vertretern des edelsten Interesses, der Literatur, müsse ein reges, gedeihliches Leben herrschen, offen und frei, warm und voll. Aber ach, welcher Irrthum! da schleichen sie staubig und gebückt einher wie Gespenster, diplomatisirend, einander ausforschend, langweilig und gelangweilt, ohne Liebe im Herzen und ohne Feuer im Auge. Es gewährt eine wehmüthige Vergleichung, die Schilderungen von Zusammenkünften der Dichter und Schriftsteller zu lesen, wie sie bei ächten Menschen waren, wo Luther's Wort galt: Die Geister wurden zusammengeschlagen, und es gab Funken! — (D. B. f.)

Notizen.

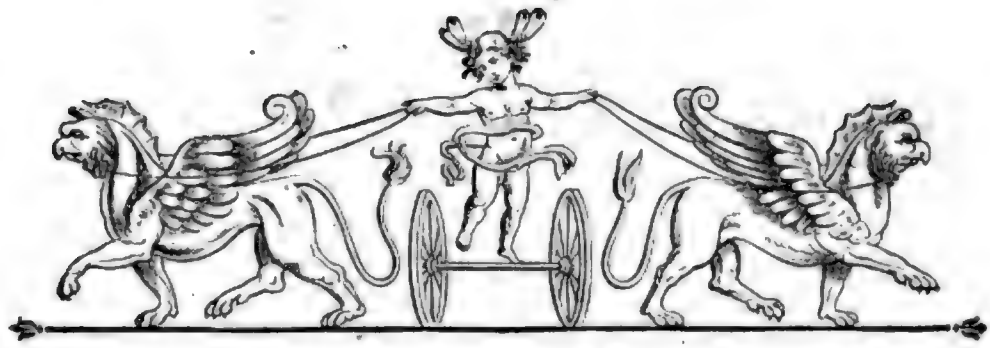
[J. Rosenhain.]

Abermals ein jugendlicher Klaviervirtuos, Jacques Rosenhain, aus Mannheim gebürtig, von dem früher in Frankfurt a. M. eine Oper: „der Besuch im Irrenhause" auf den Brettern erschien, und der seit einigen Jahren bereits in Paris lebt. Er gab am 26. Sept. im leipziger Gewandhause ein Concert, das Mendelssohn-Bartholdy leitete, David und die Gesangstalente Schmitt und Frln. Schlegel unterstützten. Er spielte das Schubert'sche, von Liszt fürs Clavier bearbeitete Lied „Ave Maria", ein Souvenir aus den Puritanern, und drei Etuden eigner Composition, von denen die „Serenade" mit dem Glöckchenklang lebhaft gefiel, der „Dialog" durch seinen ernsten Gedankengang ein tieferes Interesse anregte. Auch die Ouvertüre zu dem „Besuch im Irrenhause" bekundet den denkenden Musiker in Rosenhain. Sein Spiel wird als vorzugsweise zart und fein gerühmt; zugleich wird es durch gediegene, solide Kraft gehalten. Jedenfalls ist hier ein Virtuos, der um des Musikers willen da ist; Rosenhain macht um der Musik willen Musik, d. h. seine Virtuosität dient dem Gedankeninhalt seiner Kunst.

[Posgaru über Regeneration des deutschen Theaters.]

Posgaru, Professor Suckow in Breslau, der Verfasser der Liebesgeschichten und des Germanus, zweier Novellen, die durch ihren Reflexionsgehalt Aufsehen erregten, hat seiner Uebersetzung des Byron'schen Manfred (Breslau, Max) einen interessanten Aufsatz zur Kritik der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie beigefügt. Posgaru weist den historischen Gang der deutschen Dramatik nach und schließt mit dem Resultate: die Musik hat das Theater zu Grunde gerichtet, — aber die Musik muß ihm auch wieder aufhelfen. Er spricht von einer Verbrüderung der Musik mit dem Drama, ähnlich wie Andere, auch Mundt in seinen „kritischen Wäldern" ein Melodrama für wünschenswerth hielten. Faust mit Radziwil'scher Musik wird hierbei weniger als mustergültig aufgeführt, vielmehr hält Posgaru den Byron'schen Manfred für dasjenige Drama, das sich von selbst und ungesucht der Verbrüderung mit der Musik, wodurch es theatralisch wirksam werde, zuwende. Das deutsche Talent, das zur musikalischen Ausarbeitung des Manfred die durchaus geeigneten Kräfte besäße, sei Mendelssohn-Bartholdy. Das Oratorium neu anzubauen, hält Posgaru für ein untergeordnetes Ziel, die Oper aber hat sich in eine raffinirte Frivolität gestürzt, aus welcher ein solides deutsches Talent sie nicht wieder zu retten im Stande sei; er wendet dem Komponisten des Paulus diese Function zu, durch eine Amalgamirung dramatischer und musikalischer Elemente den Theaterinteressen in Deutschland eine neue Nüance zu geben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 194. — den 4. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Spiegelung.

Novelette von H. Koenig.

Dicht vor dem Thore, nach einer ſtillen Seite der Stadt, bewohnte der Rechtsconſulent Föſter ein hübſches Gartenhaus, übergroß und faſt zu ſauber für einen alten Hageſtolz. Sein Diener und Gärtner war nicht jünger als er, aber verheirathet, und hatte das im Garten aufkommende Gemüſe und Obſt zu beziehen. Der alte Stephan ſchnupfte ſo fleißig, als ſein Herr rauchte, und in der Liebhaberei für Tauben gab — wie man zu ſagen pflegt — Keiner dem Andern etwas heraus. —

Die Tauben, die auf einem Hinterbau des Hauſes ihren Schlag hatten, waren im Umgange mit den alten Liebhabern ſehr kirre geworden. Sie durften bis in das Empfangzimmer des alten Conſulenten kommen, wo ſie, wie andere Leute guten Rath, ihr gutes Futter bekamen. Beides ſpendete der alte Herr gern; nur daß er das Futter bezahlte, den Rath aber bezahlt erhielt.

Wie nun heut am heiterſten Maitage, der blau durch blühende Obſtbäume niederlachte, der alte Föſter mit der Morgenpfeife vor das Haus trat, ſah er ſeinen Stephan, mit der Doſe in der Hand, lachend und kopfſchüttelnd unter dem Taubenſchlage ſtehen. Er ſah ihm eine Weile zu und fragte dann: „Was gibt's denn ſo zu ſchmunzeln, Alter?“ —

„Ei, unſer eiferſüchtiger Kröpfer lächert mich!“ antwortete Stephan. „Sehen Sie nur, mit welchem Aerger er ſich als Gemahl zu behaupten ſucht, und den ledigen, ſchöngefiederten Gimpel-Täuberich von ſeinem Weibchen abzuhalten weiß. Meinen Sie, er dulde den artigen Nebenbuhler auch nur von weitem auf der Firſte des Daches? Gott bewahre! Er drängt ihn mit heftigen Flügelſchlägen von allen Seiten, bis der arme Teufel ſich weit weg auf die Stange ſetzt. Und auch von da treibt er ihn fort, ſobald das Weibchen nach dem Schlage geht. Sehen Sie, ſehen Sie eben!“

„Der Gimpel muß ein Weibchen haben!“ rief der Conſulent. „Es iſt auch eine Pein, ſo jung und ledig zwiſchen lauter Gepaarten zu leben, die ſich in dieſer ſchönen Maizeit unaufhörlich ſchnäbeln.“

„Ei!“ ſchmunzelte Stephan, „wenn nun etwa der Gimpel ein Taubengeiſtlicher werden wollte, und ledig bleiben müßte?“

„Dann ſollten wir ihm wenigſtens eine Nichte kommen laſſen,“ verſetzte ganz ernſthaft der alte Conſulent. „So iſt aber unſer Gimpel noch ſchlimmer dran als ein junger Referendarius in einem Hauſe zwiſchen drei bis vier Paar Eheleuten; denn bei Taubenweibchen iſt noch weniger zu hoſpitiren.“

„Nun ja, Herr Conſulent, Sie müſſen das beſſer wiſſen!“ ſagte Stephan, indem er ſchalkhaft lächelnd eine Priſe nahm. „Sie haben ſich auch Ihr Leben lang ledig gehalten. Freilich hatten Sie es beſſer: es gab immer junge Frauen, die Rath bedurften und zu Ihnen kamen. Und kommen ſie nicht noch täglich? Aber das Kröpferweibchen iſt die pure Treue, und hüpft und fliegt vor dem Liebesreferendar Gimpel fort. Warum iſt nur

der Köpfer immer ſo voll Eiferſucht und aufgeblaſenen Zornes? Es muß wohl bei den Tauben auch eine Ehrenſache im Puncte der ehelichen Treue ſein! Da ſehen Sie nur, was das Weibchen dem Buhlen ſo ängſtlich ausweicht!"

Wirklich umtänzelte der Gimpel-Täuberich mit Halsdrehen und Ruckern das Weibchen des Köpfers, als der aufgeblaſene Gemahl, aus dem Schlage hervorſtürzend, den Eheſtörer vom Dach und von der Stange in die Flucht trieb. Die beiden alten Zuſchauer lachten herzlich. — „Tröſte dich nur bis übermorgen!" rief Stephan. „Da iſt Sonnabend, und wir kaufen dir ein Weibchen."

„Keine am Strick ausgebotene Engländerin," ſetzte der Conſulent hinzu, „ſondern die jüngſte und hübſcheſte Sklavin, die der Taubenhändler zu Markte bringt."

Und abermal lachten beide Alten aus voller Kehle.

Da erſcholl in dies Wechſellachen ein rauher Morgengruß mit daran geknüpftem Fluche. Der Hauptmann Roſting war eben um das Haus gekommen. Er ſah ſehr erhitzt und aufgeregt aus; das Geſicht glühte, und die Augen traten mit ödem Blick hervor. Der ſtarke Bauch verrieth einen genußſüchtigen Mann.

„Meine Frau nicht dageweſen?" fragte er und ſchüttelte des Conſulenten dargebotene Hand.

„Was ſoll Ihre Frau bei mir — in aller Frühe?"

„Zu 'nem Frühſtückchen, Alter!" lachte der Hauptmann. „Zu einer Portion guten Raths mit Eſſig und Oel, — Eſſigthränen, Oeltroſt! hä! ha! Ich frage nicht ohne Grund!"

Roſting lachte ſehr laut und erzwungen; dann ſagte er ganz trocken:

„Apropos, Frühſtückens! Habt Ihr nichts zur Hand, Conſulent? Habe ſtarke Motion gehabt nüchterner Weiſe. Ihr ſeid nie ohne —, Conſulent! Ich weiß. Na, commandirt 'was herbei! Oder, in Eurem Handwerk zu reden, — berathet mich mit 'was Rechtem!"

„Ein Glas Wein?" —

„Wein —?" dehnte der Hauptmann mit verdrießlicher Miene. „Und etwas göttinger Wurſt?"

„Göttinger halte ich nicht mehr," erwiederte trocken der Conſulent. „Die göttinger Wurſt hat ihre alte Verfaſſung nicht mehr; es wird jetzt zu viel zähes, abſchmeckendes Weſen drunter gehackt."

„Dann lieber ein Glas Rum, Alter, he?" —

„Es iſt noch eine Flaſche da, Stephan!" winkte Föſter.

„Und ein friſches Brötchen, Stephan!" rief ihm der Hauptmann nach, während er ſeinen Säbel losſchnallte. Dabei lachte er den Conſulenten an, zog die Klinge, fiel aus, und führte einige Hiebe in die Luft. — „Eben haben wir —!" lachte er roh. „Er hat ſeinen Wiſcher ab, der —!"

„Ein Duell? Mit —?" fragte Föſter.

„Donnerwetter!" lachte der Hauptmann, und wollte nicht aufhören. „Das iſt poſſierlich, daß ich es Euch erzähle! Es ſchadet nichts, es verſchlägt nichts; aber ich hab's doch eben ganz in Gedanken ausgeſchwatzt. So unbedacht iſt man bei nüchternem Leibe! Nun, thut nichts! Er iſt nur ein Bischen über den Oberarm geritzt. Es iſt mir jetzt ganz recht, daß die Secundanten drein geſprochen haben; denn ich wäre nicht ſo zufrieden damit geweſen. Er wurde eben verbunden, und wird dann ruhig nach Hauſe kehren."

„Wer denn nur, — wer?" —

„Euer Neffe, Conſulent!"

„Eduard?"

„Eduard, ja, der Hofmacher! Donner und —! Es iſt ſo beſſer, Alter, als wenn ſich der Laffe in eine Buſennadel meiner Frau geſtochen hätte."

„Seltſam!" verſetzte Föſter mit trockenem Aerger. „Und nach ſolcher Arbeit kommen Sie bei mir zu frühſtücken?" —

Er hatte die von Stephan hingeſtellte Flaſche des Siegels erbrochen und ein halbgefülltes Glas dem Hauptmanne hingeſchoben. Dieſer ſetzte ſich ohne Weiteres auf das Sopha, das zwiſchen Platanen unter dem Dache des Seitenbaues im Schatten der Morgenſonne ſtand, und hackte mit den Sporen in die untergelegten Strohmatten. — „Das Frühſtücken nur beiläufig, Alter!" ſagte er. „Was mich eigentlich zu Euch trieb, war, Euch zu bitten, daß Ihr der Frau das träumeriſche Köpfchen ein wenig zurechtrücken möchtet, wenn ſie hierher kommt. Und daß ſie kommen wird, weiß ich. Sie hat etwas von der Jurisprudenz Eures Neffen aufgefaßt. Er hat ihr ein Privatiſſimum über die Eheſcheidung geleſen. Dafür habe ich ihm eben das Honorar —! Alle Teufel! ich führe keine collegialiſche Ehe! Ich brauche keinen Aſſeſſor, und bin noch Mannes genug ohne Adjunct. Er iſt Euer Neffe, und ſo habe ich eigentlich für Euch gehandelt, Conſulent. Nun übernehmt dafür meinen Part bei der Frau, und wir werden ins rechte Gleis kommen. So über die Hand herüber und hinüber führt oft weiter, als wenn man geradezu verfährt. Proſit!"

Hiermit leerte er auf einen Zug das Glas, füllte es wieder, und brach das frische Brötchen an.

(Der Beſchluß folgt.)

Jules Janin im Schlafrock.

(Beſchluß.)

Janin iſt zum Feuilletoniſten geſchaffen, für einen Diplomaten wäre er unbrauchbar. Er ſpricht bei weitem nicht ſo ſchön, als er ſchreibt, als Redner iſt er null. Während er damals den Faden des Geſprächs hielt, machte mir mein Tiſchnachbar, ein berühmter Geſangslehrer, fürchterliche politiſche Bemerkungen über ihn, die ich verſchweige. Denn Janin hat mehr Feinde als Freunde, und jeder weiß ein Geſchichtchen von ihm, das ihn in Deutſchland für ehrlos erklären würde. — Nach dem Eſſen fiel er Heine um den Hals und riß Zoten, aber Heine gab ihm eine treffende Antwort, die ich ebenfalls verſchweige. Dies möge doch zeigen, daß man hier von jener deutſchen Steifheit, die man Anſtand nennt, nichts weiß, obſchon ich geſtehe, daß Janin kein Salongeſchöpf iſt und ſich überall ungenirt benimmt. Ich brauche nicht zu wiederholen, daß er von Allen hier der gelehrteſte Journaliſt iſt und faſt immer treffend, aber mit poetiſchen Farben urtheilt. Ich ſchrieb ihm jedoch einen derben Brief über ſeine Kritik, die er über Leo Burkhard verfaßte. Janin lobte das Stück, um ſeine ſchönen Phraſen über Schiller und Sand anzubringen, ich machte ihn auf mindeſtens zehn Schnitzer aufmerkſam und gleich ſchrieb er mir einen Brief, worin er ſagt: Notre théatre est une vaste arène pour toutes sortes de fantaisies sous des noms étrangers, nous sommes loin d'être si consciencieux que les Allemands sous ce rapport. Am Schluſſe ſagt er mir: Conservez-moi votre amitié car ces amitiés inconnues me dédommagent toujours de celles, que je connais. — Es ſcheint, als ſeien die Kunſtfreunde hier eben ſo wie in Deutſchland. Janin hat übrigens zu viel Freunde, es wimmelt beſtändig bei ihm von Freunden und Freundinnen, und ich bin überzeugt, daß bei manchem deutſchen Miniſter nicht ſo viel Poſtulanten täglich erſcheinen, als bei Jules Janin, der ein Hauptorgan der vierten Macht im Staate iſt. Wie manche Schauſpielerin gäbe ihr Heiligſtes darum, um von Janin gelobt zu werden, wie mancher Künſtler iſt auf ſeine Freundſchaft ſtolz und harrt auf ein Ja, das nicht immer einem gedruckten Ja ähnlich ſieht. Denn Janin hat ſchon Geſchenke erhalten, ehe die Bücher kamen, und wenn er ſie geleſen, hat er ſie richtig getadelt. Das ſoll einmal einer Gräfin paſſirt ſein. Doch dies führt mich zu weit, und ich bin ſo ſchon frauenzimmermäßig breit geworden.

Zum Schluß aber muß ich nothwendig Folgendes hinzufügen. Ich ſchrieb dieſen Artikel über Janin, weil er einmal einen Namen hat und in ganz Deutſchland bekannt iſt. Was wäre aber Janin als Deutſcher? Soll ich es Euch ſagen: ein falſcher ehrloſer ſerviler Scribler. Oft ſchon hat er ſeine Blöße gezeigt, Heine ſelbſt wollte ſich mit Jemanden ſchlagen, weil er ihn, aus gutem Willen, le Jules Janin de l'Allemagne nannte. Balzac hat neulich erſt auf Janin's Stellung ſonderbare Blitze geſchleudert, und nicht zu läugnen iſt, daß Janin nie ein gutes Buch ſchreiben konnte, und daß überhaupt ſeine Zeit um iſt. Man ſchlägt ſich nicht mehr um ſeine Feuilletons, und er ſelbſt fühlt es, und ſchreibt jetzt — eine Biographie des Tacitus. Daher iſt er auch oft ſehr mißgelaunt und widrig, er traut ſich und der Welt nicht mehr. Was er den Herren der Reſtauration gethan, thut man ihm jetzt, die Studenten haſſen ihn, die Künſtler fürchten ihn, die Gleichgültigen verachten ihn, und ſo ſteht er allein, aber immer mit ſeinem bedeutenden Talent da, und wird bald gänzlich ſtürzen. Alles dies kommt von dem einen Mangel, dem Mangel an Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe. —

Correſpondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beſchl.)

[Ueber deutſche Journaliſtik.]

Nimmermehr wolle man uns überreden, daß ein ſo troſtloſes Treiben der Literatur förderlich ſei. Seid ihr ſo arm, oder müßt ihr ſo klug ſein? Trauriges Dilemma! — Längſt weiß das Publikum, daß die Stimme eines Recenſenten nicht gültig iſt wie treues Geld, daß Parteirückſichten obwalten, daß auch ein bedeutender Kritiker bei Beurtheilung ſeiner Freunde wohl ein Auge zudrückt; aber damit weiß es noch nicht den kleinſten Theil des Verkehrten und Tadelhaften, was jetzt in die Literatur und ihre Verwaltung ſich eingeſchlichen hat. Es weiß nicht, daß aus der Tageskritik der jugendliche Geiſt, der ſie noch vor Kurzem beſeelen zu wollen ſchien, faſt ganz verſchwunden iſt, daß kleinliche Häkeleien an ſeine Stelle getreten ſind; daß Keiner anerkannt wird, ohne ſeinen Tribut von Anerkennung vorher abgeſtattet zu haben; ja, daß treffliche Köpfe unberückſichtigt bleiben, wenn ſie von Beſprechungen, Correſpondenzen und dergleichen keinen Gebrauch machen, da doch die ächte Kritik das Gute ſelbſt in ſeinen Schlupfwinkeln aufſuchen ſollte. Wenn Ihr über ſolche Mißſtände bei gewiſſen Matadoren unſerer Literatur klagt, ſo werden ſie ant-

worten: ach ja, das ist ganz richtig, aber wie geht es denn anders, das ist von jeher so gewesen, u. s. w. Jedoch würden sie alle in Verlegenheit sein, wenn sie nachweisen sollten, daß, von den Heroen abgesehen, die Männer der vorigen Literaturepoche, daß Tieck, Uhland, Platen, Börne und Andere sich mit belletristischen Kleinkrämern associirt, daß sie den Kuß der Muse mit dem Lächeln eines einflußreichen Correspondenziers vertauscht hätten. Die Jetzigen hätten am liebsten eine Literatur auf Actien, wo jeder seine Artikel einlieferte und am Ende des Jahres seine Zinsen einnehmen oder seine Coupons abschneiden könnte. Wie lauernde Börsenspeculanten umschleichen sich diese Leute; ihre Gedanken wechseln schneller, als man es zu begreifen vermag. Ein Umstand ist merkwürdig, daß jetzt der Name Börne unter den Wetterfahnen der Tageskritik so populär geworden ist; Börne gab die Freude seines Lebens auf, um gegen das Schlechte desto rücksichtsloser ankämpfen zu können, und diese Kleinen kokettiren mit seinem Namen, während sie beschäftigt sind, für die bettelhafte Gesinnungslosigkeit serviler Zeitungs-Organe Lorbeerkränze zu flechten! Nur in denjenigen literarischen Kreisen und Instituten, die von wissenschaftlichem Mark durchdrungen sind, wie die hallischen Jahrbücher, oder von Bravheit der Gesinnung getragen werden, wie die hamburger Börsenblätter, oder nach Tendenz und Vollendung im Einzelnen ringen, wie mehrere Quartalschriften und Journale, — nur in solchen ist noch unbestochenes, gerechtes Urtheil zu finden. Das finden wir auch ganz natürlich, und jene Literaten sans feu, sans lieu, sans loi, sans foi, die im Bunde mit den Theaterrecensenten sich ernsteren Strebungen gegenüberstellen, müssen in die localen Winkel zurückgewiesen werden, denen diese Allianz ihr Entstehen verdankt, und wohin sie gehören.

Theodor Creizenach.

Notizen.

[Dante, übersetzt von Philalethes.]

Der erste Theil dieser Uebertragung, die man dem gelehrten Prinzen des sächsischen Königshauses zuschreibt, ist nun in zweiter vermehrter Auflage (Dresden und Leipzig, Arnold, gr. 4.) öffentlich erschienen, während der frühere Abdruck nur an die nächsten Freunde und an Institute vertheilt wurde. Es ist interessant, den Uebersetzer über sich selbst und sein Werk zu vernehmen. „Dante, sagt er im Vorwort, ist seit langer Zeit einer meiner Lieblingsschriftsteller, und selbst die Schwierigkeiten, die er darbot, waren mir ein neuer Antrieb, mich ihm mit desto größerem Eifer zu widmen. — Das charakteristische Gepräge eines höchst eigenthümlichen, bedeutenden Mannes in einer höchst eigenthümlichen Zeit, aus der wir kein anderes so vollendetes Werk besitzen, eine Sprache, die um so mehr den Geist des Dichters wiedergibt, als er sie selbst erst schaffen mußte, die hohe moralische Würde und der unendliche Fleiß der Ausführung zogen mich unwiderstehlich an. Die Divina commedia kam mir stets vor wie ein gothischer Dom, wo manche überladene Verzierungen unserm geläuterten Geschmack anstößig sein können, während der erhabene ernste Eindruck des Ganzen und die Vollendung und Mannigfaltigkeit der Einzelnheiten unser Gemüth mit Bewunderung erfüllen. Das eine wie das andere sind lebendige Ergebnisse jener reichbewegten Zeit — des nunmehr wieder zu Ehren gebrachten Mittelalters. — Bei dieser Vorliebe für Dante regte sich bald in mir ein unbeschreiblicher Drang, sein großes Werk in meiner Muttersprache wiederzugeben, und zwar mit möglichster wörtlicher Treue, soweit es der Geist der deutschen Sprache (und nicht blos deren Sprachlehre) erlaubt. Zu diesem Endzweck zog ich es vor, zwar genau nach dem Sylbenmaße des Originals, aber reimfrei zu übersetzen. Ich hoffte dadurch auch mir ein von dem meiner Vorgänger verschiedenes Ziel gesetzt zu haben, indem ich das, was ich auf der einen Seite unvermeidlich an der Form verlor, auf der andern durch größere Genauigkeit und Klarheit vielleicht zu ersetzen im Stande war, wozu ich mich der großen Erleichterung wegen, die ich mir angedeihen ließ, doppelt verpflichtet hielt. — Schließlich darf ich nicht verfehlen, mit Dank zu erkennen, daß, wenn sich hier und da (in den Noten) neue und interessante Bemerkungen in naturhistorischer, anatomischer und medicinischer Hinsicht finden, ich solche der gütigen Beihilfe meines gelehrten Freundes, des geistreichen Arztes und Naturforschers Herrn Hofrath Dr. Carus zu Dresden verdanke; desgleichen ist mir zu der genaueren Ermittelung der astronomischen Angaben der wackere Astronom, Oberinspector Lohrmann ebendaselbst behülflich gewesen. — Wenn endlich diese neue Ausgabe als eine vermehrte bezeichnet wird, so bezieht sich dies lediglich auf einige Zusätze und Veränderungen zu den Noten, deren Nothwendigkeit sich mir bei Fortsetzung des Werkes aufdrang. Eine wirkliche und vollständige Revision des ganzen Inferno hätte mich gegenwärtig zu lange von der Erfüllung meiner Hauptaufgabe, der Vollendung des Purgatoriums abgehalten.“ ꝛc. — Somit steht auch das Fegfeuer von demselben Uebersetzer zu gewärtigen, dessen Arbeit mit dem Original zu confrontiren hier nicht der Ort sein kann. Wir haben nur die hohe schlichte Würde, die kraftvolle Ruhe zu rühmen, in welcher die Sprache des Uebersetzers sich uns bietet. — Der schön gedruckte Band ist mit einem Titelkupfer von Retzsch, einer Charte und zwei Grundrissen geziert. Die Abbildung des Höllenrichters ist nach geistvollen Muthmaßungen und nach der Phantasie des Dichters combinirt.

[Mosen's Otto. Briefl. aus Dresden.]

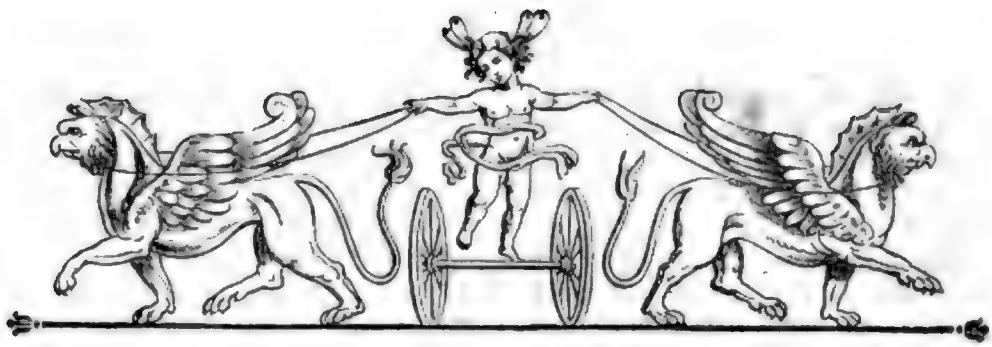
Am 30. Sept. wurde Mosen's „Otto der Dritte“ mit äußerem Glanz und dem glücklichsten Erfolge in Dresden gegeben. Das Haus war gedrängt voll, sämmtliche Darsteller wurden gerufen, der Dichter ebenfalls, der unter begeistertem Zuruf einige Worte sprach. Noch für dieselbe Woche wurde die Wiederholung des Dramas angesetzt.

[Eberard.]

Vom Capellmeister Eberard in München, dem Componisten des Macbeth und der Hermannsschlacht, ist in Weimar die neue Oper: „Mitternacht“ unter Leitung des Verfassers mit großem Beifall aufgeführt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 195. — den 5. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Spiegelung.

(Beſchluß.)

„Geben Sie Acht, Herr Hauptmann, es iſt alter Rum und ſehr ſtarker!“ warnte Föſter, und ſetzte ſich zum Kaffee, den Stephan eben mit böſen Seitenblicken nach dem Soldaten aufgetragen hatte.

„Ei was!“ rief der Hauptmann. „Ich bin eben mit einem jungen „geiſtvollen“ Manne fertig geworden, und werde mich doch vor einem alten Rum nicht fürchten! Im Gegentheil, wir ſind alte vertraute Cameraden. Ueberhaupt heiße ich Roſling, und damit iſt Alles geſagt.“

Ein rechtes Geſpräch konnte natürlich nicht aufkommen: der angeregte Groll des Soldaten, der verbiſſene Aerger des Conſulenten gaben eine doppelte Mißſtimmung.

Inzwiſchen flogen die Tauben nieder, um an dem Frühſtücke ihres Gönners den gewohnten Antheil zu nehmen. Föſter warf ihnen Bröckchen zu. Und gleich brach wieder des Kröpfers Eiferſucht gegen den Gimpel aus. Sie ſchlugen einander von der Seite mit den Flügeln, wie mit breiten Schwertern, und der Kröpfer blieb ſtets Sieger. Er brüſtete ſich auf und umtänzelte ſtolz die Täubinnen, die unbekümmert die Broſämchen auflaſen.

„Das iſt eine rechte Hageſtolzenwirthſchaft!“ lachte gereizt der Hauptmann. „Selber heirathen ſie nicht, und thun ſich 'was zu gut darauf, daß ſie die Ehe unter dem Geflügel begünſtigen. Freilich verzehren ſie hintennach die jungen Tauben und verbrauchen den Taubenmiſt in ihren Blumenbeeten.“

„Wie man's verſteht!“ verſetzte Föſter. „Es ſind meine heiligen Vögel, und ich prophezeihe aus ihrem Freſſen.“

„So?“ erwiederte der Hauptmann. „Nun, ſo pro'phezeih' einmal, Du alter Götzenpfaff!“

Hierimit warf er ein in Rum getunktes Bröckchen unter die Tauben. Bei dieſem Geruche ſtoben die unſchuldigen Weibchen auseinander und zogen ſich zurück. Nur der Kröpfer in ſeiner eiferſüchtigen Aufregung näherte ſich einigemale, pickte erſt an dem Bröckchen und verſchlang es zuletzt.

„Ha! das iſt ein ganzer Kerl!“ lachte der Hauptmann. „Der kann es weit bringen unter Seinesgleichen. Ich will ihn zum Fähndrich machen!“ — Er warf einen zweiten, rumbenetzten Brocken hin, den der Täuberich nun ſchon gieriger anpackte. Der alte Föſter lächelte ſtillſchweigend über die ſeltſame Sympathie zweier Eiferſüchtigen, des Capitäns und des Kröpfers. —

„Nun, was weißagt denn nun der Vogelprophet, der alte Augur, der lauernde Götzenpfaff aus dem Fraße des — des da! Kreuz Donner —! Sprich alter Mucker, und thu's Maul auf!“ rief der Hauptmann.

„Laſſen Sie mich nur die Wirkung abwarten, — den Ausgang, Herr Capitän, und mäßigen Sie ſich bis dahin!“ erwiederte mürriſch der Conſulent. —

Und kaum hatte der aufgeregte Kröpfer noch einige ſcharf eingetunkte Bröckchen gierig verſchluckt, als er die

Flügel hängen ließ, und mit gebrochenen Augen wie todt am Stamme der nächsten Platane kauerte. Unruhig trippelten die andern Tauben hin und zurück, flogen auf und nieder. — Der Hauptmann lachte und lallte. Er schalt den betrunkenen Täuberich einen elenden Kerl, einen erbärmlichen Fähndrich, und reizte sich durch seinen eigenen Witz so sehr, daß er sich endlich vom Sitze aufarbeitete, mit unsicherem Schritte nach dem kranken Vogel griff, und das arme Thier fluchend in die Luft schleuderte. Aber eben so schnell, als der kranke Täuberich auf das niedere Dach des Hinterbaues niederfiel, taumelte der Hauptmann, durch den Schwung des Armes aus dem Gleichgewichte gebracht, auf den sandigen Boden nieder. Die ganze Taubenschaar rauschte empor, und flog in weitem Kreise über die Gärten. — Stephan murrte laut, Fößer nagte am linken Daumen. Endlich zogen Beide den berauschten Gast empor und streckten ihn auf das Sopha. Jetzt erst sah Fößer an der tief ausgeleerten Flasche, wieviel der Unmäßige unvermerkt getrunken hatte. Was sollte er sagen? Der scheltenswerthe Gast war eingeschlafen.

„Sieh' da, Stephan, das liebenswürdige Stück von einem Menschen!" rief Fößer. „Wollen wir ihn nicht an den Wenigstnehmenden überlassen?"

„Ach!" schrie eine weibliche Stimme. — Die schöne junge Frau des Hauptmanns war eben leise und ängstlich um das Haus gekommen, so daß sie ihrem Manne gerade ins Gesicht sehen mußte. Auch hatte sie sich rasch umgewendet, um wegzueilen. Fößer erreichte sie vor dem Hause, und sie blieb stehen, — erschüttert und befangen. Der Alte sagte ihr einige freundliche, ermunternde Worte, und sie faßte sich endlich so weit, um zu fragen, ob — ihr Mann, ob der Hauptmann schon von früh an hier im Garten zugebracht habe.

„Nein, erst seit einer Viertelstunde," antwortete Fößer.

„Erst? Und — um des Himmelswillen! Es ist ein Unglück geschehen!" —

„Meinen Sie ein Duell?"

„Ach, Gott! Nicht wahr —? O, ich habe —. Sie sind so früh fort aus dem Hause, — Beide. O, ich, beschwöre Sie, — sagen Sie mir, was geschehen ist!"

„Ihr Mann ist nicht verwundet —."

„Ach!" seufzte Elise, und mußte sich auf einen Gartenstuhl niederlassen. „Lebt er noch?" fragte sie kleinlaut.

„Wer denn? Eduard?" —

Sie nickte und hielt ihr Gesicht mit dem Tuche bedeckt.

„Er lebt!" versetzte Fößer mit ironischem Blick auf die zart aussehende Frau. „Sie haben nicht Ursache, sich zu ängstigen, meine Beste. Wie ich höre, ist er nur ein wenig am Arme geritzt, nicht tiefer vielleicht, als man sich an der Halstuchnadel einer schönen Frau verwunden kann, wie mir der Capitän sagte. Frauen tragen natürlich nur Dörnchen, — Rosendörnchen; Männer sind schon von rauherer Schale, und führen Stacheln von gutem Stahl. Aber nur ruhig, meine schöne Frau! Ich dachte erst, weil Sie ihren Mann so liegen sahen, hätten Sie Schlimmes gefürchtet, — für ihn, an ihm! — dachte ich.

Elise erröthete. Dann sah sie dem alten Schalk ruhig ins Gesicht und sagte mit einem kaum verhaltenen Seufzer: „Nein, mein Herr Consulent, diese Farbe, diesen Ausdruck seines Gesichtes kenne ich längst zu wohl, um mich auch beim ersten Anblicke in dem zu irren, was ihm eben widerfahren ist." — Und indem sie jetzt den versteckten Spott des Alten noch einmal empfand, setzte sie bitter hinzu: „Es thut mir nur leid, Herr Consulent, daß Sie für eine rathlose Frau wenig Trost und Auskunft haben werden, nachdem sie deren Mann mit so viel Liqueur berathen haben."

„Da kennen Sie den alten Fößer schlecht!" erwiederte er mit Nachdruck. „Sonst würden Sie wissen, daß ich jetzt erst die Frau und ihre Lage im rechten Lichte sehe, nachdem ich den Mann bei einem Glase — bei einer Flasche Rum besser kennen gelernt habe, — besser — wider meinen Willen!" —

Elise erhob sich und faßte seine Hand. „Ja, Sie sind Eduard's gütiger Oheim!" sagte sie freundlich. „Nehmen Sie sich einer unglücklichen, bitter getäuschten, täglich mißhandelten Frau an! Rathen Sie, helfen Sie eine Verbindung lösen, die —. Doch das wird Ihnen Eduard besser sagen!"

„Da kommt er ja wie gerufen!" lachte Fößer. — Elise blickte um und seufzte unbemerkt, als sie den Freund mit verbundenem Arme sah. — Eduard eilte herbei, küßte Elisens Hand und des Oheims Wange. — „Ich bin bei Dir angefahren, Oheim," sagte er heiter, „um Dir zu erzählen, was mir mit dem Arme da zugestoßen ist."

O, ich weiß es schon! Wir wissen es Beide schon!" lachte der Alte. „Dein Widerpart, der wackere Degen, Schwertmagen oder Schwartenmagen, liegt nämlich da hinter dem Hause in seinem Ruhm, oder vielmehr in

meinem —. Verzeihung, Madame! Genug, wir wiſſen es, und ich rathe Dir, Du verbrecheriſcher Gerichtsaſſeſſor, auf acht Tage hier im Garten zu bleiben, und mein Gaſtzimmer zu hüten."

„Eliſe, auch Sie wiſſen —?" fiel Eduard verlegen ein, und faßte mit verzeihungflehendem Blick ihre Hand.

„Ach, Eduard!" verſetzte ſie. „Der Oheim will uns rathen." —

„Wohl will ich es!" fiel der Conſulent ein. „Aber gehen Sie jetzt nach Hauſe, ehe Ihr Gemahl erwacht, ich ſage — ehe der Hauptmann —. Beruhigen, erheitern Sie ſich. Ich beſpreche mich mit dem jungen, fahrenden Ritter da. Und ſobald Eduard wieder von hier abgezogen iſt, kommen Sie heraus zur Unterzeichnung der Eheſcheidungsklage, der Vollmacht, kurz der Papiere und ſo weiter. — Ich empfehle mich, Frau Eliſe! Du, Eduard, geh' ins Haus, bis ich den ſchlummernden Helden aufgebracht habe. He, Stephan! Iſt der Hebebaum und die Schrotleiter zur Hand!"

Föſter ging lachend, konnte aber an der Ecke des Hauſes nicht unterlaſſen, zurückzuſchielen. Er hörte Eduard's zärtliche Frage: „Mein, Eliſe?" und ſah, wie ſie ſich ihm entgegenbog; doch wartete er das Ende des langen Kuſſes nicht ab, womit das verſtohlene Paar ihre friſch ausgefertigte Hoffnung beſiegelte.

„Da ſehen Sie nur die Merkwürdigkeit, Herr Conſulent!" redete ihn hinter dem Hauſe der alte Stephan an, indem er über den noch ſchnarchenden Hauptmann hinaus nach dem niedern Dache deutete. „Ich habe mich eben ergetzt, wie das Weibchen den armen, duſeligen Kröpfer ſanft gedrückt und gepickt hat, höchſt beängſtigt, wie es ſchien, über den Zuſtand, in welchem der ſonſt ſo brutale Täuber jetzt Kopf und Flügel hängen läßt. Sehen Sie nur, wie der arme Kerl mit offenem Schnabel keucht! Er ſtirbt! Und der Geruch des Keuchenden ſcheint die ſanfte Täubin zurück zu ſchrecken. Und nun ſehen Sie, welche Courage ſeitdem unſer lediger Gimpeltäuber gefaßt hat! Von Zeit zu Zeit zerpickt er den Ohnmächtigen, und bemüht ſich dazwiſchen um die angehende Witwe. Und ſie läßt es ſich jetzt auch gefallen."

„Wir brauchen den Sonnabend keine Sklavin für den Gimpel zu kaufen, Stephan!" bemerkte Föſter.

„Wahrlich nein! Eher kriegen wir eine Leiche an dem armen Kröpfer zu begraben!"

„Siehſt Du, Stephan, da ſchnäbeln ſie ſich ja ſchon!"

„Wahrhaftig, Herr Conſulent! da vollziehen ſie ja ſchon die neue Ehe!"

Stephan lachte wie ein Kind, während die beiden Tauben ſich auf dem Dache küßten.

„Die Tauben haben's gut!" lächelte der Conſulent. „Sie brauchen keine Scheidung vor dem Conſiſtorium, und keine Trauung von einem Paſtoren."

„Aber, Herr Conſulent —!"

„Nun Stephan?" —

„Ich meine, — was haben denn da Ihre Rechtsconſulenten zu thun?" —

Föſter lachte herzlich.

„Ach, der Kröpfer!" ſchrie Stephan.

Dem kranken Täuberich ging eben die Kraft aus, ſich auf der Firſte des Daches zu halten. Er ſank um, rollte das Dach entlang, und fiel todt dem ſchlummernden Hauptmanne gerad auf das Geſicht. — Dieſer fuhr empor und forderte Waſſer. Während Stephan eine Flaſche friſch an der Pumpe füllte, betrachtete der Conſulent den aufgehobenen Täuberich und fand, daß Zunge und Schlund des verführten Näſchers ganz verbrannt waren.

Urania für 1840.

Urania bringt uns diesmal das Porträt Felix Mendelsohn-Bartholdy's nach einem wohlgetroffenen und geiſtreich ausgeführten Oelbilde von Hildebrand, welches eine der letzten berliner Kunſtausſtellungen ſchmückte. Was meine kritiſchen Anſichten von dem novelliſtiſchen Texte der Urania betrifft, ſo muß ich bevorworten, daß ich Urania zu einer günſtigen Stunde geleſen und ſomit mehr ihre Licht- als ihre Schattenſeite aufgefaßt habe. Der Kritiker, meine ich, ſoll noch gefunden werden, welcher ſich von augenblicklichen Stimmungen ganz entfernt zu halten weiß, und immer in der Situation eines Anatomen iſt, der mit abſchreckender Ruhe einen todten menſchlichen Körper zu ſeiner Belehrung und zum Nutzen der Wiſſenſchaft zerlegt, man müßte denn ein engliſcher Reviewer ſein, aber es iſt auch eine Freude, ſagen zu können, bevor ich Reviewer war, bin ich Menſch geweſen, ein Menſch, welcher den Eindrücken des Augenblicks offen ſtand. Wenn ich daher ſage, daß mir die erſte Novelle „Pulcherie" von A. von Sternberg gefallen hat, ſo habe ich damit nichts als ein ſubjectives Urtheil ausgeſprochen; mir ſcheint das Thema, welches mit der Emancipationsfrage der Frauen oder wenigſtens mit der Frage, wie und wozu das Weib erzogen werden ſoll, einige Verwandtſchaft hat, mit Welt- und Menſchenkenntniß, mit der Feinheit ironiſcher Caſuiſtik und ohne alle Bösherzigkeit durchgeführt zu ſein. Der naiven Geiſteskeckheit, dem urſprünglich Herzigen und Herzlichen im Weibe, dem unmittelbar Poeti-

schen, welches aller Systemmacherei spottet, dem individuell Geschichtlichen, welches alle verallgemeinernden und eben darum beschränkenden und das Sexuelle in seinem innersten Kerne beeinträchtigenden Principien mit der frischen und fröhlichen Kraft des gesunden Instincts durchbricht, scheint mir hier von Sternberg trefflich das Wort geredet zu sein. Für solche Darstellungen in kleinerem Rahmen, meine ich, ist Sternberg's Wesen sehr wohl geeignet; für größere Durchführungen, die sich in den Raum eines Romans auszubreiten streben, hat Sternberg nicht Energie genug, ist sein Talent zu monoton und einfärbig, das Colorit hat wohl Glanz und Eleganz, aber keine Tiefe, keine echte Blutverwandtschaft mit dem Leben, wie es ist. Die Gestalten schweben da mitten zwischen dem Wunder und dem wirklichen Leben, so daß eine Mischgattung entsteht, die des Wunderlichen, was in der breiten Durchführung eines Romans nicht auf die Dauer anheimeln kann. Man kann Tieck, dem Meister dieser Schule, besonders in seinen novellistischen Arbeiten späterer Zeit, denselben Vorwurf machen. — Die zweite Novelle, welche die Urania bringt: „die blaue Blume" von Julius Mosen, spielt auch in das Gebiet des Wunderlich-phantastischen hinüber, ist aber zugleich reicher an innerer poetischer Wahrheit, an gediegener stylistischer Färbung, an lebendig aus sich heraus entwickelter Zeugungskraft. Mosen tritt hier, was Einkleidung und Erfindung betrifft, fast als ein Anhänger der früheren romantischen Schule auf, nur daß er sich durch den geistreicheren und beziehungsreicheren Durchschlag moderner Anschauungen wesentlich von der Romantik der Arnim und Brentano unterscheidet. Was man auch gegen die oft zu kleinlich spielende Phantastik der Erfindung einwenden mag, so wird man doch die Großartigkeit, womit die einzelnen Glieder der Novelle sich strecken und dehnen, willig anerkennen müssen. Hierzu gehört besonders das ganz eigenthümlich in kurzen springenden Schlaglichtern gehaltene Tagebuch, welches der Held der Novelle während der Napoleon'schen Expedition nach Aegypten und Syrien in den Wüsten, Katakomben und Ruinen des seltsamen Sphinxenlandes schreibt. — Die dritte Novelle, „Angelica", mehr für das eigentliche Unterhaltungspublikum berechnet, rührt von Mügge's fertiger und geschmackvoller Feder her. Die Hand eines gewandten Dilettanten, die hier und da einen hübschen Griff thut, verräth Eduard von Bülow's kleine harmlose Novelle: „Ein Frühlingstraum", und die sichere gründliche Hand eines Rechtspraktikanten der letzte Beitrag: „Der Todte von St. Anna's Capelle", von Otto Ludewig, ein außerordentlich spannender Criminalfall, der unbeschadet der criminalistischen Gründlichkeit auch in novellistischer Hinsicht, besonders in der Charakteristik der betheiligten Personen, nicht ohne Geschick und Glück behandelt ist. H. M.

Notizen.

[Das Nordlicht.]

Die Probenummern von diesem neuen Journal circuliren. Es wird zweimal die Woche (bei Gebhard u. Reisland in Leipzig) erscheinen, Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Rudolph Mettler, Mitredacteur Julius Hammer. Was andere Journale als Notizen, kleine Chronik, Bunterlei oder dergl. abfassen und oft nur als Lückenbüßer geben, was aber in der Journalistik sich als Hauptsache, als Tagesbedarf herausstellt, eine Controle über alle Erscheinungen des Tages, das ist für das Nordlicht hauptsächlicher, wo nicht einziger Zweck. Das Nordlicht will blos Feuilleton sein, um in kurzen Fingerzeigen, Wendungen, Wahrzeichen, Monumenten und Gottseibeiunszeichen die Zeit al fresco zu charakterisiren. Die epigrammatische Abfassung von Glaubensartikeln, in denen sich das scharfe Bewußtsein des Jahrzehnds hier ausspricht, wirkt auf enkaustische Art. Die Redaction hat dem Publikum die waltenden Kräfte, die hier zusammengreifen, nicht namhaft gemacht; wir erlauben uns deshalb nicht, Muthmaßungen über die Autorschaft manches trefflichen Artikels zu äußern, und heben nur die Berichte über Wienbarg, Gutzkow, die Blätter aus einem Traumbuche, den gemüthvoll witzigen Modenbericht und die satyrische Politik in kleinen Dosen, hervor. Von Karl Beck lesen wir ein Ungarlied, von A. Weill einen Bericht aus Paris.

[Goethe's Gesuch, sich in Berlin niederzulassen]

Man weiß aus des verstorbenen preußischen Staatsministers von Beyme amtlicher Mittheilung, daß, als Schiller den Wunsch geäußert hatte, sich in Berlin niederzulassen, ihm von freien Stücken ein „Gnadengehalt von jährlich 3000 Thlrn. nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage" offerirt und zugesichert wurde; nur des Dichters bald darauf erfolgte Krankheit und Tod beseitigten die Verhandlungen. Nun erfahren wir aus einem Briefe Beyme's an Varnhagen vom J. 1830, den Hofrath Dorow im 3. Bde seiner „Denkschriften und Briefe" mittheilt, daß auch Goethe denselben Wunsch gehegt habe. „Schiller — heißt es darin — hatte mir nämlich, als ich mich seines Besuchs in Potsdam erfreute und auf Befehl Sr. Majestät diese Angelegenheit mit ihm verhandelte, gesagt, daß Goethe ebenfalls den Wunsch hege, mit einem Gnadengehalte des Königs nach Berlin zu kommen, und ich hatte ihm mit Vorwissen Sr. Majestät eröffnet, daß auch seine Wünsche, wenn er sich darüber bestimmt ausspräche, huldreiche Gewährung finden würden." Aus einem andern Briefe von Beyme geht jedoch hervor, das Schiller's Mittheilung ohne Goethe's Mitwissenschaft geschah.

[Memoiren einer Fliege.]

Auf dem Titel: Kein Buch für Frauen und Kinder, mit dem Motto: Wen es jukt u. s. w. Dies zog uns an, allein wir fanden nicht den Witz, den wir vermutheten. Diese Fliege, die zu müßig den Zuhörer spielt und von einem Zimmer ins andere summt, sollte lieber eine Wespe sein; weil Satyre ohne scharfe Angriffswaffe matt bleibt. Der Herausgeber der kleinen Broschüre ist Dr. Gial, Verf. eines im vorigen Jahre erschienenen kleinen Sittengemäldes: „So geht's!"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 9.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 9. — den 5. Oktober 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien so eben:

Elias, W.,

Glaube und Wissen.

Ein Roman. Mit einer Musik-Beilage.

2 Bde. gr. 8. geh. 3 Thlr. 9 Gr.

Bei der Erscheinung dieses Werkes erlaube ich mir insbesondere auf die Tendenz desselben aufmerksam zu machen. Es handelt sich bei diesem Buche nicht allein um eine gewöhnliche Unterhaltungs-Lectüre, sondern das Ziel des Verfassers ist hauptsächlich dahin gegangen, das, was gelehrte Werke bis jetzt über die in den letzten Jahren genommene Richtung der verschiedenen Secten der christlichen Religion gesagt haben, den Laien im Romangewande darzustellen, und vorzüglich hat der Verfasser bei dieser Arbeit das bekannte Werk: **„Strauß Leben Jesu,"** im Auge gehabt. Bei der trefflichen Darstellung des Geschilderten wird es nicht fehlen, daß sich dieses Buch bald einen großen Lesekreis erwirbt!

C. Schünemann.

So eben ist in unserm Verlage erschienen:

C. F. Gellerts

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmässige Ausgabe

in 10 Bänden.

Taschenformat.

Mit Gellerts Bildniß,

in Stahl gestochen von K. Barth.

2r, 3r, 4r Theil.

Der Preis aller 10 Bände ist 2⅔ Thlr.

Leipzig, d. 31. August 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Neue schöngeistige Schriften.

Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes (von Sr. K. H. dem Prinzen Johann, Herzog zu Sachsen.) Erster Theil, die Hölle. Zweite vermehrte Auflage mit Kupfern und Karten. gr. 4. cart. Prän.-Preis 6 Thlr. 12 Gr. bis Ende d. J.

E. Weissflog, Phantasiestücke und Historien. Neue durchgesehene Taschenausgabe. 12 Theile. broch. 5 Thlr. Prän.-Preis bis Ende d. J. Ladenpreis 7 Thlr.

G. Schilling, sämmtliche Schriften, Taschenausgabe. 71—80. Theil. Prän.-Preis 3 Thlr. 12 Gr., Ladenpreis 5 Thlr. — womit die ganze Sammlung geschlossen ist.

Alle 80 Bändchen kosten 40 Thlr.

Fr. Berthold, König Sebastian, oder wunderbare Rettung und Untergang. 2 Theile. Herausgeg. von L. Tieck. broch. 3 Thlr. 18 Gr.

H. F. Mannstein, die Mystiker, Novelle, und der Arzt als Scharfrichter. 8. broch. 18 Gr.

E. von Stein, Gedichte. gr. 8. broch. 21 Gr.

sind so eben in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Goethe's Briefe

an die

Gräfin Auguste zu Stolberg,

verwittwete Gräfin von Bernstorf.

8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weinlig.)

5. Jahrg. f. 1839. No. 43 — 49 mit 42 Abbildungen.

Ueber Holz und Holzkohlen als Brennmaterial vom Oberschiedswardein Winkler. — Stärkemehl aus Rosskastanien. — Ueber den Brennmaterialverbrauch an französischen Dampfmaschinen. — M. Jacobi und E. Lenz über die Anziehung der Elektromagnete. — Ueber künstliche Brennziegel und Ivison's Dampfinjection in das Feuer. — Ueber die Beleuchtung der Theater durch Gaslicht. — Wegmann über Price's Patentapparat für Luft- und Wasserheizung. — Eisenbahn-Chronik. — Reinigung des Palmöls. — Würtembergische Patente. — Preussische Patente. — Schott von Schottenstein's in Würtemberg patentirt gewesener Torfverkohlungsapparat. — Statistische Verhältnisse der sächsischen Industrie. — Emile Dollfuss über den Lignit von Flangebouche. — Verfahren bei Fabrication des Rübenzuckers im Kleinen, angewendet zu Ludwigsburg im Frühjahre 1838. — Verbesserung im Brodbacken von G. H. James. — Wood, Hawkshaw und Brunel über den bei der Great-Western-Eisenbahn befolgten Bauplan. — Heard's Verbesserungen in der Glätt-, Bleiweiss- u. Soda-Fabrication. — Stollé's Patent auf die Anwendung der schwefligen Säure in der Zuckerfabrication. — Cooper's patentirte Verbesserung der Seifenfabrication. — Bohrmaschine zum Bohren der eisernen Rippen an der Carousselbrücke in Paris. — Huguen in Cornetz über eine Sperr- und Bewegungsvorrichtung von Eugène Saladin. — W. Eisenlohr's Platinfeuerzeug mit neuem Ventil. — E. Peclet's Manometer für Hochdruckkessel. — Ueber Ch. Beslay's Dampfkessel. — Die englische Kriegsdampfflotte. — Karmarsch über v. Brevillier's Schraubstock. — John Oldham's mechanischer Aufschütter für Dampfkesselfeuerung. — Joseph Haslay's von Manchester Verbesserungen an den Feil- und Hobelmaschinen und Drehbänken. — Henry Stephen's patentirte Tintenfässer. — Betriebsresultate der Communionwerke bei Goslar im Jahre 1838. — Preiscourant von Dampfmaschinen von Jacobi, Haniel und Huyssen auf der Gutenhoffnungshütte. — Die Einnahme von hannoverschen Bergwerken und Salinen. — William Davis über die statistischen Verhältnisse der Fowey-Consols-Grube. — Ueber die Betriebsresultate der gewerkschaftlichen mansfeldischen Kupferschieferwerke. — Fünfter Bericht des Ritter v. Gerstner über die nordamerikanischen Eisenbahnen. — Analyse englischen Bronzepulvers. — Duclo's Eisenverbesserungsmittel.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. September 1839.

Leopold Voss.

Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen:

Manuel, nouveau, de l'Étranger à Leipzig et dans les environs. Orné de 2 Plans (1 de la ville et 1 des environs). 8. Pap. collé. rél. 18 Gr.

Cont.: Topographie. Distribution de la ville. Batimens publics. Jardins. Chemin de fer. Etablissemens de bienfaisance et d'utilité. Hotels. Lieux de plaisance. Bibliothèques etc. Sociétés. Loges. Autorités. Commerce et Industrie. Monnaies etc. Numéros. Les Champs de Bataille et la Description des combâts. Chronique. Table de Matières.

Die neueste u. compendiöseste Beschreibung der vielfach interessanten Stadt u. der in ihrer Nähe geschlagenen denkwürdigen Schlachten, durch die Pläne erläutert; für Ausländer ein längst gefühltes Bedürfniß.

Immortellen Ihr blüht Blume an Blum' hier im Kranz!

Wen das Beste erfreuen mag, den laden wir zur Bestellung ein auf die im Bibliographischen Institut eben zu erscheinen beginnende

Miniatur-Bibliothek der deutschen Classiker,

Auszug des Schönsten und Gediegensten aus allen ihren Werken.

Jedes Bändchen, über 100 Seiten stark,

elegant gebunden und mit 1 bis 2 sehr schönen Stahlstichen, kostet **nur 9 Kr. rhn., 2 Gr. sächs., 2½ Sibgr. Pr. Ct.**

Außer dem

erhält jeder Theilnehmer bei Ablieferung des letzten Bändchens als Prämie ein prachtvolles **Kunstblatt,**

die Portraits von

Goethe, Schiller, Klopstock & Jean Paul

im schönsten Stahlstich, groß Folio; Preis: 1 Friedrichsd'or,

GANZ UMSONST!

☞ Jeder Knabe, jeder Jüngling, der nur ein paar Groschen oder wenige Kreuzer wöchentliches Taschengeld erhält, ist im Stande, sich diese Bibliothek, welche in gedrängtester, bequemster und genießbarster Form Alles in sich vereinigt, was die deutschen Classiker Treffliches hervorbrachten, anzuschaffen, und jeder Vater oder Erzieher wird eine eben so nützliche, als anständige Verwendung des Geldes billigen und um so lieber unterstützen, da in der Bibliothek nichts Aufnahme findet, was den sittlich-reinen Gefühlen zu nahe treten könnte.

☞ **Unglaublich groß** ist der Absatz, den das Werk überall findet; gewiß der sprechendste Beweis, wie zeitgemäß es ist und wie vollkommen es jeden Käufer befriedigt.

Die Verbindlichkeit des Bestellers gilt immer nur für die nächsten 2 Bändchen; wer fünf Theilnehmer sucht, erhält von jeder Buchhandlung ein sechstes unentgeltlich. Ein Bändchen erscheint jede Woche.

Braunschweig, bei G. Westermann ist erschienen:

Höchst wichtiges Werk.

Christenthum, das, des 19. Jahrhunderts. Zum Verständniß der Strauß'schen Grundansichten. In Briefen an eine Dame. 8. in Umschlag geh. Preis 1 Thlr. 18 Sgr.

Die Tendenz dieser geistreichen Schrift, welche tief in die Zustände unserer Zeit eingreift, bezeichnet der Verfasser selbst so: „Es mögen diese Briefe, welche beabsichtigen, die Frauen auf einen bestimmten Standpunkt religiöser Erkenntniß zu stellen und ihrem unbewußten Umhertappen in dunkeln Ahnungen ein Ende zu machen, als ein Beitrag zur wahren Emancipation der Frauen gelten ꝛc. — Mögen sie, schließt er, die tiefe Bedeutung erkennen, die gerade sie in der Geschichte der Religion und des Menschengeistes haben: mögen sie nie vergessen, daß diese Briefe ihren Händen Gewalt über die Zukunft anvertrauen!"

Schopenhauer, J., Nachlaß, Jugendleben und Wanderbilder, herausgegeben von ihrer Tochter. 2 Bde. 8. in Umschlag geh. Preis 4 Thlr.

Der Nachlaß der geistreichen und berühmten Verfasserin wird ihren zahlreichen Freunden eine willkommene, ja eine längst gewünschte und erwartete Erscheinung sein. Er enthält hauptsäch-

lich die Schilderungen ihres Jugendlebens, und ist bei den vielseitigen Verbindungen, welche das reiche Leben der Verfasserin schmückten, von großem Interesse. Der Verleger hat bei höchster Eleganz der typographischen Ausstattung nichts gespart.

Boz (Dickens), humoristische Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben. Nach dem Englischen von Dr. A. Diezmann. 2r Theil, mit einer Federzeichnung nach Cruikshank. 8. in Umschlag, geh. Preis 21 Sgr.

Höchst geistreichen Inhalts, wie alle Werke des berühmten Autors, trefflich übertragen, schön gedruckt und mit einer hübschen Federzeichnung nach Cruikshank geschmückt.

Meyer's Conversations-Lexicon.

Bei der ungeheuern Masse von Verlagswerken, welche jährlich der deutsche Buchhandel vom Stapel laufen läßt, ist es nicht zu verwundern, daß mit der Zunahme an der Zahl der Werke der Gehalt derselben in demselben Grade sich mindert.

Es ist daher eine freudige Erscheinung, wenn unter dem vielen Mittelmäßigen und Oberflächlichen, welches mit pomphaften Ankündigungen dem Publicum aufgedrungen wird, etwas Gediegenes und ganz Tüchtiges zum Vorschein kommt. Als solches anerkennen und bewillkommnen wir das im Bibliographischen Institut in Hildburghausen erscheinende

Meyer's
Conversations-Lexicon.

Nach dem vorliegenden 1. Hefte ist dieses Werk mit einer Gründlichkeit und Reichhaltigkeit ausgestattet, wie solches bei **keinem Werke der Art** in der Deutschen Literatur gefunden wird. Es enthält **zwei Mal** so viel Artikel, als das **Pierer**'sche Universal-Lexicon; **dreißig Mal** so viel, als das **Brockhaus**'sche. Dabei gehen Tendenz und Richtung des Werks durchaus auf das Praktische hin; es ist recht eigentlich **ein Buch fürs Leben.**

Meyer's Lexicon erscheint in ein und zwanzig Bänden, Royal-Octav, von 700 bis 800 Seiten engen, aber vortrefflichen und klaren Drucks auf superfeinem Velin. Jeder solcher Bände enthält, der Zahl der Artikel nach, so viel, als **zehn** Bände des Leipziger Conversations-Lexicons. Das Werk wird, eben so prächtig als zweckgemäß, ausgestattet mit **fünfhundert** erklärenden und erläuternden **Stahlstichen**, einem historischen und geographischen **Atlas**, den **Bildnissen** der größten Menschen aller Zeiten und Völker und den **Ansichten** und **Plänen** aller Hauptstädte der Erde. Außerdem werden dem Texte über **fünftausend** erklärende **Holzschnitte**, Abbildungen aller Werkzeuge, neuen Maschinen ꝛc. eingedruckt.

Um das Werk den ökonomischen Verhältnissen aller Klassen anzupassen, erscheint es in **Lieferungen**, deren zwölf einen Band ausmachen. Binnen 4 Jahren wird das Werk, für welches mehr als 100 Künstler beschäftigt sind, beendigt sein.

Der **Preis** jeder Lieferung von 64 bis 80 Seiten Text in Royal-Octav und mehrern Stahlstichen ist nur 24 Kr. rhn., 7½ Sgr., 5⅓ Gr. sächs.

Jeder, der zehn Subscribenten sammelt, erhält ein Exemplar umsonst.

Gern werden alle Buchhandlungen, auf Verlangen, das erste Heft Jedem zur Ansicht vorlegen.

In unserm Verlage erschien so eben und sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Eduard Elfen. Ein Roman von Ehrenreich Eichholz, 2 Bde. 8o. geh. Preis 2 Thlr.

Smidt, Heinr., Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. 12. geh. Preis 16 Gr.

Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837. Herausgegeben von **Fr. Tietz.** 8. geh. Preis 16 Gr.

Berlin, den 1. Sept. 1839.

Voß'sche Buchhandlung.

In der Fest'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Hausmusik in Deutschland in dem 16., 17. und 18. Jahrhunderte. Materialien zu einer Geschichte derselben, nebst einer Reihe Vocal- und Instrumental-Compositionen von H. Isaac, L. Senfl, L. Lemlin, W. Heintz, H. L. Hassler, J. H. Schein, H. Albert u. A., zur näheren Erläuterung. Von Carl Ferdinand Becker, Organisten an der Nicolaikirche zu Leipzig. gr. 4. broch. Preis 2 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Berliner Spaziergänge,

gewidmet

deutschem Volksthume.

gr. 8. eleg. geh. Preis ⅔ Thlr.

Berlin, im Septbr, 1839.

Voß'sche Buchhandlung.

Im Preise herabgesetzte Bücher.

Verlag der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Durch jede Buchhandlung kann bezogen werden:

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur

von Karl Gutzkow.

2 Bände, Velinpapier (Ladenpr. 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. —) nunmehr 1 Thlr. — oder 1 Fl. 30 Kr.

Hortense, meine Reise durch Italien, Frankreich und England im Jahre 1831. A. d. Fr. v. F. C. Lindner (Ladenpreis 1 Thlr. — oder 1 Fl. 48 Kr.), nunmehr 12 Gr. oder 45 Kr.

Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. Herausgegeben von Eduard Mörike und Wilh. Zimmermann (Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl.), nunmehr 12 Gr. oder 45 Kr.

Zwei Jahre unter den Mauren, oder der gezwungene Renegat. Scenen und Beobachtungen aus dem Leben eines spanischen Patrioten (Ladenpreis 21 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.), nunmehr 6 Gr. oder 24 Kr.

Kaspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt (Ladenpreis 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl. —), nunmehr 8 Gr. oder 30 Kr.

Student, der deutsche. Ein Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. Von A. v. S. Auch unter dem Titel: Felix Schnabel's Universitätsjahre (Ladenpr. 1 Thlr. 10 Gr. oder 2 Fl. 30 Kr.), nunmehr 16 Gr. oder 1 Fl. —

Zimmermann, Fürstenliebe. Novelle aus der neuen Geschichte Schwabens. Demselben ist angehängt: Cornelia Bororquia, oder die Inquisition (Ladenpr. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl. —), nunmehr 12 Gr. oder 45 Kr.

Bei W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Irene. Ein Gebetbuch für gebildete Christen, von Dr. A. Wießner. Zweite verbess. Aufl. von R. R. Fischer, Archidiakonus in Leipzig. Mit 1 Kupfer. **Ein Seitenstück zu Witschels „Morgen- und Abendopfer."** 18 Ggr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Die Sprache durch Blumen und Früchte, den Deutungen der neuesten Zeit angeeignet und alphabetisch geordnet. Ein Toilettengeschenk für Deutschlands Jungfrauen und Jünglinge von H. Rosenkranz. 4te Auflage. 3 Ggr. oder 14 Kr.

Studien für die höhere Zeichnenkunst nach Antiken von F. A. Fricke. 2 Lieferungen. gr. Folio. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Dies ist für geübtere Zeichner ein wahres Meisterwerk.

Die Papierfärbekunst in allen ihren Theilen. Ein Lehrbuch für angehende Papier- und Tapetenfabrikanten, Buchbinder, Papparbeiter u. s. w. Von J. Röhberg. 18 Ggr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Dieses ausgezeichnete Werk enthält auch die Verfertigung der englischen Bücherschnitte.

Handwörterbuch der deutschen Sprache zur Vermeidung aller Sprach- und Schreibfehler ꝛc. Nebst einem Anhang, welcher die gebräuchlichsten Fremdwörter, deren Verdeutschung und alle Interpunktions-Zeichen mit richtiger Anwendung derselben enthält. Durch stete Beispiele erläutert. Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Jedermann von J. H. Loose. Neue Ausgabe 18 Ggr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Besonders für Damen ist dieses ein sehr unterrichtendes Werk bei allen ihren schriftlichen Aufsätzen.

Für Pferde- und Viehbesitzer.

Hydro-homöopathisches Taschenbuch der Thierheilkunde, oder die Krankheiten der Hausthiere und deren Heilung durch kaltes Wasser, vorzüglich aber durch homöopathische Mittel. Ein neues alphabetisch bearbeitetes Noth- und Hülfsbuch für jeden Thierarzt und Viehbesitzer. Von J. G. Möller, durchgesehen von M. Lux. 18 Ggr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Bei G. Schubert in Leipzig ist vollständig erschienen:

Bibliothèque de l'Opéra.

Potpourrî's d'après des thèmes favoris des Opéras modernes

pour le Piano seul.

Edition nouvelle, revue et corrigée.

6 Cahiers zusammen 480 Seiten gr. Royal-Notenformat stark, 36 Opern umfassend; ausgezeichnet durch Correctheit, äussere Eleganz und ausserordentliche Wohlfeilheit, da der Preis nur ⅓ des gewöhnlichen Notenpreises ist. — Subscriptionspr. bis Michael 1839, 9 Thlr. — Ladenpr. 18 Thlr.

Zu haben in allen guten Buch- und Musikalienhandlungen.

Bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich hat so eben die Presse verlassen und ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Lustreise
ins
Morgenland,
unternommen und geschildert
von
Dr. Titus Tobler.

2 Bde. 12. br. 2 Rthlr. oder 3 Fl.

Man kennt den originellen Charakter der Appenzeller, ihren Geist, ihre frische lebendige Auffassung des Lebens. Ein solcher ist unser Reisender; seine Originalität erlaubte ihm, mit andern in nichts zu wetteifern, als in dem aufrichtigen Streben nach Wahrheit. Wer diese liebt und die eigenen Wahrnehmungen dem Nachbeten vorzieht, dem wird das freundliche Tagebuch mannichfaltigen Genuß verschaffen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Laienbrevier
von
Leopold Schefer.

Dritte Auflage.

728 Seiten. 8. geh. 2½ Rthlr.

Der ungewöhnlich starke Absatz des Laienbreviers, der im Laufe von vier Jahren drei Auflagen nothwendig gemacht hat, ist ein sprechender Beweis, daß es bereits zu den Kern- und Grundbüchern unserer Literatur gezählt wird, die Jeder nur zu seinem eigenen Nachtheil ungekannt lassen darf. Möge es auch in dieser Ausgabe empfänglichen Gemüthern den Segen seiner Weisheit zuströmen und immer mehr in Saft und Blut des deutschen Volkes übergehen, aus deren innerstem Wesen es geschöpft ist.

Berlin, September 1839.

Veit und Comp.

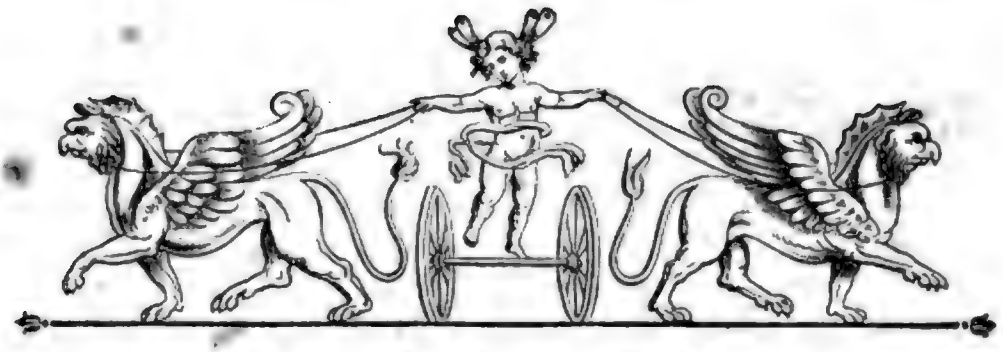
In der Fest'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sterne und Meteore
in
deutscher Zukunft und Gegenwart
von
Gustav Bacherer.

Inhalt: Politische Standrede. Parlamentarische Portraits. Katastrophen und Schlagschatten.

Broch. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 196. — den 7. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Reisebrief, von Alex. Soltwedel.

An A. L.

Ich habe jetzt auch — ja, lächeln Sie nur — eine Reise gemacht. Im Frühling, als Schwalben ins nordische Klima zogen, lockte mich Reiselust über das baltische Meer, und jetzt im Herbste, wo man auf Stoppeln die Nachlese hält, wirft mich Reisebeobachtungslust auf die gefährliche Barre der Reflexion.

Hinter der nüchternen Frühlingspetersilie Amak's verschwand mir Dänemarks stolze, steinerne Hauptstadt im Silbernebel eines nordischen Abends. Ein leichter, grauer Strich, zitterte Seeland über den Wogen, schroffer trat links noch Schwedens südlichste Küste durch die Exhalationen der üppigsten Mainacht, wie sie der Dichterjüngling des Jahres nur auf die See zu zaubern vermag; denn schlägt auch hier auf der endlosen Fläche keine Nachtigall ihre Triller, duftet auch keine Viole und geht kein verschämtes Liebespaar, sich die Hände drückend, spazieren; — hier auf dem Meere wandelt der Gott der Freiheit; hier streckt sich der kühne Gedanke aus der Materie, aus den Theaterlappen der Civilisation zum Sternentempel empor, und wandelt, anbetend und angebetet, stolz über die stolze Fluth; im sanften, lispelnden Wellenschlage, im Wogen der mädchenhaften Meerbrust, in all den silbernen Gazeschleiern, gleich gespensterhaften Ideen über die Wasser zitternd, im eigenthümlichen, geist- und salzgeschwängerten Meergeruch offenbart sich in majestätischer Pracht der Mai auf elektrisch glimmenden Wogen. Ich hatte mich still am Bug des Dampfschiffes gelagert und spähte ins Meer; ich liebe den Bug, das die Wasser durchschneidende Princip, so gewaltig und meine, dort selbst beim Fluge thätig zu sein, während am Hinterdeck, da mit den bepolsterten Sitzen, wo Ballen und Kisten lagern, wo bleiche Passagiere stöhnen, sich alles in lethargischer Ruhe bewußtlos fortschleppen läßt; hier auf den classischen Fluthen Skandinaviens erinnert der Bug an geschnäbelte Schiffe, und wer Dichter ist, glaubt auch schon Sänger zu sein, in die Harfe zu greifen am Stern des tanzenden Schiffes, nordischen Kämpen, gewappneten Ruderern herrliche Thatenlust singend. Aber das Dampfschiff bietet, wie überhaupt der Ultraindustrialismus unserer Gegenwart, jeder poetischen Regung so wenigen Raum; die Maschine klappert und keucht, dem Cylinder entquillt der dicke, tellurische Dunst, Räder schaufeln das Wasser empor und seekranke Reisende wünschen dem Meergott all' ihr entsetzliches Unglück. Kleine dänische Yachten mit klatschenden Segeln schwammen umher, Matrosen lagen still am Verdeck, plaudernd, singend, horchend dem Meergesang; da auf den Yachten wohnte noch Poesie; denn Schiff und Mannschaft übergaben sich ganz dem Gottesfrieden des Nichtsthuns und der Natur, während das Dampfboot, Frederik VI., klappernd, dampfend vorüberflog. Dicht hinter mir, auf der Ankerspille, saßen zwei Handwerksbursche, ihrer Rede nach Söhne des Magyarenlandes, denen Fortuna in Kopenhagen nicht wohl-

gewollt. Die Pfeifchen im Munde, obwohl das Rauchen verpönt ist, den ritterlichen Schnurrbart streichelnd, schalten sie, wie es mir schien, sich darin gegenseitig tröstend, auf Dänemarks Hauptstadt, und hoben Wien und Pesth zum Himmel hinauf. Ein Vagabondiren bei Tag und bei Nacht durch dänische Lebenselemente, von der Residenz mit Hofglanz, von der Handelsstadt aber, deren Flagge bei Trankebar und St. Thomas weht, mit weltstädtischem Charakter überhaucht, hatte mich dagegen, den Fremdling, der weiter nichts als Flagellation seiner selbst, als Aufrüttelung von des Alltags träger Gewöhnlichkeit aufgesucht, dort so naturalisirt, daß ich mich nur durch stärkende Hoffmannstropfen philosophischen Entschlusses der wildfremden Stadt, wo mir die Sprache nen, der Gasthof das einzige Quartier war, zu entwinden vermochte. Kiobenhavn zieht Reisende weniger an, als es sie fesselt; es stellt dem Gemüth nicht jene starren, beengenden Steinkolosse der russischen Czarenstadt gegenüber, es reißt uns nicht bei den Haaren, wie Paris, in die Charybdis, zum Saint-Simonismus, zu hambacher Festen, wo man das letzte Restchen der deutschen Besinnung verliert, und endlich, vom Ungethüm derb geschüttelt und ausgeworfen, ein Robinson Crusoe erwacht, es zerspaltet nicht wie London unser Interesse nach allen vier Enden der Welt, aber es scheint mir ein freundliches, echtgemüthliches Familienzimmer im Vergleich zu den prunkenden Tanzsalons europäischer Bildung; es magnetisirt durch je ne sais quoi, durch erquickliche Elementarstoffe seines öffentlichen Treibens; ganz unbesorgt kann sich der Fremde hier dem still fortfließenden Strome des Volks übergeben, und mitten darin still stehen zur Betrachtung, oder bei Seite treten, was in Europas großen Werkstätten durch Hampelmannsprünge und Seitenpüffe unmöglich gemacht wird. Ich habe in Kopenhagen dem Cicerone, dem lästigsten Reiseinsecte, kein Recht an mir zugestanden; ich stürzte mich frisch in fremde Lebenswogen, und fand mich überall wie zu Hause. Ich habe meine Augen aufgethan und gesehen, wo nur zu sehen war; das Schloß des königlichen Nestors, der zur Zeit seine Länder bereiste, Christiansborg, wurde mir geöffnet; ich habe die vielgenannte Frauenkirche, über deren Portal Thorwaldsen's Johannesgruppe sich majestätisch in weicher Pracht erhebt, Museen und gar zu bescheidene Dichter besucht, dann wieder in grünseeländischer Buchenwaldung, im Anblick stiller Landschaft, übersticht mit zahllosen Windmühlen, mich jeden weitern Anspruchs aufs Leben momentan entäußert, ich habe Helsingör, Cronenborg mit den bespickten Batterien und dem segelvollen Oresund überschaut, daneben immer, so viel als mir möglich, den Dänen in seinen charakteristischen Nüancen, in seiner von Hyperpatrioten bis zur Persiflage emporgeschnellten Nationalität, die ich nicht kenne, ernsten Willens belauschend. Als im eigenen Organismus hangender Nationalcharakter besteht der Däne nicht; man möchte in dieser Hinsicht auf ihn die bekannte Fabel vom Herrgott anwenden, der nach beendeter Schöpfung aus jedem Topfe die Farbenreste zusammenkratzend, damit ein Vögelchen, so auch mit Nationalfarbenmischmasch den dänischen Charakter bunt zu betupfen begann: „da gab ihm Gott 'nen Klecks auf'n Kopf" u. s. w. Als Kosmopolit schwingt sich der Däne empor zu höherer Bedeutung; denn im Durchgange zur sublimen, intellectuellen Kenntniß von den aufgeschwemmten, empirischen Flugsandfeldern seines Vaterlandes, dem jeder Granit fehlt, leicht, oft flatterhaft abstrahirend, wendet er sich weit freieren Blickes, als es der befangene Patriotismus und die verrenkte Coquetterie der Franzosen und John Bull's Narcissusgenügsamkeit es meistens vermögen, der Weltlage zu, und schwebt und späht aus der Vogelperspective in die Gärten moderner Culturbestrebung. Kein Staat hört so schlagende, kaustische Wahrheiten, wie sie dem dänischen über das zähe Trommelfell durch die roeskilder Ständeversammlung zittert, und was Kjobenhavnpost, freilich deshalb so häufig von Polizei wegen mit Beschlag belegt, offen als Banner unter das Volk trägt, hätte in Deutschland Criminalunterfuchung zur Folge. Im Januar d. J. übersetzte der Redacteur Giodwad für sein Journal den fulminanten Artikel der Leipziger Allgem. Zeitung: „Dänemarks Verhältniß zu Großbritannien und Rußland," und ließ ihn, als dieses von königl. dänischer Canzlei unterdrückt ward in einer eigenen Piece veröffentlichen; die Broschüre natürlich wurde in gleicher Weise behandelt; Herr Giodwad aber, in *viersachen* Anklagestand gesetzt, selbst vor den königlichen Gerichten vollständig purificirt. Ein Däne soll uneingenommener Universalmensch sein, das liegt noch im Volke, welches dereinst auf den freien, rollenden Wasserbergen des Oceans stolz von Orkney bis Gibraltar hanthierte. Schlendern Sie nur beobachtend durch die breiten Straßen der dänischen Hauptstadt, dieses Centralsitzes alles, wenn gleich vom Hobel heterogener Interessen abgeglättenen Danemanenthums, wo aber Dänemark einzig und allein in Volk und Hof, in Geselligkeit, Literatur und Kunst charakteristisch, vollgültig zusammengefaßt werden kann, beobachten Sie den knotigen Dänen nur, diesen Han mit

dem breiten Christophorusrücken, den spitzen Schultern und dem vorübergeschobenen Kopfe, mit schlichtem, um flache Stirn sich schmiegendem Haare, dem graublauen Auge, worin die Gutmüthigkeit neben der Dummheit schwimmt; sehen Sie das Volk nur in den Holzschuhen und Lederkappen, wie es heute noch Holz spaltet und morgen zu Schiff nach Calmar geht, wie es zur Erntezeit lustig auf Seelands prächtigen Feldern die Sense schwingt, Körbe flicht, Strümpfe strickt, als Verpacker dem Kaufmann zu Händen geht, und überall so thut, ob auch mit plumper Behäbigkeit, wo nur zu thun ist; wie es mit englischen Seefahrern englisch, mit Schweden schwedisch, mit Deutschen deutsch radebrecht, ein wahres Factotum, jedes äußern Eindrucks fähig, wie die Woge das Sandfeld peitscht. Den schwedischen Vetter dagegen durchfibert weit tiefere Nationalität; sein Vaterland hat granitne Bergrippen, woran es vertrauend sich lehnt, umgürtet von Holmen und Scheren mit schuppigem Panzer, den keine Woge zerfrißt, während die Ostsee, an Dänemarks Küsten nagend, sicher die merkwürdige Sandstriezel aufspeisen muß, die sich, ironisch genug, auf deutschen Schultern statt eines Kopfes gebildet. Und lebte der Swenske sein halbes Leben hindurch im Auslande, es bliebe doch dort seine Heimath, wo das Eisen so stark und rein, der Himmel so klar und die Luft so freiheitsfrisch, wo auf Felsengipfeln, umstrudelt vom Wasserschwall, die Adler horsten und skandinavische Sage von blutiger Vorzeit im tiefblauen Mälarsee schwimmt, wo Gustav Adolph, glaubenskühn, seine Schaar für Glaubensfreiheit gewappnet; der Däne hingegen rankt sich an äußern Zuständen des Lebens im Auslande empor, wird unter Deutschen, mit denen er selbst in Dänemark sympathisirt, von Grund aus deutsch, freilich ohne den bleichen zitternden Hamletsstrahl, mehr germanisirt nach compacten, alltäglichen, weniger nach den abstracten Begriffen deutscher Nation; unter Engländern, durch deren Adern das brüderliche Blut rollt, macht er sich englisch; weniger fügt sich die nordische Steifigkeit in die französische Uniform, aber dessen ungeachtet trinkt er vom schäumenden Lebensbecher der alten Lutetia, nur nippt er dann nicht, sondern betrinkt sich nach skandinavischer Art und fürchtet den Katzenjammer nicht schon im voraus mit französischer Prüderie. Der specifische Unterschied aber zwischen dem dänischen und schwedischen Volkscharakter tritt ins grellste Licht, wenn man, wie von Calais nach Dover, vom flachen Kopenhagen zur aufsteigenden schwedischen Küste nach Malmö schifft; da begreift man, daß diese Länder nicht eins unter einem Scepter sein, durch keine calmarische Union und keine Margarethe dauernd verknüpft werden konnten. In Kopenhagen zeigt das Volk bei all seiner klappernden Geschäftigkeit, bei tiefgutmüthiger, denkfauler Verstocktheit ein teigiges, rein sanguinisches Lebenselement, ohne straffen Turpor und einseitig-nationale Muskelkraft, es ist sandig, nicht dehnbar, aber zerstiebend. Tritt man in Malmö ans Land, gleich wittert man anderes Clima, die Gesichter sind nicht so gelb und apathisch zusammengetrocknet, blühender, frischer, im Blut ist mehr Eisen; statt dänischer Blondinen, durch deren Adern nur Milch fließt, treten uns Schwedens Jungfrauen mit hohem Brustkorb, scharfgeprägten, oft mit eisenmaligen Gesichtern entgegen; in den blanken, lachenden Häusern sieht der schwedische Gemüthsfriede, ladet mit patriarchalischer Güte zum gebräuchlichen Schnapps, ist zuvorkommend, ohne dem eigenen Männer- und Nationalwerth das Licht zu verlöschen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart.

[Pietismus.]

„Der Streit ist der Vater der Dinge," sagt ein berühmter alter Philosoph, und die ganze Weltgeschichte sagt es ihm nach. Wenn nun hiermit aus unserm Gesichtskreischen ein kleines Segment für Sie auszuschneiden versucht werden soll, so glauben Sie nur nicht, daß wir in Schwaben so geradezu meinen, damit die Weltgeschichte uns zu verpflichten, wenn wir hier und da einen kleinen Einschlag auf den sausenden Webstuhl der Zeiten liefern. Die Natur hat ja dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Doch um endlich, wenn nicht zum Worte, so doch zum Anfang zu kommen, müssen Sie vor Allem in die drei Broschüren sehen, welche da vor uns liegen. Alle Drei sind gegen Dr. Märklin's „schönes Buch" (so nannte es neulich Ihr Blatt) über den Pietismus gerichtet, welcher an Hofacker in Stuttgart und Palmer in Marbach zwei Helfer (so heißen in Würtemberg die Diakonen), und einen Helfershelfer an Barth, Dr. der heil. Schrift, in seiner bittern Noth gewonnen hat. In Hofacker mag Ruge in Halle ganz jenen „jesuitischen" Pietismus erkennen, dessen schleichendes Gift, dessen hochmüthige Ignoranz, dessen ekelhafte Weißbrennerei, dessen christliche Liebe und Verketzerungssucht immer mehr ans Licht zu bringen so recht eigentlich das Verdienst und die Aufgabe unserer Tage zu nennen sein dürfte. Fassen Sie ihn noch so fest an seinen diabolischen Hörnern, zeigen Sie vor Gott und Welt die

teufelschwarze Fratze unter dem Weiß der Unschuld auf — im selben Augenblicke weiß er Ihnen einen gleißenderen Heiligenschein hinzuhalten, denn zuvor. — Dr. Märklin, Sohn des würtembergischem Prälaten v. M., Diakonus an der Gemeinde Calw (im Schwarzwalde) ist Jugendfreund und Genosse von Dr. Strauß, Fr. Vischer, G. Pfizer und selbst von seinem nunmehrigen Inquisitor Hofacker. Mit jenen hat er sich namentlich in Berlin an der neuern Philosophie gebildet. Die theologische Welt kennt ihn aus mehreren gehaltvollen Arbeiten in der Tübinger Zeitschrift und in den Studien der würtembergischen Geistlichkeit als einen Mann des ernsten und freien Gedankens. Die Pädagogik verdankt ihm manchen Beitrag in Theorie und Praxis. Seine Gemeinde — eine fast durchaus pietistische — rühmte bisher mit Einem Munde seine Treue im Amte, seine aufopfernde Thätigkeit in jeder Beziehung. Nun auf einmal soll es anders sein; denn — Märklin schrieb über und natürlich gegen den Pietismus; Hofacker verketzerte zuerst das wissenschaftlich sich ankündigende Buch, und dessen Verfasser in seiner Eigenschaft als Jugendfreund von Dr. Strauß und als Seelsorger an einer christlichen Gemeinde in dem pietistischen Volksblatte: „Der Christenbote." Mit unsagbarer Vornehmheit spricht der Herr von Wissenschaft und Philosophie, von der er ausdrücklich gesteht, nichts zu verstehen, weil er keine Zeit habe und gehabt habe, sie zu studiren. Mit unnachahmlicher Stirn macht er dem Verfasser, der namentlich im ethischen Theile seiner Schrift den faulen Fleck des Pietismus aufzeigte, unter anderm den verleumderischen Vorwurf, er stelle den Tanz als etwas von Gott Gebotenes dar — weil nicht als etwas von Gott Verbotenes; — er betrachte ihn blos von seiner ästhetischen Seite, während er die ethische versäume — weil er nicht im salbungsvollen Predigertone, sondern mit dürren energischen Worten hinzufüge, die möglichen sittlichen Nachtheile solcher geselligen Freuden sollten nicht verschwiegen werden. Dabei werden die züricher Bauern und Pfarrer gelobt, daß sie auf „gesetzlichem Wege" sich den ungläubigen Drachen vom Leibe gehalten haben. Was das für Wirkung beim Volke thun muß, können Sie sich denken. — Dr. Märklin stellte dieses „Ketzergericht des Christenboten über sein Buch" in geziemender Weise an den Pranger. Dagegen nun läßt der Ketzermeister erscheinen: „Bekenntniß und Vertheidigung," die natürlich darauf hinausläuft, daß er überall recht gethan, daß er mit vollem Recht die zartesten Verhältnisse, die unschuldigsten Worte, die wissenschaftliche Arbeit, den unbescholtenen, gewissenhaften Mann der Kirche und Schule vor sein plebejisches Ketzergericht gestellt habe, wofür ihm der Lohn gewiß sei, daß er einst im „Reiche Gottes" mit auf den zwölf Stühlen Israels richten und tafeln werde. — Nicht wahr, das ist der Pietismus in seiner ganzen Rohheit, in seinem rücksichtslosesten Zelotismus und in seiner anmaßendsten Auserwähltheit? — eine Erscheinung, welche selbst auf die Genossen nur einen peinlichen Eindruck machen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Klopstock's Grab, von Pietisten entweiht!]

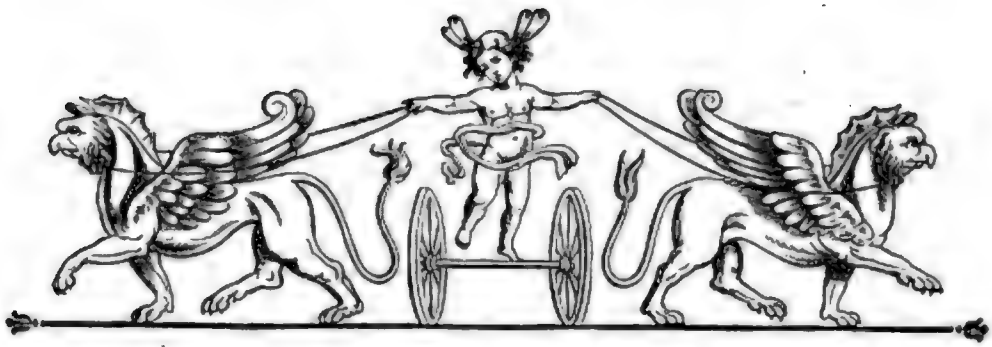
(Brieflich aus Hamburg.)

Viele Tausend Deutsche standen an Klopstock's Grabe auf dem Kirchhofe zu Ottensee bei Altona. Alle werden sich erinnern, daß früher ein Bettelmann mit einer gelben Almosenbüchse dort stand, der vor jeder anständig gekleideten Person seinen schäbigen Hut zog. Diese Krähwinkelei an der Urne eines großen Todten hörte endlich vor etwa einem Jahre auf, und an seine Stelle wurde ein eiserner Gotteskasten gesetzt, an dessen unterm Würfel die Worte stehen: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb," — oben aber, an einem fächerartigen Blechschirme, stand eine bezügliche Sentenz aus der Messiade: „Saat, von Gott gesät, zu reifen der ewigen Ernte." Die Wahl dieser poetischen Worte an einem Gotteskasten hatte längst schon jenes nächtliche Gespenst verdrossen, das jetzt kecker als je in Deutschland von Zürich bis Posen und von Kiel bis Triest sein Haupt erhebt, und das durch Säle und Hütten schleicht, um aller Orten das Licht der Vernunft zu verlöschen. Stimmen waren hier und da rügend laut geworden, und Fäuste mobil, die Klopstock's Worte eben nur, weil sie keine Bibelworte, mit Koth beworfen, ja sogar überklebt hatten, ohne die untern biblischen zu berühren. Damit nichts ausrichtend, streckte sich denn nun in einer Septembernacht eine fanatische Hand im Dienste jenes schleichenden Gespenstes zu der boshaften That aus, den Obertheil jenes eisernen Gotteskastens mit Pulver anzufüllen und ihn sammt Klopstock's Worten in die Luft zu sprengen. Eine an die Kirchthür geklebte und mit „Chosä" unterzeichnete Schrift commentirte dann die That auf eine ziemlich düster-mystische Weise, und mit dem Motto: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!" — Sollte man nicht meinen, die Puritaner ständen wieder auf, jene Barbaren in England, die selbst die Gräber nicht verschonten, um alle Spuren der Cultur zu verwüsten?

[Retzsch's Umrisse zu Bürger's Balladen.]

Man kennt das berühmte Blatt von Retzsch, die Schachspieler; fast eben so bekannt, wenn auch weniger den Anforderungen der Kritik genügend, sind seine Umrisse zu Hamlet, Macbeth, Romeo und Lear; einige davon erlebten sogar in London und Leipzig eine zweite Auflage. Jetzt erschien auch bei Ernst Fleischer ein Heft zu Bürger's Balladen, in 15 Blättern zu Leonore, zum Lied vom braven Mann und des Pfarrers Tochter von Taubenhain, ebenfalls mit deutschem und englischem Text und einigen Ausrufungszeichen vom Hrn. v. Miltitz in Dresden, der als Cicerone des alten Böttticher Nachfolger wurde. Auch in England, wo Bürger's Balladen durch vielfache Bearbeitungen sehr bekannt geworden, werden die Blätter sich vielen Eingang verschaffen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 197. — den 8. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Reisebrief, von Alex. Soltwedel.

(Fortsetzung.)

Der gebildete Däne wird meistens, wie schon gesagt, Kosmopolit, aber er wird es nur, weil ihm der vaterländische Granit fehlt, und weil er Sanguiniker ist. Hat er erkannt, sein Vaterland sei durch Lage und Sprache für das weltumfassende Princip des lichthell vom Himmel tropfenden Fortschrittes zu kurzathmig und isolirt, so wirft er in der tollsten Kinderlaune alle heimathlichen Rücksichten, als wären sie abgetragene Kleider, von sich, und betrachtet heimathsfrei die Welt aus der reinen Vogelperspective des Gedankens, analysirend die Bestrebung aller civilisirten Völker, vergessend die heilige Sohnespflicht für jene Scholle, worauf ihm die Vaterlandsamme das Tugendlied sang. — Der Deutsche wird nicht so leicht, so kindisch flatterhaft Kosmopolit, vielleicht wird der Deutsche es niemals, oder doch wenigstens zuletzt; des Vaterlandes Harpune sitzt ihm im Herzen, und reißt er sie aus, da verblutet das rothe, warme Leben am Vaterlandsschmerz; er wühlt, wie vor sich selbst auf der Flucht, ins Erdreich der Metaphysik und gräbt artesische Brunnen; er läuft, modificirt, restituirt, hat immer die intensive Waage zur Hand, um alles nach Skrupeln zu wägen, lebt schweißmatt im Kreise umher, aber ich sage Euch, lachet nicht — o, lacht nie über das deutsche Unglück, über all' das Zerrissensein im zerrissenen Deutschland, spottet nicht der heiligen Thräne, die dem Vaterlande nun schon Jahrhunderte hindurch, seit der Reformation unter den Wimpern zittert, denn wahrlich, dies tragische Sichzerfleischen für Beibehaltung vaterländischer Begriffe, dieser patriotische Fanatismus scheint mir weit edler im Charakter deutschen Volkes, als im dänischen diese Verplämperung jedes vaterländischen Begriffes, dieser vagabondirende, sanguinische Kosmopolitismus, der sich, das läugne ich nicht, zuweilen höchst geistreich, voltairisch herausstreckt. Ich habe ganz zufällig in Kiobenhavn die interessante Bekanntschaft eines Dr. D. gemacht, eines Weltbürgers nach modern-dänischem Münzfuße, der, spräche er ähnlich als Deutscher von Deutschland, in Deutschland gesteinigt werden möchte; umsternt von krystallisirten Sophismen war er ein unglücklicher Atheist am Vaterlande, ein Saint-Simonist, und bei all meiner Dankbarkeit für ihn, da er mich eben tiefere Blicke in Kopenhagens gesellschaftliches Triebrad, freiere über Dänemarks politische Düne thun ließ, da er mir als Balthasar Denner da und dort die feinsten Fäserchen des Volkscharakters zerlegte, schlug der Deutsche in mir sein Kreuzchen und betete statt des Avemaria unseres großen Dichters große Worte: „Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an!" Sprach ich von Dänemarks skandinavischer Urzeit, von all' den Thaten, die noch als Mythe das Land umweben, bei Aufgang des Sonnenballs über den ewigen Tiefen der Dichtkunst im zitternden Memnonsklange ertönen müßten, da lachte mephistophelisch der dänische Doctor, beweisend, die Thaten wären wieder nur Sage und nichts als Sage ohne histo-

rischen Granit, wie sein ganzes Vaterland; aber die Sage wäre in unserer Zeit des Materialismus auf Seeland durch und durch intensiv zerrüttet, von Sagenerzählung und Netzeflicken würde nun Niemand mehr satt, man baue Kartoffeln und schlage sich damit den Körper voll. — Ich suchte nach Fixsternen dänischer Historie, sprach von den Dänen in England, im caledonischen Hochlande, auf den Hebriden, vom großen Knut, von dänischer Tapferkeit, die dem fluctuirenden Romanismus eherne Panzerbollwerke gezeigt; er warf mir gelassen entgegen: und eben dies war das größte Unglück meines Vaterlandes; wollte Gott, der Ultramontanismus hätte sich bleiern an skandinavische Urkraft gehängt; bei weniger Steifigkeit hätte mittelbar im romanischen auch das germanische Lebensprincip triumphirt, das romanische aber wäre, wie überall im kühlen, frischen Norden, durch Luther's Reformation in sich zusammengestürzt, der Germanismus, Dänemarks Poren durchdringend, in Leben und Sprache eingebürgert, während er jetzt, ein verlorener Posten, zwischen zwei mächtige Meere, zwischen zwei polarisch sich abstoßende Staatsprincipe als Sündenbock gekeilt, zerstört werden muß. Ich schlug zur dänischen Literatur, zu Oehlenschläger und Baggesen fliegende Brücken — da kam ich dem Krebs in die Scheeren. Dänische Sprache ... dänische Schriftstellernöthen ... dänischer Buchhandel ... davon wurde mir aufgetischt, so daß ich, sonst nicht sehr feinnervig, den famösen Leichengeruch witterte. Voll sonettartiger Modulationen und poetischen Blüthenstaubes ist immer doch die dänische Sprache der Holzbock am fortschreitenden Literaturfuß. Unser deutscher Literat liegt nicht auf Rosen, von der Realität in allen Verhältnissen dieser empirischen Gegenwart niedergedrückt, umringeln ihn die Kabalen, wie Schlangen den Laokoon, in des Volkes verdumpfte Sphäre weiß er vom Helikon seines Ideals nicht herabzusteigen, verkannt in jeder Bestrebung, vom pseudodeutschen Philisterismus verdächtigt, zerstören ihm kritische Genseriche leicht das Errungene, das Ideal will sich nirgends ins Reale übergestalten, der Frühling geht zu Ende, die Blüthen rieseln herab und keine Fruchtknoten haben sich angesetzt, Mehlthau auf, Raupen unter den Blättern vernichten das Werk seines Muthes; da gähnt ihm die Metaphysik, unwirsch stürzt er in all die zersetzenden und centralisirenden Geheimnisse ihres Labyrinthes und wandelt ein Schatten neben dem stygischen Schatten seiner Idee ... es ist wahrlich des Jammers und des Zwistes genug in der deutschen Literatur, die aber doch — wer läugnet dies? — als wuchtiger Theil germanischen Lebens, endlich durch hoffnunggeschwängerte, jungdeutsche Kräfte nach mancher Misere der alten Volksmedea frisches Blut in die Adern gespritzt hat und wahre, deutsche Literaten dem sublimen Theil der Nation als willkommen entgegenführt. Ein strebender deutscher Autor findet auch nach Aberrationen vom breiten Philisterweg noch immer sein Deutschland und keine sprachliche, wenn auch politische, Pietenmauer trennt ihn davon. Wie anders in Dänemark. Die dänische Sprache ist ein Binnensee, der, mit zitterndem Geröhrig gar idyllisch bekränzt, nur leichte Wogen emporquirlt, wo ihn der Wind des Geistes bestreicht, nirgends tiefe, breite Berge, stolz daherbrausend mit leuchtendem Kamme, nirgends elektrische Strömung, die schon im Wort den Gedanken durchschimmern läßt. Dänemarks Schriftsteller stolpern über materielle Hindernisse. So lange ein Liliputländchen von kaum 1½ Mill. Einwohnern eigene Sprache, Nationalliteratur prätendirt, so lange ganz Dänemark in Kopenhagen, auf einer Insel, im fernsten Winkel des Reichs sich concentrirt, und nicht im Centrum, wie es die Natur bestimmt, etwa in Flensburg — obenhin sei erwähnt, daß Seeland sechzehn königliche Schlösser besitzt, ganz Jütland nur eins, Koldinghuus, eben so das Herzogthum Schleswig nur eins, Schloß Gottorf bei Schleswig, — so lange dem extrahirten, raffinirten Dänen, dem feinen Kopenhagner mit dem melodiösen, im haut goût appretirten kopenhagner Dialekte Jütland ein Tungusien scheint, der jütische Bauer dagegen in den Sandwüsten am Skager Rag, am Lymfiord, dort wo nicht einmal Mittelstädte mehr als patriarchalische Interessen anregen, wohin keine Faser europäischen Fortschrittes sich streckt, wo ein afrikanisches Tumbuktu inmitten Europas liegt, nicht einmal ahnt, es gäbe noch außer den jütischen Ochsen auch andere Ochsen, so lange bleibt noch Dänemarks Fortschritt sehr oberflächlich. Ueberhaupt wird der Fortschritt des politischen Dänemarks höchst chimärisch sein, gedrückt durch Beamtentrödel und Schuldenlast, eingelullt in somnambulische Träume vom großen Magnetiseur des Ostens, muß es, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu seinen Vätern gehen; das dänische Volk aber kann zum Banner des fröhlich flatternden Fortschrittes greifen, wenn es sich nährt mit deutschen Interessen, wenn es die deutsche Sprache anbaut und der Staat, ehe politische Berge kreisen und Lavinen stürzen, solche Fäden der Sympathie, des organischen Ineinanderlebens zwischen beiden Völkern knüpft, daß sie, zu einer Nation, wie ursprünglich, in skandinavischer Unvergänglichkeit erwachsend, dem Moskovitismus wie Ul-

tramontanismus abgewendet, ein Herz und eine männliche Seele sind. Thut Dänemark dies, sucht der dänische Staat das deutsche Leben im Interesse seiner Unterthanen auf die Dünen überzupflanzen? Ich frage im Interesse all der kommenden Generationen, denen das mehr und mehr verschwemmende Dänemark immer steriler, ein sanguinischer Kosmopolitismus aber unbefriedigend werden, denen einst Heimweh nach solchem Vaterlande den Busen durchzittern muß, wo der Granit einer Nationalität auch den Segen des Fortschrittes a priori garantirt, und der vorhandene nationale Marmorblock unter dem Meißel der Jahrhunderte zur plastischen Nationalschönheit, zum farnesischen Herkules umgeformt werden kann. Sprich, Dänemark, förderst du das andrängende Deutschthum, wo es Dir heilige Vaterpflicht ist, deutsche Lebenskeime zu nähren, dort in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, oder zertrittst Du sie, Dänemark, mit dem Klumpfuß politischer Souveränität? —

Davon rede ich später in abgegränzten Artikeln ausführlich.

In materieller Hinsicht steht der dänische Schriftsteller weit beklagenswerther als sein deutscher College. Im kleinen Vaterlandsterrain findet er selten sein Publicum; fast ganz auf Kopenhagen und solche Provinzstädte verwiesen, wo das Volk den höhern Literaturinteressen noch durchaus fern steht, die kosmopolitisch erzogene und kosmopolitisch sich fortpflanzende Aristokratie aber in Hülle und Fülle mit Frachtsendungen deutscher und französischer Romantik so zu thun hat, daß sie oft erst der dänischen Ephemeriden in Uebersetzungen gewahr wird, die der Autor selbst besorgt, um im Auslande sich größere Kreise zu erobern, wird er aus leicht erklärlichem Mangel an Absatz schlecht, chinesisch, mit circa 4 Thalern pr. Bogen vom Buchhändler honorirt, und zur Thalia meistens nur aus den materiellen, lucrativen Rücksichten gejagt. Wie genugsam bekannt haben auch Baggesen und Oehlenschläger die Aehren ihrer Celebrität auf deutschen Feldern geerntet; — aber in geistiger Beziehung kennt die paradiesisch-zufriedene Danemanenliteratur jene Krisen und Eruptionen, jene kreisenden Berge noch nicht, woraus ihrer deutschen Namensschwester die possierlichste Spitzmaus entgegentanzt; die Kritik wandelt noch im Flügelkleide der Jugend, ihre Finger sind selten von negativer Tinte beschmutzt. Im vorigen Jahre ist ein Clauren'scher zuckersüßer Roman von den Todten auferweckt und eingefahren zur dänischen Literatur. Wie mein kosmopolitischer Doctor mit sardonischem Lächeln behauptete, ist Reitzel's Monatsrevue von periodischen Schriften besonders en vogue. Kopenhagens Mittelstand, der sehr viele eingewanderte Deutsche, aus den Herzogthümern, von der preußischen Küste, besonders aus dem verarmenden Danzig zählt, lebt noch von fliegenbeschmuzten Bratenüberresten à la Tromlitz geschmort, oder sonst, dem kleingeistigen, darin fortbrütenden Schriftsteller zum Glück, von all der verwässerten Leihbibliothekenragouts, von Erzählungen aus der kopenhagner fliegenden Post und ähnlichem Gesindel, welches der alte, nun todte Lauritz Kruse — Gott verzeih ihm die Sünde und richte ihn nicht nach seinen Werken — dutzendweise zur deutschen Literatur übergeschmuggelt. Es wäre mir und Ihnen unerquicklich, hier an Personalien, Charakteren zu rütteln, sie liegen außer dem Fahrstrich, den in sternenbesäeter Mainacht das klappernde Stamboot auf den glimmenden Wogenkuppen der Ostsee bezeichnet.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Forts.)

[pietistische Streitigkeiten.]

Dagegen tritt Hr. Palmer, Helfer in Marbach, Freunden und Feinden des Pietismus mit Würde, Bildung und Humanität entgegen. Er verketzert nicht und er setzt nicht herab, er reißt dem Gegner nicht jeden Fetzen von Verdienst herunter, um ihn nun so desto fertiger dem Henkerling auf den Scheiterhaufen abliefern zu können. Und wie er der fremden Partei einiges Recht zugesteht, deckt er der eigenen hin und wieder die garstigen Blößen auf. Er ist Musiker und hat da schon selbst erfahren, wie sich das Pietistenvolk gegen Alles, was „von der Welt" ist, gegen alles Gebildete, gegen alle Kunst, sobald sie über das Kyrie eleison des Gesangbuchs hinausgeht, sperrt und ereifert; er hat den Hochmuth, die Heuchelei und die persönliche Rohheit des Pietismus in seiner Ausartung selbst zu erfahren Gelegenheit gehabt, und dann vor Allem — er ist ein ehrlicher Mann, darum sucht er der Wahrheit gegen Freund und Feind die Ehre zu geben.

Vollends aber säet der edle und freimüthige Barth in seinem Sendschreiben über „Pietismus und speculative Philosophie" auf jenen „Acker der Hoffart" einen Samen, aus dem für das Ketzergericht höchstens Dornen und Disteln zu einer kleinen Kasteiung seines übermüthigen Nackens ersprießen mögen. Er huldigt der Philosophie natürlich nicht, aber läßt ihr doch ihr Recht widerfahren und gesteht sogar offen ein, wie er die orthodoxe Ansicht von Dreieinigkeit, Erlösung u. s. w. nicht zu der seinigen machen könne und wolle. Schließlich aber sagt er seinem Gegner: „Ich bezeuge Ihnen meine aufrichtige Achtung vor

Digitized by Google

Ihrer philosophischen und theologischen Bildung, vor Ihrem sittlichen Charakter, Ihrer gewissenhaften Amtstreue und Ihrem eifrigen Streben, im engeren und weiteren Bezirke auf mancherlei Weise an der sittlichen und intellectuellen Förderung Ihrer Mitmenschen zu arbeiten .... Ich glaube, daß Sie bei redlicher Absicht von gefährlichen Irrthümern befangen sind, und muß von Herzen wünschen, daß dieselben in unserer Kirche keinen weitern Eingang finden möchten. Zum Glück glaube ich an Einen Gott, dem alle Dinge möglich sind, und der auch Ihnen ein besseres Licht kann aufgehen lassen. Möge Ihnen erspart sein, es an der Flamme der Trübsal anzuzünden! — Mit gebührender Hochachtung ꝛc. Dr. Barth." — —

Ein Mann nun, dem man selbst von entgegengesetzter Seite aus Solches nachrühmen kann und muß — sollte denn der so ganz des Teufels sein? Dem Christenboten und seinen christlichen Lesern und Mitarbeitern in ihrer christlichen Liebe und Demuth ist freilich das Leben und Wirken eines Mannes keine Instanz und sei es auch das tüchtigste und segenreichste. Kann sich ja doch auch der Teufel in einen Engel des Lichtes verwandeln — darum schlagt zu, schlagt todt, kreuziget, kreuziget ihn, oder zierlicher und evangelischer mit der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung gesagt: écrasez l'infame!

Freilich ist es schade, daß unter der edlen Regierung Würtembergs jener „gesetzliche Weg" der schweizer Knüttel nicht so ganz eben ist. Indessen wird doch das Möglichste gethan. Einstweilen geht man dem sonst so beliebten Prediger nicht mehr in die Kirche, verdächtigt und verfolgt den stets für Schule und Haus, für die Jugend und für die Armuth besonders sich aufopfernd thätigen Mann von Mund zu Mund, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, am Ende wohl verlangt man geradezu seine Absetzung und Entfernung vom Consistorium, das im Einklang mit einer kräftigen Regierung sicherlich sich nicht einschüchtern läßt.

Wie besonnen die letztere zu Werke gehe, zeige Ihnen eine andere Seite der Märklin'schen Sache. In Tübingen nämlich ist seit einem halben Jahre eine ordentliche Professur der evang. Theologie vacant. Zur Wiederbesetzung dachte man an mehrere Ausländer, an Lücke, Ullmann in Heidelberg, sogar Nitzsch in Bonn, welche letztere persönlich, wie man hört, und aus persönlicher Verehrung für die ausgezeichneten Mitglieder der Facultät wohl den Ruf angenommen hätten. Von dem unglücklichen Tholuck, den man von seiner hiesigen Verwandtschaft aus sehr begünstigt hätte, und der so viel Lust nach Tübingen haben mußte, daß man sich von ihm erzählt, er habe deswegen dem Professor Dorner von Tübingen nach Kiel verholfen, abstrahirte man zu seinem Glücke gleich im Anfange. So handelte es sich endlich um zwei Inländer — Märklin und einen gelehrten Pietisten. Die Facultät war uneins, doch die Mehrheit wollte letzteren, ebenso der Senat; denn überall darf und soll das Recht der freien Forschung gewahrt werden. Und in letzterem nun war es, daß ein Professor der Pandekten, ein getaufter Jude, der von der Philosophie bedrängten Facultät Succurs leisten zu müssen glaubte. Mit frommer Rührung sprach der Kundige seinen Abscheu vor dem Bestreiter des modernen Pietismus aus. Und wenn er gegen das Mitglied der Facultät, welches Märklin verschlug — Dr. v. Baur — sprechen zu müssen in die unangenehme Nothwendigkeit sich versetzt sah, so konnte er ja nachher freundlichst demselben die Hand bieten und seine Entschuldigung und sein Versprechen davon erhalten, daß der entgegengesetzte Standpunkt die fernere freundschaftliche Begegnung im Leben für einen offenen und ehrlichen Charakter, zumal für einen Christenmenschen nicht ausschließen werde und dürfe.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Jesuiten.]

Jacobs in Gotha schrieb 1815: „Ich kann nicht glauben, daß in Baiern und Oesterreich der Jesuiter-Orden wieder hergestellt werden sollte; wenn dieses Ungeziefer erst an den Gränzen Deutschlands nistet, so wird es auch schon den Weg weiter finden. Einer solchen Erscheinung muß Jeder entgegenwirken, dem die Fortschritte der Bildung am Herzen liegen, die in dem katholischen Deutschland unwiederbringlich verloren ist, wenn die Erziehung wieder dem Jesuiter-Orden anheimfällt. Die Menschen abzurichten, das mögen sie verstanden haben; aber zu bilden — nimmermehr. Ich habe in München Schüler der augsburger und schweizerischen Jesuiten zu examiniren gehabt, und nie ist mir eine crassere Unwissenheit vorgekommen." —

[Niebuhr's römische Geschichte.]

Auf einem fliegenden Blatte im Nachlaß eines Gelehrten befinden sich von der Hand A. W. Schlegel's folgende Verse geschrieben:

Ich achte sehr die Curien,
Die Tribus, die Centurien,
Auspicien, Augurien,
Wahrsager aus Etrurien,
Und nächtliche Lemurien.
Doch schwör' ich bei Veturien,
Ich wollte, daß die Furien
Verschlängen die Centurien,
Sammt allen dreißig Curien
Und tausend Sammelfurien,
Von Zankle bis Ligurien,
Im neuesten Niebuhrien!

[Mrs. Jameson's Werk über Kanada.]

Wir gaben früher schon Bericht über die interessanten Winter-Studies and Summer-Rambles der geistvollen Mrs. Jameson, und theilten Einiges davon über die Religion der Chipewa-Indianer, sowie über die indianischen Frauen mit. Jetzt ist das Buch in drei Bdn. deutsch erschienen (Braunschweig, Vieweg) und der deutsche Leser ist im Stande, die Ergebnisse dieser deutsch denkenden Frau, ihre literarischen Ergüsse und ihre Anschauungen jenes fernen Landes, sich selbst näher zu rücken.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 198. — den 10. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Weinadler.

Ein zweiköpfig, seltsam Wesen —
Sagt von alter Zeit die Kunde —
Sei in Frankfurt einst gewesen,
Adlergleich, aus dessen Munde
Sprangen Ströme Weins hervor,
Wenn man Deutschlands Kaiser kor.

Rother Wein und weißer flossen
Nieder auf des Volkes Massen,
Das sich lärmend drum ergossen,
Ihn in Schalen aufzufassen,
Bis der süße Strom versiegt,
Und der Aar vergessen liegt.

Sollt' den Dichter es bedeuten?
Seines Herzens stetes Bluten
Jenes rothen Stromes Gleiten?
Waren seiner Zähren Fluthen
Mit dem weißen Quell gemeint,
Beid' in seinem Lied' vereint?

Wie der Aar sitzt er gebunden
In des Volkes Lärm und Toben,
Was entquollen seinen Wunden,
Wird verehrt und aufgehoben,
Doch, wenn ihn sein Leid besiegt,
Wird vergessen, wo er liegt. —

Levin Schücking.

Ein Reisebrief, von Alex. Soltwedel.

(Beschluß.)

A vol d'oiseau habe ich Sie jetzt über Dänemark geführt und damit den Hauptzweck des Briefes erfüllt; folgen Sie mir zur Erholung noch einmal an Bord des plumpen, breiten Frederik's, dessen Maschine, fieberhaft glühend, dänische Geschäftigkeit repräsentirend, in jeder Woche nur eine Nacht rasten darf, da er nicht allein zwischen Kopenhagen und Travemünde, sondern noch außerdem zwischen Kiel und der Residenz regelmäßige Wochenfahrten zu unterhalten bestimmt ist; sein Capitän Heß, der Mann mit dem dicken rothbraunen Gesichte und der muskulösen Körperfülle, ist die Freundlichkeit selbst, er ist ja ein Däne, als solcher im Umgang mit Reisenden aller Nationen aus eisumpanzertem Seemann zum Weltmann verschnitzt. Wir sahen Schweden und Seeland nicht mehr, die Nacht hatte ihren Zenith überschritten, der Wind wehte schärfer von Rügen herauf. Rügen — von daher dröhnt die Erinnerung, da reckt sich der Hüne vom Meergrund herauf und legt sich schnell wieder schlafen, unwirsch, verwitterten Gebeins, wenn er das qualmende Dampfboot, den Hünen dieses Jahrhunderts, gewahrt. Ich wollte das sagenreiche Eiland durchaus entdecken, auf dessen Kuppe ich einst, die Brust voll Hoffnungen, vor Jahren stand, Arkonas Feuerthurm sollte mir festen Haltpunct gewähren, und streng spähte ich vorwärts über den Spiegel der schlummernden See. Neben der Ankerspille hatten sich die unga-

riſchen Handwerker auf ihren Wurſtbündeln ſchlafen gelegt und ſchnarchten ein ſchönes Duett. Nach langer vergeblicher Mühe glaubte ich endlich links unſer baltiſches Thule zu ſehen; ein heller Streif blitzte über den Waſſern, aber kein Feuerthurm ſtrahlte ſein Licht; ich zeigte dem Capitän die Entdeckung, er lächelte da und ſagte: das iſt Bornholm. Ich ſchämte mich mäuschenſtill meiner Dummheit, ich hatte Rügen im allerfernſten Oſten geſucht, von dem wir uns mehr und mehr ſo ſchnell entfernten, daß uns die kaum geſehene Inſel mit weißen Kalkköpfen ſogleich wieder zurückſank ins rauſchende Fluthenbett. Einſt wurde Bornholm vom däniſchen Könige an die ſtolze Hanſamutter, an Lübeck, verpfändet, welches, ein nordiſches Venedig, das Scepter kriegeriſcher Macht und gewaltigen Handelsmonopols über die zitternde Oſtſee hielt, und, wie die launige Sage erzählt, nur dadurch wieder dem däniſchen Staate verbunden wurde, daß ein lübeckiſcher Bürgermeiſter, der Hanſageſandte am däniſchen Hofe, um einen Tanz mit der Königin bei glänzender Feſtlichkeit gebeten und Gewährung ſeiner Bitte nur dadurch habe erlangen können, daß er das reiche Bornholm für ſeinen Tanz zurückgab. Auf dieſe Begebenheit zielt am großen, damals gefertigten ſilbernen Becher, den man zu Lübeck verwahrt, die Inſchrift: „Dar danzt Bornholm hen," oder vielmehr aus dieſer Inſchrift hat ſich die luſtige Sage geſtaltet. Uns wurde Rügen nicht ſichtbar, das Schiff hielt ſich gar zu nördlich an Moen; im Süden ballten ſich zottige Wolken zuſammen, es wetterleuchtete ſtark. Ganz eigenthümlich und neu war der Anblick, wie beim Auflodern des ſüdlichen Horizontes die Spitze der Inſel Moen im Norden hell auflachte und wieder zurücktrat ins Dämmerdunkel, bis auf wenige Leuchtpuncte und Streifen, die in der See ſich verflachten; endlich verſchwand ſie in tiefer Meerkerbe ganz, und bald ſah die Leuchte von Falſter hell und gaſtlich über die blitzdurchfurchte Fluth. Ein Wetter im Hochgebirge iſt ſchauerlich-ſchön, doch eben ſo impoſant auf der offenen See, wenn auch gefährlicher. Die breite Raaſtande des Dampfſchiffes wurde knarrend bis quer über die Räderkaſten herabgeſenkt, das ſchmuzige, eingeräucherte, bis dahin ſo unangenehm ſchlotternde Segel zuſammengerefft; ſchwarze Giganten thürmten im Süden des Himmels Berge auf Berge zur Mitte des nächtlichen Himmels, Blitze ſprühten und leiſe grollte der Donner. Die reiſenden Magyaren ſchliefen vortrefflich; ich ließ den Morpheus bei ihnen als Wächter und ging aufs Hinterdeck, wo mir der Capitän die Verſicherung gab, bald würde der aufgehende Mond die Wolken und Wetter zertheilen. Was doch der Mond nicht alles kann, der alte, treue Erdentrabant. Das planetariſche Leben umzittert der Mondſtrahl, Wolken zertheilt, Wetter beſänftigt er, ſehnſüchtig reckt ſich das pſychiſche wie phyſiſche Nervengefaſer des Menſchen, ſo wie die Pflanze am Meergrund immer feiner und zarter zum Lichte, zum Monde hinauf, und Thränen des Kummers und Wonnen der Liebe beleuchtet der keuſche Mondenſtrahl nun ſchon Jahrtauſende lang. Im Angeſicht Laalands, welches, der Südſpitze von Falſter zur Seite, merklich zurücktrat und beim nach Süden gerichteten Steuercours unſeres Dampfſchiffes gänzlich verſchwand, erhob ſich aus naſſem Reiche Poſeidon's die große, goldene Kugel, und alles ſchwieg auf dem Hinterdeck und betete an den Supernaturalismus im jetzt impoſant ſich entfaltenden Schauſpiel. Rechts, mir zur Seite, ſtand ein ehrwürdiger Greis, gebückt von der Laſt ſeiner Jahre, ein däniſcher Conferenzrath und Ritter vom Dannebrog, und auf die altersſchwachen Schultern ſtützte ſich noch ſeine Tochter, ein hohes ſchlankes Mädchen, das mir aus Mondſcheinſtrahlen gewebt ſchien; ſo übernatürlich bleich war ihr edles Geſicht, ſo klar und durchſichtig ſchimmerte die Zahnreihe, wenn ihr Mund dem Vater entgegenlächelte, als wolle er ſagen, mir iſt ſo wohl, und, während das Auge zum Mond aufſah, bald wird mir noch wohler und leichter ſein. Zu denken: eine ſolche fürs Paradies geſchaffene Engelsgeſtalt iſt dem Tode verfallen ... das iſt grauſenhaft, und doch kann es nicht anders ſein. Arme Jungfrau, jetzt biſt du dem Mond wohl näher als ich, und frei flattert die Pſyche um all die goldene Herrlichkeit. Und der Alte, deſſen Adern vertrocknet ſind, wird, wenn er ſein Kind begraben hat, leben ... das iſt weit ſchrecklicher noch als der Tod. Im warmen Italien, bei Nizza, hoffte der Greis für ſeine Tochter Geneſung, und ſah wohl nicht, wie der Mondſtrahl ſchon die herrliche Beute dämoniſch jubilirend umtanzte. Ernſt und feurig lugte der Mond auf die ſchwarzen Giganten am Himmel, die ſo verbiſſen und tückiſch knurrten und mephiſtopheliſch lachten, und es ſchien mir, als ſchämten ſie ſich und beugten die Häupter und wickelten all ihre Rieſenleiber in den gordiſchen Knoten des ſchwarzen Truges und des Luges. In ſchwarzer Vermengung flohen ſie da vor dem heiligen Wahrheitsblick aus ihrer ſüdlichen Spelunke und wurden gepeitſcht in Kainsangſt von Süd nach Weſt und von Weſt nach Oſt, und fanden doch nirgends mehr Ruhe und Raſt, denn der Mond verachtete all das ſchwarze Lügengewimmel, das da, verſteckt in Wolkenprieſterröcken und Nebelkapuzen, zur

Bläue des Aethers, zum Sternengefunkel nicht paßte; da knurrten die bösen Mächte noch einmal und fletschten die Zähne und schlugen feurige Kreuze und Räder, zerflatterten dahin und dorthin zum erbärmlichen Nichts, und triumphirend im stolzen Selbstgefühl seines Sieges zog der Mondenstrahl über die flüsternd anbetende Fluth. Selbst die Reisenden, denen Poseidon das Uebel der See bescheert, priesen überschwenglich und laut des großen Naturschauspiels große Erhabenheit; ein zugeknöpfter Engländer gurgelt aus fettiger Kehle, als tränke er Porterbier: very fine, der Franzose lispelt charmant, aber ein Deutscher beugte erröthend das Angesicht über die Brüstung des schnaufenden Dampfschiffes und sagte kein Wort mehr; ihm war, als müßten ihm alle Blicke tief in die Seele brennen und die Umgebung mephistophelisch lachen, weil er ein Deutscher war; er fühlte die herbe Persiflage, welche im großen Erfolg des imposanten Mondaufganges für die verwickelten Zustände seines Vaterlandes lag. Er liebte sein Vaterland. Fragen Sie nicht, wie der Deutsche hieß, es fragte ihn Niemand am Dampfschiff danach. Die Sterne funkelten feierlich, umtanzten triumphirend den Mond; keine Wolke wagte sich mehr ins Reich der Wahrheit, Humanität und Freiheit, ins unendliche Tiefblau des Aethers; Mecklenburgs Küste lag in der Ferne, die Reisenden stiegen vom Schiffsverdeck zum „Nedgang for Hererne“ und zum „Nedgang for Damerne“ in ihre Kojen zurück, denn es wehte ein scharfer, schneidender Nachtwind, und es leuchtete ja in heiterer Pracht die Freiheit — was sollte man fürchten? warum noch wach sein? Hätten die Wolken den Himmel umballt, da hätte Niemand geschlafen, Jeder gefürchtet. Jetzt lag der Aether im Arme der Meerbraut, sein Gotteshauch durchblies die Theaterlappen der Civilisation, man fröstelte und ging zu Bette, erwachend bei glänzendem Sonnenschein auf der travemünder Rhede, im Hafen.

Lachen Sie über den lächerlichen Reisebrief und leben Sie wohl.

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Beschl.)

[Denunciation Märklin's.]

Nichtsdestoweniger hatte die christliche Liebe das Recht, alsbald sich an den Schreibtisch zu setzen und mit einem Advokaten in der Kunst zu wetteifern, hinterrücks dem „Freunde“ auf dem entgegengesetzten Standpunkte ein Schnippchen zu schlagen. Und so soll denn das „an Umfang kleine, an Bosheit große“ Libell zu den Acten gesandt worden sein, die unmittelbar der Regierung und dem Könige vorgelegt werden sollten, welchem es mit schlagenden Gründen nachwies, daß 1) er, als getaufter Jude das Recht habe, in dieser Sache die dreißig Judas-Silberlinge zu devalviren und einzulösen; und daß 2) Dr. Märklin nicht sein College werden dürfe; denn der speculative Philosoph hebe die Staatsreligion auf, die blos auf die symbolische Bücher-Religion hin garantirt sei. Auch verscheuche er vollends die Pietisten in ihre Schlupfwinkel zurück, was eine große Landplage sein würde, und ferner erziehe er die jungen Theologen zu lauter jungen Teufeln — und wenn die erst einst unter die Heerde gelassen werden! Endlich sei ja leider diese Jugend- und Volks- und Sitten-verderberische Richtung schon übergenug repräsentirt in Dr. v. Baur, dem sein König erst jüngst den Verdienst-Orden der würtemberg. Krone verliehen hat.

War das nicht Alles mit Tauben-Klugheit und Schlangen-Einfalt auf einen Regenten wie König Wilhelm berechnet? Gewiß, sehr brav gearbeitet, Maulwurf — nur schade, daß die Maulwürfe beim hellen Tageslichte nicht allzuscharfsichtig sein sollen.

Dieselbe christliche Liebe der Juristenfacultät hat sich den hier lebenden philosophisch und ästhetisch gebildeten Juristen Dr. Reinhold Köstlin verbeten, den Sie wenigstens aus den hallischen Jahrbüchern kennen, und der zunächst den Lehrstuhl des von Tübingen als Präsident des gegenwärtigen Landtags für die nächsten Jahre und wer weiß, ob nicht für immer abwesenden Kanzlers von Wächter einzunehmen berufen und wie wir denken, auch in seiner Weise befähigt ist. Darauf soll der hellblickende Minister Schlayer ungefähr dasselbe geantwortet haben, was einst Friedrich der Große, später Hegel und neuerdings mehr als ein Vertheidiger des letzteren über seine großen Gegner vernehmen ließ.

Für Märklin hatte obige Denunciation natürlich von einer solchen Regierung aus nichts zu bedeuten; der Senat wurde geradezu noch einmal zu einer Wahl aufgefordert, und man hätte gewiß Märklin selbst ebensogern präsentirt gesehen als Dr. Elwert, der endlich — weil er sehr kränklich ist — zur provisorischen Uebernahme der Stelle, obgleich ungern, sich entschloß und durch seine gediegene wissenschaftliche Bildung wie durch seinen humanen und ehrenfesten Charakter, selbstständig wie er ist und von allen Extremen fern jeder Partei willkommen ist und für Tübingen dieselbe Lücke ergänzen wird, welche er der züricher Universität durch seinen, eben durch seine Kränklichkeit vor einigen Jahren nothwendig gewordenen Abgang zurückgelassen hat. Hier hat er Kampf und Streit veranlaßt durch seinen Weggang, dorthin bringt er Ruhe und Frieden durch seine Ankunft.

In Zürich übrigens soll man auch an die Berufung Märklin's gedacht haben. — Uebrigens ist es ein schönes Ding um Streit und Kampf, auch Luther wußte, wie gut es ist, wenn die Geister recht auf einander schlagen und platzen. Aber von den Knütteln der Scheiterhaufen wollte

und sollte er uns doch befreit haben! Dennoch hat gerade seit jenem Herold der Freiheit die Inquisition und die Denunciation sich ihr weitestes Feld erobert. Aber nur ans Licht damit, daß man seine Leute kennen lerne und der Geist der Zeit den Nachteulen unter die Augen zünde, daß es gleißt und beißt!

Was wir Ihnen schreiben, ist verbürgte Wahrheit, und wenn wir auch gleich den Händeln fern nur Gehörtes und Gelesenes wiedergeben, so haben wir doch nur berichtet, was hier und bei uns in aller Munde ist. Ein kleiner Beitrag zur Culturgeschichte ist es immerhin und die schlagende Aehnlichkeit mit der Leo'schen Denunciation werden Sie nicht verkennen. Auch dieser, ein Laie in Theologie und Philosophie nach eignem Geständniß, denuncirt theologische und philosophische Männer. Und ist nicht auch Leo, der Christ — wenigstens, wegen und seit seiner jüdischen Geschichte mannichfach zu einem Juden getauft worden, wie der tübinger Professor ein getaufter Jude ist? Beschnitten oder unbeschnitten — an Herz und Lippen wenigstens sind beide unbeschnitten.

Und wenn Märklin in solchem Kampfe steht, ist es verantwortlich, daß man uns jüngst eine Recension seines gehaltvollen Buches in den Brockhaus'schen Blättern gab, welche an Ungerechtigkeit, Pöbelhaftigkeit und Aberwitz nicht leicht ihres Gleichen hat? Ohne Zweifel hatte der Mann der Wissenschaft dem sonst nicht unverständigen Recensenten durch Auftischen von Muckeranekdötchen und sonstiger „pikanter und interessanter" Pietisten-Skandale einen bessern Gefallen erwiesen, als durch den Versuch, den Pietismus zu begreifen und begreiflich zu widerlegen. Lebte nur Dr. Katzenberger noch, Jean Paul müßte ihn hinter den Recensenten schicken, denn sein urtheilsloses Urtheil war gar zu humoristisch. Das Buch von Märklin hat allerdings ein ganz specielles Interesse für den Würtemberger, und hier in Stuttgart ist es wie fast im ganzen Lande auch in allen Händen, aber so gern wir auf dem Titel noch lesen möchten „Der moderne Pietismus" — „in Würtemberg", so greift es doch weiter aus und regt gewiß das allgemeine Interesse an um so mehr, da Dr. Märklin als Seelsorger in dem gewerbreichen Fabrikorte aller süddeutschen Tractätchen langjährige und ausgebreitete Erfahrungen zu machen Veranlassung und Gelegenheit finden mußte. —

Wir denken, er wird im Dienste für die gute Sache der Freiheit selbst seinen süßesten Lohn finden und im Genusse desselben sich durch keine Verkennung und Verfolgung stören lassen.

Notiz.

[„Namen nennen Dich nicht."]

Die Autorschaft des Jeanpaul'schen Lieblingsliedes wurde vor einiger Zeit in unserer Zeitung einem Prediger Uelzen zugesprochen, in dessen Gedichtsammlung es auch erschien. Hiergegen protestirt ein in Cöln erscheinendes Blatt. Im „Rheinischen Odeon" vom J. 1837 standen einige Gedichte von dem in Aachen lebenden Reg. und Med. Rath Dr. K. G. Neumann, Verf. mehrerer medicinischen und ästhetischen Schriften; die Redaction machte zu diesen Versen die Bemerkung, daß deren Verfasser auch der Dichter des s. g. Jeanpaul'schen Lieblingsliedes, sowie des Gesellschaftsliedes: „Vom hoh'n Olymp herab" sei. Heinrich Hoffmann in seinem Werke: „die deutsche Philologie im Grundriß" gab Weddigen als Verf. an, mit der Bemerkung, daß es in dessen 1795 zu Bremen erschienenen „Morgenstunden der Grazien" stehe. Gegen diese beiden Autorschaften Uelzen und Weddigen erklärt nun K. G. Neumann in dem cölner Blatte: „Ich bekenne meine totale Unbekanntschaft mit dem Herrn Weddigen sowohl als Uelzen, und kann nichts thun, als die Geschichte dieser paar Verse in kurzen Worten erzählen. Sie entstanden 1792 (oder 91?) in einer sehr enthusiastischen Stimmung, und ich, der ich meine Verse gern verborgen hielt, doch manchmal dem Kitzel, sie vertrauten Freunden mitzutheilen, nicht widerstand, las sie in Leipzig, wo ich damals studirte, ein paar Freunden vor, unter welchen sich ein junger Kaufmann, Namens Klett befand. Diesem gefielen sie, und er bat um eine Abschrift oder nahm selbst eine davon, was ich nicht mehr genau weiß. Er zeigte sie seinem väterlichen Freunde C. L. Heyne (unter dem Namen Anton Wall zu jener Zeit berühmt), und dieser sprach mit mir über meine Verse gar nicht sonderlich lobend. Somit waren sie vergessen. Eine gute Reihe Jahre später, ich glaube 1797, höre ich zu meinem nicht geringen Erstaunen meine Verse, doch nicht von Anfang, sondern von der Mitte an, singen und finde sie in einem geschriebenen Liederbuche. Heyne war todt; Klett, den ich fragte, wie sie zu solchen Ehren gekommen, wußte mir keine Auskunft zu geben, und ich ließ die Sache, als sehr unwichtig, vollkommen unbeachtet. Nicht eher, als im Sommer 1828, als ich, in der Erwartung, die Charité bald zu verlassen, in Berlin meine Papiere zusammen kramte, fand ich ganz zufällig das erste Papierchen, worauf diese Verse complet standen, und zeigte es meinen Töchtern vor. Als Herr Hub mich besuchte, um mich zu Beiträgen zum Rheinischen Odeon aufzufordern, gab ich ihm eine Abschrift davon und kann versichern, daß diese die erste war, die ich in meinem Leben in der Absicht gefertigt, daß sie gedruckt werden sollte. Dies geschah im Winter 1835 oder 1836. Wie die Herren Uelzen und Weddigen zu diesen Versen gekommen sind, weiß ich durchaus nicht, vermuthe aber, daß Heyne der Vermittelnde gewesen. Daß Zwei, Uelzen und Weddigen, sie in ihre Gedichtsammlungen aufgenommen, beweis't wohl mehr als Alles, daß Beide nicht die Verfasser sind. Es geht mir also ein wenig wie dem Virgil mit seinem Hos ego versiculos feci, tulit alter honores. Ins Himmels Namen! ich habe nie großen Werth darauf gelegt. Doch genug davon und übergenug!"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags **199.** den 11. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dramen in Prosa oder in Versen?

Eine der kleinen Zeitfragen.

Eine langweilige Frage, wird man meinen, eine noch langweiligere Beantwortung muß ihr folgen, wird man arg vöhnen. Allerdings ist Engel in seiner Mimik, wo er die Vorzüge eines in Prosa geschriebenen Dramas vor einem versificirten herauszustellen sucht, bis zum Sterben langweilig; ich werde mich kürzer fassen, und der Tod, wenn der Leser sich trotz der Kürze langweilen sollte, wird bei ihm wenigstens schnell und schmerzlos erfolgen, und schwerlich eine entstellende Spur in der angenehmen Physiognomie seines Gedächtnisses zurücklassen. Die zu beantwortende Frage gehört freilich nicht zu den großen Fragen der Zeit, denn es gibt, wie große und kleine Propheten, auch große und kleine Zeitfragen, aber die Zeit hat sie erhoben und man muß sie beantworten. Leider sehe ich mich gezwungen, hier auf einen Schriftsteller zurückzukommen, der mißtrauisch genug ist, überall, wo ihm ein Einwurf gemacht wird, den Einfluß einer Partei, einer Clique zu wittern. Ich meine Karl Gutzkow, den Verfasser des Richard Savage. Aber seine Person, und was er sonst gilt oder zu gelten den Anspruch macht, liegt mir hier sehr nebenbei; ich gehe von meinem Princip aus, er von dem seinen, wir treffen uns unterwegs, disputiren und gehen verrichteter oder unverrichteter Sache auseinander — dies das ganz einfache Verhältniß, in welchem wir zu der oben angeregten Frage und bei ihrer versuchten Lösung zu einander stehen. Menzel und nach ihm Gutzkow polemisiren gegen die versificirten Dramen und datiren den Verfall der dramatischen Poesie von dem Gebrauche des Verses überhaupt, wo sie besser von einem Mißbrauche oder übel angewandten Gebrauch sprechen sollten. Gutzkow hat nun gar ein prosaisches Drama geschrieben, das bereits in Frankfurt zur Aufführung gekommen ist — welche Aufforderung für ihn und seine Freunde, gegen die versificirten Dramen eine — wenn auch nur stumpfe — Lanze zu brechen! Auch ermangeln seine Freunde nicht, ganz in seine Intentionen einzugehen und aus seinem Stücke, wie aus dem Urquell aller Wahrheit und Schönheit, Principien zu abstrahiren, die wir nun, wohl oder übel, Alle zu befolgen und anzunehmen haben. So versicherte neulich ein Correspondent im Morgenblatte, es könne gar nicht anders sein, ein Drama, wie es unsere Zeit verlange und im Sinne habe, müsse, wie das Gutzkow'sche thut, Zustände und Ideenrichtungen der Gegenwart vorführen, selbst wenn es in der Vergangenheit spiele. Das heißt doch jedenfalls die Poesie, welche Herrin der Zeit, über alles Zeitliche erhaben und demnach für alle Zeiten sein soll, zur Magd vorübergehender Zustände erniedrigen und die geschichtliche Wahrheit verfälschen und umgehen! Zu welchen Verirrungen muß und wird ein Princip führen, wenn es in solcher Form des kategorischen Imperativs auftritt und mit Consequenz durchgeführt wird! Eine Zeit, wie die unsrige, die an poetischen Stoffen eigentlich bettelarm ist, wird sich immer gezwungen sehen, in den Schachten der Ver-

gangenheit umherzuwühlen und den Goldlagern der Poesie mit der Wünschelruthe des dichterischen Instinkts nachzuspüren — und beim Himmel! so von sich abfallen wird die Menschheit nie, daß nicht der Mensch der Gegenwart in dem die Vergangenheit sich wiederfinden, wiedererkennen und spiegeln sollte, wie er liebt und haßt, wie er glaubt und zweifelt, wie er mit dem Schicksale ringt und den bösen Mächten des Daseins Trotz bietet, wie er sich selig oder unselig fühlt, wie er lacht oder weint, wie er die Schmach der Knechtschaft empfindet und nach Freiheit strebt. Das Lächeln, welches um unsere Lippen spielt, ist dasselbe, welches um die Lippen tausend Glücklicher vor uns gespielt hat, die Thräne, die in unsern Augen glänzt, dieselbe, welche in den Augen tausend Leidender vor uns geglänzt hat! Was bedarf es da noch, mit modernen Tendenzen die Darstellung einer Vergangenheit zu trüben, welche von diesen Tendenzen keine Ahnung hatte? Angenommen, eine künftige Zeit würde wieder eine Zeit des Heroismus, wie die unsrige nicht ist, und ein Dramaschriftsteller packte ein Paar Fähndrichs und Lieutenants der preußischen oder österreichischen Armee zusammen und dichtete ihnen die heroischen Tendenzen seiner Zeit an — welcher Widerspruch, welche Verletzung der geschichtlichen Wahrheit! Mit dieser Forderung, daß der Dramatiker der Jetztzeit Personen der Vergangenheit moderne Tendenzen unterschieben solle, hängt auch die Forderung, daß der Vers aus dem Drama verbannt sein soll, genau zusammen; denn wer moderne Tendenzen verficht, wird seinem Zwecke am besten genügen, wenn er sich dabei der nackten modernen Prosa befleißigt. Sagt angeführter Correspondent doch selbst: angeführter Gutzkow habe in seinem Drama gezeigt, daß es, um tragisch zu wirken, des Verses nicht bedürfe, und daß die Jüngern bei Gutzkow in die Schule zu gehen hätten, um dramatischen Styl aus dem Grunde zu lernen! Sehr verbunden! So lange ich eine Person, die man mir empfiehlt, nicht kenne, nehme ich an, daß sie die vollkommenste Person von der Welt sei; ich kenne Gutzkow's Richard Savage nicht, und nehme an, daß es das vollkommenste Drama von der Welt sei. Aber ich kenne Aeschylus, Sophokles, Shakspeare, Calderon, Schiller und Goethe, und ich weiß, daß diese Unsterblichen ihre Meisterwerke in Versen geschrieben haben. Merkwürdiges Factum! Wird Gutzkow es ableugnen können? Aber auch sein Richard Savage ist ein Factum — und was für eins! Freilich! Die Seele, welche Verse und Musik empfindet, muß zartbesaitet sein, muß Musik haben in sich selbst, wer aber, wie Menzel und seine Nachfolger, nicht viel mehr thut als mäkeln und kritisiren, muß nothwendig das Gehör für den Tonfall der Melodie, für das musikalische Element in der Sprache, für das Wohllautgerieſel des Verses, ja für das zartere Gefüge der Prosa selbst verlieren, so schätzbar oder unschätzbar der Mann sonst auch sein mag; er wird überall die Poesie auf ein Nacktes zurückführen wollen, und all ihr festliches Gepränge, welches sie von der Werkeltagssprache unterscheidet, als ein Unwesentliches, ja Zweckwidriges verwerfen. Ich leugne nicht, daß es Stoffe gibt, welche sich der rhythmischen Einkleidung nicht fügen wollen; dahin würden alle Stoffe gehören, welche der Schönpflästerchen- und Puderperiode des vorigen Jahrhunderts entnommen sind, dahin scheinen alle socialen Zustände und Conflicte zu gehören, alle modernen Stoffe, so lange man das Mittel, sie in eine ideale Sphäre der Darstellung zu erheben, noch nicht gefunden hat. Unsere Zeit hat eine reiche Fülle an Ideenconflicten, welche zu einem wahrhaft modernen, socialen Drama Anlaß geben könnten, wenn sich ein gescheidter Kopf ihrer annehmen wollte, und die ängstlichen Rücksichten unserer Theatercensur, die nur nach der Seite des Unsittlichen und Gemeinen hin freieren Spielraum gewährt, geschickt zu umgehen wüßte. Hier würde die Prosa fast unerläßlich sein; denn in Versen läßt sich nicht wohl debattiren und discutiren, und es wäre nichts lächerlicher, als unsere Militärs, Hof- und Staatsräthe, Magistrate, Journalisten, eben aus einer Erziehungsanstalt hervorgegangene Jungfrauen, oder unsere Auscultatoren, Acteure und Candidaten, die ihre Examina absolvirt haben, mit rhythmischem Pomp zu bekleiden. Es mischt sich überall in unsere modernen Zustände zu viel Misere ein, zu viel Begriffsthätigkeit, zu viel Kritik und Conversation, zu viel, was dem bloßen Mäßigkeitsverein für Ausrottung wahrer lebenvoller Leidenschaftlichkeit, heroischer Naivetät und gesunder Treuherzigkeit zu Grunde liegt. Unser prosaischer Styl hat gegenwärtig Zartheit, speculative Feinheit, schlaue Gewandtheit, und einen gewissen poetischen Schmelz in hinlänglichem Maße erlangt, um für Auffassung gerade dieser Personen, dieser Conflicte, dieser gebleichten Leidenschaften, dieser zweideutigen Lebenslagen, dieser geistigen Höhepuncte, dieser Pro- und Contrareden ausreichen zu können. Wollen wir aber heroische Situationen, gewaltige Charaktere, Leidenschaften in ihrer erhabensten, ursprünglichsten und mächtigsten Form dramatisch darstellen, so werden wir in die Vergangenheit zurücktauchen müssen, in das erzhaltige

Geſchichtslager vergangener Jahrhunderte. Wir wollen nicht ſagen, daß hier die Einkleidung in Verſe nothwendig ſei, wir wollen die Neigung und den freien Willen der Dramatiker nicht durch Principien einzwängen, jede Form iſt die rechte, wenn ſie der Individualität des Dichters entſprechend, dem Charakter der Zeit und der vorgeführten Perſonen angemeſſen, und von geſchickter Hand zubereitet iſt; gleicherweiſe iſt jede Form die unrechte, wenn ſie nicht glücklich gehandhabt und dem Stoffe wie der Individualität des Dichters nicht angemeſſen iſt. Nicht die Art Was? ſondern die Art Wie? iſt hier das Entſcheidende. Goethe hat in ſeinem Götz von Berlichingen und im Egmont bewieſen, was die Proſa auch im hiſtoriſche Drama zu leiſten im Stande iſt. Den Vers aber darum ächten wollen, weil viele Stücke in ſchlechten Verſen geſchrieben worden ſind, iſt eben ſo lächerlich, als die Proſa dem Dramatiker verbieten wollen, weil eine kaum geringere Zahl von Stücken in ſchlechter Proſa geſchrieben worden iſt. Es iſt wahr, alle dieſe Helden und Heldinnen, Könige und Königinnen, Vaſallen, Maler, Dichter, welche in unſern Dramen auftreten, haben in ihrem Verkehr ſich der Proſa, nicht der Verſe bedient, man ſoll ſie darſtellen, wie ſie in der Wirklichkeit geweſen ſind oder doch möglicherweiſe geweſen ſein könnten, man ſoll ſie alſo in Proſa, nicht in Verſen declamirend vorführen. Aber wer ſagt uns, welcher Art und Form die Proſa war, in der ſie geredet haben? Immer wird der Dichter ihnen eine Form der Proſa anbilden müſſen, welche muthmaßlich nur ſeine Erfindung iſt und in jedem Falle dergeſtalt von der Redeweiſe vergangener Jahrhunderte abweicht, daß die Perſonen, die ſie geredet, hörten ſie ſich auf der Bühne reden, ſich ſelbſt nicht verſtehen würden. Für die Unterhaltungsweiſe der Ritter und Ritterfrauen aus der Zeit des Götz liegen allenfalls treuherzige Chroniken vor, aber auch Goethe ſah ſich genöthigt, ſie zu modificiren, um ſie unſerm Verſtändniß näher zu bringen. Aus andern Zeiten dagegen ſind uns gar keine oder nur ſehr magere hiſtoriſche Documente verblieben, und wer kann uns ſagen, wie Hermann der Cherusker zu ſeinen Feldherren und Dienſtgenoſſen über kriegeriſche und häusliche Vorfälle oder zu ſeiner Thusnelda über die zarten Puncte der Liebe geredet hat? Nun gibt es aber eine Form der Rede, welche allen Sprachen, allen Zeiten, allen Völkerſchaften gemeinſam und verſtändlich iſt, die Redeform, durch welche die Dichtkunſt zu uns ſpricht — den Vers. Der Vers mag uns täuſchen, er mag unſern Glauben in Anſpruch nehmen — genug, wenn er uns täuſcht und zum Glauben zwingt — mehr begehrt die Poeſie nicht, ſie bringt und täuſcht uns vielleicht um das Zeitliche in der Zeit, aber ſie zaubert uns dafür das Ewige im Zeitlichen hervor. Der Vers iſt eben das Hauptmittel, uns vergeſſen zu machen, daß die vorgeführten Perſonen nicht die Sprache ihrer Zeit reden, er täuſcht uns durch ſeine Allgemeingültigkeit. Jedes Volk hat ſeinen dramatiſchen Vers, ſogar die Chineſen und Juden, welche in dieſem Falle — wie wahrſcheinlich auch überhaupt — klüger und vernünftiger ſind als Menzel. Der griechiſche Trimeter iſt eine Form für Götter und Helden, er erhebt ſich zu hoch über die gewöhnliche Redeweiſe, als daß er ſich bei uns einbürgern könnte; ſelbſt unter Meiſterhänden iſt der Verſuch dazu geſcheitert. Ein richtiger Inſtinct leitet uns, nach dem Beiſpiele der alten engliſchen Dramatiker, auf den fünffüßigen Jambus, das anſtändigſte bürgerliche Versmaß, das es gibt. Dieſer Vers tritt nicht ſeiner ganzen Leibeslänge nach aus der gewöhnlichen Redeweiſe heraus, wie der Trimeter, er bleibt in ihr bis zum halben Leibe ſtecken, mit Kopf und Bruſt ragt er hervor, er läßt noch rhythmiſchen Tact hören, aber er verſchleift ihn, er nähert ſich, wo es ſein muß, geſchickt der Proſa, aber er demüthigt ſich nie ganz zu ihr herab, er nimmt in pathetiſchen Stellen einen höheren Schwung, im Geflüſter der Liebe einen zärtlicheren Gang, als der reinen Proſa je möglich iſt, und wenn er Sentenzen vorträgt, ſo fehlt es ihm nicht an prieſterlicher Salbung; er behält immer etwas Excluſives und läßt ſich mit einer Adelsperſon vergleichen, die von einer demokratiſchen Geſinnung beſeelt iſt; weder ſchlichte ausgemachte Bürgersleute, noch ausgemachte Götter und Halbgötter können ſich ſeiner mit Glück bedienen, ſondern Perſonen, die ſich eben nur von dem gewöhnlichen Niveau vortheilhaft abheben wollen. Der fünffüßige Jambus iſt dem Genius des engliſchen wie des deutſchen Idioms vollkommen angemeſſen, und, wie man wohl nicht leugnen kann, auch in der That populär geworden. Jeder Empfindung, jeder Leidenſchaft weiß er ſich, fügſam wie er iſt, ſchön anzupaſſen und es iſt ein Irrthum, wenn man meint, daß er keine Mannichfaltigkeit beſitze.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Die königliche Oper.]

Wir hofften, nach langer Pauſe, endlich einmal Neues und Erfreuliches über den vielfältig, lobend und tadelnd be-

sprochenen Zustand unserer Oper zu berichten; — doch sind noch immer nur Klagelieder über den offenbaren Verfall derselben anzustimmen. Die schlechte Oper: „der Schwur", mit der sehr mittelmäßigen Musik von Mercadante, ging, wie wir es vorhersahen, am 3ten August in Scene, langweilte, mißfiel, mußte auch einer Reise wegen, die unsere erste Sängerin ohne Urlaub — gegen ausdrückliches Verbot — unternahm, einige Zeit zurückgelegt werden, wurde aber dennoch zum dritten Mal bei leerem, und an einem Sonntage bei etwas vollerem Hause wiederholt, worüber unsere interimistische Opernverwaltung (Graf Redern ist in Italien) laut jubelte und sich vorsetzte, uns die Wassersuppe des Herrn Mercadante fleißig aufzutischen, um unserem für solche Genüsse kalten Publikum Geschmack an der Art Dudelei beizubringen, welche sich höchstens für das königsstädter Theater, aber nicht für die große königliche Oper gehört. Schade für die auf neue Decorationen und glänzende Costüme verwendeten Kosten! Dem. Löwe, welche, wie wir hören, die Aufführung der Oper veranlaßte, gab sich alle Mühe, ihr und sich selbst Beifall zu erringen, ließ es nicht an öfters sehr unreinen, aber doch gewaltigen Trillern, Passagen und unzeitigen Verzierungen fehlen und mußte sich an einem kleinen und einseitigen Beifall begnügen; leider spielen die Claqueurs, nach der pariser Art und Weise, jetzt in Berlin bei der Spaltung der Löwenianer und der Faßmannianer eine Hauptrolle zum Verderb unserer Kunstanstalt. Bald nach dem „Schwur" erschien die Erstgeburt der Lortzing'schen Muse, das nach dem alten französischen Lustspiel Les deux Grenadiers verarbeitete Singspiel: „die beiden Schützen". Die Darstellung war gelungen, die ganze Musik aber keineswegs für Berlins große Oper passend. Herr Lortzing hat Talent für dramatische Composition, aber keine Erfindungsgabe; überall hört man Anklänge von Meistern, denen er nachzuahmen strebt. Und unverzeihlich bleibt es, daß solcher Operette wegen gediegene und werthvolle Werke zurückgelegt, vernachlässigt oder wohl gar zurückgewiesen werden. Und dieses geschieht. Z. B. ward dieser „beiden Schützen" wegen dem Musikdirector Rastrelli in Dresden eine seit drei Jahren angenommene, ausgeschriebene und ausgetheilte Oper vor kurzer Zeit zurückgesendet und demselben ungefähr die Hälfte des Honorars als Entschädigung für langes Warten beigefügt, nachdem ihm die Aufführung vielleicht mehr als zehn Mal brieflich zugesichert war. Ein Verfahren, welches in den Annalen der Theaterdirection nie vorgekommen und als rein unerhört angeführt und bekannt gemacht zu werden verdient. Noch mehr: Rastrelli wurde aufgefordert, sein neuestes, mit großem und verdientem Beifall in Dresden aufgeführtes Werk zur Ansicht einzuschicken, um, wenn es dem ersteren vorgezogen werde, es gegen selbiges auszutauschen. Der gefällige Componist verstand sich auch hierzu, erhielt aber bald darauf das Textbuch unter dem Vorwande zurück: man könne das Gedicht der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" um deswillen nicht annehmen, weil es einem hier oft von den französischen Schauspielern gegebenen Vaudeville nachgebildet sei. Und doch ward zu gleicher Zeit Lortzing's Singspiel ausgetheilt, welches in seiner ursprünglichen Form von Madame Elmenreich übersetzt, vielleicht 50 Mal auf der königlichen Bühne gegeben wurde; nicht zu gedenken, daß „Czaar und Zimmermann" gleichen Ursprungs ist. Welche Folgerungen sind nicht aus solchen Vorfällen zu machen! Zur Steuer der Wahrheit müssen wir jedoch bemerken, daß alles dies, und wohl noch Aergeres während der Abwesenheit Spontini's geschah. Voll Muth und Begeisterung für die Kunst und den Ruhm unserer Bühne, kehrte er, der überall mit Auszeichnung Empfangene, von seiner weiten Reise zurück. Seiner Verfügung verdanken wir das Anfangs abgelehnte Repertoir alter Meisterwerke und das Gastspiel der Dem. Hagedorn, welche vorzüglich geeignet scheint, den Glanz gediegener Musik zu erhalten. Seiner Energie werden wir hoffentlich die Fortdauer des Ruhms verdanken, den unsere Oper von Alters her genießt und der in seiner Abwesenheit schwankend zu werden drohte. Das Interimisticum der Direction hatte inzwischen auch schon Lortzing's neuestes, kaum fertig gewordenes Singspiel und die in Paris durchgefallene Auber'sche Oper: „der Feensee" angenommen, und zwar ohne Prüfung des General-Musikdirectors, was gegen die feststehende Ordnung ist. ††.

Notizen.

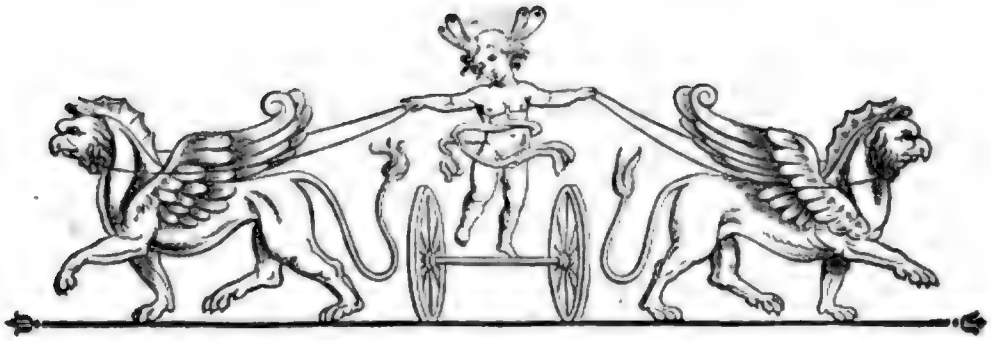
[Das leuchtende Nordlicht.]

In Nr. 3. dieser neuen Zeitschrift lesen wir abermals witzige Modenberichte. In diesen satyrischen Spielereien eines tiefsinnigen Kopfes verräth sich die Feder J. Kaufmann's, den unsere Leser aus seinen geistvollen Erinnerungen an Wien und als Novellisten kennen lernten. — Andere Artikel in Nr. 3. des Nordlichts stechen dagegen ab, z. B. die süßen Ausrufszeichen, welche J. H. als Kritiker macht.

[Berlioz über Ruolz.]

Vor Kurzem ist in Paris die Debütoper eines jungen Componisten gegeben worden; sie heißt: „la vendetta", der Componist Henri de Ruolz, die beiden Textmacher Leon und Adolphe. Die Musik scheint viele ansprechende Einzelnheiten zu haben; Ruolz hat sich schon früher in mehreren kritischen Aufsätzen zum Rossini-Cultus bekannt, aber in der Praxis hat er sich den unendlich dünneren und inhaltloseren Donizetti zum Muster genommen. Daher wenig Gedanke, aber viel Geschrei, wenig Natur, aber viel Geschnörkel! Dies Product gehört, wie Berlioz in seinem Berichte über die Oper sagt: „jener Gattung von Opern an, worin am Ende einer Scene nicht einfach gesungen werden darf: je suis mort, sondern wiederholt und in verdoppeltem Aufschrei immer von Neuem wiederholt werden muß: je suis mort! mort! mort! très-mort! horriblement mort! épouvantablement mort! Dergleichen unablässige Wiederkäuungen erlaubte sich der einfache Gluck nicht, Mozart bediente sich ihrer mit weiser Mäßigung, schon Weber schweifte darin aus; aber die Italiener überschreiten in dieser Hinsicht die Grenzen der Möglichkeit und Gedenkbarkeit, sind jedoch eben darum des Beifalls ihrer gerührten Zuhörer gewiß." †.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 200. — den 12. October 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Theodor Creizenach.

Das Kreuz auf dem Père Lachaise.

Ich weiß ein edles Grab im Westen,
Wo deutsche Männer schweigend steh'n,
Den großen Namen ihres Besten
Geschrieben auf dem Kreuze seh'n.

Auch Frauen, die aus deutschen Marken
Das Lebenspiel dorthin geführt,
Sie treten zu dem Mal des Starken,
Von seinem Hauche leis' berührt.

Warum doch kannst du oftmal schauen
So edler Thränen milde Pracht
Im Auge zarter deutscher Frauen,
Wenn sie an diesen Mann gedacht?

Am schönsten kos't ein Liebsgedanke
Um Stienen, wo der Weltgeist ringt;
Wie gern des Epheus zart Geranke
Sich um den Trotz der Eiche schlingt.

Und Eine kam von seinem Grabe
Und sprach von einem schlimmen Raub:
Das Kreuz auf seinem Hügel habe
Der Sturm geschleudert in den Staub!

Es zitterten die treuen Hörer
Und sah'n einander staunend an:
Was hat der flammende Zerstörer
Am Grabe seines Freund's gethan?

Darüber sann ich viele Stunden;
Es ist ein Zürnen groß und schwer.
Sie haben sich so gern gefunden;
Sie kannten sich, der Sturm und er!

Es schaffen viel des Sturm's Verächter,
Nicht hörend, wie er braus't und gellt;
Sie haben sorglich manchen Wächter
In ihrem Garten aufgestellt.

Und mancher Baum ersteht vom Boden
Und scheut nicht sehr der Stürme Braus;
Sie aber geh'n durchs Land und roden
Die Bäume sammt dem Wächter aus. —

Das Kreuz, von dem sie freudig sagen,
Daß es der Welt das Heil erwarb,
Ist längst nicht würdig, den zu tragen,
Der für die Menschheit liebend starb!

Das Kreuz, befleckt vom Blut der Besten,
Gehoben in der Zwingherrn Hand,
Paßt nicht zu diesem Grab im Westen,
Wo Jener starb im fremden Land!

Es stand in deines Hügels Lehmen,
Doch hob's heraus des Sturmes Spott *).
Es war nicht Zeit, das Kreuz zu nehmen,
D'ran täglich stirbt ein neuer Gott! —

Ich glaube, wenn der Windhauch fächelt,
So steigt er aus der Grabesruh
Und hebt sich mild empor und lächelt
Dem Sturme seinen Beifall zu.

*) Das Kreuz auf Börne's Grabe ist wirklich vom Sturme zerstört worden.

Da freut ſich hoch der ernſte Richter
Und träumt von einer beſſern Zeit.
Sein Auge glänzt, wie wenn ein Dichter
Gedenkt an die Unſterblichkeit. —

Der Sonnenglanz mit milder Labe
Koſ't freundlich bald um Baum und Strauch;
Doch iſt das Kreuz auf ſeinem Grabe
Geſchmettert von des Sturmes Hauch.

Ausſichten.

An H. D.

Ein Lindenbaum mit friſchen Blüthen
Regt leiſe nur das neue Laub;
Er hat gebebt in Sturmes Wüthen,
Doch ward er nicht des Sturmes Raub.
Er bietet ſeine ſanfte Kühle
Den jungen Wand'rern freundlich dar;
Sie ruhen auf des Raſens Pfühle
Und ſeh'n zum Himmel blau und klar.

Der Eine ſpricht: „nun iſt verſchwunden
Die werthe Stadt, das Vaterhaus;
Das Wohl und Weh vergang'ner Stunden,
Vergang'ner Jahre iſt nun aus.
Das Liebchen weint, die Mutter klagte,
Doch keine Thräne mir entfloß.
Was mich zur Ferne drängend jagte,
Das weißt nur du, o Kampfgenoß!"

Der aber mit dem klaren Auge
Sprach lächelnd: „lange weißt du ſchon,
Daß ich aus Allem Labung ſauge,
Aus Liebeslied und Schlachtenton!" —
Und hob den Saft der deutſchen Reben,
Der in dem blanken Glaſe rann:
Du biſt doch ſchön, o Jünglingsleben,
Es iſt doch ſchön, was ich gewann!

Bald wagen wir auch Schwertertänze! —
Und jubelnd ſtand er auf und ſprach:
Stoß an! Auf künft'ge Lorbeerkränze! —
Und ſplitternd klang der Becher nach.
Der Andre drauf: ich will nicht klagen,
Doch mir entſchwand der Glaube dran.
Was frommt's, nach einem Lorbeer jagen?
Noch iſt zum Werke nichts gethan!

Er ſchwang den Saft der deutſchen Reben
Im blanken Glaſe hoch empor;
Du biſt doch ſchön, o Jünglingsleben;
Es war doch ſchön, was ich verlor!
Bald wandern wir in fremde Zonen, —
Und glänzend ſtand er auf und ſprach:
Stoß an! Auf künft'ge Dornenkronen!
Und ſplitternd klang der Becher nach. —

Nichts weiter haben ſie geſprochen;
Sie ſchlangen liebend Arm in Arm;
Sie fühlten ihre Buſen pochen
Und fühlten ihre Lippen warm.
Es rauſcht der Baum nach alter Weiſe
Und Sonnenſtrahlen glänzten drauf.
Ein Frühlingshauch erhob ſich leiſe
Und küßte ſanft die Knoſpen auf.

Dramen in Proſa oder in Verſen?

(Beſchluß.)

Der Jambus Heinrich von Kleiſt's iſt ein ganz anderer als der Jambus Schiller's und dieſer ein anderer, als der Jambus Goethe's. Und in welcher Mannichfaltigkeit der Geſtaltungen tritt er bei Shakſpeare auf! Er flüſtert in Liebe koſend, in Seufzern hauchend mit Romeo und Julie, er grübelt und ſpeculirt moroſe und abgebrochen, leidenſchaftlich und phlegmatiſch zugleich mit Hamlet, er kleidet ſich in den heroiſchen Waffenrock und den Purpurmantel königlicher Würde mit den Heinrichen, er heuchelt, ſpielt den Scheinheiligen und brütet Tod mit dem dritten Richard, er iſt kindlich ſüß mit Desdemona und Cordelia, und boshaft und über die Bosheit frohlockend mit Jago, er klagt im Irrſinne mit Ophelia und tobt gegen die Elemente und zerreißt ſich das Gewand und bricht in kindiſches Lachen aus mit Lear, er tyranniſirt mit Macbeth, iſt gutmüthig mit Dunſtan und knirſcht und wüthet mit Othello. Das ſind allerdings Wunder, die nur dieſem ſchlichten Jambus möglich ſind. Und es iſt merkwürdig, daß unſere größten dramatiſchen Dichter gerade in ihrer Abklärungsperiode ihre Zuflucht zum Verſe genommen haben, ſo Goethe in ſeinem Torquato Taſſo, ſeiner Iphigenia, ſeiner natürlichen Tochter, Schiller in der ganzen Reihe ſeiner Dramen von Don Carlos an, ohne Unterbrechung, ſelbſt Leſſing in ſeinem Nathan dem Weiſen. Sogar hat dieſer Jambus unſere Proſa veredeln helfen, man ſpürt ihn überall heraus, und daß Brawe zuerſt ein deutſches Drama, den „Freigeiſt", in fünffüßigen Jamben geſchrieben habe, wird in unſern Literaturgeſchichten als Moment und als Gewinn für die Poeſie angeführt. Brawe iſt nur durch dieſen einen Verſuch unſterblich geworden. Mit Menzel aus dem flauen und ſüßlichen Jambengeſchwätz der Nachahmer Schiller's einen Schluß gegen die Zeit- und Zweckgemäßheit des Jambus herzuleiten, und bei jedem neuen in Jamben geſchriebenen Drama in Wuth zu gerathen und zu fordern, man ſolle zur Proſa zurückkehren, die allein könne helfen, iſt Vornirtheit. Es war nicht der Irrthum jener Leute, daß ſie Dramen in Jam-

den schrieben, sondern daß sie überhaupt Dramen schrieben. Man ist nicht darum ein schlechter Poet, weil man schlechte Verse macht, sondern man macht schlechte Verse, weil man ein schlechter Poet ist. Uebrigens datiren die gegen versificirte Dramen gerichteten Anklagen nicht erst von gestern und heute, selbst der verständige Diderot war in diesem Irrthum begriffen und wollte das Drama auf die nackteste Bürgerlichkeit, also auch auf die Prosa zurückgeführt wissen. Dieser feine Aesthetiker wird sogar ganz albern, wo er von den Gründen spricht, welche den Gebrauch des Verses auf den griechischen Theatern veranlaßt haben könnten. Er sagt nämlich, daß die große Menge der Zuschauer, die doch selbst bei der gespanntesten Aufmerksamkeit Geräusch machten, Anlaß gegeben hätte, die Stimme zu erheben, die Sylben abzusetzen, kurz sich der Versification zu befleißigen. Zu einem so äußerlichen Motiv seine Zuflucht zu nehmen, würde bei einem weniger gediegenen Aesthetiker als Diderot wahrhaft lächerlich erscheinen. Noch viel einseitiger behandelt der nüchterne Engel, der Verfasser der Mimik und mehrerer in Prosa verfaßten Dramen, die glücklicherweise vergessen sind, diese Materie. Was half es, daß schon vor ihm Joh. Elias Schlegel, der versificirte Lustspiele und in der That auch eine gute Prosa schrieb, sinnreich bemerkte: „Es gibt kein Kunstwerk von keiner Gattung, das nicht die eine oder die andere Unwahrscheinlichkeit hätte; selbst das Drama hat, außer der Versification, noch ganz andere, die man doch nicht blos duldet, die man ausdrücklich verlangt. Volle Wahrheit der Natur fordert Niemand; sogar beleidigt sie den guten Geschmack. Im Drama nun ist eben die Versification ein Mittel, die Nachahmung des Lebens gegen das wirkliche Leben abzusetzen." Engel sagt geradezu, wir müßten die griechischen Dramatiker nicht blos zu erreichen, sondern auch zu übertreffen suchen, und dazu wäre schon das ein Mittel, daß wir unsere Dramen in Prosa verfaßten. Diderot's und Engel's Einwürfe sind unbeachtet geblieben, aber man hat die Frage wieder aufgewärmt und zwar, nachdem wir die Moses und die Propheten der dramatischen Poesie, die Alle versificirte Dramen schrieben, zur Vergleichung vor uns haben. Ein engherziges Princip sollte man hier gar nicht geltend machen. Der echte dramatische Dichter wird in einem prosaisch verfaßten Drama nicht den Vers und in einem versificirten nicht die Prosa vermissen lassen. Je nach den Umständen ist jede Form die rechte und jede die unrechte, wie schon weiter oben gesagt ist.

H. Marggraff.

Deutsche Romane.

Deutsche Lebensbilder. Novellen von **Amalie Winter.** 2 Bde. Leipzig, Focke.

Man hat allgemein angenommen, Frauen schrieben nur sich selbst, wenn sie Romane dichteten. Ein Stück Memoir ist auch in jedem Frauenroman; selbst wo sie sich verstecken, wo sie nicht für sich selbst eifern, eifern sie doch für ihr Geschlecht, für dessen Stellung in der Welt. Sie wollen nicht mehr leiden und entsagen, sie wollen handeln und sich vertreten, aus dem Entsagungsroman ist ein apologetischer, ein Vertretungsroman geworden. Hier hat man nun auf all die kleinen Herzensfasern, die sich gelegentlich entfalten, zu lauschen, auf all die Treue der Empfindung, auf all die Rache, die ein gekränktes Herz übt. Was Amalie Winter in dem Lebensbilde: „die Stiftsdame" in unserer Zeitung gab, schien uns das Bedeutendste in dieser Gattung. Aller Edelmuth des weiblichen Herzens war hier mit der Feinheit gesellschaftlicher Bevorzugung, die Wärme des Gefühls mit der zartesten Grazie der Empfindung gepaart, das Thema vom Lebensloose der alten Jungfer war hier gewissermaßen gerettet und zu Ehren gebracht, das Elegische ließ das Ridicüle nicht aufkommen, das sich hier eindrängen wollte. — Man hat die schreibenden Frauen weder als Handwerker in ihrem Fache, noch als Künstler zu nehmen; nur in einer Zeit, wo Literatur und Publicum, producirende und aufnehmende Elemente ganz schrankenlos in einander übergreifen, ist es möglich, daß so viel Frauen laut denken, öffentlich fühlen. Man kann drei Classen unterschreiben. Leidenschaftliche, sentimentale und witzige Frauen. Die leidenschaftlichen sind vom Scorpion der Begier erfüllt, sie haben zugleich den höchsten Schwung der Phantasie nöthig, um eine großartige Phantasmagorie voll Illusionen der liebebedürftigen Seele zu gestalten. Bettine steht hier oben an. Die sentimentalen sind im Kampf zwischen Pflicht und Neigung, zwischen gesellschaftlicher Gêne und rührender Empfindung um die Freiheit der rücksichtslosen Gefühle gekommen. In diese Classe gehören die deutschen Frauennaturen aus älterer Zeit mit ihren Entsagungsromanen voll elegischer Hinfälligkeit, voll Erziehungsmaximen gegen die schlechte Wirklichkeit, auch voll unbrauchbarer Empfindsamkeit. Die dritte Classe ist die seltenste. Zur Ironie kommt die weibliche Natur nur in dem seltenen Falle, wo sie in ihrer Kränkung stark genug ist, zu männlichen Angriffswaffen ihre Zuflucht zu nehmen. Rahel ist hier die Heerführerin. Amalie Winter hat von der ersten Classe nichts. Es ist in ihr kein Sturmdrang der Empfindung, der sie aus der Bahn des Gewöhnlichen fortrisse, um die Fackel phantastischer Aufreizung zu schleudern. Ihr Naturell ist aus den Eigenheiten der beiden andern Gattungen gemischt. Eine ganze Reihe von Darstellungen: Die Mutter, Die vier Geburtstage, Marie, Drei Frauen, Vier Wochen in Ems, sind wesentlich elegisch, Apologieen der duldenden Frauen, zart, weich, aber ohne jene Kränklichkeit älterer Sentimentalität. Hiervor bewahrt sie die Mischung von heller scharfer Verstandeskraft, die in ihrer Persönlichkeit sich vielleicht vorherrschend geltend macht und hier bis zum Witz und zur Ironie originell ist. In ihrem Schriftenthum ist es die noch unfertig gebliebene Seite, die

Digitized by Google

sich bald an die elegische Stimmung, an das allgemeine Attribut der schreibenden Frauen, gefangen gibt. In den „Memoiren des Handschuhes", im zweiten Bande der Lebensbilder, hat sich diese sonst unterdrückte Seite ihres Wesens so fertig und mit einer Entschiedenheit herausgebildet, daß man zweifeln könnte, dies Product sei mit den andern von derselben Feder.

Peter Schlemiel und sein Sohn, ein Zeit- und Charakterbild aus den Landen Bimbam und Bivbav. Herausgegeben von Karl Riedel. Frankfurt u. Leipzig, in Commission bei Korn in Nürnberg.

Ein etwas trockner, aber sehr gewappneter Scharfsinn schreibt in diesem Buche eine Satyre, weniger über die großen Fragen seiner Zeit, als über die Localitäten seiner nächsten Heimath, weniger über Deutschland als über Baiern und Franken. Mit Bimbam ist Bamberg, mit Bivbav Baiern gemeint. Es ist Sache des advocatorischen Verstandes, sich an das Nächste zu halten, um daran die größeren, die eigentlich bezweckten Gedankenstoffe zu knüpfen. Den alten Schlemiel und sein Geschlecht in unsere Tage herabsteigen zu lassen, ist ein vortrefflicher Gedanke. Unter dem Namen Schlemiel fassen die Juden alles zusammen, was sie Linkisches, Unpraktisches und Häßliches am Menschen kennen, und Riedel gibt in seinem Schlemiel sammt Sohn eine Nachgeburt Ahasver's, des ewigen Juden. Der Alte ist Hoflieferant König August des Starken in Warschau, und zu seinem Ressort gehören auch die Hofkupplergeschäfte; er kennt genau die königlichen Heldenthaten auf diesem Felde, und der Baron Pöllnitz verdankt ihm die schmackhaftesten Partieen in seiner famosen Schrift: La Saxe galante. Der speculative Mann will Freiherr werden, zum Lohn für seine Kriechereien, allein der polnische Adel widersetzt sich; er wünscht Hofrath zu werden, denn er hat ja den warschauer Hof in mancher Geld- und Liebesnoth berathen; allein alle Hofräthe des Reiches schreien, ihre Entlassung zu nehmen. Alle diese Partien im Buche sind voll von bitterem, trocknem Witz, der jedoch im Verlauf, wie gesagt, sich in der Geschichte des jungen Schlemiel zu sehr auf enges Terrain begibt, um literarisch wichtig zu sein. Selbst die Privatgeschichte mit Hrn. von Hornthal müssen wir in dem satyrischen Romane mit genießen.

Novellen und Skizzen, von Theodor Mügge. 3 Bde. Berlin, Alex. Duncker.

In Frankreich wäre Mügge ein brillanter Salonnovellist, in Deutschland ist er ein gemüthvoller Familiennovellist. Was dort Salon, ist bei uns der Familienkreis. Dabei hat er nichts Abgeschlossenes, weil er eben modern, unserer Zeit angehörig ist, in der sich der gebildete Familienzirkel als aufnahmefähig für alle Weltinteressen erweist. Mügge hat einen offenen Sinn für die großen, weitweiten und tieferen Linien, die der Geist des Jahrhunderts in allen Gebieten des Lebens zieht. Es gibt noch eine alte Sorte Familienerzählungen, wo man verstockt ist gegen die Strömungen des allgemeinern Daseins; hierzu gehört Mügge's Novelle auf keine Weise, Politik, Philosophie und die Gesittung des gesammten Geschlechts ist ihm Thema und er ist Dichter genug, um nicht zu dociren, sondern das Leben mit Lebenselementen zu erfassen und zu füllen. Wie sehr sein umsichtiges Auge auch Seiten der Entwicklung unserer Zeit beachtet und beherrscht, welche eine alte Zeit für antipoetisch hielt, beweisen seine Skizzen: Streifzüge durch Belgien (im 3. Bde.), und die Spanier in London (im ersten). Seine Darstellung ist stets anmuthig, geläufig, geschmackvoll und sinnreich. Wir wüßten kaum zur Charakteristik seiner Production eine einzelne der hier zusammengefaßten Novellen als vor den andern bevorzugt oder abweichend hervorzuheben, und fügen nur die Titel derselben hinzu: Der Unversöhnliche, Absicht und Zufall, der Candidat, die Brüder, Rosinchen, der Retter.

Notiz.

[Cilla Meerti.]

Am 6. Oct. eröffnete Mendelssohn-Bartholdy im leipziger Gewandhause die Abonnementconcerte. Der Ruf, den er in England genießt, hatte uns in den vorigen Jahren Miß Clara Novello und Mistreß Shaw zugeführt; für die diesjährige Saison ist der Concertdirection gelungen, Dem. Meerti aus Antwerpen zu berufen. Sie sang eine Arie von Mercadante und die große Scene von Beethoven: „Ah perfido". Die Sängerin ist in der Schule Bordogni's gebildet. Ihre eben so kraftvolle als liebliche Stimme ist ihrem Charakter nach Mezzosopran mit schönen vollen Brusttönen, so daß sie vollständig über das Register des Contralt gebietet. Das Organ ist trefflich durchgebildet, sotto voce von seltner Anmuth, der Vortrag edel und warm, vorläufig mehr jugendlich zu begeisterter Leidenschaft als zu stiller Innigkeit hinneigend; es scheint hier aller Fond und alle musikalische Intelligenz zu einer Bravoursängerin ersten Ranges vorhanden. Die erste Arie trug sie mit der Sicherheit der Meisterin vor, bei der zweiten schien das Bewußtsein einer Unpäßlichkeit eine leise Befangenheit hervorzurufen; vielleicht auch vermag diese tiefsinnige Klage nur ein weibliches Wesen ganz zu fassen, das der ersten Jugend entrückt ist; Einzelnes war im Vortrag bei alledem vortrefflich, besonders die Accentuirung der hingeflüsterten Worte: Dite voi, se in tanto affanni etc. Dem. Meerti ist Belgierin, und im Temperament ihres Vortrags möchte man französisches Feuer, französischen Glanz und zugleich deutsches Gemüth, deutsche nachhaltige Kraft vereinigt finden. Welche Stelle sie in der Reihe der Gesangskünstlerinnen einmal einnehmen werde, läßt sich nicht füglich jetzt schon bestimmen. Man will wissen, daß Berriot zuerst auf ihr Talent aufmerksam und in ihrer Stimme an seine Gattin, die Malibran, erinnert wurde.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 201. — den 14. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Platen*).

Man hat stets charaktervollen Männern die auszeichnende Berechtigung zugesprochen, in Allem, was sie gestalten, das innere Wesen hervorleuchten zu lassen; von Aeschylus bis Byron haben große Dichter, die in Kämpfe ihrer Zeit verwickelt waren, sich dieses Rechtes hinlänglich bedient. Wir haben in unsern Tagen einen Dichter zurückgestoßen, dessen vollhaltiges Innere sich in seiner Poesie mit rührender Offenheit und mannhafter Wahrhaftigkeit darstellte; der dies in einer Epoche wagte, wo Ernst und Weihe der Gesinnung bei den des Publicums mächtigen Schriftstellern zu den Sagen der Vorzeit gehörten, und diese nur daran dachten, sich in der Literatur, wie in einem großen Wohnhause, bequem und sicher einzurichten. Wir versuchen, das Räthsel zu lösen, wie Platen, dessen Gedankenhoheit und poetische Formbildung uns so oft zu staunender Ehrerbietung zwingen, sich in Regionen verlieren konnte, wo er — den Sympathieen seiner vaterländischen Zeitgenossen entfremdet, seinem nagenden Mißmuth überlassen, das volle Genügen des Strebens und das Frohgefühl der Anerkennung verlor.

Strenge Einfachheit war der Grundzug seines Fühlens und Darstellens; er war reich wie ein tiefer Schacht, aber förderte seinen Gehalt nur schwer zu Tage, und mochte darum oft für arm gelten. Wer ist nicht schon im Leben solchen Naturen begegnet, die, mit tiefem Gefühl begabt, dieses in stiller Anschauung nähren, während Andere davon überfließen? So war auch Platen; aber da, wo Andere verzweifelnd sich eingestehen müssen, daß sie unverstanden geblieben, da half ihm seine Dichterkraft, und er stellte seine Empfindungen in meisterhaften poetischen Formen, wie in ehernen Tafeln auf. So war er mehr zusammenfassend, als willenlos ausströmend, und mochte arm erscheinen, da er nicht übersprudelte. Ganz eben so soll er auch im Gespräch gewesen sein; brillante Unterhaltungsgabe, Lebhaftigkeit der Debatte war ihm nicht gegeben; aber bei genügender Gelegenheit traten Kernworte und geschlossene Ideenreihen glänzend und fertig aus seiner Rede hervor. Mit großem Mißverstand hat man dieses so ausgelegt, als habe er zur poetischen Production der Entschließung bedurft; naturwüchsig war die Pflanze seiner Dichtung eben so, wie bei Andern, welche nichts als formlose Stimmungslieder geben; nur bedurfte sie einer liebevollen, dauernden, vielleicht auch bewußten Zeitigung. Heine hat ihm vorgerückt, daß er das poetische Wort für eine That halte, während es doch beim wahren Dichter ein Ereigniß sei. Eine glänzende Halbwahrheit! Lieder, die aus tiefer, leiser Gemüthsanregung hervorgehen, solche gesangähnliche Lieder, deren Aufgabe es ist, ahnungsvolle Stimmungen weiter hinzittern zu lassen: solche verdanken freilich ihr Wesen der Lage des Augenblicks, und der Dichter wird sich eben so wenig Rechenschaft davon zu geben wissen, als die Woge vom Schaum, den sie

*) Platen's sämmtliche Werke in Einem Bande. Stuttgart, bei Cotta.

ſpielend auftreibt. Aber wo der Genius mit dem widerſtrebenden Stoffe ringen muß, um ihn zu geſtalten: da wird das Gedicht weder eine Regung noch eine Handlung ſein, ſondern die höhere Vereinigung von Beiden: ein Reſultat des bewußtloſen Fühlens und des denkenden Geiſtes. Wo nun ein ſolcher Dichter ſich im Felde der Geſtaltung hält; wo es ihm der Genius verleiht, das Werk des Bildens unter der Fülle des Dargeſtellten zu verdecken — wie die Triebfeder an der Uhr nur durch ihre Wirkung bemerkbar wird, — da iſt ein dankbares Kunſtwerk entſtanden. Der Dramatiker und der Epiker haben dieſen Vortheil voraus. Die Darſtellung wird leicht und frei, mag auch das Sinnen tief und ſchwer geweſen ſein. Der Sylphe hebt ſich mit flatternder Schwinge, mag auch ſein Lebensfunke mühſam unter der Puppe gerungen haben.

Platen hat in einem großen Theil ſeiner Werke nichts geſtaltet, als ſeine Gefühle; die meiſterhaft ausgebildeten Kunſtwerke ſind ihrem Gehalte nach ſehr oft unveränderte Ausſtrömungen ſeiner Subjectivität. Schon dieſes ſtellt ihn in Nachtheil, indem die plaſtiſche Rundung der Form einen greifbareren Inhalt Vielen wünſchenswerth macht. Außerdem ſind aber die Gefühle, die in Platen's Liedern ausgedrückt ſind, ſo wenig maſſenhaft, ſo tief und zart, daß ſie dem Leſer leicht entſchlüpfen, während die großartige Vollendung der Form ihn imponirend feſthält. Der Leſer will, und zwar mit Recht, das Schöne genießen, ohne die Vorbereitung zu merken; er will ſich im reinen Spiegel betrachten, ohne das amalgamirte Queckſilber wahrzunehmen. Hierzu iſt er freilich bei Platen's Gedichten nicht gezwungen; aber wenn er Stoff ſucht und Gedanken findet, nach Maſſe greift und in Empfindungen herumtaſtet, da entſteht in ihm Zwieſpalt und Mißbehagen. Nur wer Aehnliches im Gefühl durchlebt hat, findet in den Liedern einen Gehalt, der die Verheißungen der Form aufwiegt, und wird viele darunter zu ſeinen Lieblingen wählen. Der gegenwärtige Beurtheiler geſteht, in der ganzen Literatur nichts ihn mehr im Innerſten Anſprechendes gefunden zu haben, als die Lieder: „Da ſich kein Liebchen mir ergibt;“ und: „O, ſchöne Zeit, wo noch der Menſch den Menſchen lieben kann.“ Wo Geſtalten vorgeführt werden, da fühlt ſich auch der blos in unthätiger Empfänglichkeit Genießende mächtig angezogen, wie denn das Grab im Buſento und der Pilger vor St. Juſt ungemeine Verbreitung gefunden haben, und zu den Kleinodien des deutſchen Nationalgeſchmacks gehören. Eine großartige, tief aushallende Empfindung, von entſprechenden poetiſchen Figuren getragen, iſt das belebende Princip dieſer Balladen und aller Werke, wo Platen ſich zu künſtleriſcher Geſtaltung rüſtete. Aber eben eine ſolche Empfindung genügt keineswegs für ein dramatiſches Gedicht, und ſo ermangeln die Schauſpiele des hohen Dichters zum Theil der belebten Fülle, die ein ſolches in ſich tragen muß, wenn es ſiegreich feſſeln ſoll. Dem feinfühlenden Beſchauer werden dieſe Kunſtbildungen hohe Befriedigung gewähren, die einen einfach bedeutſamen Grundgedanken in die keuſche Darſtellung kaum verhüllt wiedergeben. Wo dieſer Grundgedanke greifbarer und maſſenhafter iſt, oder eine Farbenſtrahlung von ſchimmernden Einzelnheiten geſtattet, da zeigt der Dichter, wie wenig es ihm an Fülle eigentlich mangelt; und daß er dieſes gerade im Gebiete des Humors und der Perſiflage bethätigt, iſt um ſo merkwürdiger und für unſere Behauptung überzeugender. Nun kommen wir an einen hauptſächlich wichtigen Urſprung der Diſſonanz in ſeiner künſtleriſchen und menſchlichen Stimmung. Wir bezeichneten es als ein unſerem Dichter eigenthümliches Loos, die tiefe Wahrheit des Gehaltes in ſeinen Producten durch die meiſterhafte Form nur ahnen zu laſſen. Aber dieſe Anerkennung ſchreitet langſam. Tauſend Schreier am Markte vermögen das ſinnige Rauſchen eines poetiſchen Wortes zu übertäuben, und die Menſchenbruſt dürſtet nach Anerkennung und entgegenkommender Liebe; die Seele eines Dichters aber nicht nur doppelt und dreifach, ſondern das innerſte Weſen ſeines Werkes löſt ſich auf in der warmen Theilnahme der Mit- und Nachwelt. Wir müßten nun läſtern, wenn wir ſagen wollten, daß Platen, um Anerkennung zu beſchleunigen, die Tiefe ſeiner bergwerkähnlichen Dichtung verlaſſen, oder wie ein ungeduldiges Kind die Roſen vor ihrer Reife habe aufbrechen wollen; aber am eigenthümlichſten und zarteſten ſcheint er uns doch damals geweſen zu ſein, als er die ſtillen Bilder ſeiner Seele in glücklicher Selbſtverborgenheit malte. Wie nun auch jene ſich mehr in den Vordergrund ſtellenden Dichtungen anerkannt werden mochten: es ſchmerzte ihn um ſo tiefer, ſeinem innigſten Gehalte nach der Maſſe der vaterländiſchen Leſer verborgen zu bleiben, und während man den Luſtſpielen und ähnlichen Werken Gerechtigkeit widerfahren ließ, berief er ſich in ſchmerzlichem Bewußtſein ſeiner wahren Größe auf jenes Tiefere, das dem profanen Auge des Kritikers ſtets entging. Dies der Urſprung ſeines Selbſtlobes, das uns einen merkwürdigen Blick in dieſe große, von Natur aus ſtill verſchloſſene Seele vergönnt. — Platen ſtürzte ſich ſpäter mit wah-

rem Eifer in die künstlichsten antiken, orientalischen und modern südlichen Formen; er, der sonstige jugendlich kecke Partisan der romantischen Schule, gab jetzt Dichtungen, auf die Rancher das „marmorglatt und marmorkalt" anzuwenden versucht war; er erwarb sich Lorbeerkränze aus den Händen der Philologen und setzte sich eigensinnig in diesen Formen fest. Hierdurch, wie durch das von der Masse nicht begriffene Selbstlob, wurde die Kluft zwischen ihm und dem Publicum noch größer. Er isolirte sich ganz von den Bedürfnissen, gebrauchte neue Constructionen, Fügungen in antiker Weise, ganz wie sie dem Stoff anpassend zu sein schienen. Wir erinnern an den Vers, wo der athenische Dichter Philemon überliest: „weisheitserfüllte, die er schrieb, Komödien." Wir wollen nicht entscheiden, ob die lächerlichen Acclamationen jener bissigen Pedanten den edlen Dichter veranlaßt haben, auf diesem Einsiedlerwege weiter zu schreiten. Das ist gewiß: so wie er in den Oden und Hymnen sich vom Verständniß der Lesewelt in Bezug auf die Form entfernte, eben so entfremdete er sich in Sonetten und Ghaselen dem Inhalt nach der Empfänglichkeit des Volks. Dies mag durch eine nähere Andeutung deutlich gemacht werden, wenn wir zuvor bemerkt haben, daß doch gar vieles Reizende und Erfreuliche auch für einen größeren Kreis sich namentlich in den Eklogen findet, unter denen besonders die berühmte Idylle von Capri auszuzeichnen ist. Auch spricht sich hier, wie überall, stets die Großheit der Gesinnung und des Gedankens aus, die Platen unabänderlich beseelte und sein Andenken ehrwürdig macht. Ueberhaupt aber konnten bis jetzt wenige Gedichte in antiken Versmaßen eine solche Verbreitung erhalten, daß man sie eigentlich Volksgedichte nennen könnte; und die Bemerkung ist spaßhaft, daß unter diesen am meisten nachgedruckt, componirt und gesungen wurde — die Adelaide von Matthisson!

Auch im Inhalt, behaupten wir, entfernte sich Platen von der allgemeinen Faßlichkeit und Volksthümlichkeit; von Natur war er ein stoischer, schroffer Feind der Gunstbuhlerei und des Schönthuns, welche Antipathie seinem Charakter nach ihm gar wohl stand. Aber seine Gefühle waren stets vereinsamt, tief sinnend, von selbstbewußter Trauer beseelt; doch hielt ihn die Reinheit seines Genius fern von dem eitlen Vergnügen an Schmerz und Zerrissenheit, welches sonst als pikanter Zusaz solchen Ausbrüchen der subjectiven Verstimmung weiteren Eingang verschafft. Er vergrub sich, der Masse und ihrer Anerkennung gegenüber, nur um so eifriger in die dunklen Gänge seiner Empfindungen. Platen hatte als Naturanlage eine außerordentliche Liebesfähigkeit und Liebesbedürftigkeit; ungemein zartsinnig und empfindlich in Freundschaft und Liebe, blieb er jedoch stets einfach, streng und stolz. Diese Einfachheit beseelte auch den Ausdruck seiner Stimmung, und uns hat es immer aufs Tiefste gerührt, die Empfindungen für Freunde und Geliebten in so leidenschaftlich elegischer Wahrheit ausgesprochen zu sehen. Wer ist so durchs Leben gegangen, daß er sich nicht um die Gunst eines Freundes liebevoll und eifrig beworben hätte? Und soll der Dichter, der diese Empfindung ausdrückt, den Umstand nicht benutzen dürfen, daß der Liebling mit frischer Schönheit begabt, von warmer Jugendlichkeit durchhaucht ist? — Die ungemeine Liebesfähigkeit, die wir als eine Haupteigenschaft des trefflichen Dichters bezeichnet haben, läßt sich aus seinen Werken nur ahnen; ein gewisser Schmerz der Entbehrung, der durch Thränen lächelnd aus dem Auge seiner Dichtung hervorblickt, ein geheimer Reiz, der den Schmelz dieser Blüthen leise umzittert, bezeugen sie.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Die Gemäldeausstellung.]

Am 15. September eröffnete die königl. Akademie der Künste ihre nun jährliche Ausstellung. Sie ist, theilweise durch Schuld der Künstler, welche mit Einsendung der angesagten Bilder über Gebühr zögern, in ihrem Anfange noch sehr dürftig zu nennen. Der diesmalige Katalog zählt über 1300 Nummern, zwar einige hundert Nummern weniger, als der vorjährige, indeß genug, wenn nur multum und nicht multa vorhanden wäre! Leider sind die Bilder fremder (französischer und niederländischer) Künstler ihrer Geltung nach vor der Hand überwiegend, obgleich sie minder zahlreich als in vorigem Jahre eingesendet sind; wir nennen von ihnen als die hervortretendsten: Landschaften von Calame, Seelandschaften und bewegte See von Gudin, Perrot, eine Landschaft von Roqueplan (eine große Landschaft von Giroux, und eine von Vatelet, der selbst in kurzem hier eintreffen wird, so wie mehrere Ansichten von Mozin, werden noch für die Ausstellung erwartet), eine Scene aus Redgauntlet, Darsie's Rettung, von le Poittevin, die Wolfsjagd von Duval le Camus, berner Bauern beim Mittagsessen von Girardet, Baumgarten's Rettung durch Tell von Lugardon, die Procession in einer kleinen Stadt von Isabey. Die gleichfalls treffliche, wenn auch nur in wenigen Stücken bestehende, Repräsentation der niederländischen Künstler zeigt uns: weidende Schafe von Verboeckhoven, zwei Landschaften, Winter und Sommer, von Koekkoek, ein Genrebild von Schendel, in der Manier Schalkens. Von Rom aus ist Leopold Pollack, dessen römischer Hirtenknabe noch im besten verdienten Andenken steht, mit

zwei italienischen Genrebildern angesagt. Was die deutschen Künstler anlangt, so fehlt noch ein großer Theil (von den Düsseldorfern fast Alles) dessen, was uns der Katalog verspricht. Wir bemerken unter den gegenwärtig ausgestellten als die bedeutendsten: eine preußische Parade 13½ Fuß breit, 9 Fuß hoch, von Krüger, bis jetzt das einzige Zugbild der Ausstellung, den König aus dem Mittelalter von Begas, ein italienisches Genrebild von Magnus, ein kleines liebliches Bildchen von Kloeber, Jubal, Landschaften von Achenbach, Karl Krüger, Grieben, Voelker, Kopisch, Agrikola. Zu manchen günstigen Erwartungen regt uns jedoch der Katalog noch an durch die Namen von Jakob Becker, H. Mücke, Mengelberg, Rustige, Sonderland, A. Schrödter, Jordan, J. W. Schirmer, Pose, Normann, Elsasser, Catel, (von berliner Künstlern) Dähe, Schorn, A. Menzel, Pistorius, Rabe, Boenisch, Biermann, Schirmer u. a. m.

Nach dieser ungefähren Uebersicht des Besseren sollte ich billig auch derjenigen Bilder gedenken, die mir durch den unwillkürlichen Humor ihrer Schlechtigkeit bereits sehr heitere Augenblicke verschafft haben. Es ist gar nicht zu läugnen, daß solche ausbündig schlechte Bilder mit den besten um die Palme der Nützlichkeit ringen; nur alles Mittelgut ist mir verhaßt: es erhebt nicht, es erheitert nicht, es langweilt und das ist schrecklich. Hätte ich Eleven für die edle Malerkunst heranzubilden, so würde ich sie auf die Kunstausstellung und zunächst vor gewisse Bilder führen: So malt, so zeichnet doch um Himmelswillen nicht, würde ich bei einer großen Landschaft mit Raubrittern sagen; es sind Raubritter, wie der Löwe im Sommernachtstraum ein Löwe, und diese Landschaft ist ein Gebilde der Phantasie, wenn gleich kein ideales. Wollt ihr Fleisch malen: dieses röthlich braune von Amor und Psyche zeige euch, wie es nicht aussehen müsse. Wollt ihr eine Sylphide malen: dieses Ideal hier reize eure Nachahmung nicht; wollt ihr Historienmaler werden, überlaßt die Befreiung der Lodoiska in Gottesnamen dem Tatarenfürsten Tiziskan; auch diesen Hans von Selbitz mit dem Stelzfuße, laßt ihn nur immer durch Lerse von den Reichstruppen befreien, was geht das euch an, mischt euch nicht darein. Betrachtet endlich dieses ungeheure Bild — betrachtet wiederum dieses kleine Bild, und wenn ihr bei letzterem errathen könnt, daß „der Abbé Paulin dem sterbenden Diener vergibt und ihm den Segen ertheilt, obschon er ihn als den Urheber des Todes seiner Eltern erkennt, welche er aus Habsucht an das Directorium verrathen hatte," ja, wenn ihr das könnt, dann bitte ich euch, fort mit Pinsel und Palette, werdet Diplomaten und handelt mit Staatspapieren, das ist euer Beruf. — Ich erstaune, wenn ich den Katalog durchblättere, welcher lehrreiche Stoff sich noch darbieten würde, negativ lehrreich oder auch positiv, den natürlichen Sinn für Carricatur weckend und ausbildend; doch genug für heute, es würde mich zu weit führen. Ich gehe zur speciellen Betrachtung eines Theils der ausgestellten Gemälde über und beginne billigerweise mit meinen Landsleuten. Das Krüger'sche Bild, die preußische Parade, ist, wie ich schon erwähnte, bis jetzt das einzige Zugstück der Ausstellung. Ich könnte eben nicht sagen, daß ich Paraden für besonders geeignete Gegenstände der malerischen Darstellung hielte; allein das Krüger'sche Bild, mit großer Geschicklichkeit und künstlerischem Gefühl angeordnet, ausgezeichnet in der Perspective, und durch die Leichtigkeit und Wahrheit eines lebhaften und dabei höchst delicaten Pinsels, ist mehr als eine große Porträtcomposition zu betrachten, und verdient in jeder Beziehung eine nicht gewöhnliche Anerkennung. Als Porträtcomposition nimmt es nun auch vorzugsweise das Interesse der Berliner in Anspruch, denn es befinden sich auf diesem Bilde in sehr gewandter Zusammenstellung einige hundert bekannter und berühmter Persönlichkeiten, die der Künstler in seiner sichern charakteristischen Auffassung wiedergegeben hat. Der Platz vor diesem Bilde wird nie leer, man ergetzt sich daran, die so wohl Getroffenen aufzufinden. —

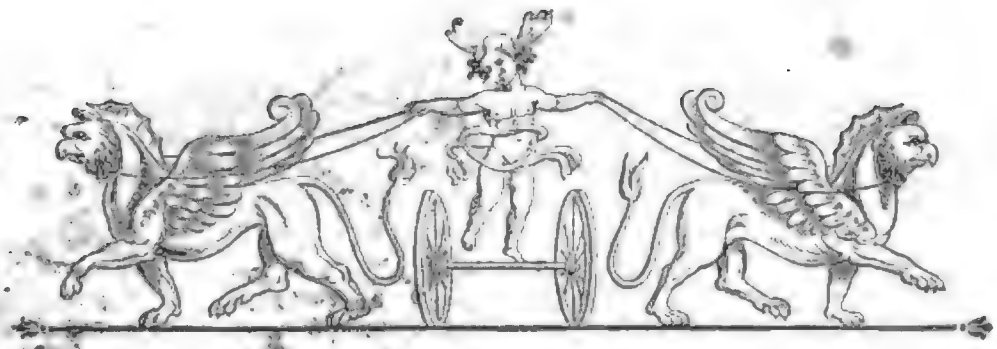
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Daguerreotype. Brieflich aus Hamburg.]

So eben langt mit dem Dampfboote aus Havre das erste Daguerre'sche Lichtbild in zwei Exemplaren an; es stellt den Louvre und den Pont-Vivienne dar. Nach einer sorgfältigen Ansicht fand ich, daß alle bisherigen Beschreibungen ungenau und für die Vorstellung irre leitend waren. Der erste Eindruck ist der eines düstern Nachtstücks, doch hält solcher nicht einmal lange an, und um einen Vergleich zu suchen, so liegt nichts näher als das Bild mit jenen Figuren zu vergleichen, die man wohl auf eleganten Stahlwaaren eingeschliffen sieht, wo eine glänzende Politur mit einer matten abwechselt, um die beabsichtigten Gestalten zur Wahrnehmung zu bringen. Es sind auf diesen Daguerre'schen Bildern auch durchaus nur zwei Tinten, die das Bildliche ohne Schattirung, und darum unerfreulich und monoton darstellen. Dazu kommt der durch überlegtes Glas erhöhte Metallglanz, der dem Auge durchaus nicht wohlthut, und vor allen drängt sich nach wenigen Augenblicken schärferer Ansicht die Bemerkung auf, daß das allzugetreue Abklatschen der Natur, wie auch bei andern Künsten, wo das poetische Medium der Mittheilung fehlt, etwas Triviales, Unerfreuliches hat, das dem Genusse störend entgegentritt. Denn wenn man hier gleichwohl die wundersame Erfindung zu bewundern nicht unterlassen kann, so ist doch die reine Kunstfreude nicht sowohl ein Bewundern — wie man es wohl bei akrobatischen Halsbrechereien empfindet, sondern vielmehr ein ruhiges, beseligendes Empfinden und Genießen des Schönen ohne Staunen, ein Begegnen zweier verwandter Geister in unserer Brust, des Schönen von außen und der Empfänglichkeit, des Sinnes fürs Schöne im Innern, und diese Vermählung beider Potenzen in unserer Seele erregt jene stillere Freude, die die Kunst und die Natur, nie aber Künstelei und sklavisches Abklatschen der Natur gewähren können. — Wahrlich, man muß sich über die Großsprecherei der Franzosen, aber auch über ihre Großmuth in Belohnungen wundern. Armer deutscher Liepmann mit deinen zweihundert Thalern, was hast du dem Himmel gethan, daß er dich als einen Deutschen geboren werden ließ! —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 202. — den 15. October 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die gefährliche Verschwiegenheit.

Novelle von Heiberg, deutsch von Karl Ludwig Kannegießer.

Endlich hatte ich mich verlobt. Das schönste, das liebenswürdigste Mädchen (so schien es mir wenigstens) hatte mir ihr Jawort gegeben, und es mit dem zärtlichsten Kusse besiegelt. Kaum war das Entzücken des ersten Augenblicks von beiden Seiten in ein klares und ruhiges Bewußtsein unseres Glückes übergegangen, als sie, gleich den Damen der Ritterzeit, mich auf eine Probe stellte, deren Schwierigkeit ich damals weit entfernt war zu ahnen. Sie befahl mir nämlich bei Verlust ihrer Gewogenheit und Achtung, unsere Verbindung vor Allen geheim zu halten, selbst vor ihren und meinen Eltern, jeder Gelegenheit der Entdeckung auszuweichen, und, im Falle Argwohn entstände, auf das entschiedenste zu läugnen, bis sie selbst mir die Erlaubniß gäbe, mich gegen unsere Angehörigen zu erklären.

Der Grund dieses Verlangens war, wie sie mir selbst sagte, folgender: Ihr Vater, ein wohlhabender Kaufmann, dessen einziges Kind sie war, hätte die größte Sorgfalt auf ihre Erziehung gewandt; sie war sein Augapfel und er hegte die größte Hoffnung, daß sie eine glänzende Partie machen werde. Ich, ein armer Candidat, ohne sonderliche Aussicht für den Augenblick, würde, falls ich bei ihren Eltern um sie anhielte, ohne Zweifel eine abschlägige Antwort erhalten, und diese es mir schwer, ja unmöglich machen, das Haus so fleißig wie bisher zu besuchen; deshalb sei es nöthig, unser Einverständniß geheim zu halten, bis meine Aussichten sich verbessert hätten, oder bis Mariane aus andern Ursachen ihre Eltern für unsere Vereinigung günstiger gestimmt halten könnte. Ich fand diese Gründe so vernünftig, ja ich fand in ihrem Verbote einen so unverkennbaren Beweis von Marianens Liebe zu mir und von ihrer Besorgniß mich zu verlieren, daß ich ohne den mindesten Einwand mich ihrem Willen bequemte; ja das romantische Verhältniß, in welches ich dadurch zu meiner Geliebten gesetzt wurde, behagte mir in hohem Grade.

Ein Jahr verstrich auf diese Weise, und wenn ich während dieses Zeitraumes alles Glück genoß, das ein heimliches Liebesverständniß gewähren kann, so litt ich auch in reichlichem Maße alle Schmerzen und Qualen, welche davon unzertrennlich sind. Sowohl das Eine wie das Andere ist Dir, lieber Leser, vielleicht in gleichem Grade unbekannt, denn Du bist vielleicht gar nicht, oder doch nicht lange, in einer solchen Lage gewesen. Erlaube mir deswegen, Dich etwas in sie einzuweihen.

Der Gedanke zu lieben und sich geliebt zu wissen, hat unter der Voraussetzung der Heimlichkeit etwas doppelt Anziehendes, etwas unbeschreiblich Bezauberndes. Derjenige, dessen Zärtlichkeit allgemein bekannt ist, genießt das Glück nur halb, denn sein Gefühl tritt aus seinem eigentlichen Bezirk heraus, und wird ein Gegenstand für tausend fremdartige Personen. Heimlichliebende dagegen sehen ihr Verhältniß nicht auf diese Art entweiht; sie sind im Alleinbesitz des gegenseitigen Bewußt-

seins ihres Glückes; ihre Zärtlichkeit ist nur für sie selbst, nicht für Andere. Selbst die Vorsicht, womit sie zu Werke gehen müssen, erhöht ihre Gefühle, und macht ihre seltneren und schwierigeren Zusammenkünfte ersehnter und um so wonniglicher. Geliebt hast Du gewiß, lieber Leser, denn wer hätte das nicht? und heimlich hast Du gewiß auch geliebt; denn heimlich ist jede Liebe, bis sie ihren Gegenstand erworben hat. Und so kennst Du denn auch gewiß die seltsame Stimmung, in die man geräth, wenn Menschen, welche sich nichts von unserm Gefühl träumen lassen, zufälligerweise diesen Gegenstand besprechen, wenn sie diejenige erheben, welche Du liebst, sie erheben wegen ihrer Schönheit, wegen ihrer Liebenswürdigkeit. Da geräthst Du in eine wundersame Spannung; die Sehnsucht nach dem Besitz der Geliebten, der brennende Wunsch, ihr zu gefallen, die Furcht, ihr zu mißfallen, einen Andern glücklicher zu sehen als Dich, alle diese Gefühle erwachen dann mit doppelter Stärke, und Deine Stimmung wird eine wundersame Mischung von Freude und Angst. Aber denke Dir nur die volle Gewißheit, geliebt zu sein, und Du wirst auf die Glückseligkeit schließen können, die ich unter solchen Umständen empfinden mußte. Wenn Jemand in einer Gesellschaft Mariannens schönes Haar rühmte, so dachte ich: er weiß nicht, daß ich eine Locke davon auf der Brust trage. Lobte Jemand ihre niedlichen Hände, so dachte ich: er weiß nicht, daß sie oft die meinen gedrückt haben. Wenn an dem Glücke der heimlichen Liebe etwas auszusetzen ist, so ist es dies, daß sie allzu groß ist, denn es möchte oft die Brust sprengen, welche davon erfüllt ist.

Aber um mich nicht dem Vorwurfe der Parteilichkeit auszusetzen, muß ich Dich nun auch, lieber Leser, auf die großen, ja in Wahrheit großen Leiden aufmerksam machen, welche mit diesem Glücke verbunden sind. Die Lage der Heimlichliebenden ist ein wahrer Ball des Schicksals; ihre Versuche, einander zu treffen, sich ungestört zu sehen, um sich ihre Liebesbetheurungen wiederholen zu können, sind gleichsam ein Lotterieeinsatz. Das Glück, das eine Zeit lang Dir günstig gewesen sein kann, den rechten Augenblick, die rechte Gelegenheit abzupassen, kann zu andern Zeiten Dir so ungünstig werden, daß Du beide verfehlst; und wenn nun ein solches Mißgeschick wiederkehrt, wenn es einen ganzen Zeitraum von Tagen und Wochen anhält! Und denke Dir nun eine von den kleinen Empfindlichkeiten und Uebelnehmereien, welche so häufig in der Liebe sind, denke Dir ein einfaches Mißverständniß, welches die Geliebte mit Dir unzufrieden, ungehalten oder betrübt macht! Du weißt Dich unschuldig, und bist ihrer Verzeihung gewiß, wenn Du ihr nur den Zusammenhang erklären könntest; aber vergebens! Es bietet sich Dir keine Gelegenheit zu einer Unterredung, Du mußt ihr gegenüber sitzen und ihren mißvergnügten Blick sehen, ohne mit einem einzigen Worte ihre Verzeihung gewinnen zu können; endlich mußt Du sie verlassen, begleitet von ihrem Unmuth; eine lange Nacht liegt zwischen diesem Mißgeschick und der Möglichkeit eines günstigeren Geschickes, und wer weiß, ob diese Möglichkeit Dir am nächsten Tage nicht abermals entschlüpft?

In einer so peinlichen Stimmung, welches schon oft zwischen uns Statt gefunden hatte, mußte ich eines Abends Marianen verlassen. Ihre Eltern wohnten im Sommer in einer von den Vorstädten Kopenhagens. So oft der Anstand es erlaubte, machte ich, besonders des Abends, einen Spaziergang dahin, und war immer mehrere Male wöchentlich so glücklich, einen Vorwand zum Besuch dieser überdies gastfreien Familie zu finden. Aber da die Liebe so ungenügsam ist, daß selbst Alles ihr noch nicht genug scheint, so befriedigte es mich nicht, meine Mariane nur zu sehen und in Anwesenheit der Eltern mit ihr zu sprechen. Jetzt table ich mich selbst wegen meines damaligen unruhigen Strebens, welches sich nicht genügen ließ an dem stillen Glücke der Nähe der Geliebten, an der glücklichen Gewißheit, vermöge deren gleichsam ein magisches Licht mit seinen Strahlen Alles erleuchten mußte, was mir gleichgültig war, Alles, was mir Zwang und Zurückhaltung auflegte. Dessen war ich aber damals nicht fähig; vielmehr der einzige Gedanke, der mich in Herrn und Frau B's Gesellschaft erfüllte, war, Gelegenheit zu einem freien Augenblicke zu finden, um meine Mariane zu umfangen und von ihren Lippen die erneuerte Versicherung ihrer Liebe zu hören. So genau hatte ich die häuslichen und Familieneinrichtungen erspäht, daß ich wußte: die Wahrscheinlichkeit, einen solchen Augenblick zu finden, zeigte sich nicht öfter als einmal jeden Abend. Herr B. nämlich, der ein leidenschaftlicher Blumenfreund war, pflegte in der Dämmerung sein Zimmer zu verlassen, um auf zehn Minuten in seinem Blumengarten die Runde zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Platen.

(Beschluß.)

Dieselbe Einfachheit und Strenge, die wir an seinen Dichtungen hervorgehoben, zeigt sich auch in der

überaus herrlichen Gesinnung des Mannes. Die Gedanken, die er namentlich in Bezug auf Staats- und Völkerleben als die seinigen anerkennt, sind alt wie die Sonne und einfach wie das Licht derselben. Mit wohlthuender Entschiedenheit äußert er in seiner durch stille Vollendung so reizenden Sprache eine altrömische Hingebung für Freiheit und Tugend, energischen Haß gegen Tyrannei und Knechtschaft; — Empfindungen, die so ausgedrückt einen fast abgedroschenen Klang haben, aber durch die ihnen inne wohnende Fülle und Hoheit immer neue Kraft gewinnen, und jedesmal, wo ein befähigter Mund sie verherrlicht, von neuem ihre siegreiche Gewalt erproben. Die Freudigkeit und der Gesinnungsstolz, womit diese Ansichten in den prachtvollen Platen'schen Versen hundertmal ausgesprochen sind, haben uns öfters zu Freudenthränen gerührt. Etwas mehr mit Galle versetzt ist der Eifer, den dieser ehemalige Schützling Ludwig's von Baiern für Klarheit und Freiheit in religiösen Dingen überall zu erkennen gibt; doch nicht minder liebenswerth und Achtung gebietend. —

Sollte diese Schilderung des Platen'schen Geistes und Charakters im Allgemeinen gewürdigt werden, so wäre es ein Leichtes, danach eine richtige Werthschäzzung der einzelnen Werke festzustellen. Der Beurtheiler hat die Wesenheit dieses großartigen poetischen Charakters zu ergründen gesucht; doch wenn er auch gesteht, hierbei vom Standpuncte der Liebe und Verehrung ausgegangen zu sein, so muß man doch bekennen, daß selbst dem ergebensten Betrachter dieser Dichtungen der Genuß zuweilen durch unbegründete Malicen und eine gewisse schmucklose Trockenheit der Ideen gestört wird. Auch waltet hier und da, — doch bei weitem nicht so häufig, wie man gewöhnlich angibt, — der äußere Glanz vor der inneren Gluth überwiegend vor, so daß man verleitet werden möchte, in Platen's frühestem Gedicht, wo er den Farbenschmuck der Tulpe vor dem Duft der übrigen Blumen preist, einen bedeutsamen symbolischen Sinn zu suchen. Aber es bleibt ein unwürdiger Anblick, zu sehen, wie man jetzt einen Mann ignorirt, der größer und besser war als die meisten der jetzt auf dem Literaturmarkt Einherschreitenden. Wir wissen, daß auch Viele von den Besten jene Gesinnung theilen, stellen ihnen aber diese unsere Würdigung dreist entgegen. Platen hatte das besondere Verdienst, den Kleinen und Handwerkern gegenüber die Würde der Poesie und Literatur mit schroffer, unerbittlicher Strenge hervorzuheben, ein Verdienst, das jetzt noch viel fruchtbringender wäre. — Platen war aber in seinem Urtheil nicht nur streng, sondern auch einsichtsvoll. In kleineren Gedichten legte er Erkenntnisse über menschliche und literarische Angelegenheiten in Menge nieder; namentlich sind solche in seinen Epigrammen enthalten, die nicht auf pikante Pointen, sondern auf milde Weisheit Anspruch machen. Schade nur, daß in diesen eine outrirte Verstimmung in Beurtheilung des Shakspeare und der Neueren sich hin und wieder zeigt! — Sehr interessant sind Platen's prosaische Abhandlungen in ihrer einfachen Schreibart und der gesunden Redlichkeit des Raisonnements. Oft fühlte der Dichter, daß an seiner vollen Ausströmung und Verbreitung in deutsche Herzen ein Gewisses fehle, daß er mehr dazu gemacht sei, seinen köstlichen Gehalt verschlossen ahnen zu lassen; und aus den vielen weniger umfangreichen Poesieen, in denen es ihm wunderbar gelang, an kleine Anschauungen und Wahrnehmungen Größeres anzuknüpfen, heben wir als besonders bedeutsam Folgendes heraus:

Ich bin ein Wassertropfen,
Gehöhlt im Bergkrystalle;
Will Keiner ihn zerklopfen,
Daß ich ihm frei entwalle?

Nur durch das Glas beschauen
Darf ich der Blumen eine;
O, dürft' ich auf sie thauen
Im Morgensonnenscheine!

Und so möge der edle Vielverkannte wieder in die Erinnerung zurückgerufen werden, und Andere mögen sich an seinem Beispiele trösten in unserer entwürdigten, feilen Tagesliteratur, wo jeder Flachkopf, der eine Correspondenz führt, mehr Berücksichtigung findet, als der Dichter, der sein tiefstes Leben in schönen Formen darstellt, und sich sodann in eigensinnigem Zartgefühl hinter seinem Werke verbirgt.

Theodor Creizenach.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Die Gemäldeausstellung.]

Ein Bild von Begas, ein König aus dem Mittelalter in seinen letzten Tagen, ist in einer unglücklichen Stunde erfunden worden. Ich schätze Begas als Portraitmaler äußerst hoch, und er hat sein seltnes Talent auch diesmal durch mehrere vorzügliche Portraits bewährt; über seinen größeren Compositionen aber waltet ein Unstern. Das in Rede stehende Bild hat sein größtes Verdienst in einem ausgezeichneten Colorit; der Vorgang selbst ist so nebelhaft und so wenig der Malerei angehörig, daß der Beschauer gleichfalls zu keiner klaren Empfindung darüber gelangen kann. In einer offenen Halle mit der Aussicht auf das bewegte

Meer sitzt ein mittelalterlicher König, dem Gesange eines Pagen lauschend, welcher zu seinen Füßen kniet. Zwischen beiden, mehr im Hintergrunde, erblicken wir eine dritte Figur, die den Arzt vorstellen soll. Der König ist am bedeutendsten gehalten, wogegen der Page, halb Mann, halb Weib und in einer fatalen hockenden Stellung einen unangenehmen Eindruck macht. Ganz und gar vermißt man die Handlung, welche nothwendig die so unbestimmten subjectiven Empfindungen des Bildes erläutern sollte, und ich muß offen gestehen, daß mir ein kleines meisterhaftes Bildchen von Begas, welches sein bei Tische eingeschlafenes Söhnchen zeigt, lieber ist als dieser kranke König. — Jubal, ein kleines Bild von Kloeber, ist das Gelungenste, was wir von diesem Künstler bisher gesehen haben; es ist so lieblich in der Composition, die uns Jubal als den Lehrmeister einer anmuthigen Kindergruppe darstellt, wie gewinnend durch naive Zeichnung und warme, klare Farbengebung. Magnus ist hinter seinen Kindern, die im vorigen Jahre allgemeine Sensation machten, diesmal bedeutend zurückgeblieben; das italienische Genrebild, welches wir von ihm sehen, obgleich in den Köpfen der Figuren nicht ohne Anmuth, macht doch im Ganzen nur einen kalten trüben Eindruck. Hauptsächlich kommt es daher, daß ihm das Pikante der Beleuchtung fehlt, welche Magnus sonst sehr zu seinem Vortheil zu benutzen weiß und andererseits ist es die schwache Landschaft, die uns stört, da die Figuren nicht im Stande sind, unsre Aufmerksamkeit allein zu fesseln. Ein rein decoratives Bild gab Hopfgarten, „Tasso wird der Prinzessin Leonore vorgestellt". Es ist, kurz zu sagen, ein berliner Tasso, der in eine Theegesellschaft tritt. Wie kann sich doch ein Künstler von unbezweifeltem Talente so vergreifen! Große Schlachtbilder von Eisholtz und Rechlin, Momente aus den Freiheitskriegen darstellend, haben manches Verdienstliche, das des ersteren mehr in der fertigen Malerei, des letzteren in der Composition. Die Schlachtscenen von Raimond de Baux, der auch ein komisches Bild, Harras, den kühnen Springer, veröffentlichte, sind ohne allen künstlerischen wie ästhetischen Werth. Eine Menge gewöhnlicher Manöverbilder u. s. w. übergehe ich, da sie ohnedies mit der Kunst wenig zu thun haben, und sicher nicht daran Schuld sein werden, wenn wir einst die Zeit eines Correggio und Raphael überbieten sollten, was indeß gewiß noch einem sehr begründeten Zweifel unterliegt. Unter einer Menge von Genrebildern findet sich manches Ansprechende; obgleich im Allgemeinen eine traurige Gedankenarmuth sichtbar ist. Schade nur, daß einige so naiv und poetisch gedachte Bilder schlecht gemalt sind, dahin gehört z. B. von Schütze, die Frage an den Storch, von Bolte, drei musizirende Engel, den Vögeln das Singen lehrend, von Most die Weihnachtsbescherung. Ein sehr glückliches Talent für launige Darstellungen bekundet wiederum A. von Renzell in seinen verunglückten Passagieren, und in der Heimkehr von einer Landpartie. Die Verlegenheiten, entstanden durch einen unerwarteten Regenguß und durch das Zerbrechen eines Wagens, sind auf beiden Bildern zu sehr ergötzlichen Scenen, obgleich im Einzelnen nicht frei von Caricatur benutzt worden. Unter den Schülern des Professors Begas zeichnen sich diesmal O. Meyer und J. Kleine aus. Ein Kreuzritter in maurischer Gefangenschaft, von Meyer, gehört zu den bessern Bildern der Ausstellung. J. Kleine, welcher ein bedeutendes Talent durch seine Mädchen in der Sylvesternacht kund that, scheint in seinem neuesten, manches sehr Gelungene enthaltendem Bilde: „Schwedische Soldaten aus dem dreißigjährigen Kriege scherzen mit Mädchen am Brunnen in einer deutschen Stadt", hinsichts des Colorits auf einem Abwege; es ist zu bunt und stört darum die Totalwirkung. Ein Bild von Steffeck, (gleichfalls einem Schüler von Begas), Gottfried von Bouillon im Kampfe mit einem Bären, ist schwach, ohne wirkliche Kraft und Bewegung; der Gegenstand ist dem Künstler noch zu überlegen gewesen. Aus der Wach'schen Schule bemerke ich ein hübsches Bild von Crelius (gegenwärtig Pensionair der Akademie) „der Tabulettkrämer". Nur leidet der Gegenstand an einiger Unverständlichkeit, wie meist, wenn Künstler ihre Sujets nicht dem Leben, sondern der Dichtung entnehmen. Ein zweites Bild von Crelius, der Wappner, ist unbedeutend, und trägt zu sehr das Signalement seiner Schule. Mit welcher Gedankenlosigkeit zuweilen Künstler ihren Vorwurf wählen, zeigt uns wiederum recht ein Bild von Schaller, aus Walter Scott's Woodstock: Cromwell mit seiner Tochter und Wildrake vor einem Bildnisse Karl's des Ersten. Ein Bild ohne alle Handlung, selbst ohne sonderlichen Ausdruck, und dazu noch die sehr schwache Pointe, auf welche die Darstellung zielt, fast unverständlich; denn Karl's Portrait steht so zur Seite, daß es der Beschauer kaum wahrnehmen kann. Wenn doch die Künstler endlich lernen wollten, was ihnen so vor Allem Noth thut, nämlich vernünftige Gegenstände zu wählen. „Alles Talent," um mit den Worten Goethe's zu reden, „ist verschwendet, wenn der Gegenstand nichts taugt, und die wenigsten Künstler sind über diesen Punkt im Klaren und wissen, was zu ihrem Frieden dient."

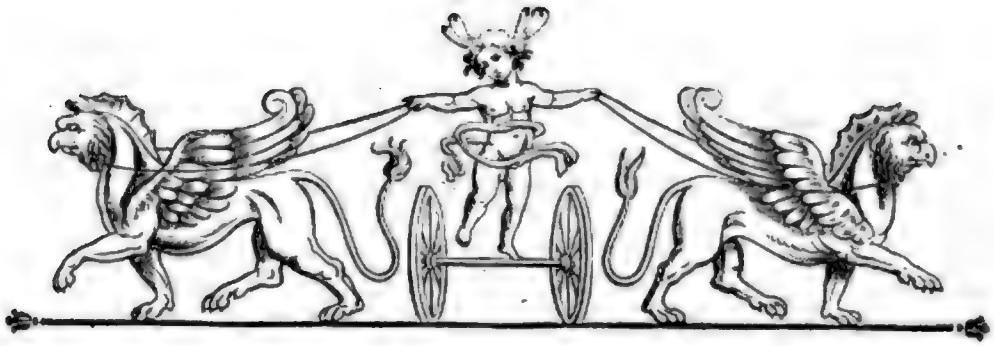
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Ehelard's neueste Oper.]

Ueber Ehelard's dritte Oper: „Um Mitternacht," mit welcher das Theater in Weimar wieder eröffnet wurde, lesen wir in Schumann's Neuer Zeitschrift für Musik, Nr. 29, einen interessanten Bericht. Es ist nicht dieselbe Oper, die schon vor acht Jahren unter gleichem Titel in München aufgeführt wurde; der Text ist umgestaltet und die Musik großentheils neu. „Ehelard's Musik," heißt es dort, „trägt jenen echt dramatischen Charakter, der das Ganze einer Situation in einen Gedanken zusammenzufassen und zu einem musikalischen Bilde zu verarbeiten versteht." — „Einige Musikstücke tragen die ganze Innigkeit und melodische Gestaltung deutscher Tonwerke, so das Finale des 1. Actes, die Cavatine Adelbert's im 3. Act, einige Stücke der Clotilde u. a." Als die großartigste Nummer der Oper wird das zweite Finale genannt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 203. — den 17. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die gefährliche Verschwiegenheit.

(Fortsetzung.)

Zuweilen lud Herr B. mich ein, ihn zu begleiten, um seinen Blumenflor zu besehen, für welchen ich mir das Ansehen gab, mich zu interessiren; und wenn dies geschah, war der glückliche Augenblick dahin. Aber wenn ich dagegen, gerade wenn er seinen Gang antreten wollte, dafür gesorgt hatte, in ein lebhaftes Gespräch mit seiner Frau zu kommen, die ungefähr um dieselbe Zeit ihre Küche zu besuchen pflegte, so ließ er mich sitzen, und nun galt es, der mit Kunst eingeleiteten lebhaften Unterhaltung eben so künstlich ein Ende zu machen, um die Frau nicht von ihren häuslichen Verrichtungen abzuhalten; glückte dies, so war der so sehr ersehnte Augenblick gewonnen, und so kurz dieser auch war, so fühlte ich mich denn doch den ganzen Abend munter und aufgeräumt. Mit Rücksicht hierauf war ich nicht wenig stolz auf meine große, und, wie ich glaubte, in Liebesangelegenheiten ganz ungewöhnliche Genügsamkeit, aber verlangte den wonnigen Augenblick auch wie ein Recht, welches das Glück mir nicht versagen könnte, ohne den höchsten Grad von Ungerechtigkeit zu begehen, die mich zur Unzufriedenheit berechtige, zu einer Allen auffallenden Melancholie, zu einer in mir selbst verschlossenen Verzweiflung. Tag und Nacht träumte ich nur von diesem Augenblick, und ging mir dieser verloren, so war meine üble Laune auf der Stelle da. Es bedurfte, um mich düster und unliebenswürdig zu machen, nichts Anderes, als ein paar fremde Personen, die ich nicht in der Gesellschaft zu treffen erwartet hatte, zumal junge Mädchen, die, wie ich wußte, von Marianen nicht wegzubringen waren. Damen haben einen feineren Takt für das Geziemende, als wir Männer. Oft hatte Mariane mir meine bei solchen Gelegenheiten allzu auffallende Verstimmtheit vorgeworfen. Bei meinem Bestreben, der Geliebten zu gefallen, beschloß ich alles Mögliche zu thun, um mich zu bekämpfen, aber unglücklicherweise sollte ich die erste Probe eines Abends ablegen, wo ich weniger als jemals aufgelegt war, sie zu bestehen. Alles hatte mir den besten Erfolg meines Bestrebens prophezeiht, in Besitz des glücklichen Augenblicks zu kommen; ich hatte so viel auf dem Herzen, so viel, was ich der Geliebten sagen, ihr anvertrauen mußte, so viel, was ich mich sehnte von ihr zu hören. Alles war nach Wunsch gegangen: Herr B. war im Garten, Frau B. in der Küche; mit inniger Sehnsucht ergriff ich Marianens Hand, um sie an meine Lippen zu drücken; in demselben Augenblicke ging die Thür auf, und eine von ihren Freundinnen trat ein, um ihr einen Besuch abzustatten und den Abend in ihrer Gesellschaft zuzubringen. In meinem Innersten verzweifelnd, faßte ich dennoch augenblicklich den festesten Entschluß, mir nichts merken zu lassen; aber da ein verzweifelnder Liebhaber sich nothwendig in dem entgegengesetzten Aeußersten bewegen muß, so legte meine Verzweiflung die Maske der Ergebung an, und um recht zu zeigen, daß mir die Gesellschaft der jungen Dame nicht unwillkommen sei, er-

schöpfte ich mich in Aufmerksamkeiten gegen sie, und in der Steigerung, worein ich mich nun einmal gesetzt hatte, ging diese nach und nach in ein offenbares Hofmachen über. Marianen, welche nicht frei war von einem kleinen Anfluge von Eifersucht, mißfiel mein Benehmen. Ich merkte es, war aber nun genöthigt, meine Rolle fortzuspielen, was mir selbst die größte Anstrengung kostete. Nach Tische mußte ich anstandswegen die junge Dame nach Hause begleiten, und ich entfernte mich, im Innersten zerrissen bei dem Gedanken an die Mißbilligung, welche ich, mir allein sichtbar, in Marianens Blicken las.

Den nächsten Abend kam ich wieder mit einer beredten Entschuldigung auf den Lippen und in der Hoffnung, Gelegenheit zu finden, um sie anzubringen; aber die Gegenwart von ein paar fremden Herren zeigte mir gleich beim Eintritte, wie wenig ich diesen Abend darauf zu rechnen habe. Der Eine von Beiden, ein junger reisender Kaufmann, unterhielt sich mit Marianen sehr lebhaft, und sie schien daran Gefallen zu finden. Meine Verzweiflung stieg mit jedem Augenblicke. Endlich empfahlen sich die Fremden. Gleich darauf setzten wir Andern uns zu Tische. Mariane war, wie immer, kalt gegen mich, stand bald auf, und begab sich, unter dem Vorwande von Kopfweh, auf ihr Zimmer. Ich war genöthigt, Herrn und Frau B. Gesellschaft zu leisten. Die letztere zog mich auf mit der jungen Dame von gestern Abend. Ich fand mich darein; aber da sie endlich sagte, daß auch Mariane von den vielen Aufmerksamkeiten gesprochen habe, die ihrer Freundin von mir erwiesen wären, und hinzufügte, daß dies Mädchen eine gute Partie für mich sei, kamen mir die Thränen in die Augen, und ich hätte beinahe mein Geheimniß verrathen, wenn wir nicht gerade in diesem Augenblick von Tische aufgestanden wären. Schnell nahm ich Abschied und ging fort.

Es war schon spät Abend. Wir befanden uns damals am Schluß des Augustmonates, wo die Nächte schon ziemlich lang und dunkel sind, und der Himmel reich besäet mit Sternen. Ein kalter Herbstwind blies, und raschelte mit den halbverwelkten Blättern in den Bäumen. Ich ging zur Stadt zurück, kehrte aber am Thore um, in der Absicht, noch einmal das Haus zu sehen, worin meine Geliebte schlummerte, und dessen grausame Mauern mich abhielten, sie und mich selbst zu beruhigen. Ich kam hin. Alles war stumm und stille. Ich ging wieder zur Stadt, und kehrte abermals um, und setzte dies Hin- und Hergehen so lange fort, bis es endlich über ein Uhr geworden war. Ich schämte mich meiner rücksichtslosen Unruhe, und gelobte mir selbst, nun heimzukehren. Aber der Gedanke, daß ich doch unmöglich schlafen könne, bewegte mich, den Spaziergang zu verlängern und die große Landstraße zu wählen.

Auf diesem langen und dunkeln Wege begegnete ich keinem einzigen Menschen. Erst da ich eine lange Strecke gegangen war, schimmerten mir auf der einen Seite des Weges, aber noch weit entfernt, ein paar Lichter, welche sich hin und her bewegten. Ich verdoppelte meine Schritte, um zu sehen, was es sein könne. Ich war schon beinahe den Weg zu Ende, als ich auf einen kleinen und einen größeren Wagen stieß, welche beide still hielten; kein Mensch, selbst kein Kutscher war dabei. Ich war jetzt der Stelle ganz nahe, wo die Lichter sich befanden. Bei ihrem Schein sah ich einige Personen in emsiger Beschäftigung und Bewegung, ohne daß ich errathen konnte, was sie vorhatten. Neugierig schlich ich mich hin, und sah, nicht ohne einen gewissen Schauder, vier Kerle einen einfachen Sarg tragen, der in ein offenes Grab gesenkt ward, das sie sodann zuschütteten; das Ganze ging vor ohne sonst gewöhnliche Ceremonien. Ein Kutscher stand dabei und sah zu, gestützt auf seine Peitsche. Außer jenen vier Leuten entdeckte ich noch einen schwarzgekleideten Mann, der am Rande des Grabes stand und ein Tuch vor die Augen hielt. Unwillkürlich näherte ich mich ihm; aber wie groß war meine Verwunderung, als ich, da er auf eine Frage antwortete, welche einer von den Leuten an ihn that, an der Stimme meinen Jugendfreund Friedrich D. erkannte, den ich lange nicht gesehen hatte, hauptsächlich weil meine Liebesangelegenheit mich alles, was sonst meine Gedanken beschäftigte, eine Zeit lang hatten vergessen lassen. Ich trat auf ihn zu; ich konnte nicht länger zweifeln, daß er es sei. „Friedrich!“ rief ich, „was machst Du hier?“ — Nach einem Augenblicke der Verwunderung, worin er mich schweigend betrachtete, ergriff er endlich meine Hand, drückte sie heftig und sagte: „Ich begrabe einen Selbstmörder.“ — Mit bebender Stimme fragte ich: „Und wer ist es? Kenne ich ihn?“ — „Es ist Karl F.!“ antwortete er ruhig. — „Mein Gott!“ rief ich. „Wie —?“ — Friedrich fiel mir in die Rede: „Er hat sich erschossen. Frage nicht mehr!“ — Und indem wurde seine Stimme von einem heftigen Thränenstrome erstickt.

Das Begräbniß war vorüber. Friedrich hatte sich gefaßt. Langsam ging er zurück und stieg in den Wagen. Ich ergriff ihn bei der Hand und sagte: „Gute

Digitized by Google

Nacht, Friedrich! Ich komme morgen zu Dir." — „Willst Du mich nicht begleiten?" fragte er. „Ich habe Dich so lange nicht gesehen." — Schweigend sprang ich in den Wagen und setzte mich ihm zur Seite. Wir rollten in das Thor durch die öden, dunkeln Gassen. Nicht ein Wort ward zwischen uns gewechselt. Endlich hielten wir vor Friedrich's Wohnung.

Ich folgte ihm die Treppe hinauf und trat mit ihm in sein Zimmer. Er zündete Licht an, hieß mich niedersitzen und verließ das Gemach. In meiner Einsamkeit hatte ich Zeit, meine Gedanken zu sammeln. Der unglückliche Karl, zu dessen Beerdigung ich mich durch einen so wunderlichen Zufall eingefunden hatte, war mir übrigens nur wenig bekannt. Nur ein paarmal in meinem Leben hatte ich mit ihm gesprochen, und ich wußte nichts weiter von ihm, als daß er ein ausgezeichnet hübscher junger Mann und ein Freund von Friedrich war, mit welchem er jedoch erst in der letzteren Zeit, wo ich Friedrich seltener gesehen hatte, in ein recht vertrautes Verhältniß gekommen war. Mein eigener Kummer, den ich beinahe ganz vergessen hatte, kam mir auf einen Augenblick wieder in Erinnerung, und ich wunderte mich, daß so geringe Ursachen vorher eine so große Wirkung auf mich machten. Nichtsdestoweniger war ich doch noch mehr davon beherrscht, als ich selbst glaubte; denn ungeachtet sie in Vergleichung mit der schrecklichen Begebenheit, wovon ich Zeuge geworden war, wie unbedeutende Kleinigkeiten verschwanden, lagen sie doch so tief im Hintergrunde meiner Gedanken, daß ich selbst, ohne zu wissen warum, mich völlig überzeugt hielt, Karl's Selbstmord müsse durch eine unglückliche Liebe veranlaßt sein.

Bald darauf trat Friedrich wieder ein. Sehr gefaßt, ja mit einer beinahe aufgeräumten Miene, setzte er eine Flasche und ein paar Gläser auf den Tisch, indem er sagte: „Die Nacht war kalt! Laß uns ein Glas Madeira trinken! — Karl's Gedächtniß!" fügte er hinzu. „Sein Begräbniß war nicht viel besser, als man es einem Hunde gibt. Mögen nun die Geister des Weins und der Klang der Gläser ihm einen Gruß von zwei Freunden bringen, welche, nachdem sie lange einander nicht gesehen hatten, an seinem Grabe zusammentrafen!" — Friedrich stieß sein Glas mit krampfhafter Heftigkeit gegen das meine, und, während er es leerte, liefen ihm die Thränen über die Wangen. Mit einer Anstrengung, die mir die Bewegung, worin er sich befand, verdecken sollte, füllte er hurtig sein Glas von neuem und sagte: „Alle Glücklichliebenden sollen leben! Daß ein Verther Selbstmörder wird, ist nichts Besonderes; aber möge das Glück in der Liebe nie wieder Jemanden zur Verzweiflung bringen!" — Diese Worte machten einen seltsamen Eindruck auf mich; ich fühlte, daß ich blaß ward, ich zitterte mit den Händen; langsam leerte ich das Glas, während tausend Ahnungen und Gedanken mein Gehirn durchkreuzten. Friedrich bemerkte den Eindruck, den seine Worte auf mich gemacht hatten. Ohne den Grund zu ahnen, sagte er: „Ich spreche in Räthseln; aber ich will Dir den Schlüssel dazu geben. Laß uns den Rest dieser betrübten Nacht in vertraulichem Zwiegespräch zubringen!" — Er sprang auf, eilte ans Fenster, zog die langen niederhangenden Vorhänge zusammen, ging an den Tisch und putzte die schläfrige Lampe. Auf einmal bekam das Zimmer, das mir noch eben dunkel und traurig schien, ein freundliches und heiteres Aussehen; wir nahmen Platz im Divan und schonten den Wein nicht. Nach kurzem Stillschweigen begann Friedrich folgendermaßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Die Gemäldeausstellung.]

Von hiesigen Landschaftern sehen wir manches Verdienstliche; so von Otto Vorlcker, Grieben, Boenisch, Schirmer, Kopisch, Krause, Agricola (gegenwärtig in München), Hermann und Seefisch, welche beiden letzteren nur zu sehr die Aeußerlichkeiten französischer Malerei nachahmen, wobei es denn nicht fehlen kann, daß man nicht immer daran erinnert würde: Wie er räuspert und wie er spuckt ꝛc. Seemaler von Bedeutung, wie solche die Franzosen und Niederländer haben, besitzen wir nicht. Auch Krause wird sicher keinen Anspruch darauf machen wollen und Gäfke, gegenwärtig in Helgoland, hat uns einen Strand bei Helgoland geschickt, der Farbe und Leinwand bedauern läßt. Nicht daß der Künstler ohne Talent wäre, allein er glaubt wahrscheinlich in der flüchtigsten Malerei, die kaum den Namen einer Malerei verdient, in einer sorglosen incorrecten Zeichnung Genialität darzuthun. Auch Hermann Kramer möchte gern in der Genialität ein Uebriges thun und überstürzt sich in Effecten, wie seine „Besorgniß beim herannahenden Unwetter", zeigt, allein dies Alles verleitet uns nicht, ein Bild von Kramer nur einen Augenblick für eins von le Poittevin zu nehmen. Wenn es sich überhaupt blos um Manier und nicht um Geist, tiefere Wahrheit und gründliche Technik handelte, so würden wir bald der Gubin's, le Poittevin's, Roqueplan's hier in Menge haben. —

Von Rom aus kamen uns bis jetzt nur einige Landschaften von Landesio, Catel und Castelli zu, letzterer im Colorit von einer unangenehmen Härte. Von den zahlreich

angekündigten Landschaften der Düsseldorfer ist noch nich's angelangt, bis auf Achenbach's große norwegische Winterlandschaft, eine Hochebene in den ersten Tagen des Winters. Ihr Detail ist ausgezeichnet; die mit schwerem Nebelgewölk umzogenen, lose beschneiten Höhen geben einen vollen eigenthümlichen Effect, nur der Wirkung des Ganzen ist ein im Vorgrund herrschender chokolatenfarbener Ton nicht günstig; wohl möglich, daß er wahr ist, aber diese Wahrheit hat nichts Angenehmes. Außerdem sehen wir bereits, der düsseldorfer Schule angehörig, Portraits von Hildebrandt, die indeß, als von Hildebrandt, keineswegs befriedigen können, ein kleines ausgezeichnetes Stillleben von Lehnen, ein historisches Bild von Stilke, „der Patriarch verläßt nach der Erstürmung von Ptolemais mit den syrischen Christen das gelobte Land", ein Bild voll falscher äußerlicher Effecte, durch theatralische Geberden und Stellungen erzielt, ohne innere Wahrheit. Ich dächte, der Anblick eines Lessing'schen Bildes müßte den Künstler bestimmen, sein Bild sofort zu vernichten. Ein anderes historisches Bild von A. Zimmermann, Rinaldo und Armide, aus Tasso's befreitem Jerusalem, entbehrt des Schwunges, der Kraft, des rechten Lebens, um dem Beschauer einen mehr als gleichgiltigen Blick abzugewinnen. Es ist keine Handlung, die sich uns darstellt, nur eine kühle Empfindung und wir glauben weder, daß sich Armide erstechen, noch daß sie Rinaldo wirklich zurückhalten will. Ein Bild von Bähr in Dresden, Dante und Virgil vor dem Thore der Höllenstadt, möge zum Beschluß hier folgen. Erstens ist der Gegenstand für den Maler kaum geeignet, weil er die reiche Phantasie Dante's in einen Moment drängen muß, und andererseits müßte der Maler zu einem Dante in geistiger Verwandtschaft stehen. Wie wenig dies der Fall ist, fühlt Jeder gewiß an dem matten Eindruck, den diese Darstellung, kalt im Colorit und geziert in der Zeichnung, zurücklässt.

Ich schließe für heute. Bald über die jeden Tag hier erwarteten Düsseldorfer, über die französischen und niederländischen Bilder ein Näheres; nur einige Worte noch über die Daguerre'schen Lichtbilder, welche mit einem ganz vor Kurzem aus Paris bei Hrn. Kunsthändler Sachse angekommenen Daguerreotyp angefertigt wurden. Sie haben eine bewundrungswürdige Schärfe des kleinsten Details, die mit der Zeichnung gar nicht erreichbar wäre; der Ton ist bläulich, was indeß an dem noch nicht so geübten manuellen Verfahren des Hrn. Sachse bei Präparirung der Platte liegen mag, da die von Daguerre selbst aufgenommenen Lichtbilder einer Sepiazeichnung nicht unähnlich sein sollen. Für die Kunst des Malers, dessen Aufgabe es ist, zu schaffen, ist die Daguerre'sche Erfindung gleichgültig; welchen Nutzen sie für die Wissenschaft haben werde, wird sich nun erst bewähren, unbezweifelt aber ist er ein großer. Für die Aufnahme von Gegenden ist der beweglichen Gegenstände halber, die im Lichtbilde verwischt erscheinen, das Daguerreotyp nicht geeignet, und es wird sich also meist auf die Architektur beschränken. Der Preis eines pariser Daguerreotyps ist 150 Thaler Gold; der Mechanicus Petitpierre bietet es indeß bereits zu 18 Frdr. an.

Notizen.

[Moderne Cultur in Algier.]

In Algier erwartet man in diesem Herbste eine italienische Operngesellschaft, man wird die Norma, den Othello, den Barbier, die Italiener in Algier u. s. w. sehen; somit fehlt der Stadt gar nichts mehr, was zu einer echten Stätte moderner Civilisation gehört. Den Sommer hindurch hatte man zweimal die Woche Schauspiel, man gab Stücke der leichteren Art, Vaudevilles, aber auch monströse Melodramen, die indeß bei dem Publikum, aus den gebildeten Beamten der Verwaltung und den Offizieren der Besatzung bestehend, wenig Beifall fanden; diese leichtblütigen Herren ziehen die witzige und etwas schadenfrohe Munterkeit des als malin geborenen Franzosen, die im Vaudeville repräsentirt ist, den melodramatischen Gräueln vor. Ein volksthümlicheres Schauspiel sah man auf dem Gouvernementsplatz, wo der berühmte und berüchtigte Volksheld Mapeux seine Abenteuer zum Besten gab. Der Darsteller des Helden war ein kleiner, verwachsener Mann, ein Grimassier erster Classe, glücklich in seinen Witzen und seines Erfolgs so sicher, daß er sich nur sehen lassen durfte, um Alles zum Lachen hinzureißen. Aber dieser glänzende Erfolg regte die Eifersucht der algierschen Polizei auf, die alle Erfolge für sich haben will; das Theater war ohne Autorisation des Maire eröffnet worden, man befahl es zu schließen; Mapeux verdoppelte seine Witze, da kamen die Erzengel der Polizei, die Gendarmen, und brachten Mapeux in Gewahrsam unter dem Gejubel des Volkes, welches gar nicht glauben konnte, daß dieses Ereigniß nicht zum Programm gehöre. Außerdem sah man reisende Herkules und Athleten — alles wie in Paris und in Leipzig zur Meßzeit. Die Eingebornen nehmen an diesen Vorzängen geringen oder gar keinen Antheil. Sie ziehen das poetischere Vergnügen vor, sich alte Mährchen und Heldensagen erzählen zu lassen und in der zaubervollen Welt von tausend und einer Nacht zu schwelgen. Wir sind begierig, zu wissen, was Laube über Algier äußern wird. †.

[Literatur in Schwaben.]

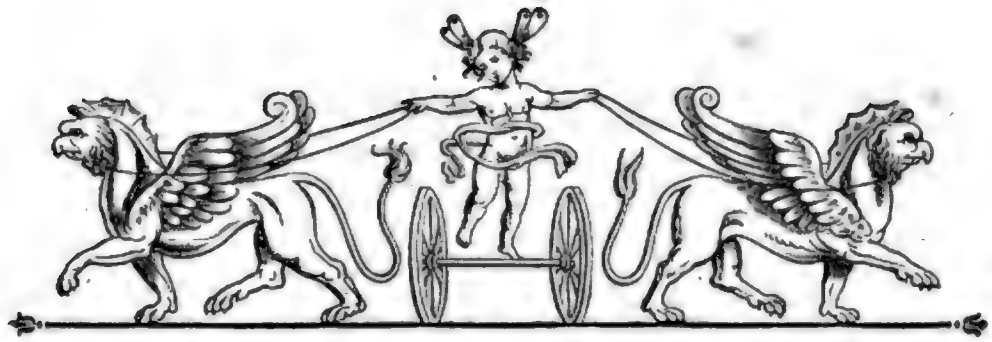
Das 4te Heft des Freihafens führt uns zwei neue literarische Kräfte aus Schwaben vor, deren Bekanntschaft die Leser auch in unsern Blättern gemacht haben. Von Rudolph Kausler, dem Verfasser der geistvollen „Grundzüge zur Geschichte der Liebe", die wir zur Mittheilung brachten, lesen wir im gedachten neuesten Freihafenhefte den zweiten Artikel über Tieck und die deutsche Romantik. Von H. M——z, dessen Briefe aus Schwaben und Franken gerechte Anerkennung fanden, einen Aufsatz über die schwäbische Brüdergemeinde. Der wissenschaftliche Geist des biedern Schwabenlandes findet fortgesetzt immer neue Organe für den Ernst und schwerblüthigen Tiefsinn seiner Forschung.

Druckfehler.

In Nr. 199. S. 795 lies Inder statt Juden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 204. — den 18. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die gefährliche Verschwiegenheit.

(Fortsetzung.)

Es war in meines Oheims, des Majors von R. Hause, wo ich Karl'n das erste Mal sah. Ein Bekannter hatte ihm so viel von der muntern Geselligkeit erzählt, welche in dieser Familie herrschte, daß er Lust bekam, daran Theil zu nehmen, und so führte ihn jener Bekannter dort ein. Karl's Wesen behagte mir damals nicht. Nur wenige Male hatte er meines Oheims Gesellschaftskreis besucht, als er auf die unbesonnenste Weise eine heftige Leidenschaft für die älteste Tochter, Charlotte, äußerte, ein Mädchen von sechzehn Jahren, welche damals noch nicht betrachtet wurde, als ob sie in die Welt eingetreten sei, ungeachtet bereits Mehrere ihre Schönheit und ihr bescheidenes schamhaftes Wesen bemerkt hatten. Daß Karl Neigung zu diesem Mädchen faßte, dagegen hatte ich nichts einzuwenden, aber daß er seine Gefühle so unverhohlen an den Tag legte, gab mir nur einen geringen Begriff von seinem Verstande und von seiner Herrschaft über sich selbst. Der Takt für das Schickliche, den man berechtigt ist, von einem Manne in seinen Jahren und in seiner Stellung zu erwarten, mußte ihm sagen, daß Charlotte noch unbekannt war mit so heftigen Leidenschaften, und daß eine unzweideutige Aeußerung derselben in großen Gesellschaften vor Aller Augen das arme Mädchen nicht anders als in die größte Verlegenheit setzen konnte. Für Jeden, der sie näher kannte, und zumal für mich, ihren Vetter, der sie von ihrer zartesten Jugend an gesehen und gekannt hatte, war es deutlich, daß Karl's Zudringlichkeit sie in hohem Grade quälte, und daß sie weit entfernt war, seine Zärtlichkeit zu erwiedern, daß sie vielmehr Mißfallen daran fand. Karl selbst konnte nicht umhin, ein Gefühl davon zu haben; aber dies trug nur bei, seine Leidenschaft zu erhöhen. In der Gesellschaft hatte er für Niemand Augen, als für Charlotten; er sprach nur mit ihr, seine Blicke waren nur auf sie gerichtet. Wenn Charlotte, verlegen über die Aufmerksamkeit, welche Karl's Benehmen bei den Uebrigen erregte, ihren Platz wechselte, so währte es nur einen Augenblick und er folgte ihr nach. Ließ sie sich in ein Gespräch ein mit einer der anwesenden Damen, so mischte er sich augenblicklich darein. Dies Betragen, das in jedem Hause ungeziemend gewesen sein würde, mußte doppelten Anstoß bei meinem Oheim erregen, dessen Gattin sich noch immer für allein berechtigt ansah, jedes Opfer auf dem Altar der Galanterie in Empfang zu nehmen. Man beschuldigt sie, mehrere Anbeter gehabt zu haben. Wie weit dies wahr sei, wage ich nicht zu bestimmen; aber so viel ist gewiß, daß sie auf die Huldigung eines Jeden Anspruch machte, und daß sie eher sich darein gefunden haben würde, von ihrem Kammermädchen ausgestochen zu werden, als von ihrer Tochter, welche sie gewohnt war, wie ein Kind anzusehen, das noch nicht in Betrachtung komme. Etwas mehr Unerwartetes, eine unangenehmere Ueberraschung konnte ihr nicht begegnen, als zu sehen, daß ein junger, hübscher, liebenswürdiger Mann ihr vorüberging und seine

Huldigung zu Charlottens Füßen niederlegte. Wenn dies junge Mädchen bisher einen oder andern ganz flüchtigen Anbeter gehabt hatte, so konnte man überzeugt sein, daß es einer der von Frau von R. zuvor gemusterten und sodann verabschiedeten Cavaliero servente war. Kein Wunder deshalb, wenn Karl, der den Weg eingeschlagen hatte, der ihm der kürzeste zu sein schien, den aber die Frau als einen Umweg betrachtete, meiner Tante in hohem Grade mißfiel, und daß er, wenn er nicht zugegen war, ein Ungestüm, ein Narr, ein Mensch ohne Verstand, ohne Lebensart, ohne Einsicht, genannt wurde. Ich gestehe, daß ich selbst, obwohl aus andern Gründen als Frau von R., geneigt war, von demselben Gesichtspuncte auszugehen, und wenn es noch einer sprechenden Thatsache bedurfte, um mich in meiner Meinung zu bestärken, so fand ich diese mehr als genug in folgender Begebenheit, die eben so unerwartet war, als sie unangenehm wurde durch das Aufsehen, das sie in der Stadt machte.

Der junge Baron R. war einer von den Menschen, deren ganzes Dichten und Trachten nur auf ein Einziges ausgeht, auf die Befriedigung ihrer Eitelkeit, und diese setzte er beinahe ausschließlich darin, bei den Damen Glück zu machen. Er machte allen Damen den Hof, die in der Mode waren; von den übrigen, mochten sie auch noch so hübsch und liebenswürdig sein, nahm er keine Kunde. Ich zweifle, daß er jemals nur eine einzige Eroberung gemacht hat, denn jedes Frauenzimmer, das ihm Aufmerksamkeit schenkte, mußte bald bemerken, daß ihm nichts Anderes am Herzen lag, als mit seinem Liebesverhältniß Aufsehen zu machen. Nichtsdestoweniger hatte er, so zu sagen, Zutritt zu manchen Damen; und das Mittel, wodurch er sich diesen erwarb, war theils ein wunderlich vertraulicher Ton, welchen er sich gegen Damen erlaubte, die ihm ziemlich unbekannt waren, ein Ton, von dem man sich gerade deshalb leicht täuschen ließ, weil man annehmen mußte, daß er nicht Statt finden könne, als unter Voraussetzung eines vertrauten Verhältnisses, theils eine feine Wendung in der Unterhaltung, womit er die Person zum Sprechen zu bringen wußte, zu welcher er Zutritt haben wollte, so daß man doch, wie man in der Kunstsprache sagt, ihn und sie fixirte, wobei er jedoch stets auswich, obwohl in solchen Ausdrücken und mit einer Miene, die sein Nein zu einem unbezweifelbaren Ja machte. Durch diese und ähnliche Künste hatte er unter anderem auch bei Frau von R. sich ins Gerede zu bringen gewußt, ungeachtet ich wohl dafür einstehen darf, daß, welche Thorheiten auch meine Tante begangen haben mag, diese nicht darunter ist. An Charlotte hatte er keineswegs gedacht, weil sie in der Gesellschaft bisher kein Aufsehen gemacht hatte; denn sein Mangel an Wahrheit und Selbstständigkeit machte, daß er selbst keine Wahl hatte, sondern sich stets nur nach dem Compaß der Mode und des Gesellschaftstones bewegte. Jetzt dagegen, da Karl's unbesonnene Aufmerksamkeit für Charlotte dies junge Mädchen gleichsam aus dem Hintergrunde hervorgezogen hatte, in dessen Dunkelheit sie bis dahin eingehüllt gewesen war, fing auch der Baron an, sein Auge auf sie zu richten, und dachte, daß es recht unterhaltend sein könnte, ins Gerede zu kommen wegen eines so auffallenden doppelten Verhältnisses, nämlich zu gleicher Zeit mit Mutter und Tochter in Verbindung zu stehen, die Eine mit der Andern zu kirren und sie gegenseitig aufzuopfern, ohne selbst an seiner eigenen unveränderlichen Liebenswürdigkeit etwas einzubüßen. In der That, es währte nicht lange, so erzählte das Gerücht, Baron R. stehe in einem heimlichen Liebesverständniß mit Charlotte von R., sie sei sterblich verliebt in ihn, und das arme bethörte Mädchen sei zu bedauern, da der flüchtige Baron nicht daran denke, sich mit ihr zu verbinden, sondern sie nur zu einem aimable passe-temps gewählt habe.

Dies Gerücht mußte denn endlich auch zu Karl's Ohren kommen. Im höchsten Grade darüber erbittert, um so viel mehr, weil er den Ungrund desselben kannte und den Charakter des Barons klar durchschaut hatte, begab er sich eines Morgens früh zu ihm und sagte: „Herr Baron, wir Beide sind die verschiedenartigsten Menschen von der Welt, Sie zieht nur der Schein an, mich die Sache. So ist es unbegreiflich, wie ein Zwist unter uns entstehen könnte. Und dennoch ist es der Fall. Mögen Sie sich das Ansehen geben, wovon Sie wollen, ich werde es Ihnen nicht streitig machen. Nur Eins bitte ich Sie nicht scheinen zu wollen, und das ist, Charlottens Herz zu besitzen. Niemand weiß es besser als ich, was es mit diesem Besitze auf sich hat. Ich selbst liebe das Mädchen, und ungeachtet ich weit davon entfernt bin, ihre Gegenneigung erlangt zu haben, so verpflichtet mich doch mein eigenes Gefühl, ihr Beschützer zu sein. Sie müssen sich mit mir schlagen." — Der bestürzte Baron suchte zuerst der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, aber da ihm diese Ausflucht nicht glücken wollte, und er überdies Zeit gewann, zu überlegen, welch ein gewaltiges Aufsehen ein Duell machen, und wie sehr es seinen Ruf bei dem schönen Geschlecht erhöhen würde, nahm er die Ausforde-

rung an. Der Erfolg war, daß er eine Piſtolenkugel in den Arm bekam, weswegen er ſich eine Zeit lang zu Hauſe halten mußte. Aber das große Gerede, das dieſe Begebenheit erregte, hielt ihn in vollem Maße ſchadlos für die Ungemächlichkeit.

Aber eben derſelbe Umſtand, nämlich daß die Privatangelegenheiten meiner Angehörigen der Gegenſtand öffentlichen Geſpräches wurden, machte mich eben ſo erbittert gegen Karl, als er es gegen den Baron war. Sobald ich das Duell erfahren hatte, begab ich mich zu Karl und ſagte zu ihm: „Ich habe ſchon lange Ihr Benehmen in meines Oheims Hauſe mit Mißvergnügen betrachtet; aber dieſer letzte Schritt iſt zu wichtig. Daß Baron N. ein Narr iſt, weiß die ganze Stadt. Um ſo mehr konnte man ſich damit begnügen, ſeine unüberlegten Aeußerungen mit ſtillſchweigender verdienter Verachtung zu ſtrafen. Aber, geſetzt, es bedurfte einer ernſteren Maßregel, was berechtigte Sie, ſich der Sache anzunehmen? Wenn mein Oheim es nicht ſelbſt für gut fand, den Unwürdigen abzuſtrafen, ſo war ich es, als des Mädchens nächſter Verwandter, dem es zukam, ſie zu ſchützen, nicht Sie, ein Fremder, Unangehöriger, der nicht das mindeſte Recht beſaß, ſich zum Ritter des Mädchens aufzuwerfen. Haben Sie die Folgen bedacht, ein junges unſchuldiges Mädchen, welche den Augen der Welt bisher verborgen war, an den Pranger des Stadtgeſchwätzes zu ſtellen und ſie falſchen Gerüchten Preis zu geben? Haben Sie das nicht bedacht, ſo ſind Sie der unbeſonnenſte Menſch, den ich kennen gelernt habe; haben Sie es bedacht, ſo ſeh' ich keinen Unterſchied zwiſchen Ihnen und dem Baron N."

Bei dieſen Worten wechſelte Karl die Farbe. Ich erwartete eine trotzige und auffahrende Antwort; aber gerade das Gegentheil. In der erſten Beſtürzung ſank er auf einen Stuhl nieder und brach aus: „Mein Gott, warum haben Sie mich nicht eher auf meinen Fehler aufmerkſam gemacht? Ich Unglücklicher! Habe ich vielleicht durch meine unüberlegte Aufführung einen Schatten auf die geworfen, die ich mehr als mich ſelber liebe? Wie ſoll ich mein Unrecht wieder gut machen? Geben Sie mir Ihren Rath! Ich will Ihnen in Allem folgen."

Freundlicher geſtimmt, antwortete ich: „Ich will Sie nicht verkennen; ich glaube, daß Ihre Liebe wahrhaft iſt; aber ſein Sie vorſichtig, ſpähen Sie nach allen Seiten umher, und thun Sie keinen unüberlegten Schritt. Laſſen Sie Ihre Beſuche ſeltener werden, laſſen Sie nicht All' und Jeden Ihre Gefühle ſehen; gehen Sie meiner Tante nicht vorüber, als ob Sie nicht wüßten, daß ſie in der Geſellſchaft zugegen wäre; ſie iſt gewohnt, Huldigungen zu empfangen, und es ſchmerzt ſie, die Ihrige zu vermiſſen. Bedenken Sie endlich, daß Charlotte ein junges und unerfahrenes Mädchen iſt. Was Sie auch thun, deren Gegenneigung zu erwerben, vergeſſen Sie dabei niemals, daß Sie über den Ruf des Mädchens eben ſo ſehr wachen müſſen, wie über deſſen Herz." — „Ich gelobe es," rief er, „ich gelobe es bei meiner Ehre, bei meiner Liebe, bei Allem, was mir heilig iſt. Sie ſollen ſehen, daß ich mein Wort halte!" —

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Caſſel, im September.

[Cultur der Geſellſchaft.]

Wir leben hier im Gleiſe aller anderen deutſchen Reſidenzen von 18—30,000 Einwohnern, die nicht durch außerordentliche fürſtliche Einwirkungen über ihre Stellung und Verhältniſſe hinausgeriſſen werden, wie einſt Weimar in wiſſenſchaftlicher Bedeutung, wie auch einſt Caſſel in Bedeutung äußeren Glanzes und ſtädtiſcher Verſchönerung, die, vereint mit allen Reizen der Lage, bald ganz Deutſchland anzog. Beſitzen wir auch die letzteren Vorzüge noch, ſo ſind ſie doch — obwohl immer einzig in ihrer Art — was die Caſſelaner betrifft, durch die Gewohnheit, und was die Fremden, durch die erweiterte Reiſeluſt und die damit zuſammenhängende anderweitige Zerſtreuung und Ableitung ſehr nivellirt worden. Caſſel iſt nicht mehr Höhepunkt für einen großen Theil Nord- und Mittel-Deutſchlands wie ſonſt, man reiſt durch, nachdem man ſich zuvor flüchtig Wilhelmshöhe beſehen hat. Sollte es wieder zu dem alten Anſehen erhoben werden, ſo müſſen nothwendig auch geſellſchaftliche Vermittelungen Statt finden; unſer Jahrhundert verliert ſich in den geſellſchaftlichen Intereſſen ganz und gar, es iſt raffinirt, oder doch wenigſtens befangen in dieſen Genüſſen, und wenn man früher in der Pracht der Natur und der Kunſt, die Caſſel ſchmückt, ſchwelgte, ſo ſagt man jetzt, es ſei ſehr langweilig in Caſſel. Ich ſpreche hier nur von Fremden, die die Geſellſchaft in kleinerem Sinne ſuchen müſſen, diejenigen, die hier längere Zeit verweilen, werden über geſellſchaftliche Zerſtreuungen nicht klagen können. Geſellſchaftliches Leben im größeren Sinne aber mit Politik, Wiſſenſchaft, Bewegung trifft man in Caſſel nicht: nicht einmal ein Localblatt mit belletriſtiſcher Färbung und drei Columnen Theatergeſchwätz kann ſich hier befeſtigen. Will man dieſe letztere Bemerkung von dem Standpuncte des guten Geſchmackes aus verſtehen, ſo geht man zu weit, es iſt vielmehr Indifferentismus. Alſo hier müßten Surrogate eintreten, denn man wird mir wohl glauben, daß die natürlichen Bedingungen erweiterter geſellſchaftlicher Beziehungen, die ſofort auch den eben eintretenden Fremden zu Statten kämen, ich meine Politik, Wiſſenſchaft, Bewegung in großem Maßſtabe, hier nicht zu veranlaſſen ſind. Aber

jene Surrogate, worin beſtehen ſie? Der Hof lebt eingezogen und im traulichen Familienkreiſe, die Beamten, die die Bildung repräſentiren, ſind ohne bedeutende Mittel, größere geſellſchaftliche Beziehungen anzuregen. Die Einzelnen, die neben der Bildung Geld beſitzen, um jene zu einem äußeren Mittelpunkt der Geſellſchaft zu machen, halten es feſt, oder vermehren es wohl gar noch auf Koſten der Bildung, indem ſie nur fragen: wie viel zahlt jene Redaction für den Bogen, wie viel dieſe? Nach ihrem Tode ſoll Kaſſel eine Bibliothek erhalten; aber Bibliotheken ſind nur ſehr indirect eine bewegende Kraft der Geſellſchaft; wer weiß, ob den kommenden Jahrhunderten die Bibliotheken großen Nutzen gewähren werden, verſſecurirt man ſie nicht. Leute mit Geld und ohne Bildung, deren es auch viele in Caſſel gibt, ſind nun gar an und für ſich ſchon nutzlos für geſellſchaftliche Zwecke. Mit einem Worte, die Surrogate, die man jenen Hebeln der modernen Richtung ſubſtituiren könnte, fehlen auch, und wollte man zu dem letzten ſchwachen Mittel rathen, die geſchloſſenen Geſellſchaften ſo viel als möglich gegen ungeſchloſſene zu vertauſchen, ſo werden die Gegner immerhin Recht haben mit der Behauptung, jene ſeien die billigſten. Die Beamten können ſich nicht anſtändiger arrondiren, als wenn ſie ſich in geſchloſſene Geſellſchaften begeben, die auf beſtimmte, den pecuniären Verhältniſſen derſelben convenirende Gränzen beſchränkt ſind. Jedes ungeſchloſſene Vergnügen würde den Gehalt überſteigen. Sie ſehen, die dira neceſſitas verhindert, daß ſich Caſſel auf der Höhe früherer Zeit erhielt, wo die geſellſchaftlichen Anforderungen geringer waren und die Reſidenz dagegen in einer impoſanteren Stellung ſtand, als jetzt, wo jene allenthalben geſtiegen ſind. Aber das hieſige Gleis iſt für den, welcher daran gewöhnt iſt, ein ſehr bequemes. Schon die brotwiſſenſchaftliche Bildung veranlaßte einen feinen und humanen Durchſchnittsmaßſtab, den man nicht allenthalben findet, und der für geſellſchaftliche Beziehungen oft bedeutſamer iſt, als ein beſtimmter literariſcher, von ihnen abgeſchloſſener Höhepunkt. Selbſt die glänzendſte Periode Weimars ſcheint doch ohne Einflüſſe und Wirkungen auf die dortige Bevölkerung geblieben zu ſein, ſie hat ſich mehr im Lebloſen, denn im Lebendigen erhalten, weil die Literatur dort immer ein iſolirtes Verhältniß behauptete. Dagegen hat die Bureaukratie — wenn man das hieſige Beamten-Verhältniß alſo nennen darf, da doch nur eine Herrſchaft im beſſeren Sinne Statt findet, keine politiſche, wie in abſoluten Monarchieen — in Caſſel wie in Berlin Einflüſſe geltend gemacht, die nur die unteren Stände und den eingefleiſchten caſſelſchen Mittelbürger nicht berühren. Der letztere fühlt ſich ſeit der Conſtitution, mit Recht, aber da hier die conſtitutionelle Bildung fehlt, die zumeiſt durch eine freie Preſſe veranlaßt werden müßte, ſo ſetzt er ſeine Perſönlichkeit nicht ſelten an die Stelle des Princips. Er wird die Höherſtehenden gern angegriffen ſehen, tritt man aber ſeinen Lieblingsneigungen entgegen, ſo wird man dem kleinlichſten Deſpotismus ausgeſetzt ſein, der der Beſchränktheit immer eigen iſt. Dann hört man das gewichtige Wort: Caſſeler Bürger, und hat es wahrlich nicht in einer andern Bedeutung zu nehmen, als in der engherzigen des philiſterhafteſten Egoismus. Ich habe ein Haus, zahle Abgaben, nehme an der Landſtandswahl Theil, u. ſ. w. — dieſes Bewußtſein ſoll einen klaren und aufopferungsfähigen Liberalismus erſetzen, man will die Menſchheit emancipiren, ſchlägt aber Jeden todt, der nicht an die Perſönlichkeit von Hanns oder Peter glaubt. Beurmann, der im Frühjahr — es iſt alſo bereits Gras über dieſen Vorfall gewachſen — eine Bemerkung über eine Brochure: Die kirchlichen Wirren (ein Gallimathias, wie ſchwerlich ein anderer hinſichts dieſer Angelegenheit erſchienen iſt) drucken ließ, wodurch die Eitelkeit des Verfaſſers, der ſich gern gedruckt ſah und nur deshalb das Wort genommen hatte, verletzt wurde — Beurmann wurde von einem förmlichen Complott überfallen und thätlich inſultirt. Wenn nun auch die harten Gefängnißſtrafen, welche die verſchiedenen, ſelbſt entfernteſten zu ermittelnden Theilnehmer ob dieſes meuchleriſchen Ueberfalls trafen, kaum der allgemeinen Indignation genügten, ſo bedurfte es doch dieſes Excceſſes, um den Philiſterismus, der nun ſelbſt ſeine Collegen aufgab, auf ſich aufmerkſam zu machen. Indeß citire man ſolche Begebniſſe nicht gegen die Sache, behaupte nicht, ſie ſeien die Folgen der Freiheit und Gleichheit unſeres Jahrhunderts. Sie ſind vielmehr nur die Folgen jener Hemmniſſe, die man der Freiheit und Gleichheit entgegenſetzt. Hätte man in Deutſchland Conſtitutionen mit Preßfreiheit und mit dem Rück- und Anhalt einer öffentlichen Meinung, ſo würde ſich unſer Liberalismus bald ablöſen von den philiſterhaften Vorurtheilen. Aber es iſt ja Tendenz derer, die die Reaction unterhalten, das Princip hinter die Perſönlichkeiten zu ſchieben. Wenn dieſe ſich blamiren, macht man jenes dafür verantwortlich. Bis dahin iſt es immer gut, wenn in unſeren conſtitutionellen Staaten durch die Beamten im engeren und weiteren Sinne eine Vermittelung veranlaßt wird. Dieſelben ſind weder von dem Philiſterismus abhängig, da ſie Bildung beſitzen und zum großen Theil nicht eingebürgert ſind, noch in dem Grade von der Regierung, daß man für ihre moraliſche Haltung fürchten könnte. Inſonderheit aber muß man ſich über die noble Poſition der kurheſſiſchen Beamten freuen und ihnen die durch die Verfaſſung erworbenen Vortheile um ſo mehr gönnen, als ſie — bis auf wenige Ausnahmen — dieſelben nur zur Ehre ihres Standes und Amtes benutzen.

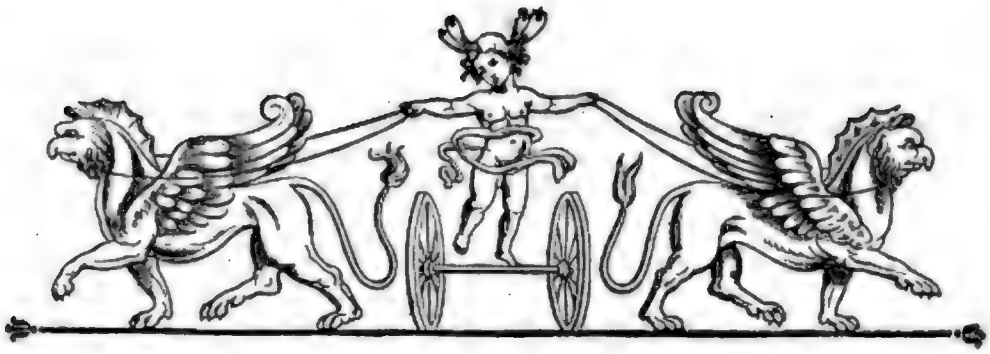
(Der Beſchluß folgt.)

Notiz.

[Das Nordlicht.]

Nr. 4. des Nordlichts bringt uns unter anderm ein Wort Kaufmann's über Creizenach's Dichtungen, die kürzlich erſchienen. Ein Artikel über das deutſche Theater klagt über die Unfähigkeit der literariſchen Talente, die Bretter, dieſen Schauplatz unberechenbarer Wirkſamkeit, mit friſchen, zeitgemäßen Kräften zu erobern. Einige ſatyriſche Bemerkungen über politiſche Situationen und Charaktere ſind ſehr treffend. Als Beilage eine lithographirte Caricatur, die den Actienſchwindel der Zeit parodirt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 205. — den 19. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die gefährliche Verschwiegenheit.

(Fortsetzung.)

Dies that Karl auch wirklich. Die unangenehme Spannung, welche die vorgefallene Begebenheit in der Familie hervorgebracht hatte, milderte sich nach und nach, obgleich sie doch die unausbleibliche Folge hatte, daß Charlotte, die auf diese Art sich gegen ihren Willen in der Gesellschaft geltend gemacht hatte, und eine bisher unbekannte Bedeutung und Wichtigkeit erhielt, welche ihrer Mutter Unzufriedenheit in hohem Grade erweckte, sich noch mehr zurückzog, und sich eine noch mehr untergeordnete Stellung gefallen lassen mußte als zuvor. Nach einiger Zeit zeigte sich Karl wieder in dem Gesellschaftskreise der Frau von R., wo er, ohne einen plötzlichen Uebergang zu machen, oder in einen anstößigen Gegensatz zu verfallen, nach und nach seinen Ton und sein ganzes Benehmen so zu verändern wußte, daß man diese Verwandlung nicht eher bemerkte, als bis Frau von R. selbst einmal ihn für einen der angenehmsten Umgangsfreunde des Hauses erklärte. Ich bewunderte ihn heimlich wegen der Herrschaft, die er so über sich selbst gewonnen hatte. Je mehr ich ihn liebenswürdig, ungezwungen und natürlich aufgeräumt in der Gesellschaft fand, desto weniger glaubte ich zuletzt diese Veränderung erklären zu können, ohne anzunehmen, daß seine Neigung zu Charlotten verschwunden sei. In einem vertraulichen Augenblick sagte ich einmal zu ihm, daß er wie ein wackerer Mann sein Wort gehalten habe, und daß ich ihn höchlich bewundere wegen der Macht, die er über seine Gefühle habe. „Lieber Freund," antwortete er mit einem Lächeln, „ich verdiene kein Lob wegen einer Herrschaft über mich selbst, die ich nicht besitze. Es wird mir nicht schwer, frei und munter zu sein, da ich unbeschreiblich glücklich bin." — „Und Deine Liebe?" fragte ich; denn in dem näheren Verhältniß, worin wir jetzt standen, duzten wir uns gegenseitig. — „Davon," antwortete er, „bin ich völlig geheilt worden. Es war eine Täuschung, wie so viele andere. Jetzt athme ich frei wie nach einem Gewitterregen." — Diese Antwort machte mich stutzig. Ich wünschte Karl'n Glück, obwohl doch in meinem Innern etwas war, das sich dagegen sträubte. Ein so plötzlicher Uebergang von Hitze zu Kälte behagte mir nicht. Es that mir leid, meinem Freunde eine Oberflächlichkeit der Gefühle zuschreiben zu müssen, die ich ihm nur ungern zutraute.

Es verfloß einige Zeit und Karl's Geburtstag näherte sich. Da er ein großer Liebhaber von Gemälden und Kunstsachen war, beschloß ich, ihm einen echten Rembrandt zu verehren, den ich von einem Angehörigen geerbt, und den er oft gerühmt hatte. Um ihn desto mehr zu überraschen, nahm ich mir vor, das Stück ohne sein Wissen den Abend vor dem Geburtstage in seinem Zimmer aufzuhängen, damit er es Abends bei seiner Nachhausekunft als das erste Angebinde vorfinden sollte. Was mir diese kleine freundschaftliche List erleichterte, war der Umstand, daß Karl vor einiger Zeit, als ich auszog, dasselbe Quartier, das ich verließ, gemiethet hatte

und jetzt bewohnte. Ich hatte damals zwei Schlüssel zu meiner Thür gehabt; in der Zerstreuung hatte ich den einen behalten und immer vergessen abzugeben. Abends, als ich wußte, daß Karl ausgegangen war, nahm ich also das Gemälde unter meinen Mantel, und mit einer Leuchte in der Hand ging ich leise die Treppe hinauf, öffnete die Thür mit meinem Schlüssel, schloß sie hinter mir zu und trat in die Stube, um das Gemälde aufzuhängen, als ich in demselben Augenblicke ein Geräusch an der Thür hörte, als ob Jemand Anstalt mache, sie zu öffnen. Ich konnte nicht zweifeln, daß es Karl sei, und daß er vielleicht etwas holen wolle, was er vergessen habe. In diesem Falle war zu vermuthen, daß er bald wieder gehen werde. Es war doch des Versuches werth, ehe ich mein Vorhaben verloren gab. Ich löschte also meine Leuchte, sprang, mit meinem Gemälde unter dem Arm, in einen großen Kleiderschrank, der in der Stube stand, zog den Schlüssel aus der Schrankthür und nahm ihn mit hinein.

Aber zu meiner Verwunderung hörte ich zwei Personen in die Stube treten. Sie gingen Beide mit sehr leisen Schritten, ja die eine so leise, daß ich sie nicht bemerkt haben würde, wenn ich nicht aus einem nur halbverständlichen Flüstern nicht blos auf ein Gespräch hätte schließen müssen, sondern auch zuletzt, daß es ein Frauenzimmer sei. Eine lange, stumme Umarmung beider Angekommenen überzeugte mich, daß ich mich nicht geirrt habe. Ich ward überaus verlegen bei dem Gedanken, daß meine wohlgemeinte, aber, wie ich nun einsah, unerlaubte List mich so nöthigte, Zeuge einer Scene zu werden, von der Niemand wissen sollte. Indeß es blieb mir nun nichts übrig, als in meinem Versteck zu verharren. Eine Betrachtung konnte ich jedoch nicht unterlassen anzustellen. Karl, dachte ich, ist leider ein höchst leichtsinniger Mensch, ohne Tiefe und Stärke des Gefühls. Früher eine so feurige Zärtlichkeit, und nun nicht blos Kälte gegen den geliebten Gegenstand, sondern sogar neue Verbindungen! Und Verbindungen von welcher Art! gewiß von der allergemeinsten! mit einem verächtlichen Geschöpfe, das sich, wie es kommt, Jedem preis gibt; denn nur ein solches kann sich zu einem Stelldichein, wie dieses, einfinden.

Aber kein Wort kann mein gränzenloses Erstaunen beschreiben, als das anwesende Frauenzimmer das lange Schweigen unterbrach und mich bei dem ersten Tone ihrer Stimme meinen völligen Irrthum einsehen ließ. Es war meine Cousine Charlotte. Beinahe hätte ich einen Schrei ausgestoßen, denn in der ersten Ueberraschung konnte ich mich kaum besinnen. Mein erster Gedanke war, mich heraus und zwischen die beiden Liebenden zu stürzen, das unbesonnene Mädchen zu beschämen und ihren elenden Verführer zu bestrafen. Aber wie versteint blieb ich stehen, und meiner Hand fehlte es an Kraft, meinen Willen auszuführen. Ich will ein wenig warten, dachte ich. Ich will erst die Unterredung belauschen; meine Rache soll nicht ausbleiben, ich werde jenem Heuchler die Maske abziehen, der mir einbilden wollte, daß seine Leidenschaft für Charlotte erloschen sei, der mir sein Wort gegeben hatte, ihren Ruf zu schonen, und es auf diese Weise hielt.

Aber einen Beschluß aufschieben, heißt in den meisten Fällen schon, ihn aufgeben. So ging es auch hier. Die Unterredung, wovon ich nun Zeuge ward, bewies mir, daß es nicht das erste Mal war, daß Charlotte Karl'n besuchte. Schon lange hatte dieses Zimmer zum Versteck ihrer Zusammenkünfte gedient, und diese hatten von dem Augenblicke angefangen, wo ich Karl's verändertes Betragen gegen Charlotte, seine geringere Aufmerksamkeit, und zuletzt seine scheinbar vollkommene Gleichgültigkeit gegen sie bemerkte. Das ihretwillen unternommene Duell hatte einen tiefen Eindruck auf das junge, unerfahrene Mädchen gemacht, das die Welt wie einen verschlossenen Roman, Karl'n als den, der ihn für sie öffnen sollte, und das Duell als die erste anziehende Begebenheit darin betrachtete. Von diesem Augenblick an war ihre Zärtlichkeit erwacht. Sie hatte Gelegenheit gefunden, Karl'n ihre Gefühle zu gestehen. Aber die Nothwendigkeit, sie vor allen Andern mit großer Selbstbeherrschung geheim halten zu müssen, diese Nothwendigkeit, welche ich selbst Karl'n gelehrt hatte einzusehen, und welche ihn auch bewogen hatte, mir sein Ehrenwort zu geben, daß er sein Betragen ganz ändern wolle, alles dies machte jede Mittheilung auf dem gewöhnlichen Wege den Liebenden unmöglich, und doch konnten sie alle Beide nicht darauf Verzicht leisten. Charlotte, deren Liebe so spät erwacht zu sein schien, um mit doppelter Heftigkeit aufzulodern, ergab sich dem Geliebten mit einer so blinden Ergebenheit, daß sie sogar zu solchen Zusammenkünften ihre Einwilligung nicht versagte. Das Entzücken, seine Liebe auf die unzweideutigste Weise belohnt zu sehen, machte aus Karl einen neuen Menschen in Hinsicht der Gesellschaft. Während seines früheren Zweifels war er zudringlich, gezwungen, unbesonnen gewesen; durch sein Glück ward er nun auf eine natürliche Weise frei, und auf eine natürliche Weise zurückhaltend, liebenswürdig und aufmerksam auf

Alles, was nöthig war. Auf diese Umstände konnte ich aus der gegenwärtigen Unterredung schließen. Es hatte etwas Rührendes für mich zu sehen, wie ein junges Mühmchen, die sonst so scheu und schamhaft war, wie eine eben eingeweihte Nonne, jeden Zwang abwarf und mit der glühendsten Leidenschaft sich dem Geliebten hingab, der von seiner Seite ein eben so starkes Gefühl an den Tag legte. Seine Zärtlichkeit trug in sich selbst eine Entschuldigung seines Fehlers. Meine Erbitterung ging nach und nach in die innigste Betrübniß über. Ich härmte mich weniger über das Vorgefallene als über das unselige Geschick, das mich zum Zeugen in einer Sache gemacht hatte, deren Unkunde ich mit meinem Leben hätte erkaufen mögen. Nun kam es mir vor, als sei es meine Pflicht, zu handeln, und doch wußte ich nicht, was ich thun sollte; eine Last war auf meine Schulter gelegt, und ich vermochte nicht, sie zu tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Cassel. (Beschl.)

[Kritik der Bühne; Quanter und Bolzmann.]

Wenn man den vorstehenden Andeutungen einen ungefähren Maßstab hiesiger Zustände entnehmen kann, so können Details um so mehr übergangen werden, als einzelne weder im guten noch bösen Sinne sich unter so klaren und ruhigen Verhältnissen geltend machen mögen. Was geschieht, muß den status quo berühren, oder die Neugierde und Klatschsucht, soll man davon Notiz nehmen, und dergleichen Thatsachen interessiren das Ausland nicht. Nicht einmal die Bühne erregt hier, in Ermangelung anderer öffentlicher Institute, die die Masse anziehen könnten, nachhaltige Theilnahme. Man bewährt ein recht gutes Urtheil, aber im Stillen, und hat nichts dagegen, wenn der trostloseste Komödiant sich von einem guten Freund in den Journalen für den Roscius des Jahrhunderts erklären läßt, so wenig wie man etwas dagegen hat, wenn ein Besserer dort im Interesse der Coulissen herabgewürdigt wird. Eine Kritik, die das Urtheil des Publicums schärfen könnte, gibt es hier nicht, und wenn der Regisseur, Herr Bolzmann, für gut findet, bei der Aeußerung Gianettino Doria's: „Geh einer von euch, streu' es in Genua aus, ich sei heitern Humors, man könne sich gütlich thun" — zwei Pagen in die Coulissen zu senden, die diesem Wunsche in der handgreiflichsten Weise Genüge leisten sollen, so muß man es dem Soufleur überlassen, ob er solche geistreiche Auffassung Schiller'scher Charakteristik seiner Sammlung von Theateranekdoten einverleiben will. Wir Anderen, die wir eine weniger materielle mise en scène erwarteten, müssen uns mit dem begnügen, was die Weisheit des Regisseurs verfügte, und können Gott danken, daß wir noch mit diesem Arrangement davon kommen. Hätte Gianettino Doria gesagt: „Hol' euch der Teufel", so würde die Regie vielleicht gar den Maschinisten und den Theaterteufel zu Hülfe genommen haben. Als wenn unser Publicum nichts glaubte, was es nicht sähe. Nun, jene Erläuterung der Regie hat es gesehen, und sollte man sie auswärts für eine schlechte Erfindung halten, so berufe ich mich auf das Zeugniß der hiesigen Bühnenmitglieder. Da ich aber einmal bei unserer Bühne stehe, so will ich Ihnen wenigstens einen Schauspieler nennen, dem ich eine Zukunft zutraue, ich meine Hrn. Quanter. Daß derselbe im Fache der Charakterrollen einen deutschen Ruf erlange, dazu würde es nur eines ausgebreiteten Gastspiels und der Gegenwirkung eines großen Publicums bedürfen. Unter einem großen Publicum verstehe ich ein solches, das nicht jeden Abend aus einem und demselben Parterre besteht, daß sich folglich nicht, der Vorzüge wegen, an die Schwächen gewöhnt. Herr Quanter behandelt kleine Partien leichthin, und wenn er auch zu großen alles Zeug besitzt, so stiehlt er doch nicht immer den Göttern das Feuer, denn der Prometheus eines kleinen Publicums ist schon vor diesem Diebstahl an den Felsen geschmiedet. Kurz, Herr Quanter besitzt Talent der Charakteristik und Individualisirung, Schärfe der Darstellung, Inspiration; aber die überwältigende Originalität, die die kleinsten Züge in den vollendetsten Zusammenhang faßt, diese Originalität, die das veni, vidi, vici über die Kritik erhebt und den Commentar der Leistung, existirt hier nur erst noch in einzelnen Fällen. Ich nenne den Lorenz Kindlein, Cromwell, Ludwig XI., Franz Moor — wo der Ludwig Devrient'sche Typus auch Quantern zu Statten kommt, wie so manchen Andern, die aus dem reichen Genius dieses Darstellers, wenn auch nicht großartige Vollendung, doch effectreiche Einzeltheile schöpften, — die verschiedenen Tells, chargirte Charaktere und solche, die eine scharfe Verstandesrichtung besitzen, ungerechnet. Studium und jener Eifer, der nie zur behaglichen Ruhe kommt über die Rolle, der in immerwährender Beweglichkeit von Stufe zu Stufe treibt, kurz, die künstlerische Rastlosigkeit — wie man sie z. B. bei Döring findet — müssen freilich von außen unterstützt werden. Man sage mir nicht, daß die guten und friedlichen Engagements die dramatische Kunst begünstigt haben. Sie knüpfen dieselbe an ein, oft sehr kleines Publicum, während der Thespiskarren von dem Enthusiasmus einer großen Masse geschoben werden sollte. Wenn wir jetzt nicht durch einen Zufall zu Gastrollen gelangen, zu Gastrollen nach allen Seiten hin, so können wir kaum mit unserer Inspiration aushalten, denn die Acclamationen, die das Feuer unterhalten sollen, gehen oft ganz aus, oder werden der nüchternsten Mittelmäßigkeit in demselben Grade zu Theil, wie dem bevorzugten Talente. Ich wünsche Herrn Quanter eine bedeutende Rückwirkung aus dem Parterre, jene pythische Begeisterung im Publicum, die stets die Stimmung des Künstlers angeben wird, also ausgebreitete Gastspiele, daß ich es mit einem, freilich sehr prosaischen, Worte sage. Empfehlen kann man dieses Talent. Herrn Bolzmann betref-

fend, so besitzt derselbe ein sonores Organ, und ein Schauspieler mit diesem Vorzug hat immer einen tüchtigen Vorsprung. Im Theater hören wir zunächst, ja viele hören aus Kurzsichtigkeit nur. Somit wird Herr Bolzmann sich immer auf dem Niveau der Anforderungen erhalten, die die große Masse stellt. Daß er täglich an Embonpoint gewinnt, kann ihn höchstens in den Augen dieser für jugendliche Liebhaber ungeeignet machen; er hätte aber dann noch ein ausgebreitetes Fach in edleren Charakterrollen zu erwarten: wer den Max Piccolomini nicht in ihm sieht, könnte sich vielleicht mit einem Wallenstein dieses Schauspielers befreunden. Anders urtheilt die Mittelmeinung, anders der höhere Maßstab. Und hier gibt es Viele, die dafür halten, Herr Bolzmann würde ohne die Vorzüge des Organs selbst jene Mittelmeinung nicht befriedigen. Er ist der materiellste Darsteller, der mir vorgekommen ist; sogar seine Declamation ist materiell. Ein Kanzelredner mag sich einer so handgreiflichen Exposition befleißigen, aber ein Charakter wird nie durch die Betonung ausgedrückt werden. Sie kennen Kean, von Dumas. Er spiegelt in seiner Persönlichkeit den genialen Stolz der Kunst, und wer dem Darsteller diesen nicht glaubt, wird von vorn herein gegen alle herrlichen Phrasen Keans im Zweifel sein. Die letzteren nun hob Herr Bolzmann mit aller rhetorischen Bedeutsamkeit hervor, aber den Timbre der innigsten Ueberzeugung, der heiligsten Begeisterung und jenes Selbstbewußtseins, das sich nicht nur leicht verletzt fühlt, sondern auch eben so leicht tröstet, vermißte man sehr. Solche Redensarten kann ein jeder herdeclamiren, der sie sich zusammengesetzt oder sie auswendig gelernt hat; ja wie viele Komödianten gibt es nicht nach allen Weltgegenden hin, die täglich hohltönende Worte über Kunst und Kunstwürde in den Tag hinein recitiren, die auf den Sack schlagen und den Esel meinen, die sich des Besten bewußt sind und in der Theaterchronik eigenes Lob predigen. Kean soll inmitten des rohesten Tagestreibens den idealen Theil bewahren, er ist Künstler, und man soll nicht seinen Worten glauben, sondern dem Charakter. Herrn Bolzmann sieht man es nun wohl an, daß er nicht wie Kean in den Tavernen lebt, aber er lebt auch nicht wie Kean in der Kunst. Herr Bolzmann ist ohne Poesie, seine Leistung ist ein rhetorisches Rechnenexempel, nicht einmal ein dramatisches, denn sein Körper ist steif und unbeholfen und läßt sich in keiner Weise zu einem lebendigen Facit gestalten. Die Beine correspondiren nicht mit dem Oberkörper, die Mimik kann nicht aus dem fleischigen Gesichte hervortreten, die Gesten sind gemacht; kurz die Persönlichkeit ist ohne Harmonie und jede Bewegung entbehrt der Unmittelbarkeit und des geistigen Zusammenhanges. Was könnte nun bei so großen Mängeln, die nicht im geringsten durch Poesie des Aeußeren — womit so viele Schauspieler auslangen — bemäntelt, sondern vielmehr durch eine gedrungene und durchaus materielle Gestalt unterstützt werden — was könnte nun bei so großen Mängeln als Vermittelung mit dem Besseren dienen? Geistreiches Studium, das bei vielen Darstellern die Poesie ersetzt. Aber Sie werden einsehen, daß ein geistreiches Studium bei der oben angeführten Auffassungsweise der Worte Doria's nicht sehr zu erwarten steht. Und in der That, Herr Bolzmann ist kein materieller Darsteller aus Neigung, er ist es aus Nothwendigkeit. Wie ihm Alles handgreiflich sein muß, so muß er es auch dem Publicum handgreiflich machen. Statt seine Leistungen ans Herz zu legen, legt er sie an die Sinne. Nichtsdestoweniger kann dieser Schauspieler, der keinen Gebildeten überzeugen wird, die Masse verblüffen, weil die Bühne heut zu Tage der Masse Preis gegeben ist und weil sich die Journalistik so häufig billig finden läßt im Lobe, daß sie jener nicht den Staar steche. Ich werde Ihnen dann und wann einzelne Züge des hiesigen Bühnenpersonals mittheilen, denn auch ich halte dafür, wie unlängst eine Correspondenz aus Frankfurt erwähnte, man müsse bestimmte Namen der Discussion unterwerfen, um solcherweise einen festen Anhalt zu gewinnen gegen die trostlosen Referate, die sich heut zu Tage in der Journalistik drängen. Wie viele Schauspieler sind nicht Alles allein durch den Dichter, der ihnen schöne Worte gibt und in diesen Worten einen schönen Geist, der ihnen eine bewegte Handlung gibt und in dieser mannigfaltiges Interesse. Jetzt bedarf es einiger Naturanlagen, um auf die, an die Dichtung hingegebene Masse zu wirken. Aber wie wenige dramatische Dichter gibt es, denen die Ursprünglichkeit eines Theaterabends, die doch nur in ihnen liegt, zu Statten kommt. „Herr Hanns übertraf sich selbst", „Herr Peter wurde gerufen", „Herr Kunze konnte vor stürmischem Beifall nicht zu Worte kommen", so etwas liest man alle Tage über den mittelmäßigsten, wie über den traurigsten Darsteller. Es kann gewiß nicht schaden, wenn man in dieser Hinsicht einmal zu reineren und weniger entstellten Thatsachen gelangt und die Schauspieler, welche das Repertoire zusammenhalten, von denen unterschreiben lernt, die in der That eine Zukunft, oder gar eine Unsterblichkeit ansprechen mögen.

Notizen.

[Waiblinger.]

Im 4. Hefte des diesjährigen Freihafens finden wir Briefe von Wilhelm Waiblinger, und die Redaction kündigt zugleich eine in Stuttgart erscheinende Gesammtausgabe seiner Schriften an. Waiblinger schrieb diese Briefe an seine Eltern aus Italien, dessen Volksleben er in den beiden Jahrgängen seines Taschenbuchs glänzend geschildert hat.

[Jordan über die Jesuiten.]

In der 4. Lief. des 8. Bandes vom Rotteck-Welcker'schen Staatslexikon lesen wir den Schluß des gediegenen Artikels vom Professor Jordan über den Jesuitismus.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 10. und eine Beilage von Carl Focke in Leipzig.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends **10.** den 19. Oktober 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1840.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn's.

8. Auf feinem Velinpap. Eleg. cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. **Pulcherie.** Von **A. von Sternberg.** — II. **Die blaue Blume.** Novelle von **Julius Mosen.** — III. **Angelica.** Aus den Papieren eines deutschen Edelmannes. Von **Th. Mügge.** — IV. **Ein Frühlingstraum.** Novelle, nach den Mittheilungen eines Freundes, von **Eduard von Bülow.** — V. **Der Todte von St.-Anna's Kapelle.** Ein Criminalfall. Nach Acten und brieflichen Mittheilungen erzählt von **Otto Ludwig.**

Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830 — 38 noch vorräthig, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, aber

zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,

einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 Gr. abgelassen werden.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Jean Paul Friedrich Richter!

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Jean Paul Friedrich Richter,

Erinnerungen

aus meinem Umgange mit Ihm.

Ein Denkmal

von **J. Funck.**

Preis für 20 Druckbogen nur 1¼ Thlr.

Die Verlagshandlung glaubt nur auf das Dasein dieses Buches, welches das Leben und die Werke eines unserer größten Dichter auf eine originelle Weise schildert, aufmerksam machen zu dürfen, um dem Buche einen großen Kreis von Lesern zu sichern.

Vorläufige Anzeige.

Da durch A. von Chamisso's Tod der von demselben im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung herausgegebene „Deutsche Musenalmanach" zu erscheinen aufgehört hat, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung, in der Voraussetzung, daß ein solches Unternehmen die regste Theilnahme im Deutschen Vaterlande beanspruchen könne, Willens für 1840 und die folgenden Jahre einen

Neuen

deutschen Musenalmanach

mit Beiträgen von

Friedrich Rückert, Nicolaus Lenau, Ludw. Bechstein u. A.

herauszugeben.

Es ergeht demnach hierdurch eine

Aufforderung an die deutschen Dichter

die Beiträge, welche sie gesonnen sind dem „Musenalmanach" zu widmen unter der Adresse: „an die Redaction des neuen deutschen Musenalmanachs" der Verlagshandlung nebst Angabe des geforderten Honorars zugehen zu lassen, jedoch da der Druck mit dem 1. Januar 1840 beginnen soll, bis **spätestens Mitte December d. J.** und jedes Gedicht auf ein eignes Blatt geschrieben.

Der Verleger wird, besonders da er die Absicht hat, den ersten Jahrgang **als eine Gabe zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst** darzubringen, für eine würdige Ausstattung sorgen.

Leipzig, im September 1839.

Bernh. Tauchnitz jun.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen:

Kaiser Heinrich der Vierte.

Eine Tragödie

von

F. W. Rogge.

Velinpapier geheftet 1 Thlr. 6 Gr.

Bei Theodor Fischer in Cassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Skizzenbuch

von

Carl Gutzkow.

8. brosch. 1 Thlr. 12 Sgr.

Portraits und Genrebilder.
Erinnerungen und Lebens-Studien

von

O. L. C. Wolff.

8. 3 Bände. 3 Thlr. 12 Sgr.

Der Sinai.
Reisebilder

von

A. Dümas und A. Dauzats.

3. Band. 8. 1 Thlr. 3 Sgr.

Die Blätter für literar. Unterhaltung 1839 sprechen sich Nr. 207 wie folgt darüber aus:

„Kommen diese trefflich geschriebenen Reisebilder auch etwas spät nach der That, da diese Reisen, auf welche sie sich beziehen, schon 1830 und 31 ausgeführt wurden, so sind sie uns als die ansprechendsten, pittoreskesten und wirkungsvollsten Schilderungen Aegyptens und des Landes, welches die fliehenden Hebräer nach dem gelobten Lande hin durchzogen, doch noch immer willkommen."

Buch der Wanderungen.

Ostsee und Rhein von E. v. d. Haide. Herausg. v. C. Grün. 8. brosch. 1 Thlr. 6 Sgr.

Sendschreiben an Herrn Dr. C. Gutzkow in Betreff seiner Zeitgenossen von Carl Grün. 8. brosch. 6 Sgr.

Memoiren des Fürsten von Talleyrand-Perigord, ehemaligen Bischofs von Autun. Gesammelt und geordnet von der Gräfin D.... von C.... A. d. Franz. 2. Theil. 8. 1 Thlr. 6 Sgr.

Talleyrand's politisches und religiöses Leben von Louis Bastide, Redacteur des National. 7. Lieferung bis Ende. 8. 1 Thlr. 6 Sgr. complett 2 Thlr. 3 Sgr.

Auf vorstehende beide Fortsetzungen macht die Verlagshandlung die zahlreichen Abnehmer besonders aufmerksam.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Ein Verzeichniß einer Sammlung belletristischer Werke von 31 Bänden im Ladenpreise 35 Thaler kostend — zu dem äußerst billigen Preise von **Acht Thalern.**

In meinem Verlage ist erschienen:

Nösselt, Fr., Lehrbuch der Weltgeschichte für Bürger- und Gelehrtenschulen. Zweite, sehr vermehrte und viel verbesserte Auflage, mit 3 Stahlstichen und 1 erläuternden Skizze. 3 Theile. gr. 8. 3 Thlr. 12 Sgr.

Retzsch's Umrisse zu Bürger's Balladen: Leonore, das Lied vom braven Mann und des Pfarrer's Tochter von Taubenhayn. 15 Platten. Mit Bürger's Text und Erläuterungen von C. B. von Miltiz, nebst englischer Uebersetzung von F. Shobert. Imp.-Quer-4. Kartonnirt. Subscr.-Preis: 3 Thlr. 12 Sgr.

Leipzig, im September 1839.

Ernst Fleischer.

Immortellen Ihr blüht Blume an Blum' hier im Kranz!

Wen das Beste erfreuen mag, den laden wir zur Bestellung ein auf die im Bibliographischen Institut eben zu erscheinen beginnende

Miniatur-Bibliothek der deutschen Classiker,

Auszug des Schönsten und Gediegensten aus allen ihren Werken.

Jedes Bändchen, über 100 Seiten stark,

elegant gebunden und mit 1 bis 2 sehr schönen Stahlstichen, kostet **nur 9 Kr. rhn., 2 Gr. sächs., 3⅓ Sgr. Pr. Ct.**

Außerdem

erhält jeder Theilnehmer bei Ablieferung des letzten Bändchens als Prämie ein prachtvolles **Kunstblatt,**

die **Portraits** von

Goethe, Schiller, Klopstock & Jean Paul

im schönsten Stahlstich, groß Folio; Preis: 1 Friedrichsd'or,

GANZ UMSONST!

☞ Jeder Knabe, jeder Jüngling, der nur ein paar Groschen oder wenige Kreuzer wöchentliches Taschengeld erhält, ist im Stande, sich diese Bibliothek, welche in gedrängtester, bequemster und genießbarster Form Alles in sich vereinigt, was die deutschen Classiker Treffliches hervorbrachten, anzuschaffen, und jeder Vater oder Erzieher wird eine eben so nützliche, als anständige Verwendung des Geldes billigen und um so lieber unterstützen, da in der Bibliothek nichts Aufnahme findet, was den sittlich-reinen Gefühlen zu nahe treten könnte.

☞ **Unglaublich groß** ist der Absatz, den das Werk überall findet; gewiß der sprechendste Beweis, wie zeitgemäß es ist und wie vollkommen es jeden Käufer befriedigt.

Die Verbindlichkeit des Bestellers gilt immer nur für die nächsten 2 Bändchen; wer fünf Theilnehmer sucht, erhält von jeder Buchhandlung ein sechstes unentgeltlich. Ein Bändchen erscheint jede Woche.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Meister im Schachspiel

und zwar sowohl im gewöhnlichen zu nur zwei, als auch zu vier Personen auf zweierlei Art, so wie im großen Kriegs- und im sogenannten Courirspiel nach alter und verbesserter Methode von C. F. G. Thon.. 8. Elegant geheft. ⅔ Thlr.

Seit Jahrhunderten hält sich nun das Schachspiel und wird selbst heute noch immer mehr die Lieblingsunterhaltung gebilde-

ter Freunde des Denkens. Vorstehende Schrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, bei bündiger Kürze und großer Deutlichkeit auch den allerersten Anfänger leicht und schnell bis zur Meisterschaft darin zu bringen.

Meyer's Conversations-Lexicon.

Bei der ungeheuern Masse von Verlagswerken, welche jährlich der deutsche Buchhandel vom Stapel laufen läßt, ist es nicht zu verwundern, daß mit der Zunahme an der Zahl der Werke der Gehalt derselben in demselben Grade sich mindert.

Es ist daher eine freudige Erscheinung, wenn unter dem vielen Mittelmäßigen und Oberflächlichen, welches mit pomphaften Ankündigungen dem Publicum aufgedrungen wird, etwas Gediegenes und ganz Tüchtiges zum Vorschein kommt. Als solches anerkennen und bewillkommnen wir das im Bibliographischen Institut in Hildburghausen erscheinende

Meyer's
Conversations-Lexicon.

Nach dem vorliegenden 1. Hefte ist dieses Werk mit einer Gründlichkeit und Reichhaltigkeit ausgestattet, wie solches bei **keinem Werke der Art** in der Deutschen Literatur gefunden wird. Es enthält **zwei Mal** so viel Artikel, als das **Pierer**'sche Universal-Lexicon; **dreißig Mal** so viel, als das **Brockhaus**'sche. Dabei geben Tendenz und Richtung des Werks durchaus auf das Praktische hin; es ist recht eigentlich **ein Buch fürs Leben.**

Meyer's Lexicon erscheint in ein und zwanzig Bänden, Royal-Octav, von 700 bis 800 Seiten engen, aber vortrefflichen und klaren Drucks auf superfeinem Velin. Jeder solcher Bände enthält, der Zahl der Artikel nach, so viel, als **zehn** Bände des Leipziger Conversations-Lexicons. Das Werk wird, eben so prächtig als zweckgemäß, ausgestattet mit **fünfhundert** erklärenden und erläuternden **Stahlstichen**, einem historischen und geographischen **Atlas**, den **Bildnissen** der größten Menschen aller Zeiten und Völker und den **Ansichten** und **Plänen** aller Hauptstädte der Erde. Außerdem werden dem Texte über **fünftausend** erklärende **Holzschnitte**, Abbildungen aller Werkzeuge, neuen Maschinen ꝛc. eingedruckt.

Um das Werk den ökonomischen Verhältnissen aller Klassen anzupassen, erscheint es in **Lieferungen**, deren zwölf einen Band ausmachen. Binnen 4 Jahren wird das Werk, für welches mehr als 100 Künstler beschäftigt sind, beendigt sein.

Der **Preis** jeder Lieferung von 64 bis 80 Seiten Text in Royal-Octav und mehrern Stahlstichen ist nur 24 Kr. rhn., 7½ Sbgr., 5½ Gr. sächs.

Jeder, der zehn Subscribenten sammelt, erhält ein Exemplar umsonst.

Gern werden alle Buchhandlungen, auf Verlangen, das erste Heft Jedem zur Ansicht vorlegen.

Bei Wilh. Kaiser in Bremen ist erschienen:

Reise in Griechenland

von

Prof. E. Greverus.

in 8. brosch. 1 Thlr. 12 Sgr.

In Nr. 80 des Literaturblattes zum Morgenblatt sagt der Recensent:

„Es thut wohl, dem kräftigen und wackern Funfziger auf seiner Reise zu folgen, denn überall ist sein Muth frisch, sein Herz gesund, seine Laune heiter, sein Urtheil klar und unumwunden."

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weinlig.)

5. Jahrg. f. 1839. No. 50 — 55 mit 17 Abbildungen.

Wood, Hawkshaw und Brunel über den bei der Great-Western-Eisenbahn befolgten Bauplan. (Fortsetzung.) — Die Einfuhr engl. Leinengarnes nach Frankreich. — Ueber die englische Baumwollenmanufactur nach Burn's Commercial glance for 1838. — Arthur Morin's Versuche mit den Fourneyron'schen Kreiselrädern. — Vorschrift von W. Bohlen zum Schwarzfärben der Hüte. — Holzsparendes Mittel zum Auskochen des Baumwollengarns und der Baumwollenzeuge. — Neues Mittel die Incrustationen der Dampfkessel unschädlich zu machen. — Ueber Lichtbilder (Daguerrotypen). — Bielefeld's tragbares Gerüst. — Jäger in Brugg über die Heizung von Gefangenhäusern mit warmer Luft. — E. O. Pregelles, die verbesserte Anfahrvorrichtung. — J. Ericsson's hydraulische (hydrostatische) Waage. — Bunnett's u. Coope's patentirte Dampfmaschine. — F. B. Holcomb, Ersatzmittel für die Drehscheiben an Eisenbahnen. — Rollmaass zum Untersuchen der Geleisweite auf Eisenbahnen. — Die americanischen Patentträder für Eisenbahnen von S. Truscott, G. Wolf u. J. Dougherty und von J. Bonney, Ch. Bush u. G. C. Lobdell. — Th. Whithworth's Pumpe. — Chronik der Eisenbahnen. — K. Karmarsch, Versuche über die Haltkraft der in Holz eingeschlagenen Nägel. — K. Karmarsch über die Gewinnung des Baggertorfes aus der Moorcolonie der Stadt Nienburg. — Chronik der Eisenbahnen. — Curtis' Eisenbahnwagen, von Pferden bewegt. — Die Wiener Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft. — C. W. Pasley über die Festigkeit einiger englischen Baumaterialien. — Der Temsetunnel. — Preussische Patente. — H. Buff, Versuche über den Ausfluss von Wasser aus Gefässen bei verschiedenen Druckhöhen. — Vorselman de Heer, über den elektrischen Telegraphen. — Aus v. Gerstner's sechstem Berichte über America. — Wm. Fairbairn, Untersuchungen über verschiedene englische Gusseisensorten. — Joseph Carne über die Production der Zinngruben in Cornwall und die Consumtion von Zinn in England. — Uebersicht über den Postverkehr in Preussen. — F. Bohne über Verhütung des Einfrierens der Feuerspritzen. — Desberger über die archimedische Wasserschnecke als Wasserrad. — Hamilton K. G. Morgan's Versuche mit dem Sprengen durch Galvanismus. —

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. October 1839.

Leopold Voss.

Unser

Sonnensystem

zusammengestellt

von

Dr. F. W. Sondermann,

auf 4 Blättern zu 13 Zoll Höhe und 16 Zoll Breite, welche in ein Tableau zusammengesetzt werden können,

lithographirt von A. Platt.

Neue verb. Aufl.

Magdeburg.

Creutz'sche Buchhandlung.

Preis ⅔ Thaler.

In allen Buchhandlungen sind jetzt complett vorräthig:

J. G. Seume's sämmtliche Werke.

Neue wohlfeile Taschen-Ausgabe in 8 Bänden.

Mit dem in Stahl gestochenen Bildniß Seume's.

Subscriptions-Preis

3 Thlr. — 5 Fl. 24 Kr. Rhein. — 4 Fl. 30 Kr. Conv.-Mze.

Es ist dies nun bereits die **Vierte Gesammt-Ausgabe** dieser Schriften, aber keine der früheren hatte sich einer so allgemeinen Theilnahme zu erfreuen, als die oben angezeigte, was hinreichend dafür spricht, daß unser Seume immer mehr anerkannt und verstanden wird.

Für recht anständige äußere Ausstattung ist der Verleger bestens besorgt gewesen und zwar so, daß Seume's Schriften in dieser Beziehung neben allen den jüngst erschienenen Taschen-Ausgaben mit Ehren bestehen können. Die Ausgabe in Einem Bande ist auch noch zu haben und kostet 4 Thlr. — 7 Fl. 12 Kr. Rhein. — 6 Fl. Conv.-Mze.

Leipzig, am 1. October 1839.

Joh. Fr. Hartknoch.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Paxton Cultur der Georginen

(Dahlien). Nach dem Englischen mit Zuziehung des Herrn Hofgärtner Fischer in Weimar und mehrerer anderer Georginenfreunde bearb. von H. Gauß. Mit zwei beigefügten Briefen der Herrn A. v. Humboldt und A. de Jussieu. 8. ½ Thlr.

Die zahlreichen Freunde der Georginen werden schon aus dem vorstehenden Titel erkennen, wie alles geschehen ist, um den Werth der deutschen Uebersetzung zu erhöhen und durch sie diese interessante Schrift, die bereits bei geringerem Gehalt schon in England so vielen Beifall fand, auch bei uns in Deutschland einzubürgern, da es durch sie jedem Gartenbesitzer möglich wird, sich mit geringer Mühe und Kosten die vorzüglichsten Varietäten zu verschaffen, sie gut durchzuwintern u. s. w.

Ein Handbuch für Gebildete aller Stände.

A. Müller, allgemeines Wörterbuch der Aussprache ausländischer Eigennamen, und zwar griech., latein., hebr., portug., span., franz., engl., ital., schwed., dän., niederl., ungar., poln., böhm., russ., pers., arabische Personen-, Länder-, Städte- und andere Namen aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst; nebst einer allgemeinen Aussprachslehre, mit deren Hilfe man auch andere, im Buche nicht vorkommende Fremdnamen aussprechen kann. Zweite, gänzlich umgearb. u. sehr verm. Aufl.

Das ganze Werk besteht aus vier Heften, jeder zu 9 Gr., so daß das Ganze im Prän.-Preise nicht höher als 1 Thlr. 12 Gr. zu stehen kommt. Auf 10 Exempl. wird ein Freiexemplar gegeben. Der spätere Ladenpreis wird 3 Thlr. betragen. Alle namhaften Buchhandlungen nehmen Bestellung auf das Ganze an. Der erste Heft ist bereits erschienen in der

Arnoldischen Buchhandlung in Dresden u. Leipzig.

Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen:

Bibliothek englischer Lustspieldichter von Mehrern übertragen. 18 Bändchen: Sheridan's dramat. Werke, übers. von Alex. Fischer. 1r Thl. Die Nebenbuhler. St. Patrickstag. 8. (16½ Bogen.) Velinp. geh. 21 gr.

Bei dem Mangel an guten deutschen Originallustspielen war es gewiß ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, eine Sammlung der classischen Komödien der Engländer, auch zur Benutzung für die deutsche Bühne, zu veranstalten, deren Fortsetzung bald zu erwarten steht.

Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von Osw. Marbach. **Frühling und Sommer 1839.** gr. 12. Velinp. In elegant. Umschlag à 1 Thlr. 8 gr.

Mit Beiträgen von Fr. Rückert, L. Schefer, W. Alexis, K. Eitner, Fr. v. Heyden, A. Kopisch, Rich. Morning und dem Herausgeber. — Das Herbstheft wird im August versandt.

Schiller's Dichtungen, nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange von Dr. H. F. W. Hinrichs (ord. Prof. der Philos. zu Halle). 1r. lyrischer Theil. 2r. dramatischer Theil, 1ste und 2te Abtheilung. gr. 8. Velinp. geh. 4 Thlr. 20 gr.

Inhalt. I: Einleitung: Schiller und Goethe in ihrem Verhältnisse zu einander. Liebe. Zweifel u. Resignation. Wehmuth. Weibliche Natur. Ideal u. Kunst. Wissen. Nemesis. Liebe u. Treue. Demuth. — II. 1. Einleitung: Schiller als dramatischer Dichter und sein Verhältniß zur deutschen Literatur überhaupt. Die Räuber. Kabale u. Liebe. Fiesko. Don Carlos. — II. 2. Wallenstein. Maria Stuart. Jungfrau von Orleans. Braut von Messina. Wilhelm Tell.

Hiermit ist dieses Werk geschlossen, welches zum richtigen Verständniß und zur vollständigen Würdigung der Werke unsres Nationaldichters unentbehrlich ist. Menzel sagt darüber: „H. hat den Dichter auf eine vorurtheilsfreie, tiefsinnige und würdevolle Weise erklärt; so allein faßt man Schiller richtig auf."

Marbach, Osw., Antigone. Ein Trauerspiel. 8. geh. 16 gr.

Eine freie Nachbildung des Meisterwerks des Sophokles, bestimmt die Schönheiten des Originals allgemein verständlich und in zeitgemäß würdiger wahrhaft schöner Form wiederzugeben.

So eben ist erschienen:

Die Weisheit des Brahmanen.

Ein Lehrgedicht

von

Friedrich Rückert.

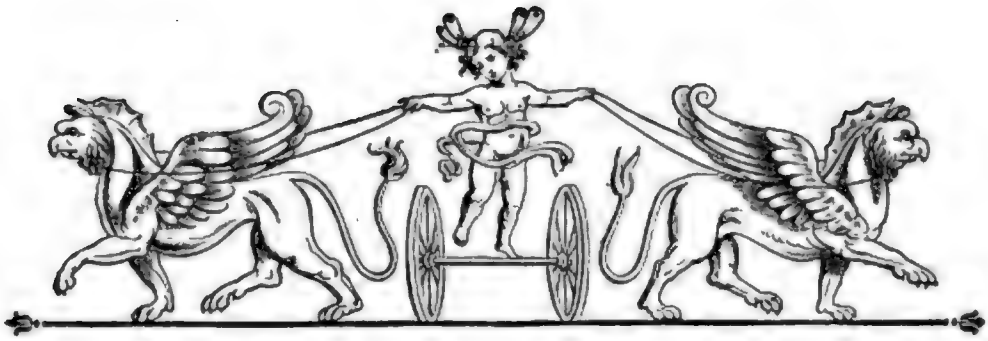
6s (letztes) Bändchen.

gr. 12. Fein geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, 1. October 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 206. — den 21. October 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die gefährliche Verschwiegenheit.

Novelle von Heiberg, deutsch von Karl Ludwig Kannegießer.

(Fortsetzung.)

In Verlauf der Unterredung rechtfertigte sich Karl immer mehr in meinen Augen. „Meine geliebte Charlotte," sagte er, „mein Glück ist nun so groß, daß es mir vorkommt, als ob ich, was auch sich ereignen möge, nicht ganz unglücklich werden könnte. Der Himmel verzeihe mir, wenn ich zu sehr auf meine Kraft baue; er weiß, daß es nicht Uebermuth, daß es nur innige Dankbarkeit ist für das Glück, das er selbst mir geschenkt hat. Nur Eins würde im Stande sein, mich zu zermalmen, und das wäre, wenn Du Dein Herz von mir abwendetest. Aber, nicht wahr, das ist unmöglich?" — „Unmöglich!" stammelte Charlotte. — „Wohlan!" sagte er, „so sei jetzt ruhig bei Allem, was geschehen kann. Ja selbst wenn das Schrecklichste sich ereignete, wenn Du, meine Innigstgeliebte, mir stürbest, ich glaube nicht, daß ich darüber ganz zu Grunde gehen würde. Ich würde dann mein Leben hinleben in stillen Erinnerungen an das Glück, das Du mir geschenkt hast, und das nichts, selbst der Tod mir nicht rauben kann; ich würde mich damit trösten, daß Du stürbest mit meinem Namen auf den Lippen, ich würde die Hoffnung eines seligen Wiedersehens haben." — Charlotte umarmte ihn schweigend und innig. — „Der Himmel bewahre mich jedoch vor allzuschweren Prüfungen!" fügte er hinzu; „man kennt seine Kraft nicht eher, als bis der Augenblick sie fordert."

„Nur Eins," fuhr Karl fort, „mangelt meinem Glücke, daß ich es nämlich in mir selbst verschließen muß, jedesmal, wenn ich es in einem leider nur allzulangem Zeitraume Dir nicht mittheilen kann. Ich schwanke darunter, ich bin beinahe zu schwach, es zu tragen." — „Und ich?" antwortete Charlotte, „geht es mir denn besser?" — „Nein," erwiederte Karl, „aber warum sollten wir nicht Beide einen Vertrauten haben, der uns tragen helfen könnte, was zu schwer für uns allein wäre? Dein Vetter Friedrich ist mein Freund; ich habe die größte Achtung, die aufrichtigste Freundschaft für ihn. In meinem Unglücke war er mein Vertrauter; warum darf ich ihn nicht in mein Glück einweihen? Soll ich seine Theilnahme mit Falschheit, seine Freundschaft mit Betrug erwiedern? Da unser Verhältniß schuldlos ist, o, wie sehr würde es da mein Herz erleichtern, ihn zum Mitwisser zu haben! Ich wollte ihm Alles gestehen; er würde es mißbilligen, ich weiß es, aber wenn ich ruhig seine Vorwürfe angehört, wenn er alle Umstände erfahren hätte, würde er mir vergeben, Mitleid fühlen mit unserm Zustande, entschuldigen, was er nicht vertheidigen könnte, und mein Gewissen würde einen festen Haltpunct haben an seiner männlichen Schonung." — „Ums Himmels willen!" rief Charlotte aus, „er weniger als irgend Jemand! Er wäre der Letzte, den ich in mein Geheimniß einweihte. Ich bin ihm gewogen, ich achte ihn; aber ich fürchte ihn. Ich würde mich vor

ihm schämen, ich würde nicht wagen, ihm unter die Augen zu treten. Nein, mein Freund, weder er noch sonst Jemand darf unsere Verhältnisse kennen. Und was sollte es frommen? Ist ein Verbrechen in dem, was wir begangen haben? Haben wir unser Gewissen zu beruhigen? Ich nicht im mindesten. In meiner Liebe ist mein Gewissen, wie alle meine andern Gefühle, beruhigt; ich sehe nicht ein, wie irgend ein Zwist unter ihnen entstehen könnte. Und liebst Du mich minder, als ich Dich liebe?" — „Nein, meine innigst geliebte Charlotte," rief Karl aus. „Nein, meine Liebe ist so stark, so wahr und so aufrichtig, daß sie keiner Entschuldigung bedarf. Ich will hierin, wie in Allem, Dir ganz folgen, ich will glauben, daß Dein Gefühl nicht irren kann, und Dein schuldloser Wille soll mein einziges Gesetz sein."

Hatte ich schon im Anfange der Unterredung mich nicht entschließen können, mich zu erkennen zu geben, so ward es mir nach der Wendung, welche sie jetzt genommen hatte, rein unmöglich. Ich beschloß, in meinem Versteck zu bleiben, bis die Liebenden sich entfernt hatten. Karl war der erste, welcher daran erinnerte, daß es Zeit sei, sich zu trennen. Charlotte stimmte ihm bei. Nachdem sie ihm auf Veranlassung seines Geburtstages eine goldene Kapsel gegeben hatte, welche eine Locke ihres Haares enthielt, nachdem sie flüchtig mit ihm verabredet hatte, wann sie wieder hoffen dürften, zusammenzukommen, umarmten sie einander zum Abschied und schlichen leise aus dem Zimmer.

Ich kam aus meinem Versteck hervor, ging zum Fenster und entdeckte beim Schein einer Straßenlaterne Karl'n und Charlotten, welche die Straße hinaufeilten und um die Ecke verschwanden. Hurtig verließ ich das Haus. Mein Gemälde, das ich nun aus gutem Grunde, nicht zurücklassen konnte, nahm ich eilig mit mir nach Hause, und begab mich darauf unverzüglich zu meiner Tante.

Ich traf sie gerade, wie sie im Begriff war, in das Schauspiel zu gehen. „Ich bitte um Verzeihung," sagte ich, „ich hatte es rein vergessen, daß heute Ihr Schauspielabend ist. Aber da ich einmal hier bin, will ich doch hingehen und die Familie auf einen Augenblick begrüßen. Ist Charlotte zu Hause?" — „Nein," antwortete sie, „Charlotte ist in den Tanzübungen bei Etatsraths." — Dort pflegte nämlich Charlotte, so wie mehrere von ihren Freundinnen, gewisse Abende in der Woche an einer Tanzübung Theil zu nehmen. — „Seltsam!" sagte ich. „So eben ging ich bei Etatsraths vorbei und sah ein junges Frauenzimmer hineingehen, die Charlotten so sprechend ähnlich war, daß ich sie beinahe angeredet hätte; aber da kein Bedienter bei ihr war, so sah ich ein, daß ich mich nothwendig geirrt habe." — „Ein vortrefflicher Schluß!" brach meine Tante aus, indem sie ein lautes Gelächter aufschlug. „Also weil kein Bedienter bei ihr war, konnte sie es nicht sein? Ich sage Ihnen, daß es Charlotte war, die Sie sahen." — „Und ich," antwortete ich, „ich sage Ihnen, liebe Tante, daß es Charlotte nicht war; denn Sie konnten unmöglich so unvorsichtig sein, Sie allein dahin gehen zu lassen." — „Da sehe man doch!" antwortete Frau von R. „So glauben Sie wirklich, daß mein Bedienter nichts Anderes zu thun hat. Ich werde wohl noch einen eigenen Bedienten für Charlottens Aufwartung halten sollen!" — „Thun Sie, was Sie wollen!" entgegnete ich; „aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie Ihren Mangel an Wachsamkeit nicht einmal zu bereuen haben!" — „Hören Sie, lieber Friedrich!" gab sie zur Antwort, „Sie mögen ein ganz guter Mensch sein, aber Sie sollten sich nicht in die Erziehung mischen, von der Sie nichts verstehen. Ein junges Mädchen muß nicht an viele Aufwartung gewöhnt werden. Ein Kind, wie Charlotte, kann noch ohne Gefahr für ihren guten Ruf allein zu Etatsraths gehen, zumal so früh am Abend. Wenn die Tanzübung vorbei ist, pflege ich sie von dem Bedienten abholen zu lassen; aber heute Abend, erschrecken Sie nicht! heute Abend kann ich nicht einmal diese wichtige Pflicht erfüllen, da der Bediente mich selbst aus der Komödie zurückbegleiten soll. Aber beruhigen Sie sich! Es ist nicht das erste Mal, daß es geschehen ist, und es wird sich schon in der Gesellschaft Einer oder der Andere finden, der sie nach Hause bringt." — „Ich versprechе Ihnen," antwortete ich, „daß sie nicht in Verlegenheit kommen soll, denn ich selbst werde sie abholen." — Mit spöttischer Miene sah mich meine Tante an und sagte: „Ich bin Ihnen für Ihre Dienstfertigkeit sehr verbunden!" Zugleich verneigte sie sich und ging.

Ich verfügte mich zu Etatsraths, wo der Tanz in vollem Gange war. Ich sagte, daß Frau von R. mich gebeten habe, Charlotten abzuholen. Man antwortete mir, daß sie, wie gewöhnlich, sehr spät gekommen sei, und daß man sie deswegen unmöglich fortlassen könne, bis Alles vorbei sei. Ich sagte, daß ich Zeit habe, zu warten, und bat um Erlaubniß, in den Tanzsaal zu gehen. Als Charlotte mich erblickte, ward sie sichtlich verlegen. Ich suchte so ungezwungen und aufgeräumt wie möglich zu sein. Als der Tanz zu Ende war, begleitete ich sie nach Hause. Unterwegs erzählte ich ihr meine

Unterredung mit ihrer Mutter, und sagte, daß ich von nun an sie zur Tanzübung hin und her bringen wolle. Sie dankte mir dafür auf eine Weise, welche mich befremdete; denn ich hatte nicht geglaubt, daß ein so junges und natürliches Mädchen schon eine solche Meisterin in der Verstellung sein könne. Ich fand es bestätigt, daß Amor der schlaueste Lehrer ist, und daß seine erste Lection den Lehrling weiter bringt, als zehn Jahre gewöhnlichen Unterrichts.

Den nächsten Morgen sandte ich Karl'n meinen Rembrandt, und ging dann auch hin zu ihm, um ihm Glück zu wünschen. Nach einer kurzen Unterhaltung überlieferte ich ihm den Thürschlüssel, erzählte ihm, wie ich dazu gekommen sei, und bat ihn um Entschuldigung, daß ich ihn in der Vergessenheit so lange behalten habe. Er erröthete, nahm ihn schweigend hin, und verwahrte ihn tief in seinem Schranke.

Am nächsten Tanzabend ging ich zu Charlotten und sagte, daß ich der Verabredung gemäß käme, um sie abzuholen. Sie dankte mir für meine Güte, sagte aber, daß sie sich nicht wohl befinde, und bat mich, zu Etatsraths hinzugehen und die Familie zu unterrichten, daß sie nicht kommen könnte. Ich konnte nicht umhin, über diesen Vorwand zu lächeln, denn für etwas Anderes konnte ich es nicht halten. Inzwischen richtete ich ihren Auftrag aus und sann nach, durch welche Mittel das listige Mädchen es nun anfangen werde, mich hinters Licht zu führen. Es ist ein ungleicher Kampf, dachte ich zuletzt; das Beste ist, nachzugeben; im Grunde habe ich doch kein Recht, mich in die Sache zu mischen, und in jedem Falle werde ich den Kürzeren ziehen. Ich ließ es mir damals nicht träumen, daß eine höchst traurige Begebenheit mich bald von der Verantwortlichkeit befreien würde, zu der ich mir einbildete, verpflichtet zu sein.

Als ich nämlich wenige Tage darauf Karl'n auf der Straße begegnete, kam er hastig auf mich zu und fragte: „Was macht Charlotte?" — Ich konnte mich kaum enthalten, zu lächeln, faßte mich jedoch und sagte: „Ich bin seit einigen Tagen nicht bei meinem Oheim gewesen; als ich zuletzt Charlotten sah, klagte sie über eine kleine Unpäßlichkeit, von der sie verhindert ward, an ihrer Tanzübung Theil zu nehmen; aber ich habe die beste Hoffnung, daß sie sich jetzt wohl befindet." — „Wie?" rief Karl aus, „weißt Du nicht, daß sie gefährlich krank ist? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Ein Blick auf Zeit und Ewigkeit.]

Wenn ich die weithintönenden Hallen der öffentlichen Bibliotheken durchlaufe und Millionen von Büchern sehe, die bemoost und bestaubt um Befreiung bitten, wenn ich dann zu bemerken gezwungen bin, daß alle diese Bücher unbenutzt blieben, ja sogar überflüssig sind, daß der Mensch ein geistig wiederkäuendes Thier ist, daß nach Jesaias kein Buch mehr kommt, das für alle Bewohner der Erde denselben Werth hätte; daß nach Hiob kein Buch mehr kommt, das die ewigen Zweifel des Lebens so kühn wie Kanonenkugeln unserm lieben Herrgott in seinen blauen Schlafrock, den Himmel, entgegenschleudert; daß nach dem moralischen Theil der Bibel und des Evangeliums alle Geistliche aller Religionen nur als Futtertuch moralisiren, so möchte ich ausrufen: wer auch wagt es, noch ein Buch zu schreiben; wer hat den Uebermuth, zu glauben, daß man noch funfzig Jahre nach seinem Tode des Autors Bücher liest; wer auch ist Handelsmann genug, um für das Leben einen Wechsel auf die Unsterblichkeit auszustellen, die gewiß nur deswegen so allgemein ist, weil sie nichts kostet! — Und doch —; sollte die Welt nach einer Reihe so vieler Jahrhunderte, wo so viele wahrhaft große Männer und Menschenfreunde leben, um nichts besser geworden sein? Schlingt sich ein Faden durch diese sterblichen Reste, der, aus Herzensblut gesponnen, sich bis in die Unendlichkeit wagen wird? Sind wir im Fortschritt begriffen? Kann die Natur, weil es doch einmal kein Ideal gibt, das nicht aus natürlichen Gegenständen combinirt wurde, kann die Natur den Menschen glücklich machen, auch wenn er sie verschönern und vergeistigen will, mit einem Worte, ist Kain, der der Erwerber heißt, oder Hebel, Abel, der die Eitelkeit heißt, da er Schäfer und Dichter war, Meister der Welt?*) Wird einst die Vernunft mit dem Herzen einen Waffenstillstand eingehen?" — O, tretet hinaus in die engen Straßen der großen Städte, da wimmelt es von geistigen Erfindungen, von Beweisen der Menschengröße. Gaslichter, Dampfmaschinen, Zeitungen, Eisenbahnen, Daguerreotypen, Gemälde, Bücher, kurz Alles beweist dir, wie die Menschen erfinden, — so nennen sie es, — aber unter dem Schatten des Geistes wandelt das Gespenst des Unglücks, Armuth und Elend, Laster und Meuchelmord ziehen mit dumpfem Trommelschlag auf, jeder will leben, will lieben, denn jeder hat einen Magen und ein Herz, und betrachtet seinen Nächsten, der einen Bissen Brot ißt, als seinen Feind. Gehst du weiter, so findest du, wie die dumme Eitelkeit sich in Pracht und Glanz hüllt und vor Langeweile die Kunst liebt, und wieder siehst du die Krone der Schöpfung, das Weib, wie es seine Reize für ein Stück Metall anbietet, ein Laster, das kein Thier kennt, und weiter siehst du, wie die Kaufleute sich die Köpfe zerbrechen, um dem armen Manne einige Sous mehr abwuchern zu können, und abermals wirst du sehen, wie der geistreiche Mann seinen Geist dem armen

*) Merkwürdig sind die Namen in der Bibel, sie allein repräsentiren ganze philosophische Systeme.

Digitized by Google

für Geld aufbürdet, wie der Prieſter Gott anbetet für die baare Bezahlung, die ihm der Arme gibt, wie der Arzt die Menſchen heilt, um viele Kranke zu erhalten, wie der Advokat dein Recht ſich zueignet, um viele Proceſſe zu haben, wie alles hienieden verdreht und naturwidrig iſt, wie der Menſch ſich ſchon Millionen Jahre lang Mühe gibt, um ſich und ſeine Nachkommen unglücklich zu machen, und dann frage ich dich, wozu Bücher ſchreiben? wozu predigen? wozu denken? wozu Blätter herausgeben? wozu es beſſer machen wollen als die Andern? wozu als Stern glänzen wollen, wenn ganze Sonnen untergehen, ohne das Herz erwärmen zu können? — Höchſtens kannſt du wie der Strauß, vom Schickſale verfolgt, dein Haupt in den Sand ſtecken und ſalzige Thränen weinen; denn es ſcheint faſt, als ſei der Ocean aus lauter Menſchenthränen zuſammengeſetzt worden, als ſeien ſeine Wellen deswegen ſo ſalzig und ſo ſtürmiſch. Wenn dann deine Poeſie dich unglücklich macht, ſo wirf ſie weg, zerdrücke ſie wie eine Schlange, deren farbenſpiegelnder Rücken dein Auge blendet, und wenn du dennoch nicht ſchweigen kannſt, ſo ſchreie ſtatt zu ſingen, ſperre den poetiſchen Mund krokodyllenmäßig auf, damit die Leute dich als ein Ungeheuer anſehen, und es wird dir vor dir ſelbſt bang und läſtig. — Leider thaten es die meiſten — ſie konnten nicht anders, die Natur läßt ſich verzerren, verdrehen, verunmenſchen, aber ſie bleibt Natur, und oft nutzt alle Tyrannei nichts. — Einſt hatte meine Schweſter, ein poetiſches unglückliches Kind, Blumen in unſern Küchengarten geſetzt. Darob ergrimmte die Mutter; denn die Kleinen wollten Kohl und Kartoffeln eſſen, aber keine Nelken. Sie ſchlug ihre Tochter und dieſe weinte, nicht wegen der Schläge, ſondern wegen der abgeriſſenen Blumen. Den andern Morgen gingen wir Hand in Hand ins Feld, ärmlich gekleidet, die Schaufel auf dem Rücken und ein Stück Schwarzbrot in der Taſche. Sieh, ſagte meine Schweſter zu mir, wie dort mitten im Kornfelde ſo ſchöne Blumen ſtehen, die hat keiner gepflanzt, ach und ſieh, die kann kein Menſch ausreißen, ſo verwebt ſind ſie mit dem Korn, ach, wie iſt das ſo ſchön! Und entzückt blieb ſie ſtehen und weinte Thränen der Freude. Sie hatte dieſe Kornblumen jeden Tag geſehen, aber dieſe Bemerkung fiel ihr erſt ein, als die Mutter ihr die Blumen ausriß. — Ja, es kann der Menſch die Blumen der Poeſie nicht aus dem Kornfelde reißen, ſie ſind ſogar die nothwendige Exiſtenz des Kornes, des Lebens; aus den Gärten, aus den Städten könnt Ihr ſie vertreiben, auf dem Lande, in der Natur, trotzt ſie Euch bis in die Ewigkeit und verwebt ſich mit dem täglichen Brote. — Die Blüthe einer jeden Frucht iſt ja Blume, und wo gibt es eine ſchönere Poeſie als ein Rappsfeld am Fuße eines Berges, wenn die Morgenröthe aufgeht! Die Kartoffel ſogar hat ihre Blüthe; es gibt eine unzertrennliche Poeſie im Leben, es gibt ein Glück im Leben, das wir noch nicht kennen, oder beſſer, verſchmähen, ja es gibt ſogar kein Uebel, das, weiſe angewendet, nicht eine Wohlthat iſt; wenn ich meiner Ziege den Schierling aufſuchte, ſo gab ſie mir das doppelte Maß Milch. Es gibt ein Paradies hienieden, in dem der Baum des Lebens ganz nahe bei dem Baume der wahren Erkenntniß ſteht. Der Menſch muß ihn aufſuchen, und ſei es auch durch Umwege, der Menſch kann untergehen, die Menſchheit nicht, und iſt dieſe Wahrheit einmal da, ſo fragen wir kühn: In welchem Stadium iſt unſere Zeit? Welchen Zweck hat ſie? wo iſt ihre Diagnoſis? welche Krankheit von ſo vielen iſt zuerſt die gefährlichſte, und wo iſt der Sitz der jetzigen Gährung? — Dies will ich verſuchen anzudeuten. — Ein gutes Journal iſt weiter nichts als ein Salon für gebildete Leute, — die Elegante ſoll es für die elegante Welt ſein; laſſen Sie mich daher meine Soirée geben, ich bleibe zeitgemäß und in der Gegenwart. Wer anders denkt, der ſage es heraus, nur wenn Stahl auf Stein fällt, ſprühen Funken heraus; wenn die Axt in eine Eiche haut, ſchärft ſie ſich und jauchzt vor Freude, auf faulem Holz prallt ſie ab und wird ſtumpf. Hingegen glänzt dies auch, wenn es ſtockfinſter iſt; ſobald aber ein Stern glänzt, iſt es wieder faules Holz, allenfalls gut, um Zunder daraus zu machen, um meine Pfeife daran anzuzünden. O, es muß auch faules Holz geben, und es muß auch wohlfeile Journale, Localdichter und ſchlechte Schriftſteller geben. Unſere Zeit iſt ein greiſender Held, der ſich auf Ruinen ausruht, ein Marius, der einen Cäſar erzieht. Lamarque ſagte: nous faisons une halte dans la boue, und er ſagte wahr. Wir haben alles neugierig betaſtet, haben an alles, was ſonſt für heilig galt, die Hand gelegt, Religion, Königthum, Adel und Reichthum, wir haben gezeigt, daß wir können, wenn wir wollen, gleichen aber einem edlen Ringer, der großmüthig ſeinen Gegner von ſich ſtößt, im Grunde aber ſeine Kräfte ſchwinden ſieht. Wir haben die ganze Geſellſchaft rieſenhaft umarmt, und haben ſie ſimſonmäßig auf den Berg getragen, den andern Morgen aber kamen die Philiſter und holten ſie wieder, die eiſernen Thore, und ſeither zimmern ſie noch daran, denn die Angeln wollen nicht mehr paſſen, und der Simſon läuft während dieſer Zeit herum und bindet Fuchsſchwänze zuſammen und ſucht das Korn der Philiſter zu verbrennen, aber ſie werden ſehen, er ergreift doch noch die Pfeiler der Philiſterpaläſte und begräbt ſich mit ihnen — das iſt unſere Zeit — und Paris iſt der Simſon!

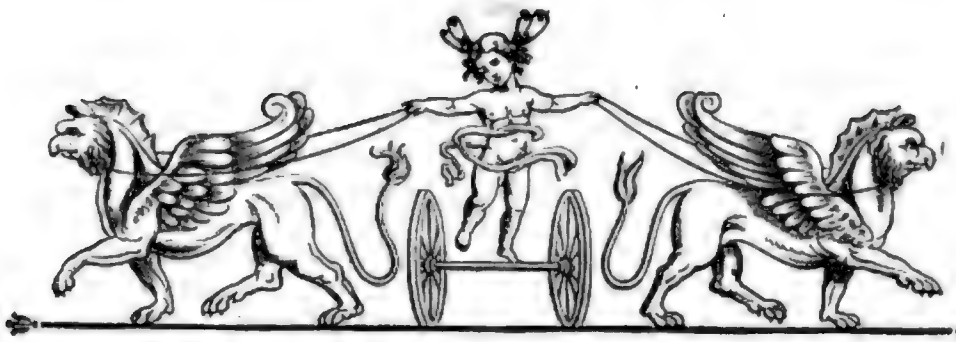
(Die Fortſetzung folgt.)

Notiz.

[Schumann's muſikaliſche Zeitung.]

Als Zulage zur Neuen Zeitſchrift für Muſik (Leipzig, bei Robert Friese) iſt ein 7tes Heft Muſikalien ausgegeben, enthaltend ein Andante und Allegro von Clara Wieck, eine bisher noch ungedruckte Fuge von J. Sebaſtian Bach, Chor aus Oſſian's Geſängen für Männerſtimmen von einem ungenannten Componiſten, und von C. Koßmaly für Singſtimmen und Pianoforte ein angebliches Lied vom König Ludwig von Baiern. Von C. Koßmaly's Feder waren auch die muſikaliſchen Charakteriſtiken, welche die Zeitung im Text brachte. Nr. 2. davon, Ferdinand Rieß darſtellend, laſen wir im Auguſt des Journals.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 207. — den 22. October 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die gefährliche Verschwiegenheit.

(Fortsetzung.)

Höchst bestürzt über diese Nachricht veränderte ich sogleich Blick und Ton. Ich nahm Karl unter den Arm und ging auf der Stelle mit ihm zu meinem Oheim. Es war leider nur allzu wahr. Charlottens Unpäßlichkeit an jenem Abend war kein Vorwand gewesen. Es war ein hitziges Fieber geworden, das den Arzt sehr bedenklich über ihren Zustand machte. Das ganze Haus war in Besorgniß und Aufruhr. Meine Tante schwamm in Thränen, alle die kleinen Geschwister weinten und jammerten. Ich selbst war kaum Herr meiner Betrübniß. Nur der Oheim, ein ziemlich ruhiger Mann, der in Allem gewohnt war, das Beste zu hoffen, und Karl, der unbegreifliche Karl, waren unbekümmert, und schienen an der allgemeinen Trauer kaum Theil zu nehmen. Ab und zu ging Karl zu der Kranken, setzte sich bei ihr nieder und sprach freundlich mit ihr, ohne jedoch eine ungewöhnliche Bewegung zu verrathen. Wenn er dann heraus in das andere Zimmer kam, war er so kalt, daß ich mich beinahe ärgerte, ihn so zu sehen. Er ging mit meinem Oheim auf und nieder, sprach mit ihm von dem Cours, von königlichen Obligationen, von den neuesten Zeitungsnachrichten. Der ganze Auftritt kam mir so peinlich vor, daß ich es nicht aushalten konnte, sondern mich davon machte.

Charlottens Krankheit währte lange. Bald hatte der Arzt Hoffnung, bald neue Besorgniß. Eine lange Zeit befanden wir uns Alle in dem fortgesetzten geisterzehrenden Wechsel dieser beiden Zustände. Nichts ist geschickter, als dieses unbestimmte Schweben, die Seele abzustumpfen. Meine Tante, deren Kummer im Anfange der Krankheit aufrichtig und innig gewesen war, fing an immer gleichgültiger zu werden bei diesem langsamen Gange, und bald ihre gewöhnlichen Zerstreuungen zu suchen. Die kleinen Geschwister waren nun schon vertraut mit dem Gedanken, daß Charlotte krank sei, so daß es ihnen vorkam, als sei sie es stets gewesen und müsse es fortwährend bleiben. Mein Oheim war mürrisch, daß sein sonst so fröhliches Haus ein fortwährendes Krankenzimmer geworden sei, und sah es gern, wenn es für ihn und seine Frau Gelegenheit gab, außer dem Hause einige Zerstreuung zu finden. Karl zeigte in diesem ganzen Zeitraume die unbegreiflichste Fassung und Ruhe. Nur ein einzigesmal war er nahe daran, sich zu verrathen. Dies war, als mein Oheim in einer Unterredung mit ihm seiner verdrießlichen Laune in folgenden Worten Luft machte: diese ewige Krankheit wird langweilig. Wenn Charlotte nicht aufkommen kann, so möchte ich wünschen, daß es bald mit ihr zu Ende ginge! — Bei diesen Worten war es, als ob Karl'n ein kalter Schauer überlief; er wandte sich rasch um, ging ans Fenster und that, als ob er auf die Straße hinausblickte. Einen Augenblick darauf trat er mit unveränderter Miene zu meinem Oheim hin und sagte zu ihm: „Haben Sie Benjamin Constant's Rede in der Deputirtenkammer gelesen?" — Und sogleich kam ein politisches Gespräch auf die Bahn.

Bei dem Gedanken, was Karl's Herz in dieser Zeit leiden, wie viel seine wirklich meisterhafte Verstellung ihm kosten mußte, war ich mehr als einmal Willens, ihm zu gestehen, daß ich Mitwisser seines Geheimnisses sei, damit er doch seinen Schmerz an der Brust eines Freundes ausströmen könne, nachdem er ihn mit beinahe übermenschlicher Kraft in sich selbst verschlossen hatte. Aber jedesmal, wenn ich mit dieser Absicht mich in ein Gespräch mit ihm einließ, veranlaßte mich seine ruhige, und, wie es schien, natürliche Fassung, es aufzuschieben. Bald ward ich durch des Zufalls unberechenbare Laune zum zweiten Male der verborgene Zeuge einer Unterredung zwischen ihm und Charlotten, und diese überzeugte mich vollends, daß ich meine Absicht ganz aufgeben müsse.

Der Arzt hatte nämlich der Kranken eine Arzenei verordnet, welche für sehr wichtig gehalten wurde. Sie sollte Tag und Nacht unausgesetzt eine gewisse Dosis davon zu gewissen bestimmten Zeiten nehmen. Mangel an Genauigkeit von Seiten ihrer Aufwärterinnen hatten mehrmals eine Versäumniß dieser Verhaltungsregel bewirkt, und der Arzt hatte ernstlich darüber geklagt. So oft es mir möglich war, sorgte ich für die pünctliche Befolgung der Vorschrift des Arztes, und gab ihr die Arzenei eigenhändig, wenn die Andern es vergaßen. Ich wachte sogar manche Nacht an ihrem Lager, um mit der größten Genauigkeit der Verordnung nachzukommen. Eines Tages waren Oheim und Tante zu einer großen Mittags- und Abendmahlzeit eingeladen und dorthin gefahren. Ein Dienstmädchen, welches zugleich mit mir die vorige Nacht gewacht hatte, war müde und wünschte auszuruhen. Ich gab ihr die Erlaubniß, sich zu entfernen, und übernahm indessen selbst die Aufsicht über die Kranke. Um den Zugwind abzuhalten, hatte man einen Schirm vor die eine Thür gesetzt, durch welche der Ausgang war zu den Gemächern des Hinterhauses. Da ich allein mit der Kranken geblieben war, welche gerade in einem tiefen und ruhigen Schlummer lag, setzte ich mich, ermattet von der Wache der vorhergehenden Nacht, auf einen Stuhl zwischen dem Schirm und der Thür, in der Absicht, ein wenig an diesem ziemlich dunklen Orte zu schlummern, überzeugt, daß ich bei der mindesten Bewegung Charlottens sogleich erwachen würde. Und so schlief ich augenblicklich ein.

Ich ward durch eine lebhafte Unterredung geweckt, und war kaum zur Besinnung gekommen, als ich merkte, daß es Karl war, der an Charlottens Bette stand und mit ihr sprach. Ich wollte aufspringen, aber einzelne Worte und Ausdrücke belehrten mich, daß man diesmal eben so wenig wie in meinem früheren Versteck meine Anwesenheit ahnte; ich blieb also sitzen, und beschloß zu thun, als ob ich schliefe, im Fall man mich entdeckte, ja, wo möglich, wirklich zu schlafen, um nichts zu hören; aber Letzteres ward mir unmöglich, da die Unterredung von so rührendem Inhalte war, daß ich nicht unterlassen konnte, mit der größten Theilnahme danach hinzuhören.

„Ich fürchte," sagte Charlotte, „daß ich von dieser Krankheit nicht aufkomme. Ich habe ein eigenthümliches Vorgefühl von meiner nahebevorstehenden Auflösung. Ist es nicht hart, daß ich in einem so jungen Alter das Leben verlassen soll, jetzt da ich erst anfange, es kennen zu lernen, jetzt, da ich die erste Ahnung habe von dem Glücke, das es mir gewähren könnte!" — Bei diesen Worten brach sie in stille Thränen aus. Aber in heftigster Verzweiflung rief Karl aus: „Nein, nein, Charlotte, sprich nicht so! Du bist noch nicht so krank, daß es keine Rettung für Dich gäbe!" — „Unterbrich mich nicht!" antwortete sie matt, „wer weiß, ob dies nicht das letztemal ist, wo wir ohne Zeugen miteinander sprechen können? Laß mich denn eilen, Dir zu sagen, was mir noch am Herzen liegt. Ich glaube, daß es mit mir vorbei ist. Wenn ich mich irre, so sei der Himmel gelobt; aber ist es sein Wille, daß ich das liebe Leben verlassen soll, das ich so innig liebe, so gelobe mir Eins, mein Freund, gelobe es mir, damit ich ruhig sterben kann." — Karl war in einer so heftigen Bewegung, daß er nicht zu antworten vermochte. — „Gelobe mir," sagte Charlotte mit ernster, ja fast feierlicher Stimme, „gelobe mir, daß Du unser Geheimniß bewahren, daß Du es mit Dir ins Grab nehmen willst. Mit männlicher Kraft hast Du es bis jetzt in Dir verschlossen; gelobe mir, daß es dort nach meinem Tode verbleiben wird! — Ach," fügte sie hinzu, indem sie wieder in Thränen ausbrach, „ich bin gewiß weit mehr geschickt zu leben als zu sterben, denn meine Seele kann sich noch nicht von den irdischen Gedanken losreißen. Ich bin mir keines Vergehens gegen Gott bewußt; aber die Menschen würden mich strenge beurtheilen, wenn sie erführen, wie weit mich meine Zärtlichkeit gebracht hat. Wenn ich begraben werde, wird ja wohl meine Mutter einen Myrtenkranz auf meinen Sarg legen, denn das ist ja Sitte und Brauch, wenn junge Mädchen sterben; aber es würde hart sein, wenn Jemand dächte: sie hat es nicht verdient." — „Meine Charlotte!" rief Karl unter einem Strome von Thränen aus, „der Himmel bewahre Dein

Leben! Aber magst Du leben oder sterben, unsere Liebe soll ein ewiges Geheimniß vor der Welt bleiben. Keinen, nicht einmal Friedrichen, werde ich würdig halten, darin eingeweiht zu werden. Unser Geheimniß soll das geistige Band sein, das selbst nach dem Tode noch uns vereint, und aus dessen magischem Kreise jeder Ungehörige ausgeschlossen ist; es soll die Losung sein, woran wir im Himmel einander wiedererkennen, und das uns in Ewigkeit verbindet. Meine geliebte, meine unvergeßliche Charlotte! Bei unserer Liebe, bei Deiner und meiner Seligkeit schwöre ich Dir die heiligste, die unverbrüchlichste Verschwiegenheit. Nicht blos meine Worte, auch mein Wesen und meine Mienen sollen mein Herz nicht verrathen. In dem fortgesetzten unablässigen Kampfe mit mir selbst wird es mir scheinen, als ob Du noch lebtest, als ob Du mir nahe wärest." — „Ich nehme Dein Gelöbniß an," sagte Charlotte, ich nehme es an, und bin ruhig."

Diese und ähnliche Reden fielen zwischen den Liebenden vor. Bald ward es mir unmöglich, länger in meiner peinlichen Lage zu bleiben. Ich stand auf, öffnete mit großem Geräusch die hinter dem Schirm befindliche Thür und schloß sie wieder, worauf ich mit starken, aber langsamen Schritten in die Stube trat. Karl hatte inzwischen in der Vermuthung, daß es Jemand sei, der von den hintersten Gemächern herkäme, die Gelegenheit, die ich ihm gab, benutzt, und war fortgegangen. Ich nahm einen Augenblick Platz bei Charlottens Bette und fragte: „Wie ist es mit Dir?" — „Gut," antwortete sie, ohne mich anzusehen. Ihr Blick starrte vor mir vorüber, und war unbeweglich auf einen einzigen Punct hingerichtet. Ich blieb noch ein wenig und betrachtete sie. Dann ging ich hinaus in das anstoßende Zimmer. Hier begegnete ich Karl'n, der, mit dem Hut in den Händen, sich das Ansehen gab, als ob er jetzt erst gekommen wäre. Ihr führte ihn zu Charlotten hinein, welche er mit freundlicher Theilnahme, aber völlig gefaßt, nach ihrem Befinden befragte. „Thu' mir die Liebe," sagte ich zu ihm, „und bleib statt meiner hier, und sorge dafür, daß Charlotte ihre Arzenei genau nach der Vorschrift des Arztes bekommt. Ich habe wichtige Briefe zu schreiben, die heute Abend zur Post müssen, und möchte deswegen nach Hause gehen. Ich komme wieder, um Dich abzulösen." — Darauf ging ich, froh, unter diesem Vorwande den Liebenden eine längere und ununterbrochene Unterredung verschafft zu haben. Erst um elf Uhr begab ich mich wieder hin; bei meiner Ankunft nahm Karl Abschied und ging. Eine Stunde später kam der Oheim mit der Tante aus der Gesellschaft zurück.

In zwei Tagen war Charlotte todt. Bei ihrem Begräbniß war auch Karl zugegen, bleich und ernst, als ob er von stiller Betrübniß erfüllt wäre, nicht als ob sein Inneres von einer gewaltsamen Verzweiflung verzehrt würde. Der Myrtenkranz lag auf ihrem Sarge. Als die drei Schaufeln Erde, welche der Prediger auf den Sag warf, gerade auf den Kranz fielen, und dessen junge Blätter säuselnd sich darunter beugten, begegneten Karl's und meine Augen zum ersten Male einander, und Thränen bahnten sich auf einmal den Weg bei uns Beiden. Es ahnte ihm nicht, daß ich denselben Gedanken hatte wie er.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[Die Krisis in unserer Zeit; Frankreichs Gegenwart.]

In der That wäre es mehr als thöricht, zu glauben, unsere Zeit selbst sei ein Fortschritt für den einzelnen Staat, vielmehr baut Europa einen babylonischen Thurm, das heißt, eine Weltcentralstadt, so wie es die Völker damals schon beabsichtigten, der Thurm war nur Nebensache. Derjenige, der glaubt, das Maschinen- und Eisenbahnwesen sei für den Staat im Einzelnen ein Fortschritt, der ist nur zu bedauern, und zwar wegen folgender Gründe. Die Industrie, besonders die Manufakturindustrie, ist an und für sich selbst schon ein falsches Glückssystem für einen gutgeordneten Staat, höchstens kann dies eine reine Nationalindustrie sein, um die Bedürfnisse des Landes nicht aus dem Auslande holen zu müssen, was darüber hinausgeht und reine Handelsspeculation ist, muß ihm Verderben bringen, weil ein Staat nur glücklich ist, wenn die Vermögen sich so ziemlich gleichen, und weil da, wo das Geld herrscht, die Größern die Kleinern wie Hechte verschlingen, und es am Ende, wie jetzt in England, nur Lords und Bettler gibt. Wenn man das glücklich nennt, so habe ich nichts dagegen. Moses und Lykurg hatten einen andern Begriff von dem Staate, und Jesus konnte die Reichen nicht riechen. Das Maschinenwesen war daher für ein einmal vorhandenes Uebel noch ein größeres, und alle Reden nützen nichts dagegen, es hat Millionen von Arbeitern das Brot genommen, und ist nur insofern ein Glück, weil es früh oder spät den Menschen wieder zu seiner einzigen wahrhaften Bestimmung, zum Ackerbau, treiben wird. Eben so ist die Eisenbahn aufzufassen, für die bestehenden Verhältnisse ist sie momentan ein Unglück, sie wird manchen Diebstahl und Mord, besonders in Frankreich, verursachen, sie wird dem edlen Pferde seine poetische Bestimmung, wie sie Hiob beschreibt, wiedergeben, was aber im Augenblicke ein Unglück scheint; sie wird viele

Verhältnisse beeinträchtigen, aber sie hat im Grunde ein kosmopolitisch-babylonisches Wesen an sich, und wird am Ende jeder Speculation feind werden, da sie ohnedies jede Localindustrie zerstören und alles auf ein Centrum werfen wird. So die Zukunft, die weite, vielleicht zwei- bis dreihundertjährige! Aber wie steht es mit der Gegenwart? Blutig schlecht. Hier Millionen Menschen ohne Arbeit, ohne Gut, dort Privilegien auf Dummheit gestützt, hier das Talent verhungernd, dort die Speculation, der Wucher, schwelgend, o, es gibt ein blutiges Treffen, ein Ringen auf Tod und Leben, und das schönste davon ist, daß Könige und Fürsten auf beiden Seiten kämpfen werden. Dieser Kampf aber kann nur in Frankreich beginnen; wo er endet, das kann kein Mensch wissen und zwar folgender Ursachen wegen:

Kein Volk vergoß mehr Blut für seine Regeneration als Frankreich, und kein Volk hat eine so dumme theure Regierung als die Franzosen. Jede andere Regierung sucht das Schicksal des Volkes zu bessern, die französische vertraut es der garde nationale, dem Mittelstande; die Zukunft wird lehren, ob diese sie schützen kann, oder auch nur will. Kein Volk achtet weniger die Gesetze seiner Regierung als das französische, weil die Regierung selbst die ihrigen nicht beobachtet. Was heute ein Minister befiehlt, widerruft morgen der andere, die Polizei selbst überteilt ihre Rechte, somit kann man sagen, daß außer dem öffentlichen Gesetze in Frankreich, das übrigens auch reformirt werden mußte, da Napoleon immer Tyrann war, es in Frankreich kein Gesetz gibt, nach dem der Franzose, und gerade der niedere, das Mindeste fragt. Furcht vor Strafe übrigens kennt er nicht, er läßt sich strafen und überschüttet seinen Richter mit höhnender Verachtung.

Kein öffentlicher Beamte irgend eines Staates ist weniger seiner Stelle sicher als der französische. Stimmt er heute mit diesem Ministerium, morgen setzt ihn ein anderes ab; daher keine Ergebung und kein Gesetz!

Keine Armee gehorcht weniger als die französische. Sie lachen dem Herzog von Nemours ins Gesicht, wenn er commandirt, gehorchen zwar, schicken aber den andern Morgen sehr interessante Briefe in die liberalen Journale und sagen dem jungen blanc-bec, der alte Republikaner unterrichten will, derb die Meinung. Sie wissen zu gut, daß die Regierung Alles hinunterschlucken und schweigen muß. Die französische Armee würde nicht ein Jahr lang Krieg führen, wenn sie nicht selbst eine moralische Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit hätte.

Es ist hier so hergebracht, daß ein talentvoller Mann erst Opposition machen muß, um zu einer Stelle zu gelangen. So weit geht die Verderbniß der Charaktere, daß die Regierung schon weiß, daß mit Geld alle zu kaufen sind und daß diese von den Andern verachtet werden. Ueberhaupt ist einer niederträchtiger als der andere, der ganze Staat ist durch und durch faul und hat keine moralische Springkraft. Dennoch gibt es Männer hier, die gute Aerzte wären. Ich nenne Ihnen vor Allen Arago, Lafitte, und — sonst weiß ich keinen. Es ist gewiß, daß Thiers sich eine Hinterthür aufläßt, er wittert so eine Art von Demokratie. Arago und Lafitte sind freie Republikaner und ich glaube Humboldt ist es auch, das heißt in Frankreich; denn, merken Sie wohl, hier würde ich auch ein Republikaner sein, nicht aber in Deutschland. Jedes Volk hat seine besondern Bedürfnisse, Deutschland muß erst eine Nation werden, seine Verwaltung ist, einige Privilegien ausgenommen, gut, und wenn der König von Preußen Preßfreiheit gabe, wünschte ich mir keinen bessergeordneten Staat, obschon hier neulich ein Buch gegen Preußen von Venedey erschien, der Alles, aber auch Alles tadelte. Der deutsche Schulmann versteht gewöhnlich wenig von Politik; ich kann mich hier nicht so aussprechen, gewiß ist's aber, daß ohne Louis quatorze, der aus Frankreich eine Nation machte, die Revolution unmöglich gewesen wäre. Was einst deutsche Kaiser am Rheine traumten, kann wohl an der Spree in Erfüllung gehen, und das wäre ein Glück für die deutschen Enkel. Frankreich aber hat andere Bedürfnisse, und Sie können daher das neue Comité von Lafitte, Dupont de l'Eure, Arago und Martin de Straßbourg, als eine der wichtigsten Acte seit der Revolution betrachten.

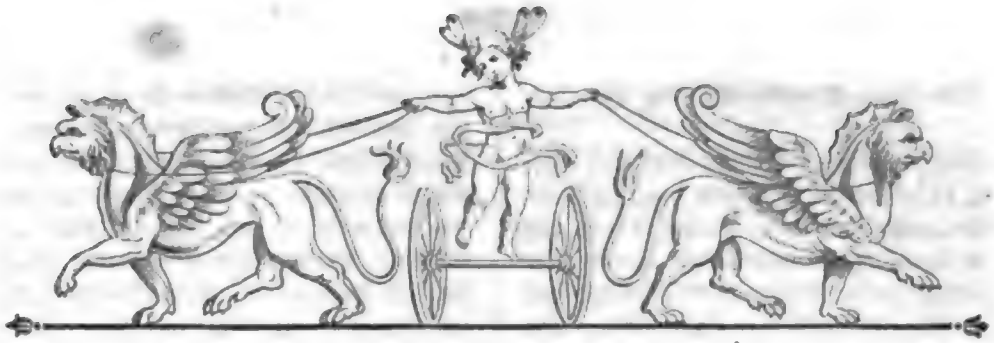
Ich habe ein Mal eine Geliebte gehabt, das wissen Sie bereits. Da der Dichter mit dem König auf derselben Höhe steht, so brauchte ich nur einen Federstrich, um eine Gräfin oder Fürstin aus ihr zu machen, es war aber nur eine gebildete Köchin. Die schenkte mir einst ein Etui, das sie selbst verfertigte, worauf ein Jüngling Schmetterlingen nachjagte; es schien aber eher ein Kaminfeger zu sein, der nach einem Käfer schlug; darunter stand der Vers:

Du jagtest Schmetterlinge, als Du meine Liebe Dir gewannst,
Liebe mich, bis Du keine Schmetterlinge mehr fangen kannst.

Vergebens warf ich ihr vor, der Vers hätte das richtige Maaß nicht; sie bekümmerte sich nur bei der Milchfrau um das richtige Maaß. Uebrigens ging unsere Liebe in Rauch auf und sie selbst weinte oft darüber, wenn sie gerade Zwiebein schälte. Aber sie hatte mich doch richtig beurtheilt, ich jage beständig Schmetterlingen nach, auch wenn ich eine ernste Miene mache. Denken Sie sich, nachdem ich diese vorhergehenden düsteren Worte über die Zeit geschrieben, machte ich mich auf, um mich als Jacques im Théatre de la renaissance zu verstellen und mit den Choristinnen Schmetterlinge der Liebe zu fangen. Adieu, meine liebe Köchin, deine Rüben schmeckten mir einst sehr gut, lebe wohl, du ernster Maulwurf des aufwühlenden Gedankens, auf Wiedersehen, du falsche heuchlerische Tagespolitik, und du furchtsame Schildkröte der Literatur, deren Rücken allen Gefahren trotzt, und die sich, wenn sie einmal darauf liegt, nicht mehr erheben kann und die Beine in die Höhe streckt, auch Du, lebe wohl, wir wollen einmal Komödie spielen und die Maske des Lebens für eine andere wechseln. Ich spreche von Mainzer's Oper, die gestern zum ersten Mal mit 60 seiner Choristen aufgeführt wurde, unter deren Zahl ich selbst auch als Freund Mainzer's figurirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 208. — den 24. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die gefährliche Verschwiegenheit.

(Fortsetzung.)

Es war im Anfange des vorigen Winters, daß diese Begebenheit sich zutrug, und wir befinden uns jetzt am Ende des Augustmonats. So ist es denn beinahe ein Jahr, daß Karl sein Geschick ertrug, indem er unter dessen Last erlag. Ich glaube nicht, daß Jemand in einem eigenthümlichern und zweifelhaftern Verhältnisse gewesen ist, als das war, worin ich zu ihm stand. Sollte ich ihm mein Vertrauen aufdringen, das Geständniß meines Mitwissens um sein Geheimniß? Wenn ich es gethan, wer weiß, ob ich ihn nicht von der Verzweiflung gerettet hätte, welche ihn zuletzt übermannte? Aber auf der andern Seite war es auch höchst wahrscheinlich, daß mein Geständniß dazu beitragen konnte, ihn noch unglücklicher zu machen. Der einzige Trost, den er noch hat, dachte ich, ist der, Charlotten treu zu bleiben, selbst im Tode; wenn er sah, daß diese Hoffnung, in welcher sie entschlummert war, aufgelöst sei, so konnte es ihm leicht scheinen, daß das einzige Band, das ihn noch an die Geliebte, an Leben und Glück knüpfte, gelöst sei, und wer durfte so grausam sein, dazu die Hand zu bieten? Diese beiden entgegengesetzten Gesichtspuncte wechselten beständig bei mir ab; zu verschiedenen Zeiten beherrschten sie mich mit gleich großer Gewalt, und brachten kein anderes Ergebniß hervor als Unentschlossenheit. Die Verschwiegenheit war mir beinahe eben so peinlich wie Karl'n; aber durfte ich sie brechen? Bald wollte ich es, bald wieder nicht. Was sich schon früher ereignet hatte, geschah von neuem mehrmals in diesem langen Zeitraume, nämlich, daß ich Karl'n besuchte mit dem, wie ich glaubte, festen Entschlusse, den gordischen Knoten zu zerhauen, den die Verschwiegenheit geschlungen hatte, aber meinen Vorsatz scheitern sah an seiner ruhigen Fassung. Wohl hatte die Erfahrung mich gelehrt, daß dieser Fassung nicht zu trauen war, aber es liegt eine so gewaltige Kraft in der unmittelbaren Anschauung, daß unser besseres Wissen ihr nur mit Mühe Stand halten kann. Laß uns noch so viele Gründe haben, einen Menschen für unglücklich, für zerrissen in seinem Innersten zu halten; zeigt er sich gefaßt, aufgeräumt und munter, so sind alle unsere Gründe in die Flucht gejagt, und wir glauben mehr dem, was wir sehen, als dem, was wir wissen. So ging es auch mir. Wenn ich mit Karl sprach, so dachte ich: sein erster gewaltsamer Schmerz ist überstanden; er hat Charlotten nicht vergessen, aber beweint sie doch nicht mehr. So sei denn Friede mit der Todten! Ich will die erst eben geschlossene Wunde nicht wieder aufreißen. — Aber kaum war ich allein und konnte mich meinen ruhigen Gedanken überlassen, so mußte ich zu mir selbst sagen: es ist ja nur Maske. Hat er mich nicht schon früher getäuscht mit seiner unglaublichen Verstellung? Hat er mir nicht eingebildet, und habe ich nicht geglaubt, daß seine Liebe erstorben sei, gerade, als sie den höchsten Punct erreicht hatte? Hat er nicht seiner Geliebten gelobt und zugeschworen diese unverbrüchliche Verschwiegenheit, diese Fassung son-

Digitized by Google

der Gleichen? Wie kann ich mich doch von ihm hintergehen lassen?

So schwankend zwischen zwei entgegengesetzten Entschlüssen lebte ich diesen langen Zeitraum hin. Ich hatte geglaubt, daß Karl nach Charlottens Tode sich nach und nach von meiner Tante Hause zurückziehen würde, aber gerade im Gegentheil verdoppelte er seine Besuche und ward bald so unentbehrlich, daß man seine muntere und angenehme Gesellschaft jedesmal vermißte, wenn er ausblieb. Zuletzt war ich ganz in Verwirrung mit meinen eigenen Gedanken und Beschlüssen. Nach und nach befestigte sich die Vorstellung, daß Karl seine Ruhe wiedergewonnen habe, so sehr in meiner Seele, daß ich, trotz der entgegengesetzten, welche in manchen Augenblicken sich dennoch geltend machte, trotz der Erinnerung an meine ehemalige fälschliche Ueberzeugung von Karl's Gleichgültigkeit gegen Charlotten, eine Ueberzeugung, von welcher die gegenwärtige nur eine Wiederholung zu sein schien, doch nicht umhin konnte, mich dem beruhigenden Gedanken zu überlassen, in welchem mich Alles, was ich sah und hörte, bestärken mußte. Erst in der vorigen Woche ereignete sich ein Umstand, der ganz dazu geignet war, meiner Ungewißheit ein Ende zu machen und einen bestimmten Entschluß zu fassen; aber dies geschah leider zu spät.

Eine Anzahl junger Männer, und darunter auch Karl und ich, hatte sich vereinigt, von dem scheidenden Sommer Abschied zu nehmen, und einen der letzten schönen Tage zu einer Waldpartie zu benutzen. Nachdem wir den größten Theil des Tages bei Gläserklang und munterer Unterhaltung zugebracht hatten, lagerten wir uns gegen Sonnenuntergang auf einem der schönen Hügel am Hinterswärsee. Hier bewunderten wir des Herbstes Farbenreichthum, der besonders in dieser Gegend auffallend ist, da die vielen verschiedenen Baumarten, in der Entfernung über den See hin betrachtet, dem Auge die wunderbarsten Tinten darbieten, von dem frischesten Frühlingsgrün bis zu dem Veilchenblau und Dunkelroth des Herbstes. Nachdem wir uns eine Zeit lang an dem ausgezeichneten Wiederhall vergnügt hatten, der sich auf dieser Stelle findet, sagte ich: Dieser Zwiesprach wird zuletzt langweilig. Das Echo ist hier zu Lande für die Conversation nicht recht ausgebildet. In der Gascogne, wenn man da das Echo frage: wie befinden Sie sich? so antwortet es: Ich danke, recht wohl; auch Sie, meine Herren? — Hier dagegen weiß man stets voraus, was es antworten wird, und ich möchte deswegen vorschlagen, das Echo zufrieden zu lassen, und uns auf eine lebhaftere Weise zu unterhalten. Jeder von uns soll nach der Reihe aufstehen, und stehend in unserer Mitte eine Rede halten über einen selbstgewählten Gegenstand. — Mein Vorschlag fand Beifall, und wir fingen sofort an, ihn ins Werk zu richten. Verschiedene, meistens komische, Reden wurden unter allgemeinem Lachen und Beifallklatschen abgehalten. Endlich war auch die Reihe an Karl. Er stand auf und gab uns einen langsamen und feierlichen Vortrag, der im Anfang hin und wieder etwas Spöttisches hatte, aber im Ganzen einen tiefen und ernsten Eindruck machte. Er lautete etwa so:

„Meine Herren! Die Gegenstände, über welche bis jetzt gesprochen ist, hatten ohne Zweifel etwas Anziehendes. So hat der Eine die Weisheit abgehandelt, die im Weine verborgen ist, und darauf aufmerksam gemacht, daß die wahre und die falsche Weisheit ihren Ursprung genommen hat aus dem echten und dem verfälschten Wein, wodurch die Mitglieder der Weinhändlerinnung dahin kommen, wie es mir scheint, zwei Secten zu bilden, nämlich der rechtgläubigen und der falschen Lehrer, welche letztere zu betrachten sind wie Wölfe in Schafskleidern, oder wenigstens wie unreine Geister in krystallinischen Leibern. Ein Anderer, aus Furcht, daß der Reichthum des Stoffes die Form überwältigen und zerstören werde, hatte das Nichts zum Gegenstand seiner Rede gewählt, und dennoch gestehen müssen, daß eine Ewigkeit zu kurz sei, um Alles durchzugehen, was von dem Nichts gesagt werden könne. Aber auffallend möchte es scheinen, daß bei einem Symposion, wie das unsrige ist, noch Niemand daran gedacht hat, eine Rede auf den Eros zu machen. Leicht könnte der Gott zornig werden; denn ich darf wohl annehmen, daß Niemand unter uns ist, der ihm nicht Dank schuldig wäre. Laßt mich denn, wo möglich, seinen Zorn abwenden! Denn wer unter uns wäre im Stande, ihn zu ertragen? Ich will, so gut ich es vermag, eine Rede halten zu seiner Ehre; aber erst muß ich seine Gottheit anrufen, aus meinem Herzen sich auf meine Lippen zu ergießen, doch so, daß diese weder zu Viel noch zu Wenig sagen, denn Beides wäre gleich gefährlich, und würde in gleichem Grade seinen Unwillen aufregen."

„Aber von welcher Seite soll ich Eros betrachten? Denn er ist so mannichfaltig, daß ich nur dadurch, daß ich mir selbst Gränzen setze, hoffen darf, sowohl ihn als die geehrte Versammlung zufrieden zu stellen. Ich will nicht, meine Herren, Ihnen von seiner Vermählung mit Psyche erzählen, denn diese Begebenheit ist ohne Zwei-

sel Ihnen Allen bekannt. Aber was Sie vielleicht nicht wissen, ist dies, daß er seitdem sich mit dem Tode vermählt hat; diese Lehre gehört gerade zu seinen tiefsten Mysterien. Aber seine Flamme, welche stets mein Herz erwärmt, und welche in diesem Augenblick auf meiner Zunge lodert, sagt mir, daß ich den Schleier heben und Sie in das Innerste seines Tempels einführen darf. Doch ist es mit diesem Mysterium wie mit jedem andern. Wenn ich es Ihnen gesagt habe, werden Sie sich wundern, daß Sie nicht von selbst darauf gefallen sind, so einfach, so einleuchtend ist die Sache. Glauben Sie wirklich, daß Eros Psyche'n so sehr liebte? Nein, er liebt den Tod weit mehr. Wann ist die Geliebte uns am theuersten? In dem Augenblicke, wo sie uns verläßt. Wann sehnt sich die Liebe am meisten nach Vereinigung? Wann die Sonne sinkt, wann der Tag erstirbt. Dem Eros kann es nicht zu dunkel sein. Was ist das Ziel der Liebe? Mit seinem Gegenstande in Eins zu verschmelzen, und seine Besonderheit aufzugeben. Ist da nicht der Tod das Ziel? — O, meine Freunde und Zuhörer! Werft einen Blick auf das, was Euch gerade jetzt umgibt! Eben geht die Sonne unter, und die Freuden des Tages erlöschen. Vielleicht war es der letzte Sommertag. Seht, wie die rothen Kronen des welkenden Laubes bei diesem letzten Strahle traurig lächeln! Hat Euch jemals der Sommer süßer geschienen als jetzt, da er von Euch scheidet? Könnt Ihr nun bezweifeln, daß die Todesgöttin die Braut ist, welche Eros vor Allen liebt?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[Mainzer's Oper; Lichtbilder.]

Schon die Proben auf der Bühne ergötzten mich sehr, nicht wegen ihres Inhalts, sondern wegen ihrer Art des Probirens. Beim ersten Mal saß der Chordirector vor einem Clavier, ein Mithelfer, eher einem Friseur ähnlich, stand hinter ihm mit der Geige. Einer weiß so viel wie der andere. Der Friseur, so nennen wir ihn, kratzte drei Mal da da da da und schlug den Kopf hinterwärts, während der etwas greise Director eben so viel zum zum zum auf das Clavier schlug. Plaît-il? fragte der Director, und fuhr mit dem Haupt an den Bart seines Helfershelfer. Que dites-vous? fragte dieser, da da da da, zum zum zum. C'est ça, continuez, Mesdames, et ne causez pas. — Plaît-il? — hieß es schon wieder, — dites-vous? da da da da, zum zum zum. Messieurs, repetez cela. — Une prise — plaît-il? — dites-vous? — da da da da, zum zum zum, und so ging es weiter ohne daß Einer wußte, was der Andere wollte. Dennoch nach vielem Hin- und Herprobiren, nachdem fast die Hälfte der Chöre beschnitten waren, ging es und die Oper wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, trotz der Mittelmäßigkeit der Sänger, des Orchesters und seines Directors. Die Chöre machen einen erschütternden Effect und einzelne Theile sind wirklich ganz classisch, so einfach und gediegen sind sie. Um sie zu würdigen, müßte sie in Deutschland mit Verstärkung des Chors aufgeführt werden. Merkwürdigerweise fand ich fast lauter schöne Mädchen unter dem Chor, was hier selten ist, und siehe da, nach genauerer Bekanntschaft traf es sich, daß sie fast zur Hälfte Deutsche sind. Das wimmelt von Darmstadt, Mainz, Coblenz, Cöln, — ein junges blondes Mädchen, Mlle. Becker aus Mainz, Mathilde Cerna aus Darmstadt, die Schönste darunter, ein Mädchen, deren Mutter eine Deutsche, deren Vater ein Engländer war, die in Holland geboren und in Paris erzogen wurde. Sie spricht ziemlich geläufig alle vier Sprachen, hat für jede einen Liebhaber, und hätte fast noch einen neuen erhalten. Die deutschen Mädchen sind braver, schöner, frischer, aber nicht so neckend preciös als die blasseste lebenslustige Französin. Ueberhaupt erfuhr ich in den Zwischenacten sonderbare Biographien. Doch ich soll Ihnen eine Kritik von der Oper liefern, ma foi, es ist meine Schuld nicht, ich habe gesungen, geschwatzt, raisonnirt, aber kritisirt habe ich nicht. Doch soviel muß ich sagen, daß Mainzer ein deutscher Flüchtling ist, daß er Musiker, Bergmann, Priester und 1830 ein Liberaler war und sich hierher flüchtete; er ist in Trier geboren. Seine Zukunft ist eine schöne, obschon er sehr kränklich ist. — Als ich um Mitternacht nach Hause ging, lag vor meiner Thür und zwar der großen Post gegenüber ein Mann, der vor Hunger niederfiel und in dem stärksten Regen das Gesicht dem Himmel zugewendet, sich in dem Schmutz herumwühlte, als suchte er nach einem Haltpunkt. Welch' eine Stadt das! würde man bemerken, da eine prächtige Oper, schöne Damen, Equipagen, Glanz, Pracht, wenn schon auch Elend dahinter steckt, und dort ein Mensch, der aus Hunger mit dem Tode ringt! Ich rief die Wache und diese trug ihn auf die Post. Ich weiß nicht, was sie mit ihm machten, in jedem Falle erhielt er zu essen und zu trinken, da wir ihm für unsere Baarschaft Brot und Wein holten. Es verging mir das Singen, das Liebeln, das Schwatzen und das Raisonniren, dabei blitzte, donnerte und regnete es wie mitten im Sommer. Paris bietet einem Jeden oft solche Contraste dar. Hier lernt man zuerst den Menschen lieben und verachten zugleich, und hier hat man nur einen Begriff von den alten großen Städten Babel und Ninive, von denen man so viel in der Bibel und in der Geschichte liest. —

Endlich habe ich ungefähr 50 Daguerreotypen gesehen; es thut mir leid, mit allen deutschen Blättern in Widerspruch zu treten, doch will ich diesmal kurz und deutlich sein.

Digitized by Google

Schon der Gedanke, daß diese Erfindung der Kunst nützlich sei, beweist, daß die meisten Menschen gar keinen Begriff von der Kunst haben. Wenn diese weiter nichts thun soll als die Natur copiren, so brauchen wir weder Raphael, Angelo, noch Dürer, noch Lessing, noch so viele Andere, der treueste Portraitmaler und Landschaftsabschreiber wäre der größte Künstler. Ferner bemerke ich:

1. Das Daguerreotyp ist nicht im Stande, das Schöne von dem Häßlichen zu scheiden; da ein Thurm, dort ein Misthaufen, hier eine todte Katze, alles steht auf ein Mal da.

2. Das Daguerreotyp ist nicht im Stande, ein Portrait zu malen, da das Auge, der Blick und die Physiognomie fehlen. Ein Portrait sieht todt, weinerlich, schattenmäßig, wie eine Trauerweide ohne Augen aus. Es thut einem weh, es nur anzusehen. Uebrigens bringt es keine Farbe hervor und bleibt immer schwarz.

3. Das Daguerreotyp ist nicht im Stande einen Baum zu geben. Das Durchsichtige, die Luft, entgeht ihm, ein Baum sieht wie ein großer Dintenklecks aus.

4. Jetzt aber die Hauptsache: das Daguerreotyp ist gar in keiner Hinsicht zu brauchen. Gesetzt, Sie wollen ein Monument copiren, das zwischen zwei Kirchen steht. Es versteht sich, daß es umgewendet darauf kommt, gerade als wenn man einen Spiegel vor einen Brief hält. Doch thut dies nichts, denn man stürzt die Plaque um, aber dann sind die Lettern umgekehrt, die rechte Kirche steht auf der linken Seite und die linke auf der rechten. So sah ich eins, das den Pont neuf mit der Statue Heinrich des Vierten vorstellte. Sie sehen, daß es als chemische Erfindung nützlich sein kann, für die Kunst aber ist es null. Das beste Daguerreotyp ist ein Spiegel oder ein heller Bach, doch der Philister, wenn er eine schöne Gegend sieht, möchte sie gleich in die Tasche stecken können, um seiner Frau Base ein Geschenk damit zu machen.

Ich weiß nicht, was man von der Erfindung des Herrn Liepmann denkt. Ich selbst verachte jede Maschine in der Kunst. Was ich bis jetzt für sicher erfuhr, ist, daß Liepmann ein schlechter Maler sein soll, und ich glaube es gern, sonst würde er etwas anderes thun als eine isochromische Maschine zu erfinden!

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Laube über Algier.]

Wir äußerten neulich das Verlangen, zu erfahren, was Laube über Algier äußern würde. Das Verlangen wird in Nr. 291 und 292 der Leipziger Allgemeinen Zeitung befriedigt, denn mich dünkt, dieser Bericht ist von Laube's Feder. Er entwickelt mit der ganzen Heiligkeit der Laube'schen Darstellung die Geschichte der Kolonie und ihren Zusammenhang mit Frankreich. Der Darsteller lernte Algier zu gleicher Zeit kennen, als der Herzog von Orleans dort seinen Einzug hielt.

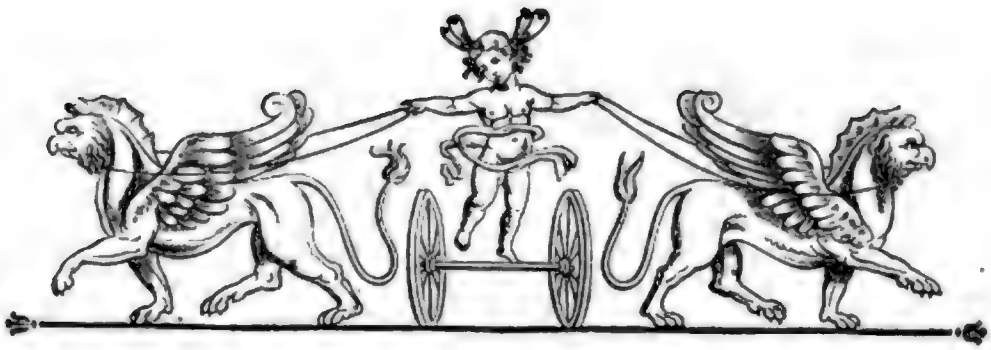
Erklärung.

Die Abendzeitung des Herrn Theodor Hell enthält aus Kassel eine wenn auch in milde Worte gefaßte — indem man sonst die öffentliche Meinung gegen sich haben würde — doch unverkennbar absichtliche Entstellung eines Vorfalls, der mir im Mai dieses Jahres begegnete. Es heißt dort, ich sei von dem Sohne eines hiesigen Fabrikanten thätlich insultirt worden. Nun muß aber ergänzt werden, daß diese Gewaltthätigkeit in einem förmlichen Komplott gegründet war und in einem Ueberfall von Mehreren. Wenn nur Einer unmittelbar handgreiflich wurde, so stellte sich doch selbst juristisch die Theilnahme zweier Anderen in der Weise heraus, daß der Criminalsenat des Obergerichts der Provinz Niederhessen für diese eine dreiwöchentliche und achttägige Gefängnißstrafe decretirte. Auch fand dieser Ueberfall plötzlich und hinterrücks Statt — und weswegen? — weil ich mir eine aburtheilende Bemerkung über eine Druckschrift erlaubt hatte. Daß man mich, wollte man einmal eine gewaltsame Antikritik ausüben, bereit gefunden hätte, in anständiger und commentmäßiger Weise Rede zu stehen, wäre nur eine solche Weise im entferntesten versucht worden, mag hier versichert werden, daß ich aber, ohne Wehr und Waffen einem Straßenüberfall brutaler Uebermacht erlag, wird nach den Gesetzen der Schwere sehr einleuchtend erscheinen. Wenn nun der erwähnte Artikel der Abendzeitung freilich nichts Falsches zu diesen Thatsachen hinzufügte, so ließ er doch das Wesentlichste weg und beschränkte sich insonderheit darauf, den Vorfall als eine frevelhafte Störung der öffentlichen Ruhe zu bezeichnen. In Kassel hält man ihn, abgesehen hiervon, für eine Gemeinheit. Da ich aber vermuthen muß, daß einige arme Sünder, über die ich hier und da unumwundenen Tadel ausgesprochen habe, solche Ansicht nicht theilen, ja vielmehr mittelbaren Antheil an einer Gewaltthätigkeit haben, die sie nun dem Publicum aus Scandalsucht, freilich im Schafspelze, doch in Wolfstendenz, mittheilen, so möchte ich Herrn Hell rathen, sich Anstandes halber mit seinen Correspondenten vorzusehen. Gibt man ihm bei Mittheilung solcher Thatsachen nicht Erlaubniß, den Namen zu nennen, so consultire er lieber zuvor, zur Feststellung des Thatbestandes, anständige Mitarbeiter, deren die Abendzeitung in Kassel mehrere zählt. Die hiesigen Partelgänger wissen wohl, daß sich Herr Hell nicht zu gemeinem Zweck verwenden läßt, aber man kann auch Scandal in scheinbar anständiger Form verbreiten, und eine andere Absicht wird man dem erwähnten Berichterstatter, der sich nächstens wahrscheinlich im vagen Lobe einiger Schauspieler ergießen wird, in Kassel schwerlich unterschieben.

Kassel, im October 1839.

Dr. Beurmann.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 209. — den 25. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die gefährliche Verschwiegenheit.

(Fortsetzung.)

„Ihr müßt nicht lachen (denn das würde mich im Ernst meiner Rede stören)," fuhr Karl fort, „wenn ich Euch sage, was mich zuerst auf diesen Gedanken gebracht hat. Ich habe einen Arzt gekannt, der für wahnwitzig gehalten wurde und im Narrenhause starb, aber der mir klüger gewesen zu sein scheint, als wir Andern alle. Kein Mensch kann ohne Liebe leben; darin, glaub' ich, sind wir einig; denn für Uneingeweihte sprech' ich nicht. Auch der sogenannte Wahnwitzige konnte nicht ohne sie leben; aber um auf einen sichern Grund zu bauen, verliebte er sich in einen Todtenkopf. Jeder Kenner, welcher diesen Kopf sah, mußte gestehen, daß es einer der allervollkommensten war, und daß keine osteologische Sammlung sich einer schöneren Zierde rühmen konnte. Keiner wußte dies besser als jener Arzt. Er hätte lieber seinen eigenen Kopf hingegeben als diesen, dessen Besitzerin er übrigens nicht gekannt hatte. Aber ganze Tage hatte er ihn vor sich auf dem Tische, und auch zur Nacht nahm er ihn mit sich zu Bette, streichelte ihn mit der Hand, drückte dessen weiße Zähne an seine Lippen und befeuchtete ihn mit den Thränen seines Entzückens. Ich habe stets gedacht, daß in dieses Mannes scheinbarer Tollheit sich eine den gewöhnlichen Menschen verborgene Vernunft offenbarte. Was kann für die Liebe wichtiger sein als Sicherheit des Besitzes? Aber wo findet man Sicherheit, als im Tode? Das Leben ist so veränderlich; es hält uns in unaufhörlicher Spannung und Unruhe. Die Liebe wird gemartert von Eifersucht, von Furcht, ihren Gegenstand zu verlieren, von tausend Aengsten über die unzähligen grausamen Abwechslungen, welche die Zeit mit sich führt. Nur im Tode bleibt Alles beim Alten; er raubt uns nichts, er sichert uns unsern Besitz auf ewig. Deshalb mußten Orpheus und Alceste in den Orkus gehen; deshalb haben die alten Künstler, wenn sie die ewige, die unveränderliche Liebe ausdrücken wollten, nicht sich damit genügen lassen, blos Psyche darzustellen; nein, sie bildeten den Schmetterling ab, wie er über dem Todtenkopfe emporflattert; nur so trug ihre Schöpfung das Gepräge, daß Eros selbst sie begeistert hatte."

„Bedarf es noch eines strengeren Beweises, daß Eros den Tod lieber hat als Psyche'n? Nun wohl, so ist es der! Je mehr man sich von dem geliebten Gegenstande beherrschen läßt, desto lieber hat man ihn. Aber Eros beherrschte Psychen weit mehr, als sie ihn beherrschte. Deshalb mußte sie die schwersten Prüfungen bestehen, um sich nach und nach dadurch der Umarmungen des Gottes würdig zu machen. Aber mit dem Tode verhält es sich umgekehrt, denn Eros hat den Tod niemals auf die Probe gestellt, sondern jener vielmehr den Eros. Psyche war sterblich, der Tod ist unsterblich."

„Wer hat nicht gehört, das Eros blind ist? Der große Haufe nimmt dies in der Bedeutung, daß er keine Wahl anstellt, daß er sich dem ersten dem besten Gegen-

stande hingibt. Aber das ist nicht der Eros, zu dessen Preis ich jetzt rede. Wohl ist auch dieser blind, und man hat gesagt, daß er, obgleich weit entfernt, flüchtig zu sein, so wie Jener, doch nicht nach dem Sinnlichen und Aeußern wählte, sondern wie Alles, was göttlich ist, aus dem Nichts und ohne vorhergehenden Grund hervortrat. Obwohl diese Erklärung bei weitem edler ist als die vorige, so kann sie doch den völlig Eingeweihten nicht zufriedenstellen. Nein, Eros ist blind, weil der Tod seine Braut ist. Blindheit ist das Bild des Todes, die Nacht ist des Tages wirklicher Tod."

„O, meine Freunde und Zuhörer! Während ich hier stehe und zu Ehren des Gottes rede, läßt er mich fühlen, wie sehr sein Geist über mir weilt; denn die Sonne ist nun ganz niedergegangen, und die dunkle Nacht zieht hin über unsere Häupter. Das ist die Geliebte des Gottes, deren kalte, thaubesprengte Lippen uns den Brautkuß geben, den er auf sie gedrückt hat. Seht dort die funkelnden Sterne! Das sind ihre Augen, die uns anschauen! Sie späht nach ihrem Eros. Denjenigen von uns, in dessen Herzen er treu, fest und unvergänglich wohnt, wird sie ausführen zu ihrer ewigen Umarmung." — —

Mit großer Aufmerksamkeit, ja beinahe mit Andacht, hatte unser kleiner Kreis dieser ungewöhnlichen Rede zugehört; aber unsere Verwunderung stieg aufs höchste, als Karl bei den letzten Worten sich auf die Erde niederwarf und in ein heftiges Weinen ausbrach. Wir sprangen Alle auf einmal auf, eilten zu ihm hin, hoben ihn in die Höhe und fragten: „Karl, was hast Du vor?" — Langsam richtete er sich auf, sahe sich um, trocknete die Thränen ab und fing an, laut zu lachen, indem er sagte: „Ich glaube, ich bin toll. Ich bin so gerührt von meiner eigenen Rede geworden, daß ich ganz aus dem Concepte gekommen bin; aber ich weiß nicht, wie es ist. Es kommt mir vor, als hätt' ich niemals eine so schöne Rede gehört, wie diese." — Ueber dieses naive Geständniß brach die ganze Gesellschaft in ein Gelächter aus, und die Munterkeit war wieder hergestellt. Ich allein konnte die melancholische Stimmung nicht los werden, in welche mich Karl's Rede versetzt hatte. Wir fuhren zur Stadt zurück und trennten uns, aber mein Beschluß war jetzt aufs entschiedenste genommen. Ich wollte ohne allen Aufschub den nächsten Morgen Karl'n besuchen, und, was immer die Folgen auch sein möchten, das Schweigen brechen, dessen Gefahr ich nun zu ahnen anfing.

Aber kaum war die Sonne aufgegangen, als ich einen Brief von ihm empfing. Hier ist er; ich habe ihn bei mir. Er lautet so:

„Mein wahrhafter Freund! Was ich Dir zu sagen habe, wird wider meinen Willen Dich erschrecken. Es wird Dir Trauer verursachen, aber Du wirst Kraft haben, sie zu überwinden. Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich nicht mehr. Ich habe reiflich erwogen, wie weit ich es vor meinem Gewissen verantworten kann, die Wenigen zu erschrecken und zu betrüben, die mir gewogen gewesen sind, und vor Allen Dich, mein wahrer, mein aufrichtiger Freund! — Aber ich habe eine heiligere Pflicht zu erfüllen, eine noch heiligere als die, welche ich der edelsten Freundschaft schuldig bin. Glaube nicht, daß ich aus Verzweiflung mein Leben abkürze. Nein, mein Freund! wenn Jemand glückselig war, so bin ich es gewesen, und ich irrte nicht, als ich voraussah, daß ich nicht unglücklich werden könnte. Aber ich bin genöthigt, mein Glück zu verhehlen. Ein heiliger Eid verpflichtet mich, es Niemanden mitzutheilen, nicht einmal Dir, mein Freund; und doch wäre nur diese Mittheilung, und nichts Anderes, im Stande, mir die Stärke zu geben, um meine Bürde zu ertragen. Ich muß befürchten, meineidig zu werden, wenn ich mich nicht selbst der Möglichkeit beraube, mein Schweigen zu brechen. Mehrmals habe ich in einsamen, nächtlichen Stunden die Geschichte meines Glückes zu Papier gebracht, aber mit dem ersten Strahle des Tages habe ich eben so oft den einzigen Mitwisser vernichtet, der in ungünstigem Falle mich verrathen könnte. Im Gefühle meiner Pflicht, im Gefühle meines Glückes verlasse ich das Leben. Laß dies Dich beruhigen! — Mit diesem Briefe erfolgt der Schlüssel zu meinem Verschlusse. Du wirst darin etwas weniges Geld finden, doch hinreichend, um die Unkosten meiner Beerdigung und die Forderungen zu bestreiten, die etwa noch an mich gemacht würden. Auf alle meine übrige Hinterlassenschaft setze ich keinen Werth. Deinen Rembrandt bitte ich Dich zurückzunehmen. Er soll der letzte Gegenstand sein, auf den ich mein Auge hefte, wenn ich mein Zimmer verlasse. Aber eine kleine verschlossene Goldkapsel, welche ich auf meiner Brust trage, wünsche ich mit mir in mein ungeweihtes Grab zu nehmen, doch ohne Untersuchung des Inhalts. — Lebe wohl, mein wahrer Freund! Erst jenseits werde ich Deiner Freundschaft lohnen können, wenn die kalte Eisenmauer der Verschwiegenheit nicht länger unsere Herzen trennt. Leb' wohl! Dein treuer, Dein Dir ewig ergebener Karl."

Bebend eilte ich hin zu Karl's Wohnung; er hatte sie längst verlassen. Eine Pistolenkugel hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Am Hinterswärsee fand man seine Leiche auf derselben Stelle, wo er den Abend zuvor die Rede über Eros gehalten hatte. —

Hier endete Friedrich seine Erzählung und verhüllte sein Angesicht mit den Händen. Ich saß lange stumm und betrachtete ihn.

„Friedrich," sagte ich endlich, „Deine Erzählung hat mich im höchsten Grade überrascht und bewegt. Wie viel Verdruß unzeitiges Schwatzen und Plaudern uns und Andern verursachen kann, davon gibt jeder Tag Beispiele; aber daß Verschwiegenheit so gefährlich werden kann, habe ich bisher nicht geglaubt. Wie es nun steht, darfst Du Dich, mein Freund, wohl der Trauer überlassen, welche Du dem Andenken des Unglücklichen schuldig bist; aber Vorwürfe hast Du Dir nicht zu machen. Ich würde an Deiner Stelle eben so gehandelt haben, und hätte vielleicht nicht einmal den Entschluß gefaßt, der zuletzt bei Dir, obgleich zu spät, den Sieg davon trug. Es hat immer etwas Unzartes, Jemandem seine Vertraulichkeit aufzudringen, und es ist zumal kein geringes Wagestück, wenn man auf eine so eigenthümliche Weise, wie Du, in den Besitz seines Geheimnisses gekommen ist. Aber hier fand noch eine weit wichtigere Rücksicht Statt als das Zartgefühl. Es war der Vernunft gemäß, anzunehmen, daß Karl nach und nach gelernt haben würde, sowohl die Erinnerung an sein Glück, als das Gefühl des Verlustes zu ertragen, und, obgleich es vorauszusehen war, daß sein lebendiger Geist sich oft nach Mittheilung sehnte, so däucht' es mir doch wahrscheinlich, daß er, weitentfernt, diese mit dem Opfer seines Geheimnisses zu erkaufen, erst dann sich recht unglücklich gefühlt haben würde, wenn er erfuhr, daß er schon längst einen Mitwisser desselben gehabt hatte. Nach Allem, was ich gehört habe, kommt es mir vor, als ob die Ausführung Deines Entschlusses seinen Selbstmord vielmehr beschleunigt als verhindert hätte, ja was noch mehr ist, er würde dann der Verzweiflung erlegen sein, statt daß er nun starb mit dem tröstenden Gedanken, daß es sein Glück war, unter dessen Bürde er zu Grunde ging. Sei deshalb nicht betrübt, mein Freund, sei vielmehr ruhig und gefaßt, und laß nicht den Schmerz eine unerlaubte Macht über Deine tadelfreie Seele gewinnen."

Mit diesen Worten erhob ich mich, ging ans Fenster und zog die Vorhänge auf. Die Sonne war schon aufgegangen, und schien hell durch die Scheiben. Bei dem Anblick des lichten Morgens war es, als ob eine Veränderung in meinem Innern vorginge. Der starke Wein, von dem ich die ganze Nacht hin und wieder getrunken hatte, trug auch dazu bei, meine Lebensgeister zu erhöhen. Die verflossene Nacht, das Abenteuer, Friedrich's Erzählung, Alles kam mir wie ein Traum vor, von dem ich jetzt plötzlich erwachte. Ich wandte mich um, als ob ich das Vorübergegangene in die Erinnerung zurückrufen wollte. Friedrich saß noch auf dem Divan in derselben gebeugten Stellung, die Lampe stand und warf einen seltsamen Schein in das Tageslicht; die Luft schien mir trübe und drückend. „Hör', Friedrich!" sagte ich, „wir haben wohl alle Beide nicht Lust, zu Bette zu gehen, und es ist auch Zeit, unsere täglichen Geschäfte zu besorgen. Laß uns in die freie Luft hinaus! Sieh, welch ein herrlicher Morgen! Es scheint, daß der Sommertag, welchen Karl für sich mit Recht den letzten nannte, doch für uns nicht der letzte sein wird. Komm und laß uns ihn genießen!"

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Mosen's Otto.]

Als man jüngst nach der Aufführung der neuen Tragödie: „Kaiser Otto III." einen hiesigen jungen Advokaten, einen Mann aus dem Volke, auf den Bretern unserer Hofbühne erscheinen sah, so mußte man sich unwillkürlich fragen, ob es denn wirklich kein Traum, und wie es denn möglich sei, daß die alte baufällige Tempeldecke bei dem stürmischen Beifallrufen des Publicums nicht auf den Dichter ohne Titel und Orden und auf die frevelnden Schreier herabstürze, und dieses Aufjubeln aus vollstem Herzen hätte man den guten Dresdnern gar nicht zugetraut, die man so oft, nicht mit Unrecht, wegen ihrer kühlen Wohlanständigkeit verschrieen hat. Oder riß sie vielleicht der Umstand zur Begeisterung hin, daß vor ihren Augen ein sächsischer Kaiser mit dem grünen Rautenkranze um den goldenen Helm von einem sächsischen Dichter ins Leben geführt ward? Klang ihnen der sächsische Name so süß im Ohre? Dies wäre vielleicht der Fall gewesen, wenn Einer die Entstehung der Rautenkrone nach der Erzählung von Louise Brachmann dramatisch bearbeitet hätte. Wir würden dem Dichter und den Zuschauern Unrecht thun, wenn wir behaupteten, daß diesmal ein wohlfeiler Winkelenthusiasmus im Spiele gewesen sei. Julius Mosen's frische Kraft hatte sich der Menge mitgetheilt, er hatte wie ein guter Redner zu ihr gesprochen, sie elektrisirt — kein Wunder, daß sie Funken gab, daß sie ihm mit aufrichtiger, allgemeiner Freude dankte und den Intriguenneid gewisser Parteien ohnmächtig verstummen machte. Das Sturmgeläut der großen Glocke, die doch zu-

letzt immer den Ausschlag gibt, übertönte die kleinen Schellen, und Mosen, der schlichte Advocat, errang einen unzweifelhaften Sieg. Man muß längere Zeit in unserer Residenz gelebt haben, um dies sehr bedeutsam zu finden. Die haute-volée nahm ihm diesen Triumph auch wirklich sehr übel, und die Bedienten derselben waren albern genug, zu verrathen, was sie beim Theetassenklimpern hinter den Stühlen ihrer Herren glücklich erlauscht hatten. Die Demokratie hatte sich auf ihren billigen Sitzen zu breit gemacht; das erweckte Besorgnisse für die Zukunft und eine starke Opposition in den Salons. Vor allen Dingen fand man in Mosen's Stück zu wenig Glätte und Politur, zu schroffe Uebergänge, zu viel epigrammatische Kürze, was sich am auffallendsten in der Figur des Otto selbst zeige. Ich führe diese Kritik, an der immerhin etwas Wahres sein mag, an, um ihrer überhoben zu sein und mich an die reichen Schönheiten des Stücks zu halten. So viel ist gewiß, daß es schon wegen seines echt deutschen Elementes, das uns aus jeder Scene anspricht, den Beifall verdient, den man ihm in so reichlichem Maße gezollt. Durch die Raupach'schen Jambenchroniken mit allen ihren langweiligen Vorspielen, muß der Sinn für vaterländische Geschichte, der den Deutschen gerade so noth thut, immer mehr ruinirt werden; indem die großen Gestalten der Vergangenheit zu einem hohlen Lumpengesindel herabgelogen werden, wird die Nation um ihre herrlichsten Erinnerungen bestohlen. Es ist hohe Zeit, daß die Fesseln gesprengt werden. Mehr als ein Menschenleben ist darüber hingegangen, seitdem Schiller sein letztes dramatisches Wort gerufen: „Frei erklär' ich alle meine Knechte!" Kann man es uns verargen, daß wir begierig nach dem Bessern haschen und die kleinen Schwächen desselben gern übersehen und sie den Philistern zum Nachrechnen überlassen, welche der liebe Himmel für dergleichen Geschäfte bestimmt hat? Mosen hat in seiner Tragödie einen bedeutenden Fingerzeig gegeben, wie man die Historie poetisch behandeln müsse, und wir müssen ihm dankbar sein, daß er einen vaterländischen Stoff genommen, der als solcher dem Herzen des Volkes näher liegt. Ein äußerst glücklicher Griff aber zumal war es, Otto den Dritten, den jugendlichen Kaiser, welcher für Italien eine allzugroße Vorliebe hatte und darüber zu Grunde ging, zum Helden einer Tragödie zu machen. Hier konnte er deutsche und italienische Charaktere nahe aneinander rücken, ihre Gegensätze hervorheben und sich zu Gunsten der ersteren entscheiden. Dies hat Mosen auch, vielleicht mit zu großer Schroffheit gethan. Seine Liebe für Deutschland hat ihn zu weit geführt, ein Vorwurf, den sich der Dichter gefallen lassen kann. Uebrigens sind ja bei uns zu Lande, ich meine in den gesammten deutschen Bundesstaaten, starke Mittel nöthig, um den Stolz der Nationalität zum Durchbruch zu bringen. Wir sehen den Kaiser erst als feurigen Heldenjüngling nach der alten Roma kommen, wo einst ein weltbeherrschender Senat gesessen, und die Schlüssel der Stadt mit dem beginnenden Jahrtausend in Empfang nehmen; wir erblicken in ihm dann den Richter seiner Feinde und ahnen, als die Gemahlin des verurtheilten Crescentius herbeistürzt und um das Leben ihres Gatten fleht, ein düster nahendes Verhängniß. Der Kaiser, getroffen von Stephanien's Schönheit, spricht das Gnadenwort aus, zu spät — das Haupt des Gerichteten ist eben gefallen. Taraglia, der Bruder des Crescentius, schwört Rache und reizt bei der Leiche des Consuls das Volk mit kluger Beredtsamkeit gegen den fremden Herrscher auf. Diese Scene erinnert allerdings in ihrer Anlage an Shakspeare's Julius Cäsar, doch ist sie mit so kräftiger Selbständigkeit gehalten, daß die Verwandtschaft als rein zufällig erscheint. Es möchte überhaupt, um dies sogleich hinzuzufügen, mancher Anklang an ein früher Dagewesenes dem Dichter nur von einer engherzigen Kritik zum Vorwurf gemacht werden. In der Literatur ist es, wie bei jenem Kämpfer auf dem Schlachtfelde, der die Individualitäten aller früher Gefallenen in sich aufnahm. Wir wollen nicht blos das Drama restauriren, sondern es weiter zu bringen streben, und vor der Hand soll wenigstens das Streben anerkannt werden.

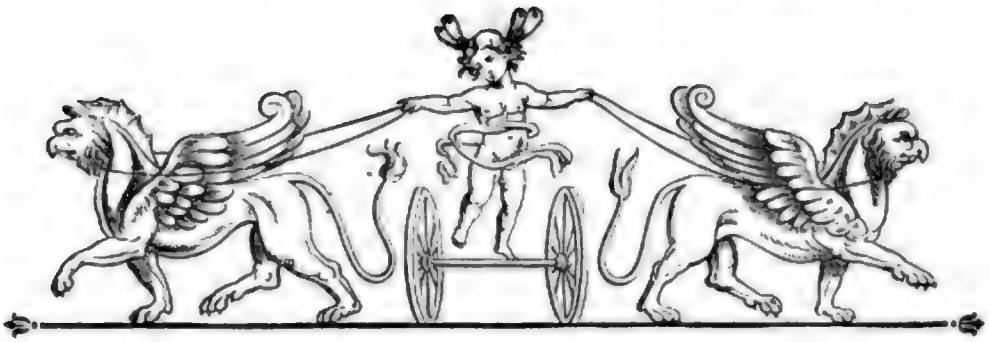
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Eberard's Hermannschlacht.]

Im zweiten leipziger Abonnementconcert wurden einige Partien der Hermannschlacht unter Leitung des Componisten aufgeführt, die Ouverture, die erste Scene des zweiten und die drei ersten Scenen des fünften Actes. Pögner sang mit seiner grandiosen Baßstimme den Hermann. — Es ist eine unleugbar edle Kraft, die sich in dieser Musik zum Ausspruch bringt und es bleibt immer eine merkwürdige Erscheinung, daß ein Franzose mit soviel gediegenem Eifer auf den fameſen Ernst unseres ältern Opernstyls einzugehen vermag und selbst den Sieg der Germanen im teutoburger Walde vor deutschen Ohren mit musikalischer Grandezza entwickelt. In den Geisterchören aus Walhalla ist viel schöne Production, im Ganzen aber ist der musikalische Styl zu breit und dick genommen, an mehreren Stellen verliert sich der Componist geradezu ins Oratorium. Der Text der Geisterchöre aus Walhalla ist jedenfalls erhaben, d. h. von Sr. Maj. König Ludwig von Baiern. Besonders hervorragend sind folgende Gedankengänge: „Ihr siegt, wenn ihr euch nicht verlasset. Nicht weiß der Mensch, was Gott beschlossen, doch dieses:" ꝛc. Nach Art des Geistes Zephises. — Das Concert war sonst noch überaus reich. Mendelssohn-Bartholdy spielte, Fräulein Meerti sang die Cavatine aus Robert dem Teufel. Zugleich wurde uns in Frln. Sophie Schloß aus Cöln die zweite für unsere Wintersaison gewonnene Sängerin vorgeführt. Eine schöne klangvolle Altstimme. Frln. Schloß sang eine Arie aus der Semiramis.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabend 210. den 26. October 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Joh. Gabr. Seidl.

Der Pfeil.

Welch Pflänzlein streckt dort aus dem Moose
Den blätterlosen Stiel hervor?
Laß seh'n! heb' aus dem Erdenschooße
Der Wurzel dürren Schaft empor!

Was seh' ich? — Spitzig Erz ihr Ende?
Rost ihre Farbe, gar wohl Blut? —
Ein Pfeil ist's, — wie ich's dreh' und wende;
Komm, — hast wohl lang' genug geruht!

Der morsche Schaft, die stumpfe Spitze
Verweisen dich in graue Zeit.
Doch sprich, wozu warst du einst nütze,
Von wem, zu welchem Dienst geweiht?

Verfolgtest du des Urwald's Thiere,
Geschnellt von kühner Waidmannshand?
Wardst du beim festlichen Turniere
Zum Spiel ans ferne Ziel entsandt?

Wie, oder trugst, als ehrne Schlange,
Auf gift'ger Zunge du den Mord,
Und schossest fort im wilden Drange
Bis du ein Menschenherz durchbohrt?

Bis du in seine tiefsten Spalten
Dich eingewühlt mit grimmem Biß,
Und in erstarrendem Erkalten
Dich Unmuth aus der Wunde riß?

Ja — ja — du brennst mir in die Augen,
Gewinnst Gestalt und starrst mich an,
Als hieß' es: „Dazu möcht' ich taugen:
„Gib mir die Zeit, den Ort, den Mann!"

O, still, — die Zeit ist um! Gestehe
Mir lieber frei, was du verübt!
Schuf denn dein Kuß nur immer Wehe?
Hat keine Seele dich geliebt?

Ich seh' dich einer Wund' entreissen,
Die laut als vorschnell dich verklagt;
Du trafst ein unversöhnt Gewissen,
Dem du der Reue Trost versagt!

Doch dort entragst du einem Herzen,
Gleichwie ein Kreuzlein einem Grab,
Und Schmerzen gebend heilst du Schmerzen,
Ein Dankblick fällt auf dich herab!

Du kamst, ein krankes Herz zu ritzen,
Ein Herz von Lieb' und Gram gequält,
Das segnend dankt dem milden Schützen,
Der sich sein Ziel so gut gewählt. —

Jetzt, Pfeil, laß ruhen deine Kräfte,
Du bist am Ziele deiner Bahn,
Bist alt geworden im Geschäfte, —
Nimm jetzt des Friedens Weisen an.

Ob meinem Bette sollst du hangen,
Als Mahner an die alte Zeit!
Käm' aber — Ahnung macht mich bangen, —
Einst eine Zeit, dem Kampf geweiht;

Und gält' es ernst für Land und Larm,
Dann, Pfeil, hinaus nach alter Art,
Als Rachblitz aus der Vorzeit Jahren
Ins Nachtgewirr der Gegenwart!

Das beschenkte Mädchen.

Da — nimm, mein Kind, nimm ohne Frage!
Ja — ja — das Silberstück ist dein!
Wofür? — Sieh', wenn ich Dir's auch sage,
Wirst darum doch nicht klüger sein.

Hast, wie Du also tändelnd spielest,
Hast etwas mir gegeben, Kind —!
Weiß nicht, ob Du schon merkst und fühlest,
Was stille Wehmuthsthränen sind?

Wenn Du's nicht weißt, sieh mir ins Auge,
Du kannst sie drinnen zittern seh'n;
Allein wozu das fromm' und tauge,
Du kannst auch das noch nicht versteh'n.

Laß lieber Du ins Aug' Dir blicken,
In diesem tiefen blauen See,
Voll unschuldheiterem Entzücken,
So ungetrübt von allem Weh'.

Der ganze Himmel meiner Jugend,
Mein längst verlorner leichter Sinn,
Mein Traum von Menschenwerth und Tugend,
Mein ganzer Glaube liegt darin.

Du hast mir ein Gedicht gegeben!
Da lächelst? weißt nicht, was Gedicht?
Sieh, darin liegt Dein Glück ja eben,
Du hast es und erkennst es nicht.

Wie wir's erkennen, ist's entschwunden!
Doch, Mädchen, still! Was soll das Dir?
Gott segne Deine schönsten Stunden —!
Nimm, — nimm dies Silberstück von mir!

Die gefährliche Verschwiegenheit.

(Beschluß.)

Friedrich nahm meinen Vorschlag an. Wir verließen das Haus. Die Straßen waren noch still und öde, die Rollvorhänge noch fast an allen Fenstern nieder; nur hier und da sah man auf einer Dachkammer einen frühwachen Tabaksraucher in Hemdsärmeln am offenen Fenster stehen. Wir gingen zur Stadt hinaus und schlugen unwillkürlich die gestrige Fahrstraße ein. Karl's frisches Grab in der Morgensonne Beleuchtung winkte uns zu sich; wir näherten uns ihm, opferten eine stille Thräne und gingen dann weiter. Ich konnte nicht unterlassen, den Weg vor Herrn B's Hause vorbeizunehmen, aber auch hier hatte Alles das Ansehen, als ob die ganze Familie sich noch in der tiefsten Ruhe befände. Ich warf insgeheim einen Blick auf Marianens Fenster. Die Vorhänge waren niedergelassen; aber eine große Menge Gläser, mit den buntesten Herbstblumen gefüllt, standen nach außen und grüßten mich freundlich, als ob sie mir ein Glück verkünden wollten, das bei der Geliebten heute meiner warte. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich hier Halt gemacht und still gestanden und mich in meine Hoffnungen vertieft. Aber Friedrich, der von meiner Bekanntschaft in Herrn B's Familie nichts wußte, sollte nichts merken; ich riß mich also los. Wir setzten den Spaziergang fort, bis wir nach Charlottenlund kamen. Hier ließen wir uns Kaffee geben, und, da unser Gespräch nicht sehr lebhaft war, sondern wir uns Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigten, so ging ich allein in den Wald, um mich meinen Betrachtungen zu überlassen. Ich konnte den Eindruck nicht überwinden, den Karl's Geschichte auf mich gemacht hatte. Unwillkürlich mußte ich mich mit ihm vergleichen; mein heimliches Liebesverständniß fing an, mich zu plagen. Ich beschloß, auf dem Rückwege zu Marianen zu gehen, ihr zu erzählen, was ich erlebt hatte, und sie um die Erlaubniß zu bitten, daß ich mich gegen ihre Eltern erklären dürfe. In dieser Absicht bereitete ich mich auf eine Rede voll der wichtigsten Gründe vor; ich wiederholte sie mir mehrmals, ich lernte sie beinahe auswendig, und zweifelte nicht an der Wirkung. Aber wenn ich es noch nicht aus eigener Erfahrung wußte, so mußte ich es aus Wilhelm Meister erfahren haben, daß, je mehr man sich im täglichen Leben auf solche wohlüberlegten Reden vorbereitet, man desto seltener dazu kommt, davon Gebrauch zu machen.

Ich kehrte zu Friedrich zurück, und wir machten uns auf den Weg nach der Stadt. Als wir in die Vorstadt kamen, war es schon hoch am Vormittag. „Ich will," sagte Friedrich, „da ich einmal in dieser Gegend bin, gleich ein Geschäft besorgen, das ich bei Jemand hier draußen habe." — „Wohl!" antwortete ich, erfreut, einen Vorwand zu finden, um mich von ihm zu trennen, damit er mich nicht in Herrn B's Haus gehen sah, — so will ich einen andern Weg in die Stadt nehmen. — Wir verabredeten, wo wir uns Mittag treffen wollten, um zusammen zu speisen. Ich that nun,

Digitized by Google

als ob ich einen andern Weg zur Stadt nehmen wolle; aber, nachdem einige Zeit verflossen war, so daß ich annehmen konnte, Friedrich sei vor Herrn B's Hause vorüber, kehrte ich um und ging hinein.

Ich traf Marianen im Garten. Sie war sehr aufgeräumt und freundlich gegen mich, so daß ich mit Freude bemerkte, die Verstimmtheit von gestern Abend habe sich von selbst gehoben. Aber ihre Mutter war zugegen, und es war mir nicht möglich, meine Rede anzubringen. Mariane, welche merkte, daß ich etwas auf dem Herzen habe, und selbst verlangte, mit mir allein zu sprechen, gab mir bald einen äußerst willkommenen Wink. „Ich will," sagte sie, „die beiden Blumentöpfe holen, die in meines Vaters Zimmer stehen; sie müssen an Luft und Sonne." — „Erlauben Sie," sagte ich, „daß ich einen trage." — „Mit Vergnügen," antwortete sie, und hurtig eilten wir in ihres Vaters Zimmer. Bei diesem Zimmer war ein kleines Cabinet, worin Herr B. im Sommer eine Art von Comptoir hatte; die Thür stand offen, ich sah einige Tische mit Briefen und andern Papieren bedeckt. Kaum waren wir in das erste Zimmer eingetreten, als Mariane mir um den Hals fiel und sagte: „Hier ist Niemand; mein Vater ging so eben nach der Stadt. O, mein Freund, wie sehr habe ich mich nach einem Augenblick wie dieser gesehnt!" — „Meine geliebte Mariane!" rief ich aus, „ich habe Tausenderlei auf dem Herzen. Höre, was ich Dir zu sagen habe —" — „Nicht ein Wort!" tönte eine mir wohlbekannte Stimme aus dem Cabinet. Aber womit soll ich meine Verwunderung vergleichen, als Friedrich heraustrat. — „Ich glaube," sagte er, „daß ich vom Schicksale ausersehen bin, der gezwungene Zeuge aller heimlichen Stelldicheins zu sein. Aber ich habe zu theures Lehrgeld bezahlt, um mich noch länger dazu herzugeben." — Mein Erstaunen und Marianens Verlegenheit raubte uns fast die Sprache. — „Erschrecken Sie nicht, Fräulein B.," sagte Friedrich, „dieser junge Mann ist mein Freund. Vor wenigen Augenblicken trennte ich mich von ihm, und dachte nicht im Traum daran, daß er hierher kommen würde. Ich habe Geschäfte mit Ihrem Herrn Vater, der mir einige Papiere durchzublättern gab, und mich um Entschuldigung bat, daß er mich inzwischen verließ. In einer Stunde versprach er zurückzukommen. Ihr Geheimniß werde ich gewiß nicht verrathen, aber Ihnen selbst darf es nicht unbekannt bleiben, daß ich jetzt darum weiß."

Es währte lange, ehe Mariane aus ihrem Schrecken kommen konnte, plötzlich einen Vertrauten zu haben und zwar in der Person eines Mannes, den sie nie zuvor gesehen hatte. Die Zeit ging hin, ohne daß wir es merkten, unter lebhaften Gesprächen, indem Friedrich in kurzem die Geschichte seines unglücklichen Freundes wiederholte und Mariane und ich nicht unterließen, Anwendung davon auf unser eigenes Verhältniß zu machen. Ehe wir es dachten, war Herr B. zurückgekehrt, und fast zu gleicher Zeit kam auch seine Frau dazu. Wir waren alle Drei in so sichtlicher Bewegung, daß es vergebens gewesen wäre, sie zu verhehlen. Ich sah Marianen, sie sah mich an, und als ob wir gegenseitig unsere Gedanken errathen hätten, sanken wir einander in die Arme und knieten schweigend vor den Eltern nieder. Sie hoben uns freundlich auf und umarmten uns. — „Glaubt Ihr nicht," sagte Frau B., „daß wir längst Alles gemerkt haben? Eine zärtliche Mutter wird doch die Gefühle ihres einzigen Kindes nicht verkennen. Aber sagt, wie lange seid Ihr einig mit einander gewesen?" — „Fast ein Jahr," stammelte Mariane mit niedergeschlagenen Augen. — „So würde es ja Sünde sein," sagte Herr B., „sich Eurer Zärtlichkeit zu widersetzen. Sie hat sich in der Verschwiegenheit erprobt; warum wollten wir ihr nicht unsern Segen geben?"

In wenigen Monaten hatte ich durch Herrn B's, durch Friedrich's und meine eigenen Bemühungen ein Amt erlangt, das freilich nur klein war, aber doch Marianens Eltern genügte. Wir machten Hochzeit, und Friedrich war dabei zugegen. Als die Gesundheit des Brautpaares bei Tische ausgebracht wurde, näherte sich Friedrich uns und flüsterte: „Die Verschwiegenheit hat den einen meiner Freunde unglücklich gemacht, aber den andern glücklich. Friede sei mit den Todten! Heil geleite die Lebenden!"

Correspondenz.

Aus Dresden. (Beschl.)

[Moser's Otto.]

Doch kehren wir zur Handlung zurück, die von dem dritten Acte an voll von drastischen Momenten ist. Otto und Stephanie lieben sich; der Kaiser wird zum bleichen grübelnden Träumer und vergißt in den Armen seiner Geliebten seine hohe Sendung. Seine Vasallen, unter ihnen der treue aber unbändige Eckart von Meißen, suchen ihn vergebens wieder zu sich zu bringen, während Taraglia den Boden unter ihm untergräbt. Die Erinnerung an Crescentius, als dessen Mörder er sich anklagt, verfolgt den Kaiser wie ein blutiges Gespenst, und macht seine Gemüths-

stimmung immer bedenklicher. Indessen ist er in Gefahr, Rom zu verlieren, seine Gegner werden immer mächtiger, er wird in die Burg zurückgetrieben, Stephanien verdankt er seine Rettung. Jetzt endlich erwacht er von seinem Rausche. Vom Getümmel des Carnevals zurückkehrend, wirft er das Trugbild seines Traumliebens von sich und greift nach der männlichen That. So beschließt er, Stephanie zu verlassen, die ihn zu einer zärtlichen Liebesstunde erwartet. Er erscheint im Kaisermantel; taub gegen ihre herzbrechenden Bitten und Seufzer, nimmt er Abschied und kehrt nach seinem Gemach zurück. Stephanie, die heiße Italienerin, schwört nun Rache; um die Mitternachtsstunde, da Alles schläft, schleicht sie sich zu dem treulosen Geliebten und stirbt mit ihm in dem Augenblicke an Gift, als die längst erwarteten Deutschen in Rom einrücken und es wieder in Besitz nehmen. Er aber hört den Freudenruf nicht mehr und seine Mannen führen als Siegestrophäe die Leiche des Kaisers nach Deutschland, nach dessen Fluren er sich so innig zurückgesehnt. Dies die Hauptzüge des Stücks. Der Schluß ist freilich in hohem Grade niederschlagend, aber ein Blick auf die Geschichte künftiger Zeiten muß die Versöhnung sehen lassen; wir wissen, daß die Deutschen Italien nicht verloren, daß in spätern Jahrhunderten das große Hohenstaufengeschlecht den Römern noch oft Gesetze vorschrieb, ja wir erinnern uns auch wohl, daß unser Deutschland, als ob es ohne Italien nicht leben könnte, noch heute über Adria gebietet. Die Charakterschilderung in Mosen's Tragödie ist scharf und sicher, wenn sie auch bisweilen leisere Uebergänge zu wünschen übrig läßt; in der Persönlichkeit Otto's repräsentirt sich gleichsam die deutsche Gesammtnatur. Der Darsteller, Herr Heckscher, verdient aufrichtiges Lob; vorzugsweise gelangen ihm die Scenen, wo sich Otto in düsterer Melancholie abringt, wie der Wallfisch auf dem trocknen Lande, um mit Shakspeare zu reden. Das Publicum belohnte ihn durch wiederholtes Hervorrufen. In noch höherm Maße ward der einstimmige Beifall dem Frln. Berg zu Theil, welche die Stephanie übernommen hatte und diesen Charakter mit ergreifender Energie durchführte. Es hieß allgemein, Frln. Berg habe niemals so hinreißend gespielt, so daß man von ihr nach wiener Recensentenart behaupten konnte, sie habe sich selbst übertroffen. Crescentius, Eckart und Taraglia, der Bruder des Crescentius, waren in den Händen der Herren Porth, Weymar und Pauli. Alle die genannten Rollen sind sehr dankbar und gaben den Schauspielern mannigfaltige Gelegenheit ihre Kräfte zu entwickeln. Schwerer möchte, wenigstens für das große Publicum, die Persönlichkeit Afra's, der Dienerin Stephaniens, zu rechtfertigen sein. Der Dichter durfte, um hier seine Absicht, ohne Anstoß zu erregen, aussprechen zu können, sich nur leise Andeutungen erlauben. Afra geht an dem Wohlgefallen für die schönen blondlockigen Deutschen zu Grunde; ihr Geschlecht sühnt sie durch ihren freiwilligen Tod, dessen eigentliche Veranlassung freilich Vielen unklar blieb. Man muß wünschen, daß Mosen einen andern Ausweg zur Kundgebung seiner Intention gewählt hätte. Frln. Herold spielte die zweideutige Rolle. Was die äußere Ausstattung des Stückes betrifft, so hatte die Direction Alles gethan, was in der Regel andere Directionen nur für Opern, Ballets und die Fabrikate ihrer Lohndichter thun. Wie Mosen bei seinem Erscheinen auf der Bühne andeutete, arbeitet er bereits wieder an einer Tragödie. Er sprach, überrascht vom Augenblick, einfach herzliche Worte. Als er seinen Namen rufen hörte, war ihm, wie man sagt, eine Begrüßung eingefallen, die er beim Anblicke des Publicums unterdrückte, um nicht mißverstanden zu werden. Er hatte sich nämlich auf jene alte Sage beziehen wollen, in welcher gewarnt wird, einen Kämpfer auf dem Schlachtfelde beim Namen zu rufen.

Notizen.

[Flamändische Sprache und Literatur.]

In Nr. 112. gibt die Leipziger Allg. Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde (Leipzig, bei Weber) einen interessanten Bericht über die Pflege, deren sich die flamändische Sprache von neuem zu erfreuen hat. Das Flamändische ist vom Holländischen so wenig unterschieden, daß der Ausländer beide Dialekte nicht von einander zu unterscheiden vermag. Bei der Antipathie gegen Holland ward es in Belgien von der politischen Rednerbühne und aus der höheren Gesellschaft verdrängt und mußte dem Französischen weichen. König Leopold hat eine Commission ernannt, welche sich damit beschäftigt, das Flamändische für die Schriftsprache bequemer zu gestalten, und die Geistlichkeit hat sich bereit erklärt, in den Gesang- und Gebetbüchern die von der Commission begutachtete Orthographie zu gebrauchen. Mit der nederduitschen taal, niederdeutschen Sprache, werden hoffentlich die deutschen Sympathieen in Belgien mächtiger werden. Zugleich weiß man jetzt auch von einzelnen flamändischen Dichtern, welche sich nach deutscher Romantik bildeten; man nennt Prüdent van Duyse, der drei Bände lyrischer Gedichte edirte, unter denen ein größeres: „der Tod des Grafen Egmont" von einer belgischen Gesellschaft mit einem Ehrenpreise belohnt ward; ferner Ledeganck, der Frühlingsblumen, und Frau van Acker, welche unter dem Titel „Maßliebchen" Gedichte herausgab.

[Walther von Goethe. Brieflich aus Weimar.]

Am 15. d. war die erste Aufführung von Walther von Goethe's Oper: Anselmo Lancia. Vorher vom alten Goethe: die Geschwister, und so hatten wir sieben Jahre nach dem Tode des großen Dichters eine seiner ewig frischen, lieblichen Productionen neben der jugendlich blühenden Arbeit des Enkels. Diese erfreute sich eines so allgemeinen Beifalls, daß der Wunsch rege ward, auch bald seine zweite Oper: „der Flüchtling", Text nach Stradella, zu hören.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 211. — den 28. October 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerung an Johannes Delaspée und die Peſtalozziſche Methode.

Es gibt, Gottlob, viele Menſchen, die mit dem Böſen keine Gemeinſchaft haben mögen, wenn gleich Vielen unter ihnen das Gemeine das ärgſte Böſe iſt. Sie thun treu und redlich, was ihnen obliegt und was ſie nährt, und daneben auch gern, was überhaupt nutzt, wie Zeit übrig bleibt. Die Zeit iſt auch nicht ſo ſchlimm, daß man dadurch nicht zu immer größeren Wirkungskreiſen gelangen könnte. Es gibt hochſtehende Menſchen der Art, die nicht blos aus Ehrſucht ſo hoch geflogen ſind; man findet, daß ſie für das Gute und die Tugend mit rühmlichem Enthuſiasmus erfüllt ſind, daß ſie ſich unverrückt in den Gränzen des erkannten Rechten halten, und mit Freuden ſogar mehr thun, als wozu Pflicht ſie nöthigt. Gäbe es nur ſolche redliche und edelfühlende Menſchen, das Leben wäre ſchön; und mit Recht ſind es die, welche man ſucht und liebt, und wer wollte ſie nicht gern tugendhaft nennen? — Aber, wie gewaltigen oder geringen Verſtandes ſie dabei ſein mögen, es ſind doch nur gewöhnliche gute Menſchen. Nichtverletzung der Tugend, Anerkennung derſelben, gelegentlicher Eifer dafür, iſt noch tief unter der heroiſchen Aufopferung. Zwar muß zugegeben werden, daß dieſe von Niemanden verlangt werden kann, aber deſto höher möge man ſie achten, wo ſie erſcheint. Wenn Schwäche ein humanum iſt und nachgeſehen werden muß, ſo verdient deſto mehr Verehrung, wer ſie ſich ſelbſt nicht nachſieht, wer für einen erkannten guten Zweck mit Hinwegwerfung eigenen Wohlergehens und einſchläfernder Bequemlichkeit unabläſſig arbeitet bis an ſeinen Tod. Er erſchafft, er erwirbt, es gelingt ihm Vieles, der heitere Genuß ſteht lockend vor ihm, noch vielleicht lächelt ihm die Jugend, er könnte es ſich leicht machen und immer noch ungewöhnlich viel Gutes thun. Aber was er erwirbt, hat ihm nur Werth, weil er es wieder für ſeinen Zweck verwenden kann, und mit gleicher Anſtrengung arbeitet er weiter, bis an ſeinen Tod. Mit ſolcher Tugend iſt unfehlbar eine entſprechende Kraft des Verſtandes verbunden, ſie kann nur ruhen auf Erkenntniß; ſie kann ſich nicht an Leeres und Nichtiges vergeben, und das Vergängliche gibt die Begeiſterung nicht, die ſolcher Ausdauer fähig iſt. In Dieſem und Jenem mag ſie gleichwohl irren, die Tugend des Mannes iſt darum nicht kleiner, und das Gelungene wird ſicher ein kräftiger Beitrag für die eine Waagſchale der Menſchheitsgeſchichte ſein.

Es mögen ſolcher Männer ſein, nur daß ich ihnen nicht begegnete, ſeitdem ich mit thätig bin unter denen, die Sorge haben für den Staat und den Gang des gemeinen Weſens und die Zwecke der Zeit. Wüßte ich Einen irgendwo, ich machte mich wahrlich zu ihm auf, denn es läßt ſich nicht beſſer ruhen, als an einer ſolchen Bruſt, und es weckt nichts ſo die gute Kraft in uns, als ein ſolches Beiſpiel.

Als ich vor kurzem in Wiesbaden war, beſuchte ich dort nur — Gräber. Bin ich denn ſchon ſo alt geworden, dachte ich, daß hingeſtorben ſind, die ich in Kraft

und Gedeihen gesehen habe? — Es waren gar treffliche Menschen, die Drei, deren Gräber ich besuchte, und sie verdienten auch einen Marmor, wie dort, unfern von ihrer Stätte, einer mit goldenen Lettern auf dem Grabe des edlen Justus Gruner zu schauen ist. In einem jener Gräber liegt Johannes Delaspée. Wenn ich an ihn denke, so erkenne ich schärfer das Unrecht und fühle lebhafteren Enthusiasmus für das Gute; darum pflückte ich ein Blatt von der Weide auf seinem Hügel.

Als er noch auf dem Johannisberge lebte, in dem kleinen Hause seines Vaters, war er ein kräftiger, rühriger Knabe, und half seinem Vater in fremden Weinbergen arbeiten. Der Schulmeister meinte, aus dem Jungen könne etwas werden, und beredete den Vater, ihn nach Mainz auf die Schule zu schicken. Hier lernte der junge Johannes tüchtig, und je größer er wurde und an Kenntnissen zunahm, desto emsiger beschäftigte er sich mit Gedanken, wie doch so Vieles verkehrt und böse unter den Menschen sei; die große Liebe in seinem Herzen wurde wach, und er sann auf Mittel, wie da wohl zu helfen? Es schien ihm, daß ein Mensch, der die Abirrungen der Uebrigen von der Wahrheit begriffen habe, nicht in dem gewöhnlichen Leben mit gehen und gegen seine Erkenntniß an der Verkehrtheit gar nicht arbeiten dürfe; vielmehr nach Kräften dazu thun müsse, daß es gut, oder doch ein Anfang für bessere Zukunft gewonnen würde. An dem groß gewordenen Geschlechte war nichts zu bessern; den großen Strom, wie er einmal breit und mächtig dahin strömt, mag keiner umdämmen und zurücklenken. Aber es lassen sich neue Quellen schlagen, und den hellen krystallenen Strudel kann man in die vergelbten Wellen hineinlenken, und wenn das nur recht emsig und von Mehreren und Mehreren gethan wird, so wird sich vielleicht der tiefe Strom allmälig abklären, und der blaue Himmel endlich in der Tiefe eben so hell und rein erscheinen, wie in der Höhe.

Delaspée beschloß, Erzieher zu werden. Doch hatte er zunächst wenig mehr dazu, als den allgemeinen Drang. Er griff begierig nach pädagogischen Schriften, und fand bald in denen Pestalozzi's und seiner Anhänger eine Erziehungslehre entwickelt, die aus demselben heißen Begehren hervorgegangen, durch Scharfsinn und lebendige Ausübung, wie es schien, bereits große Vollendung und Verbreitung gewonnen hatte. Was konnte er Besseres thun, als hier mit angreifen, dem größeren Geiste willig seine Kraft zum Werkzeuge hingeben? Nichts konnte ihn zurückhalten. Er ersparte ein paar Thaler und machte sich auf. Fast noch ein Knabe zog er hin an dem Ufer des Rheines unter Noth und Entbehrung; die Tugend war es, die ihn trieb.

In Iferten blühte damals die Pestalozzische Anstalt, und der Vater Pestalozzi selbst, das leuchtende Beispiel starker, unverzagter Tugend, stand noch rührig und lenkend an der Spitze, und diejenigen hatten sich seines Werkes noch nicht bemächtigt, die da berechneten, wie es zu Vortheil und Bequemlichkeit verhelfen könne. Eines Abends saßen die Zöglinge, über Hundert, in dem großen Saale bei dem Abendessen, mitten unter ihnen Vater Pestalozzi, und gegenüber seine Frau; denn sie hatten keinen aparten Tisch. Da trat, erhitzt von der letzten Wanderung, und alle Spuren einer weiten Reise zeigend, ein Bursche herein, dem Ansehen nach ein Handwerksgeselle, der für seinen Hunger etwas begehren möchte. Er wollte aber nichts begehren, sondern etwas bringen, einen festen Willen und Muth zur Arbeit, und er erkannte den Vater Pestalozzi bald und trat, vor Freude und Ehrfurcht zitternd, an seine Seite, und als ihn der erwartend ansah, sagte er mit bewegtem, vertrauendem Tone: „Ich komme, um Euch zu helfen.“ Das verstand der alte Pestalozzi sogleich und sah ihn lange mit seinen kleinen blitzenden Augen prüfend an: „Das ist Recht von Dir,“ sagte er dann, „setze Dich und iß mit uns.“ Darauf ließ er sich mehr erzählen und umhalste dann den jungen Delaspée derb und hieß ihn noch einmal willkommen. Bald war er ihm einer seiner geliebtesten und tüchtigsten Gehülfen.

Die Begeisterung für die Pestalozzische Methode, die damals in weiterem Kreise rege war, erfüllte Delaspée ganz, seitdem er das innere Leben derselben geschaut und sich hinein verwebt hatte. Es war etwas Eigenes mit diesem inneren Leben der Methode. Es kamen Leute, vom Staate abgeschickt, gescheidte Köpfe, um sich Kenntniß von der Methode zu verschaffen, denn sie war verdächtigt worden. Sie fanden zwar nicht, was den Verdacht bestätigen konnte, allein sie fanden auch keinen Grund, so großes Heil von ihr erwarten zu können, wie ihre Anhänger verkündet hatten. Dann sagten die Pestalozzianer, diese Leute seien nicht in das Leben gekommen, und doch hatten sie Wochen lang im Schlosse gelebt, und mit Allen hin- und hergesprochen, dem Unterrichte beigewohnt, und außer demselben das regsame Leben der bunten Knabenwelt beobachtet. Andererseits gaben sich die guten Köpfe der Methode, darunter die scharfe Dialektik eines Niederer, äußerste Mühe, dieselbe in mehreren Werken zu erklären, und hofften die ganze Welt von dem Werthe und der Wichtigkeit der Sache zu über-

zeugen, und den Enthusiasmus anzuregen, den neuenthüllte Wahrheit immer hervorbringt. Doch war der Erfolg, namentlich später, ihren Hoffnungen nicht entsprechend. Die Lectüre zog auch nicht in das eigenthümliche Leben hinein, und sie konnte es nicht. Der alte Pestalozzi auch verstand wohl trefflich zu sprechen, und hatte gelenkige Worte für seine feinen Gedanken genug, wenn sie gleich in dem harten und holperigen Schweizerdialecte erklangen; aber es blieb immer noch viel nicht Gesagtes und nicht zu Sagendes zurück. Der Verstand hatte hier nur eine Gefühlswelt geordnet, und es stand demnach auch äußerlich als ein zusammenhängendes Gebäude da; aber der große Antheil des Herzens an der Sache, und die beständige Wirkung der Empfindung für das Beste und für die Tugend im Menschen, das konnte, wie es scheint, in der Form und Rede nicht so sich zeigen, daß es den Enthusiasmus angeregt hätte. Es ließ sich zwar allgemein aussprechen, aber daß die Sache tief innerlich davon, und einzig und allein davon durchdrungen sei, das leuchtete deswegen dem Dritten nicht ein, weil auch das Gewöhnliche und jedes Neue immer die beste Absicht von sich versichert. Daß diese Methode der richtige Weg zu diesem Ziele sei, das ließ sich ihr äußerlich nicht ansehen, dazu mußte man selbst mitten in ihr sein, das heißt aber man mußte tugendhaft sein. Dann nur konnte man den Geist der Methode anempfinden; zergliedern und einem verständigen Neugierigen deutlich machen ließ sie sich nicht. Das war es, weshalb die Leute des Staates davon den richtigen Begriff nicht fassen konnten, sie mochten noch so genau untersuchen und mit dem besten Willen prüfen; das war es, warum die Schriften die Welt draußen nicht überzeugen und hinreißen konnten. Das war das mystische Leben der Methode, der stille heilige Glanz, nur dem Geweihten sichtbar, der aus dem reinen Herzen Pestalozzi's hervorleuchtete und über sein Werk sich ausgoß. Die Methode war eine Propaganda der Tugend, angelegt in einer Zeit, die derselben verlustig geworden schien; sie suchte nach einem Entwickelungsgange der Erziehung zu ihrem Zwecke, für den das Resultat eine Nothwendigkeit wäre. Dies wollte Pestalozzi, und er glaubte in seiner Methode den vollkommen sicheren Entwickelungsgang gefunden zu haben. Aber sein Werk ist untergegangen in dem widerstrebenden Strome der Zeit. Vergebens stand er selbst ihm entgegengepflanzt, vergebens nach ihm Delaspée. Diese Propaganda der Tugend hat der Zeitgeist von sich weggewiesen, und auch Fichte war vergebens ihr Demosthenes.

Als Pestalozzi alt wurde und die Rührigkeit und Aufmerksamkeit verlor, welche erforderlich waren, um einer so großen Anstalt vorzustehen, da mußte er schon auf Andere sich verlassen. Da wurde bald das Institut zu Iferten als eine Beute angesehen, und sie stritten sich um den größten Antheil. Ich weiß nicht, wie weit mit und ohne redliche Gesinnung. Delaspée konnte dem nicht wehren; er sah mit Schmerz den Hader und den Verfall der Sache; Fremdes und jenem zarten mystischen Leben Unverständliches, sonst freilich Gewöhnliches, mischte sich immer mehr ein. Nur der alte Pestalozzi sah es nicht, da er innerlich immer ganz in seiner Sache sich befand, und Alle umher so thaten, als wäre es bei ihnen auch so. Delaspée, sobald er überzeugt war, daß das Verderben hier nicht mehr zu hemmen sei, trennte sich von der Anstalt, und trug das reine Feuer mit sich hinweg, um anderswo von neuem zu beginnen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschl.)

[Georg Sand, Strauß und seine Kritiker.]

Georg Sand hat ein Drama geschrieben: „Der Haß in der Liebe." Sie hat vor nicht langer Zeit erst ihre Lelia geändert, wenn man dies Buch ändern kann. Nach dem Buche Spiridion, das eine Religionstendenz hat, fiel es ihr erst ein, was sie hätte aus Lelia machen können, wenn sie diese Idee früher gehabt hätte, da sie das Romantische mit der Religion verschmelzen wollte. Somit ließ sie Lelia ins Kloster gehen, schilderte den Empfang und die Aufnahme darin, und läßt sie dann erst an der Religion zweifeln, da der Katholicismus mit seiner Tyrannei ihr nicht behagen will. Wie sie die letzten Blätter schließt, weiß ich nicht, es war das erste Mal, daß ich ein Buch von der Sand nicht auslas. Lelia in ein Kloster gehen zu lassen, um mit alltäglichen Phrasen zu endigen: man muß gestehen, die Franzosen haben oft eine zu große Meinung von sich. Das Buch hat andere poetischere Stellen, das Neue daran ist keinen Heller werth. Nun zu ihrem Drama. Der Name schon scheint ein unglücklicher zu sein, aber ich will nicht anticipiren. —

Warum gelang es bis jetzt keinem Frauenzimmer, ein gutes Drama zu schreiben? Sollte dies in der Natur liegen? Ich glaube nicht, aber merkwürdig bleibt es immer, daß die Form des Sujets immer den Frauendichter beherrscht, statt daß er sie beherrschen soll. Zum Drama darf man kein rein lyrisches Talent sein, weil die Lyrik mit ihrer Silberfadenstimme den Menschen nur von einer Seite auffaßt, während der Dramatiker über seinem Sujet wie ein Gott schwebend, das Weltall, das Menschenherz in allen seinen Theilen umfaßt. Nun hat Sand wohl viel Dramatisches in sich, sie hat das Genie dazu, das ist gewiß, aber sie kennt die Gesetze der Dramatik nicht, sie hat die künstlerische Ruhe nicht, um ein Ganzes hervorzubringen, und das

allerdings liegt im Weibe, das im Leben nur passiv und defensiv ist, und seiner Natur nach nie activ, nie offensiv sein kann. Sand wird sich eben geben, wie sie ist, während ein Dramatiker nie sich selbst gibt, weil er alles und nichts zugleich sein muß, daher glaube ich mit so vielen andern, daß ihr Stück schlecht ist. Es wirft sich jetzt hier Alles aufs Theater, da es keine unternehmende Buchhändler mehr gibt, und das Theater wirklich hier Geld einträgt. Wenn Sand, Lamartine, Balzac und Andere Komödien schreiben, so sperrt nur in dem guten Deutschland den Mund nicht vor Verwunderung auf; es ist dies die liebe Noth, sie haben sich alle zu Tode geschrieben, und haben nicht Kenntnisse genug, um an der echten Quelle der Wissenschaft zu schöpfen. Da Ihr aber doch vor allem diese Herren übersetzen werdet, und zwar ebenfalls aus lieber Noth, so hat es allerdings Interesse für Deutschland.

Gäbe es in Deutschland einen Staat, der auf philosophischer Gesetzgebung beruhte, und gäbe es darin eine wahrhafte Censur, die einzige, die die Vernunft billigt, eine kritische nämlich, so würde ich wegen dieser beständigen Aufnahme fremder Erzeugnisse einige Bemerkungen machen. In der That, wäre denn ein censirender Areopag, der über dem Staate stände, eine so unausführbare Sache? Ist ein solches Tribunal, das das Genie und die Moral zur Basis hat, nicht competent, die Censur zu handhaben? Sollte dies sein, so beweist dies, daß der Staat auf den entgegengesetzten Gründen beruht. Ein solcher Areopag, durchs Loos unter den ersten Männern gewählt, würde in Zeit von einem Jahre alle mittelmäßige und schlechte Literatur unmöglich machen, kein Mensch würde über die Censur klagen, mit Ausnahme der schlechten Schriftsteller, die endlich verschwinden müßten, und der Buchhandel selbst würde dadurch zu einem öffentlichen Amte werden. Sollte dies in politischer Hinsicht nicht gehen, so sehe ich nicht ein, warum dies in literarischer Hinsicht unmöglich sein soll. Dies Gericht müßte sich über alle Uebersetzungen erstrecken und das Theater überall beherrschen. Freilich müßte das Theater in Deutschland schon längst ein droit d'auteur haben. Wären die Deutschen doch nur in dieser Hinsicht einig. Wenn sie warten wollen, bis der deutsche Bund sich mit dem Theater beschäftigt, so können sie zweimal sterben und auferstehen. Es gibt aber ein jüngstes Gericht, das man sich selbst halten kann, und das wahrhaft jüngste Gericht versteht seine Zeit am besten. Ihr habt aber andere Sachen zu thun, zuerst müßt Ihr lyrische Gedichte anatomisiren, dann habt Ihr das ganze Jahr so viel zu lesen, zu studiren und zu kritisiren, daß Ihr an Euch selbst gar nicht denkt. Was werden erst Eure Weiber sagen, die werden wohl keinen Kuchen davon backen, wenn Ihr bewiesen habt, daß der Berliner mehr Vernunft als der Schwabe hat, und wenn Ihr neue Reime sucht.

In neuester Zeit hört man nichts als von Strauß. Es regnet Kritiken darüber von allen Seiten. Die Gazette de France wirft ihm eine zu große Phantasie vor, und behauptet, er habe einen Roman schreiben wollen, die andern, besonders die kleinen Bullenbeißer, benutzen ihn und behandeln ihre Gegner à la Strauss, c'est un mythe et voilà. Hier wird gleich alles populair. Die Gazette gab einen Auszug eines gewissen protestantischen Geistlichen, Namens Mussard, der bedauert, daß ein so schönes Talent so untergehen kann. In einiger Zeit werden andere Artikel folgen, wenn die Herren Arago und Lafitte es leiden, da die Wichtigkeit des Mannes erst durch die neuesten Ereignisse in der Schweiz gefühlt wurde; was hier nicht politisch ist, hat keine Wichtigkeit. Im Grunde aber ist es eine große Kurzsichtigkeit der Protestanten, wenn sie so erbittert gegen Strauß sind. Nach Luther mußte nothwendig Strauß kommen, ja jener ist sogar nur halb da ohne Strauß. Sobald ich die freie Forschung der Evangelien und der Bibel zulasse, mußte sich früh oder spät ein Strauß finden, der im Grunde nichts Neues am Negativen entdeckt, nur in seiner Conclusion, die allenfalls widersprechend ist, zeigt sich Strauß dogmatisch mit einer neuen Taufe. Ich glaube, wenige Deutsche haben ihn so wie Hirzel verstanden, denn wenige lesen ihn unparteiisch. Ich sprach neulich mit einem katholischen Abte darüber; hier sind nämlich die Geistlichen liebenswürdig. Dieser Mann behauptete, daß in Zeit von einigen Jahrhunderten es keinen Protestanten mehr geben werde. Ist nicht der Arianismus, der so lange herrschte, auch untergegangen? sagte er. — Ja, erwiederte ich, aber das kleine Männchen Gutenberg war noch nicht da. Das Gesprochene galt für eine Zeit, das Geschriebene für alle. — Gerade Gutenberg aber, behauptete der Mann, wird dem Katholicismus den Weg bahnen, da, wie Strauß beweist, der Protestantismus nicht bestehen kann.

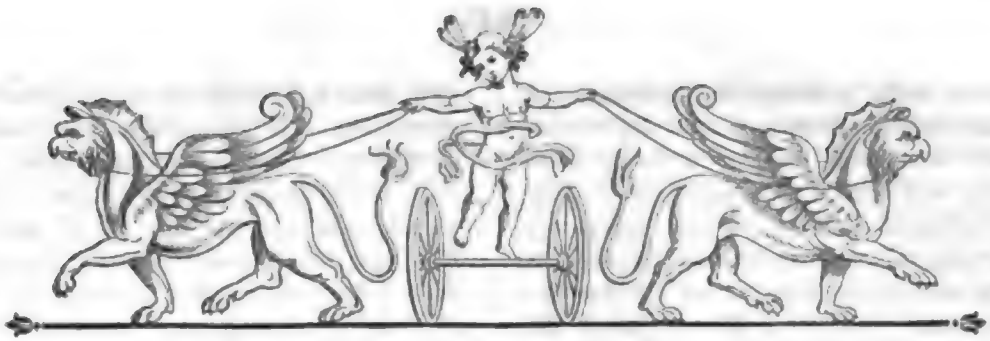
Wir schwatzten noch lange über das Für und Wider, ohne uns zu überzeugen, obschon wir sehr guten Wein tranken. Endlich lud er mich ein, einen Artikel für l'Univers, deren Mitarbeiter er ist, zu schreiben, für dessen Einrücken er bürge, er müsse aber gegen den Protestantismus sein. — Wozu dies? antwortete ich, wie der Knieriem im Lumpacivagabundus, in hundert Jahren gibt's doch keine Protestanten mehr, also ist mein Artikel überflüssig!

Wir lachten und trennten uns. —

Victor Hugo reist gegenwärtig in Deutschland, und zwar incognito, unter dem Namen le vicomte de Hugo. Seine Frau ist in Havre. Vor vierzehn Tagen sah ich einen Brief von ihm aus Cöln datirt. Er hat seine Gründe, warum er incognito reist.

Alles, was Sie in neuester Zeit von der Reise des Herrn Dumas in der Leipz. A. Z. und in so vielen andern Blättern gelesen, ist reine Lüge. Dumas verließ Paris nicht. Balzac reiste nur zu Peytel, der ihm einen dummen Streich spielte, Gauthier ist in Paris, die Andern ebenfalls, essen, trinken, schreiben, lieben und haben Schulden, was das Zeug hält. Die französischen Literaten verdienen viel Geld, aber sie sind noch ärmer als wir, es müßte denn gerade einer geizig sein, oder sich, wie Scribe, die Gedanken Anderer bezahlen lassen. Es gibt hier eine Aristokratie der Literatur, die aus den infamsten Wucherern besteht. Schmach ihnen statt Ehre, und den deutschen Correspondenten, die sie loben, Verachtung und Mitleiden! A. W.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 212. — den 29. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerung an Johannes Delaspée und die Pestalozzische Methode.

(Fortsetzung.)

Noch eine Weile freilich hatte es so seinen rückwärts schleichenden Gang. Die Parteien suchten das altersschwache Haupt für sich zu gewinnen. Einer gelang dies endlich, worauf sich denn die andern zurückzogen und besondere Anstalten errichteten. Indessen war der alte Geist gewichen; man versuchte es mit der Aeußerlichkeit und Form der Methode, die der alte Meister doch nur als Brücke für die Mittheilung eines Innersten gebraucht hatte, die für sich allein nichts sein konnte. So sah ich im Jahre 1822 das Institut. Nur des alten Pestalozzi erinnere ich mich mit großer Ehrfurcht.

Er war klein von Gestalt und mager, trotz seines Alters aber höchst lebendig. Das schlicht herabhängende Haar umgab die seltsame Physiognomie. Nie sah ich ein Gesicht mit mehr Falten, gleichsam entstellt durch eine Menge von Nüanzen und einander durchkreuzenden Linien. Tief darin lagen die kleinen feurigen Augen, von buschigen vorstehenden Brauen überwölbt. Die Sprache klang im harten Schweizerdialekt, der durch die Schnelligkeit, womit er gesprochen wurde, noch unverständlicher war. Die Worte drängten sich und ließen einander keine Zeit, deutlich zu werden. Während des Redens aber waren die Gesichtszüge in entsprechender Bewegung und schienen andere und wieder andere zu werden. Ich konnte Anfangs kein Wort verstehen, ich sah nur die Geberde, und mußte mein Lachen bemeistern. Aber bald bemerkte ich in den wechselvollen Zügen den bleibenden Grundzug, ich lernte die Worte verstehen und sah die tiefe Gutmüthigkeit, die heilige Begeisteruung für Ideen, die den ganzen Mann ausfüllten. Ich kannte nun das reine Feuer in den kleinen sprühenden Augen, und wurde voll Ehrfurcht. Immer war, was Pestalozzi sagte, etwas Tiefgefühltes, Gesundes und Kernhaftes; er führte daran nichts aus, er kannte die nur zu leicht selbstgefällige Dialektik nicht, die ihre Gedanken bis zur gänzlichen Erledigung wendet und dreht. Er stellte den Grundsatz hin, und das andere verstand sich. Nur das entsprach seinem lebendigen Geiste, dem es nie um das Wort, sondern um die Sache nur zu thun war. Daher mochte er, bei aller Macht der Rede, in Bezug auf Durchführung und seine folgerichtige Vertheidigung seiner Sätze, leicht sich schwächer zeigen. Sein Benehmen, als er einmal bei der Frau von Staël in Coppet aufs Eis geführt werden sollte, ist sehr charakteristisch. Ich weiß nicht, wie er dorthin gerathen war. Dort war auch Wilhelm Schlegel und andere treffliche Fechtkünstler im Reden. Frau von Staël machte den Vorschlag, den Mann der Begeisterung, der alle Angriffe mit hingeschleuderten Kraftworten und mit dem Gefühl einer ihm unwandelbar gewordenen Ueberzeugung niederschlug, einmal recht in die Enge zu treiben und mit aller Kunst todt zu reden. Sie nahmen ihn, der nichts argwohnte, in die Mitte, und er war bald in Gang gebracht. Man widerstritt und machte ihn eifriger; er stellte neue Ver-

Digitized by Google

nige Behauptungen auf; sie wurden aufgefangen, auf die Spitze gestellt, verdreht, vernichtet, alles mit der besten Consequenz. Da konnte der gute Pestalozzi nicht mit; wo er durch wollte, sah er sich sogleich von neuem gebunden und zurückgeführt. Es wurde ihm zu arg, und da er das künstliche Netz nicht mit eben so künstlichen Waffen zerreißen konnte, that er es mit den Fäusten. Man wollte ihn lachend festhalten, aber er bahnte sich seinen Weg, warf ein paar Stühle um und lief mit einem derben Anathem davon, um Coppet und seine geistreiche Besitzerin nie wiederzusehen.

Delaspée kam zwar eben so arm in seine Heimath zurück, als er sie verlassen hatte, aber er brachte denselben festen Willen mit und dazu das bestimmte Bewußtsein dessen, was ihm oblag. Er fing an, in Wiesbaden Privatunterricht zu ertheilen, und es waren ihm bald viele Kinder anvertraut. Sie lernten bei ihm leicht und schnell, weil er Alles mit Liebe that und sich die jungen Herzen gewann. Außerdem half ihm der vereinfachte Elementarunterricht der Methode. Er hatte bald allgemeine Anerkennung und dadurch — Kredit. In festem Vertrauen auf guten Erfolg kaufte er ein geräumiges Haus, ein besonderes Schulhaus dazu mit Garten und Hof. Anfangs zwar hatte er hier auch fast nur Kinder aus der Stadt, die ihn schon kannte und verehrte; nach und nach aber wurden ihm Knaben von Außen gebracht; seine Anstalt wurde schnell blühend; tüchtige Lehrer kamen auf seine Aufforderung aus der Schweiz, andere bildete er selbst, nach der Weise Pestalozzi's, eifrig heran. Mit dem Bedürfnisse wuchsen die Einrichtungen, aber auch die Mittel. In wenigen Jahren hatte er das Haus schuldenfrei gemacht und konnte nun den Ueberschuß für die Sache verwenden.

Hier wirkte er nun inmitten der von ihm selbst geschaffenen Welt, und pflanzte, weniger durch seine Lehre als durch die Liebe, die seine Zöglinge alle auf das innigste mit ihm verband, seine Güte in die Herzen der Jugend über. Ununterbrochen war seine Sorge und Thätigkeit; es gab keinen Augenblick, in welchem er nicht mit seinem Werke beschäftigt gewesen wäre. Die gewöhnlichen Freuden und Genüsse müßiger Menschen, selbst diejenigen, bei welchen die Redlichen von ihrer Arbeit auszuruhen pflegen, würden ihm, wenn er daran hätte Theil nehmen müssen, die Empfindung Dessen gegeben haben, der darüber das Wichtigste und Nothwendigste verfäumt. Er hatte keine Ruhe dafür. Selbst jene zarten Gefühle, und die Theilnahme für das mannichfaltige Schöne des Lebens, welche den Menschen gegeben scheinen, damit sie es auf der Erde schön finden, blieben ihm verschlossen, soweit ihm davon für seinen Zweck nicht dienlich sein konnte. Nicht etwa, weil er dies so wollte, oder überwunden hatte, was ihn hätte hemmen können; vielmehr konnte sich nichts zu Anderem Gehörendes an ihn andrängen; so hatte ihn Eines ganz erfüllt. Die Liebe selbst verlor hier an einem doch so reichen Herzen ihre Macht. Er nahm eine Frau, weil ihre Hülfe ihm nützlich war. Es war ein tüchtiges, kerngesundes Weib, rasch und wacker zur Arbeit, und im Stande, die lenkende Mutter eines Hauses zu sein, in welchem funfzig Knaben sich in Fröhlichkeit entwickeln sollten. Sie hat diesen Beruf trefflich erfüllt, und auch hierin hatte Gott ihn gesegnet. Er studirte seine Zöglinge, und wie sie äußerlich dieselben reinlich erhielt, so war seine Mühe auf das Innere gerichtet. Der neue Ankömmling ging immer erst eine Zeit lang scheinbar unbeobachtet umher. Im Unterrichte blieb er ungefragt, und erhielt keine Rüge seiner Fehler wegen. Nach und nach merkte er, worauf es ankam, und es blieb ihm nichts übrig, als sich von selbst in die große Ordnung einzureihen. Unterdessen aber hatten seine Eigenthümlichkeiten sich gezeigt, und eben so still, und als wäre er gar keine Ausnahme, wurde insbesondere auf ihn gewirkt. Er verlor seine Fehler, ohne sie gekannt zu haben, und das hervorstechende Gute, das Talent, entwickelte sich, ohne sich mit Eitelkeit über den Andern zu erkennen. Dies war in der That einer der feinsten Züge der Methode, daß sie das Lernen nur dadurch befördern wollte, daß Freude an der Sache recht lebendig würde; nicht aber durch Anregung des Ehrgeizes und Wettstreites, also nicht durch Belohnung und Tadel, die Gewohnheitsmittel der Schulen. Denn wenn es dem Ehrgeizigen gelingt, Andern es zuvorzuthun, so ist in diesen Neid erweckt. Diese Andern aber sollten dem Lehrer eben so liebe Kinder sein, und er ihnen also nicht den Keim einer Sünde oder vieler in die Seele legen; und auch an dem Ehrgeize, den er dort erregt hat, dem Mittelchen, womit er freilich viel machen kann, wird man keine Tugend finden wollen. Der Tadel auch ist für den Unfähigen eine Verurtheilung, er wird dadurch nicht fähig werden, und wird doch am meisten dulden. Tadelt man aber den Faulen, so tadelt man sich selbst, weil es in dem Gange, in der Ordnung, in der Nothwendigkeit der Methode liegen muß, daß Jeder seine Kräfte ganz anstrenge. Diese Nothwendigkeit hatte die Pestalozzische Methode in sich; was sollte ihr also das Bequemlichkeitsmittel, diese Selbstentschuldigung einer schlechten Er-

ziehungslehre? Die Methode kannte mithin keine Censur, und wenn sie einen Zögling lässig sah, so hatte sie es nur mit sich selbst zu thun, und zu überlegen, worin sie es bei dieser Knabenseele noch verfehlt habe. Und daß es Knabenseelen sind, mit denen sie es zu thun haben, das sollten Erzieher sich immer vorhalten. In das Kind kann noch Alles gelegt werden, es versteht nicht, zurückzuweisen, was ihm recht geboten wird. Hervorstechende Züge müssen mit besonderer Pflege immer dahin gewiesen werden, wo sie nur zum Guten sich entwickeln und üben können. Auf die Gefahr, die sie vielleicht an sich haben, weise man nicht hin, das ist eine grobe Suggestion, so wie jede warnende Darstellung des Häßlichen und der Sünde. Aber was ist gewöhnlicher als dieses? Mag man den Teufel dazu malen, mit der Vorstellung des Häßlichen hat man die kindliche Seele verunreinigt. Man meint, das Gute ohne seinen Gegensatz nicht so einleuchtend machen, die Freude daran nur durch Erklärung erzeugen zu können, da man es doch unmittelbar in die Empfindung bringen muß, wenn es Bestand haben soll. Freilich gehört wohl dazu, daß man es selbst so in der Empfindung habe. So ist die gewöhnliche Erziehung etwas Mechanisches geworden, eine Künstlichkeit, bei welcher alle möglichen Mittelchen, die auf Verkehrtheiten, auf Eitelkeit, Ehrgeiz, Neid u. s. w. berechnet sind, als Räderchen angebracht wurden; und wenn es nun so ziemlich mit einem Heranwachsenden durch die Schule durchgeht und ihm außer dem zu Wissenden die Kenntniß der Gesinnungen mitgetheilt worden ist, wünscht man sich Glück zu seinem Werke. Ob man die Gesinnung selbst gemacht habe, fragt man nicht, ja man stellt als sich verstehend auf, den Willen könne man nicht machen, weil der Mensch ja innerlich frei sei. Ich erinnere mich der Rede eines Gymnasial-Directors, in welcher dieses Thema mit gehöriger Schulweisheit abgehandelt wurde. Das Kind will noch gar nicht, denn es weiß noch nicht. Seid nur, die ihr es bilden wollt, für seine Unschuld liebenswürdig, so wird es gern wollen, was ihr ihm gebt; zuerst aus Liebe zu euch; dann wird es das Gute zwar noch nicht begreifen, aber fühlen, und dann zur Erkenntniß reifen, und muß dann wollen, weil es das Gute erkennt und in sich gefühlt hat. Dann aber habt ihr seinen Willen gemacht.

Wenn man so erziehen will, muß man sein Wesen an die Kinderwelt vergeben; daher war auch dies eine Forderung der Pestalozzischen Methode, und diese Rechnung auf immer umfassenderes Forterben des Eifers und der Liebe ihres Stifters war eben auch ihre Verrechnung. Delaspée aber war Pestalozzi's Erbe. Er war Eins mit seinen Zöglingen; ihre Fehler waren ihm Fehler an seinem Werke, und er ruhte nicht, bis er sie getilgt hatte mit leise berührender, sorgend glättender Hand. Wenn aber einer wohl etwas Böses gethan, daß es ihm tiefen Schmerz machte, dann konnte er sich vergessen; ihm war, als wäre Alles bedroht, zerrissen, was er in langer Zeit gebildet, die Lenkfäden waren seiner Hand entwunden; dann konnten ihn Eifer und Unwillen überraschen, daß er ergriff, was dazu Taugliches zunächst lag, und den jungen Verbrecher überreich züchtigte. Nachher bereute er dies in doppelter Hinsicht, er hatte sich selbst vergessen, und das Vertrauen des Knaben war geschwächt. Aber er verrieth nicht, daß es ihm leid thue, er war genöthigt, klug zu sein, und durfte die Stimme des Herzens nicht hören. Auf weitem Umwege, nach und nach, brachte er sich den Gezüchtigten wieder näher, und wenn er das erreicht hatte, zog er ihn vorzugsweise liebend an sich, sich selbst und ihm, der das freilich nicht ahnete, genug zu thun.

Ich wurde im Jahre 1820 in die Anstalt Delaspée's gebracht, und ich glaube, er hatte an mir auch ein gutes Stück Arbeit, denn es geschah deswegen, weil ich auf dem Gymnasium durchaus nicht hatte taugen wollen. Ich hatte stets nur schlechte Censuren mit aus der Schule gebracht, mein Vater aber doch ihr mehr als mir mißtraut. Er hatte Recht, und es ist nicht eingetroffen, was mir mein verhaßtester Lehrer bei jeder Strafzufügung sagte, ich würde ihm einst Dank wissen für seine Strenge. Ganz und gar nicht, Herr Grammatikus; Ihre Strafe hat mich nur gegen alles Gutthun und Anstrengen immer mehr verhärtet, und mir die trotzigste Gleichgültigkeit gegeben. Ich ließ mich recht gern bestrafen, wenn ich Sie nur derb geärgert hatte; kurz Sie haben so an mir verzogen, daß Sie sich die Möglichkeit zerstört hatten, mir irgend Etwas durch Unterricht beizubringen. So schöne Bemühungen würden mich gänzlich abgestumpft haben, wenn nicht mein Vater mich denselben noch zu rechter Zeit entzogen hätte. Man hatte dort jene Bequemlichkeits-Methode, die auf den guten Willen der Zöglinge rechnet, und daher das zu Lernende zunächst anbietet; wird es nicht gutwillig genommen, so geht es vielleicht gegen den Willen mit der Fuchtel, in den obern Classen durch Anregung des Ehrgeizes. Als wenn man an Wissen und Erkenntniß jemals hätte, was nicht in einem selbst zugleich geworden, was einem mit Gewalt an den Hals gebunden wurde. So ist es

ein niederziehendes Gewicht, nur einer mechaniſchen, keiner wahren Anwendung fähig. Zwar kann man es wohl zu gewiſſer Geläufigkeit darin bringen, allein wie wird man damit thun? Wie Eigennutz eingibt, weil man's gebrauchen kann zu ſeinem Vortheil; man wird damit wuchern, wie mit dem Gelde, und es hochſchätzen, weil es Geldeswerth hat. Ja, ſolcher Staatsbürger macht ihr Jahr aus Jahr ein in Menge; ihr tödtet ihre Herzen, und freuet euch an dem Glanze, den ſie mit der geſchliffenen Schale ihres Wiſſens um ſich verbreiten. So fängt es in den Schulen an, daß der Staat immer mehr ein mechaniſches Kunſtwerk wird und den Charakter natürlicher organiſcher Entwickelung verliert.

Ich brauche kaum zu ſagen, wie ſehr Delaspée von Allen, die ſeiner Pflege anvertraut waren, geliebt wurde. Er war ganz wie einer von uns; bei unſerem Ernſte wie bei unſeren Spielen war er mehr theilnehmend als leitend. Die Spiele der Jugend ſind wichtig. Die unſrigen waren harmlos, aber kräftigend, und es ging oft genug derb dabei zu. Delaspée ließ ſich gern necken, gewiß, daß es nicht bösartig werden, nicht die Achtung vermindern konnte. Einmal z. B. führten wir auf dem großen Hofe einen Krieg mit Schneebällen; Einige hatten Schneemaſſen zuſammen gehäuft und eine Schutzwehr erbaut, Andere ſtürmten dieſe Feſtung. Delaspée miſchte ſich ein, mußte aber alsbald ſehen, wie Freund und Feind ſich gegen ihn vereinigte und hundert ſchnelle Hände eiferten, ihn mit Schnee zu überſchütten. Nur das jüngſte Knäblein in der Anſtalt trat auf ſeine Seite. Der Kleine fing an zu jammern, da ihm das Spiel ernſt vorkommen mochte, plötzlich aber ermannte er ſich, gerieth in gerechten Zorn, ſtellte ſich neben den geliebten Meiſter ins Gefecht und vertheidigte ihn ritterlich. Allein dieſem blieb nichts übrig, da er durch Flucht den Spaß nicht verderben mochte, als an die Wand gelehnt ſeinen breiten Rücken Preis zu geben, der das allgemeine Ziel blieb, bis die ganze Feſtung daran verworfen war.

Später kam dergleichen ſeltener vor, da Delaspée das Unglück hatte, ſehr ſtark und ſchwerfällig zu werden. Dieſer Zuſtand ſeines Körpers war ein krankhafter und entwickelte ſich ſchnell. Als ich die Anſtalt verließ, war zwar Delaspée noch ziemlich rüſtig, und vermochte die Schwerfälligkeit ſeines Körpers zu bezwingen. Aber bald wurde er ihm eine furchtbare Laſt. Indeſſen Kopf und Herz geſund blieben, erſchlaffte er und wurde untauglich. Noch Jahre lang kämpfte er mit ſeiner ſchlechteren Hälfte und zwang ſie mit großer Anſtrengung zur Thätigkeit, was nothwendig größere Erſchlaffung herbeiführen mußte. Eine Zeit lang ritt er täglich, um Bewegung zu haben, hatte aber zum Glück ein ſehr ruhiges Thier, denn wiederholt wurde er draußen ſchlafend auf demſelben angetroffen. Er mußte dies aufgeben, und nun wurde der Zuſtand unerträglich. Immer häufiger ſank er unverſehens, vergebens kämpfend, in tiefen Schlaf; ſo zerrte der Tod an dieſem edlen Leben. Wenn er während des Unterrichtes, den er, obwohl todtkrank, doch noch ertheilte, die furchtbare Schlafſucht nicht bewältigen konnte, ſo mußten oft die Schüler Lärm machen; aber freilich ſchlief er dennoch ein; und einmal endlich ſchlief er auch ſo ein, und erwachte nicht wieder.

Wie ich ſeiner gedenke, habe ich ſeine edlen, ſchönen Züge vor mir, das treue Bild eines *Καλὸς καὶ Ἀγαθός*. Es iſt mir, als ruhte wieder, wie ſo oft, ſein reines Auge auf mir; der Klang ſeiner Vaterſtimme iſt in meinem Ohr, und ich bewahre ſie. Sie hat mich begleitet, und wenn ich wohl in Dieſem und Jenem lockender Gelegenheit nachgeben wollte, dann war mir, als hörte ich ihr liebend warnendes: Thu es nicht! — und ich that es nicht. — Euch Allen, ihr Brüder von damals, euch wird es auch ſo ſein.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

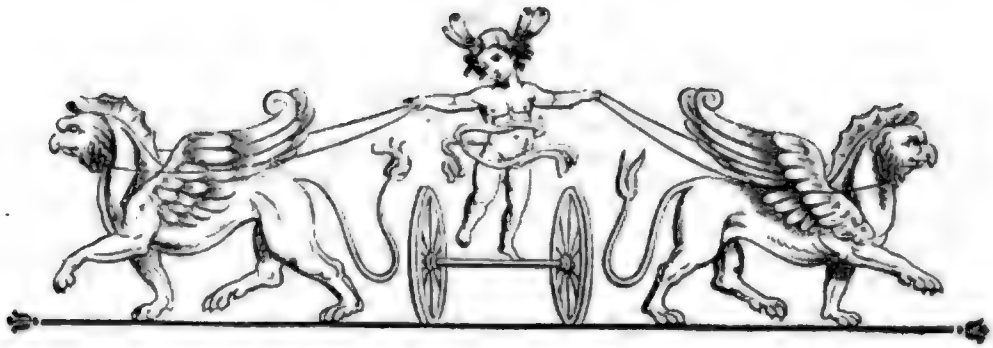
[Hertſtgabe, Taſchenbuch für 1840.]

Dies bei Gerdſche in Meißen erſcheinende Taſchenbuch, herausgegeben von Caroline Leonhardt-Lyſer, mit ſieben Umriſſen von J. P. Lyſer, enthält zwei gemüthlich moraliſche Erzählungen von der Herausgeberin, Klothilde und Hanni und die Brüder, und einen biographiſchen Artikel über die Improviſatrice Roſa Taddei, die von ihren Landsleuten in Venedig mit dem Beinamen Lisori Partenopea beehrt wird.

[Engliſches Honorar.]

Boz-Dickens erhält von ſeinem Verleger für den Bogen, auf welchem ſo viel als auf zwei deutſchen ſteht, 250 Thaler, alſo für den letzten Roman, Nickelby, der 40 Bogen enthält, nicht weniger als 10,000 Thlr. Seine Schriften werden zu Hunderttauſenden von Exemplaren verkauft. Dieſe Angaben bringt die Leipziger Allg. Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde. Mit dem erſten October ſollte die gedachte Zeitung unter Hitzig's Redaction erſcheinen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 213. — den 31. October 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerung an Johannes Delaspée und die Pestalozzische Methode.

(Beschluß.)

Ich habe versucht, von der Pestalozzischen Methode eine günstige Vorstellung zu erregen, und dazu ihr feinstes Element zu zeigen. Um nicht parteiisch zu scheinen, muß ich schon noch mehr davon sagen, besonders da ich auch über den gewöhnlichen Unterricht einige Anmerkungen hinzugefügt habe, die, wie man urtheilen wird, nicht allgemein wahr sind, oder gar böswillig. Hierüber will ich mich nicht vertheidigen; so viel geht doch aus dem Erzählten hervor, daß beide Methoden himmelweit von einander verschieden sind, indem die Pestalozzische jenes schöne, ich nannte es richtig, mystische Leben voraus hat. Es war die Grundbedingung für ihren Zweck, durch Liebe zur Tugend zu führen, und eine Erziehungsweise, welche diesen Zweck nicht hat, oder nur den allgemeinen Ausspruch, es sei löblich, dahin zu streben, bedarf natürlich auch jenes Mittels nicht. Warum aber hatte die Methode keinen Fortgang? Ich gab den einen Grund an, daß die Zeit das Bedürfniß der Tugend nicht hinlänglich gefühlt; es ist aber auch einzugestehen, daß der andere in den Fehlern der Methode selbst liegt, oder vielmehr darin, daß sie nicht sogleich fix und fertig da war. Die noch vorhandenen Pestalozzianer, wenn sie noch immer auf eine Verbreitung der Methode hoffen, mögen sich das gesagt sein lassen. Sie dürfen nicht in dem unvollendeten Systeme des Erfinders stehen bleiben, sie haben es zur Vollendung zu führen. Daran denken sie leider nicht, sie halten das Vorhandene für ein vollendetes Gebäude, und sind nicht fähig seine Mängel wahrzunehmen, weil sie den wissenschaftlichen Standpunct der Zeit mit beschränkter Vornehmheit nicht beachten, da sie ihn doch zu durchdringen hätten.

Die Methode bedurfte einer Anwendung im Detail. Die Zöglinge sollten nicht blos gut werden, sondern auch viel lernen, und zwar war nothwendig, auch einen neuen, dem Grundgedanken der Methode entsprechenden Lehrgang aller Schulstudien zu finden. Das Princip war in die Lehrgegenstände hinein zu legen und diese Umwandlung des Unterrichtes war auch von Pestalozzi selbst mit glücklichem Erfolge begonnen worden. Wie die Tugend kein ruhiger Zustand ist, sondern thätig und schaffend, so sollte der Zögling auch in allen Lehrgegenständen von vornherein selbstthätig und gleichsam das, was er lernen sollte, selbst findend und erschaffend hingestellt werden. Der sogenannte heuristische Unterricht sollte in möglichster Ausdehnung angewendet werden. So allein schien die Liebe zur Sache, die auch am eifrigsten lernt, erreichbar, und zwar bei Jedem sicher erreichbar, und zugleich die Selbstthätigkeit des Geistes in einem beständigen Schwunge zu erhalten zu sein. So sollte der Stoff in dem Zöglinge lebendig gemacht werden, und die Methode hat auch hierin, so weit ihr das gelungen ist, einen großen Vorzug vor der gewöhnlichen. Denn indem diese nur bedacht ist, durch einzelne, dazu besonders zugerichtete Gegenstände, die Denkkraft und das Urtheil

zu erwecken und zu schärfen, wird doch das Meiste und gewöhnlich das, worauf es ihr hauptsächlich ankommt, als etwas Todtes an den Zögling gebracht und äußerlich angelernt, und man rechnet nur darauf, daß später, wenn von selbst der Geist selbstthätig wird, das befruchtende Leben noch dazu kommen werde. Oder glaubt man, daß das Auffassen und allenfalls ins Verständniß Kommen, schon eine Belebung des Stoffes sei? Man würde irren, das Auffassen und Verstehen setzt zwar Thätigkeit des Geistes voraus, und eine Vermehrung des Wissens kann ohne innere Arbeit nicht erworben werden; allein es ist keine Zeugung im Innern des Lernenden, es ist kein Organisches, sondern ein Mechanisches. Durch fortgesetzte Uebung läßt sich allerdings auch Fertigkeit des Aneignens und wieder Entäußerns hervorbringen, eine Routine, die im Leben vortrefflich zu gebrauchen ist. Allein, ohne hier Alles verwerfen zu wollen, diese Routine hat auch leicht geschadet, und es ist fehlerhaft erzogen, wenn sie möglichst und einzig gefördert wird, ohne Gewißheit, daß in andern natürlichen Anlagen eine Bürgschaft gegen ihre Gefährlichkeit vorhanden ist. Die Routine kann die ganze Entwickelung hemmen, indem der Geist sich leicht eingewöhnt in das Bequemere, das überdies den Glanz reichlich schon verschaffen kann, nach welchem jeder auf sein Wissen Eitle begierig ist.

Die Zubereitung des Lehrgebäudes der Pestalozzischen Methode war die Aufgabe für die Anhänger und Pfleger derselben, aber sie haben dazu keinen Fleiß gezeigt, und vielleicht nicht Genie genug besessen. Pestalozzi selbst hat zwar das Meiste daran gethan, aber auch den Umfang dieser Arbeit vielleicht nicht übersehen. Da einzelne Gegenstände des Unterrichtes sich für die neue Behandlung vorzüglich eigneten, so war es verzeihlich, wenn sie zunächst mit Eifer bearbeitet wurden. Dahin gehört die Mathematik, so weit sie auf den Schulen getrieben zu werden pflegt. Den sogenannten Elementarunterricht hatte schon Pestalozzi selbst verändert, und seine Methode hat in diesem Theile Verbreitung gefunden, weil zugleich viel schnelleres und leichteres Lernen dadurch hervorgebracht ward. Gewöhnlich versteht man daher jetzt unter diesem Elementarunterricht die Pestalozzische Methode, wobei nur etwas übertrieben ein Theilchen mit dem Ganzen verwechselt wird. Die Mathematik behandelte Joseph Schmidt für die Pestalozzische Schule, und da sie dazu so geschmeidig war, und überdies für die Anregung zu scharfem Denken sehr brauchbar schien, so wurde sie leider der Hauptlehrgegenstand und man vernachlässigte, das Andere, so weit es thunlich war, mit gleicher Sorgfalt zu bearbeiten. Es war dies der größte Fehler, den die Methode gemacht hat, schon deswegen, weil man den Einfluß der Mathematik auf die Ausbildung des Geistes ganz überschätzte. Das mathematische Denken ist ein sehr besonderes, und führt nicht zum logischen, wie auch der mathematische Beweis vom logischen geschieden ist. Das mathematische Talent, der Mathematiker von Profession, besitzt, nach häufiger Erfahrung, keineswegs im Allgemeinen jene Schärfe des Denkens, welche er in seinem Fache an den Tag legt; und wenn es ausnahmsweise der Fall ist, so hat er es wohl nicht seiner besonderen Beschäftigung zu verdanken, ja diese macht leicht einseitig. Um so gefährlicher war es, wenn diese Disciplin, an der man nun einmal große Freude hatte, hauptsächlich der wissenschaftliche Inhalt der Methode wurde.

Delaspée hatte wohl erkannt, worauf es noch ankomme, und zu seinem Theile die Pestalozzische Bearbeitung der deutschen Grammatik übernommen. Einer solchen Bearbeitung war diese ebenfalls sehr zugänglich, da die Sprache selbst schon im Zöglinge lebendig ist, und es nun darauf ankommt, ihn die Gesetze derselben aus dem, was er äußerlich geläufig hat, auffinden zu lassen. Delaspée's Arbeit blieb indessen unaufgeschrieben und auch unvollendet, da er zu früh starb. Er hatte nur in der Schule selbst seinen Lehrgang in Anwendung gebracht, wobei zu loben war, daß er auf sein Lieblingsstudium doch nur so viele Zeit verwenden ließ, als demselben zukam.

Schlimm aber stand es in der Methode mit den alten und neuen Sprachen, die auf heuristischem Wege natürlich nicht gelernt werden können. Dasselbe zwar ist bei Geschichte und Geographie der Fall, doch wurden diese nicht vernachlässigt. Da sie im Geiste der Methode nicht zu bearbeiten waren, suchte man ganz richtig durch Vereinfachung dem Gedächtnisse das Erlernen leichter zu machen, das Minimum der Zeit wurde dafür gesucht, so wie dies schon Pestalozzis Absicht bei seiner Einrichtung des Elementarunterrichtes gewesen war. Das Lernen wurde ganz mechanisch, und damit ausgesprochen, daß diese Gegenstände, so viel denn davon in die Schule gehört, als Bildungsmittel im Sinne der Methode nicht zu gebrauchen seien. Die Vereinfachung gelang auch vollständig, und das Nothwendige wurde von Allen, auch den minder Begabten, ja den dabei Gedankenlosen, gleich leicht und schnell dem Gedächtnisse eingeprägt. Ich übergehe es, die seltsame Art dieses mechanischen Unterrichtes zu beschreiben, so wie noch von

andern Gegenständen zu reden, die entweder ebenfalls durch Vereinfachung leichter gewonnen, oder auch dem höhern Zwecke der Methode dienstbar gemacht werden konnten. Gänzlich verkehrt möchte ich die Anwendung der Methode nur für den Unterricht im Zeichnen nennen, so nämlich, wie diese geschah. Nach dem Prinzip, daß das Folgende nicht versucht werden dürfe, bevor das Vorhergehende vollkommen angeeignet sei, quälte sich der Zögling Jahre lang, zuerst richtige grade Linien nach allen Richtungen, dann in gewissen Winkeln, die nachher nachgemessen wurden, zusammengestellte, darauf Quadrate u. s. w., endlich richtige Kreise u. s. w. aus freier Hand zu zeichnen, bei der Kugel und andern Körpern dann nach dem angenommenen Augenpuncte die Schattirung mathematisch zu berechnen — ein Verfahren, wodurch natürlich der Geist geradezu todtgeschlagen wurde.

Doch dies war unwesentlich. Dagegen trat die Methode durch Vernachlässigung des Sprachunterrichtes in ihren stärksten Gegensatz zur gewöhnlichen und zum Leben überhaupt, zu den Anforderungen der Prüfungscommissionen, der Universitätsstudien, der dermaligen Behandlung aller Wissenschaft. Die Methode hatte auch hier die Aufgabe, den Sprachlehrgang zu vereinfachen, das Minimum von Zeit für diesen Gegenstand zu finden. Dazu aber gehörten vollkommene Sprachkenntnisse; die Nachfolger Pestalozzi's aber wendeten Zeit und Mühe allein auf dasjenige, was in das innere Leben der Methode eingreifen konnte. Die alten Sprachen wurden zwar gelehrt, allein man sagte oft genug, daß es nur der zwingenden Umstände wegen geschehe, man beklagte die Zeit, die darauf verwendet und daß dem Herkommen diese Concession gemacht werden müsse. Man besoldete einen Lehrer dafür und überließ ihm Alles, ohne sich sonderlich darum zu bekümmern, wie es ging. Die Verachtung die man gegen die Sache hatte, übertrug sich bald auf die Zöglinge, und wirkte natürlich sehr schädlich. Sie hatten ohnedies im lateinischen Unterrichte die Freude nicht zu erwarten, die sie in andern Stunden belebte, so daß sie auch die Freistunden in regem Eifer für die Lieblingsgegenstände verwendeten. Die Methode hat sich auch offen und laut gegen die Bevorzugung des Studiums der alten Sprachen im gewöhnlichen Bildungsgange ausgesprochen; und dies mußte sie allerdings, allein zugleich sich hüten, durch Zurücksetzung dieses Studiums mit den Forderungen aller Welt, und vorzüglich auch der Eltern ihrer Zöglinge in Collision zu gerathen.

Die Frage, ob es nicht ersprießlicher sein würde, das Studium der alten Sprachen einzuschränken und einen Theil der Zeit, die darauf verwendet wird, zu Erlangung anderer, in dem regen Leben der Gegenwart mehr brauchbaren Kenntnisse und Fertigkeiten, insbesondere zu Erlernung neuerer Sprachen zu benutzen, diese Frage überhaupt darf wohl angeregt werden. Daß die alten Sprachen ein nothwendiges Stück der Bildung seien, läßt sich nicht mehr behaupten, und es mag nicht so ferne liegen, daß man die Frage mit Ernst untersucht. Für jetzt freilich machen unsere Fachwissenschaften, insbesondere der Zustand der Jurisprudenz, eine Reform unmöglich, und die neuere Gesetzgebung und deren Wissenschaft muß sich erst dahin entwickeln und selbstständig werden, daß das römische Recht seine Anwendbarkeit verliert. Alsdann wird die Wissenschaft die Behandlung desselben leichter als genugsam und erledigt ansehen, und ein für allemal dieses Recht als ein erhabenes Monument antiken Lebens in deutscher Bearbeitung hinstellen können.

Die Opposition der Pestalozzischen Methode war daher jedenfalls zu frühzeitig. Dadurch aber wurde sie ihr noch mehr verderblich und war wirklich verkehrt, daß sie nicht nur gegen die alten Sprachen, daß sie gegen alles Sprachenlernen gerichtet war. Die Methode durfte in diesem Puncte wenigstens nicht gleichgültig sein; sie versenkte sich in ihre Eigenthümlichkeiten, sie blieb nicht im Jahrhundert, sie erklärte nicht nur Anerkanntem, sondern Nothwendigem den Krieg.

Durfte sie dem Herkömmlichen nicht zu weitgehende Concessionen machen, ohne sich eben dadurch noch stärker zu gefährden, war es eine Lebensbedingung für sie, daß ihr Princip ganz durchgeführt würde, und erlitt es, wenn jene Concession gemacht wurde, eine wesentliche Störung, so war freilich der Zwiespalt unheilbar, die Methode mußte siegen oder untergehen — und das Letztere ist ja der Zustand, worin sie sich gegenwärtig befindet.

Die Pestalozzianer, die noch an die Methode, immer vereinsamter, glauben, mögen überlegen, ob eine Versöhnung unbeschadet ihres schönen Princips möglich ist, ob eine Pestalozzische Bearbeitung oder Vereinfachung des Sprachstudiums möglich ist, so daß die nöthige Fertigkeit ohne den gewöhnlichen übergroßen Zeitaufwand erlangt werden könnte. Ich weiß nur Einen, der, ein tüchtiger Philologe, unter Aufwendung seltenen Fleißes, sich hiermit beschäftigt hat, seinen Lehrgang aber auch nur in der Schule selbst zur Anwendung brachte, und nichts darüber hinterließ. Es war Paul

Digitized by Google

Emil Thieriot, dieser früh gebrochene, seltene Mensch, der auch in einem der drei Gräber zu Wiesbaden liegt. Die Methode übersah vornehm seine Bemühungen; es scheint, daß man glaubte, das Studium der alten Sprachen sei im gewöhnlichen Lehrgange zu so feiner Ausbildung getrieben, daß Verbesserung oder Vereinfachung nicht möglich. Allein man hatte es ja mechanischer zu machen, was deswegen möglich scheint, weil die gewöhnliche Methode darin zugleich ihr vornehmstes geistiges Bildungsmittel sieht, und mit Rücksicht hierauf den Lehrgang einrichtet. Die alten Sprachen sind ihr die goldenen Schlüssel aller Weisheit, jede Sprachübung soll zugleich geistigen Inhalt haben, der Zögling soll mit Gedanken bereichert werden und eine Reihe classischer Aussprüche seinem Gedächtnisse einprägen. Dies Letztere würde jedenfalls ein Erfolg bleiben, die Methode würde darauf nicht zu verzichten haben; aber das Hauptbildungsmittel würde ihr der Sprachunterricht nicht sein, und alle philologischen Spitzfindigkeiten würden namentlich verbannt werden. Gute Gedanken würde der Pestalozzische Zögling auf eine fruchtbare Art in sich verarbeiten. Sonst mag freilich wenig daran gelegen sein, ob sein Gedächtniß mit classischen Sentenzen vollgepfropft wird, damit er bei passender Gelegenheit seine Weisheit auskrame. Ein Glück, wenn der Geist von selber erwacht, wenn nicht, so hat man ihn doch mit klingenden Schellen behängt. Und nicht nur die classischen Sentenzen sind es, was oft genug nur äußerlich an ihm hängt, es ist Alles sammt und sonders, was man ihm beigebracht hat, womit er seine Examina glänzend bestanden, womit er als Mann im Staate sein Amt trefflich verwaltet, womit er in feinster Gesellschaft das geachtetste Wort geführt hat.

Ja, das hätte die Pestalozzische Methode auch gekonnt, das große Lügen- und Scheinwesen, welches alle Verhältnisse unserer civilisirten Gegenwart wie ein feines Gift durchdringt, und wohl mehr Folgen hat, als man denkt, dessen wohlduftende Luft das Kind schon im Schooße der Familie athmet, das dann von Sexta an, wo der Knabe zuerst für das große Ganze sich meldet, ihm eingeredet und eingeprügelt wird, so daß es endlich seine Natur ist; dieses große Scheinwesen hätte die Pestalozzische Methode vernichtet, wenn sie nicht mit ihrer puren Wahrheit an ihm zergangen wäre.

Franz Maria.

Notizen.

[Sklaverei und Freimüthigkeit von ehemals.]

Daß es auch früher schon freisinnige Leute in Deutschland gab, und eine fast weniger bedenkliche Presse, wenn auch vielleicht ein wenig mehr Steff zu oppositionarem Ingrimm als jetzt, dafür lassen sich aus den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, besonders aus den neunziger Jahren, eine Menge von Beispielen anführen. Hier nur eins. Knigge erzählt in seinem komischen Romane „die Reise nach Braunschweig" von einem Obersten, der einen Unterofficier in der neuen Montirung, die er eigentlich nur auf der Parade tragen sollte, angetroffen und so gefuchtelt habe, daß der arme Mann an den Folgen dieser schändlichen Behandlung gestorben sei. Knigge macht hierzu, in dem derben Ton von damals, die Anmerkung: „Diese Anekdote ist wahr, — wahr, zur Schande des Böfewichts, eines Oberst von **, — die Finger jucken mich, den Kerl zu nennen — der vor einigen Jahren diese That begangen, und zur Schande des Fürsten, der sie nicht bestraft hat. Wo dergleichen geschehen und Niemand murren darf, nicht wahr, da ist kein Despotismus; da ist das Volk durch die Propaganda aufgehetzt, wenn es endlich ein wenig unruhig wird?" Dergleichen geschieht jetzt vielleicht nicht mehr, aber wenn es geschähe, dürfte man schwerlich so verständlich murren, wie Knigge. †.

[Schlabendorf über Polen.]

Im dritten Bde. der Dorow'schen „Denkschriften und Briefe" lesen wir auch einen Brief jenes Grafen Gustav v. Schlabendorf, den Varnhagen's berühmte Charakteristik verewigte. Der Brief ist aus Paris vom October 1814 datirt. Wir entheben ihm eine Stelle, welche Schlabendorf's subjective, aber doch humane, und wenn nicht erschöpfende, doch historisch nicht falsche Ansicht über Polen enthält: „Aber auch über die Polen habe ich geträumt. Ich selbst, als Einzelmensch, kann sie gar nicht sonderlich schätzen und lieben, aber deshalb fühle ich nicht minder, daß des Stoffes gewaltig viel in ihnen liege, und daß es ungleich mehr ihr Unglück ist als ihre Schuld, wenn sie nicht in Ausbildung gleichen Schritt mit uns zu halten vermochten. Eben weil dort noch so viel rohe Natur herrscht, läßt sich reiche Ausbeute hoffen, würde es mit einiger Weisheit nur darauf angelegt. Von diesem halbwilden Volke, wo der wohlgezogene Mittelstand durchaus fehlt, läßt sich freilich behaupten, daß es allezeit fertig zum Aufstande sei. Wer es nicht ausrotten kann und will, muß darauf denken, ihnen einen bleibenden Zustand zu verschaffen. Nirgends ist Erwartung und Entschlossenheit, glaub' ich, höher gespannt als eben jetzt in jenem tiefgebeugten Volke. Wir Deutschen sollten, aus Pflicht und Eigennutz, jene Verzweiflungsvollen mild behandeln und an ihrer allmäligen Erziehung brüderlich mitarbeiten".

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Inhalt.

No. 192.

Jules Janin im Schlafrock. Von A. Weill.
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notiz.

No. 193.

Jules Janin im Schlafrock. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 194.

Spiegelung. Novelette von H. Koenig.
Jules Janin im Schlafrock. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)
Notizen.

No. 195.

Spiegelung. (Beschluß.)
Urania für 1840.
Notizen.

No. 196.

Ein Reisebrief, von Alex. Soltwedel. An A. L.
Correspondenz. Aus Stuttgart.
Notizen.

No. 197.

Ein Reisebrief, von Alex. Soltwedel. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Stuttgart. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 198.

Der Weinadler. Von Levin Schücking.
Ein Reisebrief, von Alex. Soltwedel. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Stuttgart. (Beschluß.)
Notiz.

No. 199.

Dramen in Prosa oder in Versen? Eine der kleinen Zeitfragen. Von H. Markgraff.
Correspondenz. Aus Berlin
Notizen.

No. 200.

Gedichte von Theodor Creizenach.
Dramen in Prosa oder in Versen? (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Notiz.

No. 201.

Platen. Von Theodor Creizenach.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 202.

Die gefährliche Verschwiegenheit. Novelle von Heiberg, deutsch von Karl Ludwig Kannegießer.
Platen. (Beschluß.)
Notiz.

No. 203.

Die gefährliche Verschwiegenheit. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 204.

Die gefährliche Verschwiegenheit. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Cassel.
Notiz.

No. 205.

Die gefährliche Verschwiegenheit. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Cassel. (Beschluß.)
Notizen.

No. 206.

Die gefährliche Verschwiegenheit. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 207.

Die gefährliche Verschwiegenheit. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

No. 208.

Die gefährliche Verschwiegenheit. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notiz.
Erklärung. Von Dr. Beurmann.

No. 209.

Die gefährliche Verschwiegenheit. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden.
Notiz.

No. 210.

Gedichte von Joh. Gabr. Seidl.
Die gefährliche Verschwiegenheit. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Dresden. (Beschluß.)
Notizen.

No. 211.

Erinnerung an Johannes Delaspée und die Pestalozzische Methode. Von Franz Maria.
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)

No. 212.

Erinnerung an Johannes Delaspée und die Pestalozzische Methode. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 213.

Erinnerung an Johannes Delaspée und die Pestalozzische Methode. (Beschluß.)
Notizen.

(Hierbei zwei Intelligenzblätter und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brosset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hayn und Ludwig Meyer. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 1stes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. J. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neunundddreißigster Jahrgang.

November.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1839.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 214. — den 1. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Achim von Arnim.

Literarischer Rückblicke können wir nicht enthoben sein, auch wenn uns die Gegenwart und die Art und Weise, wie sich diese in eine Zukunft hineindrängt, ganz und gar erfüllt und beschäftigt. Wir müssen wissen, wo wir hergekommen sind. Auch haben wir ja noch keinen Tag jener beiden großen Dioskuren, Goethe und Schiller, entbehren können. Der Eine drängte sich mit der ganzen breiten Welt seines Daseins bis in unsere Tage herein und gab dem Tiefsinn nachgeborner Deutung vollauf zu thun, während die lebhaftesten Fragen der Gegenwart an seinem wunderbaren Januskopf Lösung suchten. Um Schiller aber schaaren sich noch immer unsere Gedanken, wenn es nachzuweisen gilt, daß in der Literatur eines Volkes noch mehr und noch etwas ganz Anderes zu suchen sei, als nur der Glanz des Geistes, der Schwung der Sinne, die Blüthe des Gefühls und die üppigen Feuerwerke der Phantasie, etwas ganz Anderes und Höheres, nämlich die Erhabenheit eines idealen, d. h. mit magischen Banden an die Ewigkeit gefesselten Charakters. Arnim hat nichts von dieser Bedeutsamkeit für das deutsche Geistesleben; seine Werke sind Spiele der Phantasie, aber einer somnambülen, die trunken ist vom Rausche einer Weisheit, die ihr zu Kopfe stieg, wie Pythia's nebelvolle Dämpfe.

Um diese Gestalt, deren Geist in ihren Werken wieder vor uns auftaucht, in den richtigen Zusammenhang zu stellen, müssen wir die drei großen Strömungen von einander scheiden, in denen das deutsche Geistesleben sein dreifaches Bette gefunden. In der einen Richtung, die Goethe hervorrief und an seine Person fesselte, erscheint das Reich der Schönheit in einer Identität zwischen Natur und Geist, in einer Harmonie zwischen Leib und Seele; deshalb auch diese Hinneigung zur classischen Welt, in der sich diese Eintracht aus Instinct erzeugte; den Faust, der allerdings diese Harmonie aufhebt, um die absolute Welt zu erspähen, dichtete Goethe nur, um dieses Element zu bezwingen und dieser dämonischen Richtung im germanischen Leben den Tribut zu zollen; in allen Dichtungen, die gesetzmäßig seinem Naturell entströmten, feiert er die allmächtige Versöhnung zwischen Form und Inhalt, die Eintracht zwischen Natur und Geist, Leib und Seele, als das menschlich Schöne. In Schiller's Gestalten hebt sich stets diese Harmonie auf, der Geist überflügelt mit seinem Wollen die Natur, seine Menschen werden zu Wesen höherer Gattung, das Erhabene drängt sich hier auf in idealem Schwunge, und wo Goethe Homer und Sophokles in seiner Natur vereinigt darstellt, vollendet sich in Schiller eine riesige Gestalt, die Dante und Ossian zu gleicher Zeit ist. Mit beiden Richtungen ist aber das germanische Geistesleben nicht erledigt. Neben der Goethe'schen, in welcher sich die Harmonie von Natur und Geist gebiert, neben der Schiller'schen, in welcher der Geist die Natur rücksichtslos fortreißt, gibt es eine Sphäre in unserem Seelenleben, wo umgekehrt die Natur den bewußten Geist übermannt, betäubt und in Banden wirft, um den

Dämon der Elementarwelt freizugeben. Diese Richtung hat der Deutsche in seiner Musik nicht fertig, in ihr nicht allein ausgelebt, sie drängt sich auch in den bewußten Ausspruch seiner Poesie, obschon ihre Geister recht eigentlich auf den Namen Beethoven als ihren Herrn und Meister hören. Der alte Goethe fühlte es sehr wohl mit seinem klaren Wissen, daß es Lebensrichtungen und Geistesarten gab, die ganz außer ihm lagen, Gestalten, die ihm Phänomene blieben; zu solchen Elementen gehörte Musik, zu solchen dämonischen Naturen, wie er sie nannte, rechnete er Byron, Beethoven, auch Schiller, obwohl Schiller nicht zu den dämonischen gehört, weil in ihm die Natur nicht den Geist verhüllt, vielmehr umgekehrt der Geist die Natur vernichtet oder bei Seite schleudert. Die dämonische Seite im Naturell der Deutschen ist wesentlich in ihrer Musik zu suchen, aber die Musik mit ihrem Traumleben griff alle Zeit auch in die helle Tagseite ihres bewußten Geistes hinüber, wurde Naturphilosophie im Gebiet des Denkens, wurde Romantik genannt im Bereich der Dichtung. Diese Romantik ist nicht abgegränzt mit jenen, die weiland eine Schule bildete. Friedrich Schlegel hatte dies Element mehr kritisch durchdacht, nur versuchsweise und ohne Glück angepflanzt. Novalis' sternenhafte Seele athmete in wenigen Zügen, in den Nachthymnen und in seinen Liedern, dann suchte er für den Roman nach Formen und fand sie nicht. Tieck blieb mit der mährchenhaften Wunderwelt seiner tiefsinnigen Seelenkunde auch der Dauer nach der Wichtigste, er brachte das Reichste und Vollste aus diesem Schacht des deutschen Seelenlebens herauf, grub emsig und treu, ordnete den Schatz im Großen und Kleinen und hat nur sehr spät in Eigensinn und Laune die Schattenseiten seiner Richtung herausgekehrt. Zacharias Werner vertrat sehr bald den dämonischen und fanatischen Doctrinarismus der Schule, er stürzte in die romantische Verworrenheit des verzückten Anachoreten, der unter Geißelhieben Wollust fühlt, und hat die Wunder der Gefühlswelt mit der Hieroglyphenschrift seiner Lebenswandelungen eben so carikirt, als Hoffmann das Lauschen auf die Offenbarungen der nächtlich verzückten Seele bis zur krankhaft widerlichen Unnatur verzerrte. Dies sind einzelne Lineamente und Ausartungen, die sich aber vielfach nüancirten, vielfach nachtönten, und Wiedergeburt feierten im deutschen Leben und Dichten.

In Achim von Arnim sind nicht die Ausartungen, höchstens kleinere Schwächen der deutschen Seelenromantik zu finden, zugleich aber die großen Vorzüge dieser Geistesart, Vorzüge, gegen welche sich die Philosophie der Deutschen mit dem Terrorismus des verständigen Denkens lange Zeit sträubte, Vorzüge, welche diese antigoethische Richtung als nothwendige Ergänzung unseres innern Seins bezeichnen. Die Musik unseres Traumlebens gewinnt in Arnim's Werken Sprache. Die Wirklichkeit ist für ihn nur eine erscheinende, eine transparente Welt, aus deren durchleuchteten Falten und Formen für den geheimeren Blick noch eine ganz andere räthselhaft brennt und flimmert. Gilt der Philosophie die Eintracht zwischen erscheinender und absoluter Welt als die Wahrheit, tritt diese Harmonie von Leib und Seele in der Goethe'schen Poesie als das ewig gültige Wesen der Schönheit auf, so wird hier ein ganz anderes Glaubensbekenntniß laut, wonach die Welt der Erscheinungen nur ein Symbol für die ewige Welt des geheimnißvollen Jenseits ist. Hier macht sich die Nachtseite des Menschenlebens geltend, hier walten Dämonen geheimnißreich, gute Götter und Kobolde hausen wunderbar, hinter dem Zufall lauert der Eigensinn des Schicksals, nackte Gottheiten und verhüllte Gespenster, lichte Genien und verlarvte Ungeheuer taumeln durch die Welt, und alles spiegelt uns die Tiefe der Seele mit ihren Leidenschaften, den Abgrund des geistervollen Chaos, den Bythos der Gnostiker, in tausend wunderbaren Figurationen ab. Statt der erleuchteten und verklärten Wirklichkeit, die unsere classische Poesie uns vorführt, bringt uns diese Romantik ein Reich der Möglichkeiten, aus denen die absolute Welt des ewigen Lebens ahnungsvoll hervorbricht, uns bald neckt mit gnomenhaften Schreckbildern, und bald uns mit allen Schauern religiöser Andacht überschattet. Statt der Plastik einer realen Menschenwelt beschreibt hier der Humor seine Arabeskenzüge halb Blume, halb Vogel und Ungethüm, alles wird Symbol einer fernen, tief verschleierten Geisterwelt, alles Erscheinende zu einer Transfiguration der Substanzen, wie Brot und Wein vor dem Allerheiligsten nicht Brot und Wein mehr sind, sondern Leib und Blut eines überall gegenwärtigen, in allem Dasein verborgnen und doch andeutungsvoll gewordenen ewigen Wesens. In dieser Sphäre werden uns Novalis, Tieck, und Arnim stets die bedeutungsvollsten sein. In Novalis ist, zum Unterschied gegen die beiden Andern, eine ruhige Trunkenheit der Seele, ein Versenken in das Anschauen einer seligen Nacht, vorherrschend; Tieck's jugendlicher Satyr hat allmälig die Miene elegischer Weisheit angenommen; in Arnim ist am meisten die männliche Kraft und Gedrungenheit in dieser Richtung

herausgebildet. Beethoven, aus Tönen in Worte übersetzt, ist Achim Arnim.

Seltsam bleibt es, daß jene drei Geister nicht blos, sondern sämmtliche Anhänger dieser deutschen Literaturtendenzen durch ihre Geburt dem protestantischen Niederdeutschland angehören, als suchte der Genius im Widerspruch gegen das umschließende Leben und das bannende Herkommen seinen recht eigentlichen Stachel zur entschiedenen Energie. Tieck und Arnim haben sogar Berlin zu ihrer Geburtsstätte. Freilich tauchten sie sich bald auch äußerlich in südliches Leben und versanken, Tieck wenigstens, in die Wollust einer heißen Vegetation, deren narkotische Wohlgerüche den Athemzug ihres glühenden Nervenlebens beflügelten. Arnim lebte lange Zeit in Heidelberg, in der Atmosphäre jenes katholischen Südens, der im Gedankenleben der Deutschen eben so viel Unsinn und Mißgeburt brütete, als er im Gefühlsleben an Träumen und an Musik so überreich bleibt. Und wie sich Schickung, Zufall, Verdienst und eigenmächtiges Streben fast immer die Hand reichen, so mußte ihm auch jenes phantasieentzückte Weib zu Theil werden, das, recht eigentlich eine Geburt des Südens, mit dem wunderbaren Rausche einer prophetisch somnambülen Liebe dem großen Dichter Deutschlands als andächtiges Kind zu Füßen sank. Achim Arnim und Bettina Brentano sind im Reiche des Geistes Geschwister. Lange war Bettina unbekannt vor der Welt, bis sie mit ihren Phantasieen, Gebeten und Liebeshymnen spät heraustrat, um Goethe's Altar unsterblich zu bekränzen. Jetzt aber, wo sie im Bewußtsein der Welt lebt, wo man ihre Gestalt kennt und gedeutet hat, fühlt man sehr deutlich aus Arnim's Werken heraus, was sie ihm war, d. h. wieviel von ihrem Wesen in ihm den Redner, wieviel von ihrer Musik in seinen Novellen und Mährchen den Resonanzboden fand. Man lese die Geschichte von Karl's des Fünften erster Jugendliebe, jenem seltsamen Zigeunermädchen, das in Brüssel den Prinzen aufsucht und ihn Nachts umfängt in der rührenden Unschuld der nichtswissenden Seele, man lese die Glossen und Winke aus dem Geisterreiche, die in allen Werken Arnim's zerstreut sind, und frage sich, ob das nicht Bettinens Griffel verräth oder Abdruck ihres eigensten Denkens und Fühlens ist. Diese geschwisterhafte Geistesverwandtschaft zweier Naturen ist mir jetzt, wo ich mir Arnim's Wesen erneuere, fast gespensterhaft erschienen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Cassel.

[Gemälde, Pietismus, Zeitungen, Theater.]

Die Ausstellung des kurhessischen Kunstvereins wurde vor einiger Zeit geschlossen. Die Zahl der eingesendeten Gemälde war sehr gering und belief sich nur auf einige sechzig Nummern; dennoch begegneten wir, neben mehreren flachen und mittelmäßigen, manchen Gebilden von anerkannter Meisterschaft. Lessing's Leonore nahm unter diesen unbedingt den ersten Rang ein. Dies Bild ist bekanntlich im Besitze Sr. K. Hoheit des Kronprinzen von Preußen. Außerdem: das Mädchen aus der Fremde, von Begas in Berlin (im Besitz Sr. Maj. des Königs von Preußen), — Leonore vom Prof. Oesterley in Göttingen; — Fr. Müller's Abendlandschaft: Syrakus; ferner ein Seestück im Mondschein, von Grohlich in München; — Kinder mit einem Hunde spielend, von Körner in Düsseldorf; ein auf dem Kirchhofe betendes Mädchen von Fr. Schön in München; — Landschaft von O. Metzinger in München; — Jünger Jakobus und Johannes von E. Ihler (von hier) in Rom; — ein alter Bauer, seiner Tochter und seinem Enkel aus der Bibel vorlesend, vom Obristlieut. von Reutern in Düsseldorf; — nebst mehrern anderen, die ich der Kürze wegen übergehe.

Die gleichfalls vor einigen Tagen beendigte Ausstellung des kurhessischen Gewerbevereins lieferte einen höchst erfreulichen Beweis von dem raschen Emporblühen unseres Gewerbe- und Fabrikwesens und der Veredlung unserer Naturprodcute. Die aus allen Zweigen der Industrie reichlich eingesandten Proben gaben ein glänzendes Zeugniß des inländischen Gewerbfleißes, und von der segenreichen Thätigkeit unserer Gesellschaft für Agricultur.

Auf die von dem Obergerichtsanwalt Henkel beantragte und einigen Hunderten mitunterzeichnete, an Se. Hoheit den Kurprinzen und Mitregenten gerichtete Bitte um Einberufung einer Synode zur möglichen Unterdrückung des Mysticismus ist nun mittelst eines Ministerialrescripts die allerhöchste Resolution erfolgt, und zwar in dem Geiste, wie sie der billig Denkende und jedes nicht aufgeregte Gemüth nicht anders erwarten konnte: die Vorschläge und Verbesserungsprojecte des Herrn Henkel wurden darin aufs bestimmteste und gründlichste abgelehnt. — Wahrhaft bedauernswerth ist es, daß der in Frage stehende Glaubenskampf hier auf eine sehr ungeziemende Weise gekämpft wird, wie aus den pro und contra erscheinenden Broschüren und Flugschriften hervorgeht, welche von Galle überfließen, und hin und wieder auch ans Triviale gränzen. — Wahrscheinlich wird in der bevorstehenden Ständeversammlung diese Angelegenheit auf eine würdigere Weise besprochen werden.

— Außer der „Allgemeinen Cassler Zeitung", welche sich mit jedem Quartale einer gesteigerten Verbreitung und größerer Theilnahme erfreut, und dieselbe auch durch den freimüthigen Sinn, der ihre Artikel (namentlich aus Hannover) beseelt und durch größtentheils gediegene Originalmittheilungen vollkommen verdient, bietet unsere Journalistik durchaus nichts Erhebliches, und mit tiefem Bedauern gewahren wir das allmälige Sinken des „Beobachters", un-

seres einzigen belletristischen und Conversationsblattes, welches in seinem eigenen Schlamme ersticken muß. Gegenwärtig füllt es seine Spalten mit Excerpten aus dem Theaterlexikon und der Theaterchronik. Da ich nun, obschon unwillkürlich, zum Artikel Theater kam, kann ich meinen Bericht nicht schließen, ohne auch unseres Theaters noch zu erwähnen. — Wer die in den verschiedenen Zeitschriften enthaltenen Berichte über die hiesige Hofbühne liest, wird uns um die hohen Kunstgenüsse, die uns im Musentempel geboten werden, gewiß beneiden. Wie viel aber in solchen Berichten auf Rechnung bezahlter Lobhudeleien und dramatischer Selbstlober zu stellen sei, wird jedem klar sein, welcher wie Ref. das Malheur hatte, der jüngst stattgefundenen Aufführung der Zauberflöte beizuwohnen. Es scheint, als ob classische Werke bei uns das Vorrecht hätten, recht malapropos verunglimpft zu werden. Wer einen Hrn. Dams als Monostatos und einen Hr. Birnbaum als Papageno sah und hörte, so wie mir es das harte unerbittliche Schicksal zu Theil werden ließ, der wird auch von meiner Ansicht genugsam durchdrungen sein. Ob wohl Hr. Birnbaum im Ernste der Meinung ist, ein gebildetes Publicum für seinen Mangel an Stimme und für seinen herzlich schlechten Gesang durch gemeine und zotenhafte Bierkneipenwitze entschädigen zu können? — Wenn man die einem so erhabenen Meisterwerke schuldige Rücksicht und die dem Publicum gebührende Achtung so mit Füßen treten sieht, wie es hier geschah, dann wird Schonung zum Verbrechen. — Als Königin der Nacht kann Frl. Pistor durchaus nicht genügen; dieselbe ist eine anerkannt tüchtige Sängerin für Soubrettenpartien, und möge sich ja von großartigen Partieen, die ihre Kräfte übersteigen, in Zukunft fern halten. Herr Derska sang den Tamino correct, doch nimmt seine Stimme mit jedem Tage ab, sie klingt heiser und umflort, und erregt im Zuhörer ein beängstigendes Gefühl. — Frl. Löw als Pamina war in jeder Hinsicht gut, und leistete für so viel Schlechtes in ihrer Umgebung einigen Ersatz. — Die Besetzung der drei Damen war höchst ungenügend, und das Gekrächze der Genien jämmerlich. — Durch diese Opernvorstellung wurde die Abwesenheit unsers würdigen Spohr, des großen Meisters deutscher Musik, aufs empfindlichste fühlbar; derselbe ist vor einigen Wochen ruhmgekrönt aus England zurückgekehrt. Das Schauspielpersonal erhielt durch den Abgang der Mad. Beurmann eine fühlbare Lücke, — Dem. Neumann ist noch zu viel Anfängerin, um dieselbe ersetzen zu können. — Für die Oper ist der Baritonsänger Hr. Lieberhofer neu engagirt, der bei seinem Auftreten mit Beifall überschüttet wurde; ob er demselben auch entsprechen wird, muß die Folge zeigen. †.

Notizen.

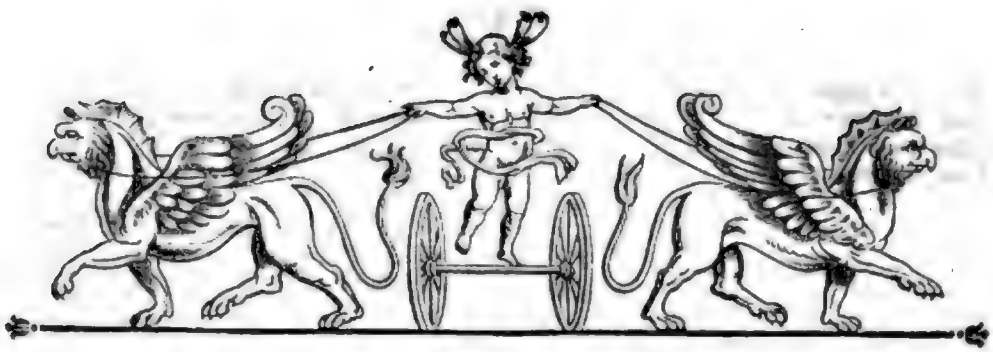
[M. G. Saphir contra Deutschland.]

Es ist gewiß höchst unerbaulich, Saphir, den weiland genialen Witzling und Hofnarren der Zeit, als gemeinen Praterharlekin im wiener „Humoristen" wiederzufinden. Aber einen jämmerlichen Anblick gewährt es, wenn der alte Lustigmacher nach seinen „Paprikanotizen", seinen Commis-ähnlichen Citaten und Parodieen Schiller'scher Verse, seinen „Wolken- und Molken-Briefen", seiner Nockerl- und Pränumeranten-Humoristik sich erhebt, um, ein kritischer Cabrera, im Styl Großhoffinger's für Thron und Altar zu fechten. Saphir triumphirt in einem Artikel über vaterländische Taschenbücher (so wie man in Oesterreich vaterländisch-Gewerbe, vaterländische Fabriken sagt), daß die österreichische Poesie der deutschen den Handschuh hinwerfen könne, daß die österreichische Kritik über der des Auslandes, namentlich der jungen Literatur stehe, wo man den Dichter nach seinem politischen Glaubensbekenntniß richtet. Wir haben alle Achtung vor jedem Dichtertalent in Oesterreich, alle Theilnahme für den Kampf eines österreichischen Poeten gegen die wiener Verhältnisse, allein wir wissen auch, daß das wohldienerische Bemanteln, ja das Lobpreisen jener unseligen Literaturzustände weder der wiener Censur, noch einem wiener Literaten große Achtung vor Saphir's Ehrlichkeit einflößen wird. Saphir entblödet sich nicht, von einem politischen Glaubensbekenntniß zu sprechen, als wüßte er nicht, daß gerade die Strenge eines vorschriftsmäßigen politischen Glaubens, oder vielmehr die vorgeschriebene Glaubenslosigkeit in Wien jedem Widerspruch, der sich gegen ihn erheben könnte, die Zunge bindet. Sonst würde mehr als ein Oesterreicher ihm zurufen: „Vergessen Sie nicht, daß der Aufschwung unserer Literatur von der geistigen Anregung Deutschlands herrührt, daß wir gern deutsch wären, wenn wir könnten, daß wir deutsch schreiben, und dies vom gesammten Deutschland gelernt haben und noch lernen. Schämen Sie sich, in unserem Namen mit Grillparzer zu prahlen, der bei uns verkümmert. Nennen Sie nicht Lenau und Grün unter dem legitimen Oesterreich neben Zedlitz und Vogl; denn ihre Muse ist in Deutschland erzogen und kam vom Auslande heimlich zu uns herüber. Warum besprechen Sie nicht, wenn Ihre Kritik wirklich auf dem Standpuncte der auslandischen steht, den Schutt, die Spaziergänge, den Savonarola und den Faust in Ihrem Humoristen? Reden Sie uns nicht ein, daß wir dem Fortschritt der jungen Literatur nicht zu folgen brauchen, daß wir von den geistigen Bestrebungen des Auslandes nichts zu lernen haben; warum würden Sie sonst alle Notizen über englische und französische Cultur, ja selbst alle Ihre Anekdoten ohne Quellenangabe aus den Journalen des Auslandes stehlen? Vor Allem aber vergessen Sie nicht, daß Sie selbst den kleinen Nimbus, der noch Ihren Namen umschwebt, dem Umstande verdanken, daß Sie zu uns aus Deutschland kamen, von einer ehrenwertheren Bahn, die Sie verlassen haben, um ein Unterkommen zu finden". — — f —

[Uffo Horn.]

Hr. Uffo Horn versicherte uns bei seiner Durchreise durch Leipzig, daß die Widmung seines „Kamoens" an Hrn. Saphir nur in Folge eines früheren Verhaltens zu demselben geschehen sei und von ihm dankbar angenommen wurde.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 215. — den 2. November 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von H. Heine *).

I.

An Emma.

(Geschrieben zu Berlin 1820.)

Der Tag ist in die Nacht verliebt,
Der Frühling in den Winter,
Das Leben verliebt in den Tod —
Und Du, Du liebest mich!

Du liebst mich. — Schon erfassen Dich
Die grauenhaften Schatten,
All' Deine Blüthe welkt,
Und Deine Seele verblutet.

Laß ab von mir, und liebe nur
Den heiteren Schmetterling,
Der im Sonnenlichte gaukelt —
Laß ab von mir und dem Unglück!

II.

An Dieselbe.

(Berlin 1830.)

Dieser Liebe toller Fasching,
Dieser Taumel unsrer Herzen,
Geht zu Ende, und ernüchtert
Gähnen wir einander an!

Ausgetrunken ist der Kelch,
Der mit Sinnenrausch gefüllt war,
Schäumend, lodernd, bis am Rande; —
Ausgetrunken ist der Kelch.

Es verstummen auch die Geigen,
Die zum Tanze mächtig spielten,
Zu dem Tanz der Leidenschaft; —
Auch die Geigen, sie verstummen.

Es erlöschen auch die Lampen,
Die das wilde Licht ergossen
Auf den bunten Mummenschanz; —
Auch die Lampen, sie erlöschen.

Morgen kommt der Aschenmittwoch,
Und ich zeichne Deine Stirne
Mit dem Aschenkreuz und spreche:
Weib bedenke, daß Du Staub bist!

III.

An Dieselbe.

(Berlin 1830.)

Schon mit ihren schlimmsten Schatten
Schleicht die böse Nacht heran;
Unsre Seelen sie ermatten,
Gähnend schauen wir uns an.

Du wirst alt und ich noch älter,
Unser Frühling ist verblüht.
Du wirst kalt und ich noch kälter,
Wie der Winter näher zieht.

*) Aus einem nächstens erscheinenden 2. Bande des Buches der Lieder.

Ach, das Ende iſt ſo trübe!
Nach der holden Liebesnoth
Kommen Nöthen ohne Liebe,
Nach dem Leben kommt der Tod.

IV.

Sehnſucht nach der Fremde.

(Bremen 1831.)

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht erſticken hier,
In dieſer engen Krämerwelt!

Sie eſſen gut, ſie trinken gut,
Erfreu'n ſich ihres Maulwurfsglücks!
Und ihre Großmuth iſt ſo groß
Als wie das Loch der Armenbüchſ'.

Cigarren tragen ſie im Maul
Und in der Hoſentaſch' die Händ';
Und die Verdauungskraft iſt gut —
Wer ſie nur ſelbſt verdauen könnt'!

O, daß ich große Laſter ſäh',
Verbrechen, blutig, koloſſal —
Nur dieſe ſatte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fremden Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und ſei's nach Pommern — immerfort!

O, nehmt mich mit! — Sie hören nicht —
Die Wolken droben ſind ſo klug!
Vorüberreiſend dieſer Stadt,
Aengſtlich beſchleun'gen ſie den Flug.

V.

Heimweh.

(Paris 1839.)

O, Deutſchland, meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich faſt!
Das heitre Frankreich ſcheint mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Laſt.

Nur der Verſtand, ſo kalt und trocken,
Herrſcht in dem witzigen Paris.
O, Narrheitsglöcklein, Glaubensglocken,
Wie klingelt ihr daheim ſo ſüß.

Höfliche Männer! Doch verdroſſen
Geb' ich den art'gen Gruß zurück.
Die Grobheit, die ich einſt genoſſen
Im Vaterland, das war mein Glück.

Lächelnde Weiber! Plappern immer,
Wie Mühlenräder, ſtets bewegt!
Da lob' ich Deutſchlands Frauenzimmer,
Das ſchweigend ſich zu Bette legt.

Und alles dreht ſich hier im Kreiſe
Mit Ungeſtüm wie'n toller Traum!
Bei uns bleibt alles hübſch im Gleiſe,
Wie angenagelt, rührt ſich kaum.

Mir iſt als hört' ich fern erklingen
Nachtwächterhörner, ſanft und traut,
Nachtwächterlieder hör' ich ſingen,
Dazwiſchen Nachtigallenlaut!

Dem Dichter war ſo wohl daheime,
In Schildas theurem Eichenhain!
Dort wob ich meine zarten Reime
Aus Blumenduft und Mondenſchein.

Achim von Arnim.

(Beſchluß.)

Der erſte Band ſeiner Werke, die der Freund des Verſtorbenen, der göttinger Wilhelm Grimm in Caſſel, herausgibt, iſt mit Arnim's Stahlſtich geſchmückt. Wir ſehen hier die ſchönen Züge des kräftigen Geiſtes, der ſo keck der Nacht ins Angeſicht geſchaut, um in Natur und Menſchenwelt das Geheimnißvolle herauszufinden; das drängende Auge, die Naſe mit mächtiger Spürkraft, die breiten Lippen, das feſte Kinn und der widerſpenſtige Haarwuchs ſind allerdings die entſprechende äußere Figuration vom innern Weſen des Mannes. Die beiden, zunächſt erſchienenen, ſchön ausgeſtatteten Bände enthalten Arnim's Novellen. Zwei Bilder unter dieſen Gemälden aus dem Geiſterreiche ſind beſonders bezeichnend für das Naturell des Autors, ich meine Iſabella von Aegypten und die Majoratsherren. In jenem drängt ſich das Mährchen ängſtlich in die Hiſtorie, wie das Zigeunermädchen an die Lippen des ſchlafenden Prinzen von Oeſterreich und Spanien. Die geſpenſterhaften Sagen jener Horden aus Aſiens Steppen, die Mährchen vom Allräunchen ſind mit der ganzen Metaphyſik der deutſchen Romantik aufgefaßt, und heiß und üppig, wie es Arnim's Pinſel pflegt, hingeſtellt. Wie Mignon zwiſchen Eiern und Schwertern, tanzt das Naturkind Bella mit der hei-

ligen Unschuld des Paradieses durch die grauenhaften, mißgeformten Gestalten hin, und sucht und findet ein reines Menschenherz und ihr Heimathland. — In den Majoratsherren ist das Schauen in die Nacht und ihre räthselhaften Zaubergeburten das eigentliche Thema. Der kranke Majoratserbe, der mit ihren Schauern vertraut ist und sich vom Tage abkehrt, erlebt nur Träume vor seinen wachen Augen, und diese Träume, die ihm seine Ahnungen von einer geheimnißvollen Geburt vorspiegeln, sind und bleiben für ihn Wahrheit und Wirklichkeit des Tages. Zugleich ist die Novelle reich an meisterhaften Gestalten aus der barocken Rococowelt unserer Vorväter. Der Lieutenant und die Hofdame von ehedem sind in plastischer Hinsicht Musterstücke. Auch liebt Arnim die altmodige Welt der deutschen Zustände, oder vielmehr, er schwelgt in ihren Thorheiten, weil die alte Zeit vor der Revolution mit ihren Vorurtheilen, Ständeunterschieden, Reifröcken, Allongeperrücken und Charakterzöpfen zugleich die Wiege des Aberglaubens, der Gespensterfurcht und der Geisterbeschwörungen eines Cagliostro war. Menschen mit wachen Sinnen schleichen dann wie Nachtwandler, wenn sie edel sind, wie Vampyre, wenn sie das Gemeine lockt, durch diese seltsam entartete Welt, die viel tausend Götzen hat und keinen Gott mehr kennt. Das gehört zu dem Bereich, wo Arnim mächtig ist; das Grauen vor den Schrecken einer endlichen Offenbarung, wo der Mensch plötzlich die Natur entdeckt und den angebeteten Plunder des alten Lebens zerstört, gehört zu der gespenstischen Bilderpracht seiner Sprache, zu der Hieroglyphenschrift seiner Phantasie.

Dies bezeichnet Arnim's Styl. Auf einen andern Charakterzug deutet Wilhelm Grimm in dem Vorworte hin. Es ist die seltsame Ungleichheit seiner Diction. Oft gibt dieser Autor sich als den Mann von Welt, der das Uebereinkommen des Salons ausspricht; plötzlich entläuft sein Styl dieser Sphäre des gebildeten Herkommens, und geberdet sich wie ein den Menschen längst entrückter Einsiedler der Wüste. Die kühnsten Uebergänge sind ihm die liebsten, und er stellt ohne Bedenken das Seltsamste und Ueberraschendste mit dem allgemein Gültigen, das Einfachste mit dem Geheimnißvollsubjectivsten zusammen. Endlich muß erwähnt werden, daß Arnim's Styl und Darstellung häufig ein seltsames Ungeschick an den Tag legen, den Inhalt zu fassen, Form und Wesen zu bezwingen. Ganze Novellen sind dadurch mißgestaltet; unter anderm die im ersten Bande: Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien, die der Verfasser als Anekdote hingibt, ohne damit ihr wüstes Durcheinander, ihren eigensinnigen Wirrwar zu entschuldigen. Oft nämlich findet Arnim für die Unendlichkeit des Inhalts, der in das Gebiet der Mystik regellos und sternenweit versinkt, gar nicht die Sprache, kann die Gestalten nicht reden machen, wie sie ihrer Idee gemäß sich selbst zu vertreten hätten, der ganze Guß ist oft mißglückt, so gut auch die Glockenspeise sein mochte, und Materie und Gedanke werden zwecklos in den Sand geschüttet.

Der Humor Arnim's macht sich besonders glänzend und glücklich in zwei Novellen des zweiten Bandes geltend: Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott; und: Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau. In jener ist der Fluch der Ständeverschiedenheit auf das lustigste verhöhnt. Ein Fürst, der sich einen ganzen Gott dünkt, fühlt sich höchst unwohl in dem Glanze seiner hergebrachten Langeweile, und ein hergelaufener Komödiant, der ihm ähnlich sieht, richtet ihm mit wenigen leichten routinirten Griffen das schäbicht gewordene, verkehrte und versumpfte fürstliche Dasein wieder in ein natürliches Geleis.

Die nächst erscheinenden Bände 3 und 4 werden die Kronenwächter bringen, zu welchen sich im Nachlaß des Dichters das Manuscript des zweiten Theiles gefunden hat. Band 5 Schaubühne; Band 6 und 7 die Gräfin Dolores; Band 8 lyrische Gedichte. Ueber die Anordnung der folgenden Bände hat der Herausgeber noch nicht verfügt. Die vortrefflich ausgestattete Edition erscheint unter der Firma von Veit und Compagnie in Berlin.

Notizen.

[Dr. Mises über die leipziger Kunstausstellung.]

In Leipzig bei Leopold Voß erschien im Umfange von 137 S. ein Glaubensbekenntniß über die Malerei unserer Zeit, unter dem anspruchslosen Titel: „Ueber einige Bilder der zweiten leipziger Kunstausstellung". Dr. Mises, wie sich der Verf. nennt, und Prof. Fechner, wie er heißt, ist jener Philosoph, der über die Unsterblichkeit der Seele schrieb, jener Dichter, der die Physiologie der Engel entwarf, jener Satyriker, der die Cholera gegen die Thorheiten der Mediciner in Schutz nahm. Dieser kindliche Einsiedler hat so ganz seine aparte Welt für sich, macht selten sein Schubfenster auf, blinzelt hinunter auf die Wunderlichkeiten der Menschen und guckt schnell und mit scheuer Hast wieder ins blaue Aetherlicht hinein, um einen Stern zu suchen. Eine fast prüde Geschiedenheit von den Strömungen des wissenschaftlichen und literarischen Lebens hat ihm diese ungetrübte Kindheit des Geistes erhalten, die ihre Weisheit nur wie aus

Instinct findet. Man könnte das Genialität nennen, wenn sie sich fruchtbarer erweisen wollte für den Stand der Interessen. Die Weisheit wird hier lächelnd zu Markte gebracht, sie strömt aus dem reinen Boden naiver Ursprünglichkeit, die Philosophie hat hier ungesucht den Standpunct des Humors und einer Ironie, die hier ganz eins ist mit einer immerdar frischen Lust der Menschenliebe. Diese Satyre geißelt nicht, denn sie hat Sinn für die Thorheit, sie ist zu gutmüthig, um den Irrthum zu verspotten, sie lacht nie, sie lächelt immer; aber sie legt nicht ihre Fäden und Fangnetze weit genug, um allgemein wirksam zu sein für Wissenschaft und Menschenwelt, sie läßt sich nicht auf die Historie ein, wo der Gang der menschlichen Irrthümer im Großen verzeichnet steht, sie appellirt nur an die schwache Menschenbrust, wie sie immer ist und bleibt, sie ist endlich zu schüchtern, um streng und fest zu Ergebnissen zu gelangen, und hat mit dem Jeanpaul'schen Humor das gemein, daß sie entweder himmelweit ins Dasein blickt und sich doch an das kleinstädtische Schubfenster einer sich eng verkriechenden Persönlichkeit fesselt. So führet in der trefflichen Schrift über die leipziger Kunstausstellung die emsige Betrachtung des Verhältnisses, in das sich der Einzelne zum Bilde als Beschauer oder als Besitzer zu stellen habe, zu einer Aengstlichkeit, bei der größere Fragen verloren gehen. Dagegen liegt in diesen Bemerkungen über den Comfort des Kunstgenießens ein Schatz von Intelligenz, der sich in ganz Deutschland der allgemeinsten Nutznießung zu erfreuen haben sollte. Diese Schätze des Wissens bringt der Autor hier oft bei Bildern zum Vorschein, die nicht zu allgemeiner Anschauung kommen werden, die Naivetät des Humors ist äußerst begnügsam und die Phantasie verschwendet ihre Kraft an Werke zweiten oder dritten Ranges. Freilich knüpfte weiland der alte Lessing in der hamburger Dramaturgie sein bestes Wissen oft an Opernarien der schlechtesten Art, allein unsere Zeit hat sich in den Schooß aller Zeiten gestellt, unsere Philosophie kann nicht mehr naiv sein, wir können nicht ab ovo anfangen in der Kritik. Auch ist es nur die Sache des Humors, am Strohhalm genug zu haben, um das Dasein Gottes daran zu erweisen, und Mises wird von dieser liebenswürdigen Position, die ihn in der Literatur zur Sonderlingsfigur macht, nicht loskommen. Er hätte z. B. den Beruf, eine Geschichte der Malerei zu schreiben, eine Aesthetik in umfassendster Art hinzustellen. An einzelnen Puncten setzt er auch dazu an; sein Lieblingsthema über die Darstellung der Engel bringt ihn darauf in der obgedachten Schrift, er beginnt mit Fingerweisen, wie Raphael, wie Michelangelo und die Byzantiner die Gewänder der Engel malten, bald aber läßt er diese Abschweifung in die Historie fallen und scharmuzirt an den verfehlten Engelsbildern der leipziger Ausstellung herum. Bei der Erörterung, was der Künstler heutzutage malen solle, fehlt der Grundgedanke, daß die Willkür des künstlerischen Individuums in Deutschland nur auf Kosten seiner Freiheit aufgehoben werden kann, daß bei uns die Geschichte des Einzelnen und die Geschichte der Nation nicht einträglich gehen und eine Kunstschule, z. B. die düsseldorfer, nur bewußtlos mit einer nationalen Meinung zusammenhängt. Ferner vermissen wir eine Kritik der einzelnen Richtungen der Malerei unserer Zeit. Wer viel gibt, von dem wird viel gefordert; ein alter Satz der undankbaren Welt. — Schließlich die Bemerkung, daß ich, Schreiber dieses, nicht die Artikel in der Leipziger Allg. Zeitung verfaßte; nur die Berichte in unserer Zeitung, wie hier jede kritische Aeußerung ohne besondere Chiffre oder Ortsbestimmung, können von mir vertreten werden.

[Tasso's Wahnsinn und Liebe.]

Die Auffindung einer bedeutenden Sammlung werthvoller Briefe, Gedichte und Memoiren, von Tasso's eigner Hand geschrieben, veranlaßte bereits vor einigen Jahren einen lebhaften Federkrieg diesseit und jenseit der Alpen. Während Ranke das Liebesverhältniß Tasso's mit den Prinzessinnen von Este in mehreren gründlichen Abhandlungen (Berlin bei Duncker und Humblot) für eine Fabel erklärte, während der Marchese Capponi in einem offenen Fehdebriefe die Meinung aussprach, Tasso habe durchaus nicht für wahnsinnig gegolten, sei auch gar nicht in ein Irrengefängniß eingesperrt worden, haben Reumont in Aachen und Giovanni Rosini in Pisa für Tasso's Wahnsinn und Liebe gefochten. Endlich wird sich darüber entscheiden lassen, indem der Graf Alberti die Herausgabe des in seinem Besitze befindlichen handschriftlichen Nachlasses Tasso's begonnen hat. Friedrich Förster berichtet darüber im 4. Heft des Freihafens 1839, und wird mit dem weitern Erscheinen des italienischen Werkes seine Mittheilungen darüber fortsetzen.

[Prume.]

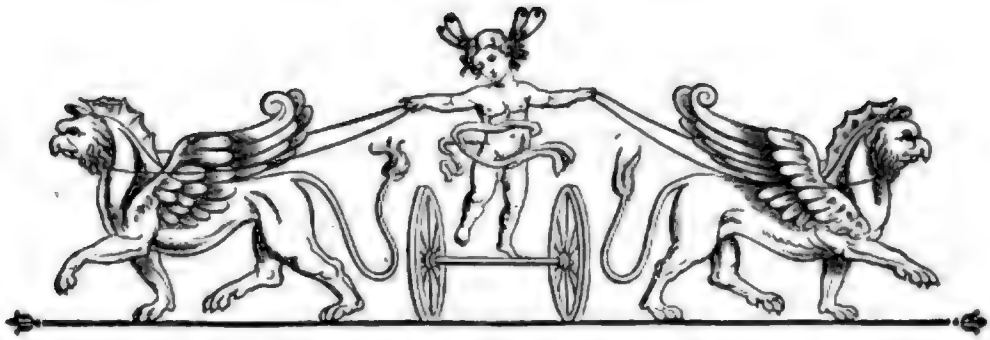
F. Prume, Professor am belgischen Conservatorium, spielte im dritten leipziger Gewandhausconcerte zwei eigene Compositionen. Prume gehört zu den Virtuosen, die nicht spielen, um Musik zu machen, sondern Musik machen, um ihr Instrument zu zeigen und ihm alle Capricen abzulauschen. Deshalb spielen diese Virtuosen, die übrigens vollendete Techniker, wie Prume, sein können, nur eigene Sachen; erst wenn einer Mozart oder Beethoven vorträgt, kann er zeigen, ob er Spieler oder Musiker ist. Spiel ist eben Spiel, Musik aber ist Ernst. Das Violinconcert, das Prume spielte, hat sehr edle Partien, dagegen sein Air fantastique ist als Composition eine grillenhafte Albernheit.

[Wolff und Banck.]

Improvisator und Componist, Dichter und Musiker, beide haben einen förmlichen Bund geschlossen, wie dies namentlich für die Oper wichtig wäre. Inzwischen gehen aus dieser Gemeinsamkeit nur lyrische Producte hervor. Bei Hofmeister in Leipzig erscheint eine Halle der Völker, unter welchem Titel Wolff bereits einige Bände Volkslieder schuf oder herausgab. Banck gibt jetzt die Musik dazu. Außerdem erschienen in demselben Verlage 6 Duette von Beiden, unter dem gemeinsamen Titel: Meeresfahrt, ebenfalls für Gesang und Pianoforte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von J. J. Weber in Leipzig.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 216. — den 4. November 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Saul.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Beck.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Eine Halle. Saul, die Krone auf dem Haupte, lehnt schlummernd in seinem Königsstuhle. Moab kauert in der Ecke und putzt Saul's Schwert.)

Moab.

Besser wär's, ich läge gebettet unter dem Aas auf der Wahlstatt, aufgetischt den hungrigen Raben, als hier meine Tage zu verkauern. Saul, Saul, warum trankst Du mein Blut nicht? Hat doch Dein störriges Volk, Dein grimmschnaubender Gott es so gewollt! — Der sonderbare, hohe, königliche Held! Erlahmt und zerschmettert lag ich im Staub, — da braust er heran, den blitzenden Tod in der Faust, — sein Aug' ein flammender Irrstern der Nacht, sein langes Haar die dunkle Mähne des Sturmes, — und er zertritt mich nicht! Freistatt hab' ich unter seinem Dache; doch streck' ich das Haupt nur über die Schwelle hinaus, schlägt mich das Volk wie ein wildes Raubthier todt. Ha, Moab, friste dein Leben noch eine Weile, wetze dies Schwert, an dem die rothe Zähre deiner geschlachteten Brüder klebt! Still! Er erwacht! (Saul seufzt im Schlaf.) Er stöhnt so bang! Er scheint im bösen Zwist mit seinem Gott, der Mann! Ich hasse dies feige, hochmüthige Volk. Bricht da herein über das rothe Meer, schleicht durch den Wüstensand, bläst Städte und Thürme mit dem Schalle der Drometen um, pochend auf seinen schlauen Gott, den kein Auge sieht, keine Faust fassen kann. — Aber Saul, Saul ist ein Held!

Saul (erwachend).

Halt fest, o halte fest!

Moab.

Was will mein König?

Saul.

Mir träumt', die Krone fiele mir vom Haupt,
Sie wankt, sie wankt!

Moab.

Ich hab' Dein Schwert gewetzt, schärfer als Dein Knappe es kann.

Saul.

Was soll mir Schwert, was soll mir Schild, wenn mich
Der unsichtbare Feind umstrickt und blendet?
Es kommen böse Geister in der Nacht,
Sie kommen auch bei Tag. Mir brennt das Hirn!
Hast Du des Volkes Murmeln nicht gehört:
Saul würde kronlos in die Grube fahren!
Und es verdirbt sein königlich Geschlecht!
Die duftgesalbten Cedern Libanons,
Sie flüstern es geheimnißvoll sich zu:
Wie geht doch Saul gebeugt, der stolze Saul!
Die Wasser stürzen sich hinab ins Thal,

Und jauchzen, Schaum des Wahnsinns auf den Lippen:
So stürzet Saul!

Moab.

Laß flüstern, laß rauschen, wenn nur Dein Herz
nicht verzagt! In welchem Haine haust denn der Götze,
der Dich bedroht? Oder sinnt Dein eigener Gott, Dich
zu stürzen?

Saul.

Der Alte sprach's, der mit dem weißen Barte!
Dem hat es Gott geoffenbart zu Nacht,
Der hat's dem Baum, den Quellen zugeraunt,
Der hat's dem Volk ins Herz gegossen. Fluch!
Weil ich Dich leben ließ und Deinen König,
Das Vließ des Lammes blutig nicht gefärbt,
Weil mich ein händeringend Weib gebarmt,
Weil ich aus Mitleid nicht am Fels zerschmettert
Den letzten Säugling eines Urgeschlechts,
Das diesem Zauberland vor uns entsprossen!

Moab (zutraulich).

Es war so schön und so heimlich, eh' ihr kamt, unter den Eichen, die ihr gefällt habt, in den Hainen der ewigen Nacht, Saul! Da glühte der eiserne Moloch; man warf ihm das schreiende Kindlein in den Arm, und er zischte vor Lust. Die Mütter lachten wild und lauter als der gellende Hörnerschall. Um so brünstiger brannten ihre Küsse; um so wollüstiger flammte ihr Aug' durch die Nacht fort. Der Vollmond ward roth von dem Blutrauch; die Sternlein blinzelten schläfrig, berauscht von dem Dufte der Kräuter, auf denen tausend Buhlerinnen schwelgten. Ha, vorbei ist das trunkene Leben, — drum knirsch' ich mit den Zähnen in der Nacht. Doch, Du bist gut, Saul! Hast uns nicht alle hingeschlachtet, Saul!

Saul (aufgeschreckt).

Denn Gott hat Blut gewollt, spricht der Prophet!

Moab.

Warum frißt ihn sein Schwert nicht?

Saul.

Verstumme, Knecht! Du hast sein Angesicht,
Das heilige, noch nie geschaut; noch nie
Sein Silberhaar, wenn es im Winde rauscht
Wie leise Stimmen des Allmächtigen.

Moab.

Zagst? Und willst selbst ein Allmächtiger, ein König im Lande sein?

Saul.

Ha, waren sie auf Erden denn allmächtig,
Die ihr voreinst als Könige verehrt!

Moab.

Darum will der Prophet, daß Du sie alle vertilgst von der Erde, auf daß Du nicht starrest in ihren blendenden Glanz! Ha! unsre Könige bauten anders ihr Haus! Ins Gewölk stießen ihre Thürme, und von Edelsteinen strahlte ihr Dach. Junge Löwen mit goldnem Gebiß waren die Wächter an ihrem Throne; riesige Hüter mit ehernen Keulen standen um ihr silbergesponnenes Bett. Und wie der Donner rollte das zermalmende Rad ihrer Wagen durch das Land. Was kümmerte sie Saat und Heerden und Hirt? Ihrer war alles Blut, aller Mann und alle Bräute!

Saul.

Halt ein, halt ein! Es schwindelt mir das Herz,
Was weichst du nicht von mir, mein böser Geist?
Warum verlockst Du mich? O, daß ich nicht
Dein götzendienend Haupt zerspellt! Denn Gott
Hat Blut gewollt, so redet der Prophet.
(sanft)
Wo weilest Du so lang, mein Harfenspieler?
Begeisterst Du die Krieger in der Schlacht?
O, komm'! Wie schön Du spielst! — O, fahre fort!
In Deinen Saiten wohnt die Stimme Gottes,
Da tönt sie sanft, da grollt sie nimmer! — Ha!

(Er wendet sich um. Samuel, den Prophetenstab in der Hand, erscheint im Hintergrunde. Moab kauert sich nieder. Saul steht entsetzt. Dumpfes Schweigen.)

Zweiter Auftritt.

Moab (für sich).

Der Alte mit dem weißen Bart!

Saul (zu Samuel).

Du murmelst?
Verfluchst Du mich, Prophet! O, segne!

Samuel.

Nein!
Denn Deine Schwelle ist entweiht. Es ist
Der Heide dort ein Gräul in meinen Augen.
(Saul winkt Moab, der trotzig abgeht. — Pause.)
Du schweigst?

Saul.

Dein Auge zürnt.

Samuel.

Du fürchtest mich?

Saul.

Ich fürchte — Gott!

Samuel.

Ereilt hat Dich sein Fluch!
Er sieht in Deines Herzens schwarzes Haus,
Die böse Stunde wohnt darin. — — O, Saul!

Saul (verhüllt sein Angesicht).

Du rufst mir, Samuel?

Samuel (prophetisch).

So spricht der Herr:
Und weil Du lebst mit falschen Götzendienern,
Sie nicht verdorben mit des Hasses Schwertern,
Nicht eingeäschert mit der Rache Feuern,
Sie nicht zertreten mit des Zornes Hufen,
Auf rauchenden Gefilden nicht geschwungen
Die Sichel der Verwüstung, — spricht der Herr;
Und weil Dein Ohr berauscht von ihren Harfen,
Betäubt von dem Geroll der goldnen Wagen,
Dein Aug' bezaubert vom verbuhlten Glanze,
Und sündig Deine Seufzer, — spricht der Herr;
Und weil Du schaust nach ihren Bildergötzen,
Geheim Dich weidest im verruchten Stolze
An Deinen langen königlichen Locken,
An Deines Heldenschwertes scharfer Lippe,
Und nicht im Staub Dich windest, — spricht der Herr:
Drum reißt er Dir den Reif vom Haupt herunter,
Und läßt Dich kronlos fahren in die Grube,
Und nimmer trägt Dein Sohn den Königspurpur,
Und öde steht Dein Haus, — so spricht der Herr!
Ich aber gehe, aus ist meine Sendung.

Saul.

Dein Wort zerschmettert mich. Verlaß mich nicht!
O, sprich, warum verfolgst Du mich, Prophet?

Samuel.

Ein Andrer ist von meiner Hand gesalbt,
Du wirst den Stern an seinem Glanz erkennen.
Dein Haus verödet, Saul!

Saul.

Ja, salbe nur,
Ja, salbe heut und salbe morgen Einen,
Und wehe, wehe dem, den Du gesalbt,
Du hast mich nicht gefragt und nicht der Herr
Ob ich gewollt, ein König sein gewollt?
Ich habe mich verborgen und verläugnet —
Du hast mir diesen Purpur aufgezwungen
Weil mich das Volk umjauchzte, weil mein Haupt
Wohl hunderttausend Häupter überragte.
Nun denn, — es ragt hervor auf stolzem Nacken,
So halt' ich mächtig meine Krone fest,
So steh' ich, —

Samuel.

Lästre nicht!

Saul.

Ich lästre nicht.
Die Heiden flieh'n vor meinem Schlachtenruf,
Die Flammen fach' ich an im weiten Land —
Hast Du gehört das Jauchzen meiner Schwerter?
Sie sind nicht stumpf vor Deinem Zorn geworden.
Noch bin ich König!

Samuel.

Ja, Du bist noch König,
Du bist's, — doch Deine Lippen sind entweiht.
Die böse Stunde brennt in Deinem Hirne,
Ich hadre nicht mit Dir! Es kämpft Dein Sohn
In heißer Schlacht, der Unglückselige —
Dein Harfenspieler siegt mit Gottes Hand,
Im lauten Jubel wird er hergetragen,
Und Dir wird weh beim Klange seiner Saiten.
Er hat auf immer Deinen Ruhm verfinstert.

Saul.

Mit Liedern singt er, nicht mit blankem Schwert.
Ist er ein Held denn über Nacht geworden?

Samuel.

Wie Du ein König über Nacht. — O, Saul,
O, Saul, mein Held, mich schmerzt, daß Du gefallen!
Es kommen finstre Tage über Dich.
Und Stunden, die nicht helle sind.

Saul.

Halt ein!

Samuel.

Herb war mein letztes Wort zu Dir. Ich kann
Kein süßes Dir verkünden. Lebe wohl!
Ich geh', Dein Auge sieht mich nimmer wieder.
Ich bin ergraut und meine Hände zittern,
Ich will die Wolken sonnen in dem Licht,
Das leuchten wird in dem gelobten Lande.
O, Saul, mein Held, mich schmerzt, daß Du gefallen!
(Samuel ab. Saul starrt vor sich hin.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schleswig-Holstein.

[Florencourt und Beurmann über Schl. H.]

Nordalbingien blieb bis auf die neueste Zeit herab ein wenig beachtetes Land und war eigentlich nur seiner Butter,

Käse, Austern und ganz vornehmlich seiner Pferde halber dem Auslande in etwas bekannt. Von seinen Menschen, seinen Einrichtungen, seiner Naturbeschaffenheit und seinen Merkwürdigkeiten wußte man im Grunde so viel wie gar nichts. Es war die terra incognita Deutschlands, hinter Hamburg schien die Welt mit Bretern vernagelt und selbst die geographischen Handbücher enthielten über dasselbe nur sehr mangelhafte und verworrene, oder selbst ganz falsche Nachrichten, daß die Bewohner sich Glück wünschen konnten, nicht auf gut classisch mit Hundsköpfen und andern etwas von der allgemeinen menschlichen Bildung abweichenden Zuthaten auch noch im neunzehnten Jahrhundert sich begabt zu finden. Sah doch selbst Schreiber dieses sich im deutschen Süden oft in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, sich rücksichtlich seiner Heimath durch die hiesigen Pferde zu legitimiren, und vermöge dieser vierbeinigen Wesen einige Aufklärung über seine Abstammung und Herkunft an die Hand zu geben. Wahrlich, ich bin diesen vaterländischen Thieren sehr verpflichtet. Ihr Ruhm ist weiter gedrungen als der meiner Landsleute, und ich weiß nicht, was ohne ihre Berühmtheit oftmals aus meiner Legitimation geworden wäre und ob nicht am Ende eine löbliche Polizei sich veranlaßt gefühlt hätte, mich als einen heimathlosen Menschen ganz neuer Art inhaftiren zu lassen. Freilich ereignete sich mir dies meistentheils bei solchen Individuen, die nicht geradezu in die Classe derer gehörten, die sich durch die Masse ihrer geographischen und historischen Kenntnisse auszeichneten, doch konnte man sie ebensowenig unter die ungebildetsten Kreise der Gesellschaft zählen, und erinnere ich mich doch auch, einst von einem Professor einer süddeutschen Universität, bei dem ich mich zur Inscription meldete, gar verwundert angesehen und mit einer Menge sehr seltsamer und unerwarteter Fragen überhäuft zu sein, als ich mich ihm als einen Anwohner jener nördlichen grünen See, die den westlichen Küstenrand von Schleswig-Holstein bespült, vorstellte. Nach solchen Erfahrungen und Erlebnissen war es denn bei meinem damaligen jugendlichen Alter wohl sehr verzeihlich, wenn ich zuletzt zu dem Glauben gerieth, daß ich eine ebenso seltene und merkwürdige Persönlichkeit sei, wie etwa ein Anwohner der japanischen See oder des stillen Meeres, und bald den Entschluß gefaßt hätte, mich fürder nur in einer hölzernen Bude als rares Exemplar einer merkwürdigen Menschengattung für Geld zu zeigen. Leider aber verdarb mir die Ankunft einiger Landsleute diesen schönen Plan und raubte mir die erfreuliche Aussicht auf eine so leichte Versorgungsart. In neuester Zeit hat freilich Nordalbingien in Folge der vielen Reisen und des Näherrückens der Länder hin und wieder einige Besprechungen von Auswärtigen gefunden, allein es steht zu befürchten, daß sowohl wegen der Unerheblichkeit als auch der Schiefheit des Gesagten, weder die Kenntniß hiesiger Zustände noch das Interesse für sie im Auslande einen Zuwachs gewonnen habe.

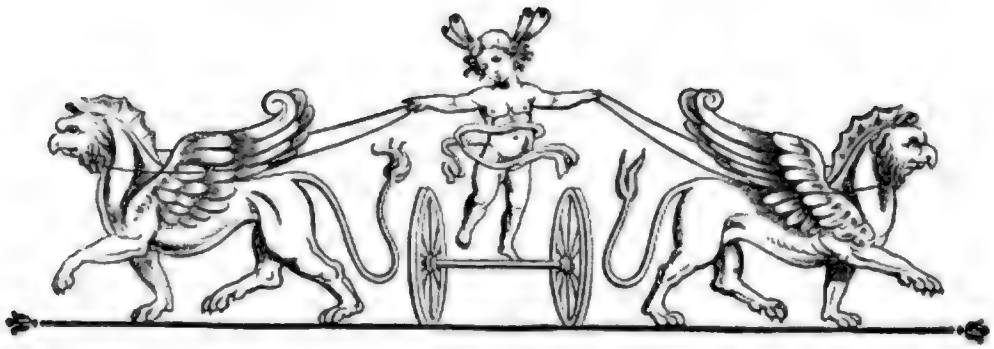
Herr v. Florencourt portraitirt gewiß in seinem desfälligen, in den Blättern der Börsenhalle enthaltenen Aufsatz nach der Natur, aber mit aller Achtung für denselben möchte man doch zu der Behauptung sich gezwungen fühlen, daß er bei dieser Schilderung seinen Gegenstand durch ein gewaltiges Mikroskop anschaute, unter dem selbst eine noch so zarte und glatte Frauenhand gerunzelt und behaart erscheinen würde, und es kann daher nicht fehlen, daß durch ein solches Glas betrachtet sich der keineswegs auf eine gleiche glatte Vollendung Anspruch machende Charakter hiesigen Landes und Volkes gar seltsam gestalten und ausnehmen müsse. Uebrigens ist genannter Herr kein Holsteiner, wie behauptet worden, sondern, irre ich nicht, ein Hesse, wenn gleich ein längerer Aufenthalt in Holstein ihn an und für sich vollkommen zu einer Schilderung hiesiger Menschen und Verhältnisse befähigen möchte, und sich überdies einem Fremden manches wahrer und richtiger zeigt, als dem in seine Umgebung eingelebten und für ihre Eindrücke daher mehr oder weniger abgestumpften Eingebornen. Von der geistreichen und scharf beobachtenden Feder des Herrn Beurmann, der wir bereits so manches treffliche literarisches Erzeugniß verdanken, ließ sich in seinem neuesten Werke: „Deutschland und die Deutschen" vieles hoffen und voraussetzen, und öffnete ich deshalb mit gespannter Erwartung die hierauf Bezug nehmenden Blätter. Allein meine und Anderer Erwartung fand sich arg getäuscht. Beurmann hat aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem hiesigen Lande nur eine theilweise Bekanntschaft vom Postwagen herab gepflogen, wenigstens weiß er uns nur sehr Kärgliches, und dazu zum Theil nicht eben sehr Bemerkenswerthes zu berichten, und man vermißt hier gänzlich jene um vieles gründlicher und tiefer in den Gegenstand eingehende Schilderungsweise, die er beim angränzenden Mecklenburg entwickelt. Er weiß in der That wenig mehr zu sagen, als daß es in Holstein redlichere Advokaten und ein geordneteres gerichtliches Verfahren gebe, als in Mecklenburg, daß Kiel ganz ansprechend sei, weil dort Bäume vor den Häusern ständen, unter denen zur Sommerszeit sehr gemüthlich die Bewohner mit Thonpfeifen säßen, daß Segelberg in der partie honteuse von Holstein liege und endlich, daß die Propstei eine wendische Colonie sei, wo das so denkwürdige Fenstern noch sehr im Schwange gehe. Alles Bemerkungen, die zum Theil etwas unerheblich, zum Theil auch geradezu falsch sind, wenn auch nicht das erwähnte Fenstern. Uebrigens ist dieses literarische Unternehmen ein derartiges, daß daran die Kraft eines Einzelnen scheitern muß. Nur eine Mehrzahl könnte ein solches in gleichmäßiger Vollendung zu Tage fördern, und es ist daher sehr natürlich, daß es gegenwärtig sehr ungleich ausfalle und neben Trefflichem des Lückenhaften und Unreifen vieles enthalte. (D. F. f.)

Notiz.

[F. H. Jacobi's Enkel.]

Dr. Jacobi, Privatdocent der Nationalökonomie an der leipziger Universität, macht uns die Mittheilung, daß er der Enkel Friedrich Heinrich Jacobi's, des Philosophen, sei, nicht des Dichters J. G. Jacobi, wie ein leipziger Blatt neulich gemeldet. J. G. Jacobi, der Bruder des Philosophen, hinterließ einen Sohn, der ohne Nachkommen starb.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 217. — den 5. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Saul.

(Fortsetzung.)

Saul.

Gefallen? Nein! O, bist Du fort, Prophet?
Gefallen? Nein! Du träumtest nur, Prophet!
Du hast dem Säuseln des Gezweiges, hast
Dem heimathlosen Sturm gehorcht zu Nacht,
Und meinst, daß Gott mit Dir gesprochen.
(Volk weit hinter der Scene:)
Heil!
(Moab tritt auf.)

Moab.

Tausend hat Saul geschlagen und David Zehntausend, jauchzt das Volk!

Saul.

So ist es wahr? Ha, laß sie jauchzen, Knecht!
Sieh dieses Schwert, sieh diese Arme, Freund!
Saul zittert nicht. — Von einem Kind verdunkelt,
Indeß ich hier geträumt? — — Mein Kopf ist krank!
Haha, — ich träume nur! Du sagst, zehntausend?
Er kann ja kaum den Bogen spannen.
(Volk hinter der Scene:) Heil!
So ist es wahr? Daß ihre Zunge stumm
Und Deine lauter würde, Knecht! So sprich!

Moab (faßt den Wurfspieß).

Unsre Fürsten zagten vor einem Knaben nicht. — —
Ein Wurf! —

Saul.

Ein Mord?

Moab.

Unsre Königstochter verführte den Helden, der nach der Krone ihres Vaters getrachtet. — Unser Königssohn erwürgte den Verräther, der seinen Thron bedrohte! — Wuchs Dir nicht ein Sohn? Blüht Dir nicht ein Töchterlein?

Saul.

Hinweg, mein böser Geist!

Dritter Auftritt.

(Jonathan tritt auf. Bei seinem Erscheinen entfernt sich Moab.)

Jonathan.

Mein Vater!

Saul.

Du bist ein Königssohn. O, duld' es nicht!

Jonathan (freudig).

Laß Feuersäulen auf zum Himmel steigen,
Laß tausend Opfer in der Flamme duften,
Du hast gesiegt! Auf, auf und schmückt das Haus,
Herbei! Denn Saul hat Tausende geschlagen!

Saul.

Und David Zehntausend!

Jonathan.

Höre mich!
Die Helden trotzten in der Wagenburg,

Geführt von Goliath, dem ſtolzen Helden, —
Ein rieſiger Geſell im Erzgewande.
Wer kämpft mit mir? Heraus du kühner Held!
So rief er täglich vierzig Tage lang, —
Daß ich an dir mein durſtig Schwert berauſche,
Auf, daß du ſättigeſt das Wild der Wüſte!
Sei Herr des Landes, wenn du mich beſiegt!
Und ſeine Lanze flammte durch die Luft,
Und ſeine Schienen raſſelten im Sturme.
Kaum Einer ſchlief von vielen Tauſenden
Und auch der Eine ſprach im Traum vom Rieſen.

Saul.

Wo warſt Du, Saul?

Jonathan.

Da kam Dein Harfenſpieler,
Hin warf er Schwert und Schild, — und leichtgeſchürzt,
Ein Hirtenknabe, der zur Weide wandelt,
So ſtand er da, die Schleuder in der Hand. —
Die Heiden lachten lang und laut im Lager. —
Da weht ſein Haar, da brennen ihm die Wangen, —
Da ſurrt die ſchnellgeſchwung'ne Schleuder ſchrill, —
Da ſauſt der Stein hin an des Rieſen Stirne. —
Wie aufgeſcheuchte Vögel floh'n die Heiden,
Denn donnernd, wie die Zeder, brach ihr Held.
Du freuſt Dich nicht? Du ſtarrſt entſetzt mich an?
Mein Wort erlahmt!

Saul.

Ja, daß es Dir erlahmte!
Was ſingſt Du mir von eines Andren Thaten?
Es ſagt mein Blut in Deinen Pulſen nicht,
Sonſt hätteſt Du, wie ich, nach Ruhm gedürſtet,
Und wärſt, wie er, geſprungen in die Mannheit.
Nun rollt ſein Name donnernd durch das Land,
So geh' doch hin und ſtreichle ſein Gelock,
Zerküſſe ſeinen Mund und beuge Dich,
Und rufe hochentzückt: O, ſeht das Kind,
Das Saul's Geſchlecht verdirbt!

Jonathan.

Was ſprichſt Du, Vater?
Der Heide, der in Deinem Hauſe brütet,
Verfinſtert Deinen Sinn. O, Du biſt krank!

Saul.

Was? Höhnſt Du mich mit dumpfem Unkenruf?
Was fabelſt Du von Nacht und böſer Stunde? —
Ja, Nacht und Schatten iſt's in meinen Sinnen,
Doch meine Krone glänzt, — ich halte ſie!
Du aber, Unglückſeliger, o Du
Wirſt wandern in die Wüſte des Vergeſſens,
Wirſt dienen ſtatt zu herrſchen, — ſpricht der Herr!

Jonathan.

Nun denn, es ſei! Wenn dieſer ſchmale Reif
So ſehr ein eitles Heldenherz verblendet:
So iſt ſein buhleriſcher Glanz verpeſtet,
So wollt' ich, daß Du nimmer ihn geſeh'n, —
Du warſt ein Held, bevor Du König warſt!

Vierter Auftritt.

(Trommelwirbel und Hörnerſchall. Krieger, Heil rufend, füllen die Halle. Mädchen mit Kränzen, Merob an der Spitze. David, von Hauptleuten begleitet, tritt auf und legt das Schwert Goliath's dem König zu Füßen.)

David.

Hier iſt ſein Schwert. Der Herr hat mich geſegnet.

Saul (reicht das Schwert den Hauptleuten).

Hängt es ins Allerheiligthum zu Rama! — —
Ja wohl der Herr! Denn nicht ein Heldenwerk,
Mein Sohn, — ein Wunder iſt's, was Du gethan:
Denn weißt Du noch, als ich den Eiſenhelm
Dir auf das zarte Lockenhaupt gedrückt,
Dir um das Kleid ein langes Schwert gegürtet, —
Da ſtöhnteſt Du ſo bitterlich: O, Herr,
Ich kann nicht gehen, ach, es drückt mich, ach!
Und Du erröthteteſt vor Scham, wie jetzt.
Das iſt kein Spiel für Dich. Dein Arm iſt ſchwach,
Zu Deiner Harfe geh' und meiſtre ſie,
Dort biſt Du Held und König!

David.

Hab' ich nicht
Den grimmen Leu bezwungen in der Wüſte?
Sein Auge funkelte wie Deins.

Saul.

Doch mich
Bezwingſt Du nicht!
(Er legt die Hand auf ſein Haupt und mißt ihn ſtillſchweigend. Jonathan tritt heran und flüſtert ihm zu.)

Jonathan.

O, ſtreichle ſein Gelock!
O, ſieh ihm lang' ins fromme Angeſicht!
So kindlich und ſo offen iſt ſein Auge,
Als wie der Buſen ſeines Saitenſpiels,
Beſänftigende Geiſter wohnen drin.

Saul (für ſich).

Wenn dieſes Auge trügt, dann trügt das All,
Dann trügen mich die Tauben auf der Flur,

Dann trügt das Kind, das auf zum Vater lächelt,
Sei ruhig, gläubig Herz!

Merob (streichelt David's Haar. — Für sich:)

Wie schön er ist.

Die Krieger.

Saul's Eidam soll er sein, Saul's Eidam! Heil!

Merob (für sich).

Mir pocht das Herz. O, Gott, wie schön er ist!

David (für sich).

Ihr Busen wallt, Ihr Auge leuchtet, — o,
Auf diesen Lippen selig einzuschlafen!

(Saul sieht lächelnd auf die Gruppe.)

Krieger.

Saul hat Tausend geschlagen und David Zehntausend. Heil!

Saul.

Noch bin ich Herr in meinem Hause. Fort!
Seht die geballte Faust! Hinweg, ihr Raben!
Warum verfolgt ihr mich, was krächzt ihr da!
Was holt ihr das verhängnißvolle Lied
Unendlichmal aus hohler Brust herauf?
Noch bin ich nicht verwest, — noch kann ich euch
Mit einem Hauch in alle Luft verscheuchen,
Und dämpfen eur Gekrächz' mit einem Schrei —
Mein Wurfgeschoß nach eurem Haupte wettern,
Daß ihr erlahmt zu meinen Füßen sinkt, —
Denn euer König bin ich, daß ihr's wißt!

Krieger (verlaufen sich).

Der König hat die böse Stunde. Fort, fort!

Jonathan (zieht David mit sich).

Nun laß die Harfe rauschen!

(Merob hat erschrocken David's Hand gefaßt und will mit fort.)

Saul (ruft sie zurück).

Bleibe Merob!
Sie lassen mich zurück. So geht, so geht!
O, bleibe Du bei Deinem kranken Vater!
Erzähle mir ein süßes Mährchen, Kind,
Ich lausche Dir, bis ich entschlummre, Kind, —
O, ich bin müde, müde!

(Er lehnt sich in den Königsstuhl und legt die Krone ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schleswig-Holstein. (Fortsetzung.)

[Alte und neue Reiseberichte.]

Unter solchen Verhältnissen will es mich daher fast bedünken, als ob jene Beschreibung der cimbrischen Halbinsel von Pytheas, wie wir sie noch fragmentarisch in seinem durch die Zeit so sehr zerfetzten Reisebericht referendo besitzen, noch immer das Beste sei, was das Ausland über Nordalbingien geschrieben hat. Wenigstens ist diese Schilderung des Massiliers Pytheas bei weitem besser und interessanter, als die des Bremers Beurmann. In der That, besagter Pytheas weiß sehr sinnig und anziehend von dem hiesigen Lande zu erzählen, und schildert ad vivum seine Eigenthümlichkeiten. Allerdings ist diese Beschreibung nicht mehr ganz neu, ja, man kann mit Recht sagen, sie sei sehr alt, sintemal sie bereits mehrere Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung abgefaßt wurde; aber nichtsdestoweniger ist sie in vielen Puncten noch so frisch und neu, so wahr und bezeichnend, daß man sich des Erstaunens nicht erwehren kann und fast der Ansicht werden möchte, daß sie erst im vergangenen Sommer, jene Beurmann'sche aber vor 2000 Jahren geschrieben sei. Wenn man nun vollends noch bedenkt, welche Verspottungen und Verläumdungen der Verfasser bei seinem griechischen Publicum ihretwegen so ungerecht erdulden mußte, so möchte man sich nur um so mehr gestimmt fühlen, ihm die schuldige Anerkennung ferner nicht zu versagen. 2000 Jahre und darüber verkannt und verläumdet zu werden, das ist hart und selbst mehr als ein deutscher Schriftsteller zu leiden nöthig hat, dessen Lob und Anerkennung bekanntlich gleich vom Begräbnißtage sich herkömmlich datirt, dann von Jahr zu Jahr im Ansehen wächst und endlich an seinem silbernen oder goldenen Hochzeitstage mit dem Tode durch ein Denkmal sich gefeiert sieht.

Nächst vorgenannter Schrift des Massiliers Pytheas ist noch ein anderer Reisebericht, der zum großen Theile gleichfalls Schleswig-Holstein zum Gegenstande hat, schon wegen seiner großen Neuheit nicht zu verachten. Ich meine den sogenannten Periplous der beiden Angelsachsen Othar und Wulfstan, den sie auf Geheiß des Königs Alfred im 9ten Jahrhundert unternahmen und worin sie die alte Stammheimath ihres Volkes mit sichtlichem Interesse beschrieben. Beide Schriften, zumal die letztere, sind etwas selten; ich aber bin so glücklich, sie zu besitzen, und wenn Herr Beurmann für eine 2te Auflage seines Werkes sie etwa künftig zu benutzen wünschen sollte, so stehen sie ihm gern zu Diensten. Uebrigens hat ein heimischer Sänger, Gustav Gardthausen, in einem so eben erschienenen dreigesängigen Gedichte: „die Ostsee" betitelt, Schleswig-Holstein zu feiern und in Versen zu beleuchten gesucht. Die Absicht und die ehrenwerthe Gesinnung des Verfassers verdienen Anerkennung, wenn gleich der poetische Werth des Gedichtes sehr ungleich und theilweise selbst etwas zweifelhaft erscheinen möchte. Er nennt darin unter andern das hiesige Land „die Stirn Deutschlands", was aber jedenfalls zu viel ist. Unsere Wahrheitsliebe muß vielmehr dieses epitheton ornans entschieden ablehnen, indem wir gewiß ebensowenig die „Stirn Deutschlands", wie „die kalten Füße" desselben bilden und uns ebensowenig vor dem übrigen Deutschlande durch unsere eminente Klugheit, wie durch eine entsprechende Dummheit auszeichnen.

Nein, wir sind nicht die Attiker Deutschlands, aber auch nicht seine Böotier, und wenn unser geistiges Leben

auch nicht so rührig und lebhaft sein sollte, wie das einiger anderer Länder Deutschlands, so sumpft und stauet es doch ebensowenig. Ach, unsere Constitutionen, die leiblichen wie die geistigen, sind gut genug, aber unsere Institutionen kranken. Wir liegen an einem politischen Uebel schwer darnieder, und es könnte selbst geschehen, daß wir über der Heilung wegstürben. Auch ist die so fruchtbringende Erschütterung, welche die Napoleon'sche Herrschaft veranlaßte und die für fast ganz Deutschland den helfenden Staatsarzt abgab, für uns fast von gar keinem politischen Einflusse gewesen. Wir blieben im status quo und während die übrigen deutschen Staaten seit fünfundzwanzig Jahren in einem mehr oder minder regen Streben nach Verbesserung und nach Abstellung öffentlicher Mängel begriffen waren, ist unsere Gesetzgebung im Großen und Ganzen da stehen geblieben, wo sie sich im Anfange dieses Jahrhunderts befand, so daß sich das Land immer mehr und mehr in staatsrechtlicher Beziehung einem Antiquitätencabinet verähnlicht sieht, einer in Schweinsleder gebundenen Ausgabe eines Staates. Die deutschen Rechtsalterthümer von J. Grimm sind ein herrliches, förderndes Buch, aber weit instructiver möchte dennoch in dieser Beziehung ein Studium der hiesigen Gesetzgebung sein.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Raumer's historisches Taschenbuch. 1840.]

Raumer's Taschenbuch (Leipzig bei Brockhaus) erscheint in einer neuen Folge. Wir finden dieselbe Redaction, dieselbe Mitarbeiterschaft, Aufsätze von Barthold, Jacob, Schubert, F. v. Raumer u. a. — Wer den Rhein befährt, besucht auch Godesberg bei Bonn und läßt sich die Belagerung der Feste erzählen, in welche sich ein evangelisch gewordener Erzbischof von Cöln mit seiner Geliebten, der Gräfin Agnes von Mansfeld, flüchtete. Diese denkwürdige Geschichte erzählt F. W. Barthold in dem ersten Artikel: „Gebhard Truchseß von Waldburg". Wir haben die cölner Wirren in der Gegenwart vor Augen, und jener Zeitpunct vom Verfall des katholischen Kirchenthums wird mit dem Hinblick auf den damaligen Verfall der Sitten, auf die ehrlichen Reformationsversuche in Cöln, auf die Heuchelei der verheiratheten Bischöfe, um so lehrreicher. — Ernst Münch gibt ein historisches Bild von der Belagerung von Breda, in den Jahren 1624 und 25 durch den Marquis von Spinola. — Der unermüdliche Notizensammler aus der Zeit der französischen Revolution und Restauration, Karl Georg Jacob, gibt ein interessantes Sittenbild der Frauen in Frankreich während der Umwälzung. Ein Blick auf die Frauen und ihr Verhalten zur politischen Wiedergeburt der Nation ist um so wichtiger, als er uns erkennen läßt, wie weit die Revolution bis in die innersten Fäden des geheimen Gemüthslebens, bis in die Familienverbande eingriff und hier die Forderungen der Natur gegen die Satzung des versumpften ancien régime aufrief. — Eduard Kolloff entwickelt im dritten Artikel die Bedingungen und den Geist der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renaissance. Der geistvolle Darsteller gibt eine scharfe Polemik der einseitigen deutschen Theoriensucht, die bald mit Winckelmann den Götzendienst des Antiken, bald mit der Tieck-Schlegel'schen Schule die Vergötterung des Romantischen aufbrachte und in abstracten Doctrinen auch deren Verirrung verschuldete. — Das heutige Spanien hat die Geschichte seiner Abhängigkeit von Frankreich noch nicht beendet; will man doch wissen, daß Louis Philipp erst dann Don Karlos fallen ließ, als dieser sich für den Gedanken eines isolirten Königreichs Navarra nicht gewinnen ließ. Um so interessanter ist F. W. Schubert's Aufsatz, der Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon-Spanien schildert. — Fr. v. Raumer gibt schließlich eine Abhandlung über die Philosophie und die Philosophen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Raumer ist eingeständig geworden, daß er von Hegel nichts verstanden habe, obschon er doch, wie er sagt, Aristoteles verstanden habe. Man muß ihm dies Eingeständniß nachtragen, wenigstens dessen ersten Theil, ohne ihm den zweiten Theil seines Glaubensbekenntnisses einzuräumen. Es rächt sich in diesem Historiker überhaupt der Fluch, sich mit Philosophie beschäftigen zu müssen, ohne für Philosophie Sinn zu haben. Man kann nämlich nicht Geschichtschreiber sein, ohne Philosophie zu verstehen, d. h. ohne die Glaubensbekenntnisse eines Zeitalters, die sich in eine Doctrin zusammenfassen, als Aufschluß über dessen Gesittung zu deuten. Was nun hier über die Philosophie des 12. und 13. Jahrhunderts aus den Documenten der damaligen Zeitalter zusammengetragen ist, verdient jedenfalls als eine Sammelei interessanter Data vielen Dank, den ihm die Wissenschaft weiter auseinanderlegen wird.

[Custine.]

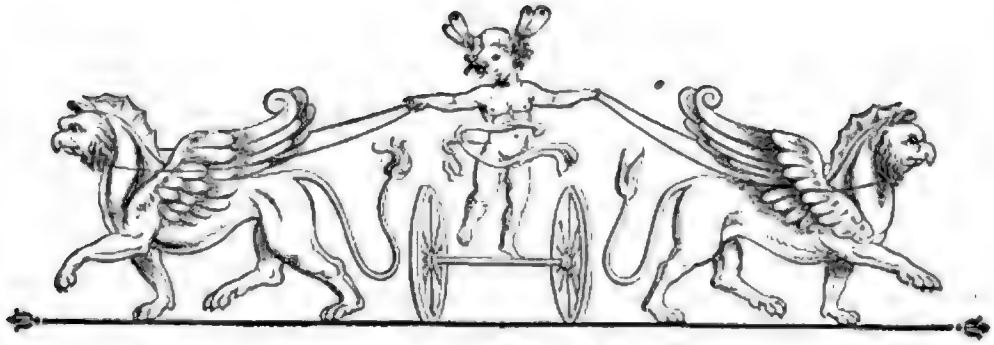
Vor einiger Zeit war in deutschen Blättern, auch in dem unsrigen, von einem Verhältniß des jungen Marquis von Custine mit der Schauspielerin Rahel die Rede. Ein jüngerer Custine existirt aber gar nicht, und der berühmte, der Freund der deutschen Rahel, der begeisterte Darsteller des altkatholischen Spaniens und Ehrenritter der Prinzessin von Beira, der Verfasser von le monde comme il est, der sogenannte ältere Custine, ist doch erst ein Mann von ungefähr Funfzig. Er reiste kürzlich durch Berlin von Petersburg zurück nach Paris. Jenes geistvolle Buch, in welchem er, als ein Ebenbürtiger, die hohe Gesellschaft von Paris und London auf das schärfste geißelte, Ethel, wird von Fanny Tarnow deutsch erscheinen. Sein „die Welt wie sie ist" erschien so eben (Leipzig bei Kollmann) deutsch von Fanny Tarnow. Wir finden in diesem Buche unter anderem eine meisterhafte Schilderung der Normandie.

[Brieflich.]

Der Bericht von Hrn. F. Gl. kann aus Mangel an Raum nicht aufgenommen werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 218. — den 7. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Saul.

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Merob.

O, mein Vater!

Saul.

Du leuchtest wie ein Regenbogen schön,
Und bist, wie dieser, Kind, ein sanfter Engel.
Viel Engel gibt es: Blitz und Sturm und Donner,
Doch die verwüsten und verzehren wild.
Es trägt der Blitz, wie ich, die goldne Krone;
Der Sturm durchrauscht das Land wie David's Rame;
Der Donner grollt, wie der Prophet von ferne;

Merob (leise).

O, straf' ihn nicht so hart, du Herr der Welt!

Saul.

Jedoch der Regenbogen ist so sanft,
Er legt sich sühnend zwischen die Gewitter,
Und neiget sich und beuget sich geduldig,
Wie Du dich beugest über mich, und mir
Den Frieden bringst. — Weißt Du kein Mährchen mehr?
O, meine Seele dürstet.

Merob (sein Haar streichelnd).

Horche mir!
Am Strome saß ein Jüngling unter Blumen,
Und blickt und blickt nach einem Mägdelein,
Das niedersah, erröthend, von den Zinnen.
Er warf ihr Blumen zu, — sie fing sie nicht, —
Weil ihre Hand sie nicht erreichen konnte.
Er griff an seine schönen, rothen Lippen,
Als wollt' er pflücken die versteckte Frucht —
Und warf sie in die Luft, — es waren — Küsse!
Ach, ach, erschrak das Mädchen, glaub' es nur!
Da schallt's zu ihr herauf: O, rette mich!
Der Strom hat mich gefaßt, — o, rette, rette!
Ich liebe Dich, und mag so jung nicht sterben.
Da will das Mägdlein springen in die Fluthen, —
Umsonst! — wie eingewurzelt stockt der Fuß, —
Da weint sie laut und streckt die Arme aus, —
Da wallt ihr Haar herab, — es wallt, — es legt
Wie Abendsonnenschein sich auf die Wogen, —
Und wie auf goldnen Sprossen klimmt und klimmt
Zu ihr empor der liebe, bleiche Knabe.
Aus seinen Augen fliegen Tauben auf,
Da greift er nach der Harfe, —

Saul (aufspringend).

Ha, entsetzlich!
Und David war's, und Du hast so geträumt!

Merob.

O, Gott, hab' ich im Schlaf geredet, Vater?
Hast meinen Traum behorcht? O, zürne nicht!

Saul (faßt sie rauh an).

Du drücktest seine Hand!

Merob (ängstlich).

Ich drückte sie.

Saul.

Er drückte Dir sie wieder!

Merob.

Wieder! — — Vater!

Saul.

Du liebst, Du liebst! Ihn liebet alle Welt. —
Mir aber sieh ins fahle Angesicht,
Mich liebt kein Mensch, und Gott hat mein vergessen.
In meinen hohlen Wangen sitzt der Gram,
Und bleich wird mein Gelock, als wie der Flachs,
Den man zum Todtenhemde spinnt, —

Merob.

O, nicht!
Ich liebe Dich und Jonathan — und er.

Saul.

Und Er und wieder Er, der uns verdirbt!
Er kann verführerische Netze weben,
Der Spinne gleich, doch fest und unzerreißbar.
Wenn er im Sturm an meiner Thüre winselt,
Und bittet: Laß mich ein, mich friert so sehr:
Dann lach' ich sein, dann jag' ich ihn hinaus,
Wie einen Hund hinaus in Sturm und Nacht;
Und bittest Du: O, laß ihn ein, mein Vater,
Und streichelst mich und schmeichelst liebevoll —
Dann bist Du schon verlockt, verführt, verdorben,
Und um so buhlerischer ist Dein Kuß,
Je mehr Du glaubst an seinem Mund zu hangen.

Merob.

Weh mir, Du rasest!

Saul.

Ha, ich rase nicht!
Du sollst ihn lieben, denn ich will es so:
Doch wie den Vogel liebt das bunte Schlänglein,
Und wie den Rosenstock die Wespe liebt.
Dein Auge sei verbuhlt, — doch kalt Dein Sinn, —
Verschlossen sei Dein Herz, — doch frei die Brust, —
In Duftgewürze tauche Dein Gemach,
Laß auf die Thür' und thu', als schliefest Du, —
Er naht sich Dir und ist berauscht für immer.
Nun wachst Du auf und wirfst ihm Rosen zu, —
Und lächelst süß und weinest bitterlich, —
Und singst und spielst, — er ist berauscht für immer.
So Tag und Nacht, bis er verlockt, entmarkt
Das Schwert vergißt für immer! — Zitterst Du?

Merob.

Wie wirr, wie sonderbar Du sprichst, mein Vater!
Ich soll ihn lieben und verderben?

Saul.

Ha,
Du willst mich nicht versteh'n! So geh', so geh!
Es hüpft Dein Herz dem schönen Fremden nach,
Der mich verdirbt und Dich zur Sklavin macht.
Hinweg! Ich habe keine Kinder mehr!
Ich steh' allein! Nun ist mir wohl! — Allein!
(Klopft an seine Brust.)
Da schließet euch ihr Kelche, schließt euch zu,
Der letzte Keim von Liebe ist verduftet.
Mich liebet kein Gemüth, — ich liebe keines!
Zum Wahnsinn ist in mir die Liebe worden,
Die Läst'rung ist ihr brünstiges Gebet,
Verderben und der Tod ist ihr Gedanke,
Und Fluch ihr Morgenlied und Abendspruch,
Und Raserei ihr wonneflehend Girren,
Und Rache ist ihr blutig Tagewerk,
Und Ohnmacht ist ihr Schlaf.
(Sinkt erschöpft in den Stuhl.)

Merob.

O, Vater, Vater!
(Aus der Nebenstube tönt David's Harfe.)
Und horchst Du dem Gesang? O, horche, horche,
Bis Deine Seele jauchzt und Du gesundest.
O, horch, ein Lied, so geisterhaft, so neu,
So hab' ich's nie gehört! Ob er's erdacht,
Ob ich's geträumt, ich weiß es nicht zu deuten:
Es ist, als ob sein Herz im Busen sänge.

Saul.

O, spiele, tröpfle Balsam mir ins Ohr!
Ich seh' ihn vor mir steh'n mit seiner Harfe,
Wie sanft! Das sind dieselben Augen nicht,
Die mich vor kurzem so erschreckt. Wie rührend,
Wie zart und weich ist diese kleine Hand!
Die Finger scheinen aufgerufne Zeugen
Von frommer Kindlichkeit in seiner Brust.
Ja lieb' ihn heiß. Vergiß die bösen Träume,
Die mein verwüstetes Gehirn geboren,
Vergiß! vergiß!
(Er schlummert ein. David tritt auf.)

Sechster Auftritt.

Merob.

Tritt leiser auf,
Er schlummert süß. Du hast ihn eingelullt.

David.

Sieh, eine träumerische Trauer hängt
An seiner stillgesenkten Augenwimper,
Als grämte sich der reichbemähnte Leu

Daß er so krank. O, was sind alle Lieder
Gen diese Heldenseele?

Merob.

Sieh ihn an!
Wie kann ich Dir vergelten?

David.

Mir vergelten?
Bald weicht der böse Geist von meinem König,
Dann laß ich dieses vielgeliebte Haus.

Merob.

Und weicht die böse Stunde von dem Vater,
Und ziehst Du fort, dann quält sie mein Gemüth, —
Dann mußt Du wieder kommen. Ziehe nicht!
Du bist ein Held und hast den Feind geschlagen,
Und wirst vielleicht ein König, spricht der Vater.
(Sie nimmt die Krone und setzt sie ihm auf.)

David.

Ist's eine Krone? Ist's ein goldner Traum?

Merob.

Wie reizend sie Dein Haar beschmückt! Doch still!
Ich hol' den Kranz, den ich für Dich geflochten.
Still, daß Du nicht den Schlummernden erweckst!
(Merob ab.)

Siebenter Auftritt.

David (allein).

Ist's eine Krone? Ist's ein goldner Traum,
Der mich berauscht mit seinem süßen Schauer?
Vom Volk umjauchzt, daß ich den Feind besiegt! —
Der Fürst erzürnt, daß ich ein Held geworden,
Und doch von meiner Harfe eingelullt!
Als müßt' ich heilen ihn und doch verletzen!
Sein Haus geschwisterlich mir zugeneigt.
O, es ist mehr als Mährchen doch, daß einst
Mich der Prophet zum Könige gesalbt! — —
Du edler Jonathan! Du süße Merob, Du!
O, fort aus diesem Hause, fort! Was ist's
Für wilde Gluth, die mein Gehirn verzehrt?
Hinweg, hinweg mit Dir!
(Er reißt sich die Krone ab.)

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Holstein-Schleswig. (Beschluß.)

[Straßenbau zwischen Hamburg und Lübeck, Dahlmann in Kiel, Sprachkampf.]

Was die Neuigkeiten des Tages betrifft, so sind wir gegenwärtig mit dem Munde und der Feder eifrig beschäftigt, Kunststraßen und Eisenbahnen anzulegen. Es ist eine wahre Freude, diese Kinder des Gedankens so schnell und fröhlich das Land durchkreuzen zu sehen, und wer eine lebhafte Phantasie besitzt, bedarf unter solchen Umständen vielleicht gar nicht einmal der wirklichen. In der kalten Wirklichkeit beschränkt sich freilich das Ganze dermalen nur auf eine von Seiten der Regierung angeordnete Nivellirung der Wegstrecke zwischen Altona und Kiel, sowie zwischen Altona und Neustadt behufs einer Eisenbahn und auf Absendung einer Deputation aus dem Schleswigschen, zur Bewirkung einer gleichen Bahn zwischen der dortigen West- und Ostküste. Da aber zwischen Absicht und Vollendung, zwischen Plan und Ausführung im hiesigen Staatsleben eine mehr als gewöhnliche Kluft liegt, zu deren Füllung oft Jahrhunderte gehören, so darf man sich deshalb nicht allzu feste Hoffnungen machen. Mit der sehnlichst gewünschten Eisenbahn zwischen Hamburg und Lübeck ist es bekanntlich nichts. Dieses Unternehmen ist an gewissen An- und Rücksichten der diesseitigen Regierung verunglückt, und müssen diese Städte sich vorläufig wenigstens mit einer ganz gewöhnlichen Kunststraße behelfen, wenn diese auch den geraden Weg nicht einschlagen und für die auf ihr verfahrenen Waaren überdies ein gar theures Pflaster sein sollte. Wegen letzteren Umstandes liegen die freien Städte schon seit geraumer Zeit, mit alten Pergamenten tüchtig ausgerüstet, processirend beim deutschen Bunde, ohne daß man ihnen eine sonderliche Abhülfe versprechen könnte.

Dahlmann, der bekanntlich einen großen Theil des Sommers zu Kiel im Kreise seiner alten Freunde und Bekannten verlebte, hat diesen Ort bereits vor mehreren Wochen wiederum verlassen und sich auf ein Gut im Lüneburgischen begeben. Bei seiner Abreise wurde ihm zu Ehren ein Festmahl angestellt, wobei in trefflichen Trinksprüchen sich die Gesinnung der Anwesenden frei und kräftig aussprach. Dieses Festmahl wurde nicht, wie befürchtet, von Seiten der Polizei untersagt, wohl aber war ein solches Verbot gegen ein früheres, welches man zur Verherrlichung der Bastilleeinnahme anzustellen gedachte, ergangen.

Daß die Zahl der Aerzte sich hier in gewaltigen Progressionen vermehrt hat, daß bei der alljährlich aus der Klinik entlassenen Schaar von Heilkünstlern allgemach jedes hiesige Kirchdorf sich zum wenigsten mit Einem Arzte begabt erblickt und einige selbst deren drei bis vier beherbergen, dürfte, als eine mehr oder minder in Deutschland allgemeine Erscheinung, keiner besonderen Erwähnung verdienen und noch weniger eine Merkwürdigkeit heißen. Daß aber aller dieser heilenden Elemente ungeachtet die hiesigen Todtenlisten nach wie vor dieselbe Anzahl von Gestorbenen aufweisen, ja, mitunter sogar eine Mehrzahl enthalten, und daß mithin der einzigste Vortheil dieses großen ärztlichen Personals darin zu bestehen scheint, daß selbst der geringste Tagelöhner nur se-

candum artem stirbt und auch seinerseits im Tode als ein rite promotus betrachtet werden kann, dieser Umstand dürfte allerdings auf den Namen einer Merkwürdigkeit Anspruch machen und sich als ein des menschlichen Scharfsinnes würdiges Räthsel darstellen. Die Regierung hat sich wegen dieser ärztlichen Ueberfüllung gegenwärtig veranlaßt gefunden, das hiesige Indigenatrecht auch auf die Aerzte auszudehnen, und künftig nur denjenigen Auswärtigen die ärztliche Praxis zu verstatten, die im hiesigen Amtsexamen den ersten Charakter erhalten. Diese Verordnung muß als eine sehr verspätete erscheinen und erinnert lebhaft an den Ausspruch: confecto bello machinas quaerere.

Der schleswigschen Sprachsache wurde in einer früheren Mittheilung erwähnt und es soll hier nur bemerkt werden, daß der Streit und Schriftkampf in dieser Angelegenheit noch immer unausgesetzt fortdauert. Wenn aber der Herr Professor Paulsen zu Kiel, der bekanntlich an der deutschen Sprache im Herzogthum Schleswig zum Ritter werden will, in seinem letzten hierauf bezüglichen Aufsatze bemerkt, daß er nur mit dem größten Widerwillen abermals die Feder ergreife, so muß hinzugefügt werden, daß unmöglich sein Widerwille bei Abfassung desselben größer gewesen sein könne, als der eines jeden unparteiischen und nicht ganz verdänisirten Gemüths bei Lesung desselben, und daß Herr Paulsen sich wohl schwerlich goldene Sporen in diesem Kampfe jemals verdienen werde. Charakteristisch und zur Erhärtung der in der früheren Mittheilung unsererseits aufgestellten Behauptungen möchte indessen nachstehende, mit 184 Unterschriften versehene, öffentliche Erklärung sein, welche die Bewohner von Apenrade, einer rein dänischen Stadt, an die neue Redaction des dortigen Wochenblattes einzusenden sich bewogen fühlten, nachdem besagte Redaction dem Herrn Kopperholdt wegen zu freimüthig geführter Sprache allerhöchst entzogen worden war. „Da Ihre unterzeichneten Mitbürger erfuhren, daß Sie ein Privilegium auf die Herausgabe eines Wochenblattes für die Stadt Apenrade erhalten haben, aber zweifelhaft sein sollen, in welcher Sprache Sie dasselbe herausgeben wollen, so erlauben wir uns, um in dieser Hinsicht wo möglich auf Ihren Entschluß einzuwirken, Sie hierdurch geziemend aufzufordern, das „Apenrader Wochenblatt" nach wie vor in deutscher Sprache erscheinen zu lassen. Es wird uns in diesem Falle zum Vergnügen gereichen, die Herausgabe desselben durch unsere directe und indirecte Theilnahme zu unterstützen und dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß Sie einen so „natürlichen" Wunsch Ihrer Mitbürger nicht unberücksichtigt lassen werden. Hochachtungsvoll ꝛc." Das Blatt erschien hierauf in deutscher Sprache und die Hoffnungen und Machinationen der dänischen Propaganda sehen sich auch hier auf eine sehr niederschlagende Weise vereitelt. E. C.

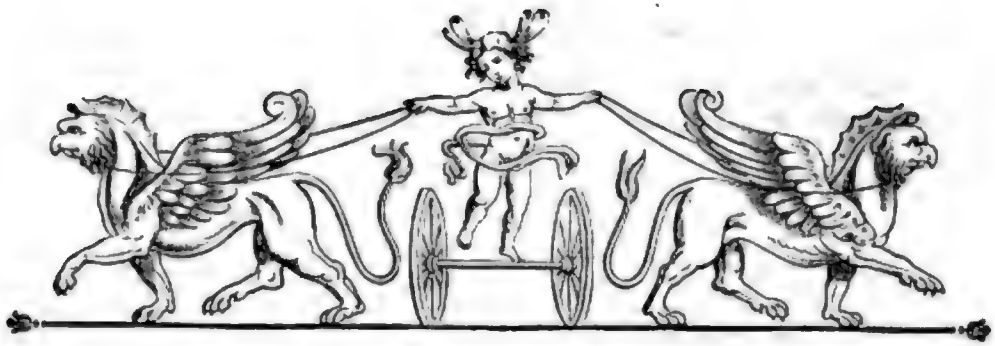
Notiz.

[Graf Schlaberndorf über den Adel.]

Im 3. Bde. der Dorow'schen „Denkschriften und Briefe" finden wir des merkwürdigen alten Schlaberndorf Ansichten über Verjüngung des Adels. Sie bilden das Gegenstück von des Fürsten Pückler Restaurationsplänen, nach welchen der neue Adel eine Art Vollblutsrace, also eine physische Elite abgeben soll. Schlaberndorf will eine geistige Elite. „Wie es aber auch immer — schreibt er aus Paris im J. 1814 — mit dem Bildungsbedürfnisse der jetzigen Nordamerikaner stehen mag, so glaube ich allerdings, daß selbst außer einem anständig erzogenen Mittelstande, als dem bleibenden Kerne der Völkerschaft, ohne welchen ich mir gar kein wahres Gemeinwesen vorzustellen weiß, noch irgend eine schöne, veredelte Auswahl von Aristen etwas Wünschenswerthes sei, das heißt also, von bekannten Männern, die durch Bürgertugend den Namen des Reichsadels verdienen und unter gewissen Bedingungen ihn auch tragen mögen. Entstehung, Sicherung und Beschränkung eines solchen Adels denke ich mir auf dreifache Weise möglich. Entweder das Urgesetz hat ihm, theils auf Grundeigenthum, theils auf eigenthümliche Zuchtgesetze sein Dasein verschafft, und dessen öffentliche Einwirkungsart genau bestimmt, oder es begünstigt die gesetzgebende Gewalt die Angliederung einer hohen Körperschaft, nach strengen, hinlänglich verbürgten Anordnungen; wobei ich freilich voraussetze, daß Gesetzgebung nicht ausschließlich in erbfürstlichen Händen liege, weil sonst der edelste Plan bald ausarten, und sogar dem ersten Zwecke entgegenwirken könnte. Endlich läßt sich nicht minder behaupten, daß eine oder auch mehrere Körperschaften von dieser Natur sich aus eigenem Triebe im Staate mit dessen Genehmigung bilden könnten; wie es vormals zu mancherlei Zwecken allerlei Ritter- und geistliche Orden, oder auch Brüderschaften gab, und wie Maurerei in vielen Staaten zwar blos geduldet wird, in England aber gesetzmäßiges Dasein genießt. — Diese dritte Entstehungsweise könnte sogar wie Erneuerung und Verbesserung eines bereits gesunkenen und grundverderbten Adels benutzt werden. In diesem Sinne rief ich schon manchem Edelmann zu, der den Nutzen seines Standes erhob: Eingebüßt hat die große Mehrzahl Eures Standes alle Vorzüge inneren Gehalts und äußeren Vermögens; wer kann sie dieser wichtigen Mehrheit wieder verschaffen? Weder Königsgewalt und Königsweisheit, noch Euer eignes Bestreben; denn nie werden die einzelnen, heute noch Lebenskraft besitzenden Glieder es vermögen, den ungeheuren erstorbenen Körper von neuem zu beseelen. Aber in der Mitte Eurer blos heimlich noch vorhandenen Adelsgremien, vermögt Ihr einen neuen geistigen Adel als wahren Stellvertreter zu stiften. Bildet engere Kreise, gebt Euch edle Gesetze, kräftige Vergliederung, strenge Zuchtung, und es wird sofort wieder hochverehrte Edelleute geben".

An einer andern Stelle desselben merkwürdigen Briefes sagt er: „So hätte denn noch kein Volk Alles zugleich! An Bürgersinn fehlt es dem großen Haufen in Amerika nicht; aber wohl an hinlänglich verbreiteten Einsichten und an Geschmack. Wir haben Beides, und wissen uns gar viel damit; aber wo steckt unsere Bürgertugend?"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 219. — den 8. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Saul.

(Beschluß.)

Achter Auftritt.

Saul (erwacht und schleudert den Wurfspieß nach ihm).

Verdirb!

David.

Mein König,
Was faßt Dich an? Was hab' ich Dir gethan?

Saul (hebt den Reif auf. — Spottend:)

Was hab' ich Dir gethan? — Hinweg, Du Schlange!

David.

Wie bitterlich bist Du gereizt, o König,
Daß es Dich freut, den schmerzbewegten Laut
Des Tiefgekränkten nachzuhöhnen!

Saul.

Spott!
Was Spott? Was tiefgekränkt? Und thust Du nicht
Als sollt' ich bettelnd um Vergebung schmachten?
Du raubtest mir den Reif, indeß ich schlief.
Sonst krümmst du feige Dich zu meinen Füßen,
Und zagst, ich könnte Ungewitter schütteln
Von meinen Brauen, blitzend über Dich.
Doch wenn ich eingeschlummert, wirst Du kühn,
Und schmückst Dich wohlgefällig, wie ein Mädchen,
Das sich geheim mit fremdem Schmucke ziert,
Im stillen Kämmerlein vor blinden Wänden
Am fremden Prachtgewand sich lüstern weidet,
Und gern vor tausend Augen prunken möchte!
Da horchst Du Deinen buhlerischen Träumen,
Sie flüstern Dir: Du bist gesalbt wie ich!

David.

Ich bin gesalbt, ich läugne nicht vor Dir.
Der Seher kam heran aus weiter Ferne,
Die Brüder standen starr und stolz um ihn —
Er aber winkte sie hinweg und kam,
Und hat mich eingesegnet und gesalbt.
Mein weißgelockter Vater neigte sich,
Die Mutter hat geweint in stiller Freude,
Mir ist's, als ob ich es voreinst geträumt,
Du hast es wieder aufgefrischt.

Saul.

Just Dich?
Just Dich gesalbt von allen Deinen Brüdern?
Wie's Dich so still entzückt! Ich kenne Dich!

David.

Mein Angesicht ist Dir verhaßt, o Saul!
Und Du gesundest nicht an meiner Harfe.
Wohl besser ist's, daß ich auf immer scheide!
Das Volk vergißt, daß Du sein erster Held,
Mir jauchzt es zu, betrübend mein Gemüth. —
Mir ist's gewitterschwül in Deinem Hause,
Deß böser Stern ich, willenlos, geworden.
So laß mich zieh'n!

Saul (stößt ihn fort).

Was krümmst Du Dich vor mir,
Ein feiger Hund, den ich von je getreten?

David (ſtolz).
Du trat'ſt mich nie. Fürwahr, ich litt es nicht.
Saul.
Verſtumme Knecht! Es kocht der Zorn in mir.
David.
Ich bin kein Knecht, ich bin ein Held geworden,
Ich werde zieh'n!
Saul.
Verſtumme, wenn ich zürne,
Mein Speer verfehlt zum zweitenmal Dich nicht.
Ein Held? Ha, fühlſt Du Dich, erzürnter Knabe?
Ich werde zieh'n! — Nun denn, Du zieheſt nicht!
Ha, willſt den Leu bezwingen in der Wüſte,
Und thun, als ſchützteſt Du des Vaters Lämmlein,
Indeß Du ſinnſt, das Volk um Dich zu ſchaaren,
Daß es bewundernd Dich auf Händen trage.
Du bleibſt bei mir, bewacht, belauſcht, gefangen!
Sei's Dir gewitterſchwül in meinem Hauſe,
Mir iſt es wohl, — Du magſt verderben, Knecht!
Du wirſt mir nicht den Königsſohn verlocken,
Und nimmer Dich verſchwören gegen mich.
Du wirſt, wenn ich es will, die Harfe rühren,
Und ſie zertrümmern, wenn es Saul befiehlt.
Es wird kein Schwert in Deinen Fäuſten blitzen,
Denn trotzen will ich, trotzen bitterlich,
Denn mein iſt aller Mann in meinem Lande —
Ich hab' gelernt ein ſtarker König ſein.
David.
Mein Zorn verraucht, wenn ich Dich leiden ſehe.
O, daß ich Dich erinnern muß, o Saul,
An Alles, Saul, was ich für Dich gethan:
Mein Vaterhaus verlaſſend kam ich her.
Saul.
Verflucht der Tag, wo Du mein Haus betrat'ſt!
David.
Verflucht! — Denn keine Heimath hab' ich mehr.
Von Dir gehaßt, verfolgt, vielleicht verachtet, —
Und triebſt Du mich hinweg, — wo zög' ich hin?
Die väterliche Schwelle iſt mir fremd,
O, Gott! Die Brüder grollen mir, wie einſt
Dem Joſeph die erzürnten Brüder grollten.
Das feidne Vließ der Lämmer freut mich nicht,
Seitdem das erſte Lied in mir geſprudelt,
Seit ich ein Schwert geſchwungen.
Saul.
Eitler Knabe!
Das Schwert geſchwungen und den Feind beſiegt?
Sie ſollten haſſen Dich, die ernſten Brüder,
Dein Weſen iſt getränkt von eitlem Lug,
Und bitterlich verletzend, ſprichſt Du ſüß.
Hier bleibſt Du, meinem Zorne preis gegeben!
Sei Joſeph nur, ich bin kein Pharao,
Der Dich in fürſtliche Gewänder kleidet,
Sein Töchterlein an Deine Lippe führt —
Denn meine Träume weiß ich ſelbſt zu deuten.
Ich haſſe Dich, und zahlen ſollſt Du, zahlen
Den irren Blick, der mir im Auge jagt,
Die Bläſſe dieſer gramgefurchten Wangen,
Und die Verwüſtung hier im ſtolzen Herzen.
David.
O, Tage, wo Du Saul!
Saul.
Ich haſſe Dich!
Der Seher hat's dem Volk ins Herz gegoſſen:
Ich würde kronlos in die Grube fahren,
Und es verdirbt mein königlich Geſchlecht!
Ein neu Geſtirn erhübe ſich im Lande!
Und kamſt Du nicht, den Rieſen niederſtürzend?
Und ſchwiegeſt, daß der Seher Dich geſalbt?
David.
Laß dieſen Kindertraum Dich nimmer quälen!
Und hab' ich mir an Deinem Heldenaug',
Des Muthes Fackel glänzend angezündet:
So laß ſie leuchten, wenn Du ſchläfſt, o König,
Denn, wachend biſt Du ſtark genug.
Saul.
Du ſchmeichelſt!
David.
Ich ſchmeichle nicht. Mir ward ein weiches Herz,
Darum iſt weich mein Wort und zittert, Herr!
Du haſt mich oft ein träumend Kind genannt,
Ich fühl' es tief, ich bleib' ein harmlos Kind,
Und träumend, bis ans Ende meiner Tage.
Ob ich ein Lied erdacht, das Dich begeiſtert, —
Ob eine That, die man ein Wunder nennt, —
Ich that's bewußtlos in dem Rauſch der Weihe,
Vergeſſen hab' ich's wie ein Mährchen bald,
Und ſinke träumeriſch in mich zuſammen;
O, Du verkennſt mich, Saul!
Saul.
Mag ſein! Mag ſein!
Doch geh, doch geh, und bitte mich nicht mehr.
Ein bittend Aug' verhärtet mein Gemüth,
So lang' der Grimm in meinen Pulſen kocht.
(für ſich)
Wie rührend er mich angeblickt! und wie

Sein Haupt gebeugt von meiner Raſerei?
O, ſpräch ich nur ein ſanftes Wort mit ihm,
Des Friedens Licht verklärte meine Seele!

David.

Du ſchweigſt? Soll ich die Harfe ſpielen, Saul?

(Saul ſchweigt.)

Du ſchweigſt? Kannſt du ſo ſchwer vergeben, Saul?

Saul (ſchweigt, mit ſich kämpfend. — Ueberwältigt von ſeinem Gefühle wendet er ſich raſch nach David um).

Mein David! — Nun, ſo komm! — Was zagſt Du? — Komm!
So komm an meine Bruſt!

David.

Iſt's Traum?

Saul.

So komm!

David (ſtürzt an ſeine Bruſt).

Erkennſt Du mich als Deinen Treuen?

Saul.

David!
Fühl' ich Dein Herz an meinem wieder ſchlagen?
O, dieſes Herz unwürdig ſeiner Liebe
Iſt doch ſo voll von Dir! Was? Stieß ich Dich?
Und hab' Dich Knecht und hab' Dich Hund genannt?
O, das vergißt Du nie!

David.

Ich hab's vergeſſen!

Saul.

Mein Geiſt iſt wild, jedoch mein Herz iſt gut.
Vergeſſen? — O, vergeſſen iſt ſo ſchön!
Wie's Röslein, das vom Regenſchwall gepeitſcht,
Es bald vergißt, und holder blüht und duftet.
O, fordre Alles!

David.

Sei der alte Saul!

Saul.

Dein Vater bin ich, Jonathan Dein Bruder,
Und Merob, — Merob? Ja, ich weiß es längſt —
Was zittert Deine Hand? Die Wange brennt,
Und größer ſchaut Dein großes Aug' mich an?
O, mir iſt wohl! — Wie freut's den alten Stamm,
Um den verderbend erſt der Blitz gewettert,
Vom Thau des Himmels überraſcht zu werden!

David.

Mein Vater!

Neunter Auftritt.

Saul

(ſchlägt an eine Metallſcheibe, die am Eingange der Halle hängt. Krieger füllen die Bühne).

Füllt die Hallen bis ſie brechen!
Verkündet es im Schalle der Drommeten,
Mit Feuern kündet es der blinden Nacht,
Mit Tänzen kündet es der tauben Erde:
Sein iſt des Königs Töchterlein geworden.

(Volk ruft: Heil Saul, Heil David!)

(Jonathan und Merob ſtürzen herein. Merob mit einem Kranze.)

(Zu Jonathan.)

O, Jonathan, der Friede kühlt mein Haupt!

(Zu David.)

Laß Deinen Blick verſöhnend auf mir weilen!

(Zu Merob.)

Schlag' auf, Du Braut, die großen ſchwarzen Augen,
Denn Morgen geht der Mond der Brautnacht auf!

(Der Vorhang fällt.)

Deutſche Romane.

Das Ende eines Dichters. Erzählung von Andreas Schumacher. Wien, Kaulfuß und Kugler.

Mit dieſer Erzählung wird unter dem etwas unpaſſenden Titel: „Erinnerungsblätter" eine Reihe von Novellen eröffnet, welche Andr. Schumacher und Bern. Jäkle herauszugeben gedenken. Bisher haben die Oeſterreicher die Proſa wenig angebaut, dieſe plaſtiſche Entfaltung des Gedankens blieb ihnen ſo fern, wie der Gedanke ſelbſt mit ſeinem ſcharfen nordiſchen Ernſt; was bei ihnen geiſtig auftaucht, ſtürzt ſich gern in Rhythmus und Muſik, um ſich in eine Weihrauchswolke vor ſich ſelbſt zu flüchten. Was uns in Taſchenbüchern an Proſa geboten wurde, war meiſt herzlich ſchlecht. Um ſo mehr muß auf wiener Grund und Boden ein novelliſtiſches Unternehmen, wie das angekündigte, aufmerkſam machen auf das Bedürfniß, das ſich dort regen möchte; nur mit der Proſa bildet ſich die geſammte Lebensanſchauung weiter aus dem Herkommen heraus; der Vers, der da jubelt oder weint, iſt Sonntagsfreude und Sonntagsſchmerz. In Schumacher's Erzählung iſt ein ungewöhnlicher Drang nach einer innern Welt, ein Streben, die Metaphyſik einer verunglückten Menſchenſeele zu deuten, das mich zu einer alten Wahrnehmung führt. Ich witterte immer viel Melancholie in Wien, aber verſteckte, ganz geheim gehaltene, die ſich ſcheut, Sprache zu gewinnen. Viele gute Köpfe ſind dort der Welt abgekehrt, mitten im Bacchanal trauernde Einſiedler, die mit ihrem Beſten zurückhalten. Dieſe ſchaurige Geſchichte mit all dem verhängten Elend und Wahnſinn einer armen Dichterſeele, die Schumacher erzählt, ſpricht für dieſe geheimen Sympathieen. Seine Proſa hat

noch manche wienerische saloppe Naivetät; ich meine dergleichen wie folgt: „Für ihn war das Geld, was für ein Kind brennender Wachsstock ist. Da ist solch ein Freuen an der schönen Flamme, daß so lange fortgezündet wird, als etwas brennt; brennt dann nichts mehr, so weint das Kind um einen neuen!“

Aus Heimath und Fremde. Erzählungen von Ludwig Bechstein. 2 Bde. Leipzig, Taubert.

Bechstein hat in Auffindung interessanter Sagenstoffe außerordentliches Glück, und da nach Mephisto's Spruch nur Thoren nicht einsehen, wie sich Verdienst und Glück verketten, so ist in diesem Glück seines Auffindens auch viel Verdienst anzuerkennen. Bechstein fischt sehr glücklich seine Stoffe aus dem lebendigen Menschenverkehr heraus, auf Fußwanderungen, hinter lustigen Wirthshausschildern, in der unmittelbaren Natürlichkeit des Volkslebens, überall botanisirt er nach Sagen und Geschichten aus Heimath und Fremde. Und die Stoffe sind in seiner Darstellung eben so frisch, gemüthlich kräftig, wie er sie empfangen, wiedergegeben. Dies ist unläugbares Verdienst, auch ohne das Glück eines tiefern Verständnisses im Mythenschatz des Volkes. Aller Mythus geht auf das Ineinanderweben von Natur und Geist, auf die Sympathieen zwischen Welt und Menschenseele. Gelingt es dem Mährchenerzähler, diese Musik der Empfindung anzuklingen, so wirkt er künstlerisch und ist ein Dichter wie Tieck in seinen Mährchen ein großer Dichter ist. Man lese in den obengenannten Erzählungen die Sage aus Tyrol: „die seligen Fräulein“, vergegenwärtige sich ein Tieck'sches Mährchen, etwa den Runenberg, wo ebenfalls eine Sirenenstimme in die geheimnißreiche Bergwelt lockt, und frage sich, was Tieck aus dem tyroler Stoffe gemacht hätte. Befaßt sich Bechstein's Darstellung nicht mit den Subtilitäten und der Mystik der Mährchenwelt, so hat er dafür den negativen Vortheil, nicht süßlich oder krankhaft zu sein, er gibt die Sage baar und blank, aber immer in lebendiger Form. Außer der schönen tyroler Sage finden wir noch in den Bechstein'schen Erzählungen ein Nachtstück aus Westphalen, eine west- und eine ostpreußische Chroniksage, eine Erzählung aus dem Werrathal, und zwei thüringische Sagen. Die Verse, in die er eine Novelle von Boccaz gebracht hat, sind zum Theil sehr phrasenhaft.

Der Rechte. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, Alexander Duncker.

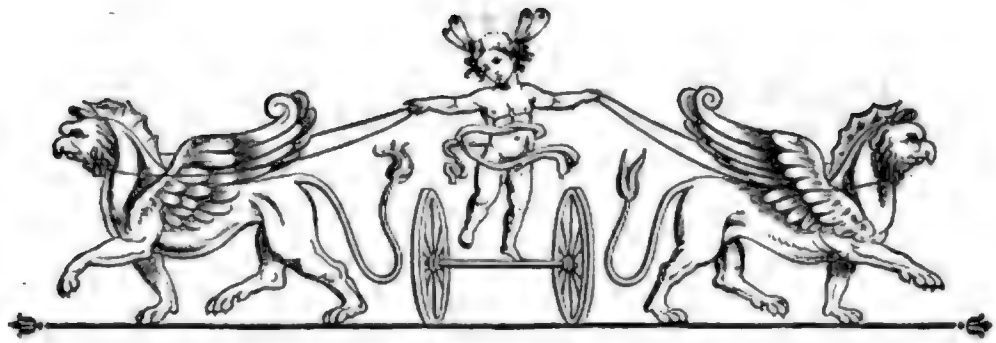
Wenn der Rausch der lyrischen Empfindung, der nicht aushalten wollte für ein ganzes Leben, verflogen ist, was bleibt dann zur Ergänzung? — Die Beschaulichkeit, keine geistliche, sondern ein besonnenes Umsichblicken nach den Bedingungen, die das Dasein in alten Geleisen tragen und halten. Die Lyrik der Gräfin Hahn-Hahn führte aus den Banden der Gesellschaft, die das Gefühl beängstet hatten, feurig hinfort; mit der Novelle siedelt sie sich wieder im Salon und in dem Geplauder des Boudoirs an. Wir wissen nicht, was ihr besser steht; auf beiden Seiten athmet ein edles Herz und das Bedürfniß desselben, sich laut zu äußern, ist ein unbestrittenes, in Gaben des Naturells und der Lebenskenntniß motivirtes. In einem Nachwort begegnet die Verfasserin dem etwa erhobenen Tadel, die Personen ihrer Geschichte ließen sich zu sehr von den Umständen treiben, von den Verhältnissen bestimmen, Vincenza sei die Einzige, die stark und selbstständig einen Entschluß fasse. Ist das Tadel, so liegt er an der Gesellschaft, diesem Triebwerk der Umstände und Verhältnisse, nicht an der Novelle, die ja nur ein Bild dieser sein will. Die Protestation gegen die Bezeichnung Novelle ist unnöthig; die Novelle ist einmal zu einem Vehikel geworden, das sich auch schon bequemt hat, die Memoirengeständnisse, die eine Dame in andern Gestalten gleichsam an den Mann bringt, fügsam aufzunehmen.

Notiz.

[Mad. Pleyel.]

Mad. Pleyel aus Paris (wir wissen nicht, ob die Angabe des Vornamens Camilla oder Marie richtig war) hörten wir in zwei Concerten im leipziger Gewandhause und in einer Privat-Matinée, welche die gefeierte Künstlerin in Hrn. Hofmeister's Behausung selbst veranlaßte. In diesem Privatlocal hörten wir das Mendelssohn'sche Quartett mit Piano, das als eine Jugendarbeit des Componisten bezeichnet wird und das er dem alten Goethe dedicirte. Sonst spielte Mad. Pleyel ein Weber'sches, ein Beethoven'sches, ein Mendelssohn'sches Concert, das Hummel'sche Oberon's Horn, Variationen von Döhler, eine Phantasie eigner Composition und zum Schluß ihres zweiten Concerts in Folge eines rauschenden Beifalls, der nicht anders enden zu wollen schien, eine Variation auf ein mir unbekanntes, mir däucht Mendelssohn'sches Thema. Schon aus der Wahl dieser Pièces läßt sich abnehmen, daß das Spiel der Künstlerin nicht Seiltänzereien der Finger, sondern wirkliche Musik gibt, für welche aller Glanz der Routine, alle Eleganz der Virtuosität, alle Wagnisse des Fingersatzes nur dienerische Geltung haben dürfen. Wer das C-moll-Concert von Beethoven bringt, schreckt nicht davor zurück, daß seine individuelle Wirksamkeit auf dem Piano von der Fülle des musikalischen Gedankeninhalts oder dem Reichthum der Orchesterinstrumentation erdrückt und beseitigt werde; wer es so spielt, wie Madame Pleyel, verdient die Anerkennung einer Künstlerschaft ersten Ranges. Die Hinneigung zu Mendelssohn'schen Compositionen ist erklärlich, denn bei allem Glanz des französischen Vortrags will sich doch das weibliche Element der Künstlerin wesentlich genugthun und findet in diesen zarten Compositionen Befriedigung. Aber auch die Forcepartieen werden von ihr mit gleicher Meisterschaft vorgetragen, Kraft und Zartheit ist gleich ausgebildet in ihrem Spiel. Diese vollendete Muskelkraft der Dame ist selbst in physischer Hinsicht bewundernswerth.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 220. — den 9. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nummer Sieben.

Novelle, aus dem Dänischen, von Karl Ludwig Kannegießer.

Schläfrig und verdrießlich wanderte ich die Straßen von Kopenhagen entlang, und wünschte bei jedem zweiten Schritt: Ach, lägst du doch erst in deinem Bette! — Ich hatte den Abend in einer ziemlich langweiligen Gesellschaft bei Justizrath Winter's zugebracht, es war schon Mitternacht vorbei, und noch hatte ich ein gut Stück Weges, ehe ich meine Wohnung erreichte. Da hemmte plötzlich der Gedanke meine Schritte: Unglücklicher, du hast ja deinen Hausschlüssel vergessen. — Jeder Kopenhagner, der nur einmal in seinem Leben in meiner Lage gewesen ist, und sich die Schwierigkeiten versucht hat, an einem fremden Orte sein Nachtquartier aufzuschlagen, wenn man aus seinem eigenen Hause ausgeschlossen ist und dort nicht Störung machen will, kann begreifen, wie ich in Verzweiflung gerieth bei dieser trostlosen Entdeckung. Im ersten Augenblicke beschloß ich, mich niederzusetzen, wo ich eben stand, nämlich am Eingange des runden Thurmes, und den Morgen zu erwarten; aber wir waren noch im Monat Februar, und um diese Jahreszeit verwirft man leicht solche phantastische Einfälle. Ich hatte keine Lust, mir eine Zuflucht durch das Fenster zu öffnen, und dadurch den edlen Nachtregenten durch meine Bekanntschaft Ungelegenheit zu machen, — ich mußte also auf einen andern Ausweg denken. Aber welchen? Gasthäuser werden Nachts nur für Reisende geöffnet, Fußgänger werden in der Regel als Nachtschwärmer oder Müßiggänger betrachtet, und deshalb nicht eingelassen; ich mußte also standesmäßig zu Wagen kommen.

Nachdem ich vergeblich ein paar Fuhrleute angerufen, welche weiter fuhren, ohne sich um einen bedrängten Cavalier zu bekümmern, traf ich endlich Einen an, der keine Fracht hatte, und von dem ich mich zu einem naheliegenden Gasthofe fahren ließ, wo Leute niedern Standes, besonders vom Lande, einkehrten. Ich wählte diesen, denn es war schon spät, und dieser der nächste.

Man hielt mich für einen Reisenden und wies mir ein kleines Zimmer im zweiten Stock an, mit der bedeutungsvollen Nummer Sieben an der Thür. Um doch etwas zu sprechen, fragte ich das Mädchen, das mir hinaufleuchtete, wer zu beiden Seiten von mir übernachte, und erfuhr, daß Nummer Sechs ledig, Nummer Acht aber von einer deutschen Schauspielerin besetzt sei.

Dies war mir im Grunde ganz gleichgültig, und ich eilte, mich zu Bette zu begeben und das Licht zu löschen; aber meine Laune hatte sich sichtlich verbessert, so wie mein Mißgeschick abnahm. Die Bettwärme machte einen zu angenehmen Gegensatz gegen den Regen, den der Wind draußen plätschernd gegen die Fensterscheiben warf, und mein Gedankengang wendete sich allmälig der deutschen Schauspielerin zu. Eine dünne Bretterwand trennte uns; ich konnte deutlich hören, wie sie die Lichtscheere auf den Leuchter legte, sie hatte es jetzt auch vermuthlich ausgelöscht und sich aufs Ohr gelegt. Meine Betrachtungen wurden immer undeutlicher, eine Uhr in

der Nähe ſchlug halb Zwei, und ich war eben im Begriff, einzuſchlafen, als ein kleines Kind, auch auf Nummer Acht, zu weinen anfing, und dies machte mich plötzlich wach und munter. Von dem Kinde ſchloß ich unwillkürlich auf die Mutter; ich vermuthete, daß ſie jung ſein müßte, es war keinem Zweifel unterworfen, daß ſie auch hübſch ſei — reizend — göttlich! Ich ſtand, ohne zu wiſſen wie? mitten im Zimmer, um eine Spalte in der Wand zu ſuchen, denn ich hatte wieder ganz deutlich die Lichtſchreere auf dem Leuchter klappern und die lieblichſte Stimme ein paar Strophen aus einer kleinen ſchwediſchen Romanze, Kolargoſſen, gedämpft ſingen gehört, und ich war gerade ein großer Liebhaber von ſchwediſchen Liedern, und deutſchen Schauſpielerinnen, und ſchönen Stimmen, und abenteuerlichen Lagen, und neugebornen Kindern — Nein, halt! Das Letzte war ein Strich durch die Rechnung, und hemmte meinen Eifer, etwas zu entdecken, einigermaßen.

Und wahrlich, das war auch ganz vergebens. Der Wirth hatte nur zu ſorgſam die Wand mit Papier bekleben laſſen, und es fand ſich auch nicht die kleinſte Spalte oder Ritze. Da gab mir der Teufel ein (denn von ihm kommt offenbar ein ſolcher Einfall) mit der Spitze der Lichtſcheere ein ganz kleines Loch zu bohren, da, wo die Breter zuſammengefügt waren, denn ſie ſehen mußte ich nun durchaus, es mochte koſten, was es wollte.

Mit der äußerſten Vorſicht bohrte ich immer weiter, und ſegnete in meinem Herzen den kleinen Schreihals, der bisweilen mir Gelegenheit gab, mit größerer Kraft zu arbeiten, ohne daß ich Gefahr lief, gehört zu werden. Endlich entdeckte ich Licht — das Loch war fertig. Mit unmäßiger Begierde guckte ich durch. O, weh! Ich hatte mich verrechnet und konnte nicht das Geringſte von dem Gegenſtande meiner Nachforſchung ſehen. Ein kleiner Nähkorb mit Handarbeit, ein Lehnſtuhl, worauf ein Buch aufgeſchlagen lag, eine alte Kommode, worauf das Licht ſtand, das war Alles, was ich entdecken konnte, und das Licht war leider kürzlich geputzt, es konnte alſo eine Weile währen, ehe ſie wieder in dieſen Theil des Zimmers kam.

Ich ärgerte mich recht über meine Unbedachtſamkeit, ſo aufs Gerathewohl eines fremden Beſitzers Wand entzwei zu bohren, ohne zuvor nach dem Tone zu beurtheilen, wo meine Donna ſich eigentlich aufhalte, und ich legte mir daher ſelbſt die Pönitenz auf — wieder zu Bette zu gehen? — nein, lieber Leſer, ſondern ein neues Loch auf einer vernünftigeren Stelle zu bohren.

Hurtig warf ich mir einige Kleider um, ergriff mein Werkzeug, und bohrte wieder mit aller Macht, ſo ſtille wie möglich. Die Romanze ließ ſich noch ab und zu hören, aber gedämpfter als zuvor, das Weinen des Kindes war im Abnehmen, es war deutlich zu ſpüren, daß das kleine Geſchöpf zwiſchen dem wachen und ſchlafenden Zuſtande ſchwankte; ich mußte mich beeilen, denn das Licht ward ſonſt vielleicht ausgelöſcht, und wirklich that ich mein Möglichſtes: da lief mir auf einmal ein kalter Schauer durch die Gebeine, ich hatte ſie begleitet, ich Unbedacht hatte zu dem lieblichen Diskant der Aetrice den Baß gebrummt, und ſo mich ſelbſt um meine Freude gebracht.

Beſchämt ſchlich ich zu Bette; aber der Anblick des dickgeſtopften Oberbettes hemmte mich, und ich näherte mich wieder der Wand und lauerte. Der Magnet jenſeits zog zu ſtark, und wenn man nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre zählt, bahnt ſich die Hoffnung bald neue Wege: vielleicht hatte ſie mich nicht gehört, vielleicht hatte ſie mich für einen Hund oder eine Katze gehalten, Vermuthungen, die unter andern Umſtänden mich bitter gekränkt haben würden. Ich wagte wirklich mich wieder an die Arbeit. Alles ging nach Wunſch, das neue Loch war fertig, ein heller Lichtſtrahl drang hindurch, ein funkelnder Stern auf meinem dunklen Wege; aber ich ſtand da mit zurückgehaltenem Athemzuge, und war angſt und bange, meinen Sieg zu benutzen. Ich fürchtete, daß die Erſcheinung der Dame meine ſüße Begeiſterung vom Himmel zur Erde niederziehen würde; Möglichkeiten, die mir während der Arbeit nicht eingefallen waren, ſchwebten mir jetzt vor und wurden mir beinahe zu Gewißheiten. Sie war vermuthlich gar nicht hübſch, vielleicht gar häßlich, — es war am beſten, alle weiteren Unterſuchungen aufzugeben und wieder zu Bette zu gehen mit dem behaglichen Bilde, das ſich meine Phantaſie einmal entworfen hatte.

Da raſſelte die Lichtſcheere wieder auf dem Leuchter, und unwillkürlich guckte ich durch das Loch, um doch zu erfahren, ob ſie das Licht ausgelöſcht habe. Ich ſahe wieder nichts weiter, als die entgegengeſetzte Seite des Zimmers. Während ich dieſe muſterte, bewegte ſich etwas Weißes auf und ab, und plötzlich ſtand die Schauſpielerin gerade vor mir. — Meine Beſorgniß war, dem Himmel ſei Dank, ungegründet geweſen. Sie war nicht etwa eine blendende Schönheit, nichts weniger; aber ein gewiſſes je ne sais quoi, ein Ausdruck von Liebenswürdigkeit hielt ſofort mein Auge an der Wand feſt.

Ein schneeweißes Morgenkleid umfing halb offen eine zarte, sehr schlanke Gestalt, ein wahrer Aschenbrödelfuß sah unter dem Kleide hervor; die kleinen Hände gefaltet stand sie an der Wiege, welche nichts Anderes war, als ein großer auf zwei Stühlen stehender Deckkorb, und betrachtete das kleine Kind mit einer unsäglichen Wehmuth. Ich sah ganz deutlich, wie eine Thräne nach der andern sich durch die langen schwarzen Wimpern stahl, sie stand so stille wie Loth's Frau, als sie in eine Salzsäule verwandelt war, und der tiefe Seufzer, der hin und wieder ihre wogende Brust hob, war das einzige Lebenszeichen. Eine Grabesstille herrschte rundum. Wind und Regen hatten aufgehört; es war, als ob die Natur ihren Pulsschlag anhielte, um die Andacht meiner Nachbarin nicht zu stören. — Die Glocke schlug Zwei. Der tiefe Klang weckte sie aus ihren Betrachtungen, sie bog sich nieder über das Kind und küßte es. Es war mir nicht möglich, mich eines tiefen Seufzers in diesem Augenblick zu erwehren; sie sah nach mir hin, — und beschämt zog ich mich zurück, als ob es denkbar wäre, daß ich mich verrathen hätte. Als ich wieder durchsehen wollte, war das Zimmer stockfinster und nichts zu hören oder zu sehen.

Die verschiedensten Betrachtungen und Vermuthungen gingen mir kreuz und quer durch den Kopf, und bildeten die verwirrtesten Träume, in welchen meine liebenswürdige Nachbarin stets die Hauptrolle spielte. Es kam mir vor, als säße sie bei mir auf dem Sopha; ich hielt ihre Hand in der meinigen, und sagte ihr Alles, was mein verliebtes Herz mir eingab. Sie hörte mich auch freundlich an, aber nun war sie es nicht mehr, die mir antwortete, sondern deutlich eine Stimme draußen vor dem Fenster, eine melodische weibliche Stimme, welche hin und wieder von eines alten Weibes belfernden Tönen, die ein schallendes und höhnendes Gelächter begleitete, unterbrochen wurde.

So jagte ein Bild das andere die ganze Nacht hindurch, und ich erwachte am Morgen mit gewaltigen Kopfschmerzen. Verdrießlich blieb ich im Bette liegen; das Tageslicht hatte die süße Traumwelt verdrängt, worin ich so glücklich gewesen war; ein dunkler Wintertag lag über der ganzen Stadt, der widerliche Ausruf von Torf und Kleinholz ärgerte mich, und ich war nicht eben weit entfernt, zu wünschen, daß ich nicht in dies elende Wirthsaus gekommen sein möchte.

Das Aufwartemädchen klopfte an die Thür und brachte mir den Kaffee. Geschwätzig erzählte sie mir von Diesem und Jenem, und kam endlich auch auf meine Nachbarin, da das Kind auf Nummer Acht gerade seinen Morgengesang aus vollem Halse anstimmte.

„Der verdammte Junge!" fing sie an. „Macht er nicht einen Lärm, als ob ihm das ganze Haus gehörte. Ich will hoffen, daß er doch in der Nacht seinen Mund gehalten und den Herrn nicht gestört hat?"

Ich benahm ihr die Besorgniß meinetwegen und fragte, wem das Kind gehöre. (D. F. f.)

Deutsche Romane.

Antike Novellen. Von Ludwig Rein. 4 Bände. Leipzig, Kollmann.

Wieland's Romane aus der alten Welt sind in ihrer witzigen Laune zu sehr französisch modern, um den ferngestellten Objecten die ihnen angemessene Beleuchtung zu geben und uns zu ihnen, oder sie zu uns zu führen. Barthélémy's berühmtes Werk ist noch immer das interessanteste, was uns von solcher Beleuchtung der antiken Welt geboten werden kann, seine Reise des jungen Anacharsis ist zwar nur halb Roman, hat jedoch allen Reiz, den uns das Versetzen der Phantasie in so ferne Zustände gewährt. Die obgenannten „antiken Novellen" erzielen eine ähnliche lehrreiche Unterhaltung; was zu modern daran ist, nimmt man gern um des löblichen Eifers willen, ganz classisch sein zu wollen, mit in den Kauf. Der Verfasser ist auch als Lyriker und zwar unter seinem wirklichen Namen Würkert bekannt; er ist Pastor loci zu Mittweida im Königreich Sachsen.

Eduard Elfen. Ein Roman von Ehrenreich Eichholz. 2 Thle. Berlin, Voß'sche Buchh.

Ein Erziehungsroman, d. h. eine Selbsterziehungsgeschichte, wie etwa Wilhelm Meister, nur ziemlich dürr, obschon in geschmackvollem Vortrag. Ein junger Mensch beginnt Theologie zu studiren, aber die Vorliebe für die classischen Dichter der alten Welt stört ihn im Studium, während diese Neigung seinen Geist beflügelt. Er tritt in einen landsmannschaftlichen Verein, dessen Formen ziemlich getreu und gut geschildert werden. Später gibt ihm ein Marchese die Richtung nach der politischen Seite des Lebens. Beschäftigung mit der Kunst, Reisen und Liebe vollenden seine Bildung und so zum Manne gereift, nimmt er ein Staatsamt und heirathet. Diese Sphären des Lebens nur wie eine Schule durchzumachen, während sie das Leben selbst sind, ist ächt berlinisch. Nach den umsichtigen, mit der Technik der Baukunst und Malerei vertrauten Reflexionen, die vielfach ausgedehnt das Buch durchziehen, könnte Dr. Franz Kugler den Roman geschrieben haben. Von dessen Feder war der historische Roman: der letzte Wendenfürst.

Zeit- und Lebensbilder. Novellen, Humoresken, Ironien und Reflexionen von **E. Herloßsohn.** 3. Bde. Leipzig, Taubert.

Was böhmisch ist in Herloßsohn, ist brav, biderb, romantisch, poetisch. Unter dieser Sammlung von Bildern sind auch einige Salonnovellen; nur das Herzliche an ihnen ist erfreulich, ein deutscher Balsac ist Herloßsohn nicht. Der glückliche Boden seiner Novellistik ist nicht das Parquet der Gesellschaftswelt, sondern die Romantik der Historie; deshalb sagen ihm Stoffe wie „der Gondolier" am meisten zu; sie erinnern an seinen Ungar und lassen viel von einem neuen Roman aus der böhmischen Geschichte, dem „blinden Helden", erwarten. Das warme Herzblut, das in diesen Darstellungen rinnt, macht sie poetisch. Von seinem Humor kann man nicht sagen, daß er, statt Champagner zu trinken, zu stark zu Biere ginge, er ist keine schwere Waare, und das soll er auch nicht sein. Seit dem Verbote seines „Mephistopheles" hat Herloßsohn Deutschland fahren lassen und hält es mit Localgeistern. Die „Arabesken und Devisen" in den drei Bänden sind dessen Zeuge.

Das steinerne Bild, von Ludwig Hölder. 2 Thle. Heilbronn, Drechsler.

Eine gewöhnliche Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge, nicht ohne Studium der historischen Einzelnheiten, aber in schwülstigem Styl abgefaßt.

Deutsche Bilder, von Anton Langerhanns. Leipzig, Kollmann.

Fünf deutsche Lebensbilder auf dem Seccus, so was man Genremalerei auf der Leinwand nennt, mit kräftigen, gesunden komischen Zügen.

Notiz.

[Goethe's angebliche Dissertation über die Flöhe.]

Die juristische Abhandlung Goethe's über die Flöhe*), welche kürzlich bei A. Duncker zu Berlin erschienen ist, mag ebenso, wie das berühmte Gedicht: die Schnecke und die Kröte, ihre zahlreichen Bewunderer gefunden und zu manchem Scherze Veranlassung gegeben haben. Auch wir nahmen das Heftchen mit Interesse zur Hand. Nur das unerhebliche Bedenken stieg uns auf, daß der Herausgeber, der ohnehin ungenannt geblieben ist, uns nicht mitgetheilt hat, wie er zu dem Exemplare, nach welchem er den Abdruck und die neue Ausgabe besorgt hat, gekommen ist, was um so mehr hätte geschehen müssen, als er ausdrücklich sagt, daß diese Abhandlung eine große literarische Seltenheit ist, sich nur noch auf der großen königlichen Bibliothek zu Paris befindet, und von Goethe selbst in den letzten Stadien seines Lebens nicht mehr besessen sein soll. Dennoch freuten wir uns über den Wiederabdruck, zumal nach dem Versprechen des Vorwortes in der Abhandlung ein neuer Beweis für den ächten Humor und treffenden Witz Goethe's geboten, und selbst das Flohlied im Faust an dieselbe geknüpft wird. Indessen wurden doch in einer Dissertationen-Sammlung Nachsuchung nach der alten Dissertation angestellt, und diese blieb nicht ohne den kaum gehofften Erfolg. Es fand sich die Dissertatio iuridica de eo quod iustum est circa spiritus familiares foeminarum, hoc est pulices, quaestionibus theoretico-practicis rarioribus adornata, variis variorum dicasteriorum praeiudiciis aucta, rationibus tam dubitandi, quam decidendi amplificata, facultatum celeberrimarum responsis solidissimis firmata, et ex principiis tam iuridicis quam moralibus depromta. Omnibus doctoribus, iudicibus, causarum patronis et studiosis aliisque in foro, scholis ac gynaeceo versantibus perutilis ac necessaria. — Der Titel stimmt, wie man sieht, wörtlich mit dem der Goethe'schen Abhandlung überein, nur mit dem geringen Unterschiede, daß nämlich unsere Abhandlung überschrieben ist: Opizii Jocoserii iuris utriusque Licentiati et Practici Veronensis Dissertatio etc., während an der Spitze der Goethe'schen Abhandlung Herr Opizius Jocoserius fehlt. Bedenklicher aber ist, daß unsere alte Dissertation Marpurgi anno M.D.C.LXXXVIII. (1688) gedruckt ist, während die Goethe'sche Francofurti 1768. gedruckt sein soll. Diese wörtliche Uebereinstimmung der Titel beider Schriften bis auf den Verfasser, den Ort und das Jahr des Drucks kann, in Erwägung des seltsamen Gegenstandes derselben, unmöglich dem Zufalle zugeschrieben werden, noch weniger aber die wesentliche Uebereinstimmung beider Texte. Bis auf Einzelnes, das in dem neuen Abdrucke fehlt, lauten beide Dissertationen, wenn man von einigen Verbindungsworten nach solchen Weglassungen, und einigen Zusammenziehungen absieht, wörtlich gleich. Dieses hier an Beispielen zu zeigen, wird nicht nöthig sein, doch kann die Nachweisung zu jeder Zeit gegeben werden. — Soviel ist hiernach gewiß, daß die Dissertation nicht Goethe zum Verfasser hat, oder haben kann. Das Interesse, welches wir seines Namens wegen an derselben hatten, fällt also weg, und es bleibt die Frage zu beantworten, ob die Dissertation wirklich ohne den Namen des Opizius Jocoserius und zu Frankfurt 1768 abgedruckt ist, ob dieser etwaige Abdruck dem jetzigen Herausgeber vorgelegen, und was ihn veranlaßt hat, Goethe die Autorschaft beizulegen? Die Antwort wird der Herausgeber nicht schuldig bleiben können, wenn er nicht in den Verdacht kommen will, das Publicum absichtlich getäuscht zu haben.

Wir können noch anführen, daß nach einer handschriftlichen Notiz auf dem Titel der alten Dissertation O. P. Zaunschlüfer als Verfasser desselben genannt ist. Daß Opizius Jocoserius pseudonym ist, leuchtet ein, und auch der Druck scheint die Marginal-Bemerkung zu bestätigen, indem in dem Worte OPiZii die Buchstaben O. P. Z. groß gedruckt sind. Auch ist auf dem Titel ferner handschriftlich bemerkt: Recusa est Amstelodami cum annexa actione iniuriarum nasi contra pulicem. Ueber einen frankfurter Abdruck fehlen alle Nachweisungen.

Neubrandenburg. Müller.

*) In Nr. 160 berichteten wir bereits in ähnlichem Sinne über diese Erscheinung. D. Red.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 11; nebst einer literar. Beilage von Carl Cnobloch in Leipzig: **Verzeichniß empfehlenswerther wohlfeiler Jugendschriften zu Weihnachts- und andern Festgeschenken.**)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **11.** — den 9. November 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

C. F. Mannsfeld, Taschenbuch für

Freunde des Privattheaters,

enthaltend Andeutungen über Bildung einer Theatergesellschaft, den Bau eines Privattheaters, über Erfordernisse zur Aufführung, Deklamation, Mimik, Theater-Literatur und mit einem Wörterbuche der gebräuchlichsten theatralischen Ausdrücke. 12. Elegant geheftet. 1 Thlr.

Dieses Taschenbuch ist die Frucht einer vieljährigen Erfahrung, Sorgfalt und Arbeit, es bildet das erste umfassende Werk über seinen Gegenstand. Klar aber kurz und immer auf das praktisch Anwendbare bedacht ist es für Dilettanten ein Geld, Zeit und Streit ersparender Wegweiser und die Bemerkungen über Mimik, Declamation und Spiel sind interessant, lehrreich und aus dem Leben gegriffen. Die Einleitung enthält eine unterhaltende geschichtliche Uebersicht über die Privattheater älterer und neuerer Zeit, ertheilt Regeln bei Bildung einer Gesellschaft, Regieführung, Wahl der Stücke, Proben, Spiel und alle sonst nöthigen Anordnungen, desgl. über das Schminken und Kostüm. Auch findet man ein Repertorium aller seit 30 Jahren erschienenen, namentlich für Privatbühnen geeigneten Stücke. Das angehängte Theater-Wörterbuch enthält eine vollständige Uebersicht aller bei der Bühne vorkommenden Ausdrücke und solcher Gegenstände, worüber Erläuterungen erforderlich sind. Außerdem empfiehlt sich dieses Werk durch Eleganz und Annehmlichkeit der Sprache, so wie durch vorzüglich schönen Druck, Papier und sonstige äußere Ausstattung.

Bei W. Einhorn in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wanderbuch

von

Dr. Franz Dingelstedt.

Brech. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Empfindsame Weser-Reise. I. Novelle vom Weserstrome. — II. Hannöversch-Münden. — III. Seitensprung nach Grimar. — IV. Eine Mitternacht in Lippe-Detmold. — Erinnerungen aus Alt-Hannover. I. Die Kunstausstellung. — II. Literatur-Bild. — III. Göttingens letzter Jubel. — IV. Traum-Novelle. —

Neu-hessische Mährlein. I. Vom zweiten Pfingsttage. — II. Döbler in Kassel. — III. Der trauernde Postillon. — IV. Boa Constricter. —

Sächsische Skizzen. I. Aus dem Thüringer Walde. — II. Pygmaliona. — III. Osternacht in Weimar. — IV. Zwei deutsche Dichter. — V. Ein Epilog.

Die

heilige Dorothea.

Dichtung und Wahrheit

aus

dem Kirchenleben in Ungarn.

brosch. Preis 1 Thlr.

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Carl von Holtei,

Lorbeerbaum und Bettelstab,

oder drei Winter eines deutschen Dichters.

Schauspiel in drei Acten.

geh. Preis 15 Sgr.

Von demselben Verfasser:

Shakspeare in der Heimath,

oder

die Freunde.

Schauspiel in vier Acten.

Preis 15 Sgr.

Beide Schauspiele sind auf mehreren Bühnen mit ungetheiltem Beifalle gegeben worden, und es haben sich auch über ihren

Werth die öffentlichen Blätter sehr günstig ausgesprochen. — Das Lesen derselben wird Allen eine angenehme und unterhaltende Lectüre gewähren.

Schleusingen, den 15. Oct. 1839.

Conr. Glaser.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Weserthal

von

Fr. Dingelstedt.

Mit 36 Stahlstichen.

Supplement zum malerischen und romantischen Deutschland.

Erste Lieferung.

In monatlichen Lieferungen, jede mit 3 Stahlstichen und Text à 8 Ggr. Quart-Ausgabe 12 Ggr.

Cassel, im October 1839.

Theodor Fischer.

Im Verlage von **Alexander Duncker** in **Berlin** erschien so eben und ist durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Der Rechte,

8. geh. 2 Thlr.

Die beliebte Schriftstellerin schildert in dieser überaus interessanten Erzählung das vielgestaltige Streben edler männlicher und weiblicher Charaktere, den einen rechten Gegenstand zu finden, im Conflict mit den Verhältnissen des Lebens, wie in seiner innern Nothwendigkeit und seiner Bedeutsamkeit für Geisteswerth und Lebensglück. Die ganze Tiefe ihres Gemüthes, die reiche Fülle seiner Beobachtung und Auffassung socialer Lebensverhältnisse hat die Verfasserin auf sinnvolle Weise dem gebildeten Publikum in diesem geistvollen Buche dargelegt, das ganz dazu geeignet ist, dem Leser einen höhern, erfreulichen Genuß zu gewähren.

In demselben Verlage erschienen im Laufe dieses Jahres und hatten sich einer ungewöhnlich beifälligen Aufnahme zu erfreuen:

Goethe's juristische Abhandlung über die Flöhe (de pulicibus). Latein. u. deutsch. gr. 8. geh. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Nicht leicht hat in neuester Zeit ein Buch die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Grade in Anspruch genommen, als diese mit dem geistreichsten Humor verfaßte Abhandlung, der Juristen und Nicht-Juristen ein gleich befriedigendes Anerkenntniß zu Theil werden ließen.

Köppe, A., Zur Lehre vom Besitz. Eine Abhandlung. gr. 8. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur. 3ter Bd. gr. 8. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Astralion. Eine Arabeske. 8. eleg. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Bei Carl Focke in Leipzig erschien so eben:

LILIEN.

Taschenbuch

historisch-romantischer

Erzählungen

für 1840,

von

C. von Wachsmann.

Dritter Jahrgang.

Mit sechs Stahlstichen.

Elegant gebunden. Preis $2\frac{1}{3}$ Rthlr. (brech. $2\frac{2}{3}$ Rthlr.)

Prachtausgabe mit **gemalten** Stahlstichen ꝛc.: Preis 4 Rthlr.

Inhalt: Sampiero de Ornano. — Der Mulatte.. — Der todte Kämpfer. — Der Schatz.

Neu ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reisebilder

aus

Süddeutschland und einem Theil der Schweiz.

Gesammelt im Sommer 1838

von

Gustav von Heeringen.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verfasser, schon seit längerer Zeit vortheilhaft im Publikum bekannt, hat sich besonders durch seine „Reise nach Portugal im Jahr 1838" (2 Thle., 1838, 3 Thlr. 12 Gr.) als einen geistreichen und gewandten Reiseskizzisten gezeigt, und bietet in vorstehender Schrift eine neue anziehende Gabe.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen:

Franke, F. F., Gebete, Lieder und Gedichte. Beiträge zur Erbauung in Kirche, Schule u. Haus. 2te verbesserte und vermehrte Aufl. 8. ($19\frac{1}{2}$ Bogen.) geh. 1 Thlr. 6 gr.

Diese frommen Dichtungen verdanken ihre erste Erscheinung dem menschenfreundlichen Bemühen des Verfs., einen jungen Künstler zu unterstützen, und fanden so großen Beifall, daß schon nach wenigen Monaten diese neue sehr umgearbeitete Auflage nöthig ward, die wir den sinnigen Freunden ernster Poesie ganz besonders empfehlen.

Neue Reisebeschreibung.

Dr. G. Klemm (K. S. Bibliothekar), Reise durch Italien. Erster Theil: Bericht über eine, im Jahr 1838 im Gefolge Sr. K. H. des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommene Reise nach Italien. gr. 8. broch. 2 Thlr. 18 Gr.

erschien in der Arnoldischen Buchhandlung und ist zu bekommen in allen namhaften Buchhandlungen.

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weinlig.)

5. Jahrg. f. 1839. No. 56 — 61. mit 23 Abbildungen.

Gaultier de Claubry über die Brotteigbereitung mit der Hand und mit Maschinen. — Dr. Enzmann's Versuche über Anwendung des Manganoxyds zu Lichtbildern. — Preussische Patente. — Ueber den Gussstahl-Fabricationsprocess der Eisenhütte bei Uslar im Solling, von Werlisch. — Jacobi's neue Versuche über das chemische und magnetische Galvanometer. — Capitain Ericson's Wasserschraube. — Jacob Nollner's Vorrichtung zur Erreichung grosser Geschwindigkeit auf Eisenbahnen. — Walker's Apparat zu Klärung gegohrener Flüssigkeiten. — Michel Lénine's Ellipsograph. — Karmarsch über F. L. Schöttler's Vorrichtung zum Lochen starker Eisen und Kupferbleche. — Marquardt's doppeltwirkende Bramahpumpe. — Ueber die Fabrication irdener Waaren von J. Ziegler-Steiner in Winterthur. Die halbkugelförmigen Gelenke für Gasbeleuchtungsröhren von Lambert und Sohn. — G. u. W. Bursill's Grubenlampe mit verdichteter Luft und Athmungsapparat. — J. Chanter's von London und J. Gray's von Liverpool Einrichtung der Feuerung für Dampfwagen und Dampfschiffe. — Crelle über einige Mittel zur Vervollkommung der Eisenbahnen. — Sicherungsapparat gegen das Hineinstürzen der Seifensieder in den Kessel, von d'Arcet. — Stevenson's Sicherheitspapier. — Crelle über die Anwendung gekuppelter Schienenstühle unter den Stössen der Schienen auf Eisenbahnen. — Beschreibung des in der sollinger Hütte befolgten Eisenfrischprocesses, von Werlisch. — Seignette's patentirte Methoden zu Aufbewahrung von Fleisch, Gemüse u. s. w. — Verbesserung in der Fabrication des Berlinerblaus, von Lewis Thompson. — Kupferreinigungsmethode, von L. Thompson. — Ueber Weinpressen, vom Freiherrn v. Babo. — Bemerkungen über den Process des Puddelns, von P. Tunner. — Versuch, unterharzische gaare Kupfer durch Amalgamation zu entsilbern, von Breymann u. Borchers. — Ein Fourneyron'sches Kreiselrad in Chemnitz. — Verfahren beim Abschneiden der Enden der Eisenbahnschienen. — J. K. Mitchell's Manometer für hohe Pressungen. — Hearn u. Davies's Dampfkessel. —

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. November 1830.

Leopold Voss.

Neuer Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau, zur Jubilate- bis Michaelis-Messe 1839 erschienen, und in sämmtlichen deutschen Buchhandlungen um die beigesetzten Preise zu haben.

Die Allmacht Gottes in den Werken der Natur. Ein Volksbuch zur wahren Erkenntniß Gottes, und zur Verhütung des Aberglaubens und des Misticismus. Zur Belehrung für alle Stände ohne Unterschied der Confession. Wohlfeilste Ausgabe à 8 gr. — 36 kr.

Ausgewählte Novellen und Dichtungen von Heinrich Zschokke. Vollständig erschienen in sechzehn Theilen; vierte Auflage à 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

Diesen sich anreihend sind erschienen:

Genfer Novellen, von H. Zschokke herausgegeben, zwei Theile, à 2 Thlr. — 3 fl.

Einige Lebenserfahrungen meinen jüngern Schwestern zur Beherzigung erzählt: Die Unvermählten. — Der Hausfreund. — Die Assassinen. Von Meta Sander. à 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Katholikon; oder für Alle unter jeder Form das Eine. Von B. Keller, Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Aarau. Vierte Auflage. à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Ideale für alle Stände. Dritte Aufl. à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Stunden der Andacht; achtzehnte Auflage in einem Band, wohlfeilste Ausgabe vollständig, à 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl.

Desselben Werkes neunzehnte Auflage in acht Bänden in grobem Druck, à 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

Desselben Werkes neueste Ausgabe in Taschenformat, zwölf Theile vollständig, à 6 Thlr. — 9 fl.

v. Drell: Schachbüchlein, oder anschauliche Regeln des Schachspiels und der sinnreichsten Züge berühmter Spieler, für Anfänger, mit zehn lithographirten Tabellen, gr. 8. geheftet.

Hebel's allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Siebente vollständige Original-Ausgabe mit 4 Kupfern auf weiß Papier à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr., auf ordinair Papier mit 1 Kupfer 16 gr. — 1 fl.

v. Maltens Bibliothek der neuesten Weltkunde. Zwölfter Jahrgang 1839. 12 Theile, à 8 Thlr. — 12 fl.

Schweizerbote, 36ter Jahrgang 1839. gr. 4. vollständig à 3 Thlr. 16 gr. — 5 fl. 30 kr.

Niederer: Dramatische Jugendspiele für das weibliche Geschlecht; 2 Theile, à 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Neue Auflagen von guten Schulbüchern und Volksschriften:

Götzinger's deutsche Sprachlehre für Schulen. Vierte Auflage. à 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Haupt: Musterssammlung der Beredsamkeit, für die Schule und das Leben; weiß Papier à 1 Thlr. 12 gr. — 2 fl. 15 kr. Ord. Papier 1 Thlr. 4 gr. — 1 fl. 45 kr.

Der neue Freidank. Aus vaterländischen Dichtern entwickelt; weiß Papier à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr., ordinair Papier 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Fries Anleitung zur französischen und deutschen Conversation; wohlfeilste Schul-Ausgabe. à 14 gr. — 54 kr.

Hirzel's französische Grammatik. Elfte Auflage à 15 gr. — 1 fl.

Dessen neues französisches Lesebuch. Fünfte Auflage. à 12 gr. — 45 kr.

v. Orell's kleine französische Sprachlehre für Anfänger. Fünfte Auflage. à 8 gr. — 30 kr.

Schulwörterbuch in beiden Sprachen zu obigen Schulbüchern für Anfänger; wohlf. Ausgabe, à 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Zschokke: Die Schweizerlandsgeschichte für das Schweizervolk. Sechste Auflage. à 9 gr. — 36 kr.

Zschokke: Histoire de la nation suisse, traduite par Monnard, quatrième édition, à 12 gr. — 48 kr.

Zschokke: Das Goldmacherdorf für Landleute; sechste Auflage. à 6 gr. — 24 kr.

Zschokke. Die Branntweinpest; zweite Auflage. à 5 gr. oder 20 kr.

Desselben Büchleins dritte wohlfeilste Auflage. à 1½ gr. — 6 kr.

Die Jesuiten von Professor Jordan.

Die so eben erschienene Schrift des

Dr. Sylv. Jordan,

Professor der Rechte zu Marburg,

Die Jesuiten und der Jesuitismus,

hat bereits außerordentliche Sensation bei Protestanten und Katholiken erregt. Noch niemals ist der Orden mit mehr Sachkenntniß und Freimüthigkeit geschildert worden, wie in der genannten Schrift, die für 20 gr. in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lord Byron,

Ein Dichterleben.

Novellen

von

Ernst Willkomm.

Drei Bände gr. 12. Preis 4 Thlr 12 gr.

Inhalt: I. Der Morgenstern von Annesley-Hall. II. Die Schädelbrüder in Newstead. III. Abenteuer im Orient. IV. Triumph und Kreuzigung. V. Die Flüchtlinge am Genfersee. VI. Der neue Don Juan. VII. Byron als Carbonaro und Philhellene. VIII. Missolonghi.

Bei C. Kummer in Leipzig ist erschienen:

Maria Malibran, als Weib und Künstlerin nebst Charakterzügen und Anecdoten aus ihrem Leben. Nach der Gräfin v. Merlin von G. Lotz. 20 gr.

Bei G. Reichardt in Eisleben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

100 Musterblätter für Zeichner.

Neueste und vollständige Zeichnenschule für Lehrer und zum Selbstunterricht.

Von **Otto Warmholz.**

100 Blätter Imperialquartformat. 4 Thlr.

Systematische Zeichnenschule

für Zeichnenlehrer, so wie für alle die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen. 72 Vorlegeblätter, enthaltend: die Anfänge des Zeichnens — das Blumenzeichnen — das Fruchtzeichnen — das Thierzeichnen — das Zeichnen menschlicher Figuren — das Landschaftszeichnen.

Von **Otto Warmholz.**

2te verbesserte Auflage. Royalquart. 2 Thlr.

☞ Dies Werk ist auch in 6 einzelnen Abtheilungen, jede zu ⅓ Thlr. zu haben.

Die vielen und alle bis jetzt über die Warmholz'schen Zeichnenwerke erschienenen Beurtheilungen räumen denselben unter allen vorhandenen ähnlichen Werken wegen des großen Fleißes, den der Herausgeber auf jedes Blatt und auf jede einzelne Figur verwendete, so wie wegen der zweckmäßigen Anschaffung und Aufeinanderfolge des Stoffes, den ersten Rang ein. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß nach kurzer Zeit die erste Auflage der Zeichnenschule vergriffen war. Diese neue Auflage entspricht auch in der äußern Ausstattung allen Anforderungen, die ein gesteigerter guter Geschmack stellen kann. — Die jetzt erst neu herausgegebenen 100 Musterblätter (die ebenfalls eine systematisch geordnete vollständige Zeichnenschule bilden) bieten ganz besonders dem Lehrer einen reichen Schatz von Vorlagen, die geeignet sind, den Unterricht zu erleichtern und den Schüler angenehm zu fesseln. Lithographie, Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

Bei Ed. Heynemann in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Italien

wie es mir erschienen ist.

Von

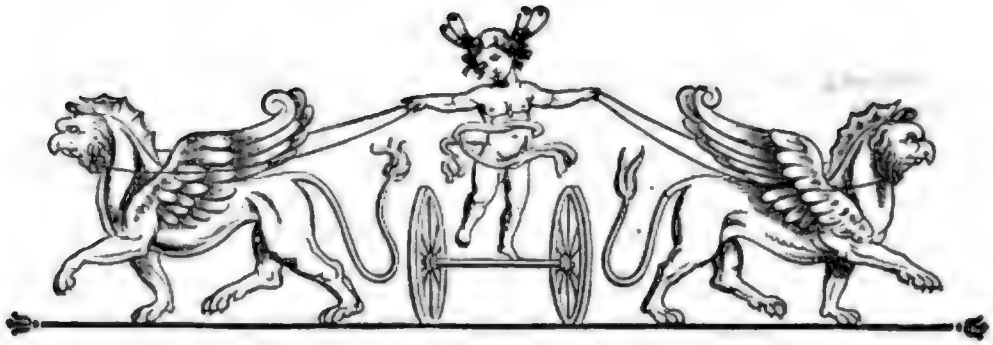
A. G. Eberhard.

2 Bände in 8o. brosch. Preis 2 Thlr.

Diese neueste Schrift des rühmlichst bekannten Verfassers — das Resultat scharfer unparteiischer Beobachtung und geistreicher Kritik — reiht sich den früheren Erzeugnissen desselben würdig an, und dürfte wohl als Beitrag zur richtigen Beurtheilung Italiens, so wie als interessante Unterhaltungslectüre, gleiche Empfehlung verdienen.

Für angemessene äußere Ausstattung hat der Verleger bestens Sorge getragen.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 221. — den 11. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nummer Sieben.

Novelle, aus dem Däniſchen, von Karl Ludwig Kannegießer.

(Fortſetzung.)

Das Mädchen erzählte mir nun eine ellenlange ziemlich gewöhnliche Geſchichte, an der ich deſſenungeachtet lebhaften Antheil nahm. Zwei deutſche Schauſpielerinnen einer aufgelöſten Truppe waren in die Stadt gekommen mit Gepäck von Malmö, begleitet von einem Herrn, welcher in meiner Nummer Sieben gewohnt hatte. Sie hatten ſich ungefähr eine Woche hier aufgehalten, und Niemand ahnte etwas Arges, als plötzlich in der Nacht ein Lärm entſtand und der Herr nach einem Arzte lief. Das eine Fräulein war krank geworden, und am Morgen ſchrie ein kleiner Deutſcher aus vollem Halſe. Aus Barmherzigkeit nahm ſich die Wirthin ihrer an, da ſie auf einen ſolchen Gaſt nicht eingerichtet waren. Sie riß alte Wäſche entzwei für das Kind und pflegte ſelbſt die Mutter und das andere Fräulein, das vor Schrecken krank geworden war und das Bett hütete, auch in Nummer Acht. Drei Wochen nachher reiſte der Herr und das Fräulein wieder weg, um zur See nach Stettin zu gehen, und bezahlten kaum die Hälfte ihrer Verzehrung; der Reſt ſollte nachfolgen, wann er zurückkäme und Mutter und Kind abholte. Aber es ſind nun ſchon zwei Wochen, ſeit er wiederkommen ſollte, der Wirth iſt müde, ſie länger als Pfand zu behalten, und fürchtet ſich, daß es eine allzugroße Rechnung auf ewige Zeit zu Gute haben wird; er hat ihr nun aufgeſagt, wenn ſie bis heute Mittag nicht bezahlen kann, und will ſie von der Polizei abholen laſſen, und ſie thut nichts Anderes, als daß ſie ſich von Morgen bis Abend die Augen roth weint. Was kann das nun helfen? Sie hätte ſich eher bedenken und ſich beſſer aufführen ſollen.

Da ich wieder allein war, lief Alles, was ich geſehen und gehört hatte, mir im Kopfe herum. Es war mir nicht möglich, von einem ſo lieben Geſichte ſo ſchlecht zu denken, ich konnte mich nicht entſchließen, die arme deutſche Schauſpielerin in ihrer bittern Noth zu verlaſſen, und meine Neigung, auf einmal etwas Abenteuerliches zu erleben, verführte mich, meinen Aufenthalt in dem Gaſthofe zu verlängern. Ich eilte nach Hauſe, bildete meinem Wirthe ein, daß ich auf das Land zöge, verſah mich mit Allem, was ich an baarem Gelde beſaß, packte einen Koffer und ließ den nach dem Gaſthof bringen, mit Adreſſe an Doctor Möller, meinem Vorgeben zu Folge an einen Mann, mit dem ich zufälligerweiſe gereiſt wäre; und von nun an war ich nicht mehr in Kopenhagen, ſondern ſtellte Herrn Möller ſelbſt vor in einer elenden Schenke, und das einzig und allein wegen ein Paar hübſcher Augen, wegen einer deutſchen Schauſpielerin, die ein für Schauſpielerinnen ganz gewöhnliches Unglück gehabt hatte, und welche mich im mindeſten nichts anging. — So philoſophirte ich auf dem Rückwege; aber da ich wieder auf Nummer Sieben ſaß, ſtanden die ſchönen thränenvollen Augen wieder ſo lebendig vor mir und hefteten ſich ſo bittend auf mich, als

ob ſie von mir allein Rettung erwarteten; das gewöhnliche Unglück kam mir höchſt ungewöhnlich vor, und das Ergebniß war, daß die Schauſpielerin mich ſehr viel anging.

Ich packte meine Sachen aus und richtete mich ein, als ob ich zu Hauſe wäre. Ich machte mir Tauſenderlei zu thun, aber die Zeit ging ihren Schneckengang, und der Zeiger rückte nur unmerklich weiter. Vor ſechs Uhr zündete ſie wohl nicht Licht an, eher konnte ich nicht darauf rechnen, ſie zu ſehen; aus ging ſie nicht, das hatte das Mädchen mir geſagt, und von zwölf Uhr bis ſechs Uhr waren ſechs lange Stunden, ſo gut wie zwölf, wenn man mit Ungeduld wartet.

Auf Nummer Acht war es ganz ſtille; nicht ein Laut verrieth, daß dort eine Mutter mit ihrem Kinde wohnte. Vielleicht ſchliefen Beide, um die, Gott weiß wie vielen ſchlafloſen Nächte nachzuholen, die ſie zu Gute hatten. Ich verhielt mich ſo ſtille wie ein Todter, um die Unglücklichen nicht zu ſtören, und verwünſchte von ganzem Herzen die rauhen Stimmen, welche ſich aus der Schenkſtube von unten ſo laut hören ließen.

Was man am wenigſten gern hört, danach horcht man gewöhnlich doch am meiſten. So ging es auch mir, und ich ſtrengte mich ordentlich an, mir ein vollſtändiges Urtheil aus dem Chaos von brüllenden Branntweinsſtimmen zuſammenzuſetzen. Es war beinahe unmöglich, dennoch ward ich nicht müde, darauf zu horchen, und hörte — ja, weiß Gott, ich hörte es deutlich, wie der Wirth ſagte: „Auf Nummer Acht — Bettler — ganzer dreißig Reichsthaler — Polizei.“ — Nun folgte ein ſchwerer Eid, und dann ein verwirrter Lärm. Aber ich hatte genug gehört, um in der tödtlichſten Angſt zu ſein.

Ich ſtürzte aus dem Hauſe, lief mehr als ich ging in den entgegengeſetzten Theil der Stadt, wo ein Mann wohnte, der mir oft Geld geliehen hatte. Die gute Sache machte mich beredt, und eine halbe Stunde darauf ſtand ich wieder auf der Straße mit dreißig Thalern und einer Taſche voll wohlgemeinter Ermahnungen. Ich lief zu meinem Zimmer hinauf, ſchrieb mit verſtellter Hand auf eine Geldrolle die deutſchen Worte: „Ich komme ſelbſt bald wieder aus Stettin,“ kümmerte mich nicht darum, ob es gut oder ſchlecht Deutſch ſei, wiewohl ich ſonſt immer ſehr ängſtlich war, wenn ich in dieſer Sprache etwas ſagen oder ſchreiben ſollte, legte die dreißig Thaler hinein, adreſſirte den Brief an den Wirth und gab ihn auf die Fußpoſt, welche ich athemlos aufſpürte nach dem Schall der Glocke.

Ermüdet warf ich mich auf das Sopha in Nummer Sieben, um nach den gewaltſamen Anſtrengungen auszuruhen; mir war unendlich wohl zu Muthe, und ich mißgönnte es dem dicken Wirthe von ganzem Herzen, ihre Freude über die unerwartete Rettung zu ſehen.

Langſame und ſchwere Tritte ließen ſich auf der Treppe hören. Der Wirth trat in Nummer Acht ein und ſtrengte ſich mächtig an, in geradebrechtem Deutſch ihr zu verſtehen zu geben, daß ſie jetzt in guter Ruhe bleiben könnte, da ein Brief mit Geld angekommen wäre. Ich hörte ihre Seufzer. Was würde ich nicht darum gegeben haben, nur einen Schimmer ihres Geſichtes ſelbſt zu ſehen. Das erſte Mal in meinem Leben ärgerte ich mich über den hellen Sonnenſchein, das einzige Hinderniß meines Glückes in dieſem Augenblicke.

Der Tag ſchlich langſam hin. Ehemals hatte ich den Strom der Zeit nur in ſeinen ſtarken Waſſerfällen von Tagen, Monaten, Jahren beachtet; die einzelnen Tropfen, welche unaufhörlich uns vorüberrinnen, und in unſerm Innern Gedanken und Bilder ſchaffen, hatte ich nie bemerkt. Jetzt dagegen fiel jede Secunde wie ein eiskalter Tropfen auf meine flammende Seele, und ich befand mich in derſelben Verfaſſung, wie ein Kranker, der in der Fieberhitze auf ein kühlendes Arzeneimittel wartet.

Nichts iſt peinlicher, als das müßige Warten. Endlich ward es dämmerig. Das Mädchen brachte mir Licht mit einer Bemerkung über das abſcheuliche Regenwetter, — ich hatte nichts davon gehört. Na, mein guter Freund, ſagte ich zu mir ſelbſt, als ſie fort war, Du biſt doch ganz artig verliebt! — Das hat keine Noth, antwortete mein eigenes Ich, das iſt nur Mitleid, chriſtliche Liebe; man muß ſeinen Mitmenſchen beiſtehen, man muß auch einmal etwas um Gottes Willen thun.

Ein Geräuſch im Nebenzimmer unterbrach mein Selbſtgeſpräch; ich putzte das Licht, öffnete vorſichtig das zugeſtopfte Guckloch; aber es war dort noch ganz dunkel. Das kleine Kind weinte und huſtete. Die Mutter ſummte es ein und ſprach ein Paar unverſtändliche Worte dazu. Sie hatte es vermuthlich aus dem Bette genommen und ging, es im Arme haltend, im Zimmer auf und nieder.

Gott ſei Lob und Dank, endlich brachte man auch dort Licht. Nun fing mein Tag an. Ich wich nicht von der Wand, und je länger ich mich dort aufhielt, deſto verliebter, dünkt mich, ward ich. — Der glückliche Deutſche, der dieſes lieben Kindes Vater war! — Es wurde wieder in ſeine kleine Wiege gelegt, die Mutter ſetzte ſich daneben und ſah beſorgt danach hin; aber

keine Spur von Freude war auf ihren bleichen Lippen zu entdecken; nicht einmal den Troſt hatte ich für meine dreißig Thaler, für mein vieles Laufen und Rennen. So selbſtſüchtig iſt der Menſch! Ich machte Anſpruch, durch eine heitere Miene belohnt zu werden, und ahnete nicht, daß vielleicht ein größeres Leid in dieſem Augenblicke an ihrem Herzen nagte, als die Beſorgniß wegen des harten Wirths. Vielleicht war das Kind krank, das beinahe den ganzen Tag gehuſtet hatte, und das Leben des Kindes iſt der Mutter mehr werth als alles Andere in der Welt; vor dem Wirthe war ſie ja jetzt in Sicherheit. Mein ganzer Zorn richtete ſich gegen den Deutſchen, der es über ſich gewinnen konnte, einen ſolchen Engel zu verlaſſen, ſelbſt wenn es ein gefallener Engel war, und ich ergoß in der Stille alle meine Wuth gegen ſeine Treuloſigkeit, und wünſchte, daß er ewig in Stettin bleiben möchte, da er nun doch einmal ſo lange ausgeblieben war. Ja, ich wünſchte es wirklich von ganzem Herzen, und nicht einmal der kleine ſchreiende Erbe war im Stande, meine Neigung zu vermindern. Gott weiß, mit welchen Teufelskünſten der Verführer ſie bethört haben mußte; man brauchte ja nur einen einzigen Blick auf ihre unſchuldigen Augen zu werfen, um zu ſehen, daß ſie nicht zu den Verworfenen ihres Geſchlechts gehörte, und Sie oder Keine war der einzige Gedanke, den ich im Stande war, klar zu faſſen.

Ihr werdet vielleicht lachen über eines jungen Mannes Tollheit, der ohne Vermögen, ohne Ausſichten ſich in eine reiſende Schauſpielerin mit einem neugebornen Kinde verliebt, und Unmöglichkeiten möglich zu machen denkt, aber ich kann Euch nicht helfen, ich war wirklich einmal ſo toll.

Warum ſoll ich mich länger aufhalten bei den unzähligen Kleinigkeiten, die ſo wenig ſind für den gleichgültigen Zuhörer, und ſo viel für den verliebten Zuſchauer. Genug, ich wich nicht von der Wand, und drückte mit jeder Minute den Pfeil tiefer in mein Herz, und als der Wächter Zwölf rief, ſtand ich noch da, halb blind von dem ewigen Gucken, aber unendlich glücklich in der Betrachtung meiner lieblichen Nachbarin.

Der ganze Gaſthof lag im tiefſten Schlafe; die ehrlichen Pächter und Verwalter rund um uns her hatten ihr Licht gelöſcht. In den Straßen leuchteten die Laternen nicht mehr hell. Da hörte ich ganz deutlich ein wiederholtes Hm! Hm! von der Straße her; meine ſchöne Nachbarin wandte wie elektriſirt ihren Kopf nach dem Fenſter; ich hörte, wie ſie es öffnete, und ſah, wie ſich die Flamme des Lichtes von dem Zugwinde hin und her bewegte. Ein kalter Schauer überlief mich; das deutete nur allzuſehr auf ein heimliches Verſtändniß, vielleicht gar auf eine heimliche Zuſammenkunft. Die Eiferſucht ergriff mich mit allen ihren Furien, und ich ſegnete das erſte Guckloch, das ich geſtern in meinem Eifer gebort hatte, und das mir nun erlaubte, die Verrätherei in jedem Schlupfwinkel wahrzunehmen; denn da ſie ein Eckzimmer bewohnte, ſah eins von ihren Fenſtern nach einer andern Gaſſe als die meinigen hinaus, und ſo war es mir nicht möglich, den Sprechenden zu entdecken.

Ich eilte mein Guckloch zu öffnen. Mit dem Leibe halb zum Fenſter hinausgebogen, ſprach meine Schöne flüſternd auf die Gaſſe nieder; aber ich konnte kein Wort verſtehen; zu meiner Freude hörte ich jedoch, daß die Stimme, welche antwortete, keine Mannsſtimme war, ſondern eine abſcheulich ſchneidende Weiberſtimme, die mir bekannt ſchien, obgleich ich nicht wußte, wohin ich ſie bringen ſollte. — Arme! Sie hatte gewiß traurige Nachrichten erhalten, denn ſie faltete die Hände, man konnte aber doch nicht bemerken, daß ſie böſe war, und als ſie ſich umwandte, nachdem ſie das Fenſter geſchloſſen hatte, ſah ſie noch bleicher und muthloſer aus als vorher. Innerlich betrübt über den mir unbekannten Kummer meiner jungen Unglücklichen, und müde des unaufhörlichen Guckens, warf ich mich auf das Sopha und machte mir ſelbſt Vorwürfe wegen meines unwürdigen Argwohns und meines Mangels an Vertrauen auf menſchliche Tugend.

Wie lange ich dieſe Betrachtungen anſtellte, weiß ich nicht; der Schlaf hatte mich überwältigt, und ich war eingeſchlummert mit dem Bilde meiner Schönen tief im Herzen. Aber plötzlich ward ich aufgeweckt von einer Klingel, welche auf dem Gange außerhalb meines Zimmers erſcholl. Es war von Nummer Acht; ich hörte haſtige Fußtritte, und meine deutſche Schauſpielerin mehrmals die Worte: Ach Gott, ach Gott! auf gut Däniſch wiederholen. Eine geborne deutſche Dame hätte die Worte ſicherlich in ihrer Sprache geſagt. Aber ehe ich Zeit gewann, dieſen flüchtigen Gedanken zu verfolgen, ſtand ich ſchon auf dem Gange und fragte athemlos das Mädchen, das aus der Thür kam, was es gebe, und warum man einen ſolchen Lärm zu ſo ungewöhnlicher Zeit mache.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſebriefe. Von A. Weill.

Aus Stuttgart.

[Schiller's Standbild, Lewald, Strauß, Richard Savage.]

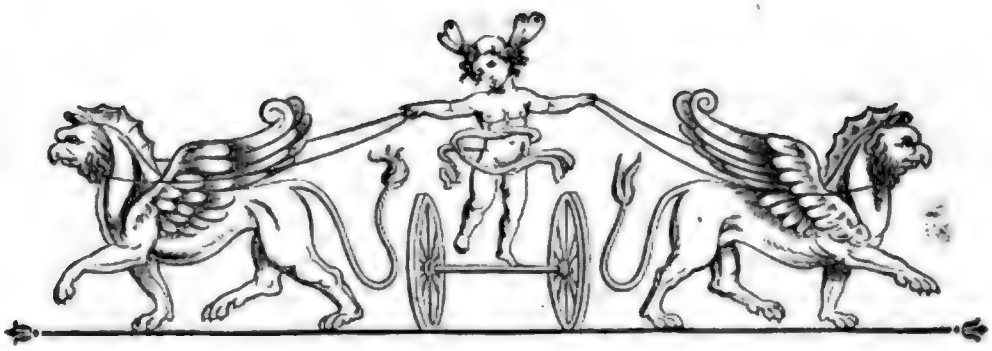
Als Gott das deutſche Volk erſchuf, dachte er gewiß an etwas Großes und Kleines zugleich; zerſtreut war er ohne-

dies, vielleicht gar verliebt, da er das Salz vergaß. Wäre ich ein Gott, ich würde, um mir die Langeweile zu vertreiben, das deutsche Volk, da sein Stoff doch so echt und inhaltsschwer ist, neu umkneten, um ihm wenigstens eine gleiche Einheit in der Form zu geben. In der That, wo ist das Volk, das, in dem Augenblicke seiner Selbstkenntniß, das heißt in dem Augenblicke, wo es seinen großen Männern Statuen errichtet, fremde Künstler herbeiruft, gleichsam als erkenne es mit dieser That seine Ungenügsamkeit, als schäme es sich seiner Größe, um zugleich sich kleinlich dabei zu benehmen! — Ich spreche von Thorwaldsen's Schillerstandbild. Kaum kam ich in Stuttgart an, so drückte mir der Kellner den Theaterzettel in die Hand, ich las ihn nicht, und fragte nach Schiller. Als ich ihn erblickte, fiel der erste Schnee auf sein Haupt. Da steht er, der freieste Mann Deutschlands, mit gebücktem Haupte, dem alten Schlosse gegenüber, mit herkulischen Schultern, eingestauchtem Halse und Schenkeln à la Cäsar; da steht er, der freieste, glühendste Dichter, bei dem die Gedanken beständig und unwillkürlich wetterleuchteten, wie ein ernster Grübler, ein finsterer Advocatus juris, er, der doch neben der Resignation das Gedicht an die Freude dichtete. — Aber abgesehen auch von der Individualität Schiller's, die nur ein deutscher Künstler auffassen konnte, beweist Thorwaldsen mit seinem Schiller und seinem Gutenberg, daß er gar keine Ahnung von der Aesthetik des Genies, am wenigsten aber der des Dichters hat. Der schönste Moment in der Natur ist der Kampf zwischen den Extremen, auf ihnen beruht alle Schönheit, alle Harmonie. Der Frühling und Herbst bieten nur ihre Reize dar, weil in ihnen die Kälte mit der Hitze kämpft, die Morgen- so wie die Abendröthe ist nur deswegen so schön, weil in diesem Augenblicke der Tag mit der Nacht kämpft. Ja noch mehr, das Herz, das menschliche Heiligthum, bietet diese Extreme dar, gleichsam um eine Regel der Natur anzugeben. Oben hat es zwei auswärts gehende Winkel, gegen das Ende zwei einwärtsgehende. Das Genie beruht den Gesetzen der Natur nach auf Extremen, die sich beständig wie Mühlräder an den Ecken ergreifen und sich treiben. Gab es aber je einen Menschen, bei dem dies der Fall war, so war es Schiller, der allenfalls ernst drein sehen konnte, bei dem aber die Grazie, das Lachende, das Siegreiche wenigstens in den Zügen doch nie fehlte, er brütete gewiß nicht über Gedanken nach, sondern sie kamen ihm aus dem Zusammenschlagen jener sich reibenden Sonnenräder, und dann mag er wohl weiter darüber nachgedacht haben. Eine Statue darf aber nicht allein ein Porträt sein, eine Statue muß den Geist so wie den Körper repräsentiren, und wenn ich Schiller sehe, so muß ich in ihm ohne lange zu fragen, den Dichter erkennen. Heiter und ruhig, freudig und sinnend muß er mir mit der Freiheit seines Geistes ins Gesicht schauen, seine Unabhängigkeit muß aus jeder Linie mir entgegenblitzen, sein Genie mich beleuchten, ohne daß ich ihn zu kennen brauche. Was hat nun Thorwaldsen, der als Fremder weder Schiller noch Goethe in diesem Sinne auffassen konnte, geleistet? Ich schäme mich seiner Arbeit. Bei Gott, Schwanthaler, Dannecker oder Rauch hätten ihn besser aufgefaßt, aber jene sind Deutsche! Geschähe dies in Frankreich, das Volk hätte die Statue in Stücke zerschlagen und ich zuerst hätte den ersten Hammer geschwungen. — Wie wird es nun mit Goethe gehen? —

Auf dem Theaterzettel stand: Richard Savage, von Gutzkow, zum ersten Male.

Den andern Morgen besuchte ich Lewald. Herzlich freute es mich, bei einem deutschen Schriftsteller eine pariser Eleganz ohne Uebertreibung zu finden. Lewald selbst besitzt jenes laisser aller, das man bei Deutschen so selten findet, man sieht es ihm gleich an, daß er lange in Paris gelebt hat. Zwei große Gypsstatuen von Schiller und Goethe zieren das Zimmer, und eine kleine der Rachel in Paris steht ruhig vor Goethe's Nase. Die Persönlichkeit Lewald's ist wie sein Styl, glatt und elegant, sein Schnurrbart gibt ihm eine satyrische Miene, aber seine Gesichtszüge, so wie sein Lächeln, sind zu gutmüthig dazu. Wir sprachen von Gutzkow's Savage. Ich äußerte den Wunsch, das Stück von Gutzkow selbst kritisirt zu sehen, und Lewald lachte. Uebrigens muß ich bemerken, daß, nachdem ich das Stück gesehen, es an Handlung und Dialog mit dem französischen nichts gemein hat, obschon man sieht, daß der Verfasser sich nach jenem Stücke sagte, es läßt sich etwas daraus machen. Da ich nach Lewald Dr. Strauß zu sprechen die Ehre hatte, so kam die Rede ebenfalls auf den Savage, und hier freue ich mich, die Meinung eines Mannes wie Strauß über dies Drama mittheilen zu können. „Man sieht," sagte mir Strauß, „daß Gutzkow einen dramatischen Verstand hat, und daß er etwas leisten kann, aber wenn man nur dem Savage selbst Interesse abgewinnen könnte! Er ist eher mit seiner fixen Mutterliebe einem Tollhäusler als einem Dichter ähnlich, — der Ausdruck: der Sohn meiner Mutter, erregte hier Lachen." Mit diesem Urtheil ist fast Alles gesagt. Gutzkow wird gute Verstandesdramen liefern, denn der Savage hat effectvolle Momente, gerade sein fünfter Act ist fast der beste, während der erste der schlechteste ist. — Ich wünsche Gutzkow alles Glück auf seiner neuen Laufbahn, obschon er erst nach Paris müßte, um einen französischen oder englischen Journalisten schildern zu können. Ihr nehmt entweder den Maßstab zu hoch oder zu niedrig, ihr seid so ganz aus dem Leben hinausgeworfen, daß es noch Jahre bedarf, bis ihr es treu schildern könnt. Was soll ich nun zu der Ausführung sagen? Ich hörte den Savage dreimal, einmal vom Souffleur, das andere Mal von den Schauspielern, und das dritte Mal vom Echo. Dabei kam ich direct aus Paris, wo ich fast jeden Abend im Theater war. O, wie glücklich seid Ihr deutschen Künstler, denn seht, wäret Ihr Döring und Moritz in Paris, noch keine funfzig Linien wären über Euch geschrieben worden, und so, weiß Gott, was ich schon über Euch verschlucken mußte, denn abgesehen davon, daß man andere Sachen zu thun hat, so würde man Künstlern, die so schlecht ihre Rollen können, und den Souffleur als Factotum betrachten, nicht gekochte, sondern rohe Aepfel als Kronen zuwerfen. Döring hatte übrigens einige gelungene Momente, Moritz als Savage war höchst mittelmäßig. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 222. — den 12. November 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nummer Sieben.

(Fortsetzung.)

Jakobine schalt eifrig auf die verlaufene Deutsche: nun solle man gar mitten in der Nacht nach einem Arzt laufen, des dummen Jungen wegen, und könne nicht einmal auf eine Entschädigung rechnen, wenn sie abreise, und es wäre doch bestimmt nichts anderes als Hunger, woran das Kind litte, da die Rabenmutter nicht einmal im Stande wäre, es zu nähren.

Ich steckte ihr einige Groschen in die Hand, um ihren Wehklagen ein Ende zu machen, und bat sie, sich nicht weiter zu bemühen, da ich, obgleich ein junger Arzt, doch vielleicht alles Nöthige verschreiben könnte, und trug ihr auf, der Mutter zu sagen, daß ein reisender Arzt, der im Hause wohne, sogleich kommen würde. Zum Glück hatte ich vor mehreren Jahren das Friedrichshospital einige Zeit als Freiwilliger besucht, mehr, um mich den Grillen eines alten Oheims zu fügen, dessen Erbe ich dereinst werden sollte, und der mich zum Studium der Medicin zu bestimmen wünschte, als aus Neigung zu dieser Wissenschaft, wie ich sie denn auch bald wieder aufgab.

Mit klopfendem Herzen trat ich in das Heiligthum, das meine ganze Welt in sich schloß, nicht im Stande, ein Wort herauszubringen, so gewaltsam ward ich in diesem Augenblicke von meinen Gefühlen bestürmt. Zum Glück bemerkte man mich nicht sogleich; die Mutter stand über die Wiege gebückt, und Jakobine, bei der meine Mildthätigkeit menschliche Gefühle geweckt hatte, war beschäftigt, den kleinen unglücklichen Weltbürger einzuschläfern. Mit ängstlicher, stummer Verzweiflung zeigte die Mutter auf das Kind, da sie mich gewahr ward, und ich eilte hin, so viel zu helfen, als es meine Kenntnisse vermochten. Es war zum Glück ein unbedeutender Krampfanfall, dem bald mit gewöhnlichen Hausmitteln abgeholfen werden konnte, und im Verlaufe einer Stunde schlief der kleine Engel ganz ruhig in seinem kleinen Bette.

Ich überredete Jakobinen leicht, aufzubleiben, im Fall ihre Hülfe nöthig sein sollte, und nahm selbst einen Stuhl ein zur Seite der bekümmerten Mutter, um den Rest der Nacht mit ihr zu wachen, da sie nicht dahin zu bringen war, sich niederzulegen. Sie dankte mir auf Deutsch, doch mit einer fremden Betonung, und zeigte mir deutlich ihre Anerkennung, daß ich das Mädchen vermocht habe, zugegen zu bleiben; aber sie hatte mir dafür nicht zu danken; denn es wäre mir nicht möglich gewesen, allein bei ihr zu bleiben ohne die tödtlichste Verlegenheit, — ein unwiderleglicher Beweis, daß es mit meinem Verliebtsein kein Spaß, sondern daß es wirklich um mich geschehen war.

Wir sprachen beinahe gar nicht, ich konnte sogar nur selten einen Blick von ihr erhaschen. Begegnete er einmal meinen Augen, so galt er mehr dem Kinde als mir; sie wollte in meiner Miene lesen, ob sie Grund zur Furcht habe; und doch verlief die Nacht so unsäglich schnell, daß es Morgen war, ehe ich es dachte. Ich

hatte leider keine Veranlaſſung, länger zu bleiben; ſo nahm ich denn Abſchied mit dem Verſprechen, Vormittags wieder nach meinem kleinen Patienten zu ſehen, ſchickte Jakobinen hinunter, um der ermatteten Mutter Erfriſchungen zu holen, und ging auf mein Zimmer. Hier nahm ich gleich Zuflucht zu meiner lieben Wand; ich ſah, wie ſie zur Seite des Kindes kniete, ich ſah ihre Lippen ſich bewegen, ſie betete, und ich Glücklicher ward vielleicht in ihr Gebet eingeſchloſſen. Ein reineres iſt gewiß nie zum Himmel geſtiegen; ſie war die perſonificirte Frömmigkeit und Unſchuld. Es gibt Geſichter, deren Schweigen weit beredter iſt als die Suada ſelbſt; es ſind deren nur wenige, aber das meiner Nachbarin war ein ſolches, und wer nicht alles mögliche Gute darin zu leſen vermochte, verſteht ſich nicht auf die Schrift, mit welcher Gott ſchreibt.

— Das geſegnete Kind, das ein Vermittler geworden war, und mir zum Himmel verholfen hatte, befand ſich am Morgen ganz wohl. Nichtsdeſtoweniger wiederholte ich — aus Sorgſamkeit für den Kleinen und aus Liebe zu der Großen — meine Beſuche mehrmals des Tages. Unſere Bekanntſchaft war nun im Gange, und ungeachtet ſie mich mit aller möglichen Zurückhaltung behandelte, war ich doch ſo ganz heimiſch bei ihr, daß mir nirgends beſſer zu Muthe war. In der großen Welt iſt es ſo leicht, ſeine Fehler und Mängel zu verbergen, daß es nur ein Beweis mehr iſt von der Gleichgültigkeit der Menſchen, wenn ſie deſſen ungeachtet ſo viele blicken laſſen; in einem engeren Umgangskreiſe iſt dies keineswegs der Fall, und es iſt da leichter, ſeine Tugenden zu verhehlen als ſeine Fehler. Welch einen Reichthum von Gefühl entdeckte ich, welche Unſchuld, welch wahren Seelenadel! Wahrlich, in dem Grade ſpielt Niemand Komödie, in dem Grade iſt kein Weib eine Coquette, daß ſie eine ſolche Rolle mit ſo viel Natürlichkeit durchführen könnte.

Acht Tage waren ſo verfloſſen. Die einzelnen Augenblicke, welche meine Pflichten als Arzt — lacht nicht über mich, daß ich fortfuhr, zu practiciren — mir erlaubten, bei Sophien zu ſein, verlängerten ſich bald zu Viertelſtunden, ja allmälig ſogar zu halben Stunden, und werden mir ewig die liebſten in meinem Leben bleiben. Am Tage horchte ich ſtille in meinem Zimmer auf die mindeſte Bewegung, am Abend ſog meine Seele begierig das ſüße Gift ein durch die verrätheriſchen Wandlöcher, und ich dankte Gott für die langen Abende und zeitige Dämmerung.

Die heimliche Stimme unter dem Fenſter ließ ſich ein paarmal wieder hören, aber ſie beunruhigte mich nicht mehr, denn theils war es keine Mannesſtimme, — vielleicht ihre einzige Freundin, die ihr Troſt in ihrer Einſamkeit brachte — theils hatte ich es mir ſelbſt als Strafe für meine lauernde Verrätherei aufgelegt, dieſem Geheimniß nicht nachzuforſchen, da ſie ſelbſt es in den Schleier der Nacht zu hüllen wünſchte. Die Hausbewohner waren gewohnt, mich beſtändig zu Hauſe zu wiſſen; ich hatte verloren hinzuwerfen, daß ich vom Lande hereingekommen wäre, um mich zu der nahe bevorſtehenden ärztlichen Prüfung vorzubereiten, und ſo war es nicht auffallend, daß ich mich im verſchloſſenen Zimmer aufhielt.

Eines Morgens erzählte mir Jakobine, daß die Leute im Gaſthofe mehrmals in der Nacht Geräuſch draußen auf der Straße gehört hätten und Stimmen, die mit der deutſchen Dame auf Nummer Acht ſprachen; es könnte nicht richtig damit zugehen, und nun hätten die Bedienten des Gaſthofes beſchloſſen, die Nacht aufzubleiben, um den Wächtern, die ſchon davon unterrichtet wären, behülflich zu ſein, die ſprechende Perſon als einen ſtörenden Müßiggänger aufzugreifen und auf die Polizei zu ſchleppen, damit einem ſo verdächtigen Handel ein Ende gemacht würde, der das Haus leicht in üblen Ruf bringen könnte. Ich hütete mich wohl, zu verrathen, wie großen Theil ich an dieſer Nachricht nahm, beſchloß aber ſogleich, Sophien davon in Kenntniß zu ſetzen, und ihr, ſo ſchonend wie möglich, meinen Beiſtand anzubieten, um Unglück abzuwenden, und was nur in meiner Macht ſtände beizutragen, um dem ſchändlichen Plan der Verſchwornen zuvorzukommen.

Die arme Sophie zerfloß beinahe in Thränen, als ich ihr dies erzählte, und meine wiederholten Bitten, Zutrauen zu der Reinheit meiner Abſichten zu faſſen, und mir ſo viel zu entdecken, als nothwendig war, um dem Aufſehen vorzubauen, das ein ſolcher Auftritt machen mußte, meine Verſicherungen, daß ich gern Alles thun wolle, um ihr zu dienen, vermochten nicht ihre Thränen zu hemmen. Sie wiederholte beſtändig, daß ſie unglücklich wäre und bliebe, und in ihrer Verzweiflung keinen Ausweg ſähe. Mein Herz hätte brechen mögen; ich konnte ihr nur wiederholen, was ich geſagt hatte.

Es iſt gewiß und wahr, man braucht ſich nur in eine Hottentottin zu verlieben, und man wird in kurzer Zeit Hottentottiſch ſprechen. Die Liebe löſte mir die Zunge, und ich ſprach Deutſch mit einer Beredtheit, worüber ich ſelbſt erſtaunte. Mitleid und Theilnahme ſind

eine unabweisliche Nothwendigkeit für die menschliche Natur, die sich dagegen auflehnt, allein zu stehen, daß es eine Kränkung der heiligen Gabe ist, welche Gott in unsere Herzen niedergelegt hat, wenn man dem Unglücke kalt vorüber geht. Meine Fürsorge und meine Theilnahme rührte sie; es war der erste wärmende Strahl, der nach langer Zeit in ihr kummervolles Herz fiel; die Nothwendigkeit, wirksame Maßregeln zu ergreifen, gab ihr wieder Fassung, und wir überlegten nun, wie wir das bevorstehende Aufsehen verhindern könnten.

Stammelnd und erröthend erzählte sie mir, daß die alte Frau, deren Stimme man gehört habe, ihr Nachricht bringe von der einzigen Verwandtschaft, die sie hier zu Lande habe; von meiner Schwester, fügte sie rasch hinzu, da sie sahe, wie die Erwähnung dieser unbekannten Verwandtschaft mir das Blut in die Wangen trieb. Sie liegt weit von hier krank, und die alte Frau kann mir nur spät Abends Nachricht von ihr bringen, wenn sie eingeschlafen ist, und ihrer Aufsicht eher entrathen kann.

Ich schlug vor, Jakobinen zu ihr zu schicken, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und mündliche oder schriftliche Nachricht ihr zu bringen; ich erbot mich, selbst zu gehen, da ich merkte, wie verlegen sie mein Vorschlag machte, und zumal der letzte, und eine tiefe Stille folgte, worin wir uns Beide unsern Betrachtungen überließen. Sophie brach zuerst das Schweigen.

„Lieber Herr Möller," sagte sie, „ich habe keinen Menschen, dem ich mich in diesem Augenblicke anvertrauen könnte. Das Geschick hat Sie hierhergeführt, und ich will auf die Vorsicht bauen, welche allezeit über mich gewacht hat. Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen."

Ich wiederholte die Versicherung meiner Bereitwilligkeit und Verschwiegenheit.

„Es ist nicht mein Geschick allein, das ich in Ihre Hände lege," fuhr sie fort, „sondern Alles, was in dieser Welt mir theuer und werth ist, das heißt dieses unschuldigen Kindes Geschick und seiner Eltern."

„Eltern?" wiederholte ich leise bei mir selbst; also auch des Deutschen. Ich seufzte.

„Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, vielmehr nehme ich Ihnen das feierliche Versprechen ab, daß Sie nicht weiter forschen wollen. Haben Sie die Güte und gehen Sie hin," — hier nannte sie mir einen naheliegenden Platz und beschrieb mir ein kleines Haus — „fragen Sie nach Madame Hammer, grüßen Sie von der deutschen Dame auf Nummer Acht, und erkundigen Sie sich, wie es meiner Schwester geht und" — hier unterbrach sie sich selbst einen Augenblick — „und ihnen Allen," fügte sie halb leise hinzu, und meine Eifersucht erwachte mit erneuter Kraft. „Bitten Sie sie, wegzubleiben, bis ich wieder von mir hören lasse, und sagen Sie ihr den Grund, der aber meiner Schwester verschwiegen bleiben müßte. Sie sehen, daß ich mich auf Ihre Redlichkeit verlasse," sagte sie mit einem unsäglich liebenswürdigen Lächeln. „Gott lohne es Ihnen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe. Von A. Weill.

(Beschluß.)

[Ein Besuch bei Strauß.]

Wenn man die Charlottenstraße hinauf bis an ein Haus mit einem eisernen Gitter wandert — hier gibt es lauter Marien-, Sophien-, Dorotheen- und Charlotten-Straßen — so geht man zuerst durch einen Hühnerhof, dann durch ein Gärtchen, endlich eine alte Pforte von Fichtenholz öffnend und einige Treppen ersteigend, öffnet man eine zweite Thür, und vor uns steht der Mann, der ganz Europa mit einem Buch in Bewegung setzte, ein Mann, der, wie ich ihm auch dreist sagte, bereits sterben kann; was viel sagen will.

Strauß ist ein schlanker einfacher Mann, seine Gesichtsfarbe mehr dörfisch als städtisch, sein Auge groß und hell, sein Benehmen einfach, herablassend und gutmüthig. Er ist eher ein Melanchthon als ein Luther, das sah ich im ersten Blicke, denn er ist weichen Herzens. Den Kopf trägt er ein wenig gebückt. In seinem kleinen Zimmer findet man ein eichenes Tischchen, auf welchem Hegel im Schlafrock, ein Oefchen neben daran, eine kleine Commode und ein Studirpult. Ich erzählte ihm so Manches von Paris über ihn, das er, zu meinem Erstaunen, nicht wußte. Dann ins Hebräische streifend, freute ich mich auf einem Felde zu sein, das mir nicht ganz fremd ist. Strauß beklagte sich, daß sich die neueren jüdischen Gelehrten so wenig damit abgeben, die Verhältnisse der hebräischen Gelehrsamkeit mit dem neuen Evangelium in Vergleich zu bringen, es müßte noch so Manches zu entdecken sein, was ich ihm nicht zugab, obschon die Juden von jeher theils aus Furcht, theils aber auch um die Thorheiten ihrer Systeme zu verbergen, schwiegen. Höchstens kann die Scholastik der Kabbala hier und da unter Kieseln eine Perle finden. Ich hatte das Vergnügen lange mit ihm über diesen Gegenstand zu discutiren; im Gespräche bemerkte er sehr richtig, daß Spinoza nothwendigerweise ein Jude sein mußte, um zu seinem Systeme zu gelangen, und hier erlaubte ich mir, trotz meiner Ignoranz, zu bemerken, daß sein ganzes System des Pantheismus sich wohl schon in der Kabbala, ja sogar im Talmud befinde. An Merkmalen fehlt es nicht. Dann auf Heine kommend, der, wie es mir einfiel, Straußens Bemerkung schon machte, sagte mir Strauß, daß er überhaupt im „Salon" große philosophisch richtige Ideen gefunden, die eine große synthetische

Dosis tüchtiger Durchbringung beurkundeten, obschon Heine wohl nicht mehr Philosoph werden könnte, weil ihm beständig der Witz einen Streich spiele. — Ich freue mich, den Mann gesehen zu haben, mit dem die Kritik des Christenthums einen neuen Abschnitt beginnt.

Meine Reise ging dann durch das Zimmer des Herrn Dr. Hauff, Redacteurs des Morgenblattes, eines echten deutschen Biedermanns mit silberner Brille und langer Pfeife. Dann durch Stuttgart in einem Nu laufend und in meinem Laufe ein Mädchen umstürzend, reiste ich, nachdem ich um Verzeihung gebeten, weiter.

Das Leben ist ja im Ganzen nur, sagt der Prophet, eine Reise durch die Wüste. Auch trifft man — Dank sei es der Vorsehung! — so viele Kameele darin an.

Aus Augsburg.

[Der Prophet auf Trümmern!]

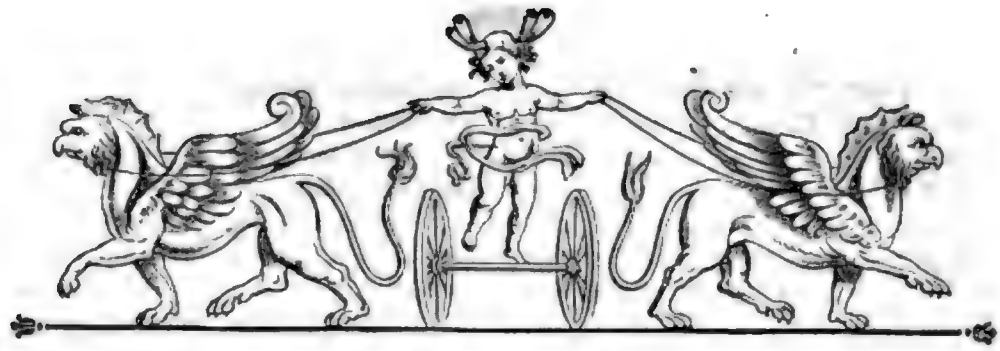
Diese Stadt sah ich nur bei Nacht, und nächtliche Gedanken rief sie in mir hervor. Die großen Häuser blicken wie große Leichensteine auf die leeren Gassen, die Monumente werden vom Gras überwuchert. Wo sind jene schöngeschmückten, auf den Fußspitzen einherstolzirenden Kaufmannstöchter? Wo die ehrwürdigen Magistrate, die sich ins Rathhaus begaben? O, wozu nach Karthago, Sidon, Venedig, Genua gehen, um die Ruinen des kaufmännischen Stolzes zu sehen! Geht nach Augsburg und Nürnberg, betrachtet die Privatpaläste, die Fontänen, die Börsen, die Rathhäuser, die Statuen, und seht dann, wie schrecklich dies gegen die Menschenleere absticht; seht, wie Alles, was der Egoismus baut, in sich selbst zusammenstürzt. Nicht um Alles hätte ich Augsburg, diese Stadt ehemaliger Bürgerpaläste, bei Tage sehen mögen! Ein Weber begleitete mich mit einer Laterne, und buchstäblich einem Diogenes gleichend, suchte ich Menschen. In anderthalb Stunden traf ich drei, und diese drei trugen einen Betrunkenen. Ich brauche wohl nicht von den Merkwürdigkeiten der Stadt zu sprechen, denn erstens sah ich sie nicht, und zweitens ist wohl hier nichts Neues zu sagen. Mein Weber sagte mir, es sei im Rathhause eine Bildergalanterie, — er wollte sagen Galerie; dann zeigte er mir den Brunnen, wo, wie er sagte, der Herkules dem heiligen Michel eins versetzt, — er wollte schon wieder das Gegentheil behaupten, — dann die Statue des Kaisers, der den Platz zum Bau des Rathhauses andeutet. Dabei erzählte er mir, daß man Haus, Hof, Stallung und Remise für 150 Gulden jährlich miethen kann. Wenn das die Erbauer wüßten, im Grabe würden sie sich umwälzen. Darauf wollte er mir die Bureaux der Allgemeinen Zeitung zeigen, worauf ich gern Verzicht leistete. Ich war verstimmt und doch vergnügt. Da, wo der Zunftgeist, der beschränkte Philister seine Paläste baut, lacht der Teufel im Stillen, all dieser Reichthum stirbt an der Auszehrung. Hätten die Freistädte Freiheit für Jeden zugelassen, nie würden sie untergegangen sein. Statt dessen machten sie sich zu Patriciern und die Fremden zu Heloten, und so erging es allen, den großen italienischen so wie den kleinen deutschen Städten, daß ihnen am Ende nur Häuser, aber keine Menschen übrig blieben. Hierher kommt, Ihr frankfurter und hamburger Patricier, hier steht Eure Zukunft in Stein und Eisen gehauen. Du besonders, stolze Mainstadt, wirst bald zu ihnen gerechnet werden können. Deine Messen sind todt, dein Waarenabsatz kränkelt bereits — denn seit zweihundert Jahren hast du beständig 50000 Einwohner und 10000 Fremde. Bei dir gibt es keine Menschen, sondern Frankfurter und Fremde. Du hast die Paläste erbaut, du bist reich, aber dein Gesetz ist Egoismus und dein Ende Augsburg. Wie oft schlich ich mich Abends bei der Dämmerung wie ein Gespenst an deinen Mauern hin, und wenn ich des Tags ein Unrecht sah, das du gegen Fremde ausübtest, murmelte ich poetische Flüche in die Spalten deiner Häuser. Sie gehen nicht verloren, denn Gott erhört das Geschrei der Armen und der Unschuldigen. Geht nach Augsburg, ihr Alle, stolze Söhne des Merkurs, die ihr euch für etwas Besseres als den Proletarier und den Dichter haltet, geht nach Augsburg, das einst die erste Handelsstadt Deutschlands war, dort trefft ihr Häuser, Kirchen und Gräber an, die Menschen aber lieben die Freiheit und die Geselligkeit. Wo der Mensch fehlt, da ist der Tod, und wo der Geldstolz und das Interesse herrscht, da verwandelt sich bald das Leben in den Tod.

Notiz.

[Ueberfluß an Gold, ein seltener Uebelstand.]

Ueberall in Deutschland leidet man jetzt an einer Ueberschwemmung von Louisd'ors. „Trinkt der Bauer einen Schnaps, so gibt er einen Doppellouisd'or". Täglich fällt der Cours dieser Münzsorte; zuweilen hat man schon Mühe, sie anzubringen. Woher kommt dies? — Eine Ursache ist dieselbe, weshalb die Bank von England sich in Verlegenheit befindet. Großbritannien war in der letzten Zeit genöthigt, viel Korn auf dem Continente zu kaufen; der Zollverein braucht nicht mehr so viele englische Waaren wie früher; das Korn konnte deshalb nicht eingetauscht, sondern mußte baar bezahlt werden. In Deutschland nimmt man keine englischen Banknoten, man tauschte also Gold dafür ein, leerte die Kassen der Bank, setzte diese in Verlegenheit und brachte mehrere Millionen Pfunde in Gold zu uns. Daher ein Fallen des Goldpreises, wie auf überfahrenem Markte eine Waare fällt. Ein zweiter Grund ist dieser. Vor etwa einem halben Jahre erzählten alle Zeitungen, daß Gebrüder Rothschild und Ihres Gleichen in den Münzen zu Hannover u. s. w. sehr viele Goldstücke schlagen ließen. Damals brachtete man dies wenig, jetzt zeigen sich die Ursachen, und die folgende Ursache war, daß diese Herren aus gutem Golde dort eine leichte Sorte von Louisd'ors und diese sogar noch zu leicht ausprägen ließen, um auf diesem noblen Wege zu gewinnen. Folge ist, daß man dies jetzt erkannt hat und darum gegen alle Goldstücke ein vorsichtiges Mißtrauen hegt. Also mehrere Millionen Goldstücke, die sonst in der englischen Bank ruhten, sind jetzt in unserm Verkehr; ein wohlbegründetes Mißtrauen gegen Goldstücke kommt dazu — hinc illae lacrimae.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 223. — den 14. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nummer Sieben.

(Fortsetzung.)

Es war halb neun Uhr Abends, als ich aus einer engen Seitengasse auf den bezeichneten Platz trat. Ich war vielleicht nie um diese Tageszeit dort gewesen, denn er liegt sehr abseits und wird nur selten von einem einzelnen Menschen besucht, der einen Richtweg hinübernimmt zu einem naheliegenden bebauteren Quartier. Jetzt ist er mehr bebaut, aber damals sah man nichts anderes als kleine und schlechte für arme Leute aufgerichtete Häuser, hin und wieder einen einzelnen Baum, finstere Mauern ohne Fenster, — Hintermauern von den Gebäuden der angränzenden Gassen — und hier und dort emporragende Ruinen, traurige Denkmäler der Bombardirung, welche Kopenhagen wenige Jahre vor dieser Begebenheit erlitten hatte. Der fremde Fußgänger, der in der Stadt umherging, und unversehens auf diesen einsamen Platz gerieth, mußte sich auf einmal in eine kleine Landstadt versetzt glauben, so ganz verschieden ist dieser ungepflasterte und höchst unregelmäßige Platz von dem übrigen Theile der Hauptstadt.

Der Mond schaute zwischen zwei großen, dunklen Mauern hinein, und warf einen Dämmerschein auf den entgegengesetzten Theil des Platzes; leichte Wolken jagten über den Himmel und stöberten mir ins Gesicht. Ich hüllte mich in meinen Mantel und blieb einen Augenblick im Schatten stehen, um meine Gedanken zu sammeln und mich vorzubereiten auf die Ausrichtung meines geheimen Auftrages. Der Furcht darf mich Niemand zeihen; ich war so innerlich überzeugt, daß Sophie nur mit Handlungen des Rechts und Lichts zu schaffen haben könne, welche selbst die Gründe zu dieser Heimlichkeit wären, so daß ich nichts weniger als Bangigkeit hatte, mich so spät in ein ganz unbekanntes Haus von so verdächtigem Aussehen, wie das bezeichnete, zu wagen, was ich sonst nie zuvor gethan hatte. Der ganze Platz war vollkommen öde, kein lebendes Wesen außer mir war zu hören oder zu sehen; die im Winde klappernden Fensterladen, und eine Leuchte, die in ihrem kraftlosen Bestreben, den Mond zu parodiren, pfeifend auf ihrem Standpuncte hin und her wackelte, waren die einzigen Laute, die hin und wieder die Stille unterbrachen. Die Lage der nächsten Gassen machte, daß man nichts von dem Fahren hörte, das sonst, beinahe zu allen Zeiten, in einer großen Stadt erschallt.

Ich hatte nicht Unrecht, zu sagen, daß das Haus schon von fern ein verdächtiges Ansehen hatte. Es lag dunkel und versteckt in einer Ecke des Platzes. Nach einigem Pochen kam eine alte Frau von zigeunerhaftem Aeußern endlich an ein kleines Fenster und fragte mit ärgerlicher Stimme, was ich in ihrem Hause zu suchen hätte, und hieß mich, ohne auf meine Antwort zu warten, zum Teufel gehen. Ich erkannte die Stimme gleich wieder, redete sie als Madame Hammer an, und richtete meinen Auftrag aus. Das besänftigte sie etwas, und gleich darauf ward die Thür geöffnet. Ich trat in

innen stockfinstern Gang und stieß mit dem Kopfe gegen das niedrige Gebälk, ein Eintritt, der eben nicht geeignet war, mir besonders hohe Begriffe von der übrigen Einrichtung des Hauses zu geben. Das Zigeunerweib ließ mich stehen und ging fort; ich hörte sie mehrere Thüren auf- und zumachen, und dann war Alles wieder so still wie im Grabe und eben so dunkel; ich konnte nicht die Hand vor den Augen sehen.

Nachdem ich, hinten und vorne eingeschlossen, mit christlicher Geduld über eine Viertelstunde gewartet hatte, fing die Zeit an, mir herzlich lang zu werden. Ich hörte ab und zu Stimmen, ohne zu wissen, wo sie waren; es kam mir vor wie Schelten, und mein Herz fing an laut zu schlagen bei dem Gedanken, so ganz von allem menschlichen Beistande verlassen zu sein, ohne Waffen und auf einer Stelle, wo ich keinen Fuß mit Sicherheit weiter setzen durfte. Ich hatte alles Vertrauen zu Sophiens Redlichkeit nöthig, um meine zweifelhafte Lage nicht zu verwünschen.

Endlich schimmerte ein schwaches Licht; es kam immer näher, und mit einer sogenannten Diebslaterne, die nur halb geöffnet war, in den Händen, trat die alte Frau mir entgegen, aus einer Thür dicht bei mir, der entgegengesetzt, durch welche sie weggegangen war. Murrend und schielend sah sie mich an, leuchtete mir ins Gesicht, um mich recht zu betrachten, und hinderte mich dadurch, ihre eigene liebenswürdige Physiognomie in Augenschein zu nehmen, steckte mir einen versiegelten Brief in die Hand, blies die Leuchte aus, öffnete die Hausthür, schob mich mit Macht hinaus und sagte, indem sie hinter mir zuschloß: Es ist von ihm; übrigens kann er nur dem Fräulein sagen, daß die Mutter sich nach dem Kinde sehnt. —

Ich hatte noch keine Antwort erhalten auf meine Frage nach dem Befinden der Schwester, aber die Thür war schon verschlossen. Mit dem Munde am Schlüsselloche rief ich deswegen nach der Hexe und bat sie um Antwort; aber sie hörte mich nicht mehr. Mein Klopfen an Thür und Fenstern war unnütz, und ich mußte mit meinem Briefe heimkehren, ohne mündliche Botschaft und ohne zu wissen, ob das Geschriebene Glück oder Unglück enthalte.

Auf dem Rückwege dachte ich an nichts Anderes, als an die Worte der alten Frau. Sie hatte Sophien Fräulein genannt, und damit stieß sie mir ein Messer ins Herz; sie hatte gesagt, daß die Mutter sich nach dem Kinde sehne, mir damit einen Stoff zum Nachsinnen gegeben, ohne daß ich vermögend war, das Räthsel zu lösen.

Furchtsam trat ich in Nummer Acht; mein Herz schlug mit der Heftigkeit, die der Zweifel immer verursacht, wenn wir nicht wissen, ob wir ein Evangelium oder ein Todesurthel zu verkündigen haben. Sophie hielt mein Schweigen für das letztere.

„Todt!“ rief sie mit der Verzweiflung Stimme, und ehe ich ihr zur Beruhigung sagen konnte, daß ich keinen Grund habe, zu vermuthen, daß der Brief so traurige Nachrichten enthalte, brach sie in Thränen aus und rief, zur Wiege hingewandt: „So bin ich Deine Mutter, Du armer Verlassener!“

Nun konnte der Brief selbst nichts Schlimmeres enthalten, als was sie zu hören erwartete, den ich ihr deshalb eiligst hinreichte und sie bat, ihn um Gottes willen schnell zu lesen. — Mit jedem Worte klärten sich ihre Züge auf; da sie ihn durchgelesen hatte, faltete sie die Hände und sagte mit der höchsten Andacht: „Gott im Himmel, wie soll ich Dir für diese Gnade danken!“ — Aber ich konnte nicht länger es dort aushalten, ich eilte auf mein Zimmer und wiederholte: „Gott im Himmel, wie soll ich Dir für diese Gnade danken! Sie ist nicht des Kindes Mutter! Sie ist nicht des Kindes Mutter!“

Ich blieb auf meinem Zimmer; es war mir nicht möglich, Sophien jetzt zu sehen. Eine Stunde nachher trat Jokobine herein und bat mich, zu der Dame auf Nummer Acht zu kommen, und fügte eine spottende Bemerkung über meine Praxis im Hause hinzu. Ich kümmerte mich nicht darum, stieß sie auf die Seite und stand, ich weiß selbst nicht wie, vor Sophien. Sie dankte mir mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, nannte mich ihren Erretter, ihren Freund in der Noth, und theilte mir mit, daß ihre Schwester beinahe ganz hergestellt sei, Alles könne noch gut werden, und sie hoffte bald daran denken zu können, ein Haus zu verlassen, wo dieser Augenblick der erste glückliche gewesen wäre, den sie erlebt hätte.

Nicht ohne geheime Angst dachte ich an die Trennung von diesem theuren Wesen, das mir wo möglich noch lieber geworden war, nachdem sie selbst so gut wie erklärt hatte, daß der kleine Gottesengel nicht ihr eigenes Kind sei; aber ich dachte, das sei noch in weiter Ferne, oder richtiger gesagt, ich vermied es, an einen Augenblick zu denken, der mir so schmerzlich sein mußte, und warf mich von neuem mit Heftigkeit auf den Genuß der Gegenwart, ohne auf die Bitterkeit der Zukunft ein Auge zu werfen.

Schon einen ganzen Monat hatte ich mich, so gut wie todt für die übrige Welt, in dem Gasthofe aufgehalten. Mit jedem Tage nahm mein Glück zu; es schien, als ob Sophie mich nicht ungern sähe, und ich lebte nur für sie und bei ihr. Die heimliche Stimme ließ sich nicht mehr hören; ich hatte mehrmals nach dem kleinen Hause auf dem einsamen Platze Briefe getragen und zurückgebracht. Haus und altes Weib selbst wurden mir immer weniger widrig, je öfter ich Zeuge war von Sophiens Freude über die empfangenen Briefe. Meine Liebe zu ihr hatte ich noch mit keinem einzigen Worte berührt, aber ich durfte nicht daran zweifeln, daß sie sie ahnte. Das kalte Herz kann sich zusammenziehen, aber das warme erweitert sich, und es wird ihm unmöglich, sich vor dem geliebten Gegenstande zu verbergen; die mächtige Gluth leuchtet durch jeden Versuch, die Leidenschaft zu verhehlen, und jeder Schleier, womit sie eingehüllt werden soll, wird nur ein Verräther mehr. Ich liebte, und war glücklich — so glücklich kann ich nie mehr werden in diesem Leben — denn die Liebe bildet eine idealische Welt um sich, und beurtheilt Alles nach ungewöhnlichen Regeln; die Verhältnisse werden anders, das Alltägliche schwindet, man traut Jedem die Kraft zu, Opfer zu bringen, man fühlt sich selbst bereit, es mit Leichtigkeit zu thun; aber dann kommt oft die Eisenhand der Wirklichkeit und legt sich doppelt schwer und schmerzlich auf uns.

Ich war eines Abends ausgewesen auf einer von meinen heimlichen Gesandtschaften, als ich bei meiner Rückkunft einen Brief an mich fand, der mit der Post gekommen war, und den mein Wirth an den Gasthofbesitzer hatte abgeben lassen, um wo möglich den Doctor Möller auszuforschen, mit dem ich auf das Land gereist war, Niemand wußte wohin. Ich nahm ihn mit banger Ahnung, und fand darin eine Menge verdrießlicher und leider nicht aufzuschiebender Geschäfte, die mir von einem abwesenden Verwandten aufgetragen wurden; ich konnte mich ihrer nicht entschlagen, ungeachtet ich einsah, daß sie mir viel Zeit kosten und mir manche Unannehmlichkeit verursachen würden.

Verdrießlich lief ich den folgenden Tag herum, um mich ihrer zu entledigen; es lag mir viel daran, zu Sophien vor sechs Uhr zurückzukehren, weil ich versprochen hatte, um diese Zeit bei ihr zu sein; aber überall ward ich aufgehalten, man bestellte mich wiederzukommen, und ungeachtet aller meiner Anstrengungen schlug die Glocke doch drei Viertel auf Sechs, als ich noch auf dem Zollhauswege war. Nirgends war ein Wagen zu sehen oder zu hören, die Ungeduld zog mich fort, der Athem ging mir beinahe aus, meine Kräfte waren erschöpft, ich verdoppelte meine Schritte, um das liebe Ziel desto eher zu erreichen; ich konnte schon das Licht auf Nummer Acht schimmern sehen, mit den Augen nach den Fenstern gewandt bog ich um eine Straßenecke, — als ich plötzlich einen gewaltigen Schmerz am Kopfe fühlte, und ohne Bewußtsein niedersank. — — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Marburg.

[Jordan im Gefängniß; der Symbolstreit in Kurhessen.]

Es ist von unserer Stadt in öffentlichen Blättern so selten die Rede, daß man meinen sollte, wir lebten hier in paradiesischem Frieden und es gäbe hier kein Moment, das der öffentlichen Mittheilung werth wäre. Und doch fehlt es bei uns nicht an Ereignissen, die wegen äußerer und innerer Bedeutsamkeit wohl Beachtung verdienen. Wer kennt nicht den Namen Jordan? Wer erinnert sich nicht des Freiheits-Apostels von Anno Dreißig? Der Mann sitzt jetzt in strengem Gewahrsam auf dem hiesigen Schlosse, getrennt von den Seinen, angeklagt wegen Theilnahme an hochverrätherischen Unternehmungen, verlassen, ja fast vergessen von denen, die ihn einst fast vergötterten. Welcher Wechsel! Es ist in der That eine höchst tragische Wendung, welche das Leben dieses Mannes genommen hat. Im Jahre Dreißig und Einunddreißig der gefürchtete Wortführer der liberalen Partei und der Abgott des Volkes, bei seiner Rückkehr nach Marburg durch Ehrenpforten und Illumination fast königlich empfangen, dann angefeindet und verfolgt, von seinen Freunden verlassen, von seinen Gläubigern gedrängt — sitzt er jetzt wie ein Verbrecher hinter vergitterten Thüren und Fenstern. — Ich bin nicht im Stande über den Gang und das bisherige Ergebniß der Untersuchung etwas Zuverlässiges zu berichten; allein das glaube ich annehmen zu können, daß Jordan, wenn auch vielleicht nicht ganz frei von aller Mitwissenschaft an gewissen Vorfällen, doch zu wirklicher Theilnahme an verbrecherischen Unternehmungen sich niemals hat hinreißen lassen, und daß hauptsächlich durch die Bemühungen einiger seiner früheren Anhänger die gegenwärtige Untersuchung über ihn herbeigeführt worden ist.

Die früheren Schicksale des Mannes sind bekannt. Als Schustergeselle kam er nach Deutschland und ergab sich den Wissenschaften; als Professor des Staatsrechts zu Marburg ging er nach Cassel und wurde auf den Landtagen von 1830 und 1831 der berühmte Jordan. Sein Lehrbuch des Staatsrechts, seine Versuche ꝛc., und vor Allem sein neuestes Werk über die Jesuiten, haben ihm auch literarisch einen nicht unbedeutenden Ruf erworben. Dennoch ist er kein Mann der tieferen Wissenschaft, der ruhigeren Lebensweisheit. Jordan ist Enthusiast, er ist der Mann voll Feuer und Flammen und als solcher wurde er gewissermaßen ein Werkzeug des Schicksals und hat Vortreffliches geleistet; aber die eigentliche Weihe der Wissenschaft, die ruhige Würdigung der Zeit, das bedachte Erfassen des Augenblicks

fehlt ihm ganz. Wie oft habe ich dem Mann — nicht ohne eine gewisse Wehmuth — zugehört, wenn er über sein früheres Wirken und Handeln sprach: wie er habe zu den höchsten Ehrenstellen gelangen können, wenn er hätte übertreten wollen, wie er aber fest und unerschütterlich Alles von sich gewiesen und nun so arm und verlassen dastehe; — und wie weh that mir's, wenn der Mann dann in seiner Entrüstung und im Aerger, daß er nicht mehr wie früher auf dem Landtage donnern konnte: „das Preßgesetz ohne Mündlichkeit und Oeffentlichkeit ist keinen Kreuzer werth!" zu Redensarten griff, die einem Manne von Bildung nicht ziemen. — Wie Mancher hat gleich mir seinen frühern Wunsch, daß Jordan nicht unter dem Gewichte damaliger Anstrengungen unterliegen möge, zurückgenommen! — Und dennoch — wer wollte nicht wünschen, daß sein Schicksal wieder eine freundliche Wendung gewönne? Wen dauert nicht seine arme, verlassene Familie? —

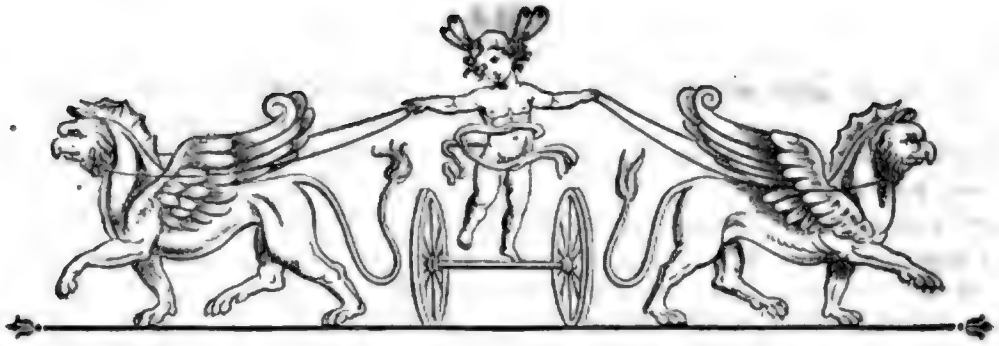
Von anderweiten Vorfallen ist hauptsächlich der s. g. Symbolstreit zu erwähnen. Es ist bekannt, wie nach Hassenpflug's Entfernung vom Ministerium des Innern die kirchlichen Ansichten desselben keine fernere Billigung fanden. Der neue Minister schrieb neben anderweiten Aenderungen ins Besondere auch einen neuen Revers vor, wonach die Geistlichen geloben sollen, daß sie die christliche Religion nach dem Inhalte der heiligen Schrift „und mit gewissenhafter Berücksichtigung der Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche" verkünden wollen. Dies war aber den Hassenpflug'schen Glaubensgenossen, den s. g. Mystikern, nicht genug. Ihnen reicht eine bloße gewissenhafte Berücksichtigung nicht hin, sie verlangen ein unabänderliches Festhalten an den Bestimmungen jener Bekenntnißschriften, ins Besondere an dem Inhalte der Augsburgischen Confession; kein Titelchen soll an den wesentlichen Glaubenssätzen derselben hinwegfallen. Zunächst trat Bickell gegen jene unheilvolle Neuerung auf. Der Mann war früher Professor an der hiesigen Universität und wurde durch Hassenpflug Ober-Appellationsrath zu Cassel. Er bewies mit einer enormen Gelehrsamkeit, daß gewissenhafte Berücksichtigung nur eine ernstliche und aufrichtige Prüfung erfordere, keinesweges aber die Nothwendigkeit, das Berücksichtigte auch unabänderlich zu befolgen und für richtig zu halten, in sich schließe. Er berief sich dabei auf den Sprachgebrauch, citirte Adelung und Mühlenbruch, Linde und Wangerow, und Gott weiß welche andere Autoritäten, und kam so nach einer bogenlangen Deduction zu einer Folgerung, die noch Niemand unter der Sonne bezweifelt hatte. Er schloß dann, daß, da jede Kirche Einheit haben müsse, und die alten kurhessischen Kirchengesetze ein unabweichliches Festhalten an den Glaubenssätzen der Augsburgischen Confession verlangten, der neue Revers als rechts-, ja sogar als gesetz- und verfassungswidrig aufgehoben werden müsse. Indessen waren damit die Freunde der Regierung und resp. die Freunde der Glaubensfreiheit nicht einverstanden, und so entspann sich denn eine literarische Fehde, die wohl lange Zeit ihres Gleichen nicht gehabt hat. Man sollte wahrlich meinen, die Reformatoren wären wieder hier und hätten sich ihr bekanntes Colloquium erneuert. Aber wie damals, so auch jetzt: man trennt sich, statt sich zu einigen, und schimpft sich, statt sich zu verständigen. Es ist in der That unglaublich, welche Wendung dieser kirchliche und religiöse Streit, der doch seiner innersten Natur nach mit liebevoller Mäßigung, statt mit fanatischer Wuth geführet werden sollte, genommen hat. Man denke sich Redensarten wie folgende: „Gegner, welche dem fest Auftretenden gegenüber am Boden kriechen und winselnd wedeln, demselben Abziehenden aber von ihrer Düngerstätte her aus breiter Schnauze mit heiserer Wuth nachkläffen. Bekanntlich behandelt man Solche mit Stiefelspitzen ꝛc." Oder wie folgende: „Lange genug hat die faule Lüge ihren verpestenden Gestank in unsern innersten Lebenskreisen ungehindert aushauchen dürfen; jetzt werfen wir endlich, Gott sei Dank! das Aas mit Abscheu weit von uns" ꝛc. Man denke sich dabei Grundsätze, wie dieser: „Hinfort ist zwischen uns und Jenen kein Friede mehr, und als falsche Propheten müssen und wollen wir jetzt alle Friederufer hinaus stoßen vor das äußerste Thor des Lagers" ꝛc., und man wird einen schwachen Begriff haben über die Art des gegenwärtigen Kampfes, wenigstens über die Art, wie ihn die eine Seite führt. Und solche Grundsätze in solchen Redensarten predigt ein Geistlicher, ein Erzieher der Jugend, ein Gymnasialdirector. Man zerlege sich den Unfug. Ein christlicher Geistlicher predigt unversöhnlichen Hader, ein Bildner der Jugend braucht Ausdrücke, deren sich der trefflichste Gassenjunge nicht zu schämen brauchte, ein Mann, dessen erste Sorge es sein sollte, die jungen Gemüther zu ruhiger Prüfung, zu wahrhaft christlicher Duldsamkeit zu erziehen, der predigt ihnen in fanatischer Verfolgungssucht die Ausstoßung der Andersdenkenden auf Erden und die ewige Verdammniß derselben im Himmel. Ich mag den Skandal nicht weiter ausmalen. Ich mag auch den Freunden Herrn Vilmar's nicht gleichen, die unsern wackern Professor Bayrhoffer bei der Staatsregierung verdächtigen; aber wundern sollte mich's doch nicht, wenn Staat und Familie Herrn V. der Sorge des Unterrichts der Jugend überhöben. In der That, Herr V., Sie treiben es zu arg. Ich kann mir's zwar denken, wie sehr es Ihre schulmeisterliche Eitelkeit und Einbildungskraft verletzen muß, wenn ein Professor der Philosophie, der Ihr Schüler sein könnte, und doch zehn Mal mehr Gelehrsamkeit hat, als Sie, mit überzeugender und schneidender Wahrheit wider Ihre Freunde, oder vielmehr wider Ihre Sache zu Felde zieht, und — das Alles, ohne Sie erst um Erlaubniß zu fragen; allein das berechtigt Sie noch immer nicht, die Grenzen des allgemeinen Anstandes zu überschreiten. Kann man auch ein wahrhaft christliches und gesittetes Betragen nicht überall verlangen, so ist man doch wohl zu der Erwartung berechtigt, daß vor der Oeffentlichkeit wenigstens der Anstand bewahrt werde. Schade nur, daß schlichte Bauersleute Ihre lateinische Prognose:

„Hoc scio pro certo, quod si cum stercore certo,
Vinco seu vincor, semper ego maculor".

daß sie, sage ich, diese nicht verstehen, sonst würden sie Ihnen in diesem Puncte wenigstens ganz recht geben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 224. — den 15. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nummer Sieben.

(Fortsetzung.)

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem eigenen Bette, in meiner eigenen Wohnung, und an meiner Seite saß mein Jugendfreund, der wackere, treue Ferdinand. Ein Tisch voll leerer Medicinflaschen zeigte mir deutlich, daß ich krank gewesen war, und meines Freundes betrübte Miene, daß er mich noch nicht für hergestellt ansah. Geneigt, die Zwischenzeit für einen Fiebertraum zu halten, wandte ich mich nach der andern Seite, und schloß die Augen, um ihn wo möglich fortzusetzen; aber ich war nicht im Stande, wieder einzuschlummern. Ferdinand drückte mir die Hand und fragte nach meinem Befinden.

„Ich bin sehr matt," antwortete ich, „und habe abscheuliche Kopfschmerzen; es ist hier so dunstig, gib mir etwas zu riechen."

Er brachte mir eine Flasche Eau de Lavande, und zu meiner großen Verwunderung ein Wasserglas mit herrlichen frischen Frühlingsblumen.

„Wo hast Du die her, lieber Ferdinand?" fragte ich.

„Deine Tante hat sie geschickt, es sind die ersten aus ihrem kleinen Garten," lautete die Antwort.

„So früh im Jahre!" fuhr ich fort. „Was schreiben wir heute?"

„Den fünften Mai."

„Gott im Himmel! und das war ja im Februar — jetzt erinnere ich mich ganz deutlich — im Februar, — und nun der fünfte Mai!" Ich sank ohnmächtig zurück auf das Kissen.

Meine Genesung schritt nur langsam fort; meine unglückliche Stimmung machte zunichte, was die Kunst des Arztes aufbaute, und erst mitten im Junius war ich so weit hergestellt, daß ich einen vollständigen Bericht der verflossenen Monate anhören konnte.

Die Dienstboten im Gasthofe hatten mich Abends an der Straßenecke gefunden, dicht außerhalb der Pforte, ohnmächtig und blutend, zur Seite eines beladenen Frachtwagens; wahrscheinlich war ich aus Unvorsichtigkeit mit der Stirn gegen eine hervorragende Eisenstange gerannt. Man brachte mich zu Bette und holte einen Arzt; aber dieser erklärte meinen Zustand für so bedenklich, daß er auf eigene Hand die Cur nicht übernehmen wollte, sondern den Professor H. hinzuzuziehen wünschte. Dieser kam, und erkannte mich; wir hatten uns oft in Gesellschaft gesehen; er unterrichtete meinen Freund Ferdinand von meinem Zustande, und Beide wurden einig, mich fürs erste in dem Gasthofe zu lassen, da eine Veränderung des Lagers, und die mit der Wohnungsveränderung verbundenen Beschwerden meine Krankheit leicht verschlimmern konnten. Erst drei Wochen später konnte man mich nach Hause bringen; und hier hatte das Uebel eine so bedenkliche Wendung genommen, daß ich schon aufgegeben war, als meine starke Constitution endlich siegte, und ich Tag für Tag besser wurde. Jetzt war ich ziemlich außer Gefahr, nur mußte ich mich vor Erkältung in Acht

nehmen, und beſonders vor jeder möglichen Gemüthsbewegung.

Aber das Letztere war leichter geſagt als gethan. Die Sehnſucht, von meiner geliebten Unbekannten etwas zu hören, marterte mich unaufhörlich; ich konnte es zuletzt nicht länger aushalten, und brach eines Tages das Schweigen, als ich mit Ferdinand ganz allein war.

„Sag' mir, lieber Ferdinand, haſt Du mir gar nichts weiter von meiner Krankheitsperiode zu erzählen? Gar nichts? Ja doch! Ich kann es Dir anſehen. Du haſt mir noch nicht Alles geſagt, und ich bitte Dich, mir nichts zu verbergen; ich habe Kraft genug, darüber zu ſprechen. Dieſe Ungewißheit iſt mir weit ſchädlicher, ich kann dieſen Zuſtand nicht länger ertragen."

„Es ahnete mir faſt," antwortete Ferdinand, „daß die junge Dame, welche neben Dir im Gaſthofe wohnte, der Magnet ſei, der Dich dort ſo lange gefeſſelt hatte. Ich hatte mehrmals vergebens nach Dir in Deiner Behauſung gefragt; es hieß beſtändig, Du ſeiſt noch auf dem Lande, und ich konnte nicht ergründen, wo Du um dieſe Zeit des Jahres Dich aufhalten könnteſt, denn ich kenne ja ziemlich genau alle Deine Bekannten. Ein Brief vom Profeſſor H. zog mich aus meiner Ungewißheit. Aber noch war es mir nicht klar, weshalb Du unter fremdem Namen an einem ſolchen Orte über einen Monat gelebt hatteſt. Da ward ich eines Tages eingeladen, zu einer deutſchen Dame zu kommen, welche mit mir zu ſprechen wünſchte. Unter Allen im Wirthshauſe, welche Dir Theilnahme bewieſen hatten, war ſie es, welche ſich am häufigſten nach Dir erkundigen ließ; ich hatte dies bisher auf Rechnung weiblicher Neugier geſchrieben, aber ſobald ich ſie ſah, ſobald ich hörte, mit welcher Aengſtlichkeit ſie von mir zu erfahren verlangte, ob Du außer Gefahr ſeiſt, ſobald ich ihre Freude ſah bei der Nachricht, daß der Arzt die beſte Hoffnung habe, da war es mir nicht länger ein Räthſel, und ich durchſchaute Alles deutlich, was mir bisher unbegreiflich geweſen war.

„Haſt Du ſie geſehen?" unterbrach ich ihn leidenſchaftlich. „Wann ſahſt Du ſie zuletzt? Was ſagte ſie? Sprach ſie von mir? O, rede doch! Wozu die ewiglangen Pauſen?"

„Du fragſt mich ſo viel, daß ich kaum Zeit habe, es zu behalten," antwortete Ferdinand lächelnd. „Freilich habe ich ſie geſehen, ich ſah ſie den Tag vor ihrer Abreiſe, ich — —"

„Abreiſe? So iſt ſie fort? Um Gottes willen, ſprich die Wahrheit! Iſt ſie fort?"

„Armer Wilhelm," fuhr Ferdinand fort, indem er mir die Hand reichte, „vergib meiner Unbedachtſamkeit! Ich glaubte, Du wüßteſt, daß ſie fortreiſen würde."

„Ja, ich habe es freilich gewußt!" antwortete ich mit erzwungener Faſſung. — Aber meine Hoffnung war vernichtet, und das Leben lag jetzt wie eine Wüſte vor mir.

„Erzähle mir Alles, was Du Dich von ihr erinnerſt!" ſagte ich. „Bedenke, daß es der einzige Troſt iſt, den Du mir geben kannſt."

Mein treuer Freund erfüllte nur allzu gewiſſenhaft meinen Wunſch; er ſchilderte mir meine Sophie mit ſo lebhaften Farben, ihre Beſorgniß für mich, ihre Angſt, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Trauer, Dänemark verlaſſen zu müſſen, ohne von „ihrem einzigen Freunde und Wohlthäter" Abſchied nehmen zu können; und jedes Wort war ein neuer Dolch für mein zerriſſenes Herz, bei jedem Worte fühlte ich tiefer, was ich an ihr verloren habe. Ich barg mein Geſicht in den Kiſſen und weinte bitterlich.

„Hier iſt der Brief an Dich, welchen ſie mir gab," fuhr Ferdinand fort, „als ich Abſchied von ihr nahm. Ich hoffe, daß es Dir nicht ſchaden wird, ihn zu leſen, vielleicht findeſt Du eine Nachricht darin von ihrem gegenwärtigen Aufenthalt."

Ich riß ihm das Papier aus den Händen, öffnete es und las:

„Mein Freund und Wohlthäter!

„Ich kann Dänemark nicht verlaſſen, wo ich mehr unglücklich als glücklich geweſen bin, ohne Ihnen Dank zu ſagen, edelmüthiger Mann, der Sie meine ſichere Stütze in meiner Verzweiflung geweſen ſind. Gott halte ſeine Hand über Sie, und vergelte Ihnen, was Sie an einer armen Verlaſſenen gethan haben, welche Sie nie vergeſſen wird, und deren letztes Gebet für Sie und für Ihr Glück ſein wird. Was würde ich nicht gegeben haben, um Ihnen ſagen zu können, was ich hier nicht auszudrücken vermag, in wie hohem Grade ich Ihnen verbunden bin. Ihre Krankheit hält mich davon ab, und meine Abreiſe iſt nicht mehr zu verſchieben. Ihr Freund verſichert mir, daß Sie außer Gefahr ſind. Der Himmel ſei geprieſen für dieſe Nachricht; auch meine Schweſter iſt vollkommen hergeſtellt, und ſegnet Sie zugleich mit mir für das, was Sie gethan haben an ihrem Kinde und an Ihrer dankbaren Freundin Sophie."

Ich faltete den Brief ſchweigend zuſammen; er enthielt keine Spur, aber es war mir doch der theuerſte Schatz, und ich ließ ihn nicht von mir; ich trage ihn noch in meiner Brieftaſche.

Meine erste Ausflucht war nach dem Gasthofe. — Niemand wußte dort von der Schauspielerin. Sie war so gut wie ganz vergessen. Ich kaufte den Deckkorb, worin das kleine unschuldige Engelskind gelegen hatte, und den alten Lehnstuhl dem Wirth ab, und sie sind noch theure Reliquien meiner Jugendzeit. Unermüdet verfolgte ich jede noch so geringe und unscheinbare Spur, vergebens ließ ich eine Aufforderung einrücken in verschiedene dänische und ausländische Zeitungen, welche Sophie verstanden haben müßte, wenn sie ihr zu Gesichte gekommen wäre; — ich erhielt keine Antwort; sie war und blieb verschwunden.

Ich ging zu der abscheulichen Hexe in dem kleinen Hause auf dem einsamen Platze; es war mit einer andern Farbe angestrichen, andere Leute bewohnten es, man wußte nicht, wohin sie gezogen war. Ich gab die Hoffnung noch nicht auf, sondern versuchte das alte Weib durch die Polizei auskundschaften zu lassen; — auch das war umsonst. Sie ward auf den Listen gefunden; aber sie hatte schon vor mehr als einem Monate die Zeit mit der Ewigkeit gewechselt, und sich im Arrest den Hals abgeschnitten, um den Folgen eines Diebstahls zu entgehen, in welchen sie verwickelt war. — So gab ich denn endlich jede Hoffnung, jeden Versuch auf, schloß mich mit meinen Reliquien ein, lebte ein schmerzliches, freudeloses Leben, und hatte aus meiner Jugendzeit nur die Moral gezogen: daß es mit der Liebe wie mit dem Glauben ist, daß sie auch im Stande ist, Berge zu versetzen, und daß sie die Allmacht mit ihm theilt, — aber daß das Unmögliche die Schwingen des Lebens auf ewig beschneidet.

Ewig ist ein Wort, das mit der größten Leichtigkeit dem Munde entschlüpft, und das doch das letzte sein sollte, welches wir gebrauchen. Elf dahingeschwundene Jahre haben mich belehrt, daß kein Kummer, nicht einmal der tiefste, ewig ist, und daß man wirken und zufrieden sein kann, ohne glücklich zu sein.

Ich lebte als Beamter auf dem Lande in einer reizenden Gegend, hatte aufgehört, ein Gegenstand von Heirathsspeculationen für Mütter und Verwandte zu sein, und fand für die Leere in meinem Herzen Ersatz nicht blos in meinem eigenen Hause, dessen Verwaltung ich einer alten Tante übertragen hatte, sondern auch in meinem treuen Freunde Ferdinand, der mit einer liebenswürdigen Gattin und fünf hübschen Kindern eine schöne Besitzung am Rande eines Waldes bewohnte, eine halbe Meile von meiner Behausung. — Sophie und der kurze glückliche Traum meiner Jugend war oft der Gegenstand unserer Unterhaltungen, und Ferdinand pflegte dann scherzend zu sagen, das Schicksal sei uns die Auflösung schuldig, und werde sie uns nicht versagen. Wie sehr sind wir doch geneigt, den größten Unwahrscheinlichkeiten Glauben zu schenken, wenn sie nur unsern Hoffnungen schmeicheln. Ich fand es bald nicht mehr so ungereimt, und war zuletzt so überzeugt, daß sie wirklich einst erfolgen müsse, daß Ferdinand es fast bereute, eine Hoffnung bei mir genährt zu haben, die auf so schwachen Füßen stand.

Ich hatte mich mehrere Tage bei Ferdinand's Familie als Gast aufgehalten, während er selbst nach Kopenhagen gereist war, von wo wir ihn nächster Tags zurückerwarteten; und wir saßen gerade um den kleinen Theetisch, wo die summende Maschine uns Mährchen erzählte, und des Ofens knisternde Flammen die Diamantblume der gefrornen Fensterscheiben aufthauten, als wir ein Schlittengeläut hörten, das mit seinen klingenden Schellen sich dem Hofe näherte. Die Kleinen, deren ahnungsvolle Erwartungen auf des Vaters Zurückkunft mit den gepriesenen kopenhagner Weihnachtsgaben gespannt waren, jubelten hoch und Alle liefen hinaus, Jeder wollte der Erste sein, ihm aus dem Schlitten zu helfen, Jeder wollte sich eines Theils von seinem Gepäcke bemächtigen, um desto schneller seinen Antheil an der Beute zu erhalten. (D. W. f.)

Correspondenz.

Aus Marburg. (Forts.)

[Bayrhoffer; Heinrich Scheffer.]

Von den übrigen Streitschriften sind insbesondere drei Brochüren des schon erwähnten Professors Bayrhoffer zu erwähnen. Der junge Mann ist bekannt; auch in diesen Blättern wurde seiner gediegenen Gelehrsamkeit, seiner philosophischen Bestrebungen schon gedacht. Er ist bekannt, als ein begeisterter Anhänger Hegel's, und sowohl seiner ganzen Richtung nach, als auch namentlich aus seinen Schriften: „Die Idee des Christenthums im Verhältnisse zu den Zeitgegensätzen der Theologie", „Das wahre Verhältniß des freien christlichen Staates zur christlichen Religion und Kirche", und „Ueber Idee und Wirkung der protestantischen Kirchenvereinigung", konnte man im Voraus wissen, auf welche Seite sich der junge Philosoph schlagen werde. Er war einer der ersten, welche gegen Bickell auftraten, und seine Schriften gehören unstreitig zu den besten, welche für die Sache der Glaubensfreiheit geschrieben worden sind. Bayrhoffer zeigt, wie es eben das Wesen des Protestantismus sei, das Christenthum nur aus der hei-

ligen Schrift zu entnehmen, und nicht aus menschlicher Satzung, komme sie auch, woher sie wolle. Er verwirft dabei die symbolischen Bücher nicht, er erkennt vielmehr deren hohe Bedeutung an; aber er will nicht in unabänderlicher Starrheit daran hangen, er will deren Inhalt nur insofern anerkennen, als er mit dem neuen Testamente nach dessen richtigem Verständnisse übereinstimmt. Und wahrlich! welcher Denkende sollte ihm darin nicht beitreten? Wäre der Protestantismus wohl etwas Anderes, als ein beschränkter Katholicismus, wenn die Augsburgische Confession für alle Ewigkeit die unabänderliche Norm seiner Glaubenssätze wäre? Trüge er da nicht den Keim einer neuen Reformation mit Nothwendigkeit in sich? Wer ist denn noch heut zu Tage im Stande, jedes Wort der Augsburgischen Confession zu glauben? Luther schwur noch Stein und Bein auf die Existenz des Teufels als eines individuellen Wesens: ich möchte wissen, wie viel Gebildete in unsern Tagen noch gleicher Meinung sind. Nur das Göttliche bleibt immer und ewig dasselbe; alles Menschliche aber ist dem Wechsel unterworfen, und darin eben besteht die Freiheit oder, wenn man will, die Nothwendigkeit, daß sich das Ganze und jedes Einzelne im Ganzen auf vernünftige Weise entwickele und bilde. Und heißen denn die Protestanten nicht eben um deswillen Protestanten, weil sie im Jahre 1529 auf dem Reichstage zu Speier erklärten, daß man zusammenhalten wolle und protestire „im festen Glauben an die Untrüglichkeit des göttlichen Worts wider alle demselben widerstreitende menschliche Autorität"? —

Aber freilich, das wollen die s. g. Mystiker, die guten Streng- und Wortgläubigen nicht anerkennen, sie müßten sich sonst auf einiges Nachdenken und sogar auf gute und redliche Handlungen einlassen, während sie jetzt mit ihrem bequemen Glauben, mit ihrer heuchlerischen Bußfertigkeit ausreichen. Die armseligen Schlucker, die vor lauter Respect vor dem Historischen zu historischem Thun und Verstehen nicht mehr gelangen! — Und wenn sich die Herren denn noch auf sich selber beschränkten! Aber nicht genug, daß sie uns in ihrer christlichen Liebenswürdigkeit die ewige Seligkeit absprechen, wollen sie uns auch nicht einmal auf Erden in Ruhe lassen: wir sollen entweder wie sie sein, oder sie wollen uns von Pfarrämtern, aus Kirche und Schule, ja, wo möglich auch aus der Gesellschaft und aus dem Lande entfernt wissen. Herr V. gibt uns sogar nicht undeutlich zu verstehen, wie sehr ihn der „gänzliche unheilbare Bruch" freut; er will nun „die dort drüben" „vor das äußerste Thor" hinausstoßen, und dann vor allen Dingen die beträchtlichen Kirchengüter zu sich nehmen. Aber gemach, Herr Director! so lange es noch Leute gibt, die einmal Institutionen gehört haben, werden Ihre rechtlichen Deductionen eben keinen Beifall finden. —

Außer der kirchlichen und strengwissenschaftlichen Literatur gibt es hier fast keine. Unser Belletrist Heinrich Scheffer wohnt noch immer zwei Stunden von hier, in dem Städtchen Kirchhain, und beschäftigt sich hauptsächlich mit Ackerbau. Nebenbei schreibt er aber auch Bücher. Und wie trefflich diese ausfallen, wie erquickend sein reiches Talent noch sprudelt, das beweisen wieder die unlängst bei Elwert erschienenen „Crayonskizzen". Alles Mark, alles sprossendes Leben, alles klare, ruhige Anschauung! Die erste Novelle heißt: „die Chiotin". Aspasia, das Mädchen von Chios, das personificirte Griechenland, segelt mit einem verkappten, unter ionischer Flagge segelnden Kriegsschiffe nach Smyrna. Sie will dort unter reichen Anverwandten und Kaufleuten für die Sache Griechenlands werben. Unterweges tauchen die Küsten von Chios auf; alle Schmerzen, alle Gräuel der türkischen Herrschaft, und die Erinnerung an die eigene schmachvolle Entehrung werden von Neuem lebendig. Ein englischer Philhellene ist im Gefolge. In Smyrna wird ein junger Grieche, Alexander Aegyros, durch die Schönheit der Griechin angezogen und folgt ihr in den Kampf — fast das einzige Ergebniß ihres Strebens unter den selbstsüchtigen Handelsherren. Der Kampf beginnt. Hauptsächlich durch des Engländers besonnene Tapferkeit wird ein feindliches Schiff genommen. Alexander liegt unter den Todten, aber nicht todt, sondern ohnmächtig vor Angst. Die Chiotin verhüllt das Haupt und weint. „Ach! sie konnte die Schande nicht rein waschen; kaum daß die Tropfen eine leichte Spur auf dem dunklen, mit Blut überklebten Holze zurückließen". — „Sie hatte fortan keine Wünsche mehr. Hatte sie Ueberweibliches gewollt? Ein Geheimniß, das sie Keinem enthüllte; denn selbst wenn sie die Menschen fliehend, am einsamen Meeresstrande sich niedersetzt und starr in die Weite sieht, entschlüpft kein Laut ihrem Munde. Kein heiterer Sonnenstrahl durchglänzt ihre Seele; sie ist umfangen von düstern Wolken". — Der kühne Inglese kehrt getäuscht, aber liebend und geliebt in seine Heimath zurück.

Es würde zu weit führen, alle einzelnen Schönheiten dieser Novelle hervorzuheben. Sie ist ein Gemälde asiatisch- und europäisch-griechischen Lebens, was namentlich im Augenblicke von hohem Interesse ist. „Durch die Griechen allein", sagt Scheffer, „wird schwerlich das Türkenthum vertilgt werden, sie sind selbst zerrissen. Aber es ist eine gegebene Nothwendigkeit, in der Geschichte ruhend, daß es untergehe, und da müssen die christlichen Völker im Orient von selbst ohne ihr Verdienst zu einer freieren und selbstständigeren Wirksamkeit gerufen werden". —

Ob er Recht hat? — —

Auch Scheffer's Styl ist schön und edel. Nur dürften die häufigen Anreden, z. B. S. 53. und das fortwährende Weglassen der Hülfszeitwörter mißfallen.

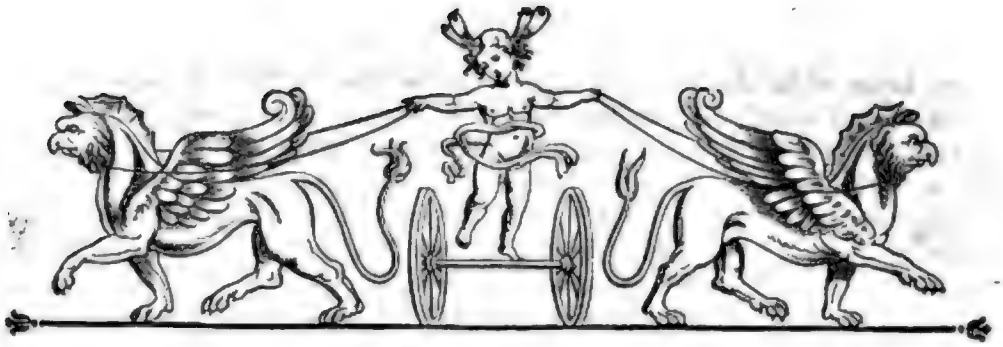
(Der Beschluß folgt.)

Berichtigungen.

In Nr. 216. S. 862 a. Z. 37 l. Dein Schwert st. sein.
" " 216. " 863 b. " 37 " welken st. Wolken.
" " 217. " 866 b. " 5 " edles st. eitles.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 225. — den 16. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutschmann's Radical-Reform *).

Die Menschheit wogt wie das Meer. Welle nach Welle erhebt sich, gipfelt und fällt an derselben Stelle. Es ist dasselbe Wasser, welches sie bildet; nur die Lage der Tropfen wird verändert. Die Wogenform unserer socialen Verhältnisse deutet jetzt auf Rückfall der erhobenen Einherrschaft. Als Monarchen, als Adel, als Kirchenfürsten stiegen Einzelne empor; um sie sammelte und legte sich an, was an Gütern von Werth, was in Menschen von Schwäche vorhanden. Zwiefach ist darum der Rückfall dieser Erhebung. Er verändert nicht blos die Stellung der Einzelnen, er hebt dann auch die Resultate dieser Stellung auf. So ist jetzt das allgemeine Gesetz für die germanische Menschheit ein zwiefaches. Die Einzelnherrschaft wird von der collegialischen Regierung verdrängt, zu welcher immer mehr Mitglieder Zutritt und Stimmrecht erhalten. Das ist der erste Punct. Die Anhäufungen von Rechten und Gerechtigkeiten, die sich um Einzelne gebildet, werden im Interesse Aller abgelöst, aufgehoben und vertheilt. Dies die zweite Annäherung unserer Zustände an das Naturrecht. Natürlich erfolgt diese Veränderung allmälig und in der Wellenlinie. Dies verkennt der Verfasser des obengenannten Werkes. Er verlangt augenblickliche Auflösung der bisherigen Vermögensresultate; die Bedeutung der damit verbundenen, aber auch nur allmälig möglichen Collegien-Einsetzung und Erweiterung entgeht ihm. Darum beweist er sehr richtig, daß viele Gerechtsame, die man jetzt kaum gegen Entschädigung will ablösen lassen, eigentlich bloße Gegenleistung für längst unterbliebene Dienste waren, und darum eben so wenig Fortdauer oder Ersatz beanspruchen dürfen, als wenn z. B. Staatsbeamte das Recht zum Vorspann auf Dienstreisen auch dann noch wollten geltend machen, nachdem eine kirchliche Hierarchie neben der Seelsorge auch die Körperpflege übernommen, den Präsidenten und Oberpräsidenten Erblichkeit ihrer Stellen gegeben, sie aber eben so müßig zur Seite geschoben hätte, wie die Beamtenwelt jetzt den früher mit deren Geschäften beauftragten Adel. Eben so richtig wird gezeigt, daß selbst in constitutionellen Staaten nur bevorrechtigte Personen Gesetze machen und über die Angelegenheiten einer bei weitem zahlreicheren Classe entscheiden, ohne diese auch nur zu hören. Es ist die Frage, wie dem abzuhelfen, es ist die Aufgabe, das Naturgesetz für eine allmälige Erweiterung jener Collegien zu finden. Beides aber bleibt in Deutschmann's Schrift unerledigt. Preßfreiheit, Mängel des Justizwesens, Tyrannei der Allopathen gegen die Homöopathie und ähnliche Verhältnisse sind eben so interessant als wohlwollend geschildert. Der Charakter des Buches ist: Kampf gegen die Anhäufung von Rechten, und ein oft überraschender Nachweis, wie viele Positionen deren Besitzer noch jetzt zur Erhaltung, ja Erweiterung derselben benutzen können. Bemerkenswerth ist ein Vorschlag, der vielleicht den nächsten Fortschritt des con-

*) Erschienen in Mannheim bei Hoff.

stitutionellen Systems bilden dürfte. Um nicht blos durch Reichthum oder von Geburt qualificirte, und eben dadurch bereits parteiische Personen zu hören und entscheiden zu lassen, soll ein Gesetzgebungsblatt geschaffen, jede Verfügung mit ihren Gründen vor der Erlassung darin abgedruckt und dem Publicum vorgelegt, jeder Widerspruch und jedes Amendement aber ebenfalls, mindestens gegen Insertionsgebühren, in dasselbe Blatt aufgenommen werden. — Einzelnes in dem Buche scheint den Verfasser als einen preußischen Justizcommissarius zu bezeichnen.

Nummer Sieben.

(Beschluß.)

„Weg, ihr kleinen Gaudiebe!" rief Ferdinand aus, indem er seine Frau und seine Kinder umarmte. Laßt Euch nur Zeit, ich bringe für Euch alle ein Andenken mit, ich habe Niemanden vergessen."

„Auch der alten Anna, Väterchen?" fragte die kleine Sophie, welche nach der verschwundenen Sophie genannt war, und meine Pathe und mein erklärter Liebling war in der kleinen liebenswürdigen Schaar.

„Es versteht sich, auch der alten Anna, und der Mutter, und dem Forstsecretair," antwortete Ferdinand, indem er sich zu mir wandte, „eine alte Verschreibung, welche das Schicksal endlich im Sinn hat, auszulösen. Kommt, kommt, Ihr sollt Alle etwas haben, aber macht Euch freilich auch nicht zu große Hoffnungen, denn da möchtet Ihr allerdings getäuscht werden."

Die jubelnde Schaar zog den geliebten Vater ins Haus; aber ich schlich mich um die Ecke, und eilte mit starkem Schritt über den knirschende Schnee in den Wald, und allein mit dem Mond und den flimmernden Sternen, bat ich Gott um Stärke, mein Urtheil anzuhören, und versuchte mich auf die Nachricht gefaßt zu machen, daß Sophie für mich auf ewig verloren sei. — Wahrlich, wiederholte ich vor mir selbst, *meine* Erwartungen mögen, was mich betrifft, immerhin getäuscht werden. Ich erwarte nichts, und wenn nur Sophie glücklich ist, so will ich zufrieden sein.

Der lärmende Kinderschwarm war endlich zur Ruhe gebracht worden. Ferdinand, seine Frau und ich saßen allein am Abendtische, aber Niemand von uns wollte der erste sein und den Vorhang lüften, der Vergangenheit und Zukunft verhüllte. Endlich faßte ich Muth, reichte Ferdinanden die Hand und sagte: „Und nun Deine Weihnachtsgabe für den Forstsecretair, lieber Freund; laß ihn nicht den Einzigen sein, der heute mit leeren Händen zu Bette geht."

Da rückte Ferdinand den Stuhl näher an den Kachelofen, wir Andern folgten seinem Beispiele, und er erzählte mir Folgendes, das ich in kurzem Auszuge mittheilen will.

Zufälligerweise, — wie man so oft sagt, wenn man eigentlich sagen sollte: durch Gottes Fügung — war Ferdinand in Briefwechsel gekommen mit einem Eigenthümer in Schonen, wegen einer Kornlieferung nach Schweden, und hatte bei dieser Gelegenheit Bekanntschaft gemacht mit dessen Commissionnär in Kopenhagen, der bei der Erzählung von seines Clienten Familie die Frau des Hauses nannte, und nicht genug sich in Lobeserhebungen zu ergießen wußte, über die liebenswürdige Sophie Bergstrom. Aufmerksam auf die Namensübereinstimmung that Ferdinand einige Fragen und erfuhr endlich, daß die Rede von Niemand anders sei, als von der längstverschwundenen Sophie selbst. Seine eifrige Nachforschung war nun durch einen glücklichen Erfolg belohnt worden, da er auf seiner Reise nach Kopenhagen selbst mit einem Manne aus Schonen gesprochen hatte, der nach Dänemark gekommen war, um gewisse alte Handelsverbindungen zu erneuern.

Sophie und ihre Schwester hatten beide in einer seeländischen Handelsstadt gelebt, bis in ihr dreizehntes und vierzehntes Jahr, wo der Tod ihrer Mutter sie nöthigte, zu einem Oheim in Schonen zu ziehen, als zu der einzigen Zuflucht, welche ihnen offen stand. Hier hatten sie den sogenannten treulosen Deutschen kennen gelernt, der in der Wirklichkeit ein ehrlicher Landsmann von ihnen war; dieser hatte Dänemark verlassen, um der Schande zu entfliehen, welche nach seiner Meinung auf seinem Namen haftete, wegen der schlechten Handlungen seines Vaters. Der alte Gauner hatte nämlich den Engländern Nachrichten und Aufklärungen gegeben bei ihrem Unternehmen gegen seine Vaterstadt; nachher war er einer langwierigen Rechtsuntersuchung unterworfen gewesen, in welche auch sein unschuldiger Sohn hineingezogen wurde, und hatte sich endlich selbst das Leben genommen aus Verzweiflung über seine schlechtbelohnte und allgemein verabscheute Verrätherei. Der Sohn verließ Dänemark, erbittert über sein Schicksal, und ging nach Schweden.

Nachdem er späterhin eine leidliche Anstellung bei einem bekannten Handelshause in Stettin gefunden hatte, verheirathete er sich mit der älteren Schwester, und begab sich das Jahr darauf mitten im Winter zu seiner

Bestimmung mit seiner Frau und Schwägerin; aber widrige Winde und andere Hindernisse nöthigten den Schiffer, in Kopenhagen anzulanden. Hier lebten sie einige Zeit in dem genannten Gasthofe und gaben sich für Mitglieder einer aufgelösten deutschen Schauspielertruppe aus, welche sie eben in Malmö angetroffen hatten. Die junge Frau ward hier entbunden; aber ihr Reisegeld ging aus, und Gunner hatte alle Verbindungen in Kopenhagen abgebrochen, und hiermit sich jeden augenblicklichen Beistand versperrt. Aus Furcht vor Entdeckung seines wahren Namens, die dem armen Gunner, der Vielen in Kopenhagen bekannt war, schlimmer däuchte als der Tod selbst, und welcher sich ängstete, daß er auf der Straße einem von den Polizeibeamten begegnen könnte, die ihn zugleich mit dem Vater gefänglich eingezogen hatten, und welche, wie er sich einbildete, ihn mit inquisitorischem Blicke ansehen würden, verließ er den Gasthof und bezog die abscheuliche Wohnung in dem häßlichen Hause auf dem einsamen Platz, einen von den vielen Zufluchtsörtern der Armuth, woran jede große Hauptstadt reich ist. Elna wollte ihren Mann nicht verlassen; das neugeborne Kind konnte sie nicht mitnehmen, aus Furcht vor der teuflischen alten Hexe, welche drohte, dem Schreihals den Hals umzudrehen, falls sie ihn mit ins Haus brächte; da beschloß die edle Sophie, sich für die Mutter des Kindes auszugeben und die Pflege desselben zu übernehmen. Wie treulich dieser Engel sein Versprechen erfüllte, davon war ich der tägliche Zeuge.

Kummer und Mangel beugten den armen Gunner in dem Grade danieder, daß er in ein hitziges Fieber fiel, und die arme Elna mußte nun jede Nacht sich zu Sophiens Fenstern schleichen, um ihr Nachricht von ihrem Schicksale zu geben, und versuchen, ihr einen Muth einzuflößen, den sie, von ihrem Kinde geschieden, selbst nicht besaß. — In dieser Unglücksperiode sandte Gott mich, damit ich doch nicht aus der Welt gehen sollte, ohne etwas Gutes gethan zu haben. Ich danke ihm noch stets für diese Gnade; ohne sie würde mein Leben ganz leer sein, ohne Licht und Schatten. — Inzwischen genas Gunner, neues Reisegeld lief von Stettin ein, und eine bequeme Schiffsgelegenheit führte die armen Geängsteten in einen friedlichen Hafen.

Mehrere Jahre angestrengter Wirksamkeit machten Gunnern zu einem geachteten und wohlhabenden Manne, und er fand endlich Gelegenheit, seinen und seiner Gattin Wunsch zu erfüllen und sich nach Schweden überzusiedeln, dem Lande, das sie Alle zur Zeit des Drangsals gastfrei aufgenommen hatte, und das sie wie ihr zweites Vaterland betrachteten. Auf der Reise dorthin machte Sophie ihres jetzigen Mannes Bekanntschaft, und jetzt — lebt sie auf einer kleinen Besitzung in Schonen, ein Paar Meilen von der Handelsstadt, wo ihre Schwester und ihr Schwager wohnen, ist die Gattin eines braven und liebenswürdigen Landmanns, Mutter von hübschen Kindern und der Abgott ihres Kreises. —

„Sie hat nur Einen unerfüllten Wunsch," fuhr Ferdinand fort, „und dieser ist, ihren Freund und Retter bei sich zu sehen, ihm für ihr Glück danken zu können, und sich über seine Theilnahme daran zu freuen. — Im Frühling reisen wir Alle nach Schonen, nicht wahr, lieber Wilhelm?"

„Ja," brach ich aus mit Thränen in den Augen, „im Frühling reisen wir nach Schonen!" —

Als der Frühling kam, erinnerte mich Ferdinand an den Vorsatz, den wir im Winter gefaßt hatten. Eine unwiderstehliche Sehnsucht, Sophien wiederzusehen, trieb mich an, aber der traurige Gedanke, sie verheirathet wiederzusehen, hielt mich zurück. Endlich siegte das erstere Gefühl, und wir reisten ab.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das Jemanden ergreift bei dem Anblick der Gattin eines Andern, die ehemals seine Geliebte war, — und ich liebte Sophien noch immer. — Ihr ältester Sohn hieß Wilhelm nach mir; er war einige Jahre älter als Ferdinand's kleine Sophie.

Als das Packetboot von Malmö uns nach Seeland zurückwiegte, saß ich gedankenvoll hinten im Boote, die Hand unter der Backe, und betrachtete wehmüthig die schwindende Küste, deren Umrisse dem Auge immer mehr entschwanden. Ferdinand legte seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Nicht wahr, Wilhelm, diesen unbedeutenden Kanal, der Dänemark und Schweden trennt, kann die Natur nicht zur Gränze bestimmt haben? Es ist ja klar, daß die beiden Reiche zusammengehören, und was zusammengehört, wird auch einmal zusammenkommen."

Mein Freund Ferdinand war ein starker Politiker, und die Vereinigung der drei nordischen Reiche war seine Lieblingsidee.

„Ich dachte auch so eben an eine Vereinigung," sagte ich, indem ich die Hand unter der Backe wegzog und reichte sie ihm: „der kleine schwedische Wilhelm und die kleine dänische Sophie. Was meinst Du dazu? Ich nehme Dein Wort als gute Vorbedeutung dafür: was zusammengehört, wird auch einmal zusammenkommen."

Er drückte meine Hand und schwieg. — Ich hatte Sophien gesehen. Sie war glücklich, und ich — zufrieden.

Correspondenz.

Aus Marburg. (Beschl.)

[Das Museum.]

Unter sonstigen literarischen Erscheinungen werden die Schriften von Vangerow, von Fick und insbesondere die Brochüre von Platner über die falsche Idealität, mit Beifall genannt. Fick ist außerordentlicher Professor der Medicin, und erregt durch seine anatomischen Bestrebungen, sowie durch seine gerndesuchten Vorträge allgemeine Aufmerksamkeit. Hr. v. Vangerow hat sich neuerdings durch seinen Leitfaden für Pandektenvorträge ein neues Verdienst erworben, indem dadurch das geisttödtende Dictiren und Nachschreiben unnöthig gemacht wird.

Und was berichte ich über das gesellige Leben? Ueber den Stand und die Bedeutung unserer Akademie? Dort die ewigen Klagen über Mangel an Wärme, an geistvoller Lebendigkeit, an ungezwungener Heiterkeit; hier der ewige Kastengeist und die unfruchtbare Sonderung der Wissenschaft vom Leben. Nicht einmal die einzelnen Wissenschaften stehen in organischer Verbindung und Wechselwirkung. Kein lebendiger Austausch der Ideen, keine Gemeinsamkeit, kein leitendes Hinweisen auf die Gegenwart; überall Geschehenes und Gewesenes in todter Anhäufung, fast nirgends pragmatische Entwickelung und belehrende Verknüpfung mit dem Leben! Wahrlich eine trostlose Erscheinung! Was hat das Museum genützt, das mit so vieler Erwartung gestiftet wurde? Es kann kein sprechenderes Zeugniß geben über das Bedürfniß der studirenden Jugend, über ihr rath- und zeitloses Umhertappen, als eben dieses Museum. Nicht etwa von Lehrern und Bejahrten, nein von blutjungen Leuten ging die Gründung jener Anstalt aus, und immer waren es jüngere Mitglieder, welche sie hielten und hoben, wenn sie dem Zerfallen nahe war. Man verlangte einen allgemeineren Haltpunct, man trachtete nach einer edleren und zugleich bildenderen Geselligkeit, man wollte eine innigere, lebendigere Berührung mit den Lehrern, man wünschte Vorträge allgemeineren Inhalts, Besprechungen über Ereignisse des Tages ꝛc. Und was ist von allem diesen in Erfüllung gegangen? Kaum, daß alle Paar Tage einige zeitungsdurstige Herren in die Lesezimmer kommen und nach Neuigkeiten stöbern: das ist die ganze Theilnahme der Professoren. Wie oft hat man geklagt, wie oft gewünscht und gebeten! Alles vergebens. Man sollte wahrlich meinen, die Herren wären zu Nichts da, als einige schlechte Hefte zu schreiben und sie dann noch schlechter vorzutragen; denn selbst mit der Erhebung des Sündengelds dafür befassen sie sich nicht, sondern überlassen solches dem Quästor. — Fr.

Notizen.

[Hahn und Hektor, auf der leipziger Bühne.]

Dies neue, dreiactige Lustspiel von Raupach hat eine gute Introduction. Ein eifersüchtig liebender Postsecretair verletzt im Drange der Leidenschaft das Briefgeheimniß, ein Oberamtssecretair, der als Demagogenriecher einherschleicht, fängt einige Worte des Freundes auf, die dieser von der Entdeckung einer Verschwörung gegen seine Liebe fallen läßt, und wittert ein Complott gegen den Staat. Das Wort „Verbindung" mit seinem Doppelsinn hilft sehr gut zu der doppelten Intrigue, die Raupach geschickt anlegt, wie er denn oft genug im Lustspiel ein Meister des Wortspiels ist. Die Charaktere des Stücks sind schon dagewesen, aber das Feld der dornirten Beamtendienstfertigkeit, das sich in unserer Zeit thatsachlich tyrannisch erwiesen hat, ist ein sehr glückliches, im Lustspiel noch nicht genug benutztes. Im Verlauf des Stücks jedoch ergibt sich Raupach als bekannter Fabrikarbeiter. Dazu stützt sich die Intrigue ohnedies auf eine Unglaublichkeit. Der eifersüchtige Postsecretair glaubt in der Freundin seiner Geliebten einen Studenten entdeckt zu haben, ein Zweiter glaubt es aus Dummheit, ein Dritter aus Amtseifer, da der Student eben der demagogisch Verdächtigte sein soll. Dies schlägt uns ins Gesicht, und das Lustspiel wird zur Caricatur, zur Grimasse. Von den Spielern auf der leipziger Bühne verdient Baudius hervorgehoben zu werden; er gab den Demagogenriecher mit einer Art Leidenschaft und schwelgte gleichsam in seiner Rolle. Einige andere Darsteller spielten als wären sie in der Probe.

[Das Nordlicht über Preußen.]

Das Staatsprincip Preußens unterliegt jetzt in verschiedenen Blättern einer lebhaften Discussion. Sie begann mit dem apologetischen Artikel von Streckfuß in der augsburger Allgemeinen, wurde von der Entgegnung eines Würtembergers (angeblich, aber unwahrscheinlich Strauß) in den hallischen Jahrbüchern aufgenommen, dort von Biedermann, in den Bülau'schen Jahrbüchern von Scheidler fortgeführt. Einige kleine Artikel im Nordlicht beleuchten den Stand dieser Dinge und halten gute Controle über das Für und Wider.

[Indiscretion.]

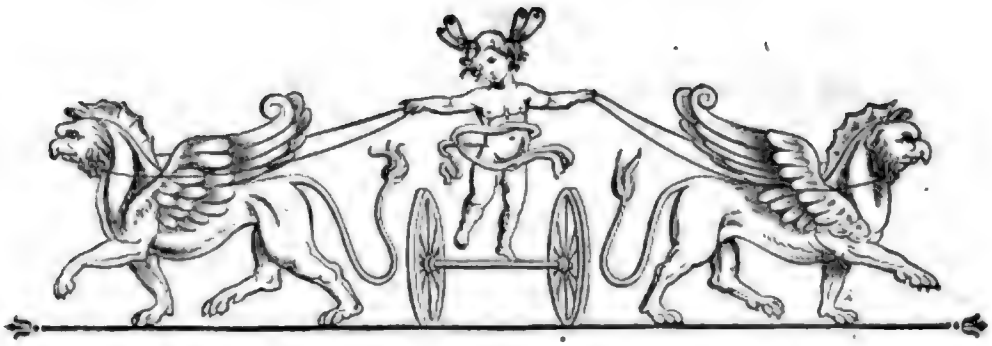
Der gutmüthige Mann, der die deutschen Journale so fleißig Revue passiren läßt, lamentirt, daß Weill so indiscret Jules Janin im Schlafrock porträtirt habe. Freilich ist es indiscret, sich von Jules Janin freundlich aufnehmen zu lassen und ihn hinterher rücksichtslos vor den Richterstuhl zu ziehen. Es ist nicht blos indiscret, sondern sogar boshaft, aber um ein Stück Wahrheit zu erhalten, darf man einen pariser Journalisten immer preisgeben. Die Wahrheit zu sagen, ist immer indiscret, und discret sind die Meisten in Deutschland nur aus Feigheit und Wahrheitsscheu.

[Heldenbuch für die deutsche Jugend.]

In Frankreich schreibt man Heldenbücher für die Nationen, in Deutschland für die Jugend. Ein solches, die „Großthaten der Deutschen in den Befreiungskriegen von 1813, 14 und 15" enthaltend, verfaßt von J. Sporschil, mit vielen Stahlstichen geziert, ist in zweitem Abdruck stereotypirt in Braunschweig bei Westermann erschienen. Der erste der drei Bände hat aber Napoleon zur Titelzierde!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von Fr. Woldmar in Leipzig.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 226. — den 18. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen.

Vom Grafen Friedrich Kalckreuth.

I.

Prag, Juli 1839.

— Zwanzig Jahre werden es bald, seit ich Prag nicht sah. —

Nicht überall ist die Zeit schmückend über einen Ort hingegangen, wenn auch viele sich dessen rühmen können. Diese alte Königsstadt, obgleich schon von den luxemburgischen Kaisern her keine Residenz mehr, bewahrt unverändert ihren Charakter der Größe, indem sie dem Leben gestattet, mit neuen Blüthen die ehrwürdigen Denkmale der Vergangenheit zu umkleiden. Sie scheint über der Zeit zu stehen, wie es der Größe ziemt. Vergebens stellen die neuen Hauptstädte sich gegen die Majestät von Prag. Ihr Glanz ist eitel. Nur Rom mit Prag in Vergleichung zu stellen, gestattet die Seele dem Gedächtniß. Die Blicke vom Capitol und vom Hradschin, von der Villa Pamphili und dem Kinskischen Garten, stehen einander. Was Prag an Weltgeschichte fehlt, hat es an Gunst der Natur; die Moldau darf sich an Schönheit der ehrwürdigen, aber ziemlich unschönen, Tiber ebenbürtig halten; aber die Formen der neun Hügel Roms verschwinden fast vor denen des Lorenzoberges. Dieser Lage sind neue Ansichtspuncte glücklich abgewonnen, im Westen und Osten. Dort bieten die vernachlässigten Wälle am Karlsthore, dem der Moldau zunächst gelegenen des Hradschin, neue Spaziergänge dar, und die Blicke auf die beiden Städte zur Rechten und zur Linken, in der Mitte auf die ganze Breite des Stromes mit dem Wisch-Hrad als ernstes Grabesziel, auf welchem das Auge ruht und der Geist sich in Nachdenken vertieft. — Dieser sonst steile Ausgang der Stadt ist in eine bequeme Straße verwandelt, und in leichtem Bogen führt über die halbverschüttete Schlucht des alten Weges eine Fußgänger-Brücke; eine gute Beobachtungsstelle für die Verschiedenheit der Straßen. Im Trabe kann nun der Berg erklommen werden, von manchem Schmuck des Laubes und der Kunst umgeben, wo man sonst nur den plumpen Felsen und die sonderbaren Streichungen seiner Steinlagen, gleichsam die Eingeweide der Erde erblickte. Eine Nachbildung der Simplonstraße in der Stadt. Von der Brücke gelangt man auf den Wall mit schroffem Abhang in die Moldau. An dem Rande des Abhanges hatten sich junge Leute auf den Rasen gesetzt, um die Aussicht behaglich zu genießen. Es freut den Wanderer, dieser Empfindung zu begegnen. — Im Osten hat Fürst Kinski (jetzt verstorben) sich eine Villa, ganz italienisch, an der Rückwand des Lorenzo-Berges gleichsam genistet. Der Hradschin und die Kleinseite sind ganz verdeckt, dagegen ist die Altstadt in voller Breite mit der halben Brücke dem Auge gegönnt. Die Anlage ist fürstlich; so einfach, großartig als geschmackvoll, mit einem Gartenpalais in der Tiefe und Gewächshäusern auf der Höhe, zu denen der Weg fahrbar ist. Mit dunkler Ahnung

ragt die vielgezackte und gethürmte Festungsmauer der Kleinseite über sie hin: daß man sich nicht zu sehr der Lieblichkeit des Lebens überlassen möge. — Auch der Wall der Nordseite, von dem aus man den prächtigen Platz des Pferdemarktes überblickt, auf welchem man einen Theil der schönen Welt von Prag promenirend finden kann, ist nun Spaziergang. Hierzu im Süden der Blick vom Hradschin mit dem besonderen vom Strahof über die schönen Rebengelände des Lorenzo-Berges, welche klösterlich von der Kleinseite abgeschlossen werden, und man hat vier der herrlichsten Aussichten von den Hauptstandpuncten auf die Stadt. Jene drei sind wirkliche Verschönerungen seit dem Frieden, in welcher Beziehung der Oberburggraf Chotek sehr gerühmt wird, obgleich man meint: das Schöne sei ihm wichtiger als das menschlich Wohlthätige. Es ist aber so schwer, es den Leuten recht zu machen, daß ich ein fremdes Urtheil nicht zu dem meinigen machen will.

Zu den Wandlungen der Zeit gehört auch, daß Preußen auf dem Schlachtfelde bei Prag dem Feldmarschall Schwerin ein Denkmal setzen läßt. Ich war nicht dort. Wahrscheinlich in der beliebten Art von Eisen. Alle diese Dinge finde ich grundabscheulich; das preußische Denkmal der culmer Schlacht ist mir noch in zu widrigem Andenken, als daß ich Lust trüge, dergleichen mehr zu sehen. Das beste bei dem bekannten Eisendenkmale vor dem halleschen Thore Berlins ist der Witz: „Es trage es Jemand als Breloque an seiner Uhr." Ganz ist der Contrast der Kleinlichkeit des Gedankens zur Kolossalität der Masse und der Schwerfälligkeit des Stoffes dadurch ausgedrückt. — Indessen kann der Fall, daß ein Denkmal von Preußen vor Prags Thoren gesetzt wird, doch das Gemüth nicht hemmen, das Wohlwollende der österreichischen Erlaubniß zu erkennen und zu verehren, wenn auch die Denkmäler, welche Helden gesetzt werden, nur von dem Stifter derselben zeugen; jene bedürfen ihrer gar nicht; und betrachtet man die Gemeinschaft, in welche sie oft kommen, haben sie alle Ursache, die Faveur zu verbitten. Als Friedrich II. dem General Winterfeld die Statue auf dem Wilhelmsplatze setzen ließ, sagte der Prinz Heinrich: in sechsspänniger Hofequipage, mit der Gallalivree, wolle er hinfahren — aussteigen und vor derselben ..... Es war auch in der That ein bloßer Hofgedanke, die „Faveur" als Grund zu nehmen, um den Favoriten in die Gesellschaft der drei größten Männer der Monarchie in jener Zeit zu bringen: Schwerin, Keith, Seidlitz. —

In die Kategorie der Promenaden und Aussichten gehört nun auch die Färberinsel mit ihren Bäumen, Sälen, Bädern, Caffe's und Restaurationen. Der Blick von der östlichsten Spitze auf den Wasserspiegel der Moldau ist hinreißend. Wir aßen den Mittag in ihren Schatten. Sie ist zwar durch eine Brücke mit der Altstadt verbunden, und man baut an einer Kettenbrücke über die ganze Moldau, deren Pfeiler auf der Schützeninsel ruhen wird, und die wahrscheinlich auch der Färberinsel zu gute kommt; doch ist der Stadttheil, welcher an diese Partie stößt, die eigentlich in der Mitte der Stadt sein würde, einer der uninteressantesten; man passirt ihn ungern. — Dagegen fand ich die Lustgärten außer Prag im Baumgarten, und die Wimmerischen, nicht verschönert, eher in Abnahme.

Mehr als die allgemeinen Blicke trat die Kathedrale, in welcher erst kürzlich die Feierlichkeit der Königskrönung vor sich ging, unserm Gemüthe näher. Jeder Schritt im ehrwürdigen Gebäude wird über oder um Königs- oder Märtyrer-Gräber gethan. Wie wäre es möglich, daß ein Königseid, an dieser Stelle geschworen, nicht die Tiefen der Seele bis in Mark und Gebein erschütterte! Die vier Patrone Böhmens, deren silberne Büsten den Hauptaltar umstellen, scheinen auch von einem bevorzugten Lande zu zeugen. Es sind außer dem heiligen Adalbert, um den Böhmen sich mit Preußen und Polen stritt, die heiligen Wenzel, Cyrill und Veit: dieser insbesondere der Patron der Kirche. Johann von Nepomuck kann auch für einen Patron Böhmens gelten. Jünger als jene scheint er in noch frischerem Volksgedächtniß zu leben. Der Böhme hat, im Vergleich zu andern Ländern, immer besondere Ursache, dem göttlichen Lenker, und als Fürbitter auch seinen Patronen zu danken. Es ist noch, was es war! Gleichwohl empfindet man, wie mir scheint, mehr als früher, daß die Herrscher nicht in Böhmen residiren. Nach ihren Sonnen wendet sich auch ein großer Theil des Adels. Bei den Klagen, daß alles Geld nach Wien gehe, daß Böhmen den Hof erhalte, wurde ich unwillkürlich an Irland erinnert. Wie in Irland die katholische Kirche, so wurde in Böhmen die protestantische unterdrückt. Der Druck machte aber dort stark, während er hier vernichtete. Es wäre dies geschichtlich zu untersuchen werth. War das Lebenskräftige — katholisch, oder national, oder individuell? An Grausamkeiten wird wohl keiner dem andern nachstehen. Der Mensch in der Masse ist überall derselbe.

Unbegreifliche Verblendung derer, die an eine Vervollkommnung der Menschheit in Masse glauben und daran arbeiten wollen! Der Mensch ist nur berufen, nicht die Menschheit; er nur ist fähig, ein Ebenbild seines göttlichen Schöpfers zu werden, und die Menschheit in ihrer Blüthe zu zeigen. Sie blüht nur in ihm. Mord ist es also, ihn der Menschheit zu opfern *).

Aus diesem Heiligthume, welches zugleich das der Geschichte ist, und in seinem feierlichen Dämmerlichte einen ernsten Geist treu zu bergen scheint, stiegen wir den Thurm hinauf: ich kannte die Aussicht von dieser Höhe noch nicht, fand sie aber kaum, im Verhältniß der Beschwerde, schöner als vom Hradschin, wenn auch mit einem Blicke übersehbarer. — Von der Schneekoppe — behauptet man — könne diese Kirche erblickt und daher Prag gesehen werden. Obgleich immer die Einbildungskraft weiten Aussichten zu Hülfe kommen muß, halte ich, — nach Lage und Form der Berge den Hradschin von einem Punkte zu sehen, — für unmöglich! —

Die geschichtlichen Theile der Burg durchwanderte ich zum öftersten und weilte wieder gern in ihren Sälen. Der gewöhnliche Ständesaal zeigt das Bild einer einigen Volksfamilie. Man denkt sich gern den König von seinen Räthen, wie von seines Volkes Besten, Jeder nach der Höhe, auf der er im Volke steht, umgeben, um sein Wohl oder Wehe öffentlich zu berathen. Das Volk hat den Zutritt. — Aber auch die Freude will ihren Antheil. Die Ballsäle, der deutsche und der spanische genannt, übertreffen an Größe die der meisten Schlösser; aber auch im Eindruck, namentlich die der Burg in Wien. Sie fassen 4000 Personen; der spanische wird mit 1600 Kerzen beleuchtet. Die Feenartigkeit des Ganzen drang sich sogar ohne die Beleuchtung auf. — Die kaiserlichen Gemächer sind von der Krönung her ein wenig neu elegantisirt, ohne ihren Charakter größter Einfachheit zu verlieren: es sind Familienzimmer im königlichen Palaste. Die geringe Höhe derselben war mir indessen immer störend: sie fällt auf den Architecten. Der ganze Bau in der jetzigen Gestalt ist aus der Regierung Marie Theresiens.

Daß mit dem Königspalast unmittelbar als eine Fortsetzung das Damenstift des böhmischen Adels zusammenhängt, entspricht der ganzen Volksgestaltung. Unter der Königshut, und nicht geringer als die Herrscher bedacht, sind auch die Aermeren, die Waisen: die Oberin ist sogar eine Prinzessin. Sieben große Balkone zieren diesen Prachtbau, mit der Aussicht auf die Königsstadt. Die jüngste der Stiftsdamen, außer ihren Emolumenten, bezieht 50 Gulden Conventionsmünze monatlich; und es sind gewöhnlich zwischen zwanzig und dreißig. Die Herrschaft Karlstein mit dem wunderlichen einst prächtigen Schlosse Kaiser Karl's IV. gehört zu den Besitzungen des Stifts. Verhältnißmäßig hat außer Holstein nur Sachsen etwas ihm zur Seite zu stellen, nämlich das Ziegler'sche Stift Joachimstein, höchst großartig, und von einem Manne für seine Familie gegründet. (D. B. f.)

*) Wir erinnern daran, daß dies die Ansicht des Grafen Kalckreuth ist. d. Red.

Correspondenz.

Aus Berlin, im Novbr.

[Kunstausstellung. Zweiter und letzter Artikel.]

In der Hoffnung, das angekündigte und vielleicht bedeutendste Historienbild der diesjährigen Ausstellung: „Der heilige Ambrosius verweigert dem Kaiser Theodosius wegen begangener Grausamkeiten den Eintritt in die Kirche zu Mailand" (7 Fuß hoch, $4\frac{1}{2}$ Fuß breit), von Heinrich Mücke in Düsseldorf, werde noch eintreffen, hab' ich bis jetzt mein letztes Referat verschoben. Doch scheint der Theodosius, wie voriges Jahr der Ezzelino, vergebens warten zu lassen. — Der originelle glückliche Gedanke Schorn's, Paul III. vor dem Bildnisse Luther's zu zeigen, verdient alle Anerkennung. Der absichtlich dürftig gemalte Reformator, den ein schöner blühender Knabe dem Papste und einigen Cardinälen zur Betrachtung vorhält, klingt wie ein scharfer zerschneidender Mißton in die römische Pracht und lebenssinnliche Fülle. Dieses unheimliche Gefühl ergreift die Beschauenden und läßt sie die nachhaltige Kraft einer Größe ahnen, die ihnen jetzt noch unverständlich ist. Die Figuren sind lebensgroß, in der Malerei bewährt sich der gediegene Künstler. — Hopfgarten's Scene aus dem Eid, dieser fesselt einen in das Gemach gesprungenen Löwen durch den drohenden Blick und emporgehobenen Finger, klingt wieder sehr ans Theater. Der Tod des Columbus von Plüddemann ist eine unmalerische Idee, die keine Ausführung der Farbenskizze wünschen läßt. Kannegießer's Thisbe hat in dem idealen sanft abgerundeten Formenbau des halb entblößten Körpers viel Lieblichkeit, der aber der Ausdruck des Kopfes minder entspricht. — Ich komme nun zu den religiösen, meist biblischen Bildern. Mengelberg's Erzengel Michael auf dem Drachen stehend, hat einen kirchlichen Zweck, und weist somit ein Urtheil der Kunst zur Hälfte von sich zurück. Der niesenden Drachenköpfe sind viel, und hierin Raphael's ähnliche Darstellung übertroffen, das Haar des Erzengels ist sehr furiös gerathen. Zwei heilige Damen, schön gefühlte Bilder, eine heilige Agnes, von Kehren, unschuldvollen mildern Ausdrucks, eine heilige Elisabeth, von Schall, ernst und erhaben, läßt man sich gern gefallen. Raphaelischer Anmuth in Form und Farbe nachstrebend, ist Korneck's äußerst liebliche Darstellung einer heiligen Familie. Ein Abschied des Tobias, von Herz, hält sich in gleicher Weise. Schwächere Versuche brachten Götting, Wischebring, Bausch, Streckfuß,

Haach, Zimmermann, in deſſen Flucht nach Aegypten zwei ſchmale ſpitze Engelflügel einen wahrhaft durchbohrenden Eindruck machen. Abraham, die drei Engel bewirthend, wurde von Bouterweck im Geſchmack der franzöſiſchen Schule ganz afrikaniſch behandelt, ja einer dieſer Engel mit einem tüchtigen Backenbart verſehen; indeß das Colorit iſt feurig, die Köpfe reizend, und das Bild ſollte nur eben nicht die fatale Beziehung zu einer Stelle der Geneſis haben wollen. Ein Tochter Jephtha's von Holbein iſt in der Hauptfigur verfehlt, hat auch zu viel Abſichtlichkeit in der Compoſition. Warum kleben doch Maler von Talent immer noch an den alten, ſo hundertmal benutzten Stoffen, wenn ſie nicht einer originellen, tieferen Auffaſſung mächtig ſind! Ich ſchließe dieſen bibliſchen Darſtellungen noch ein kleines Bildchen von Däge an, Glaube, Liebe, Hoffnung, meiſterhaft in ſeiner gefühlten Zeichnung und in dem innigen Verſtändniß der Farbe. —

Daß ſich auch Le Poittevin im Stoff vergreifen kann, bewies er diesmal in „Darſie's Rettung und Entführung durch Redgauntlet" nach dem Walter-Scott'ſchen Romane. Die Figuren ſind charaktervoll, die Scene iſt eigenthümlich. Reiter in raſcheſter Flucht vor der wiederkehrenden Fluth, der ſie ihr Fuhrwerk ſchon zurücklaſſen mußten; aber das Ganze gibt durch ſich ſelbſt keine befriedigende Erklärung, und es iſt eben nur die ſichere geiſtreiche Behandlung eines Le Poittevin's, die uns feſthält. Lugardon, ein genfer Künſtler, dem wir zum erſten Male auf einer hieſigen Ausſtellung begegnen, malte die Rettung Baumgartens durch Tell, mehr mit dem Streben nach unverſchönerter realer Wahrheit, als ideell und geiſtreich auffaſſend. Dieſe gelang ihm auch meiſterhaft in dem naturtreuen Colorit. Aber empörend wird ſie bei einem zweiten Bilde Lugardon's, einem Verbrecher, der bei den Ermahnungen des Geiſtlichen verſtockt bleibt. Die Malerei, als ſchöne Kunſt, hat eine Wahrheit ſolcher Art nicht darzuſtellen. In naiver poetiſcher Auffaſſung macht Girarder's Mittageſſen berner Bauern ſich gefällig geltend. Eine glücklich beendete Wolfsjagd von Düval Lecamus gehört in künſtleriſcher Vollendung zu den vorzüglichſten Bildern der Ausſtellung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Serbien unter Miloſch.]

Serbiens Zuſtände unter dem Fürſten Miloſch — heißt ein Büchlein, voll intereſſanter Angaben, von dem ſerbiſchen Ingenieur Wilhelm Richter. Miloſch Obrenowitſch, roh und energiſch genug, ſich zum Führer ſeines Volkes emporzuſchwingen, das Land der türkiſchen Botmäßigkeit zu entziehen und in der verwilderten Nation eine Ordnung einzuführen, daß man dort ſicherer reiſen kann, als in Ungarn oder Siebenbürgen — ein ſolcher Mann darf nicht nach unſern Sitten beurtheilt werden. Wie Peter der Große führte er das Gute mit Gewalt ein; jähzornig beleidigte er häufig, wo es nicht nöthig geweſen; da er Alles geſchaffen, ſah er auch die Landescaſſen zuweilen für ſein Eigenthum an. Neider und Nebenbuhler fanden ſich genug; viele beſeitigte oder exilirte er; endlich wurde eine Conſtitution errungen, die dem Fürſten einen Senat zur Seite ſetzte. Da der Fürſt deſſen Mitglieder ernannte und auf dieſelbe Weiſe fortregierte, mußte man weiter gehen. Mit Rußlands Unterſtützung und gegen Englands Bemühung erhielten die Knaſen im Anfange dieſes Jahres eine neue Verfaſſung, traten jetzt als Landesvertreter auf, verlangten Rechenſchaft vom Fürſten und wollten mehrere Millionen erſtattet haben. Miloſch war empört; ſein Bruder Johann ſammelte anhängliche Bauern; einige Hundert Soldaten arretirten ihre vorſichtigeren Officiere und rückten unter Anführung eines deutſchen Capellmeiſters gegen Belgrad an. Der Senat ſollte geſprengt werden, Miloſch volle Freiheit erhalten. Auch ein türkiſcher Paſcha regte ſich in dieſem Sinne. Der Fürſt aber wurde in Belgrad gezwungen, ſeinen bedeutendſten Gegner, Wudſchiz Pereſchiz, zum Generaliſſimus zu ernennen. Dieſer zerſtreute die Inſurgenten, Miloſch mußte zu Gunſten ſeines Sohnes Milan abdanken und wurde verbannt. Er ging mit einer hübſchen Freundin Dannitza auf ſeine reichen Güter in der Wallachei. Der neue Fürſt ſtarb in den Armen ſeiner Mutter und dieſe holte jetzt den zweiten Sohn Michael von der Seite des Vaters zur Regierung in Serbien ab. — Dieſen politiſchen Darſtellungen folgt eine genaue Beſchreibung Belgrads, eine Schilderung der reichen Naturſchönheiten des Landes, die noch ſo wenig gekannt ſind, und jetzt von Wien aus auf den Dampfſchiffen hin und zurück, einen vierwöchentlichen Aufenthalt in Serbien eingerechnet, bequem für 120 bis 150 Gulden C. M. beſucht werden können; Mittheilungen über die unüberſehbaren, und gegenwärtig gänzlich unbenutzten Mineralſchätze des Landes; Angaben über ſerbiſche Sitten und über den Charakter bedeutender Perſönlichkeiten; vor Allem endlich praktiſche Rathſchläge für Jeden, der zur Auswanderung in dieſe Gegenden geneigt iſt, geben dem, übrigens ſchlecht geſchriebenen und, zur Schande für Verleger und Druckerei, fehlerhaften Buche, einen nicht geringen Werth.

[Serbiſche Verwendung des Geldes.]

Luxusbedürfniſſe kennt der Serbier nicht; das Geld, das anderswo dafür ausgegeben wird, ſteckt er in den Kaſten oder hängt es ſeiner Frau und ſeinen Kindern um den Hals und um den Kopf. Dieſe Sucht, ſich mit Geld zu behängen, iſt ganz eigenthümlich; die Serbier hungern lieber, als daß ſie einen Ducaten oder einen Zwanziger ihres Schmuckes abſchneiden. Sie ſehen hierbei in der Maſſe des Geldes eine Art Ständeunterſchied. Während der Reiche einige hundert Ducaten als Halsbänder und Kopfſchmuck trägt, verpanzert ſich das Bauernweib in Piaſtern, Zechinen und Zwanzigern. Ihr Mantel von weißer Wolle iſt mit Para's geſtickt; ihre mit Federn garnirte Mütze ringsherum dick mit altem Silbergeld benäht und von beiden Seiten hängen lange Zwanzigerſchnüre, wie bei einem ſchellenbehängten Pferde, klappernd herunter. (Serbiens Zuſtände von Wilhelm Richter.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Subscriptions-Anzeige.

Bei J. J. Weber in Leipzig erscheint:

Allgemeine
Geschichte der Neuesten Zeit.

Von der

Stiftung der heiligen Allianz bis zur Erstürmung Warschau's.
1815—1832.

Von

Dr. Eduard Burckhardt.

Mit 6 Stahlstichen und einer historisch-geographischen Uebersichtscharte

von **J. Löwenberg.**

In 10 Lieferungen à 8 Gr.

Unter den vielen in neuester Zeit erschienenen Geschichtswerken dürfte wohl keins dem denkenden Leser willkommener sein, als eine treue, unparteiische Darstellung der Zeiterreignisse, welche vor unsern eignen Augen vorübergegangen und an denen Alle mehr oder minder, wenn auch nur geistigen Antheil genommen haben. Welch eine Reihe großartiger Ereignisse hat sich nicht seit der Stiftung des sogenannten heiligen Bundes, bis in die jüngsten Tage begeben? Und wer wäre wohl geistig theilnahmlos geblieben in dem großen Kampfe zwischen Liberalismus und Antiliberalismus, in welchem nach den Worten eines unsrer größten Geschichtsschreibers der allgemeinste und Grundcharakter der neuesten Zeit besteht! „Die fortschreitende Entwicklung und Ausführung des Systems der heiligen Allianz, die Einwirkung desselben auf alle äußern und innern Verhältnisse der Nationen, auf alle Interessen und auf alle Schicksale des Welttheils, ja der ganzen civilisirten Welt, bilden den weitausvorherrschenden Charakter der neuesten Geschichte.“ Und diese Zeit in ihren großartigen sowohl als verwerflichen Erscheinungen zu charakterisiren, jenen Kampf zu beschreiben mit seinen Niederlagen und Siegen, dies war der Zweck des Verfassers bei dem vorgenannten Werke, welches wir hiermit dem gesammten deutschen Volke übergeben.

Noch besitzen wir außer einigen wenigen bändereichen und daher kostspieligen Bearbeitungen kein gedrängtes, zugleich aber auch möglichst umfassendes Werk über die Geschichte unsrer Tage, und die meisten Bücher über Geschichte der neuesten Zeit schließen entweder mit dem Wiener Congresse, oder erzählen die äußerst wichtige Epoche vom J. 1815—1832 so dürftig und kurz, daß sie gewiß nur Wenige befriedigen können. Der Verfasser dieser „allgemeinen Geschichte“ hat daher sicher einem fühlbaren Bedürfnisse durch Bearbeitung des genannten Werkes abgeholfen und die Verlagshandlung glaubt, namentlich den Besitzern der größeren

Allgemeinen Weltgeschichte von Rotteck

in dem vorliegenden Werke eine erwünschte Ergänzung bieten zu können, indem sich letzteres genau da anschließt, wo Rotteck's Geschichtswerk sich endigt.

☞ Lieferung 1—7 ist bereits erschienen.

Die

Kaiser-Chronik.

1796—1815.

Nach Bourienne, Fain, Gourgaud, Hazlitt, Hugo, Mignet, Norvins, Ségur, Thiers u. a. m.

von

Johann Sporschil.

Mit 90 historischen Bildern nach den Gemälden der Gallerie zu Versailles

und anderer berühmter Meister.

In Stahl gestochen von Reveil in Paris.

Die Kaiserchronik ist durch den glänzenden Beifall, den sie von ihrem ersten Erscheinen an erhalten hat, und der sich fortwährend immer steigert, in der Reihe der besten Bücher der neueren Zeit eingebürgert. Sie huldigt zwar den außerordentlichen Geistesgaben, der wunderbaren Festigkeit des Willens, der staunenswerthen Thatkraft, und den großartigen Absichten Napoleons: aber sie geht zugleich, insofern sie dessen Verhältniß zu Deutschland und Spanien berührt lediglich von dem Standpunkte der unparteiischen, historischen Gerechtigkeit aus. Sie unterscheidet sich von den meisten Werken, die über Napoleon erschienen sind, durch unabhängiges Urtheil, durch außergewöhnliche Klarheit, und durch patriotisches Ehrgefühl. Mit Recht kann sie daher jedem, der sich über die wichtigsten Momente im Leben des großen Mannes, der noch immer mit seinem Ruhme die Erde füllt, in bündiger Kürze unterrichten will, empfohlen werden.

Die 90 Stahlstiche sind zum größten Theile den Gemälden berühmter französischer Meister nachgebildet, welche auf Befehl Seiner Majestät Königs Ludwig Philipp in der historischen Gallerie des Nationalmuseums zu Versailles nach einem sehr umsichtigen Plane aufgestellt wurden. Jeder überflüssige Luxus ist vermieden, um auch dem Unbemittelten die Anschaffung dieses interessanten Werkes nicht nur möglich, sondern sogar leicht zu machen.

2 Bände. geh. Preis 3 Thlr.

F. A. MIGNET,

Geschichte der Französischen Revolution

von

1789—1814.

Nach der sechsten, vermehrten und verbesserten Original-Ausgabe

von **Dr. E. Burkhardt.**

Mit **50** Stahlstichen nach Duplessi-Bertaux.

Zwei Bände. Preis Thlr. 3.

Es giebt viele Werke über die Geschichte der französischen Revolution, aber keins von allen, obschon sie sehr bändereich sind, umfaßt sie in ihrem ganzen Umfange und führt sie bis zum Jahre 1814 fort. Seit langer Zeit erwartete man ein Buch, welches in zwei Bänden diesen Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren zusammenfaßte und eine ausführliche Kenntniß darüber verbreitete. Diesen Zweck hat sich der Verfasser bei Ausarbeitung des genannten Werkes gestellt. Mignet behandelt darin die Revolution von ihrem ersten Auftreten, er verfolgt und bezeichnet mit Klarheit ihren Gang, führt uns die verschiedenen Theilnehmer vor, entwickelt im Detail die Hauptscenen und bestimmt den Charakter und die Resultate dieser gewaltigen Krisis. Er verbindet aber auch eine lebensvolle Darstellung der Ereignisse mit philosophischen Betrachtungen und giebt uns zugleich mit seinem Urtheile ein Gemälde der Revolution selbst. Außer den reichlichen bereits öffentlich bekannten Materialien, die er auf das Gewissenhafteste benutzt hat, empfing er noch kostbare Mittheilungen, welche über wenig bekannte Partien der Revolution ein helles Licht verbreiten. Das Werk selbst ist im Geiste der strengsten Wahrheit geschrieben.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 227. — den 19. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sara, die Sängerin.

Novelle von Amalie Winter.

Der Mond schien hell durch hohe Fensterscheiben herein und beleuchtete. Ein Boudoir eine rothe Damastdraperie bekleidete dessen Wände, und Alabastervasen zierten die Nischen; Blumen dufteten, und alles trug den Stempel von Glück und Reichthum. Nur die Bewohnerin nicht; sie saß im niederen Sessel, das Haupt in die weiße Hand gestützt. Sie war schwarz gekleidet in tiefer Trauer, und die Trauer ihrer Züge deutete auf großen Verlust. Wohl betrauerte Sara ein Glück! Das schwarze Gewand aber war die Kleidung der Donna Anna im Don Juan; denn Sara war die erste Sängerin am —— Theater, und hatte diese Rolle heute gespielt. — Wie schön hatte sie gesungen, wie glühend entstiegen die Töne ihrer Brust! In ihrem Haß lag so viel Liebe, und in der Liebe so viel Haß. Nicht nur Rache dem Vatermörder hatte sie gesungen, auch das Weib mußte Genugthuung haben für Schwäche und Reue. — Es war ein herrlicher Zaubergesang gewesen, der ihrer Brust heut Abend entstiegen war. Höher hob sich diese aber unter des Herzens ängstlichem Pochen. Mit dem Batisttuche nahm sie die Schminke von ihren Wangen. Was aber hatte die Jugendfrische so plötzlich verbannt, das Roth der Freude, der Gesundheit und der Liebe? Wie bleich war sie! — wie matt das Auge, das große schwarze. Zwei Thränen lösten sich von den langen Wimpern und rollten über die bleichen Wangen herab; sie erglänzten im Schein des Mondes. — Da nahte sich ein jugendlicheilender Schritt der Thür; es war Louise, Sara's Pflegling. Louise hatte arme Eltern und eine schöne Stimme; Sara unterstützte die Eltern, bildete Louisens Stimme aus und liebte das junge frohe Wesen, das ihr mit ganzer Seele ergeben war. „Freu' Dich, Sara!" rief Louise jetzt, „der König und die Königin schicken Dir Geschenke. — Wie! Du bist noch im Dunkeln? — Licht!" rief sie, „Licht!" und der Diener brachte die Kerzen. „Sieh nur," sagte das junge Mädchen, „was der König Dir gesandt: ein Paar Ohrgehänge von Brillanten, — und die Königin gibt Dir diesen Shawl — wie herrlich — ein türkischer oder ein Ternaut. — Schwarz! Die Majestät weiß wohl, daß Du gern schwarz trägst — es steht Dir auch so gut. Und wie die Steine funkeln, gewiß sie sind von großem Werth:— Du hast aber auch so schön gesungen, Sara, — — so unendlich schön! — nun freu' Dich doch — liebe gute Sara — sei doch einmal wieder froh!" —

„Wie entsetzlich!" rief Sara, „nun muß ich morgen den Majestäten danken. — Ist es denn nicht genug, daß man mich auf die Bühne zwingt, daß ich singen muß, jene Töne, welche mein Herz zerreißen, daß ich spielen muß, bald frohe Rollen, die meine Seele mit Dissonanzen durchzucken, oder traurige Rollen, die den künstlichen Damm durchbrechen, den ich um das eigene Weh geführt habe, und so dem Schmerz einen Ausweg bahnen, so daß er mich ganz überwältigt. — Ist denn

das Alles noch nicht genug? Ich soll auch noch danken, lächeln!"

„Aber liebe Sara," sagte Louise, „wie hast Du Dich nur so verändert? wie viel lächeltest Du nicht sonst! wie hüpftest Du so fröhlich einher!"

„Ja sonst," versetzte Sara mit weicher Stimme, „ja sonst! Was thut es auch, daß ich nicht mehr bin wie sonst? Was ist denn ein Lächeln — ein unbedeutendes Zucken der Lippen; — und ob man nun hüpft oder schleicht, man kommt doch nicht einen Augenblick schneller durch das Leben. Ach! und das Leben ist so entsetzlich lang, so ganz ohne Ende! — eine traurige Ewigkeit. — Ach! und so schwer zu durchleben!" — Und Sara rang die Hände. —

Louise küßte sie auf die Stirn. „Meine Sara! meine Freundin! meine Wohlthäterin! — sei nicht undankbar für die schöne Gabe des Lebens und des Talentes. — Wie Viele hast Du glücklich gemacht durch den Reichthum, der Dir zuströmt; manche Lippe stammelt Dir Dank und manches Gebet fleht Segen für Dich hernieder."

„Ich werde auch fortfahren, Andere glücklich zu machen, aber ich selbst leide doch immer."

„Und dann der Beifall, der Dir wird, Sara, das volle Theater, die vielen Menschen, die Deinen Namen mit Entzücken riefen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen.

(Beschluß.)

Eine neue National-Gründung, welche der frühere Besucher der lieben alten Stadt nicht kannte, ist die Bilder-Galerie der Kunstgesellschaft. Ein über dem alten Festungsgraben auf kolossalem Unterbau aufgeführter Palast, der nicht fertig wurde, und seltsamer Weise daher seinen Eingang durch ein Thor des erzbischöflichen auf dem Hradschin hat, ist für diese Zwecke von der Gesellschaft gekauft worden. Ein kunstverständiges Mitglied macht den Custos, und führte uns. Die Bilder sind und bleiben das Eigenthum der Besitzer, und daher sind ihre Namen auf den Rahmen zu lesen; eine freundliche Einrichtung. Wenn ein Bild die Familienschicksale Jahrhunderte lang mitdurchlebt, kann es zu etwas historisch Wichtigerem werden, als es künstlerisch sein mag. Ein schöner Sinn, auch des gewohnten Anblicks in den Familienschlössern sich zu entschlagen — für die Sammlung! Aus dem Leben in den Tod! Ganz todt sind mir diese bebilderten Wände der vielen Zimmer und Säle erschienen. Der Custos sprach von besserer Bewahrung der Bilder als in den Schlössern. Je nun, man sagt uns mit Grund: „ein unbewohntes Haus bedürfe der meisten Unterhaltungskosten." Der Gebrauch ist nicht immer abnutzend, oft auch erhaltend. Andere Gründe sprechen mehr: die Kunstschule und alle ihre Wirkungen, der Glanz der Hauptstadt, das Vergnügen der zahlreichen Beschauer. Genug, um die Intention der Gründer zu ehren: es ist immer ein Opfer dabei. — Sonst aber hat sich das Cumuliren der Kunstwerke, das Pflegen der Kunst schon abgenutzt. Man hat nicht Maß gehalten. Nichts ermüdender als solcher zwanzig oder dreißig Räume mit bebilderten Wänden: wenig wird genossen. Einige Meisterwerke machen die Masse — zum Pöbel. Es ist ein großer Irrthum, daß die Kunst mehr sein soll als ein Schmuck des Lebens. Wohin sollte es führen, wenn es noch funfzig Jahre mit Bilderprocuration so fortginge, wie jetzt: daß Gesellschaftsmassen Bildermassen procuriren? Unleidlich! Es muß doch ein Moment kommen, wo nun alle Wände behangen sind! — Was dann? Sollen Paläste wie bisher für Galerien, für Bilder erstehen? Im Grunde doch nichts als Magazine. Die Uebertreibung macht selbst das Gute zum Schlimmen. Als die berühmten Galerien entstanden, Dresden, Wien — vor allen in Italien, endlich Paris: da sammelte man, war wenigstens des Sinnes, die Zeugen einer Heroenzeit der Kunst zu sammeln; auch das Kleine fügte sich zum Großen als ein Theil jenes Lebens, aus welchem solche Zeugen stammten. Man zerstörte, plünderte die Kirchen: um so mehr, und mit Recht, um solche Werke zu erhalten, sammelte man; — aber als wäre die Kunst ein selbstständiges Reich, mit einem Zweck an sich! Endlich kam die Wissenschaft mit ihren Akademien und schaffte nun eine Kunstgeschichte herbei; eine Aufgabe, weit über ihr Vermögen, mit der sie auch nimmer zu Stande kommen kann, selbst nicht in ihrem Sinne; denn in diesem ist es une mer à boire; aber ihr Sinn ist nicht der Sinn der Kunst. Diese flieht alle Pragmatik. Lieblich ist ein schönes Bild anzuschauen. Kind der Phantasie, will es uns zu ihr und zur Empfindung, höchstens ein Memento dem Wanderer zurufen, damit er — stehe, und dessen gedenke, von dem er wie das Kunstwerk und der Künstler stammt. Aber von einer Beschreibung wende ich mich gelangweilt ab. Gedächtniß und Geist haben nicht

Raum für so viel Einzelheiten der Menschenwerke. Es ist schon viel, ein Bild eines großen Meisters ganz zu verstehen, zu würdigen; man sei zufrieden, einen Meister als einen guten Bekannten und Freund zu kennen, damit man den theuern überall auf den ersten Blick erkenne. Kommt es hoch, eine der großen Epochen der Kunst, in ihrer nationalen Ganzheit. Und will man nun auch es dahin bringen, in allen Schulen eingewohnt zu sein — immerhin! Aber man hat schon die natürlichen Gränzen überschritten: es gibt kein Heil, keinen Höhepunct mehr, auf welchem man sich mit Zuversicht des Erfolgs anbauen könne; denn gerade da, wo man alle Fäden zu fassen und zu kennen meint, verliert man schon wieder den Blick für die Tiefen der Besonderheiten. Täglich erlebt man ja, daß die vorgeblichen Meisterkenner nimmer sich einigen können, selbst nur über den Maler dieses oder jenes Bildes. — Ist man nun bei der Systematisirung angekommen, und hat nun schon Sammlungen, in denen sich die Kunstentwickelung jeder Nationalität oder Schule in den Bildern selbst erkennen läßt, so ist dies wohl eine Region, über welche hinaus gar kein fruchtbares Land zu finden sein dürfte. Auch die Kunst erblüht nur dem Leben, so wie die Blumen der Erde. Alle Herbarien der sterblichen und wissenschaftlichen Möglichkeit bringen keine Blume hervor. — Die zahlreiche Sammlung, als deren Stifter die Grafen Sternberg genannt werden müssen, interessirte mich vorzüglich in Bezug dessen, was sie aus der Blüthenzeit Böhmens unter den Luxemburgern besitzt. Es ist unter andern ein altes Bild von einem Hofmaler Kaiser Karl's IV., welches diesen darstellt, Theodor von Prag, der für den ersten Maler Böhmens gilt, zu bemerken. Die Anfänge der Kunst scheinen überall in denselben Unvollkommenheiten und Vorzügen sich zu bewegen. Daß die Kritik gesucht hätte, das primitiv Charakteristische in diesen zu erkennen, habe ich noch nicht beobachtet.

Außer den mancherlei Dingen zur Lichtung von Straßen alter Städte, die auch die letzte Zeit mit der Baulust in Prag aufweist — findet sich sogar der über den Rhein gewanderte pariser Boutiquenglanz. Dies Flittergold wird den Gehalt der Stadt nicht stören. Ist's doch, als wäre das Leben nur ein Fest, zu welchem hingeströmt würde, mit Schiller's Worten als Panier:

> Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäste,
> Die wallend strömen zu dem Völkerfeste.

Und ist des Festes Lust vorüber: nichts als fahle Gesichter und Verkehrung! — Freilich bis man ausgeschlafen, und die Festeinrichtung von vorn beginnt. Aber daran könnten doch wenigstens die Vorwärtsleute lernen, daß jeder Tag von neuem angefangen wird, gerade da, wo der vorige anfing; — es möchte ihnen sonderbar vorkommen, wenn man ihnen ansönne, endlich über die ermüdenden Wiederholungen von Schlafengehen, Aufstehen, Ankleiden, Essen, Trinken u. s. w. hinwegzukommen! — Daß folglich nach einem ganz andern Facit gefragt werden müsse, als nach dem dieses schimmernden, augengefälligen, geldjagenden Treibens! —

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Kunstausstellung.]

Die Procession in einer kleinen Stadt, von Isabey ist zwar effektvoll, aber mit allzugroßer Manier gemalt. Bouterweck's Abend auf dem Capo di Sorrento hat sein hauptsächlichstes Verdienst in einem warmen prachtvollen Colorit, und Jacob's Scene aus dem Leben Albrecht Dürer's, den sein Weib zur Arbeit schilt, als er dem Spiel der Kinder zusieht, ist glücklicher erfunden, als mit Erfolg behandelt. Ein ausgezeichnetes Genrebild, eine holländische Familie mit höchst gelungener Beleuchtung in Schalker's Manier, kam von Schendel im Haag, und ein anderes werthvolles Stück, ein Astrolog, der einem jungen Paare prophezeit, von van der Laar in Rotterdam, einem Schüler von Wappers. Aus Rom sendete Pollack zwei liebliche Bilder, ein Mädchen, welches das kleine Schwesterchen einwiegt, reizend in seinem tiefen volltönenden Colorit, und eine Neapolitanerin, die ihren Geliebten erwartet. Die neapolitanische Fischerfamilie durch Lautenspiel unterhalten, von Riedel (in Rom), läßt ziemlich kalt, so schön auch Einzelnes darin gemalt ist. Von den Genrebildern der düsseldorfer Schule verdienen Jacob Becker's Wildschützen auf der Flucht, welche, der eine schwer verwundet, einen Berghang hinabsteigen, den Preis. Ich nenne noch G. Ritter's Schmuggler, von englischen Dragonern angegriffen, ein sehr lebendiges, flüchtig gemaltes Bildchen, einige mit Gefühl dargestellte häusliche Scenen von J. G. Meyer, Fürstenberg, Hübner; hübsche Mädchen in allerhand Trachten und Beschäftigungen von Korneck, Hopoll, Pläschke, Schrader, Hanstein, ein launiges Bild von Wilms, „der durch Erbschaft reich gewordene Student", minder gelungen indeß als der Doctorschmaus im vorigen Jahre, und von Lilotte den gestörten Tabakraucher. Nerenz' „Heimkehr" möge noch, obgleich der Künstler jetzt in Dresden lebt, dieser Schule mit angeschlossen sein; es ist eins jener mittelalterlichen Trauerbilder: ein heimkehrender Wanderer findet die Todtengräber bei einem offenen Grabe, ein Leichenzug naht u. s. w. Der Gedanke ist nicht neu, doch verständlich vorgetragen. Unter den Genrebildern berliner Künstler befinden sich (ich übergehe die schon in meinem früheren Berichte Erwähnten) zwei komische

Bildchen von Hosemann, ein wandernder Musikant und der Contretanz in einer Schenke, eine gelungene humoristische Darstellung von Pistorius, „der aufmerksame Krankenwärter", der in behaglichster Stellung auf einem Lehnstuhl eingeschlummert ist, und dessen eisernen Schlaf der Kranke vergeblich zu unterbrechen strebt; gemüthliche Scenen von Meyer, Heim, Pfannschmidt, Esperstedt, der Gräfin von Egloffstein, Kolbe u. s. w. — Im Portrait zeichneten sich außer Begas, noch Otto, Herz und Schmid (in Aachen) aus. Das Portrait ist übrigens der verwundbarste Punct unserer Ausstellung; denn da man in der Zulassung schlechter Bilder allzumild verfährt, und die Drei-Thaler-Maler sich ohne Zeitungsgebühr gern ins Publicum bringen wollen, so sind der Karikaturen in Menge da, die ohne Schaam und Scheu ihr unziemliches Gesicht in guter Gesellschaft blicken lassen. Es gibt nichts so Abscheuliches in der Malerei, als ein frazenhaftes Portrait! —

Die Glanzseite der diesjährigen Ausstellung ist die Landschaft, und es läßt sich nicht läugnen, daß eine so mannichfache ausgezeichnete Vertretung derselben, wie sie vielleicht noch nie Statt gefunden, dieser Ausstellung, wenn auch nicht in den Augen des Publicums, ein besonderes Interesse gibt und für die Schwäche der anderen Kunstgattungen wohl entschädigen kann. Eine große Herbstlandschaft von Watelet hat einen eigenthümlichen, vielleicht noch nie malerisch benutzten Effect, wir sehen auf ihr das Herabfallen der gelben Blätter. Ueberrascht von dieser ungewöhnlichen Erscheinung, die über das, was die Malerei mit Erfolg darstellen kann, fast hinauszugehen scheint, gab mir der erste Anblick kein Verständniß; bald aber fand ich mich in das kühne Wagniß des Malers, welches mit großer Ueberlegung (die fallenden Blätter sind nur auf die ruhigen Stellen gesetzt) und ausgezeichneter Wirkung vollendet ist. Diese Landschaft gehört dem Schönsten und Originellsten an, was die neuere Kunst hervorbrachte. Ein Sommerabend von Roquepian lockt durch die Wärme seines herrlichen Colorits, eine große Landschaft von Gireux, die Küste der Bretagne mit dem Mont St. Michel, zeichnet sich durch eine meisterhafte Ferne aus. Einige kleinere phantasiereiche Seestücke und Ansichten haben wir Gudin zu danken, und dem talentvollen Mozin eine Ansicht von Paris, die Kathedrale von Chartres und eine durch Ruhe und Harmonie bezaubernde Ufergegend. Eine große Herbstlandschaft von Diday in Genf läßt uns kälter als seine vorjährigen; dafür begegnen wir aber einem andern genfer Künstler, dem wir unter allen jetzt lebenden Landschaftern den Preis zuerkennen möchten, in mehreren bewundrungswürdigen Darstellungen. Ich meine Calame. Wie er an Innigkeit, Wahrheit und Studium die Franzosen übertrifft, so die deutschen Künstler in der freieren Behandlung. In seinen Landschaften, meist Waldgegenden mit lichten Durchblicken, ist das gefühlteste Naturleben, und das innigste Verständniß der Beleuchtung gibt ihnen eine vollendete Haltung. In dem Detail offenbart sich ein strenges Studium, ohne durch unmalerische Peinlichkeit zu ermüden; das Colorit ist warm, durchaus treu, und mit der meisterhaftesten Leichtigkeit vorgetragen. Unter den diesmal von ihm ausgestellten Landschaften zeichnen sich besonders zwei von ganz entgegengesetztem Charakter aus; eine (Abendlandschaft) durch die Innigkeit ihrer Gluth fesselnd, die andere (Aussicht von der Handeck im Kanton Bern) durch die düstere Wildheit einer sterilen, frostigen Natur.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Professor Biedermann in Leipzig gegen Professor Scheidler in Jena, über die Universitäten.]

Es gibt zwei Arten zu schriftstellern. Entweder man weiß — in der Wissenschaft — oder sieht — in der Kunst — ein Bestimmtes, schreibt dies nieder und theilt es mit; oder man möchte gern etwas wissen und empfinden, setzt sich zum Schreiben hin und läßt alle Anstrengungen, die man deshalb macht, drucken. Professor Biedermann hat in seiner Schrift über die Universitäten (Leipzig bei Reichenbach) das Zweite gethan. Eine klare Ansicht, eine bestimmte Meinung über das Wesen der Universitäten und deren Stellung zum Staate hatte er nicht, sollte aber für ein Journal eine Schrift des Professors Scheidler über diesen Gegenstand recensiren. Daß der Recensent etwas Anderes sagen müsse, als der Autor, stand ihm fest. Darum setzte er sich hin, zerbrach sich den Kopf und schrieb nieder, was er fand. Leider aber hat er wenig gefunden und das ganze Buch gewährt das Abbild eines Mannes, der emsig etwas sucht und dabei auf die kläglichste Weise hin und her läuft. Daß bei diesem Herumsuchen auch zufällig die wahre Richtung einen Augenblick eingeschlagen, aber bewußtlos wieder fahrengelassen wird, ist eben so natürlich wie erklärlich. Selbst einige richtige Gedanken springen ab und zu, ohne sich halten zu können. — Prof. Scheidler erscheint als Repräsentant des jesuitisch hierarchischen Geistes, der die Welt zu einem Arbeitshause und den Staat zum Sklavenvogt machen will, um Stifter und Klöster für eine mit höhern Dingen beschäftigte Geistlichkeit zu erhalten. Er fordert für die Universitäten und im Namen der Wissenschaft genau dieselbe Stellung, welche Mönche und Priester im Namen der Religion für ihre Körperschaften in Anspruch nehmen. Daß Wissenschaft und Universität auch der Kirche gegenüber so selbstständig dastehen sollen, behauptet Professor Scheidler nicht. Einstweilen genügt es ja, den Staat in diesem Sinne herabzusetzen. Mit gleicher Argumentation ist später der Kirche die höchste Stellung zu vindiciren. — Professor Biedermann tritt dagegen als Kaufmann in die Schranken. Nach ihm soll Jeder zusehen, was er zu produciren und auf den Markt zu bringen vermag. Die Universität sei darum Bank und Bazar, wo der Studirende finde, was er nöthig hat. Daß der Staat erziehe und die Wissenschaft sich als Zweck darstelle, heißt ihm unpraktisch und Tyrannei. Er will der Wissenschaft blos ihren freien Verkehr, ihr mercantilisches Gewerbe sichern, und läßt dabei unerörtert, wie der Wissenschaft Jünger zu Priestern erzogen werden können. Jeder der Herren widerlegt den Andern, so daß auf beiden Seiten nichts übrig bleibt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 228. — den 21. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sara, die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Sara lächelte bitter: „Was sind mir denn die Menschen? — was ist mir das Publicum? — was der Beifall? — seit —"

„Thust Du doch, Sara, als ob nur zwei Augen auf der Erde Richter sein könnten über Deinen Gesang."

Sara erwiederte: „Wenn Sonne und Mond untergegangen, ist die Welt immer dunkel. Die Sonne brennt zwar oft mit dem glühenden Strahl, oft friert man im kalten Mondlicht; doch der Himmel ist hell, die ganze Welt ist erleuchtet. — Und für mich waren die zwei Augen Sonne und Mond, sie waren auch Erde und Sterne und der ganze Himmel für mich! — O, wie liebte ich diese Augen! Gleich fand ich sie heraus aus dem gedrängten Parterre, aus der Logenreihe, selbst hinter der zugezogenen Gardine ahnte ich sie heraus. Schien es mir doch, als gehe von ihnen ein Licht aus, heller als das des Kronleuchters, ein Licht, wie das eines Heiligenscheins, wie der Heiligenschein des Christuskindes, der die Kapelle erleuchtet. Das Theater wurde mir dadurch zur Kapelle, die Kunst zur Religion, und ich war die Priesterin, die dem Gott dient. Da entströmten meiner Brust freilich die schönsten Töne, ohne Anstrengung stiegen sie empor, wie durch höhere Gnade, durch Gottes Gnade hineingesenkt. Und auch jetzt noch, wenn Ihr mich schön singen hört, so verdankt Ihr es nur ihm — meinem Schmerz um ihn!"

„Liebe Sara," sagte Louise, „singe immerhin Deinen Schmerz aus, aber weine nur nicht so viel; es zerbricht mir das Herz. — Mein Gott! ist denn ein Liebesschmerz so etwas ganz Entsetzliches? Man sagte mir doch, daß ein solcher beinahe in jedem Frauenleben vorkäme, und daß ein Frauenherz ganz besonders dazu geschaffen sei, Wunden zu empfangen und zu heilen; — und wenigen Frauen wurde ein so reiches Leben geboten, wie Dir, in dem sich die Liebe so leicht vergessen, verschmerzen und ersetzen ließe." —

„Wohl mag auch das Leben in seinem Thun und Treiben behülflich sein zum Vergessen. — Wie Opium betäubt es und schläfert ein; der Schmerz bleibt zwar immer, aber man fühlt ihn nicht; — man fühlt ihn wohl, aber man weiß es nicht, daß man fühlt. Es gibt Momente im Leben, wo der Mensch zum Seraph sich emporschwingt, — in andern Augenblicken ist er ein Thier; — sollte es nicht Zeiten geben, wo er der vegetabilischen Welt angehört? Wo er nicht trauert um die Blätter, die der Herbstwind ihm abschüttelt; nicht um die Zweige, die man ihm zu Freuden- und zu Trauerkränzen raubt; — wo er unempfindlich ist für die Schwere der Früchte, die seine Aeste herabziehen und brechen; wo er selbst die Axt gegen seinen Stamm gezückt sehen kann, ohne zu schaudern? Das macht das Opium des Lebens; die täglichen Begebenheiten und Interessen, ein buntes Gewirr — und dabei doch diese Monotonie; alles lehrt vergessen für Momente; aber der Schmerz bleibt doch, der ist ewig. Auch wenn man

Digitized by Google

schläft, hat man vergessen, doch bin ich oft händeringend aufgewacht, ohne Traum, ohne Gedanken. Es war die ewige Allgegenwart meines Schmerzes, die mir Thränen erpreßte und mein Stöhnen hervorrief."

„Arme Sara," sagte Louise, „es gibt für Dich gar keinen Trost, denn Du willst nicht getröstet sein, wie Du Dich auch nicht warnen lässest; denn in Vertrauen auf eine unbestimmtere Ahnung meines Herzens habe ich Dich so oft gewarnt vor diesem falschen Freunde —"

„O, Louise!" rief Sara, „nenne ihn nicht. Es gibt Töne und Laute, welche Dolchstiche sind. Ich kann um ihn weinen, aber ich kann ihn noch nicht nennen, seinen Namen nicht hören. Und wie liebte ich sonst diesen Namen; ich hörte denselben durch tausend Stimmen hindurch, wenn er am äußersten Ende des Saales genannt wurde. Im lebhaftesten, tiefsten Gespräch hörte ich ihn, und meine Gedanken enteilten zu dem Namen. Ich schlug die Augen nieder, ich zitterte — später schlug ich sie aber stolz wieder auf, diese Augen, denn ich war ja geliebt von ihm; ich wurde von ihm besungen; ich war die Heldin seines Romans; seine Phantasie ergoß ein heiliges Licht um mein Wesen; ich mußte mich in diesem Lichte erblicken, mich bewundern, wie er mich bewunderte. Kein Bangen, kein Zittern zog durch meine Seele, die ganze Sicherheit der Liebe war eingezogen, und ich konnte seinen Namen aussprechen; die ganze Stufenleiter der süßesten Töne, vom Freudenrufe bis zum ersterbenden Hauche, mußte diesen Namen stammeln, erheben, heiligen, und der Name war mir ein Gebet. Und jetzt! — Louise, findest Du denn diese Zusammenstellung des Sonst und Jetzt nicht entsetzlich? Ja, wäre kein Sonst, da könntest Du Recht haben, und das Jetzt könnte erträglich sein; — aber so? — sag' doch, wo findest Du denn mein Glück heraus? daß ich gefalle? wem gefalle ich denn? dem Publicum? Zergliedere doch dieses Publicum. Banquiers, Juden, Geschäftsmänner, Officiere, Brillen, Lorgnetten. Wahrhaftig, die Augen dieser Menschen sind mir eben so gleichgültig, als die Gläser der Lorgnetten! — Mich umgibt Reichthum, Luxus, Comfort, und mich erfreut nichts von alle dem. Ich blickte neulich in das innere Treiben einer ärmen Familie. Kartoffeln, Kinder, ein weißgescheuerter Tisch; Sicherheit des Besitzes, Ruhe, Friede, Arbeit; es war ein Himmel, der sich mir aufthat, und die Hölle trug ich in der Brust."

„Aber liebe Sara," sagte Louise, „findest Du denn nicht in Deinem Talent schon eine Beruhigung? Wie viele trübe Stunden sangst Du schon hinweg; bist Du nicht dankbar für die schöne Musik, die Deine Kindheit, Deine Jugend beglückte?"

„Wenn man traurig ist, beglückt die Musik nicht mehr," versetzte Sara. „Das Leben ist ja der Text, und wie kann die Musik fröhlich sein, wenn der Text so unendlich traurig? — Ach, es ist entsetzlich!" rief Sara, und barg ihr Angesicht in beiden Händen.

Louise zog Sara's Haupt an ihre Schulter und liebkoste es. „Arme Sara! Es ist wirklich ein Unglück, daß nichts von Allem, was Du besitzest, Dir zum Glück gereicht; doch Muth, Sara, es wird wieder werden! — Du bist so jung, so schön, so gut und so warmen Herzens! Du wirst noch glücklich sein, noch glücklich durch die Liebe."

Da richtete Sara sich empor; sie wurde noch bleicher als zuvor, ihre Lippen bebten. „Nein, keine Liebe mehr!" rief sie, „keine Liebe! Ich würde mich verachten, wenn ich je wieder lieben könnte! Ich könnte auch nicht, ich könnte nie wieder einen Mann so hoch stellen, wie ihn; so klein kommen sie mir alle vor, so erbärmlich, diese Männer, aus Convenienz, Berechnung, Genuß zusammengesetzt! Und die Liebe könnte mir kein Glück mehr bieten! Ich könnte nicht an die Ewigkeit der Liebe glauben, ich würde immer das Ende sehen, selbst wenn nie ein Ende käme. Es ist vorbei mit meinem Glauben, vorbei mit meiner Sehnsucht. Ja, wenn ich je wieder lieben könnte, wahrhaftig, ich verdiente wieder verlassen zu werden!"

„Du frevelst, Sara," sagte Louise im Ton des Vorwurfs.

„Daran bist Du Schuld, Louise, warum bringst Du meine Seele auf solche Dinge; sprich nicht mit mir über das, worüber Du mich nicht willst sprechen lassen, wie ich sprechen muß. Laß mich ruhig meine Straße ziehen, still und ernst und traurig, und wünsche nur, daß dieselbe nicht allzu lang sei und nicht allzu steil."

Sara war eine Spanierin von Geburt, heiß rollte das Blut durch ihre Adern, heiß in der Liebe und in der Verzweiflung. Sie stand allein in der Welt, die Eltern todt, das Vaterland fern; sie selbst diesem Vaterlande fremd, denn als Kind hatte sie es verlassen. Frankreich war ihr zur Heimath geworden, sie hatte sich ein Asyl erfungen, das Glück hatte sie sich aber nicht erfingen können, selbst das Glück der Kindheit, der Jugend war dahin, diesem weinte sie nach.

Sara saß in tiefem Nachdenken vor dem Flügel, das Notenblatt war ihrer Hand entsunken. Sie hatte die Rolle der Iphigenia einstudirt, und diese Rolle liebte sie vor allen, sie meinte, der Gesang sei für ihre Stimme ganz besonders geschaffen, und auch das Spiel sage ihr zu; sie fand den Charakter der Iphigenia so schön; dann liebte sie auch den griechischen Schmerz, der den verhüllenden Mantel vor das weinende Auge, vor die kummerentstellten Züge zieht. Dieser Mantel, meinte sie dann, sei wie das Leichentuch, der Schmerz darunter könne für einen Moment Tod sein, wenn das Licht ihn nicht beschiene. Jetzt war sie an die Stelle gelangt, wo sie dieses Leichentuch vorziehen mußte; da schwieg ihr Gesang und die Gedanken spielten weiter, sie spielten Scenen aus Sara's eigenem Leben, und starr blickte ihr Auge vor sich hin.

Sara war nicht so bleich als vor einem Jahre, und man sah es den rothen Lippen an, daß sie wieder lächeln konnten; der Blick aber war trüb. Der Diener trat herein: „Sir William G— wünscht das Fräulein zu sprechen." Sara erröthete: „Ich sagte Euch doch, daß ich für Sir William G— nicht mehr zu Hause sei." — „Se. Gnaden haben das Fräulein noch vor wenig Minuten singen hören, und bitten sehr dringend um Einlaß, nur um einen Augenblick wegen wichtiger Mittheilung." — „Es sei, Louise soll aber zu mir ins Zimmer kommen," befahl Sara. — „Mlle. Louise ist ausgegangen," antwortete der Diener. — „Nun, da bin ich auch nicht zu Hause für Sir William!" rief Sara schnell; die Thür war aber schon halb geöffnet und Sir William trat ein.

„O, nicht so grausam, mein Fräulein," sagte er, „wer durch Minuten beglücken kann, darf mit Minuten nicht geizen. Ich mußte Sie sehen, Sara, ich mußte Sie sprechen. Ich glaube, Sie zürnen mir. Sie lassen mich so selten vor, und ich möchte doch immer bei Ihnen sein, wie sonst. Woher die plötzliche Veränderung? Was habe ich verbrochen? Seien Sie barmherzig, lassen Sie mich nicht in diesen Zweifeln, Sara, blicken Sie mich nicht so kalt an."

Sir William war vierundzwanzig Jahr; er war ein Irländer mit blondem Haar und tiefliegenden blauen Augen, die den Frauen sanft und melancholisch schienen, was die Männer nie zugeben wollten. Den Frauen gegenüber war er auch sanft und schwärmerisch; ein angeborner Takt sagte ihm, daß er bei dem schönen Geschlecht den natürlichen Neigungen seines Charakters folgen könne, welche er schlau vor den Männern unter Witz und Scherz zu verbergen suchte. Sir William war einer von jenen unglücklichen Glücklichen, welche von ihren Revenüen leben können, und deren einziges Geschäft ist, zu leben und zu genießen. Und er fand dieses Leben voll Genuß so traurig, so monoton; er blickte sehnsüchtig nach allem, was ihm ein Glück schien, besonders sehnsüchtig nach dem versagten Glück und nach dem unerreichbaren mit der größten Sehnsucht. — So auch nach Sara. Sie war so freundlich mittheilend für ihn gewesen, und nun war sie plötzlich so kalt. Hatte seine Huldigung ihr mißfallen? Diese war freilich oft wunderlich; Sara hatte ihm auf allen ihren Wegen begegnet; er besoldete reichlich Leute, die ihm melden mußten, wann Sara ausging und wohin; leicht sprang er über Hecken und drang durch Gebüsche, um auf dem Spaziergange sie aufzufinden; in Gesellschaft, wenn sie umstellt war von Verehrern, die ihr huldigten, warf er wüthende Blicke ihr zu, und konnte er mit ihr sprechen, so sagte er ihr oft ein bitteres Wort, statt des herzlichen, das er fühlte. — Wenn Sara spielte, da würde nichts ihn aus dem Theater zurückgehalten haben; er war nur Aug' und Ohr für sie. Sein Herz erbebte unter ihren Tönen; oft fühlte er Thränen im Auge, über die er erröthete. Dann pflegte er wohl einen Scherz, irgend ein prosaisches Wort auf die Lippen zu zwingen, welches die Poesie seines Herzens maskiren sollte; denn Poesie und Gefühl flüchteten sich in die verborgensten Tiefen dieses Herzens, wie ein kosendes Liebespaar den Blick der Männerwelt scheuend. Wenn aber die Töne verklungen waren, wenn der Vorhang niederrauschte, wenn er vergebens das Auge anstrengte, die theure Gestalt zu sehen, diese menschliche Nachtigall, die so scheu sich ihm entzog, dann stürzte er hinaus ins Freie, mit kräftigem Arm die Menge theilend. Fern von Menschen wollte er fliehen in die Berge, in die Wälder, in die Fluren, Mond und Sterne konnten ihn besser verstehen als die Menschen, Bäume und Blumen besser als die Zuschauer, und das Rauschen des Wassers dünkte ihm heiliger als das Rauschen des Beifalls.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Kunstausstellung.]

— Von dem trefflichen Koeckkoek, in Cleve, kam eine geistvolle und auch technisch vollendete Winterlandschaft. Auch

von münchner Künstlern sind sehr schätzenswerthe Beiträge zugegangen, Landschaften von Haushofer, Lucas, Carl Heß, Mohr, ein schönes Seestück von Grolig, und die Repräsentation jener Schule ist um so interessanter, je seltner sie hier Statt findet. In dem Auftrage der Farbe scheint es jenen Künstlern an Delicatesse zu fehlen, aber die Zeichnung ist meist vortrefflich. Von der düsseldorfer Landschaftsschule fanden sich wie immer zahlreiche Bilder ein, die indeß keine neue originelle Richtung darthun. Der Haufe bewegt sich in dem bekannten, alten monotonen Gleise. Mit bedeutenderen Leistungen treten nur Scheuren, Achenbach, Schirmer und Pose hervor. Auch Elsasser sendete von Rom aus manches Schöne. — Der berliner Landschafter habe ich meist schon früher gedacht. Ein altes Bild des geistvollen, tiefdenkenden Blechen, welcher der Kunst durch Krankheit leider auf immer verloren scheint, „der Golf von Spezzia", ward aufs neue ausgestellt. Der Dom zu Mailand, von Biermann meisterhaft gezeichnet, hat einen Vorgrund, dessen plastischer reliefartiger Auftrag die Menge entzückt; aber eine so körperliche Nachahmung der Natur ist wohl ein Mißverstehen dessen, was die Kunst des Malers erstreben soll. Mit poetischem Gemüth faßte Schirmer (in Berlin) das alte Nepi in charaktervoller Beleuchtung auf. Wegener, ein junger Künstler von Talent, der sich in Schelfhout's Schule ausbildete, zeigt den guten Erfolg derselben in einem Winterstücke. Verdienstliche Hafenansichten, obwohl sehr französirt, malte Hermann. In der Architektur erwähne ich ein mit höchster Sorgfalt ausgeführtes Bild des genialen Neureuther in München, Interieurs von Hasenpflug und Rundt, ein landschaftliches Architekturbild des Belgiers Bessuet. Unter den Thierstücken zeichnet sich außer einigen Darstellungen von Zuk und Simmler, ein Schaafstück von der Meisterhand Verboekhoven's aus. Das Stilleben wird durch ein treffliches Fruchtstück Preyer's (jetzt in München) und durch andere von Jacob und Schartmann gediegen repräsentirt. — Die Skulptur bringt zwei vollendet schöne Marmorwerke August Wredow's (jetzt in Italien), einen bittenden Knaben und die Büste eines Paris, die Schmetterlingsfängerin von Drake, gleichfalls in Marmor, ein liebliches Bild der keuschesten Grazie; das sehr naiv ansprechende Gipsmodell eines liegenden Knaben, von demselben Künstler, zwei Gipsmodelle Victorienstatuen von Rauch, in einfacher Erhabenheit, wogegen eine in Marmor ausgeführte tingirte vom Professor Biström in Stockholm ziemlich seelen- und schwunglos zurücksteht; ferner eine Danaide (in Marmor) von Rauch, wohl nicht durchgängig schön, und von Carlo Baratta, aus Carara, eine Nymphe, (in Marmor) von ausgezeichneter Durchbildung des nackten Körpers. —

Ich kann meinen Bericht nicht schließen, ohne noch zu erwähnen, daß sich gegenwärtig hier im Kunsthandel (in der Lüderitzschen Handlung) ein Bild von Wappers befindet, das erste von ihm in Berlin gesehene, welches zu den meisterhaftesten Erscheinungen der neueren Malerei gehört. Es stellt Johanna von Flandern dar, die an der Leiche ihres Gemahls, des Herzogs Philipp des Schönen, in Wahnsinn verfällt. Das Detail ist von größter, doch ohne nach Effect haschender Vollendung, aber am bewunderungswürdigsten der Ausdruck des beginnenden Wahnsinns in dem Gesicht der Fürstin, wobei die feine Grenzlinie des ästhetischen Geschmackes nicht überschritten ist.

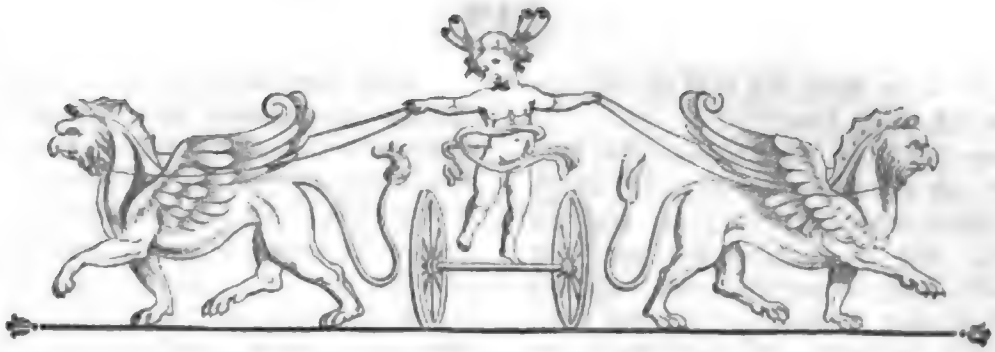
Notiz.

[Ungarische Romane — Abafi.]

Die Deutschen sind ein sehr gutes Volk. Wer weiß, ob ohne sie die ganze civilisirte Welt bestehen könnte. Sie versorgen alle Länder mit Herrschern, fürstlichen Bräuten und Bräutigamen, Staatsdienern, Volksbändigern und Hofmeistern. Dabei zerbrechen sie sich den Kopf über Stellung, Bedürfnisse, Zukunft jeder fremden Literatur, theilen hier und da gute Rathschläge aus, beugen sich nicht nur vor englischen und französischen Geistern, sondern übersetzen auch die ersten Federproben eines Volkes, das theils bei ihnen, theils bei andern noch in die Schule geht. Baron Josika muß also nicht zu stolz darauf sein, daß man seinen Abafi ins Deutsche übersetzte, Deutschland erfüllte blos gewissenhaft eine seiner höheren Weltliteratur-Redactions-Pflichten. Wenn Abafi (Aus dem Ungarischen des Nikol. Josika übersetzt, und mit Anmerkungen versehen von G. Treumund. 2 Theile. Leipzig bei Wilhelm Einhorn) übrigens wirklich vor den Productionen anderer magyarischer Prosaisten, Fáy, Kovács, Vajda, Karl Kisfaludy, Vajza, Szemere, sich so sehr auszeichnet, wie der Uebersetzer behauptet, so muß die magyarische Literatur noch ziemlich tief in den Kinderschuhen stecken. Abafi ist eine halbe Ritter- und halbe Familiengeschichte aus der Vorzeit Siebenbürgens und spielt zu Ende des 16. Jahrhunderts unter dem Fürsten Báthory Szigmond. Die Versuchung lag sehr nahe, bei der Ausmalung des romantischen siebenbürgischen Heldenthums Walter Scott nachzuahmen; indessen spukt der Scott'sche Geist nur aus den weitläufigen Beschreibungen der prächtigen Dolmány's, Kalpaks, Tigerschabraken, krummen Säbel, Rosse, Höhlen, Burgen und Edelhöfe des romantischen Berglandes. Handlung, Situationen und Charaktere erinnern uns auf jeder Seite an etwas hier oder da schon Vorgekommenes. Der familiengeschichtliche Theil des Romans ist mit sehr viel alltäglicher Moral auswattirt; zuweilen zeigen sich auch physikalische und andere Kenntnisse, zur Erbauung und Veredlung des Lesers in der Manier der Pfennigmagazine vorgetragen. Zu Ende des ersten Bandes befindet sich eine Art ästhetisch-psychologischer Abhandlung über die gelungene Schilderung einer Fieberphantasie, die im Buche vorkommt; auch belehrt der Verf. seine Leser in der Vorrede über die moralische Tendenz seines Buches, so wie über die Regeln, nach denen eine Novelle oder ein Roman zu schreiben sei. Josika hat, wie man hört, außerdem noch einen letzten Báthori, und den „Leichtsinnigen", ein Bild gegenwärtiger ungarischer Lebensverhältnisse geschrieben. Jedenfalls haben seine Schriften, wie die seiner Mitstrebenden, viel zur Bildung einer ungar. Büchersprache beigetragen, für Ungarn ein unschätzbares Verdienst. Die Uebersetzung ist fließend und klar.

— f —.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 229. — den 22. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sara, die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Das war ein Jauchzen gewesen im Opernhause, Rouladen, Triller. Die Geläufigkeit, das mezza voce, das keine sterbliche Kehle noch so lieblich und vollkommen hervorgebracht hatte, — und dann der Schmerzensschrei, der so laut, so durchdringend, so natürlich, eine gesprungene Saite des Herzens, ein zertrümmertes Instrument der Seele, der Wehruf einer leidenden Menschenbrust war, und doch Musik, Melodie, ein Zauberklang. Dem allen hatte das Publicum applaudirt, mit lauten jubelnden Stimmen. Aber Sir William hatte nicht applaudirt, er war regungslos. Nicht nur Sara's Gesang, nicht nur ihre Stimme und ihr Spiel ergriff ihn so sehr, er ahnete auch ihre Seele, — und wenn Sara herausgerufen wurde am Ende der Oper, wenn sie erschien, nicht mehr die stolze Königin, nicht mehr Ipbigenia oder Euryanthe oder Donna Anna; wenn sie erschien als Sara; erröthend in jener Demuth des Schmerzes, die den Blick scheut, und sich mit niedergeschlagenen Augen verneigt, oder wenn die Gleichgültigkeit des tiefen Wehs sich ihrer bemächtigt hatte, und sie so unempfindlich schien für den Beifall der gleichgültigen Menschen, die sie nicht liebte; wenn sie nur maschinenmäßig ihren Dank darbrachte, und dessen ungeachtet so anmuthig war, oder wenn sie überwältigt wurde von einem Gedanken an Sonst — Einst — Ehemals, und erzittern mußte in der tiefsten Seele über das Jetzt: Sir William verstand sie; er war hingerissen, erschüttert, vernichtet, und die heiße Sehnsucht trieb ihn hinaus, es fehlte ihm Luft, Muth und Leben.

Und Sara war nicht schön; nur ihr Auge war es, das große dunkele; es lag eine Welt darin. Der Mund war größer, als die Schönheitslinie es erlaubte; fein geschnitten, wie wenn er eigentlich ewig hätte schweigen sollen. Ihre Gesichtsfarbe war dunkel, die Gestalt nicht groß, aber zart, der Fuß schmal und lang. Anmuthig war aber jede ihrer Bewegungen; lieblich war sie in der stillen Freude, wie im tiefsten leidenschaftlichen Schmerz. Wenn sie traurig das Haupt auf die Hand zu stützen pflegte, da war sie einer Trauerweide zu vergleichen, die sich anmuthig niederbeugt über Gräber, ihre Finger schienen die schlanken Blätter zu sein. Sara war nicht immer schön, sie hatte aber schöne Tage, schöne Stunden, schöne Momente. Sie war schön, wenn sie sang, schön wenn sie sprach, und wenn sie liebte, war sie unendlich schön. Aber Sara liebte nicht mehr, sie wollte nicht wieder lieben; woher wußte denn Sir William, daß sie so unendlich schön sein könnte?

Als er jetzt so vor ihr stand und um Gnade und Verzeihung für ein Unrecht bat, das er nicht kannte, das er nicht begangen hatte, da war Sara verlegen. — Sie hatte nie vor dem Publicum gezittert, aber vor Sir William zitterte sie. „Sara," sagte er, indem er sich neben ihr an den Flügel setzte, „Sie haben wirklich Unrecht, daß Sie mich so von sich stoßen; ich bin Ihnen so treu ergeben, ich liebe Sie so sehr. Mein Gott! gibt es

denn so viel Liebe in der Welt, daß man ein liebendes Herz so kalt von sich weisen kann?"

Sara's Züge füllten sich mit Thränen. „Sir William," sagte sie, „ich will Ihnen beweisen, daß ich ein edles Herz zu schätzen weiß, ich will Ihnen Wahrheit geben. Vielleicht wird die Wahrheit Sie von Ihrer Liebe heilen. Sie sehen in mir ein armes verlassenes Geschöpf, das wohl einen Mann anziehen konnte, aber ihn nicht zu fesseln vermochte. Die stolze Sara, der Fürsten huldigen, sie hat vor einem Mann auf den Knieen gelegen, und ihn angefleht, daß er sie nicht verlassen möge, sie hat seine Hände geküßt, sie hat ihre Thränen auf seine Füße geweint, sich gekrümmt wie ein Wurm im Staube. Ich bin entwürdigt, vernichtet, entehrt, — denn ich bin verlassen. Nun gehen Sie, Sir William, denn Sie können mich nicht mehr lieben."

„Sara!" rief Sir William, „ich hielt Sie für kalt und gefühllos und liebte Sie, und jetzt, wo Sie mich in Ihre durchschmerzte Seele blicken ließen, sollte ich Sie da weniger lieben? Wer war das Ungeheuer, das Sie so unglücklich machen konnte? Die Untreue ist ein Scheusal! die Untreue ist Ehrlosigkeit, Feigheit! Geben Sie mir das Recht der Rache, und das treulose Herz, das Sie unglücklich machte, es soll aufhören zu schlagen — für Verrath und Wortbruch gibt es nur Tod! — Sara, erlauben Sie mir, Ihnen Genugthuung zu verschaffen."

Sara lächelte wie zu dem ohnmächtigen Zorn eines Kindes. „Selbst der Tod ist keine Genugthuung für vergangnes Weh; die Thränen, welche aufgehört haben zu fließen, können nicht mehr getrocknet, nicht vergessen werden. Wohl gab es Momente, wo auch ich Rache brütete, wo, trotz der Sanftmuth und des Edelmuthes meiner Frauenseele, Gift und Dolch mir willkommene Waffen schienen; ich habe aber die Rachegedanken niedergekämpft. — Sir William, ich will keine Rache mehr, aber ich will auch keine Liebe. Verlassen Sie mich; ich weiß, daß Sie mich lieben; welche Frau wäre so unempfindlich für den warmen Sonnenschein der Liebe, daß sie nicht auf Momente sich dankbar diesem zuwendete? Ich danke Ihnen für Alles, was Ihr Auge, was Ihre Lippen mir gesagt, für Alles, was Sie verschwiegen haben, und doch flehe ich: kommen Sie nicht wieder, ich kann und darf und will Sie nicht lieben; ich bin ja schon einmal so unendlich unglücklich gewesen, — Erbarmen! — haben Sie Erbarmen; reichen Sie mir nicht ein zweites Mal den Kelch, der so bittere, giftige Hefen enthält!"

Sara hatte die Hände gefaltet; sie war auf den Schemel niedergesunken und das Auge schlug sie aufwärts, so daß man nicht wußte, ob das inbrünstige Gebet an Gott oder an Sir William gerichtet war. Sir William weinte und fand keine Worte, er ergriff ihre Hand, er benetzte sie mit Thränen, er bedeckte sie mit Küssen, er drückte sie an die heiße Stirn und fand keine Worte.

Sara wollte das Zimmer verlassen, Sir William aber hielt sie zurück. „So wohnt denn kein Fünkchen Freundschaft in Ihrer Seele für mich? Ich verlange ja nur die kalte ruhige Freundschaft, das Interesse, das Sie dem Bettler reichen mit der Gabe — die Theilnahme, die Sie dem Verwundeten schenken mit der Charpie; den Blick, den Sie in ein Trauerhaus werfen, wo man eine Leiche herausträgt, weiter will ich nichts. Nur Ihre Nähe, nur Ihren Anblick und keine Liebe. Ich will die Hand nicht mehr berühren zur Begrüßung, ich will das Auge niederschlagen, damit kein Blick mein Gefühl verrathe; ich will fern von Ihnen stehen und kein Wort von Liebe stammeln, kein Hauch, kein Seufzer soll Ihr Ohr erreichen, nur dulden Sie mich in Ihrer Nähe. In wenig Tagen reise ich ab, nur die wenigen Tage, wo ich hier bin, lassen Sie mich Sie sehen, an Ihre Freundschaft, an Ihre Theilnahme glauben."

Sara schwieg. Also nur noch wenig Tage und dann schon die Leere. Warum denn diese früher noch heraufbeschwören? Ist es nicht feig, einem andern Wesen Schmerz zu geben, weil man den Schmerz für sich selbst fürchtet? Kann man nicht Gutes wirken, Edles erwecken, Vorurtheile bekämpfen im jungen Herzen, das uns liebt? Sollte es nicht die Aufgabe einer Frau sein, dem Manne, der sie liebt, einen hohen Begriff von allen Frauen einzuflößen, ihm die richtige Stellung den Frauen gegenüber anzugeben, ihm zu beweisen, wie unendlich unglücklich ein weibliches Wesen werden kann durch getäuschte Liebe, und wie man die Liebe schonen muß, die man nicht erwiedert? Welche Liebe erwiederte aber Sara nicht? — Sir William's? — O, wie war er ihr theuer, sie wußte selbst lange nicht, warum? Da, als er einst eine lange lebhafte Geschichte von Fuchsjagd und Fischfang erzählt hatte, meinte Louise, er sei nicht geistreich, und Sara entdeckte, daß sie ihn deshalb liebe, denn durch einen geistreichen Mann hatte sie viel gelitten, und sie meinte, der einfache schlichte Menschenverstand könne die Ewigkeit geben, die das Genie ihr versagt hatte. Sir William war ihr theuer. Wenn er in das Zimmer trat mit dem Hut auf dem Kopf, wenn er sich seitwärts verbeugte, die Ellbogen weit zurückstehend, wenn er nie

zur Thür hereinkommen konnte, nie hinaus ohne anzustoßen; wenn er nie steif auf dem Stuhle saß, sondern immer halb in liegender Stellung, den einen Fuß in der Hand und über die Kniee gelegt, und so vergnügt und zufrieden war, während die andern besuchenden Herren die Achseln zuckten und jede Bewegung unbegreiflich fanden, noch unbegreiflicher, daß Sara dieses Kind der Natur duldete; wenn er beim Walzer in wunderlichen Sprüngen sich um die Dame drehte, im Contretanz die langen Schritte nicht immer nach dem Takte bewegte: Sara fand ihn immer schön, und seine Unbeholfenheit gab ihr das Gefühl, als sei er ein Kind, das sie am Gängelbande leiten müsse, und dieses Gängelband waren ihre Blicke. — Wenn sie ihn aber als kühnen Reiter das Roß tummeln sah, leicht über Hecken setzend; wenn im Freien bei allen Uebungen der Jugend er so männlich schön und tapfer schien, da verloren sich jene gütigen, herablassenden Gefühle in ihrer Brust, und andere traten an deren Stelle, die nämlich der schwachen Frau zum starken Mann. Auf seinen Arm gelehnt ging sie durch die großen Rinderheerden, die sie fürchtete, an großen Hunden vorbei und brütenden Schwänen, und in die Nähe der stampfenden Pferde, und da war sie ihm so dankbar, als habe der Freund sie sicher geleitet durch die größten Gefahren, sie durch Charybdis und Scylla gesteuert, oder sie vor Löwen und Tigern geschützt. Und doch wollte sie ihn nicht lieben, denn wenn er sie auch in allen Gefahren schützen konnte, die Eine vermochte er doch nicht von ihr abzuwehren, die Furcht vor der Untreue, vor der Leere, vor dem Ende der Liebe.

„William," sagte sie, indem sie ihn fest ins Auge faßte; „hüten Sie sich, mir Schmerz zu bereiten, bewahren Sie Ihre Seele vor dem Selbstvorwurf, drängen Sie sich nicht in mein Leben hinein. Ich warne Sie. Ich will keine Liebe, ich bedarf deren keine mehr. Ich bin ruhig geworden; das Herz schlummert in mir, erwecken sie es nicht mehr, lassen Sie es schlafen, dieses arme Herz. Ruhe ist ein armseliges Gut, die letzte Habe des Verarmten, der letzte Lumpen, in den der Bettler sich hüllt; nehmen Sie ihm diesen, und er stirbt vor Frost, oder er wird rasend. Ich bin Ihre Freundin, deshalb warne ich Sie. — Wenn auch das Blut wild durch Ihre Adern rollt, der Schmerz heftig braust, Verzweiflung sich riesenmäßig in Ihrem Herzen auftürmen kann, so besitzen Sie doch die ganze Elasticität Ihres Nationalcharakters, sich leicht von einem Eindruck dem andern zuwendend, um sich dem folgenden mit gleichem Feuer hinzugeben, wie dem vorhergehenden. — Bei mir, der Südländerin, ist es anders. Vergleichen Sie meine Locken mit den Ihrigen, das Himmelblau Ihrer Augen mit dem Dunkel der meinen. Eben so verschieden ist die Heftigkeit unseres Liebens und Hassens; bei Ihnen Momente, bei mir eine Ewigkeit, bei Ihnen Thränen und Vergessen, bei mir der Tod. — Sie haben eine Seele, welche das eigene Unglück leichter ertragen wird, als das Bewußtsein, das Unglück eines andern Wesens bereitet zu haben. Sie sind mein Freund und in Ihre Hände lege ich meinen Frieden. Treten Sie der Sängerin nicht mit den Vorurtheilen der Welt entgegen, als habe sie ein Herz nur zum Verschenken, das nicht brechen könnte. Sein Sie nicht leichtsinnig, William; die Folgen würden entsetzlich sein, die Reue fürchterlich." — Sara stand wie eine Pythia vor ihm, ihr Auge leuchtete, ihre Wange glühte, und ein Grauen überkam Sir William, wie vor einer unbekannten zürnenden Gottheit, aber seine Liebe war stärker als sein Grauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hofwyl und Prof. Scheidler.

Hofwyl ist eine Erziehungsanstalt im größten Styl. Herr v. Fellenberg, ein eben so kluger als milder Mann, hat dieser Speculation die Farbe der Menschenliebe gegeben und den Ruf hoher Wichtigkeit erworben. Betrieb eines Landgutes bildet die Grundlage. Er wird zur Unterhaltung, körperlichen Ausbildung und praktischen Belehrung der Zöglinge benutzt, die sammtlich den höheren Standen angehören, aus allen Erdtheilen hier zusammengeströmt sind und zum Theil einen Thron in Aussicht haben. Die erforderlichen und diesem Zwecke entsprechenden Arbeiter erzieht das Institut aus verwaisten und verwahrlosten Kindern in einer Armenschule sich selbst; unter dem Titel einer Normalbildungsanstalt für Schullehrer lockt es die dabei nöthigen Gehülfen an; eine Realschule nimmt solche Individuen auf, die nicht verlassen genug sind, bis zur Abarbeitung der für sie gemachten Auslagen gleichsam als Leibeigene der Armenschule übergeben zu werden, und auch nicht reich genug, um als Zöglinge der ersten Classe dem Unternehmer Gewinn zu bringen. Auch eine Anstalt für arme Mädchen wurde errichtet, ging aber wieder ein, weil diese angeblich nicht dahin zu bringen waren, die reichen und ihnen unerschöpflich erscheinenden Vorräthe des Landgutes sparsam genug zu verwalten. Dies Alles würde noch ziemlich gewöhnlich erscheinen, seine eigentliche Bedeutung aber erhält es durch die Geschicklichkeit, womit der Besitzer die wahre Absicht zu verbergen und sich in das Gewand eines politisch-socialen Heilkünstlers zum Theil selbst zu hüllen, zum Theil von Andern hüllen zu lassen wußte. Die Sklavenzucht der Armenschule gilt als ein Muster, wie die unteren Classen zu unterstützen und zu bilden sind; die Ausbeutung der ersten Classe wird

als Erziehung der höheren Stände für Menschenliebe und Wohlthätigkeit dargestellt; das ganze Institut soll einen Musterstaat im Kleinen und ein Modell für die zweckmäßigste Einrichtung unserer politisch-staatsökonomischen Zustände darbieten. Fellenberg will aus jedem Menschen ein nützliches Rad für seine Maschinerie heranbilden können. Die Erfahrungen bei der Madchenschule werden natürlich ignorirt. Die Jesuiten könnten unmöglich auf geschicktere Weise ihre paraguay'schen Staatsformen in Europa einführen, als es in diesen hofwylschen Anstalten geschehen. Auch wollte weder das patricische, noch das radicale Bern sich zur Nachahmung, ja nur zur Uebernahme der Anstalt bequemen. Die Gesellschaft Jesu ist gewiß gefälliger. — Noch merkwürdiger als diese ganze Idee sind die prahlerischen Mittheilungen, wodurch Hofwyl in allen Weltgegenden angepriesen wurde. Will man auch einige dieser Herolde für gutmüthig und leichtgläubig erklären, Andere sind gewiß mit dem geheimen Zwecke des Ganzen in näherer Verbindung. Neuerdings wieder ist vom Dr. Karl Heermann Scheidler, Professor in Jena, ein Buch erschienen, von dem schwer zu sagen, welcher Classe es angehöre, das aber einer Reclame so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. „Die Lebensfrage der europäischen Civilisation und die Bedeutung der Fellenberg'schen Bildungsanstalten zu Hofwyl für ihre befriedigendste Lösung" — so heißt diese Darstellung, die man für wichtig genug gehalten, sie aus der „Minerva" noch einmal besonders abzudrucken. Interessant genug ist sie, aber belehrend sehr wenig. Zuerst wird die Bildungsanstalt in Hofwyl auf eine Weise präconisirt, die allerdings Aufsehen zu erregen, aber durchaus nichts für ihren Werth zu erweisen vermag. Es wird nämlich angegeben, daß sehr viele bedeutende Männer sich darum bekümmert und darüber geschrieben hätten; daß eine große Anzahl von Fürsten und Herren dafür eingenommen und darin erzogen wären. Das könnte man ja ebensogut von den Jesuiten sagen, und nach Austausch der gehörigen Namen wäre die ganze Argumentation wörtlich als Beweis für „die Bedeutung der Jesuitenschulen für die befriedigendste Lösung der Lebensfrage" u. s. w. zu benutzen. — Dann wird, ohne eine Ahnung des Verständnisses, über Papiergeld, Schwindelgeist und industrielle Speculationen raisonnirt. Es wäre hier zu weitläufig, dies ins Klare zu setzen. — Jetzt folgt eine naturwidrige Angabe. Thiere sollen fertig ins Leben treten, oder wenigstens jede Entwickelung von selbst erlangen; Menschen sollen nur Körper mitbringen, die menschlichen Eigenschaften aber blos durch Erziehung erlangen können. Probire der Verfasser nur einmal, was aus den jungen Störchen wird, wenn die alten sie nicht nähren und erziehen, und daß sehr viele Menschen verhältnißmäßig nicht mehr Erziehung genießen, als diesen Thieren nöthig ist, lehrt einige Weltkenntniß zur Genüge. — Ein logischer Stumpfsinn documentirt sich zunächst. Es wird eine schöne Stelle aus Pestalozzi's Schriften mitgetheilt, worin dieser, wenn auch nicht mit naturwissenschaftlichem Bewußtsein, jedenfalls im Gefühle der Wahrheit, den Satz ausführt, daß der Mensch sich zu verschiedenen Zwecken bilden und so entweder Alles auf größte Entwickelung der höheren und geistigen Kräfte oder auf langes und gesundes Dasein berechnen kann. Pestalozzi unterscheidet dem gemäß Civilisation als die Kunst und das Ziel der sinnlichen Befriedigung, und Cultur als das Streben und das Resultat der geistigen Bildung. Diese Distinction zwischen Civilisation und Cultur nebst der richtigen Angabe von Pestalozzi, daß in diesem Sinne Civilisation der Cultur oft entgegenwirke, acceptirt der Verfasser ausdrücklich als richtig — dennoch redet er nach wie vor immerfort von einer Lebensfrage und einer Gefahr der Civilisation, während er Lebensfrage und Gefahr der Cultur sagen sollte, der ja die Civilisation in Pestalozzi's Sinn aufgeopfert werden muß. Oder ist diese Verwechselung absichtlich, da Hofwyl wohl der Civilisation oder dem sinnlichen Genügen, nicht aber der Cultur oder geistigen Fortschritten zu dienen vermag? — Was sind bei solcher Unklarheit für Resultate zu erwarten! Da kommen denn im Ernste Angaben, wie z. B. daß im Jahre 1826 unter 21,350,000 Einwohnern in England 20,734,447 Arme gewesen, weil so viele Personen weniger als 66 Pfund jährlicher Einkünfte gehabt. Also mit 460 Thalern Einkünften, d. h. einem Capital von 11,500 Thalern in 4% Staatspapieren gehört man bei diesem Statistiker zu den Armen. Das Aergste ist aber, daß zwischen wahren und schönen Stellen aus andern Schriftstellern immer wieder verworrene und unrichtige Behauptungen eingeschaltet sind, die angeblich aus jenen folgen und dadurch bewiesen sein sollen. Wenn eben Franz Baader klar erwiesen hat, daß die Proletarier durch das constitutionelle System noch mehr, nämlich zum Nichtgehörtwerden, hinuntergedrückt sind, daß in den Kammern ihre Gegner als Richter entscheiden und daß statt freier Concurrenz factisch ein Monopol der Lohnherren und eine fortwährend reelle Conspiration gegen die Arbeiter Statt finde: — gleich kommt Herr Scheidler wieder und spricht von „extravaganten Projecten und Theorien des Robert Owen, der St. Simonisten" u. s. w. Kurz das ganze Buch ist eine Ankündigung im höheren Styl, eine Reclame. Die einzige Frage bleibt noch: dient der Verfasser mit Wissen und Willen oder als blindes Werkzeug geheimer Zwecke?

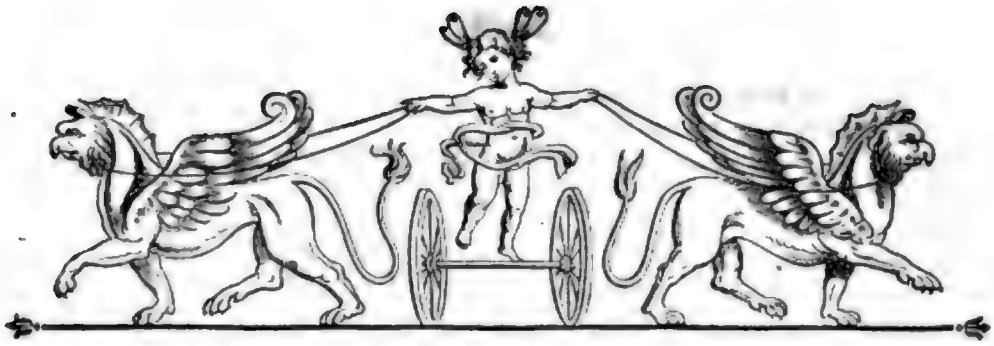
P.

Notiz.

[Markgraff gegen Heine. Charakt.]

Nachdem Gustav Pfizer über Heine einen ganzen Kübel moralischer Brühe gegossen, ohne ihn freilich zu verbrühen, kommt nun auch H. Markgraff in den Blättern für lit. Unterh. mit gleichem gütigen Bemühen. Es ist merkwürdig, wie emsig das gemüthliche Deutschland sich gegenseitig ausbilft und ergänzt. Man sollte die moralisirenden Kritiker, à la Münchhausen, auf eine Schnur ziehen, damit man beisammen hat, was Deutschland contra Goethe, Hegel, Heine ꝛc. aufzubringen weiß. Freilich ist Heine unmoralisch; er hat von Gott soviel als vom Teufel in sich; nur auf der Schnurlinie des Justemilieu gibt es keine Poesie. Wann kommt der Literarhistoriker, der dies beleuchtet?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 230. — den 23. November 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sara, die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Sara saß am Fenster, bunte Wolle lag vor ihr, sie begann eine Arbeit für Sir William, und er, auf einem Tabouret zu ihren Füßen, hielt ihr die Stränge der Wolle, die sie abwickelte. — „Sie sind heute traurig, Sir William," sagte sie, „und gestern noch waren sie so heiter; wie kann man nur so leicht verstimmbar sein; der geringste Anlaß von Außen, der kleinste Gedanke von Innen, und Ihre gute Laune ist dahin! Sehen Sie nur, wie heiter ich bin, seit Wochen und Monaten habe ich nicht geweint, nicht gelacht, sondern nur gelebt; ein schönes reiches Leben, und warum sind Sie denn nicht froh?"

„Das kommt eben von jener Elasticität des Charakters," erwiederte William, „die meiner Nation so eigen, und die Sie mir so oft vorwerfen. Sie sind aber ungerecht. Wenn ich schnell von der Trauer zur Fröhlichkeit übergehe, so loben Sie mich darum, und wenn ich eben so schnell wieder traurig werde, da zürnen Sie."

„Ich zürne gerade nicht," sagte Sara, „es thut mir aber leid, daß ich nicht alles Trübe aus Ihrem Leben bannen kann, und dann verwundere ich mich auch; wie kann man denn traurig sein, wenn man keine Ursache dazu hat? Welt und Leben lächeln Ihnen ja so freundlich zu, so lächeln Sie doch wieder!" —

„Welt und Leben haben mir oft recht schmerzlich zugelacht, und auch oft recht traurig zugeweint," versetzte Sir William. „Schon bei meiner Geburt prophezeihte man mir Unglück, denn die berühmte Banshee hatte ihre Klagestimme erhoben, sie rang die Hände und heulte durch die Lüfte; an den Fenstern jammerte sie und an den Thüren des Hauses; denn die Nacht meiner Geburt war die Sterbenacht meines Bruders. Die Banshee ist nämlich ein Geist, der einigen alten irländischen Familien zugethan ist, er sucht dieselben heim, wenn ein Unglück droht und besonders ein Todesfall. Schaurige Geschichten erzählte man von diesem Gespenst, wie es bestimmt den Tod voraussieht, wenn auch Aerzte und Verwandte nichts davon ahnen, und der Sterbende selbst vielleicht Pläne der Genesung entwirft; wenn man aber die Stimme der Banshee hört, und wenn man sie sitzen sieht mit ihrem verzweifelnden Händeringen, mit den fliegenden Haaren und der flatternden Kutte, mit den scharfen Zügen und den knöchernen Armen, da zweifelt Niemand mehr an dem Tode. — Einer meiner Brüder war gestürzt und starb, während meine Mutter mich gebar; die Banshee jammerte, man wußte nicht, ob ihr Klaggeschrei dem todten oder lebenden Bruder galt, und man prophezeihte mir Unglück. Nun ist es in unserer Familie schon ein Unglück, jüngerer Bruder zu sein, und für mich war es ganz besonders ein solches, denn meine Eltern ersetzten mir nicht durch Liebe, was mein Bruder an Erbtheil voraus hatte. Meine Mutter hatte eigentlich nie etwas geliebt, als Tugend und Ehre, und mein Vater nichts als die Jagd; auch war ich nicht viel im Familienkreise, denn man sandte mich

in eine Erziehungsanſtalt. Einer meiner Onkel ſah mich und ich gefiel ihm; er erklärte mich zu ſeinem Erben und gab mir eine Heimath in ſeinem Hauſe, in ſeinem Herzen. Ihn liebte ich mehr als Mutter und Geſchwiſter; indem er mich verzog, heilte er mich von Fehlern, welche von denen, die mich zu erziehen vorgaben, in mir ausgebildet wurden. Er brachte aber auch manches Unglück über mich. Da ich durch ihn eines Vermögens gewiß war, wählte ich keinen Beruf; ich pries mich glücklich, frei zu ſein, und entdeckte erſt ſpäter, daß die Freiheit, allen Launen zu folgen, kein Glück ſei. Ich konnte ſo viel erreichen, was mir wünſchenswerth ſchien, und erreiche ich einmal etwas nicht, ſo bin ich unglücklich. Ich hätte ein ſehr glücklicher Menſch werden können, wenn ich ein Vaterland gehabt hätte, für das ich kämpfen, dem ich dienen, zu deſſen Glück ich hätte beitragen können. Mein armes Vaterland aber — Nun Sie wiſſen, ich ſchweige darüber! — Ich hätte auch glücklich werden können durch Liebe. — Es ſcheint aber, als ſollte das auch nicht ſein, und die unbefriedigte Seele ſtimmt bald hoffende und bald verzweifelnde Saiten an, die Töne vibriren in einander, und Sie, Sara, meinen dann, ich ſei ein launiſcher Menſch."

„Armer Freund," ſagte Sara, „könnte ich nur Alles aus Ihrer Seele herausſtreichen, was Sie ſchmerzlich berührt. Ich verſtehe Sie ganz, — ſelbſt daß es Momente gibt, wo das Jammern der Banſhee Ihnen Unheil bringend ſcheint. Auf die Elaſticität Ihres Charakters baue ich aber die Hoffnung, daß Sie doch einſt glücklich werden, und im glücklichen Alter vergißt man die Mährchen der Kindheit, wie die Erinnerungen der Jugend." — Sara begann nun ein irländiſches Volkslied zu ſingen, welches Sir William ihr gelehrt hatte; es war eine klagende Melodie, die durch viele Stanzen ſich immer wiederholte; dabei wickelte Sara; — die Stanzen waren zu Ende, die Wolle auch. Sara hatte ſich in ihren Stuhl zurückgelehnt, ihr Auge weilte in den Wolken, welche raſch in abwechſelnden Formen vorbeizogen, ſie ſang aber noch immer die Melodie, welche ſie in unzählige Variationen umgeſtaltete, bald in wilde verzweiflungsvolle Klagen, bald in heitere Weiſen, ſo daß die düſtere Melancholie, mit der das Lied endigte, um ſo greller hervortrat.

Als ſie ſchwieg und den Blick auf Sir William richtete, hatte dieſer das Haupt auf den Tiſch niedergebeugt und barg das Angeſicht in beide Hände. „William," ſagte Sara halb leiſe, „habe ich das Lied Ihnen zu Dank geſungen? Ich gab mir viel Mühe, es zu lernen, denn meine Zunge iſt rebelliſch gegen die Sprache Ihres Landes! Doch was fehlt Ihnen denn, mein Freund?" Sie richtete mit ſanfter Gewalt ihm das Haupt in die Höhe und erbleichte, als ſie Thränen ſah. „Thränen!" rief ſie, „William, ſind Sie denn nicht glücklich!"

„Ja, Thränen!" rief Sir William, indem er aufſprang, „ich bin ein Weib, ein Kind, denn ich vergieße Thränen. Warum auch nicht? Ich müßte ein Stein ſein, ein Felſen, wenn ich glücklich ſein könnte. Und doch war ich glücklich! — noch geſtern war ich es. Da ſah ich Sie aber als Juliette, mit jenem weiblichen Romeo, den Sie mit ſolchem Feuer umfaßten, wie Sie ſein Haupt in Ihre Arme nahmen, ihn liebkoſten, ihn mit Kuſſen bedeckten, die mir ſo heiß, ſo ſegensreich ſchienen; da erfaßte mich eine glühende Eiferſucht! — Sie können lieben, Sara, Sie wiſſen was Lieben iſt, Sie haben geliebt mit dem ganzen Feuer Ihrer Seele — und nicht mich! Ich ſchleiche auf Ihrer Spur einher, ich geize um jeden Moment in Ihrer Nähe, um jedes Wort Ihrer Lippen, um jeden Ton Ihrer Stimme, ich habe Alles, aber Sara, ich habe nicht Ihre Liebe, und wenn ich auch lächele und zuweilen heiter bin, ſo gibt es doch Momente, wo ich raſend werden könnte, die Hände ringe und mich ſehne nach Sara's Liebe! Warum ſind Sie denn ſo kalt für mich?" —

Sara war ſehr bleich geworden. „Sir William," ſagte ſie, „hatten Sie mir nicht verheißen, meine Liebe nicht zu ſuchen? Nur Freundſchaft wollten Sie; nur das Intereſſe, das ich an den Bettler reiche mit der Gabe, die Theilnahme, die ich dem Verwundeten ſchenke mit der Charpie, den Blick, den ich in ein Trauerhaus werfe, weiter nichts verlangten Sie; das waren ja Ihre Worte, und nur auf wenige Tage verlangten Sie dieſes — es ſind jetzt Monate daraus geworden, und gewiß, ich gab Ihnen viel mehr, als Sie verlangten; und was für Rechte haben Sie?" — „Rechte!" rief William bitter, „keine Rechte habe ich und will keine Rechte haben; ich verlange nichts mehr, ich will fort, weit weg von hier; ich will Sie vergeſſen, Sara, ich muß Sie vergeſſen, denn ich ſterbe, wenn Sie mich nicht lieben." Und abermals barg er weinend ſein Haupt in den Händen. Da beugte ſich Sara über ihn und flüſterte leiſe mit bebender Stimme ihm zu: „William — ich liebe Dich." —

Wie wenn ein Ton aus einer andern Welt an ſein Ohr gedrungen, ſo erbebte William bei dieſen Worten. Sara war ſo bleich geworden bei dem Geſtändniß, als

sei ein Gespenst ihr erschienen. William stürzte ihr zu Füßen, er umklammerte dankbar ihre Kniee, küßte den Saum ihres Kleides, ihren Fuß, ihre Hand. Wie ein Kind jauchzte er auf, unter Thränen rufend: „Sie liebt mich!“ bis Sara, überwältigt von ihren Gefühlen, lautschluchzend an seine Brust sank. „Großer Gott!“ rief sie, „so ist es doch wieder dahin gekommen, ich liebe wieder und werde wieder unglücklich sein.“

„Warum denn unglücklich?“ rief William erstaunt, „wie kann ein Gefühl Unglück geben, wenn es erwiedert wird? Du bist ja mein, Sara, auf ewig mein, mein Weib!“ — „Wissen Sie auch, was Sie da sagen,“ versetzte Sara ernst, „wissen Sie, was Sie versprechen? Verhältnisse und Vorurtheile thürmen sich gegen unsere Ehe auf; Sie haben ja vornehme Verwandte. Sind Sie selbstständig genug, um deren Einwilligung entbehren zu können? Prüfen Sie und bedenken Sie, was Sie thun. Sie lieben mich, das ist unendlich viel, ein hohes, großes Glück. Trennung wäre jetzt schmerzlich, fürchterlich, jetzt, wo die stärksten, innigsten Gefühle uns an einander binden, — noch aber binden uns nicht Jahre, noch hat die Gewohnheit eines halben Lebens uns nicht vereint! William, noch ist es Zeit! um Gotteswillen werfen Sie nicht den Hoffnungsfunken in meine Seele, er würde zur Flamme der Verzweiflung auflodern, wenn er getäuscht würde.“ — William antwortete nur durch Liebkosungen, und als Louise zum Thee rief, fand sie ein glückliches Paar.

Sir William war in der That selbstständig; als jüngerer Bruder hatte er keine Verpflichtung gegen die Familie, und durch den reichen Onkel, der ihn erzogen, verzogen und zum Erben ernannt hatte, erhielt er eine jährliche Rente von 1000 Pf. St., die er wo und wie er wolle verzehren konnte. Der Onkel lebte zwar noch, er hatte aber noch nie einen Wunsch des Neffen verweigert, noch keine seiner Handlungen mißbilligt, und William begnügte sich, ihm und den Eltern seine Verlobung anzukündigen, ohne es für nöthig zu erachten, selbst der Form nach um Einwilligung zu bitten. Er war von seiner Seligkeit berauscht; wenn er Sara auf Stunden verließ, so war es nur, um Geschenke für sie zu kaufen, Reisewägen zu besehen; die Reisepläne entwarfen sie vereint.

Nur Wochen noch, nur Tage lagen zwischen dem Augenblick, wo er auf ewig Sara die Seine nennen sollte. Sie hatte schon jetzt die Bühne verlassen, sie fühlte aber keine Leere; ein Liebeswort von William ersetzte ihr allen Beifall. Sara hatte zwar schon einmal geliebt, eben so feurig, wenn auch nicht so glücklich als jetzt; das war aber vergessen; das Glück ist der schönste Lethestrom, der sich über vergangene Trauer ergießen kann. Die schöne Theorie von der einzigen Liebe im Leben schien so zu nichte gemacht. Sara kniete nieder vor ihrem Bräutigam und küßte ihm die Hand. Sie sagte: sie wolle nun immer demüthig sein vor ihrem Herrn und Meister, und noch vor wenig Wochen hatte sie so stolz vor ihm gestanden, so gebietend, als sie nach der Vorstellung im Gewand einer Sultanin ihn empfing und die Maske der Gleichgültigkeit über das liebende Herz gezwungen hatte. Jetzt war sie das im einfachen Hauskleide liebende Weib, welches Herz und Seele und sich selbst ihm zu Füßen legte. — Die Zukunft konnten sie sich in den schönsten Farben ausmalen. Ein Landgut wollten sie in der Schweiz kaufen. Friede, Stille, Liebe und die Ewigkeit des Besitzes sollte ihnen werden, und Sara, welche durch ihr Schicksal, durch ihren Beruf und durch ihr Unglück bis jetzt nur auf Momente angewiesen war, sonnte sich vor allen in dieser Ewigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Uebrig über Landschaftsmalerei.]

„So anmuthig und selbst großartig die Natur an den Ufern des Rheines und seiner Nebenflüsse von Bonn hinaufwärts sich zeigt, tritt sie doch nirgends so gewaltig in massenhafter Erhabenheit oder blendender Farbenpracht hervor, um sich der Auffassung durch die Kunst zu entziehen, wie ich dies fast bei den eigenthümlichsten und am meisten charakteristischen Gegenden der Schweiz und Italiens besorgen möchte. Jedenfalls dürfte für den Landschaftsmaler eine gewisse, ich möchte sagen, mittlere Natur, eben so entfernt von armseliger Dürftigkeit, als von allzuglänzenden Effecten und überwältigender Bedeutsamkeit, das vortheilhaftere Material bieten. Eine Natur, wie z. B. die schweizerische, hat schon so vielen Inhalt in sich selbst, daß die Kunst sich nur schwer über ein Nachlallen und Abschreiben desselben erheben wird. Der Landschaftsmaler soll aber, wenn er seinem Berufe ganz genügen will, etwas Besseres als ein bloßer Abschreiber sein. Auch genügt es nicht, so gut und lobenswerth es an sich sein mag, daß er den von der Natur gegebenen Stoff in kunstmäßige Form bringt, ihn gleichsam in dem Spiegel eines harmonischen effectvollen Bildes auffängt. Wenigstens auf der höchsten Stufe dieser Kunst verlangen wir die Offenbarung einer Menschenseele, der uns verwandten Stimmung eines tiefen Gemüthes, in dem Bilde des Künst-

lers zu finden". — So deutet Friedrich v. Uechtritz (Blicke in das düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben) sehr richtig an, daß Landschaftsmalerei, wenn sie nicht simple Copie, sondern Kunstwerk sein will, die Tochter der Natur und einer Menschenseele, von Gedanken und Empfindungen durchdrungen und belebt sein müsse. Warum redet er aber zugleich auch der Mittelmäßigkeit das Wort? Wenn der bedeutende Inhalt einer schweizer Natur nur schwer sich vermahlt und blos dem Würdigen sich ergibt: so folgt daraus äußrn, daß der Schwache nicht um sie werbe.

[Kirchliche Fragen und Novellistik in Ungarn.]

Es ist charakteristisch für die ungarischen Zustände, daß die cölner Wirren in keinem österreichischen Lande, als in Ungarn, ein Echo, wenn auch nur ein leises, gefunden haben. In allen Provinzen des Kaiserstaates wird nicht nur die politische, sondern auch die kirchliche Entwickelung streng gezügelt. Akatholiken werden in keiner Provinz zu Staatsämtern zugelassen; die größtentheils katholischen Einwohner haben von den wenigen Protestanten keine Rivalität zu befürchten, und sind theils aus halb humaner Aufklärung, theils aus Indifferenz ziemlich tolerant. Der Klerus, an dessen Privilegien der Staat kein Haar krümmen läßt, übt aber nur deshalb eine wohlfeile Toleranz, weil die Regierung so consequent ist, keinerlei Art von Polemik oder Reibung zu dulden, sollte sie auch zu ihren Gunsten sich äußern. In Ungarn jedoch weckt das politische Leben auch das ihm verwandte kirchliche auf. Die große Anzahl der Protestanten, die ihnen von Constitutionswegen zukommenden Rechte, der Starrsinn der vielen unwissenden Mönche, der reichen Bischöfe, die vom Fette des Landes zehren, dies Alles gibt zu gemischten Ehen, Wahlstreitigkeiten, Prügeleien, und nöthigenfalls zu Frieden predigenden Schriften im Gewand der Novelle Veranlassung. Eine solche ist die unlängst bei Wilhelm Einhorn in Leipzig erschienene Novelle: „die heilige Dorothea, Dichtung und Wahrheit aus dem Kirchenleben in Ungarn". Als Novelle ist die Schrift vielleicht zu arm an Dichtung, dafür sehr reich an Wahrheit, vielleicht sogar an Wirklichkeiten; das Thema der gemischten Ehen ist darin nicht allgemein wissenschaftlich-philosophisch, wie in ähnlichen in Deutschland entstandenen Schriften, sondern mehr praktisch mit Beziehung auf ungarische Verhältnisse erörtert. Sonderbar ist es, daß ein so schlichtend und vermittelnd auftretendes Buch, das der herrschenden Kirche ihre Vorzüge und Schönheiten zugesteht, das nur auf Menschlichkeit und Duldung dringt, nicht in Ungarn, sondern in Leipzig erscheinen muß. Der arme katholische Geistliche Alexis, der stockdumme Dechant, der hinterlistige Erzbischof, die der Novellist so treffend zeichnet, scheinen eben nicht übertrieben oder caricirt zu sein. Wir könnten mehr als einen Pendant zu diesen Figuren aus der Wirklichkeit anführen. — Man erinnert sich wohl an Anastasius Grün's Gedicht: die Dicken und die Dünnen (in den Spaziergängen). Nun, gerade in Ungarn scheinen noch die Dicken, jene pfaffischen Tyrannen, die nicht jesuitisch durch das Schlüsselloch schlüpfen, sondern mit dem Wanst die Thüren einrennen, zu Hause zu sein. Merkwürdig ist auch die Verschiedenheit der katholischen Kirche in Deutschland und in Ungarn. In Deutschland stellte sie sich als die arme, verlassene, unterdrückte Waise dar, oder stellt sich auf die Seite der Vernunft und schilt den protestantischen Fortschritt Ideenarmuth, geistloses Formenwesen; in Ungarn, wo sie herrschend ist, pocht sie, wie zu Luther's Zeiten, auf die Prärogative ihrer gewaltigen Befangenheit. — f —.

[Schiller's Adelsdiplom.]

Die Bäuerle'sche Theaterzeitung bringt dies Actenstück des wiener Kanzleistyls aus dem J. 1802. Diese stylistische Barbarei ist um so merkwürdiger, als in dem Diplom selbst die Rede ist von Schiller's Verdiensten um die deutsche Sprache, die mit als Grund zur Erhebung des Schriftstellers Schiller in den Adelstand angeführt wird. Als hauptsächlicher Beweggrund ist jedoch des Herzogs von Weimar wiederholter Wunsch hervorgehoben, dann auch wird nicht vergessen, daß Schiller's Vater im siebenjährigen Kriege unter den deutschen Reichstruppen gefochten habe. Das Actenstück ist voll ergötzlicher Wendung. So wird dem Graduirten, dem der Rang von vier Ahnen gebühren solle, auch anempfohlen, diese „allerhöchste Gnade lebenslang mit tiefschuldigem Danke zu verehren, welches derselbe auch wohl thun kann, mag und soll". — Sollten die Erben Schiller's sich nicht geneigt fühlen, als Gegenstück den Bürgerbrief, den die französische Republik dem großen Dichter übersandte, zur allgemeinen Mittheilung zu bringen?

[Politik in Deutschland.]

Die Allgemeinen Zeitungen fangen an, sich allmälig schärfer zu scheiden. Die Augsburger ergibt sich in ihr Schicksal, überläßt der Leipziger die eine Partei und tritt desto bestimmter für die andere auf. Baiern, Oesterreich, der Katholicismus finden immer mehr Platz und Fürsprache in Augsburg; in Leipzig gilt Protestantismus, Deutschland und Preußen. Die neuesten Blätter der Leipziger brachten einen höchst interessanten Artikel aus London, der stylistisch schlecht, diplomatisch aber sehr schön für Preußen sprach. Es wurde nachgewiesen, daß der Protestantismus seine Stütze in Preußen habe, daß deutsche Wissenschaft ohne protestantische Forschungsfreiheit nicht bestehen könne und daß eine unentbehrliche materielle Grundlage für diese geistigen Gemeingüter Deutschlands im Zollvereine von Preußen gegründet sei. Oesterreich habe die deutsche Bildung stets fern gehalten und müsse sie ausschließen, weil eine geistige Entwickelung der verschiedenen Nationalitäten diesen Staat zerreißen würde, da ihm sogar die Einheit materieller Interessen noch fehle. — Außerdem ergab sich, daß Oesterreich noch eher, als England und Frankreich, über die Türkei mit Rußland kriegen müsse, daß aber Deutschland und Preußen dabei recht wohl neutral bleiben könnte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 13; und eine Subscriptionsanzeige von J. J. Weber in Leipzig.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 12. — den 23. November 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Einladung zur Unterzeichnung.

Bei **Goedsche & Comp.** in Chemnitz erscheint:

Geschichte Napoleon's

von der Wiege bis zum Grabe.

Für alle Völker deutschen Sinnes und deutscher Zunge in Wort und Bild.

Bearbeitet nach den anerkannt besten Quellen der deutschen und französischen Literatur von

C. T. Heyne.

15 Bändchen sauber geheftet in schönem allegorischen Umschlag, geziert mit 30 bis 40 Kunstblättern, Darstellungen aus des Mannes und seiner Zeit ewiger Geschichte.

Jedes Bändchen enthält 3 bis 4 Bogen Text und 2 bis 3 Kunstblätter und kostet nur 3 Gr., colorirt 4 Gr.

Sammler erhalten in jeder Buchhandlung auf 6 Exemplare das 7te frei.

Das erste Bändchen ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz ꝛc. zu haben. Alle 14 Tage erscheint ein Bändchen, so daß das Werk bis März 1840 beendigt ist.

Der Name **Napoleon** übt mit Recht eine zauberische Gewalt über alle Gemüther. Selbst seine ernsten Feinde, die ihn so lange bekämpft, die Alles daran gesetzt, ihn zu stürzen, denen die Vorsehung endlich den Sieg über diesen ersten Schlachtenfürsten aller Zeiten verlieh, sind versöhnt. Alle gestehen jetzt, daß nur ein solcher Geist, daß nur **Napoleon** das wüthende Ueberschwellen jenes anarchischen völkerverschlingenden Elementes, das die ersten Jahre der französischen Revolution geleitet und so lange Zeit durch die geweckte, blinde, rohe, Alles zc. schmetternde Naturgewalt gesiegt hatte, dergestalt eindämmen und einzwängen und seinem ordnenden Willen so unterwerfen konnte, daß Europa wenigstens der Gefahr entrissen wurde, in ein Chaos zu zersplittern, wo das Recht auch nicht einmal dem Namen nach herrschte und sogar der civilisirende Einfluß des Christenthums mehr als bedroht war.

In diesem Sinne wird der Verfasser dem deutschen Volke, die Thaten und Schicksale **Napoleon's** erzählen. Noch leben Krieger, deutsche Krieger aus jener wundergleichen Zeit, die unter **Napoleon**, die gegen **Napoleon** gesiegt. Sie gehorchten, als sie jenes, als sie dieses thaten, ihren Herrschern. Sie erwarben Ehre unter, sie erwarben Ehre gegen Napoleon. Alles Erhabene, was die Deutschen seit der französischen Revolution bis zur Beendigung des großen Krieges vollbracht, bezieht sich, freundlich wie feindlich, auf diesen großen Namen. Es ist daher in dem Grade, als es unmöglich ist, **Napoleon** aus der deutschen Geschichte wegzustreichen, unerläßlich und nothwendig, eine Geschichte **dieses Mannes für das deutsche Volk** zu schreiben. Diese wird demselben hiermit geboten.

Bei **Paul Baumgärtner** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Europäische Lieder

von

Max. Langenschwarz.

Broch. 1½ Thlr.

Rococo.

Von

F. Wiest.

Broch. ½ Thaler.

Friedrich Bach.

Sensitiven.

Broch. ¾ Thlr.

Von dem in meinem Verlage erscheinenden Werke:

Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil noch unedirten Malereien, Bronzen, Mosaiken u. s. w. Gestochen von H. Roux und A. Bouchet. 200 Lieferungen in gr. 8o. mit 800 Kupfern und erläuterndem Texte;

versandte ich heut an alle Abnehmer die 53—60ste Lieferung. Monatlich erscheinen vier Lieferungen, deren jede 5 gGr. kostet.

Hamburg, 22. Octbr. 1839.

Johann August Meißner.

An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830–1839), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowohl den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

sodaß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr 8 Gr.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Aeußerst billig:

Penelope.

Taschenbuch für die Jahre 1827 bis 1838.

12 Bdchn. mit 94 schönen Stahl- und Kupferstichen ꝛc. haben wir vollständig auf 6 Thlr. P. C. (einzelne Bände excl. 1832 zu 12 Gr. n.) herabgesetzt. Von einigen Jahrgängen sind nur wenig vorhanden, daher um baldige Bestellung bitten.

Leipzig, d. 20. Aug. 1839.

J. C. Hinrichssche Buchhdlg.

Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der

junge Mystiker

oder

die drei letzten Festzeiten aus seinem Leben.

Eine biographische Skizze

von **Dr. Fritz.**

broch. 1 Thaler 8 Gr.

Jedem Gebildeten, namentlich Damen, ist dieß mit Geist und Gemüth geschriebene Werkchen als wirklich genußreiche Lectüre anzuempfehlen. Es enthält eine Abspiegelung der höchsten und reinsten Interessen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der unerschöpfliche Maitre de Plaisir,

oder die Kunst in allen Jahreszeiten im Freien und zu Hause, so wie an allen nur denkbaren Freudentagen die unterhaltendsten und belustigendsten Partien anzuordnen. — Enthaltend: die besten Spiele, Lieder, Declamir- und Kunststücke u. s. w. Ein unentbehrliches Haus- und Handbuch für alle lebensfrohe deutsche Familien. Siebente mit neuen Spielen und Kunststücken sehr verm. Auflage. (Um mehre Bogen verm., aber im Preise nicht erhöht.) In eleg. Umschl. geh. 12. 1 Rthlr.

Schon sieben Male neu erstanden,
Kehr' ich bei frohen Leuten ein
Und bring herbei aus allen Landen
Der Kurzweil viel zum Lustverein.
Wenn unter Hunderten nur Einer
In Tasch' und Kopf mich bei sich hat,
So wird aus langer Weile Keiner
Bei Spiel und Freuden satt und matt.
Wer mich in meinen jüngern Jahren
Als Tonangeber schon benützt,
Denn kann ich besser jetzt verwahren,
Damit sein Scherz und Witz recht blitzt.
Ein Späßemacher ohne Gleichen
Hat mich diesmal neu ausstaffirt
Und nun werd' ich Euch erst recht zeigen,
Wie Frohsinn die Gesellschaft ziert.
Fürwahr! Man braucht mich nur zu kaufen,
Um schnell ein witz'ger Kopf zu sein!
Den, der mich weg hat, wird man taufen:
Den Lustigmacher nett und fein.

Ein Recensent im Berliner Figaro 1835 sagt: „Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, eine zahlreiche muntere Gesellschaft ohne Kartenspiel und unausgesetzte Conversation so zu unterhalten, daß die Langweile kein Terrain gewinnt, sondern daß Alles in ungetrübter Heiterkeit und fortwährender Regsamkeit verbleibt. Selbst einem noch so erfinderischen Kopfe werden die Ideen hierzu oft ausgehen. Das obengenannte Werkchen, das durch eine Reihe vorhergehender Auflagen seine Zweckmäßigkeit bereits hinreichend bewährt hat, wird hierbei als ein ganz vortreffliches Aushilfsmittel dienen, denn es enthält der Spiele und Belustigungen eine sehr große Anzahl, und es möchte viel Zeit dazu gehören, um diesen großen Vorrath zu erschöpfen." — Der Recens. im Berl. Modenspiegel 1835. Nr. 32 sagt: „Dieses Büchlein hat nun 7 Auflagen erlebt und ist allemal sehr vermehrt und verbessert worden. Es empfiehlt sich vor allen ähnlichen Schriften durch eine große Mannichfaltigkeit. Langeweile kann unmöglich in einer Gesellschaft einreißen, die dieses Büchlein mit Sinn und Auswahl zu ihrem Führer macht. Somit erfüllt es seinen Zweck vollkommen."

Bei **Eduard Anton** in **Halle** ist so eben erschienen:

Elias, Wilh., Romantische Bilder der Gegenwart. Erster Theil, Söhne der Zeit. 8. 16½ Bogen. Velinpap. geh. 1⅓ Thlr.

Medicinische Schriften.

Bei *F. Rubach* in *Berlin* erschienen:

Analekten für die gesammte Staatsarzneikunde, oder auserlesene Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin und der medicinischen Polizei. *Zweites Heft.* 21 Gr.

Rösch, Dr. C., Ueber den Missbrauch der geistigen Getränke, in Beziehung zur Medicinal-Polizei und gerichtlichen Medicin. (Aus Vorstehendem besonders abgedruckt.) 16 Gr.

Zu Weihnachts-Geschenken:

Es sind nun vollständig in allen guten Buchhandlungen drei verschiedene Ausgaben vorräthig zu haben von den beliebten

Stunden der Andacht.

Die neueste Ausgabe in Taschenformat, auch für Meß-Andachten geeignet, in zwölf Theilen und in gefälligem Format auf weißem Papier à 6 Thlr. — 9 fl.

Die neunzehnte Auflage in grossem Druck und in acht Bänden auf halbweißem Papier à 5 Thlr. 8 Gr. — 8 fl.

Auf weißem Papier ist von dieser Ausgabe kein Vorrath mehr, und nur obige Ausgabe in Taschenformat ist jetzt noch auf weißem Papier vorräthig.

Die achtzehnte wohlfeilste Auflage in Bibelformat in einem Band und in reinem Druck für Unbemittelte hauptsächlich bestimmt, à 2 Thlr. 16 gr. — 4 fl.

Auch diese Ausgabe ist beinahe wieder vergriffen, so daß wir sorgen werden, eine solche Ausgabe in stehenden Lettern zu veranstalten, um den Bestellungen fortwährend entsprechen zu können.

H. R. Sauerländer in Aarau.
Verlags-Buchhandlung.

Bei F. Rubach in Berlin ist fertig geworden:

Fornet, W., Allgemeine Weltgeschichte für Töchter gebildeter Stände. Ein Leitfaden zum Gebrauche in Schulen und zum Selbst-Unterrichte. 17 Bogen groß 8. 16 Gr. Ausgabe mit Kupfern geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Wahlert (Rector in Lippstadt), Deutsche Sprachlehre für Bürger- und Volksschulen. 5. Aufl. 4 Gr.

Lucas, Fr., Erster Unterricht im Lesen. 8. Aufl. 2 Gr.

Chronik von Berlin. 20. Heft. 4 Gr.

Arndt's Christenthum. 6. Heft. 2 Gr.

Belletristik,

welche im Jahre 1839 bei Carl Focke in Leipzig erschienen und in allen guten Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben ist:

Gehe (Eduard), vier historische Novellen. Elegant broch. à 1⅓ Thlr.

Dessen, Reisebilder. Elegant broch. à 1 Thlr.

Wachsmann (E. v.), Erzählungen und Novellen. 10r bis 12r (N. F. 4r bis 6r) Bd. à 5⅓ Thlr.

Dessen, Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1840. (3r Jahrg.) Prachtvoll gebunden à 2⅔ Thlr.

Passavant's Rafael von Urbino.

In meinem Verlage wird soeben folgendes wichtige Werk ausgegeben, das durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

Rafael von Urbino

und sein Vater

Giovanni Santi

von

J. D. Passavant.

In zwei Theilen mit vierzehn Abbildungen.

Text in Grossoctav, geheftet; Abbildungen in Grossfolio in einem besondern Carton.

Auf feinem Velinpapier 18 Thlr.

Prachtausgabe auf extrafeinem Velinpapier mit Abbildungen auf chinesischem Papier 30 Thlr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Leischner's Zauberkunst

aller Zeiten und Nationen, namentlich des ägyptischen Alterthums und des 19ten Jahrhunderts. Enthaltend die enthüllten Geheimnisse der ägypt. Wahrsager, der Orakel, der Bauchrednerei, Telegraphie, Cartomancie in 280 ausgewählt schönen, belustigenden und belehrenden Kunststücken aus der Physik, Chemie, Optik, Mathematik, Arithmetik und Experimentirkunst. Nach Philadelphia, Bosco, Petorelli, Comte und Anderen. Mit 1 Titelkupfer und 111 Abbildungen. 5te mit vielen Kunststücken vermehrte Aufl. 12. Geh. ⅔ Rthlr.

Wem es zur Empfehlung nicht genug sein sollte, daß dieses interessante Büchlein in 6 Jahren 5 neue Auflagen erlebt hat, für den theilen wir von 19 ohne Ausnahme sehr rühmenden Recensionen nur die zwei neuesten mit, indem wir uns jedes eignen Zusatzes enthalten. Abendzeitung 1838 vom 21. Juli: „So täuschend in der Regel die Titel gerade solcher Bücher sind, so macht gegenwärtiges doch davon eine rühmliche Ausnahme. Es eignet sich zur lehrreichen und angenehmen Unterhaltung recht sehr, gibt vieles Neue, oft Ueberraschende, und dabei doch leicht Ausführbare und zeichnet sich durch Vollständigkeit vor mehrern ähnlichen Werken aus. So sei denn den Freunden dieser Belustigungen das hübsche Büchlein bestens empfohlen." — Das Mitternachtsblatt 1839. Nr. 34 sagt: „Allen, die nur sehen wollen, hat Leischner dasjenige, was sie abergläubisch genug für Hexerei hielten, so anschaulich zu machen verstanden, daß es kein Schleier mehr deckt. Selbst der umsichtige Lehrer wird einen glücklichen Griff thun, wenn er diese veröffentlichte Zauberkunst zu den vielen Experimenten zu benutzen weiß, um seinen physikalischen Unterricht zu würzen. In langen Winterabenden wird auch der Familienvater keine schläfrigen Gesichter sehen, wenn er vermöge dieser reichen Auswahl belustigender und belehrender Kunststücke die Langeweile verscheuchen will. Das heirathslustige Mädchen aber und die eifersüchtige Gattin und wer sonst noch einen Wunsch auf dem Herzen hat, dessen Erfüllung er vor der Zeit wissen möchte, fin-

det in der deutlichen Angabe zum Kartenschlagen Gelegenheit in Menge, sich zu erfreuen. Da auch die Abbildungen recht nett sind, und der Preis sehr gering ist, so kann dieses Buch mit Recht preiswürdig und werthvoll genannt werden."

Novitäten
bei
FRIEDRICH KISTNER.
Leipzig 1839.

Banck, C. *Op.* 31. Bauer, Bürger, Bettelmann. Drei Lieder mit Pianoforte. No. 1. 8 Gr.
No. 2. 4 Gr.
No. 3. 4 Gr.

Bennett, W. St. *Op.* 17. Three Diversions for the Pianoforte *(à quatre Mains)*. A, E, A moll. 16 Gr.

— — *Op.* 18. Allegro gracioso for the Pianof. A. 10 Gr.

— — *Op.* 19. Quatrième Concerto (dédié à *I. Moscheles)* pour Piano *avec Orchestre*. F moll. 3 Thlr. 16 Gr.

— — *Op.* 19. Le même pour Piano *avec Quatuor*. F moll. 2 Thlr. 12 Gr.

— — *Op.* 19. Le même pour Piano *seul*. F moll. 1 Thlr. 12 Gr.

— — *Op.* 19. Barcarole pour Piano, tirée du quatrième Concerto. F. 8 Gr.

— — *Op.* 20. Die Waldnymphe. Ouverture *für grosses Orchester* (der Concert-Direction in Leipzig gewidmet). F. 2 Thlr. 16 Gr.

— — *Op.* 20. Duplir-Stimmen hierzu, à Bogen 4 Gr.

— — *Op.* 20. Partitur hierzu, in sauberer Abschrift.

— — *Op.* 20. Dieselbe Ouverture für das Pianoforte zu *vier Händen* eingerichtet vom Componisten. F. 22 Gr.

— — Portrait, lithographirt von *Fr. Pecht*. n. 18 Gr.

— — Dasselbe auf chinesischem Papier. n. 1 Thlr.

Griebel, H. *Op.* 2. Introduction et Variations sur le Thème: „Là ci darem la Mano," de l'Opéra: Don Juan, de *W. A. Mozart*, pour Hautbois *avec Orchestre*. C. 1 Thlr. 12 Gr.

— — *Op.* 2. Les mêmes *avec Piano*. C. 20 Gr.

Heller, St. *Op.* 9. Sonate pour Piano. D. 22 Gr.

Herz, H. *Op.* 55. Variations brillantes sur un Thème original, arrangées pour Piano *à quatre Mains*. Es. 1 Thlr. 4 Gr.

Kalkbrenner, F. *Op.* 143. Vingt-cinq Etudes de Style et de Perfectionnement. Complément à sa Méthode de Piano. Cah. 1. 1 Thlr. 12 Gr.
Cah. 2. 1 Thlr. 12 Gr.

Mathieux, Johanna, *Op.* 6. 6 Lieder mit Pianoforte. 12 Gr.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix, *Op.* 45. Sonate *für Pianoforte und Violoncello*. B. 2 Thlr.

— — *Op.* 45. Dieselbe *für Pfte. u. Violine* arr. v. *F. David*. B. 2 Thlr.

Musard, F. H. Quadrille de Contredanses pour Piano sur des Motifs de l'Opéra „Guise" de *G. Onslow*. 8 Gr.

Nationallieder, 6 schottische, mit Pianoforte-Begleitung, gesungen von *Mad. Alfred Shaw* in den Concerten zu Leipzig. Originaltext mit deutscher Uebersetzung. 18 Gr.

Onslow, G. *Op.* 46. Trois Quatuors p. Violon. Nr. 19—21 en Partition. Fismoll-F-Gmoll à 1 Thlr.

— — *Op.* 47. Quartett p. Violon. Nr. 22 en Partition. C. 1 Thlr.

— — *Op.* 58. Quintetto No. 23 pour Violon, arrangé pour Piano *à quatre Mains* par *Fr. Mockwitz*. A moll. 1 Thlr. 12 Gr.

— — *Op.* 59. Vingt-quatrième Quintetto pour deux Violons, Alto et deux Violoncelles, ou pour deux Violons, Alto, Violoncelle et Contrebasse. D. 2 Thlr. 6 Gr.

— — Guise oder die Stände von Blois (Guise ou les Etats de Blois). Lyrisches Drama in 3 Aufzügen von *Planard* und von *St. Georges*, deutsche Uebersetzung von *O. L. B. Wolff*. Clavier-Auszug. (vollständig.) 5 Thlr. 12 Gr.

Panofka, H. *Op.* 20. Ballade pour Violon av. Piano. 10 Gr.

Pott, A. *Op.* 15. Second Concerto p. Violon av. Orchestre. D moll. 1 Thlr. 16 Gr.

— — *Op.* 15. Le même av. Piano. D moll. 16 Gr.

Szopowicz, H. *Op.* 1. Mazurki Szopowicza, Quatre Mazurkas pour Piano. 4 Gr.

Tulou, J. L. *Op.* 76. Trois Bagatelles pour Flûte avec Piano sur des Motifs de l'Opéra: „Guise" de *G. Onslow*. No. 1. G. 12 Gr.
No. 2. C. 12 Gr.
No. 3. F. 12 Gr.

Villers, A. von. 3 Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte. H. 1, 2 (In Commission.) à 10 Gr.

Wagner, G., *Op.* 5. Divertissement brillant sur des Motifs d'Opéras modernes, pour Clarinette *avec Orchestre*. C. 1 Thlr. 12 Gr.

— — *Op.* 5. Le même *avec Piano*. C. 18 Gr.

Für Kunstfreunde

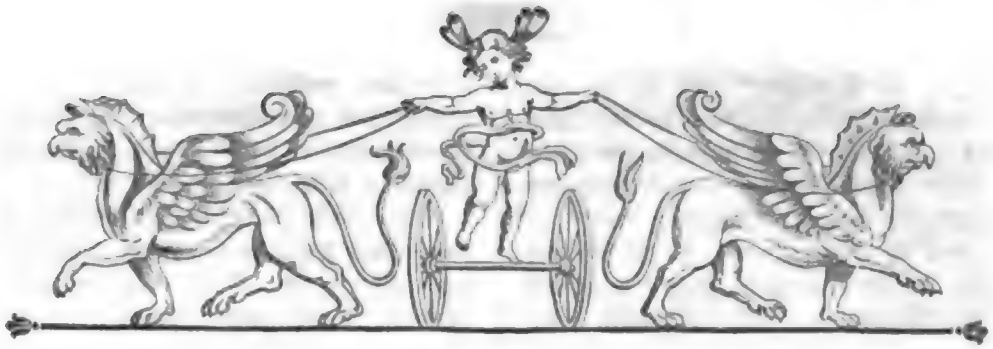
sind erschienen:

Zehn Ansichten merkwürdiger Gegenden in Sachsen, aufgenommen und radirt von Ludwig Richter. 4. geheftet. 1 Thlr., fein colorirt 3 Thlr.

und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu bekommen.

Arnoldische Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 231. — den 25. November 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sara, die Sängerin.

Novelle von Amalie Winter.

(Fortsetzung.)

Die Antwort von William's Verwandten ließ lange auf sich warten; endlich zwei Tage vor dem bestimmten Trauungstage erhielt Sara einen Brief von William's Mutter.

„Es gibt viele gute Menschen in der Welt, die edlen aber sind selten. Ich ahne, daß Sie unter die letzteren gehören, und aus dieser Ahnung schöpfe ich den Muth zu diesem Brief:

„Sir William's Onkel war krank, als die Ankündigung Ihrer Verlobung mit meinem Sohn hier eintraf; er war unzufrieden über die Wahl seines Neffen; er sah ihn im Geist durch eine solche Vermählung aus der ersten Gesellschaft ausgeschlossen, oder ungern darin aufgenommen, da weder sein Rang noch sein Vermögen bedeutend genug sind, um die Künstlerin der aristokratischen Welt aufzwingen zu können. Aber auch sein häusliches Glück sah er gefährdet, die Sängerin werde die Bühne und den Beifall, an den sie gewöhnt, nicht leicht verschmerzen, sondern der Monotonie einer stillen Häuslichkeit erliegen. Er war empört über William's Verlobung, die er so bestimmt angekündigt, ohne den Freund seiner Kindheit um Rath zu fragen, und da er die Stunde seines Todes herannahen fühlte, hat er durch eine Clausel im Testament William nur unter der Bedingung zum Erben eingesetzt, daß diese Heirath rückgängig werde. — Der Onkel ist todt, und keine Bitten, keine Thränen können den letzten Willen verwischen. Sie, mein Fräulein, werden wissen, was Sie auf diese Nachricht zu thun haben. Nicht nur die Zufriedenheit einer Familie haben sie in Ihren Händen, auch William's Schicksal, welches ohne das Vermögen des Onkels sehr trübe und unglücklich sein wird. Sollte er von seiner Leidenschaft hingerissen, nicht für sich wählen können, so werden Sie für ihn wählen. — Mein Sohn liebt Sie sehr, er ist wohl eines heftigen Gefühls fähig, aber nicht eines dauernden; nach einer kurzen Trennung bleibt ihm von der größten Liebesflamme nur noch ein schwacher Schimmer zurück. — Sind Sie nun wirklich so edel, als man Sie mir schilderte, so werden Sie ihn von sich zu entfernen wissen, und der Beifall Ihres eigenen Herzens, die Dankbarkeit unserer ganzen Familie, die Achtung der Welt, und vielleicht nach Jahren auch William's Dank, werden Ihr Lohn sein."

Die Mutter hatte des Onkels Tod mit Willen abgewartet, ehe sie von seiner Mißbilligung schrieb, denn sie wußte, daß William den alten Mann leicht überreden werde, wenn er während dessen Leben einträfe.

Sara war erblaßt, als sie diesen Brief zu lesen begann, am Schluß desselben trat aber Purpurröthe in ihre Wangen; sie sprang auf von der Ottomane, auf welcher sie geruht, in schnellen Schritten eilte sie im Zimmer auf und nieder und die Blicke sprühten Feuer. Endlich fand sie Worte, Töne in ihrer Brust. — Sie

lachte laut auf: „O, ihr Menſchen," rief ſie, „o, ihr Vornehmen und Reichen! Wollt ihr abermals ein Opfer für eure Götzen? Eure Freia iſt fürwahr eine hohe hehre Göttin, deren Triumphwagen über lebende und ſich krümmende Menſchenherzen hingezogen wird! — Meint ihr nicht, daß ich mich freiwillig in die blutigen Räder ſtürze, wie die Braminen in Indien unter den Triumphwagen des Wiſchnu? — Die Braminen glauben ſelig zu werden, man ſpricht ſie heilig zum Lohn für den ſchmerzlichen Tod! — O, auch mir verheißt ihr Großes! Selbſtbewußtſein, inneren Beifall! Dank! Dank euch! — Der Beifall eines gebrochenen, muthwillig gebrochenen Herzens iſt ein ſchöner Erſatz für das Lebensglück! — Die Zufriedenheit der Familie! — Was iſt mir denn William's Familie! Ob die zufrieden iſt oder nicht, das kann mir wohl gleich ſein, wenn nur Er glücklich iſt durch mich! Die Achtung der Welt?" — Und Sara lachte wieder laut auf. — „Ich konnte mir mit einer einzigen Arie die Achtung der Welt erſingen, der Beifallsruf trug mich zu den Wolken, und ich war nicht glücklich! — Wollt ihr mich zu einer Heiligen machen, und die Welt anbetend vor mir niederknieen laſſen? — Ihr habt mir einen Todesſtoß zugedacht und reicht mir den Dolch, damit ich ſelbſt ihn in mein Herz ſenke; ich ſoll dieſes Herz ſelbſt durchbohren, wißt ihr denn auch, ob ich mit demſelben Stoß nicht noch ein anderes euch näher ſtehendes tödtlich treffe? Hohe, hehre, vornehme Frau und Mutter! könnt Ihr keine Liebe in Eurer Bruſt finden für die Schwiegertochter, weil ſie auf der Bühne geſungen? und meint doch, ſie könne im Leben ſolch hochedle Rollen ſpielen, wie deren der Dichter und der Componiſt ihr zugedenkt; meint Ihr, Ihr könntet aus Eurem ariſtokratiſchen Stammſchloß heraus, wie aus dem Souffleurkaſten, mir zuherrſchen: ſei edel — morde dich — ſie ſei getroffen — ſie ſinke — ſie ſterbe — man wird auch applaudiren! — Mit nichten! — William iſt mein und ich werde mir ihn erhalten vor der ganzen Welt." — Sara blickte noch einmal auf das Papier und erbleichte. — „Ha!" rief ſie, „was verheißt ſie mir da noch, dieſe entſetzliche Frau? — ſeinen einſtigen Dank? Was meint ſie damit? meint ſie vielleicht, er könnte mir je dankbar ſein, wenn ich ihn jetzt verlaſſe? Vielleicht meint ſie auch, daß er es einſt bereuen könnte, mich gewählt und ſein Schickſal an das meinige gekettet zu haben? — Daß er mich einſt haſſen könnte, weil er mich jetzt geliebt! Daß er mir fluchen könnte, weil ich ſein Weib wurde, trotz der Stimme ſeiner Mutter und ſeines ſterbenden Onkels! — O, das wäre ganz entſetzlich! Entſetzlich, wenn er mir einſt dankte, noch weit entſetzlicher, wenn er mir fluchte, mir zürnte, wenn er ſeinen Schritt bereute!" — Sara erſtarrte bei dieſen Gedanken.

Da hörte ſie William's eilenden Schritt; auch er hatte einen Brief in der Hand, einen ſchwarz verſiegelten. „Er iſt todt, Sara!" rief er, „der Freund meiner Kindheit iſt todt, und er ſchied erzürnt." Er barg ſein Antlitz in dem Sophakiſſen und weinte. Sara legte die Hand auf ſein Haupt und ſagte mit dumpfer klangloſer Stimme: „Ja, William, wir müſſen uns trennen." — Da richtete William ſich plötzlich empor, ſeine Thränen trockneten, ſeine Lippen bebten und er war marmorbleich. „Sara!" rief er, „ich ſuchte Troſt bei Dir und Du ſtößeſt mich hinweg! — Du haſt mich nie geliebt." Er wankte nach der Thür, da ſank er bewußtlos zuſammen; zu gewaltſam waren die Erſchütterungen des Unglücks in das ſchöne Glück der Wirklichkeit und der Träume eingetreten, ein Blutſturz ſchien ſeinem Leben ein Ende machen zu wollen. Sara war allein mit ihm; die Verzweiflung gab ihr Rieſenkräfte, ſie trug ihn auf ihr Lager, — ſie brachte ihn zum Leben; die Aerzte geboten Ruhe — und ſie bereitete ihm eine ruhige Pflege, bis er genas.

„Sara," ſagte er einſt, „Du haſt für mich gewacht, mich gepflegt, mit mir gelitten, wie die treuſte Liebe nur zu wachen, zu pflegen und zu leiden vermag; wenn Du mich aber liebteſt, wie konnteſt Du an jenem fürchterlichen Tage von Trennung ſprechen; ſolch einen Gedanken hätteſt Du nicht denken dürfen." — Und Sara reichte ihm den Brief der Mutter. — „Sara," ſagte William, „liebſt Du mich denn nicht genug, um die Armuth mit mir zu theilen? Sieh, ich gäbe willig mein Hab' und Gut hin, um Dich zu beſitzen. Ich würde thätig werden und erwerben, während ich bisher nur genoſſen habe. — Luxus und Reichthum ſind nicht Glück. Wenn mein Herz dieſelben ſo leicht entbehren kann, warum nicht auch das Deine?" — Da ſank Sara, überwältigt von ihren Gefühlen, vor ihm nieder. — „Dank, Dank!" rief ſie, „für Deine Liebe, ſie iſt wirklich groß. Um Reichthum und Wohlleben mit der Geliebten theilen zu wollen, bedarf es keines großen Gefühls. — Aber die Armuth ihr zu bieten, das Entbehren mit ihr zu theilen, die beſchränkten Verhältniſſe durch ihre Nähe noch mehr zu beſchränken, in ihrer Liebe Erſatz zu ſuchen für alle die Genüſſe und Ge-

wohnheiten des Lebens, die selbst ein Leben geworden sind! — Das ist eine große unendliche Liebe, eine Gnade, groß wie des Himmels Gnade. — Dank, Dank! — Ich will aber nicht allein meinen Dank Dir in Worten bringen, auch Thaten sollen ihn Dir beweisen. — Ja, ich will Dein sein, William, auch ohne Dich zu veranlassen, gegen den Willen Deines sterbenden Freundes zu handeln, ohne die Zufriedenheit Deiner Familie zu stören, ohne Dein Vermögen Dir zu schmälern, ich will Dein Weib sein vor Gott! — Was thut es denn, wenn ich vor den Menschen nur Deine Geliebte bin?" — „Sara!" rief William, „thörichtes Mädchen! Bedenke Deinen Ruf." Sara lächelte. „Hätte ich meinen Ruf bedacht, so hätte ich meinen armen blassen Freund vor vier Wochen aus dem Hause tragen lassen, anstatt ihn zu pflegen! — Ein guter Ruf ist gewiß etwas Schönes, es gibt aber Fälle, wo er nicht das erste ist. — Sieh, ich stehe allein in der Welt, weder Vater noch Bruder werden zürnen über die befleckte Ehre, und keine Mutter wird sich grämen, und ich selbst gewiß nicht. — Es gibt weder eine legitime noch illegitime Liebe, die Liebe ist Gott! Die Ehe ist nur von Menschen eingesetzt, weil es des Bandes bedurfte, um den Mann zu fesseln! Die Frau braucht sie nicht, diese künstlichen Fesseln, sie ist gebunden durch die Liebe. — Sie bedarf aber einer Sicherheit, daß der Mann ihrer Liebe ihr bleibe, auch wenn sie nicht mehr jung ist, daß ihr Alter nicht einsam sei. Gib mir diese Sicherheit, und ich bin Dein. Sobald ich Deinen Namen nicht führe, behältst Du des Onkels Vermögen und ich kann meinen Beruf beibehalten. Dann brauche ich auch nicht zu fürchten, daß Du mir einst zürnst, wenn ungewohnte Entbehrungen Dich treffen. Freudig opfere ich Dir dann meinen Ruf, diese glänzende Seifenblase, in der die Vorurtheile und Meinungen der Welt sich so lange in buntem Farbengemisch abspiegeln, bis sie zerplatzt. Ich will sie freudig selbst zersprengen diese bunte Seifenblase, die kein Glück umschließt, die für den Himmel bestimmt schien, und sich doch so wenig über die Erde erheben kann, daß sie an der ersten, von Menschenhand errichteten Barriere zerstiebt. — Aber die Ewigkeit Deiner Liebe mußt Du mir verheißen, damit ich mich ungestört Deiner Liebe freuen kann, und nicht zittern muß vor deren Verlust. — „Die Ehre," sagte William, „bindet fester als der Priestersegen, und die Erinnerung schöner Stunden bindet fester als Alles. Aber Du, Sara, weißt Du, wie groß das Opfer ist, das Du bringst?" — „Scheue Dich nicht, das Opfer anzunehmen, wenn es eins ist," erwiederte Sara, „habe nur den Muth, mein zu sein auf ewig. — Nicht ewige Liebesgluth verlange ich, Deine Gefühle können sich zur ruhigen Freundschaft gestalten, wenn Du mir nur die Ewigkeit dieser Freundschaft zusicherst und Deine stete Gegenwart. Laß die Gewohnheiten des täglichen Lebens Dich an mich knüpfen, das Frühstück, die Eßstunde, den Sorgenstuhl. Sei mein Gatte vor Gott! Was liegt mir daran, daß Du mir vor den Menschen nicht angetraut bist."

William stand vor dieser Frau wie vor einer Gottheit; daß sie so freiwillig, so unaufgefordert hingab, was er nie verlangt hatte, ja nicht annehmen wollte. Sie aber bat so dringend, so liebend; sie fürchtete ja seinen Dank, den die Mutter verheißen, sie fürchtete seine einstige Reue, wenn er ihr Gatte werde, und vor Allem fürchtete sie die Trennung von ihm. — Des Onkels Geist ward versöhnt auf diese Art, und Sara sollte auch glücklich werden, ja! ewig glücklich! — Freudig sagte er ihr die Ewigkeit seiner Liebe zu: die Leidenschaft unterschreibt alle Contracte, die nur an Himmel und Erde binden können, sie unterschreibt mit Tinte, mit Blut, sie besiegelt mit Schwüren und Versicherungen, wenn nur das geliebte Wesen es verlangt. Das liebende Weib sehnt sich nach der Ewigkeit der Liebe, der Mann ist aber immer derselben gewiß, so lange er liebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Religiöse Streitigkeiten.]

Die Strauß'schen Drachenzähne gehen üppig auf, und unter den schwarzen gewappneten Männern, die gegen den Jason des Lichtes, gegen die Vernunft erstehen, hat sich nunmehr sogar privatim ein Mitglied des hohen Senats gestellt, und in einer eigenen Brochure Protest gegen die Lehren und Ansichten zweier Candidaten und zweier Hauptpastoren des Lichtes eingelegt. Der hochweise Herr dringt vor allen auf das, wogegen sich, vorzüglich letztere beiden Herren Pastores in letzlich gehaltenen und gedruckt herausgegebenen Predigten, mit Hand und Fuß gestemmt haben; nämlich, auf förmliche Trennung der Gemeinden in — —, ja wie die Kindlein heißen sollen, weiß man selber noch nicht, aber das Bild von Tag und Nacht, Licht und Finsterniß mag der Idee wohl so ziemlich entsprechen. Dieser neue, in letzter Periode der zweite Glaubensfeldzug, hat seinen Impuls vornehmlich durch jene zwei erwähnten Predigten erhalten, gegen die der Herr Candidat Brauer, seit lange ein Haupt-

mann unter den Schwarzen, in einer in Altona gedruckten Brochüre losfuhr, und die Wohlehrwürdigen des Beuches ihres auf die symbolischen Bücher geleisteten Eides bezüchtigte, für welche Kühnheit gedachter Herr Candidat denn auf Anhalten der Herren Haupt-Pastores Alt und Schmalz vor ein hochehrwürdiges, aus Geistlichen bestehendes Ministerium geladen und auf Entfernung desselben aus dem Kreise der Amtsbefähigten angetragen wurde. — Man muß gestehen, daß die Zeit jetzt anhebt in einzelnen Dingen zu wiederkäuen, was denn bei der Verkleinerung oder Verkümmerung des großartig Dagewesenen nicht ohne einen Anstrich von Komik geschieht, der die, an sich genugsam ernste Sache ins Triviale zieht. Ich dürfte zur Veranschaulichung dieser Wahrheit nur mit dem einen Finger auf die Geschichte, mit dem andern hier und da im deutschen Vaterlande etwa auf Zürich, Posen und sonst wohin zeigen, bleibe aber bei der Stange, d. h bei dem Herrn Candidaten Brauer, der seiner Einladung Folge leistend, wie einst der Glaubensrieſe Luther, mit der Bibel unter dem Arme vor seine Ankläger trat, und mit großer, freier Beredtsamkeit von seinem Standpuncte aus, d. h. hinter der Brustwehr des symbolischen Wortes, seine Beschuldigungen geltend zu machen suchet. Man schwankte in dieser kitzlichen Angelegenheit eine geraume Zeit, da, sagt man, gab das Bonmot eines Predigers Plath den Ausschlag. „Meine Herren, sagte er, Grapengießer und Schleiden, die Candidaten, hatten nur Christus gelästert, es war schon recht, daß man sie freisprach, Brauer aber hat zwei Hauptpastores gelästert, es ist billig, daß man ihn verurtheile!" Brauer wurde mit zwei Stimmen Majorität freigesprochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

In der letzten Nummer des „Telegraphen" wird der erste Aufzug meines „Saul" auf eine Weise verdächtigt, die mich im Innersten empört und zu einer Erklärung nöthigt. Niemandem fiel es im Geringsten ein, als mein „Saul" in der Zeitung für die elegante Welt erschien, eine Aehnlichkeit mit dem Saul Gutzkow's zu entdecken, als eben Gutzkow selbst. Er behauptet und läßt durch einen Herrn *—* behaupten: Exposition, Anlage, Introduction und Scenenfolge meines Saul stimmten mit dem seinen gänzlich überein und ließen blos eine breite wunderliche Nachahmung des seinigen erwarten. Ja, Gutzkow ist sogar entrüstet, daß ich einige Motive wörtlich ihm entlehnt haben soll.

Was die Auffassung betrifft, genüge es zu bemerken, daß sein Saul ein herrschsüchtiger Priester, der meine ein Prophet; sein Saul ein moderner protestantischer, militärischer Fürst, der meine ein Naturmensch, eines Volkes erster König, der Saul der Bibel; sein David ein Mann, ein Priesterwerkzeug, der meine ein Hirtenknabe, ein 18jähriger Dichter, ein werdender Held; seine Michal ein staatsgelehrtes Frauenzimmer, meine Merob ein naives morgenländisches Kind ist. Von meinem Moab ist in seiner Tragödie keine Spur.

Daß Gutzkow über den „Schwulst, Clauren'sche Verliebtheit Merob's, hektische Zimperlichkeit David's, und die knabenhafte Unreife der Gedanken" gelacht haben will, möge er mit seinem Gewissen als Kritiker ausmachen; möge sich selbst vorsagen, daß man eine orientalische Bilderpracht und eine glühende Diction, die seinem Saul allerdings abgeht, die aber für den Saul charakteristisch, eigentlich nicht als Schwulst beim Publicum verdächtigen muß; Bilder, wie „duftgesalbte Cedern" in einem Saul nicht wunderlich finden muß, — es müßte denn sein, daß Gutzkow jedesmal sein neuestes Werk als eigentlichen Maßstab alles Poetischen ansieht und sich danach eine allerneueste Aesthetik bildet.

Was aber jene Entrüstung über gänzlich übereinstimmende Exposition und wörtlich entlehnte Motive betrifft, so will ich ganz ruhig ihm antworten: Es ist sehr leicht, wenn man Redacteur eines Journals ist, drucken zu lassen, was einem Neid, Laune und Eigendünkel zuflüstern; aber vor dem Publicum muß man beweisen, was man behauptet. Wahrlich es würde keinem Goethe verziehen, Alles, was sich rührt und regt, als Nachahmung seiner Werke stempeln zu wollen, — viel weniger einem Gutzkow. Wenn er bei einer Besprechung von Dingelstedt's „Argonauten" so arrogant ist, zu sagen: „Dazu wollte mein Blasedow nicht angeregt haben", so möge er an mir nicht auf diese Weise seinen Uebermuth kühlen wollen. Habe ich vielleicht auch meine „Nächte", meinen „fahrenden Poeten" und die „stillen Lieder" seinen Dichtungen nachgebildet? Oder glaubt er, Saul sei sein Monopol? Hätte ich ihn um Erlaubniß bitten sollen, einen großartigen Stoff zu behandeln, den ich schon durch eine Aeußerung in Börne's Briefen angeregt, durch die Lecture der Bibel begeistert in mir getragen?

Es ist Gutzkow vielleicht gelungen, mich durch seinen Ueberfall auf eine Nacht zu verstören, — abschrecken wird er mich nicht, meinen Saul aufführen zu lassen. Mehrere Bühnen haben mir die Darstellung freundlich zugesagt.

Ich fordere auf, und bitte hermit alle unparteiischen Redactionen, nicht in meinem, sondern im Interesse der Wahrheit, zwischen dem ersten Aufzug meines und Gutzkow's Saul eine genaue Vergleichung anzustellen, und ihre Stimmen abzugeben.

Leipzig, 21. November.

Karl Beck.

P. S. Ich ersuche alle auswärtigen Journale, diese Erklärung abzudrucken.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 232. — den 26. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sara, die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Und glückliche Stunden, Tage und Jahre wurden den Beiden zu Theil. Sara hatte früher viel in den Gesellschaften der großen Welt gelebt, die vornehmsten Frauen hatten sie aufgesucht, sie war die Zierde des Salons gewesen; sie hatte oft die Langeweile hinweggesungen aus den Kreisen, wo die Etiquette der Götze war, der sich an die Stelle des Gottes der Freude eingeschlichen hatte. Die Salons verschlossen sich ihr jetzt. — „Dies Opfer brachtest Du mir," sagte William, indem er sie liebend umschloß. Sara lächelte. „Opfer," sagte sie, „ich hätte wohl meine Liebe hingeben sollen für die Theeatmosphäre; meine Sonne für das Kerzenlicht, mein Glück für den Beifall der gleichgültigen Menschen?"

Sara hatte auch Freundinnen gehabt, an deren Liebe sie glaubte, in deren Seele sie hineingeblickt hatte, die sie in die ihrige hatte schauen lassen; sie hatte diese Freundinnen in Krankheit gepflegt, in Langeweile erheitert, in Kummer getröstet und mit ihnen geweint. Jetzt wandten die Freundinnen sich von ihr ab; manche grüßten sie nicht mehr, wenn sie ihr begegneten; manche wurden roth und manche bleich; alle hielten sich viel gerader als gewöhnlich, wenn sie an ihr vorbeigingen, und einer Jeden war das Selbstbewußtsein auf die Stirn geschrieben: „ich bin besser als diese." Sara fühlte ein leises Weh durch ihr Herz ziehen bei der ersten Erfahrung dieser Art. — William sah, daß sie bleich wurde. „Sara," sagte er, „ich führe Dich zum Altare und Deine Freundinnen sind Dir wiedergegeben." — „Glaubst Du," sagte Sara, „daß ich Freundinnen haben möchte, welche nicht treu sind? Nicht der Schmerz, sie verloren zu haben, war es, der mich ergriff, nein, daß ich sie nie besessen hatte und doch an ihren Besitz geglaubt, das that mir leid. O, nein! sie können mich nie geliebt haben; wie hätten sie sonst aufhören können zu lieben. — Weil eine Freundin anders denkt und handelt, als wir es billigen, können wir sie da gleich ausstreichen aus unserer Freundschaft? Halten wir denn nicht aus bei dem geliebten Kranken, trotz seiner Fieberphantasie? Behalten wir nicht selbst für den wahnsinnigen Freund eine schmerzliche Theilnahme; beugen wir uns nicht weinend über die theure Leiche! Warum soll man sich denn von der Freundin abwenden, weil sie ihr Glück auf ihrem eigenen Wege gesucht hat? Sollen sie denn alle glücklich sein nur auf die eine Art? — Nein, William, solche Freundinnen gebe ich gern auf; hätte eine von ihnen Unrecht gethan, ich würde mich an ihre Seite gestellt haben, und wenn die ganze Welt sie ausgestoßen hätte. Treue ist das Attribut der starken Seele, und wo die Seele nicht durch die Freundschaft erstarken konnte, da achte ich nicht mehr, da liebe ich nicht mehr, und der Verlust schmerzt nicht."

In der Dämmerung schlich Louise leise herein, als Sara allein war; sie stürzte schluchzend in der Freundin Arm. „Du wirst unglücklich werden, Sara!" rief sie, „so sagen sie Alle; Du wirst ausgestoßen werden

Digitized by Google

aus dem Kreiſe der Freunde und Sir William wird Dich verlaſſen, wenn er Dich nicht mehr liebt: ſo meinen die Menſchen. Auf des Mannes Treue iſt nie zu rechnen, ſagt meine Mutter. Sara, ſolch ein Schmerz würde Dich tödten! Noch iſt es vielleicht Zeit! Gib das Verhältniß auf, höre meine Stimme. Sieh meine Thränen, die Mutter will mich nicht bei Dir laſſen, ich ſoll fort, wenn Du nicht —" Sara war gerührt. „Gutes Kind," ſagte ſie, „ich danke Dir für Deine Liebe! Gehe von mir, wenn Deine Mutter es will. Es ſcheint, die Tugend der Welt ſchließt die Dankbarkeit aus. Komm auch nicht zum Beſuch zu mir; ſieh, Du biſt mir auch eigentlich keinen Dank ſchuldig, ich liebte Dich, und was ich für Dich that, war mir eine Freude. Deine Liebe iſt mir werth, ſehr viel werth, — aber William's Liebe ſteht doch höher in meinem Herzen. Ihn bindet die Ehre feſter als der Prieſterſegen und die Erinnerung an ſchöne Stunden bindet feſter als Alles — ſo ſprach er. Dein Umgang iſt die erſte blühende Blume, die ich William opfere, die andern alle waren welk, dürr und Dornen. — Laß ab von mir, mein Kind; — ich bin unendlich glücklich, ganz unendlich. Sag' es doch den Menſchen, die Unglück vorausſagen. Sag' es Dir ſelbſt, um Dich über mich zu tröſten, aber nicht etwa, um Dein Glück auf dieſem Wege zu ſuchen! Für Alle iſt dieſer Weg nicht; ſelbſt nicht für Viele. Aber ich, Louiſe, bin ſtärker als Viele, ich kann die Menſchen entbehren! Ich bin auch beſſer als Viele, und werde dafür ſorgen, daß meine edlen Eigenſchaften nicht Schiffbruch leiden auf dem Wege des Unrechts, wie Ihr es nennt. Ich bin auch muthiger als Viele, denn ich kann ſterben, wenn ich nicht mehr leben mag. Glaubſt Du denn, ich ſei umſonſt in Spanien geboren, im Franzoſenkriege aufgewachſen, wo Dolch und Gift vertraute Gegenſtände des gewöhnlichen Lebens waren? Ich ſchaudere nicht vor Gift, ich erſchrecke nicht vor dem blitzenden Stahl, ich fürchte keinen körperlichen Schmerz, keinen Tod; ich glaube an Gottes unendliche Güte! — Lebe wohl, mein Kind." — Sara weinte.

Nicht ganz einſam lebte das glückliche Paar. In Paris bewohnten ſie ein prächtiges Hotel; alle Abend waren die Säle erleuchtet; reich war die Tafel beſetzt, der Champagner ſprudelte. Geiſtreiche Künſtler, Gelehrte wußte Sara um ſich zu vereinigen. Der Componiſt wünſchte von ihr die Heldin ſeiner Oper geſpielt zu ſehen, und er kam. Der Dichter wollte ſeine Verſe componirt haben, und Sara's Einfluß auf den jungen Künſtler war bekannt. Ein Anderer wünſchte, daß ſein Concert beſucht werde, Sara ſang darin. Der Maler wollte ihr ſeine Gemälde verkaufen, und er kam. Auch aus den vornehmeren Ständen beſuchten Männer ihren Salon, Sir William's Freunde fanden dort frohe und gehaltreiche Stunden, und Sara's Freunde fanden immer Wohlwollen, Anſprache ohne Anſprüche. — „Sonderbar," ſagte Sara, „da ſpricht man nun immer vom Wankelmuth der Männer und von deren Unbeſtändigkeit, ich habe die Frauen immer viel unbeſtändiger gefunden." Sara's Glück war ihr wirklich zum Lethe geworden und hatte jede Spur vergangenen Leides in ihrer Seele verwiſcht; ſie hatte nur eine Gegenwart, und die war ſchön.

Das Publicum zollte immer enthuſiaſtiſchen Beifall; ſie ſang aber nur für William, der keine Vorſtellung verſäumen durfte. Mit ihm reiſte ſie und überall fand ſie Anerkennung, und Reichthum ſtrömte ihr zu. Oft ſagte ſie: „ich möchte beinah an Zauberei glauben, wenn ich das Gold alles ſehe, das man nach jedem Concert, nach jeder Vorſtellung im Theater vor mir aufhäuft; dann fallen mir alle die Mährchen meiner Kindheit von Zauberlampen, Zauberſtäben und gefundenen Schätzen ein! — Ich ſuche nicht nach Reichthümern, ich finde ſie auch nicht, aber die Reichthümer finden mich. — Nun wohlan! wir wollen ſie gut verwenden."

Am erſten des Monats drängten ſich die Menſchen in ihrem Hauſe. Blinde und Lahme, der Greis am Stabe, die Kinder, die ſie erziehen ließ, die Witwen, die ſie ernährte, die Hungrigen, die ſie ſpeiſte, die Zerlumpten, die ſie bedeckte, die Frierenden, denen ſie das wärmende Feuer anzündete, alle kamen bittend und verließen ſie dankend, denn keine Bitte blieb unerhört, kein Dank ertönte, ohne Sara zu erfreuen. Sie meinte: der Gebende müſſe eigentlich dem Bettler danken für ſeine Bitte, für die Gelegenheit, die er böte zum Wohlthun."

Aber die glücklichſten Stunden verlebten die Liebenden in der Schweiz; dort hatten ſie ein Landgut gekauft, auf welchem ſie einige Sommermonate zubrachten. Da war Sara nicht Künſtlerin, da war ſie die einfache Hausfrau, ordnend, ſchaffend. William ging auf die Jagd, zuweilen begleitete ſie ihn. Auch beim Fiſchfange war Sara oft neben ihm am Ufer des Baches. Die große engliſche Zeitung fehlte nie als Früh- und Abendlectüre. William ruhte leſend gewöhnlich auf drei Stühlen, welche er ſo zuſammengerückt hatte, daß ſie ihm die bequemſte Stellung boten; er pflegte ſich hier

etwas phantaſtiſch zu kleiden, bald als Jäger, bald als Fiſcher. Sara reichte ihm dann die brennende Cigarre und den rauchenden Thee in der großen Taſſe. Er gähnte oft; es war aber nicht das Gähnen der Langenweile, ſondern das des Glücks und des Wohlbehagens, das einen Genuß findet in der Monotonie des Lebens; er gähnte, wie man beim Erwachen gähnt aus ſüßem Schlaf, nach ſüßen Träumen, und ſich wendet, um weiter zu ſchlafen und weiter zu träumen. Schnell verſtrichen die Sommermonate. — Die untergehende Sonne fand das Paar immer vereint, Arm in Arm nach den roſig angehauchten Gletſchern ſchauend, in den Spiegel des Sees, der ihr eigenes Bild in der ganzen Natur wiedergab, und nach dem Himmel. Den Himmel auf Erden hatten ſie ſich herabgezwungen, — beſſer iſt es freilich, wenn er von ſelbſt herniederſteigt zum Segen der Sterblichen! Sara war auch Mutter. Als der erſte Schrei des kleinen Weſens William's Ohr erreichte, ſagte er in freudiger Wonne: „Sara werde meine Gattin auch vor den Menſchen, damit unſer Kind einen Namen habe, meinen Namen trage, und kein Vorurtheil einſt ſeinem Glück im Wege ſtehe.“ — Sara lächelte: „Warum willſt Du muthwillig Deine Verwandten kränken, und das Andenken des todten Onkels Dir trüben? Deine Liebe gibt mir jetzt die Sicherheit des Beſitzes — und ich brauche nicht Deine Reue zu fürchten. Wir ſind ja ſo glücklich, und unſere Tochter wird es auch werden. Wenn ſie ſchön, gut und talentvoll iſt, und wenn ſie geliebt wird, was bedarf ſie da eines Namens? Und wenn das Alles ihr nicht zu Theil wird, wie kann der Name ſie dann entſchädigen? Nein! bleib mir, was Du mir biſt, William, laß kein anderes Band uns knüpfen als die Liebe! Sieh, wenn ich ſo manche Eheleute ſehe, wie die zuſammengeſpannt ſind, zuſammen bleiben müſſen, trotz Widerwillen, Abneigung, Hader; wenn ich ſehe, wie ſie zuſammen häßlich werden, alt, und wie der gegenſeitige Haß ihre Züge noch mehr verzerrt als das Alter, und wenn ich dann mir denke, daß ſie immer zuſammenſein müſſen, zuſammen ſpazieren gehen, Arm in Arm, zuſammen zum Thee gebeten werden, in der Kutſche fahren, auf welcher ihr vereintes Wappen ſteht, und wie ſie noch dazu bei Geburts- und Neujahrstagen ſich ſogar zuweilen umarmen müſſen; da graut es mir, und ich möchte um keinen Preis mein Glück hingeben für die Ehe. Wir haben die Ewigkeit ohne Ehe, denn Deine Ehre bindet feſter als Prieſterſegen, und die Erinnerung an ſchöne Stunden bindet noch feſter, — mich bindet aber meine Liebe.“

Ein großer Schmerz trat in Sara's Leben. Ihr Kind ſtarb. Sie weinte mit William am Krankenbette, an der Leiche, am Grabeshügel. Dann ſagte ſie aber oft: „Ich bin nicht unglücklich, denn ich habe Dich und Deine Liebe. Ich wäre zu glücklich geweſen, wenn ich auch die Tochter behalten hätte, und wenn ich nun ein Glück laſſen ſollte, ſo war das Kind gewiß das kleinere, denn Deine Liebe iſt mir mehr.“

Einſt kam ein Brief mit ſchwarzem Siegel. Williams älteſter Bruder war geſtorben, und er war nun ein reicher, vornehmer Mann, das Haupt der Familie. Er mußte in die Heimath reiſen. Dieſes ſollte die erſte Trennung ſein. William und Sara blickten ſich lange an; er hätte ſie ſo gern mitgenommen, ſo gern wäre ſie mitgegangen. Wie ſollte ſie aber vor ſeine Verwandten, wie vor ſeine Schweſter treten? Seine Mutter war zwar todt, die Schweſter war aber 17 Jahre; in dieſem Alter kennt man nur Himmel und Hölle. Zehn Jahr ſpäter würde die blonde ſanfte Schweſter gewiß den Mantel der Liebe über diejenigen breiten, welche vom Pfad der Tugend ſich entfernten, mit ſiebzehn Jahren öffnete ſie nur Hölle und Fegfeuer für die irrende Frau. Die Jugend darf ſtreng ſein, ſie muß ſtreng ſein und unerbittlich, denn die Strenge iſt ihr unentbehrliches Attribut. William hätte es nicht ertragen können, ſeine Sara verachtet zu ſehen; Sara aber hätte freudig alles ertragen. O, wie fürchtete ſie dieſe Trennung! Sie begleitete ihn den Rhein hinab, ſie begleitete ihn bis ans Meer, mit den Blicken noch weiter. Das weiße Tuch wehte lange, dann deckte es das weinende Auge.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Hamburg. (Fortſetz.)

[Proletarier, Dumbus, Anekdote aus Kiel.]

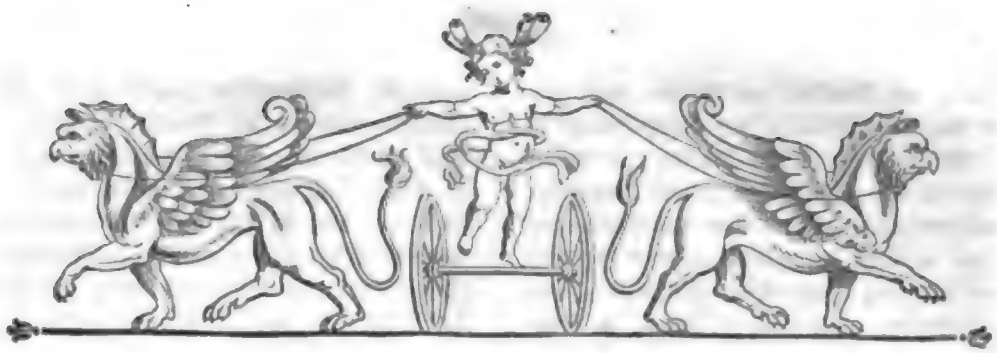
Bei dieſer Gelegenheit erfährt man auch von dem ſehr glaubenseifrigen Herrn Autor des oben erwähnten Proteſtes, daß die ſittliche Verwahrloſung der hamburger Proletarier in den düſtern Spelunken der Gänge und Höfe auf einer ſo ſchaudererregenden Höhe ſteht, daß bei einer neulichſt ergangenen Aufforderung an Concubinate, ſich koſtenfrei trauen zu laſſen, 732 Paare mit 59 ungetauften Kindern, über ſechs Monate alt, ſich meldeten, und zwanzig- bis dreißigjährige Menſchen zum Vorſchein kamen, die weder getauft noch

confirmirt waren, ungeachtet alle die — sagt der Verfasser sehr naiv — die sich wegen des mit dem Concubinat verbundenen Ehebruchs oder aus anderen Ursachen, die vielleicht eine Stadtverweisung zur Folge haben könnten, — gar nicht meldeten. Dabei blieb die natürliche Frage unerörtert, warum es die Justiz bei so ernsten Dingen, wo es das Schlangennest des Verbrechens aller Art zu zerstören gilt, auf freiwillige Anmeldung ankommen läßt? — Noch viel thörichter, und unbeschreiblich befangen aber erscheint die Folgerung des sonst sehr gelehrten Herrn, jene Calamitäten der gesunkenen altlutherischen Orthodoxie und der neueren „sogenannten (sic) Aufklärung" zuzuschreiben, als ob die hamburger Troglodyten etwas von den theologischen Zwistigkeiten wüßten; sie, die kein anderes gedrucktes Blatt in ihre Höhle bekommen, als was ihnen der Käsehöker sendet; und nun vollends der oftgerügten Wahrheit gegenüber, daß es diesen freien Höhlenbewohnern freigegeben ist, ihre Kinder wie Orangutange, im Schlamme der Armuth und in rohen Lüsten, ohne Schulbesuch aufwachsen zu lassen oder nicht; wo denn das bequeme Nicht hundertfach vorherrscht, und von Generation zu Generation jenes Uebel erzeugt, das erwähnter Herr so gern dem genialen Strauß in die Schuhe schieben möchte. Das aber ist nun das Zeichen und charakterisirt die Glaubenseiferer vor allen Dingen, daß der Himmel sie mit Blindheit schlägt und sie das Allernächste nicht klar erblicken können. Ist es doch eben als ob man der Sonne die Schuld zuschreiben wollte, daß Abends die hamburger Irrlichter, Gassenlaternen genannt, uns im Dunkeln tappen und con amore den Hals brechen lassen. Zum Glück ist die Majorität unseres Senats, unserer Geistlichen und des Volkes, dem Kern nach, verständig genug, der Wahrheit und dem Rechte die Ehre zu geben, und immer mehr zu lernen, zeitliches Menschenwort von ewig sich regenerirendem Gotteswort in gegenseitiger Ergänzung von Vernunft und Natur zu unterscheiden.

In gleicher Weise ist es auch mit den Erfindungen und Neuerungen der Technik. Anfangs bellt man den Himmel und die Menschen an, wenn der Riese Zeitgeist in die Tasche greift und der Menschheit, die er im Grunde immer liebt, freundlich eine Gabe in die Hand drückt, wie es denn nun z. E. neuerdings wieder mit den, neulichst in diesen Blättern, aus Grund einer befürchteten Mystifikation, bezweifelten Omnibus der Fall ist, die allerdings aus den Mitteln unserer bedeutendsten Kaufleute ins Leben getreten sind, trotz dem Geschrei der Fuhrknechte, das sogar in Form einer Supplik über den Belt zum Dänenkönig Friedrich gedrungen ist. Die vier gelben Archen rollen in viertelstündigem Wechsel von dem hamburger Steinthor über vorgeschriebene Gassen in möglichst gerader Linie (die ist übrigens in Hamburg gleich dem Blitz) über St. Pauli nach der altonaer Pallmaille; halten auf gegebenes Zeichen unterwegs zum Ein- und Aussteigen an, machen Abends der Sperre ein Wippchen, und das Alles für vier Schillinge, welches beiderseits wohl zu behagen scheint, denn es schauen halt viel freundliche Gesichter, auch schönbelockte darunter, zum Fenster heraus, und ob auch die Droschkenführer schwarze Pläne spinnen, so wird doch auch diese Aufklärung nach dem pariser Vorbilde den Sieg davon tragen, und der gescheute Hamburg-Altonaer wird an die Omnibus glauben, obgleich die Alten nichts davon lehrten und griechische Könige einstmals sogar mit zwei Ochsen im Lande umherkutschirten, wovon Herakles zum Wahrzeichen zu zweien Malen einen zum Frühstück verzehrte, wie man heutiges Tages eine gebratene Lerche oder ein Dutzend Austern verschmaust. Die Ewigkeit in Beziehung zum geistigen Menschen entspricht nicht dem Bilde der Schlange, die sich in den Schwanz beißt, sondern ist vielmehr wie der Pfeil, der von unendlicher Gottesarmbrust abgeschnellt einem uns unbekannten Ziele entgegeneilt; wer sich entgegenstellt, wird von dem allmächtigen Geschoß durchbohrt, und ob er nicht sogleich stirbt, so kränkelt er doch und die Geschichte — so sein Name ihrer würdig — setzt einen schlechten Spruch auf sein Grab. — Wir wollen jedoch milde sein, denn Irren ist menschlich, sagt schon die Vulgata des Sprichworts, und davon erzählt man sich eben aus der Nachbarstadt Kiel eine drollige Novelle, die, da sie einen public Charakter betrifft, der Mittheilung werth erscheinen möchte. Es ist nämlich bekannt, daß der auch im letzten oder vorletzten Hefte des Freihafens mit einem Aufsatze über Pauperismus aufgetretene Publicist: Baltisch, einen Professor Hegewisch in Kiel bedeutet, der wirklich anhebt, sich als solcher einen Namen zu machen. Genannter Herr nun feiert in diesen Tagen nach hergebrachter Sitte einen neu eingeführten Herrn Professor in einem solennen Ehrenschmause, und der neue Professor gelangt zu dem Puncte, wo es an ihm ist, dem Gastgeber einen, wo möglich witzigen Toast zuzubringen. — Der beginnt denn nun auch, und zwar in ziemlich dunkeln, mindestens allen Anwesenden unverständlichen Metaphern, worin man aber vor allen andern Dingen zwei oft und in seltsamen Verschlingungen wiederkehrende Bilder, nämlich: Fische und Braten, Fischbraten und Bratenfisch nebst bezüglicher Umkränzung von Wasser, Feuer, Meer, Heerd, Schuppen, Flossen und dergleichen unterscheidet. Alles ist gespannt auf den Auslauf dieses blümeranten Toastes, den man immer noch tausend Meilen von irgend Jemandem in der zahlreichen Gesellschaft entfernt erblickt, um so aufmerksamer verfolgt man aber den hüpfenden Gang desselben, um des Zieles recht gewiß zu sein, und will fast in die Erde sinken, als der nüchtern herausgesponnene Toast in die Spitze ausläuft: „Unserm freundlichen Wirthe und berühmten Publicisten — — Bratfisch!" — Man denke sich das Gemisch von Ueberraschung, Schrecken und Beschämung, vor allen für den Redner, als sich's aufklärt, daß er, der den Panegyricus seines Freundes als politischen Schriftstellers abzugeben gedachte, nicht einmal wußte, daß desselben pseudonymer Name nicht Bratfisch, sondern Baltisch sei. Natürlich brachte Benhommie Alles wieder schnell ins alte Gleiß; aber die Anekdote ist charakteristisch und was das Beste daran, sie ist wahr.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 233. — den 28. November 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sara, die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Oede war Sara's Leben. So unbestimmt war die Wiederkehr; — vielleicht nie? — Das Dampfschiff konnte springen, das Meer stürmen und es verschlingen. Der katholische Unterthan kann hinter der Hecke hervor den Lauf der Flinte nach dem protestantischen Gutsherrn richten, Räuber können ihn anfallen, der Blitz ihn erschlagen, die Ziegel vom Dache auf ihn herabstürzen. Das Menschenleben hängt ja an so schwachen Fäden, ein Moment kann das Schönste, das Theuerste zerstören. Sara bedurfte so sehr der schönen Gegenwart, denn die Hoffnung schien eine Saite, welche nicht vibriren konnte. In ihrem Herzen hatte nie eine freudige Erwartung Raum gefunden. Sie sagte auch oft: „Ich bin wie die Eintagsfliege; nur auf den Tag gestellt; mein Leben beginnt aber alle Morgen von neuem." — Jetzt war es, als lebte sie gar nicht. Ihre Stimme war klanglos geworden; ihr Haar wollte sich nicht in Locken schmiegen, ihr Auge nicht glänzen, kein Roth färbte ihre Wangen. Sara war muth- und freudlos.

William war aber thätig, die Zeit verstrich ihm so schnell, die blonde sanfte Schwester schmiegte sich so liebend an ihn. Er war immer ihr Lieblingsbruder gewesen und sie rechnete auf seinen Schutz im Leben und in der Gesellschaft. Denn die Mutter war gestorben und sie kam aus der Pension. Er mußte eine Gattin haben, die ihr Schutz verleihen konnte; Sara vermochte das nicht. So schön waren die Güter, und William der letzte der Familie; einen Sohn hätte er haben sollen oder auf einen Sohn hoffen. Auf einem benachbarten Gute wohnte eine Freundin seiner Schwester, eine reiche Erbin; beide Mädchen besuchten sich gegenseitig oft, und William war viel mit ihnen. Man sang, man las, man ritt spazieren und war täglich beisammen. Der Erbin Auge weilte oft auf dem jungen Gutsherrn; er schrieb täglich an Sara, dessen ungeachtet war Miß Emmy's Gegenwart ihm angenehm. Er suchte Blumen für sie und bezeichnete für sie schöne Stellen in den Büchern; er lachte und scherzte viel mit Miß Emmy und sagte ihr manches Schöne; bald liebte ihn Miß Emmy. Das entdeckte ihm seine Schwester und schlug ein Ehebündniß vor. William erschrak und sprach von Sara, und die Schwester wandte sich verächtlich ab. Ein Jugendfreund lachte ihn aus über seine Gewissenhaftigkeit. Alle Aristokraten seiner Bekanntschaft zuckten die Achseln und Sara war fern. Die Schwester erzählte von Miß Emmy's Liebe, von deren Sehnen und Hoffen. Sie sprach von Thränen und von Schmerz, und Emmy sah sehr bleich aus. Sara's Schmerz galt nichts, dieser war ja illegitim, verdiente nicht beachtet zu werden; sie konnte sich trösten. William war nicht der erste Mann ihrer Liebe gewesen, er werde auch nicht der letzte sein. Beifall, Liebe und ein vielbewegtes Leben konnten sie leicht zerstreuen. Es wurden eine Menge Vernunftgründe aufgeboten, um William zu überreden, und William war in dem Alter, wo die Vernunft eine

Digitized by Google

große Stimme hat, wo Comfort und Friede mehr gilt als Glück, und wo die Stellung zur Welt mehr ist als die Liebe. William war auch ehrgeizig, er wollte für sein Vaterland wirken, und Miß Emmy mit ihrer vornehmen Verwandtenreihe konnte ihm das Parlament eröffnen; auch war er nicht gleichgültig gegen die schlanke Irländerin; ihre Neigung hatte seine Eitelkeit — und auch sein Herz getroffen. Sie war so schön, so jung, die Gesichtsfarbe so frisch, so weiß und roth. Die Gestalt so hoch und schlank, das Morgengewand so blüthenweiß und die kleine Hand noch weißer, wenn auch in anderer Schattirung. Oft meinte er auch, ihre Seele müsse weiß sein und ihr Herz sogar weiß von der Unschuld, kein rother Tropfen Leidenschaft darin, kein Zorn, keine Ungeduld. Wie die Schönheit des Wassers in dessen Farblosigkeit besteht, so lag die Schönheit ihres Charakters darin, daß sie keinen Charakter hatte, und nur den Charakter des Mannes, den sie liebte, abspiegeln würde. Sie war so aristokratisch schön; sie hatte sich immer in den vornehmsten Kreisen bewegt; nichts Fremdes, Störendes konnte sich einschleichen, und in ihr sprudelte nichts, was die äußere Form beeinträchtigt hätte. Ihre Kleidung, ihre Bewegungen, ihre Worte waren aristokratisch, und selbst ihre Liebe war es. — Wäre Sara bei William gewesen, so hätte ihre Liebe den Sieg davon getragen: die Heiligkeit des wahren Gefühls, die Macht der Gewohnheit würden leicht gesiegt haben; aber sie war fern und William hatte kein gutes Gedächtniß, er hatte zwar eine Erinnerung vom Glück der letzten Jahre, aber diese Erinnerung war nur dunkel, und dann meinte man auch, die späteren Jahre bedürften eines anderen Glücks als die Jugend. William ließ sich durch eine Verlobung überraschen, welche seine Freunde und die Schwester eingeleitet hatten, und Sara erhielt einen Brief.

Sara war sehr krank gewesen; Monate hatte sie in Lebensgefahr zugebracht, in Fieberphantasieen und Raserei, Monate in langsamem Genesen, Monate in Schwäche und Siechthum. Louise hatte sie gepflegt. So lange die Freundin glücklich war, hatte sie das Gebot der Mutter gehalten, aber als Unglück und Krankheit über sie einbrachen, da hatte sie nicht mehr fern bleiben können; denn wie Sara groß war in der Liebe, so war Louise groß in der Freundschaft. Sie hätte nicht lassen können von der Wohlthäterin, von der Freundin ihrer Kindheit. Tag und Nacht weilte sie am Schmerzenslager, sie sprach beruhigend in die Fieberträume der Kranken, und an die Genesende richtete sie keinen Vorwurf; nicht ein einziges Mal sagte sie ihr: „Siehst Du, ich hatte Dich gewarnt;" nicht durch einen Blick verrieth sie, daß sie das jetzige Unglück für den Lohn der verbotenen Frucht, den jetzigen Zustand für das verscherzte Paradies hielt. Sie küßte ihre Stirn und Hand; sie flüsterte ihr zu: „Arme, arme Sara!" und sagte ihr, wie sehr sie sie liebe. Sara hatte während der Krankheit und Genesung viel geweint; seit einigen Tagen war aber das Auge trocken, die Wange bleich, die Züge so starr wie in Marmor gehauen. „Louise," sagte sie, „ich will heute Abend auf den Ball, ich will mich amüsiren; die Zeit vergeht mir so langsam, die Stunden haben bleierne Flügel, und jede Minute ist ein trüber Gedanke; ich sterbe beständig und bin doch nie todt. Das muß anders werden. Ich muß mich amüsiren, ich will Zerstreuung suchen, nicht immer trauern; es gibt ja so viele Freude in der Welt; und der Champagnerrausch des Vergnügens hat schon Manche über Minuten hinweggebracht. — Ich will jetzt lieber andere unglücklich machen als selbst unglücklich sein. Ein Mann hat mich betrogen, und ich will nun an allen Männern Rache nehmen. Ich will lieben und geliebt sein, nicht mehr von einem, sondern von allen, nicht mehr für die Ewigkeit, sondern nur für Momente. Ich will das Leben genießen; es wird und muß ihm ja doch ein Schmerz sein, wenn er mich so leicht getröstet sieht; ha, das ist Rache!"

Louise wiegte mißbilligend das Haupt. „Sara," sagte sie, „Du mißverstehst jetzt Dein eigenes Herz; Deine Natur ist zu edel zu dieser Rache, die nur Dich selbst treffen wird; die einzige Rache, welche der edlen Frau würdig ist, bleibt immer das Vergeben."

„Ja," sagte Sara, „aber um vergeben zu können, muß man erst vergessen."

„Du irrst," erwiederte Louise sanft, „man kann erst vergessen, wenn man vergeben hat. Denke, Sir William sei gestorben, und weine um ihn, aber hasse ihn nicht und suche keine Rache. Sei gut und mild, wie Du immer warst. Sieh, ich kenne Dich nicht mehr, Du bist wie ausgetauscht.

„Ich bin nur todt, Louise," erwiederte Sara; „sie haben mich auch zwei Mal gemordet. Der Eine mit langsamem Gift, und William plötzlich, wie mit einem Dolchstich. Ich bin nur noch ein wandelndes Grab, welches das entsetzlichste Weh deckt. Kein Wunder, wenn statt der bunten Blumen nur Unkraut daraus her-

Digitized by Google

vorsproßt. Doch gutes Kind, das verstehst Du nicht, Du hast nie geliebt und bist nie betrogen worden. Solch schmerzliches Erfahren facht eine Hölle an in der Frauenbrust."

Sara schmückte sich; mit Gewalt rief sie die Coquetterie des weiblichen Herzens ins Leben; diese hatte geschlummert, so lange sie liebte. Sie suchte die Welt auf und die rauschenden Vergnügungen, sie wachte und tanzte die Nächte hindurch bis am frühen Morgen; todesmüde schlief sie dann bis spät in den Tag hinein. Aber wenn sie nicht schlief, da war es fürchterlich; dann standen vor ihrer Seele alle Schmerzen ihres Lebens, die der Kindheit, die der ersten Jugend; ja sogar ihres Kindes Grab erhob sich im Hintergrunde unter Trauerweiden. Alles Weh, das sie begraben glaubte, war wieder auferstanden, der Schmerz, den sie vergessen wähnte, den sie im Glück kaum empfunden, er war wieder lebendig hervorgetreten. Und William's Untreue war die Kerze, bei deren Schein sie die Spuren vergangener Thränen wieder fand. Sara war noch nie so schön gewesen, denn durch die unnatürliche Aufregung glühte ihr Auge beständig, die Lippen waren Purpur und die bleiche Wange erfrischte sie mit künstlichem Roth. Sie hatte auch viele Verehrer; ein russischer Fürst, ein deutscher Graf, ein englischer Lord. Sie erblaßte zwar, als dieser I love you sagte, es war ja William's Sprache, doch hatte sie Worte und Blicke der Liebe für Alle, und gab Allen Hoffnung. — „Sara," sagte Louise eines Morgens, „hüte Dich, hüte Deine edle Seele!" Da brach Sara in Thränen aus und sank an ihre Brust. „Du hast Recht, Louise," sagte sie, ich bin nicht geschaffen, um gemein zu sein; es war eine unwürdige Rache, die ich wollte, ein unwürdiger Trost, den ich suchte. Ich habe nicht einen einzigen Augenblick Freude gefunden; und heute bin ich eben so trostlos und verzweifelnd als vor Monden. — Ich muß etwas anderes unternehmen. Ich will nach Irland, willst Du mit?" — „Nach Irland!" rief Louise erblassend, „nein, ich lasse Dich nicht!" — „Thörichtes Kind," sagte Sara, „als ob Du mich halten könntest, als ob irgend etwas mich zu halten vermöchte! Daß ich reise, steht fest; es fragt sich nur, ob Du mich begleiten willst." — Louise reiste mit.

Es war eine traurige Reise; so stumm und einsylbig war Sara, Louise so ängstlich. Was sollten sie denn da, diese zwei Frauen weit von der Heimath hinweg?

In Irland wurde Sara immer kühner und fester; ein unheimliches Feuer strahlte aus ihren Augen; sie erkannte William's Vaterland wieder, wie er es ihr so oft beschrieben. Die ewig grüne Insel, auf der weder Schlangen noch Kröten noch Spinnen hausen, keine giftigen Thiere; diese hatte der heilige Patrik ja selbst ins Meer getrieben. — Sie scheinen sich in die Herzen der Bewohner geflüchtet zu haben, dachte Sara. Das Gras der Weiden, die durch Binsenhecken und Backsteinmauern durchschnitten waren; das nahe Meer; die Heftigkeit der Stürme, welche jedoch geräuschlos sind; die Menge von Zugvögeln, welche sich schaarenweise aus den Morästen erheben, alles hatte William ihr vorgemalt. Sie gedachte der schönen Stunden, in denen er ihre Seele eingeführt hatte in sein Vaterland, sie gedachte seiner Liebe, und hoch auf flammte ihr Haß.

An William's Wohnort angelangt, stieg sie im Wirthshause ab; man erzählte dort vom jungen Gutsherrn und seiner Gemahlin; nicht von deren Glück, das schien Niemand aufzufallen, aber von der Pracht der Hochzeit, vom schönen Park, vom eingerichteten Schloß. Louise war müde von der Reise, im Sessel schlief sie ein. — Sara nahm Schleier und Shawl, den Dolch trug sie im Gürtel. — Sie wollte William's Tod; sie konnte es nicht ertragen, daß er einer Andern angehörte; daß seine Arme ein anderes Weib umschließen sollten, daß eine Andere ruhen sollte an dem Herzen, das ihr einziges Glück gewesen war. Lieber sollte das Herz aufhören zu schlagen. — Es war Herbst; der Wind brauste über Stoppelfelder und spielte mit dem gefallenen Laub. — Sie gelangte an das Schloß. Der Gartensaal war erleuchtet, das Kaminfeuer brannte, die Theeurne summte, die Lampe verbreitete ein magisches Licht im Zimmer. Die junge Frau war beschäftigt, Thee zu bereiten; ihre Gestalt deutete auf baldige Mutterfreude, und doch verriethen ihre Züge kein Glück. William lag auf drei Stühlen, wie ehemals, er schaukelte gedankenlos hin und her und las die Zeitung, er war bleich und hatte gealtert, die Apathie seines Ausdrucks gränzte an Erstarrung. Er bot das Bild der vornehmen Langenweile, wo alle Gefühle schlafen, nur nicht die der Reue; er seufzte tief. Emmy nahte ihm und ihre Lippen hauchten einen Kuß auf seine Stirn; er aber wandte sich von ihr ab in Ungeduld. „Du weißt es, Emmy," sagte er, „ich liebe die Zärtlichkeit nicht." — Da trat eine Thräne in das Auge der jungen Frau und sie verließ den Saal.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Beschl.)

[Virtuosen, Theater.]

Virtuosen sind hier gewesen, und Ernst, der Geiger, ist noch hier. Erst waren es Rieffstahl mit Geige, dann zwei Wölfe mit Geige und Holz und Stroh. Was soll uns diese Rieffstahl'sche und Wolf'sche Violine? — Eines muß es sein: entweder ein imponirendes, kräftiges, hinreißendes Spiel, und dann mag die Composition geistig etwas im Schatten stehen, wie bei Ole Bull; oder auch die gewählte eminente Composition muß hinsichtlich ihres darinwohnenden Geistes die gewohnten technischen Hexereien gern vermissen lassen; wie bei den meisten braven Virtuosen auf jenem Instrumente. Besser freilich wenn Geist und Technik auf dem Gipfel stehen, wie bei Ernst, oder gar über dem Gipfel schweben wie beim Genueser (ich mag wahrlich seinen zerfprochenen Namen nicht mehr nennen). Wo aber Composition und Spiel derselben so etwas Heutzutagliches ist, wo man uns Weißbier für Champagner verkaufen will, weil es auf echte Flaschen gezogen, und zufällig der Pfropfen abspringt und nun die alttestamentarischen Glaubensgenossen sich beim Genusse behaglich den Bauch streichen und das Handleder gerben, da möchte man ihnen die ganze lange Kunstbrühe über den Kopf gießen, und das Gescheiteste ist, daß man nach ausgestandener Stroh- und Knüppelmusik auf und davongeht. Spielt doch zum Tanz, Ihr Spielleutchen, da haben die Leute Vergnügen von Euch, werfen die Fersen und sagen: der Wolf ist ein Tausendsasa, er soll uns noch eins aufgeigen! Auch ist's ja viel besser, ein guter Bürgermeister als ein schlechter Kaiser zu sein; freilich auch umgekehrt; aber Natur und Geschick kehren so leicht nicht etwas um, was sie einmal gemacht und angeordnet haben, und von allen Thränen sind meines Erachtens die bekanntesten, die Apello über seine ungerathenen Kinder weint. Wäre ich an seiner Stelle, ich schlüge ihnen meine Leier um die Ohren, denn verfälschte Kunst, verfälschter Wein und ein verfälschtes Weib, die schön läßt, sind mir schon darum grauenhafte Dinge, weil sie zu Tempeln der heiligsten Mysterien der Freude erschossen wurden, während man nun in ihnen den Geber alles Guten und Erhabenen elendiglich verspottet. — In diesem Scherze bitte ich vielen Ernst zu suchen. —

Unser Drama, sagt man, soll sich bald bessern; die „Neue Zeitung" sagt es nämlich, und beschwört zu gleicher Zeit mit daumdicken Schwadachern den Geist des Richard Savage, dessen Körper die hiesige Direction längst angenommen hat.

Der Deutschverderber Fehringer ist fort von hier, und hat seine Freundin dem Schutze eines portugiesischen Edelmanns überlassen, weshalb Harmonia sich viel mit dem schlechten Witze weiß: er habe Alles mitgenommen und nur einen einzigen Portugaleser zurückgelassen. — Lebrün, außer dem Veteran Schmidt unser einziger wirklicher, leider aber lange quiescirter Schauspieler, liegt in Agonie; er kehrte schon krank von einer Gastreise heim und bereitet sich nun zu einer neuen, leider! sehr ernsten vor. Nach ihm ist Hoppe jetzt unser bester Schauspieler. Der Mann, sieht man, denkt, lernt und spielt, wenn andere essen, trinken, sich kostümiren, horchen und schwatzen. —

*** war ein eifriger Besucher des Mondschein-Clubbs, einer der ärgsten geschlossenen Gesellschaften, wo man mit ungeheurem Kostenaufwand wahrhafte Orgien feiert, woraus denn außer körperlicher Zerrüttung auch hier und da Cassendefecte entstehen, die plötzlich wie ein riesiges Ungethüm der Schuld vor das Volk hintreten, wie eben jetzt bei einem lange Zeit geachteten und mit Geschäften überhäuft gewesenen Juristen. Wahrlich, es gibt hier Tageserscheinungen, die Einen zweifelhaft lassen, ob man vor der groben sittlichen Entwürdigung des sogenannten Pöbels, oder aber vor der raffinirten des Patriciers mehr schaudern solle.

Notizen.

[Claude-Lorrain und die Spener'sche Zeitung in Berlin.]

(Eingesandt.)

Die Recensionen über die diesjährige Kunstausstellung in der Spener'schen Zeitung gewinnen jetzt ein eigenes Interesse, d. h. ein Erstaunen über den Unverstand und die Anmaßung, welche sich darin aussprechen. Jener Referent hat das Weichbild von Berlin wohl nie überschritten und von den Meisterwerken des Mittelalters noch nichts gesehen; doch faselt er darüber wie ein Kenner, indem er sagt: „Die Kunst des Landschafters ist hauptsächlich ein moderner Zweig der Malerei, und wir können uns nicht entschließen, irgend ein altes Werk dieser Gattung den besten neuern gleichzustellen oder gar vorzuziehen, und ein Genie in diesem Fach, wie Blechen, hat die Kunst nie besessen. Nur ganz bornirte Autoritätenmänner können noch an den affectirten Schilderungen im Perrückenstyl des Claude-Lorrain mehr Geschmack als an den Meisterwerken der Gegenwart finden". Wenn dieser Plapperer über Kunst nachweisen könnte, wo und was und ob er überhaupt jemals Landschaften von Claude-Lorrain gesehen, so würden wir seine oben angeführte Faselei: Geschmacklosigkeit, Unkenntniß und Stumpfheit für alles Schöne nennen; im entgegengesetzten Fall aber der verehrlichen Redaction gedachter Zeitung den Rath geben, jenen Kunstausstellungs-Referenten künftighin über teltower Rüben, pommersche Gänsebrüste, Maultrommel und Leierkasten referiren zu lassen, vielleicht verriethe derselbe in diesem Kreise mehr Kenntniß.

[Allgemeines Theaterlexikon.]

Dies von Blum, Herloßsohn und Marggraff edirte Theaterlexikon ist mit dem ersten Heft des zweiten Bandes nunmehr bis Charakter vorgerückt; es wäre also falsch, zu behaupten, daß diesem Werke der Charakter fehlte. Wir lesen in der That eine Reihe interessanter Monographien, die Geschichte mehrerer deutschen Bühnen, unter andern von Bremen, Brünn, Breslau; der Artikel über die breslauer Bühne ist von Dr. Kahlert.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 234. — den 29. November 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Schottische Balladen.

Deutsch von W. Gerhard.

Das Ginsterfeld.

Ein Ritter lud eine schöne Maid
Ins gelbe Ginsterfeld;
Er ging schon früh, sie Nachmittags,
Obwohl sie früh bestellt.

Sie saß vor ihrer Mutter Thür,
Und zog das Stiernlein kraus:
„Ob ich wohl geh' ins Ginsterfeld,
Oder bleib' ich lieber zu Haus?"

„Und geh' ich in das Ginsterfeld,
So ist mein Magdthum hin;
Und bleib' ich, glaubt mein Lieb' vielleicht,
Daß ich ihm untreu bin." —

Da hat ihr aus dem obern Gemach
Ein Hexenweib gesagt:
„Magst immer geh'n ins Ginsterfeld,
Und bleibst die reinste Magd."

„Wirst finden Dein Treuliebchen dort,
Entschlummert von Lenzes Hauch;
Ein silbern Band umschlingt sein Haupt,
Seine Füß' ein Ginsterstrauch.

„Des Ginsters Blüthen pflücke Dir,
Die Blüthen duften gar süß,
Und streue sie über sein blondes Haupt,
Uebers Haupt und über die Füß';"

„Und zieh' die Ringe vom Finger Dir,
Und steck' sie an seine Hand:
So weiß er, wenn er vom Schlaf erwacht,
Daß Liebchen vor ihm stand." —

Sie streut' ihm Blüthen auf weißen Hals,
Und steckt' an die Hand ihm die Ring',
Als Zeichen und Pfand, daß Liebchen ihm nah,
Und magdlich von ihm ging. —

„Wo warst Du, mein gut milchweiß Roß,
Das ich so theuer bezahlt,
Und doch nicht wacht und mich nicht weckt,
Wenn Mägdleins Auge mir strahlt?" —

„Ich stampfte, Meister, mit meinem Huf,
Und schüttelte Zaumes Ring:
Nichts aber weckte Dich auf vom Schlaf,
Bis die Maid, die liebliche, ging." —

„Und wehe Dir, munterer Falke mein,
Der oft zur Lust mir steigt,
Und doch nicht wacht und mich nicht weckt,
Wenn ein Mägdlein sich über mich neigt!" —

„Laut klatscht' ich Meister mit meiner Schwing',
Und laut mein Glöcklein klang,
Und „„Meister!" " schrie ich, „„wach auf! wach auf!""
Eh' Dir die Maid entsprang." —

„Nun spute Dich, mein gut milchweiß Roß,
Und hole das Liebchen mir ein,
Sonst sollen die Vogel im grünen Wald
Dich schmausen mit Haut und Bein!"

„O, tödte nicht Dein gut milchweiß Roß,
Das oft den Rücken Dir bog! —
Nicht schneller flieget der Vogel im Wald,
Als sie die Büsche durchflog"*). —

Sara, die Sängerin.

(Beschluß.)

Sara stand nun allein vor William. — Weder Schreck noch Verwunderung zeigte sich auf seinen erstarrten Zügen. Diese bekannte Gestalt war ihm so oft im Traum erschienen, daß er die Wirklichkeit für einen Traum hielt. — Sara blickte in die bleichen, gelangweilten Züge, in das tiefliegende Auge hinein. „William," sagte sie, indem sie ihm den Dolch zeigte, „ich wollte Dein Weib morden und Dich selbst. — Die Untreue ist ein Scheusal, Ehrlosigkeit, Feigheit! Das waren einst Deine Worte; für Verrath und Wortbruch sei nur der Tod! so sagtest Du selbst — ich wollte Rache, ich habe aber gesehen, daß ich gerächt bin. Der Dolch ist unnütz. Die Ehre bindet fester als der Priestersegen! sagtest Du nicht so in jener Stunde, als ich Dir Alles hingab, was der Frau heilig ist und theuer? — Und die Erinnerung an schön zusammen verlebte Stunden bänden fester als die Ehre? — Wohl waren die Stunden unseres Beisammenseins schön! Jetzt stehen sie aber vor Dir, wie die Rachegöttinnen mit der bittern vorwurfsvollen Miene, sie erinnern Dich an die verlassene Sara. Aber Deine Ehre, William, die Dich an mich binden sollte, wo ist sie denn? warum verstummte sie? — Es gibt zwar kein Tribunal, vor dem ich Dich verklagen könnte, und gäb' es eins, ich würde es nicht thun. In Deinem eigenen Herzen erhebt sich der Altar, an welchem Du Schwüre thatest und mir die Ewigkeit gelobtest! In Deinem Herzen wohnt das Ehrengericht, das Dich verdammt. — Mann ohne Ehre, ich verachte Dich in Deinen Schlössern, in Deinem Wirken, in Deiner aristokratischen Sippschaft. Hörst Du es! Die arme Sängerin, die Dich einst so heiß geliebt, sie verachtet Dich! — Von mir hast Du keinen Dolchstoß zu erwarten. — Leb' wohl!" Sie wandte sich nach der Thür. — William sprang auf und wollte sie erfassen. — „Sara!" rief er, „verlasse mich nicht, ich liebe Dich ja noch immer und bin unglücklich." — Sara aber entriß sich seinem Arme. „Zurück!" rief sie, „ich will nicht mehr von Dir geliebt sein. — Ich weiß, daß Du unglücklich bist; durch Halbheit erreicht man kein Glück und wird auch keines geben. Deiner Sara Herz hast Du gebrochen — und Dein Weib ist auch unglücklich durch Dich. Zwei Frauenseelen schreien zum Himmel und klagen Dich an, und Dein Gewissen ist das Echo ihrer Klage! Nein, William! armer William! ich bin gerächt ohne Dolchstoß!" — Gebieterisch befahl sie dem erschrockenen Sir William, zurückzubleiben. — Pfeilschnell eilte sie ihrer Wohnung zu: der Schleier ward ihr vom Winde entführt, der Regen hatte ihre Locken geglättet, durchnäßt langte sie an. — Louise erwachte vom kurzen Schlaf und erblickte verwundert Sara in diesem Zustande. — „Louise," sagte Sara sanft und ruhig, „höre mich an. Ich wollte Rache, ich gedachte einen Mord zu begehen, oder zwei oder drei. Mich zuletzt. Dort in der Schatulle liegt mein Testament, Du sollst meine Erbin sein. Jetzt lebe ich aber noch und kein Blut haftet an meiner Hand. Und doch war Blut die einzige Rache, die mir werden konnte. — Hätte ich wieder Jahre so hinleben sollen in Verzweiflung, wie damals, als der erste Gegenstand meiner Liebe mir untreu wurde, oder hätte ich wieder lieben sollen? — Unmöglich! Eine Neigung hätte die andere verjagen müssen, und eine die andere ersetzen. Ich hätte vom Augenblick zum Augenblick leben müssen; da hätte ich vielleicht William vergessen können, und das Glück vom See und unsere schöne Liebe; es wäre wohl auch eine Rache gewesen, denn es hätte William geschmerzt, seine Sonne im Staube zu sehen. Er hätte mich aber endlich verachtet, und seine hohen Freunde hätten dann alle gesagt: Siehst Du, daß Du wohl thatest, sie zu verlassen? — Nein, Louise, meine Rache verlangte Blut! — Blut und Leben. Aber das Seine will ich nicht; auch nicht das Ihrige, welches unschuldig ist. Aber Blut muß fließen, wenn die Thränen so ausgetrocknet sind, daß sie nicht mehr fließen können. — Schlaf' wohl, mein liebes Kind."

„Du bist entsetzlich," sagte Louise, „wie soll man denn schlafen können, wenn man Dich so sieht, so aufgeregt, so unheimlich."

*) Diese im schottischen Original „The Broomfield Hill" betitelte schöne Ballade ist sehr alt, und man darf sie nicht mit einer andern, die die Ueberschrift: „Broom Broom on hill" führt, verwechseln.

„Noch eins," sagte Sara, „damit Du und Alle, die mich liebten oder haßten, nicht etwa glauben möchten, daß ich es bereue, William angehört zu haben, gerade wie ich ihm angehörte im lösbaren Band, so erkläre ich Euch hiermit, daß ich lieber verlassen sein will, als ihm einen Augenblick zur Bürde werden. Lieber die arme Sara, als seine arme Gattin. — Sag' doch das an William, wenn Du ihn sprechen solltest, wenn ich einst nicht mehr bin. Gute Nacht!" —

Sara's Stimme war so weich geworden bei dieser guten Nacht, wie eine fromme Abendglocke. Louise schloß sie in ihr Gebet. — Sara hatte lange nicht so ruhig geschlafen, kein Geräusch hörte man in ihrem Zimmer. „Wohl ihr," sagte Louise, „Gott segne dieses kurze Vergessen." — Es war aber ein ewiges Vergessen. Sara hatte den Dolch in das eigene Herz gestoßen und den Streich so sicher geführt, daß das Leben geräuschlos entflohen war. Schön und ruhig lag sie da, ein Lächeln auf den Lippen, nicht einmal der Schmerz der letzten Wunde war auf ihren Zügen zu lesen, geschweige denn der Liebesschmerz.

William vernahm unter den Tagesneuigkeiten den Selbstmord einer vornehmen Reisenden, der man das ehrliche Begräbniß versagen wollte. Er kaufte die Leiche und gab ihr im entferntesten Theile des Gartens einen Ruheplatz; das fand man gütig und christlich. — Unter der Dienerschaft aber begann man zu flüstern von der klagenden Banshee, die man oft stöhnen hörte auf dem Grabe. Und man meinte, das bedeute nichts Gutes. — Und wirklich fand man eines Tages Sir William todt auf der Jagd, er war gestürzt mit der geladenen Flinte, der Schuß hatte sein Herz getroffen. Ein Jeder beklagte ihn, daß er, der so glücklich war, die Welt habe so früh verlassen müssen.

Deutsche Romane.

König Sebastian, oder wunderbare Rettung und Untergang, von Fr. Berthold, herausgegeben von Ludwig Tieck. 2. Thle. Dresden u. Leipzig, Arnold.

Dieser interessante, stellenweis in der That reizende Roman ist der Kritik sehr lehrreich. Obschon sich hier, um ihn zu gestalten, ungewöhnliche Kräfte, Gaben und Talente einstellten, so zeigt er doch etwas demüthigend, was aus einem historischen Thema unter Frauenhänden wird. Eine elegische Krankengeschichte, von einigen Intriguen belebt, welche ebenfalls um weiblicher Bedürfnisse willen da sind und die Wißbegier, um nicht zu sagen Neugier, in nervöser Spannung erhalten. Doch ist es unrecht, dies Ergebniß unserer gespannten Betrachtung des Romans so vorgreiflich hinzustellen, bevor die Annehmlichkeiten des Buches und seine ächten Schönheiten gebührend hervorgehoben wurden. Daß Fr. Berthold, Verf. des Irrwisch-Fritze in der Urania, eine Dame ist, oder vielmehr war, denn der Tod ereilte sie in der Blüthe ihrer Jahre, setzen wir als bekannt voraus; ihr Name war Adelheid Reinbold, wie Tieck selbst äußert, indem er in der Vorrede von der liebenswürdigen Persönlichkeit der Verstorbenen spricht und in kurzen Zügen ihr Biograph ist. Die Geschichte des in der Schlacht bei Alcassar gefangen genommenen portugiesischen Königshelden und des Pseudo-Sebastian ist so recht eine Geschichte für weiblichen Enthusiasmus, weibliche Fürsorge, weibliche Angst und Pflege. Wir betreten gleich Anfangs das wüste Schlachtfeld nach dem Momente der Entscheidung. Ringsumher Leichen, Verwundete, plündernde Araber. Bald darauf stehen wir am Krankenlager eines gefangenen Portugiesen im Hause eines Vezirs. Die Tochter fühlt Neigung zu dem Leidenden, sie belauscht seine Fieberphantasien und hört, wie er im Schlafe aufschreit: Hierher, Brüder, ich bin der König! Fatimens Liebe steigert sich, indem sie dies Geheimniß in ihrem Herzen birgt; in einem Nachtbesuch schwört sie ihm Treue und gelobt, mit ihm zu fliehen in das Land der Christen. Diese Scenen sind mit einem seltenen Zauber der Phantasie entworfen, es sind schöne Aquarellbilder, mit aller Sorgfalt weiblicher Zartheit und Sauberkeit ausgeführt. Dazu kommt ein ungewöhnliches Studium des Nationalen, in Kostum, Sitte, Gemüthsart und Pulsschlag, alles athmet jene orientalische Luft, jene üppigen Düfte, die rasch zeitigen, die Frucht am Baume, das Kind zum Weibe. In der That meisterhaft geschildert ist das Fest der Marabuts, jener fanatischen Secte, die einmal im Jahre vom Opium berauscht ihren Umzug hält und in Tänzen des Wahnsinns ihre religiösen Orgien feiert. Fatime hat der Wuth dieser Schwärmer den Geliebten entzogen. Zur Flucht mit ihm bereit, bittet sie noch einmal um sein Gelübde, sie zur Gemahlin zu erheben, sie will Christin sein, aber auch Königin. Der Portugiese lächelt: Wenn ich nun aber nicht König Sebastian wäre? Sie erschrickt, weiß aber dies als eine Bürgschaft des Geheimnisses zu deuten. Dies ist eben so zart und hüsch, als überraschend, wenn wir im zweiten Buche den Helden Sebastian in ganz anderer Gestalt, auf ganz anderem Terrain, auftreten sehen. Ein Christensklave ebenfalls, aber weit verschlagen in die Wüste. Nachts in eine Höhle gesperrt, sieht er sich an der Seite eines jugendlichen, fast knabenhaften Gefährten seines Glaubens. Die Freundschaft zwischen beiden ist äußerst fein geschildert, das Abstoßen und Hinneigen beider Gemüther in all dem Druck eines ekelhaft nahen, sklavisch beengten Zusammenseins. In solchen kleinen, leisen Zügen sind die Schilderungen der Frauen stets glücklich. Der knabenhafte Gefährte erweist sich aber bald als ein Mädchen, und die Freundschaft, die sich schon immer schwankend und mystisch gestaltete, wird heiße Gluth, in den Zeiten der Gefahr, die sich mit ihrer Flucht einstellen, innige Treue, liebevolle Aufopferung, und die Elegie der Empfindung feiert hier die schönsten Trium-

phe. Oft wird aus dem Roman eine Robinsonade und es überschleicht uns derselbe Zauber erster Kindheitsphantasieen, die sich in der Wüste an diesen Krusoe knüpften. Die ganze Phantastik der seltsam ungeheuerlichen Südwelt, das Leben mit den Karavanen in der Wüste, der Verkehr mit den Mohren und Beduinen, dies ist alles sehr trefflich ausgemalt, mit Sachkunde und jener reizenden Naturromantik, welche die Tieck'sche Schule verräth, ohne die Selbstständigkeit einer kecken und üppigen weiblichen Seele zu bringen. — Mit dem zweiten Theile tritt das Paar in Neapel auf. Der Roman wird monoton, er kommt nicht fort vom Krankenbett. Sebastian und Inez pflegen sich gegenseitig (ächt weiblich), er krankt an dem Schicksalslauf seiner Jugendpläne, sie an dem versagten Glück des Geliebten. Inez wird von ihren habsüchtigen gräflichen Verwandten nicht anerkannt und zerrt lange mit ihnen um ein Stück Erde herum (ebenfalls sehr weiblich). Sebastian findet endlich theilnehmende Naturen, die den König in ihm erkennen, vor Allen den Jugendfreund Carlos, der in der Schlacht bei Alcassar die Rolle des Königs übernahm, um im Drange des Gefechts die Aufmerksamkeit der Feinde von jenem abzulenken, und in der Gefangenschaft, im Hause des Vezirs, von Fieberphantasieen befangen, noch immer die Worte ausstieß: ich bin der König! Fatime ist ihm treu geblieben, trotz dem er nicht der König ist, stachelt ihn aber fortwährend zu dem Entschlusse, als Sebastian, der allgemein für todt gilt, aufzutreten und dem spanischen Philipp das portugiesische Erbreich zu entreißen. Inzwischen war auch schon ein anderes Werkzeug benutzt und beseitigt, um die königlichen Rechte dem fremden Tyrannen und der Inquisition Spaniens zu entziehen, so daß es schwierig ist, den wahren Sebastian vor der Welt zur Anerkennung zu bringen. Sebastian's Jugendmuth erwächst aber langsam und die Sehnsucht nach Vaterland und Thron treibt ihn abermals vorschnell ins Verderben. Er landet in Portugall, sein Untergang ist rasch und dürftig. Der Roman wird schwach, wo er historisch wichtig sein soll, so wie er reizend und interessant war, wo es galt, die Elegie des Leidens in stillen Scenen voll tiefer Gemüthlichkeit zu feiern. Jedenfalls bleibt das Buch eine ungewöhnliche Leistung.

Novellen von St. Nelly. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Meißner.

Die Mehrzahl der hier dargebotenen Novellen endigt sich zum allerseitigen Vergnügen mit Kuß, Gesang, Laune und Hochzeitpomp; nur die Erzählung „die Höhle von Monte doro" macht von dieser freundlichen Regel eine Ausnahme und schließt, dem Charakter einer Höhle entsprechend, mit feuchtem novellistischen Moder des Grabes und der Verzweiflung. Der Verf. oder die Verfasserin — denn es liegt in diesen Novellen etwas Zwitterhaftes — bemüht sich auch hier und da um eine Dosis Humor, ohne die vom rechten Genre erhalten zu können; es ist jener hausbackene Humor, wie er für die komischen Erzählungen in unsern Taschenbüchern bezeichnend ist, ohne intensive Stärke, aber äußerlich desto stärker aufgetragen. Hin und wieder sind kleinbürgerliche Zustände und Figuren nicht ohne Wahrheit gezeichnet. Die Hauptpersonen in diesen Erzählungen lieben viel und werden auch viel geliebt. Die gute kleine Gesellschaft von ehemals, welche so fröhlich beisammen sitzt, einander so lieb hat und deren Lieblingsseufzer ist: „ach, wenn es doch immer so blieb", spielt eine Hauptrolle. Das Alles ist sehr rührend und freundlich zu lesen für ein sittsames deutsches Herz. M.

E. T. A. Hoffmann's Erzählungen, aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß. In 5 Bdn. Herausgeg. von der Wittwe Micheline Hoffmann, geb. Lorer. Mit Kupfern und Facsimile. Stuttgart, Brodhag.

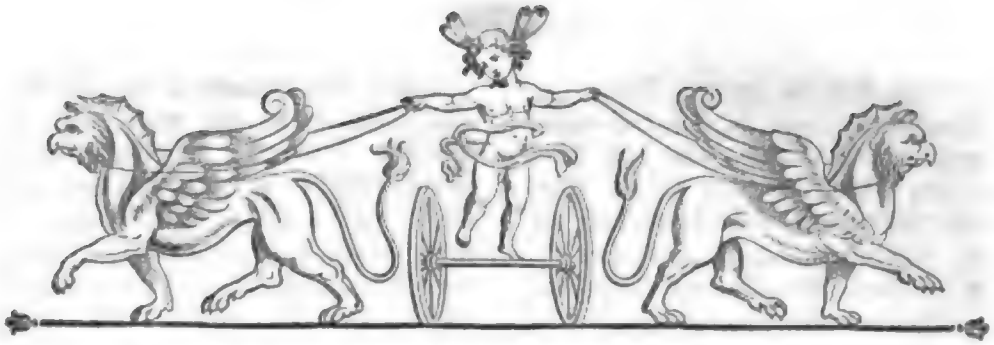
Der erste Band schließt sich als elfter an die zehnbändige Sammlung der Hoffmann'schen Werke. Er bringt Hitzig's Biographie seines Freundes und eine Reihe kleiner Erzählungen und Capriccios, die den Freunden der Hoffmann'schen Muse sehr willkommen sein werden, da sich des merkwürdigen Mannes Persönlichkeit in diesen zum ersten Mal herausgegebenen Skizzen eben so getreu abprägt und in manchen kleinen Zügen eben so sehr ergänzt, wie uns von großen Malern die kleinern Handzeichnungen und Brouillonarbeiten denselben Dienst leisten. Wir finden die Doppelgänger, die Räuber, die Irrungen (ein sehr merkwürdiges Fragment aus dem Leben eines Phantasten), die Geheimnisse, den Elementargeist, Allotria und Text zu grotesken Darstellungen. Die radirten Blätter zum ersten Bande geben des Autors Handschrift, den grauen Mann aus dem Schlemiehl und eine andere Portraitscene von Hoffmann's Hand.

Notiz.

[Beurmann's Deutschland und die Deutschen.]

Es stand zu erwarten, daß ein Werk, welches alle Localformationen unseres universellen Vaterlandes darzustellen unternimmt, eben die Localkritik zu mancher Beschäftigung, mancher Nachhülfe, mancher Polemik veranlassen mußte, während die Kritik sich über den allgemeinen Gesichtspunct des Werkes nur mit Achtung äußern konnte. Wir selbst brachten aus Holstein eine Rüge. Im guten Sinne genommen wäre sie auch von andern Puncten Deutschlands wünschenswerth, und nur Trägheit wäre Schuld, wenn man das interessante Unternehmen Beurmann's nicht überall gleich sehr mit Aufmerksamkeit auffaßte. — Die 12. Lief. beschäftigt sich noch mit den thüringischen Landschaften. Weimar bietet großen Spielraum. Die Salzmann'sche Erziehungsanstalt in Schnepfenthal erhält hier ebenfalls ihre Geschichte und Kritik.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 235. — den 30. November 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Franz Baltisch und Malthus.

Holstein ist ein Land, wo das Volk zu erwachen beginnt. Ein Volk umfaßt Viele, und man erwacht nur, wenn ein Anstoß da ist, sei dies Berührung des Gefühls, Schall in den Ohren, oder Licht vor den Augen. Ganz natürlich erwachen darum zuerst immer Wenige, die schärfsten Augen, die hellsten Ohren und — die Bedrücktesten. Letztere bilden die Mehrzahl, Erstere verfahren klug und zurückhaltend. In ihrer Rath- und Hülfslosigkeit sind Jene sehr froh, wenn von Diesen Einer, durch besondere Gutmüthigkeit verleitet, oder, daß er so seinen Weg machen könne, berechnend, als Führer und Vorsprecher für sie auftritt. Auch nehmen sie es nicht so genau, sie dürfen es nicht und können es eben so wenig, wenn Jemand vorsprechen und führen will, der gar nicht ihre Sache, sondern blos seine eigene zu fördern gewillt ist. Auf diese Weise geschieht es, daß in einem solchen Lande, unter dergleichen Umständen und auf einige Zeit auch Männer Rollen spielen, denen sie nicht gewachsen, deren sie nicht werth sind. Später wundert man sich, wenn dies urplötzlich ein Ende nahm. Man beschuldigt wohl gar das Volk des Wankelmuths. Das aber ist nicht der Grund. Die Wahrheit der Verhältnisse erstarkte und stieß den Betrug wie den Irrthum zurück. Hatte es vielleicht eine ähnliche Ursache, daß Franz Baltisch, Jahre lang ein politischer Heros in Holstein, dann plötzlich in eine Nichtbeachtung gerieth, aus der des Mannes ehrenwerther Charakter erst allmälig und in anderer Weise sich wieder hervorhebt? Leicht läßt sich dies glauben, wenn man Aufsätze liest, wie Franz Baltisch über Malthus im dritten Hefte des diesjährigen „Freihafens" geschrieben. Ein nicht tief genug eindringendes Studium der Socialgesetze hatte diesem einseitigen, aber energischen Geiste die Ueberzeugung gegeben, daß mehr Menschen da seien, als leben könnten, oder daß eine solche Uebervölkerung mindestens bevorstehe. Er verlangte darum Maßregeln gegen das Heirathen, ja noch mehr, gegen — das Lieben. Natürlich empfing Englands Aristokratie diese Lehrsätze mit Beifall. „Für die Güter der Erde sind nur leider schon zu viele Competenten da. Am sichersten bleibt uns das Unsrige, wenn keine neuen ins Dasein treten." Aber auch unter den Gelehrten fanden sich Schwache, die, ergriffen von der Richtigkeit aller Schlüsse, welche Malthus aufgestellt, zu wenig Scharfsinn besaßen, um wahrzunehmen, daß derselbe in den Vordersätzen geirrt, und Etwas als unumstößlich vorausgesetzt hat, was gerade geändert werden muß, um den Nachtheilen zu entgehen, die er der Uebervölkerung zuschreibt. Franz Baltisch — zu seiner Ehre sei es gesagt — gehört zu diesen nicht tief genug blickenden Männern. Malthus und er nehmen Beide an, daß das Eigenthumsrecht, statt einer — eben so alten als nützlichen und unentbehrlichen — menschlichen Einrichtung, mit allen Consequenzen, die daraus hervorgehen, ein unantastbares Heiligthum sei. Dann folgern sie sehr leicht und sehr richtig, daß jetzt schon viele Menschen kaum

für sich selbst, geschweige denn für mehrere Kinder, zu leben haben. Schließlich verlangen sie, daß diese Menschen keine Kinder in die Welt setzen, also auch Alles unterlassen sollen, was diese Folge haben könnte. Daß sie dabei von einem Naturgesetze in der Vertheilung des Eigenthums reden, während sie das Naturgesetz in der Liebe zu ignoriren scheinen, kann allerdings einem Kirchenmanne, wie es Malthus war, leichter verziehen werden, als einem Arzte, wie Franz Baltisch ist. Wie aber verhält sich die Sache wirklich? — Zuerst ist so viel klar, daß bei einer Untersuchung der Uebervölkerung nur die Frage in Betracht kommt, ob ein Land Nahrungsmittel (im weitesten Sinne) genug für seine jetzigen Bewohner zu liefern vermag. Daß sich im Laufe der Jahre eine Vermehrung der Bewohner denken lasse, für welche die bisherige Cultur nicht genug mehr produciren könnte, darf dabei nicht in Betracht kommen. Dies wäre nicht blos eine müßige Speculation über die Zukunft, während wir mit der Gegenwart beschäftigt sind, sondern die Erfahrung hat auch bereits zu oft erwiesen, daß neue Entdeckungen Hülfsmittel gewähren und Dinge möglich machen, die früher sich Niemand zu denken vermochte. Hätte z. B. ein Rechenkünstler zu den Zeiten, als man mit Fackeln und Kienspänen erleuchtete, einen Ueberschlag gemacht, wie viele Morgen Waldung für eine der unsrigen ähnliche Beleuchtung erforderlich wären: er würde zu dem Resultate gekommen sein, daß weniger Menschen oder weniger Licht existiren müsse, wenn jene Wälder Raum finden sollten. Also vor allen Dingen: wo wohnen jetzt zu viele Menschen? In Irland, sagt Franz Baltisch. Hat denn der Herr Professor niemals von den englischen Caravanen gehört, welche Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien durchziehen? Ist es vielleicht unbekannt, daß Wirthe und Handwerker bei Tausenden in Paris, am Rhein, in der Schweiz, in Rom und in Neapel von englischem Golde leben? Woher stammt dieses Gold? Es ist eingetauscht für Waaren; diese Waaren bestanden zum Theil aus irländischen Producten; diese Producte mußte der arme Bewohner jenes Landes im Schweiße seines Angesichtes erbauen und anfertigen; er mußte sie hingeben und Gold dafür eintauschen; er mußte dies Gold seinen Gutsherren nach Neapel senden. Darum hat dies Land weder vom Golde, noch von den Erzeugnissen des Bodens und den Producten des Fleißes so viel übrig, als die Bewohner desselben für ihre eignen Bedürfnisse nöthig haben. Darum ist Irland übervölkert. Preußens Ostseeprovinzen beklagen sich, daß Englands und Hollands Gesetze die Kornausfuhr hemmen. Sie haben also mehr Korn als sie brauchen. Preußens Ostseeprovinzen beklagen sich, daß die Landgüter aus Mangel an Absatz bei weitem nicht vollständig bebaut werden, und deswegen weniger Ertrag geben, als sie es könnten. Diese Provinzen vermögen also noch mehr Nahrungsmittel zu liefern. Preußens Ostseeprovinzen klagen aber ebenfalls, daß die Armen sich übermäßig vermehren, kaum noch Kartoffeln genug zur Fristung des Daseins erlangen können und darum eine Anwendung von Malthus' Grundsätzen nöthig machen. So oberflächlich, so unrichtig, so widersprechend verfährt man! Wo ein Land zur Ausfuhr besitzt, wo es noch mehr produciren könnte, will man aus Mangel gegen Uebervölkerung einschreiten! Franz Baltisch behauptet zwar, daß doch nicht alle Armen zur Genüge bekämen, wenn auch sämmtliche Reiche ihren Ueberfluß vertheilen wollten. Allerdings! wenn die Reichen nichts Anderes thun, als blos ihre Thaler oder ihre Güter vertheilen: so erhalten die Armen weder Thaler noch Güter genug. Wenn aber diese Thaler verwendet werden, um die müßigen Kräfte der Armen durch Bezahlung zur Bearbeitung dieser Güter anzuregen: so wird nicht einmal ein Schenken dieser Thaler und dieser Güter nöthig sein, und die Armen werden sich doch Alles bauen und anfertigen können, was sie jetzt entbehren. Alles, was nöthig ist, existirt virtuell in den unbenutzten Arbeitskräften der Nothleidenden, und es kommt nur darauf an, durch die vorhandenen Güter diese Kräfte in Thätigkeit zu setzen und ihnen diese Güter, nicht zum Genusse, sondern als Werkzeuge der Arbeit zugänglich zu machen. Wo kann man aber dergleichen hoffen, wenn ein Arzt und ein Priester das Naturgesetz der Liebe vergißt und in conventionellen Einrichtungen fatalistische Unabänderlichkeiten erblickt; wenn Menschenfreunde, wie Franz Baltisch und Malthus, Millionen die Entbehrung der süßesten Freuden ansinnen, um Einzelnen den gewohnten Besitz nicht zu stören; wenn Männer, die als Führer und Vorkämpfer in unserm politisch socialen Kriege dastehen, den einzigen Weg, auf welchem Friede zu erreichen ist, in dem Grade verkennen, daß sie, statt an Vertheilung und Erzeugung von Gütern zu denken, auf die Vernichtung von Menschen und menschlichen Empfindungen sinnen! P.

Deutsche Romane.

Kallenfels. Von A. v. Sternberg. 2 Bde. Berlin, Duncker und Humblot.

Schriftstellernde Frauen geben in ihren Büchern nichts weiter als eine Meinung des Herzens. A. v. Sternberg ist in der Literatur eine Meinung der Gesellschaft. In seinen Novellen producirt weder ausschließlich das Talent mit seinen neuen Entwürfen, noch gibt ein Charakter sein Glaubensbekenntniß, noch eifert ein Priester, um seine Religion zu verkünden; alles das liegt versteckt im Autor Sternberg, aber diese Elemente kommen nicht frei zur Entfaltung, so wie es im Salon zum Ton gehört, alle frei erschlossene Individualität, die der Charakter oder ein Talent, ein religiöses Gefühl oder ein politisches Wissen ausgeprägt hat, abzudämpfen, um das bequeme Niveau des Verkehrs nicht aufzuheben. Es würden nur Capricen, nicht große Ueberzeugungen, nicht entschiedene Glaubenssätze sein, die A. v. Sternberg verführen könnten, als einzelne Gestalt sich fester zu bestimmen, und die Function aufzugeben, Organ für eine Sphäre der Gesellschaft zu sein. Die Wahrnehmung kann nicht entgehen, daß das Talent von heute ganz anders zur Welt steht, als in früheren Literaturepochen. Damals gab es eine Literatur großer Einzelnheiten, Offenbarungen großer Einsamkeiten gleichsam, an denen sich eine Gemeinde heranbildete. Heutzutage muß das Talent weit mehr der Welt dienen, und hat nur Geltung, je nachdem es für diese oder jene Lebenselemente Organ ist. Denn so weit ist die Gesellschaft bereits, ihre Abgeordneten literarisch zu haben; eine Menge schreibender Federn sind nur so zu betrachten, indem man wahrnimmt, daß eben das Publicum selbst literarisch wurde, und die allgemeine Bildung auch die Befähigung und die Berechtigung zu öffentlicher Mittheilung allgemein gemacht hat. Dazu kommt, daß die höhere Gesellschaft von heute nicht blos die Mode hat, geistvoll zu sein, wie Hr. v. Sternberg in seinem Kallenfels einmal hinwirft, sondern das Bedürfniß, den Drang, die Nothwendigkeit, sich mit den Stoffen des geheimsten und schönsten Seelenlebens zu füllen. Der Begriff der Vornehmheit ist ridicül geworden, wenn er nicht über die Mächte der Gemüthswelt zu verfügen weiß, die Schätze des Geistes nicht sein eigen nennt. Ganz klar steht das leider nicht geschrieben in A. v. Sternberg's Schriften, aber sein literarisches Ich bewegt sich doch im Luftzuge dieser Resultate, auch äußerlich auf einem Boden, der lange Zeit hindurch die auserlesenste Werkstätte der deutschen Geistesthätigkeit war, und gegen dessen gesellschaftlichen Höhepunct Berlin und Wien bei ihren mehr historischen und nationalen Anforderungen zurückstehen. Einen Schritt im Bewußtsein weiter, und der Autor Sternberg würde selbst den Begriff des Adels, wie ihn die Jetztzeit verlangt, seiner construiren. Ein Herr v. Armin vertritt in seinem „Kallenfels" die Nothwendigkeit der Aristokratie, kann sie aber nur in den österreichischen Zuständen möglich finden, weil hier das Privilegium auch äußerlich der Bevorzugung zu Hülfe kommt, während in Niederdeutschland kein Adel mehr vorhanden sei. Aristokratie ist allerdings noch vorhanden, sobald sie sich nur der Ideen des Jahrhunderts bemächtigt, in die Bedürfnisse der Zeit eingeht, und aufhört, Adel von ehedem zu sein. Der Adel ist verloren und vernichtet, sobald er sich in den neuen Lebenselementen nicht geltend zu machen weiß. In Preußen ist er militairisch oder bureaukratisch, er geht in das Bedürfniß des Staatslebens ein und erhält sich so in verjüngter Gestalt. Und dies ist noch nicht die feinere Seite eines modernen Adels. Diese besteht darin, sich die Blüthe der Cultur in socialer und künstlerischer Hinsicht zu eigen zu machen, sei's genießend oder selbstthätig. Ist Auersperg um deswillen weniger Aristokrat, weil er in seinen Gedichten die Fahne der Völkerfreiheit aufpflanzt? Haben Alexander Humboldt und Rumohr aufgehört Aristokraten zu sein, weil sie im Hoflager der Fürsten Wissenschaft und Kunst erläutern und mitten im Glanz der Vergänglichkeiten die ewig jugendlichen Mächte des Lebens vertreten und geltend machen? Und hier müssen wir nun sagen: A. v. Sternberg ist als Autor zu wenig Aristokrat, weil er die Macht des Geistes zu wenig anerkennt. Er ist der Schriftsteller der Capricen seines Standes, der Vertreter der aristokratischen Mode, nur der Repräsentant des vornehmen Comforts. Dieser Comfort ist in seinen socialen Novellen mit Sorgfalt und Liebe entfaltet, aber das größte Vorrecht des Adels, das in der freiesten Herausbildung der Persönlichkeit besteht, ist hier zu wenig vertreten. Dies Element der Aristokratie ist aber nur haltbar, wenn es sich ganz in die Strömungen der Zeit getaucht hat. — Was im Roman „Kallenfels" den Roman selbst betrifft, so steht er wohl an Charakteristik und Erfindung der „Galathee" und der „Psyche" nach. Die Maximen der Gesellschaft sind mit gleicher Virtuosität wie früher dargelegt; manche Partien sind sehr flüchtig und willkürlich geschrieben, wenn auch nicht ohne die Grazie jener liebenswürdigen Nachlässigkeit, womit man sich ins Sopha wirft.

Die Mathildenhöhle. Novelle nach einer wahren Begebenheit, von E. Reinhold. Stuttgart, Brodhag.

Mit dem „Maler Nolten" machten die Schwaben den ersten Versuch, den Roman der socialen Welt anzubauen. Das seltsam gefügte Buch des trefflichen Mörike war mit seinem oft ungeschlachten, oft phantastisch grotesken Wesen ein großartiger Anfang, den der Dichter selbst nicht weiter verfolgte. Denn Zweierlei bleibt dem schwäbischen Geiste fern, die Gewandtheit auf dem Parquetboden der Gesellschaft und der Witz der modernen Bildung. Die schwäbische Inbrunst ist lyrisch und der schwäbische Tiefsinn speculativ. Jene beiden Elemente machen nun zwar keineswegs das Hauptaggregat des Salonromans und der modernen Novelle aus, allein ohne jene kann diese Gattung der Production doch nicht füglich glücklichen Spielraum gewinnen; es ist mir ganz erklärlich, daß der schwäbische Geist dies Gebiet nicht pflegt und seine Offenbarungen in andern Formen gibt. — E. Reinhold, wie sich der Jurist Cästlin als Autor nennt, verräth manches in seinem Naturell, was nicht geradezu schwäbisch sein mag, er schrieb unter anderm zwei humoristische Burlesken.

Die obgenannte Novelle ist vielleicht ein früheres Product seiner Feder. Sie ist gut geschrieben, aber manche unbeholfene Ueberschwänglichkeit im Styl deutet auf noch nicht ausgegohrene Lebensgeister. „Arthur und Emilie verbreiteten wirklich, wo sie erschienen, eine Atmosphäre von Pomeranzenduft und Seeluft um sich; und wo Cölestine auftrat, schienen Engel unsichtbar mit leisen Flügelschlägen umherzustreichen". Von dergleichen im Ausdruck abgesehen, ist die ganze Anlage der Novelle, wonach sich alles um die Entdeckung und Erleuchtung einer Höhle auf dem Gute des Schloßherren dreht, ein zu äußerliches Motiv, um es ohne Unwillen in den Mittelpunct eines Romans gestellt zu sehen. Die ruhige, episch behagliche Beschaulichkeit der Darstellung thut wohl, reicht aber nicht weit und regt nicht auf. Gesundheit athmet das Buch durch und durch und einen kräftigen Willen, das Leben der Menschen tüchtig aufzufassen und aus der Verworrenheit zu erlösen, in das die mißgeleiteten Herzen es wider Willen ziehen.

Lathonia. Von E. Eichel. Bunzlau, Appun.

Dem Verf. ist eine gewisse Gabe der Darstellung nicht abzuläugnen. Lathonia ist eine Gesellschaft von jungen Freunden, die sich Geschichten erzählen, welche sie an sich oder Andern erlebt haben. Man kann sie, sowohl ihrer Darstellung wie ihrem Inhalte nach, „so so" nennen, wobei Lob und Tadel zweifelhaft bleiben. Viel wüstes Hoffmann'sches Element spukt darin, aber der Spuk erregt nicht Grauen noch Furcht, höchstens ein humoristisches Lächeln, wodurch er sehr bequem zu bannen ist. Der Verf. macht zu viele Anstalten, den Leser in den Zustand eines unheimlichen Grauens zu versetzen. So sieht einmal Einer in einem magischen Spiegel seine Braut: „mit halbverwesetem, blau- und grünfleckigem Gesicht und leeren dunkeln Augenhöhlen, ein weißes, langes Leichentuch nach sich schleppend". Dies Phantom tritt endlich aus dem Spiegelrahmen heraus, umschlingt den Bräutigam mit eisigen Armen und sucht ihn nach dem Grabe hinzuziehen. Ein andermal wird ein schlechter Kerl geschildert, von regelmäßigem, scharf markirtem Knochenbau, mit länglich schmalem, dünn behaartem Kopf und einer blaurothen kolossalen Nase, welche zwischen den grünen Brillengläsern wie eine „Päonie aus ihrer Blätterfülle" hervorglüht. In dieser ergötzlichen Manier scheint sich der Verfasser, der bereits einige gute Uebersetzungen aus dem Schwedischen geliefert hat, so wohl zu befinden, wie ein junger Karpfen in seinem feuchten Elemente, welcher auf phantastisches Gewürm Jagd macht. M.

Russen und Mongolen. Bilder aus dem Wechselkampfe dieser Völker, von Wilhelm Müller. Erster Bd. Cöslin, Hendeß.

Wilhelm Müller in Cöslin hat für das Terrain seiner Erzählungen den Vorzug, daß er Autopsie liefert, ein Vorzug, den Walter Scott's schottische Romane vor seinen übrigen haben. Was Müller über Rußland in ethnographischer Hinsicht sagt, ist somit alles werthvoll. Wie aber die slawische Natur, wenn sie aufgeregt ist, leicht überschwänglich wird, so treibt auch die Darstellungen Müller's ein gewisser Fanatismus des Ungeheuerlichen. Er ist Russe von Geburt und Gewohnheit, mithin seinen Naturelementen fast krampfhaft verfallen. Aus allem ragt aber die feste, liebreiche germanische Natur gleichsam die Hand heraus, als wollte sie nach Hülfe greifen. Dies trifft die Erzählungsweise. Stofflich sind seine Darstellungen für die historische Kenntnißnahme seines Landes in alter Zeit wichtig. Der erste Bd. gibt: die Entstehung der Mongolen, eine Sage aus Rußlands Vorzeiten, die Geschichte Dschingis-Chans, in welcher die Sage vom Priester Johannes und seinem Reich vorzügliches Interesse bietet; ferner die Schlacht an der Kalka (1223), die Rettung und des Geiers Ende.

Notiz.

[Musik in Leipzig.]

Zum Besten des Fonds für alte und kranke Musiker hatte Leipzig seine auserlesenen musikalischen Kräfte versammelt. Madame Bünau-Grabau sang ihre Favoritarie aus dem Titus und brachte dadurch die Reihe von Genüssen, die man ihr in frühern Jahren zu danken hatte, in getreue Erinnerung. Unsere belgische Sängerin, Frln. Elisa Meerti, sang ein französisches Ave Maria und zum ersten Male ein deutsches Lied, das sie unter stürmischem Applaus wiederholte. Es war das zaubervolle Lied von Heine: „Auf Flügeln des Gesanges", in der reizenden Musik Mendelssohn-Bartholdy's. Mit unserer Concertsängerin aus Cöln, Frln. Schloß, sang die Belgierin noch das brillante Duett aus Rossini's Zelmira. Die deutsche Tiefe des Gefühls und den Glanz französischen Vortrags offenbart die Künstlerin am meisten im Liede; ob im Recitativ Natur und Kunst bei ihr schon gemeinsam wirken, steht dahin. — Mendelssohn-Bartholdy spielte seine neueste Composition: Serenade und Allegro giojoso, eine so zarte, weiche, seelenvoll bewegte Tondichtung, wie man sie von ihm nicht anders kennt. David spielte ebenfalls seine neueste Composition, Variationen, voll neckischer Scherze, oft seltsamer Figuren, wie sie vielleicht in England viel Glück machen. Beethoven's Schlacht von Vittoria beschloß die Reihe, welche mit einer, als Manuscript im Nachlaß gefundenen, höchst merwürdigen Symphonie von Weber eröffnet war. Weber verstand es nicht, musikalische Gedanken zu verarbeiten, zu verbinden und, wenn man so sagen darf, auszumünzen, er schleuderte sie ziemlich ungefüg neben einander; deshalb konnte die Symphonie nicht sein Feld sein. Das skizzenhafte Werk, das wir hörten, bestätigte uns diese Ansicht, es ist mißlungen im Guß, ob auch die Glockenspeise gut sein mochte. Ein einziger Satz darin, dessen sphärenhafter, ätherischer Schwung dem melodienreichen Meister recht aus der Seele tönte, hat einige geistreich versuchte Uebergänge, die ihn einigermaßen abgerundet erscheinen lassen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei zwei Beilagen, von Wilhelm Einhorn in Leipzig und von Carl Hoffmann in Stuttgart.)

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brosset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hayn und Ludwig Moser. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 1stes Heft. gr. 8. 1839. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1839. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1839. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Inhalt.

No. 214.

Achim von Arnim.
Correspondenz. Aus Cassel.
Notizen.

No. 215.

Gedichte von H. Heine.
Achim von Arnim. (Beschluß.)
Notizen.

No. 216.

Saul. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Beck.
Correspondenz. Aus Schleswig-Holstein.
Notiz.

No. 217.

Saul. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Schleswig-Holstein. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 218.

Saul. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Schleswig-Holstein. (Beschluß.)
Notiz.

No. 219.

Saul. (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Notiz.

No. 220.

Nummer Sieben. Novelle aus dem Dänischen, von Karl Ludwig Kannegießer.
Deutsche Romane.
Notiz.

No. 221.

Nummer Sieben. (Fortsetzung.)
Reisebriefe. Von A. Weill. Aus Stuttgart.

No. 222.

Nummer Sieben. (Fortsetzung.)
Reisebriefe. (Beschluß.)
Notiz.

No. 223.

Nummer Sieben. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Marburg.

No. 224.

Nummer Sieben. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Marburg. (Fortsetzung.)

No. 225.

Deutschmann's Radical-Reform.
Nummer Sieben. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Marburg. (Beschluß.)
Notizen.

No. 226.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen. Vom Grafen Friedrich Kalckreuth.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 227.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen. (Beschl.)
Sara, die Sängerin. Novelette von Amalie Winter.
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 228.

Sara, die Sängerin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notiz.

No. 229.

Sara, die Sängerin. (Fortsetzung.)
Hofrath und Prof Scheidler. Von P.
Notiz.

No. 230.

Sara, die Sängerin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 231.

Sara, die Sängerin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg.
Erklärung. Von Karl Beck.

No. 232.

Sara, die Sängerin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Fortsetzung.)

No. 233.

Sara, die Sängerin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Beschluß.)
Notizen.

No. 234.

Schottische Balladen. Deutsch von W. Gerhard.
Sara, die Sängerin. (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Notiz.

No. 235.

Franz Baltisch und Malthus.
Deutsche Romane.
Notiz.

(Hierbei zwei Intelligenzblätter und fünf Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neunundddreißigster Jahrgang.

December.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.

1839.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

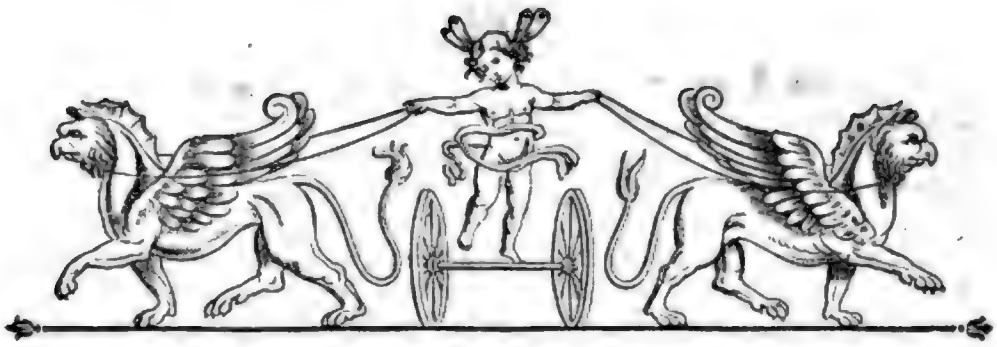
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 236. — den 2. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen.

Vom Grafen Friedrich Kalckreuth.

II.

Carlsbad, im August 1839.

— Welches Werk der Menschen, dieser Straßenbau, von der prager Seite hinab ins Tepl- oder vielmehr Egerthal, zum Fuß des Vorgebirges, im Anblick des Erzgebirges. Hat einer den Gedanken verstanden, der den Kaiser die Alpen ebenen ließ — sowohl durch die Simplon- als die Mont-Cenis- und andere Straßen, unter denen jene majestätische, die von Nizza über Savona nach Genua führt, deren erster großartigster Theil bis Monaco und Mentone noch unter seiner Regierung vollendet wurde, — ein nicht minderer Gedanke als der Ludwig's XIV. „il n'y a plus de Pyrenées“: so ist es Oesterreich. — Die Straße über das wormser Joch, und andere über die und in den Alpen zeugen davon, die ich hier nicht nennen kann, weil die Details mir weniger bekannt sind: aber auch Böhmen mit seinem Straßenreichthum; und diese nach Carlsbad herunter kann den kühnsten und schönsten ebenbürtig heißen. Freilich, ist der Gedanke einmal der Mechanik vertraut, so bleibt er kein Werk des Geistes mehr; ganz simpel vollbringt sich das Außerordentliche und macht es zum Ordentlichen. Dennoch verräth sich in der Kühnheit der Linien, und der Ueberwindung von Schwierigkeiten, zuweilen ein Geist, den ein verwandter gern freudig begrüßt.

Doch wohin schwindet Menschenwerk — vor dem Gotteswerk! — Der Sprudel ist ein anderer Tempel des unvergänglichen Feuers, als die Römer ihrer Vesta bauten, und zu seiner Hut die edelsten, reinsten Jungfrauen wählten. Jungfrauen gibt es zwar auch am Sprudel, jedoch kann ich sie nicht vergleichen. Sie hüten nicht; denn der Sprudel bedarf keines Menschenhüters. Sie dienen nur den Menschen, die an diesem Wunderbrunnen Gesundheit suchen. Wie mächtig beredt ist dieser Sprudel, seinen Schöpfer zu feiern! welche Menschenzunge kommt ihm gleich! Alle die Ordonanzen der Wortreichen, alle die sophistischen Künste der Rede sind doch nur Spreu — gegen diese Fülle, dieses Ueberstürzen, dieses Beherrschen alles Ueberstürzens! Und dazu die Feuerseele, die unergründliche Tiefe seiner Kräfte! — Nur Einer sprach Worte des Lebens. Aber die Natur spricht Thaten Gottes.

Was sonst um diesen Sprudel sich gestaltet, ist alles nur zu seiner Feier. Die andern Brunnen scheinen nur sein Hofstaat. Der ganze Ort und alles in und um ihn — es ist des Sprudels wegen: wäre ohne ihn gar nicht, wie der Mensch und der Sprudel nicht wäre — ohne den allmächtigen Schöpfer.

Eine Dissonanz besonderer Art mit diesem Aufruf zur Andacht, den ein christliches Gemüth aus den Sprudeln harmonisch vernimmt, bilden die sogenannten Denkmale, welche einigen Fürstlichkeiten gesetzt sind. Wie ist

es möglich, in Carlsbad auf solcherlei Gedanken zu kommen! — Daß Genesene, und daher auch genesene Fürsten, die Quelle durch ein Denkmal zu feiern wünschen, wenn sie auch im Grunde nur sich ein Denkmal errichten, begreift sich als menschlich, ist auch seit Urzeiten hergebracht. Der andächtige Katholik weiht eine Votivgabe dem an ihm wunderkräftigen Marienbilde. Nimmer vernahm man aber, daß eine Wallfahrt zu solchem eine zu feiernde Ehre für das Bild gewesen wäre! Und der Sprudel ist doch für den Geheilten gerade so viel, wie das heilkräftige Heiligenbild; — für einen Protestanten auch wohl mehr! — Alle die von „Majestäten", „Hoheiten" und „Durchlauchtigkeiten" gesetzten Inschriften, in verständliche Sprache übersetzt, sagen also: daß sie dem Sprudel die Ehre erwiesen, von ihm in Krankheit zu trinken. — Es ist nicht genug, daß Fürstlichkeiten dergleichen Dinge ignoriren: sie haben keine Wahl, als sie zu hindern oder selbst der Quelle eine Tafel zu setzen. Der Sprudel bedarf nicht von Menschen in Ruf gebracht zu werden. — Ein Stein berichtet, Peter I. — von Vielen der Große genannt — ich wüßte nicht wer, außer Rußland, dazu veranlaßt wäre — habe Carlsbad 1710, 11 u. 12 gebraucht. Wahrlich, erheblicher als diese Kunde ist doch die, welche der Stein eines Wasserbassins im brüsseler Park zu lesen gibt: „Betrunken sei Peter dort hineingefallen."

Carlsbad macht einen angenehmen heiteren Eindruck; möglich, daß der sonnige Tag das Seinige dazu that, und die Enge des Thales in Nebeltagen drückend wird, aber Alles ist heiter im Orte, und das Thal hat ja einen Ausgang ohne beschwerliche Bergfahrt. Vor Teplitz hat es die bessere Luft voraus, weil man dort sich schwer den Steinkohlengeruch abwehrt. Die Lagen Beider sind nicht zu vergleichen. Dort eine reiche üppige Gegend, der aller Schmuck des Gebirges beigegeben ist, — und auch ein Bad. Hier eine Wunderquelle, um die alles Andere erst sich stellt. Es hat der Ort also nicht den mesquinen Charakter aller bloßen Badeörter. Es ist ein Element vorherrschend, welches mit einem Wehen unbegreiflicher Macht das Gemüth berührt, und unbewußt wird alles Thun ihm zur Feier.

Einigermaßen im Contrast fand ich die Physiognomien der Trinker, das Wort diesmal in ungewöhnlichem reinem Sinn genommen. Wäre statt meiner der alte Diogenes gekommen, ja mit mehr als einer Laterne, er hätte kaum ein nicht ennuyirtes Gesicht gesehen. Auch die schönen fehlten. Erst schrieb ich auf mein Auge die Schuld. Als ich die Bemerkung aber äußerte, lös'te ich die Zunge den Hörenden, und das Herz schien sich einer Last zu entladen. Man kann den Kranken nicht zumuthen, heiter zu sein. Aber die Kranken werden von Gesunden begleitet. Und wie viel Gesunde kommen nach Carlsbad! Sei's, daß in dieser Beziehung das Jahr ungünstig war; aber auf diesem Weltstapelplatze der Genesungsuchenden hat die Wahrnehmung eine Weltbeziehung, die Versammlung ist ein nationales pêle-mêle. Nicht alle Nationen sind aber liebenswürdig für die Geselligkeit; und gerade die heute am mächtigsten sind es nicht: die Engländer und die Russen; die, welche es aber vorzugsweise sind: Franzosen und Polen, kann man anders als verstimmt nicht begehren. Auch die süddeutsche Heiterkeit ist etwas angesteckt; aber wäre sie es auch nicht, gegen die Majorität der principiellen Hamletsmenschen ist sie nicht blos die Minorität, sondern ohnmächtig: in der fatalen Mischung ist endlich der Deutsche, zumal von dem nordöstlich deutschen Dünkel gestört, nicht behaglich.

Aber nicht blos gelangweilte Gesichter sah ich in Masse, sondern ich sah keine interessanten. Daran ist der seelentödtende Zustand der Welt schuld; um so sichtbarer in Carlsbad, weil es dort nicht an Leuten mangelt, die leider diese heutige miserable Welt mit machen und mit schleppen helfen.

Hieran knüpfte sich gleich ein sonderliches Extrem: schmuzige, langbärtige Juden mit Brillen; dreist und patzig inmitten des elegantesten Gewühls. Hätte ich Carlsbad zu trinken, ich müßte eine Stunde wählen, — und wäre es bei der größten Abneignng des Frühaufstehens die allerfrühste Morgenstunde, — in der ich diesen widrigen Gestalten nicht zu begegnen hätte, mit deren Anblick mir der Brunnen gewiß nicht zusagen würde. So verkehrt ist Alles nun, daß man einen schmuzigen polnischen Juden nicht mehr an seinem Platze sehen kann.

Vermaledeite Katheder-reformer!

Einigermaßen behaglich stimmen, nächst den Nymphen in ihren grünen Spenzern, die Laquaien, welche die Becher ihren trinkenden Herrschaften zutragen: wenigstens muntere Gesichter, hübsche Leute, und Anstand! Die weiße Hand ist doch nicht in Gefahr, der schwarzen des Juden und seiner schiefen Brille bei der Schöpferin zu begegnen!

Aber auch die Carlsbader sind munter. Drei Primaner waren meine Reisegefährten von Prag; sechzehn- und siebzehnjährige Söhne von Handwerkern und Bürgern: unbedingt fähig, neben einer Elite aus der norddeutschen Studentenschaft zu stehen, und vielleicht durch unverkümmertes Naturell überlegen. Denn ein auf Ko-

sten des Naturells erworbenes Wissen ist ruchlos, und sollte als ein Sacrilegium bestraft werden. Die meschante Demagogenjagd, welche Demagogen niemals erjagen wollte, ist mit dem deutschnationalen Studentenelemente fix und fertig geworden, nachdem der Schmalzianismus die Jugend zu großen Heerden in den Residenzen zusammengeschaart hatte. Man weiß ja, wie die Jagden für große Herren veranstaltet werden. Das Wild wird aus ganzen Bezirken bis unter den Schuß zusammengetrieben. Unfehlbar muß solches Jagen sein; natürlich muß das Fehlen unmöglich gemacht werden. Anmaßung wäre es, zu begehren, daß ein Bestimmter getroffen werden müsse: es genügt, wenn es nur einer aus der dichten Masse ist!

Einige Minuten war ich im Theater. Es entsprach dem Eindruck, den die Masse der Anwesenden auf mich machte.

Erquicklicher war es, die Brunnen der Reihe nach durchzukosten; ich fand ihren Geschmack durchweg angenehm, manche ganz vorzüglich, zumal den Ferdinandsbrunnen; auch die Hitze so wohlthuend mild, daß sie mir durchaus nicht zu groß schien; zum Andenken kaufte ich einen Becher.

Ueber dem Feuergrunde des Sprudels steht die schöne Kirche, welche schon manche Erschütterungen von ihm erfuhr. Ich stieg die Stufen empor und trat in ihre offenen Pforten, um für ein Jahrhundert zu beten.

III.

Eger, im August 1839.

— Hier sollen sich also Rom und Byzanz von Westen und Osten aus, etwa ein halb Jahrtausend auseinander, begegnet haben! Ich schüttelte den Kopf. Byzanz — ja! Es sendete seine Evangelienverkünder unzweifelbar nach Böhmen und christianisirte es; aber Rom — nein! und wenn dennoch, eher von der Donau herab, als von der Elbe herauf, an welcher Drusus so lange nicht weilte, um durch die damalige Wildniß Eger zu erreichen. Der Schloßthurm, der für Römerwerk ausgegeben wird, ist gleichwohl ein merkwürdiges Gebäude, sogar durch den vulcanischen Stein, aus dem er — aber nur von einer gewissen Höhe über der Erde ab — aufgeführt ist, und welcher in der Gegend nicht mehr soll gefunden werden können, vielmehr nur in einem Berge, wo er — war, und erschöpft ist. Ist es so, so stellt sich ein Gränze dem Entdecken und dem Fortschritt heraus. Es gibt Endpunete für den Menschen auf jedem Schritt! — Die byzantinische Capelle ist neuerdings restaurirt, und wird es noch mehr; sie ist eins der wichtigsten Baudenkmale der byzantinischen Architektur in Deutschland, und muß neben Paulinenzell im Thüringerwalde genannt werden; es ist auch plausibler, daß byzantinische Apostel bis zu diesem drangen — in späterer Zeit, — als daß Römer so früh in Eger sich festgesetzt hätten. Das Schloß ist auch byzantinischer Bauart gewesen. Nur Außenmauern mit Fensterbogen stehen noch von dem Saale, in dem Illo, Terzky, und die andern Generale Wallenstein's dem Mörder Buttler fielen. Auffallend ist diese Zerstörung in kaum zwei Jahrhunderten; der spätere Festungsbau hat wohl seinen Theil daran. Die Wichtigkeit der Lage ist nicht einleuchtend, es sei denn, daß man ursprünglich einen Gränzort im Sinn hatte. Die hier sehr junge Eger konnte und sollte gesperrt werden können. Auf der Stelle des Schlosses treten Felsen von beiden Seiten des Flusses nahe zusammen, und wir sahen Rudera, wo jenseits ebenfalls ein Schloß gestanden hat.

Ueber die Stelle, wo Deverour's und Macdonald's Hellebarden den Feldherrn durchbohrten, im Hause des Bürgermeisters, hat die Wohnlichkeit der Menschen, wie der Frühling den Rasenteppich über ein Schlachtfeld, freundliche Behaglichkeit gebreitet. Räume, Thüren, Schlösser, Fenster sollen noch die alten sein. Es scheint, in demselben Gemach schlafe man nun einen bessern Schlaf, als Wallenstein verstattet war. Sein Schwert und die Mordhellebarde sah ich auf dem Rathhause. Die Zweifel der Identität stören mich wenig. Die körperlichen Dinge sind nur Träger der ideellen. Das Schwert ist so kolossal, daß es für die Zeit und die muthmaßliche Körpergröße des Kriegsfürsten unwillkürlich Zweifel erweckt. Nicht weniger als auf diese Historien ist man auf den Sitzungssaal im Rathhause stolz. Er wird von den Bildern der Herrscher seit dem Bunde Habsburgs mit Lothringen geschmückt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

Erlebnisse des Herzens. Liebesnovelletten von E. Ferrand. Berlin, Krause.

Erlebnisse des Herzens! — Ferrand kennt keine andere, oder nur solche, die er mit dem Herzen aufzufassen vermag. Unsere socialen und politischen Tendenzen sind ihm

fremd, das Herz, denkt er, hat mit ihnen nichts zu schaffen, er verwirft sie als prosaisch, als Störenfriede, die in das idyllische Stilleben seines Gemüths trübend eingreifen. Es muß auch solche — nicht Käuze — sondern solche freundliche Singvögel geben, welche singen, wie Herz und Schnabel ihnen gewachsen sind. Die Lerche, die hört Ihr auch gern. Doch singt sie keine politische Tendenzen — auch die Nachtigall, doch verarbeitet sie eben keine modernen socialen Begriffe; laßt also immerhin die lyrischen Singvögel Deutschlands ihr trauliches Nest bauen und in die blaue Luft hinausjubeln, während Eure Herzen auf der Wahlstatt der Tendenzen blutend zucken und brechen. Wem einmal die Außendinge zu hoch sind, von dem verlange man nicht, daß er sich zu ihnen anschraube. Ferrand ist nun eben ein Singvogel, der selbst in seinen Novellen singt und trillert. Die Liebe ist seine Religion, sein Glaube, seine Tendenz, seine Lyrik und Novellistik. Versetzt Ferrand in die ödeste Sandwüste — hier und da wächst doch ein Hälmchen Gras, auch an ein Hälmchen Gras knüpft sich seine Lyrik, seine Liebe; in der Nacht fällt doch Thau und versilbert die Kiesel, auch mit einem Thautropfen läßt sich ein lyrisches Verhältniß anbinden. Für Ferrand entwickelt sich aus dem ausgehungertsten Landstädtchen ein Stückchen Poesie, wenn er hinter einem Fenster ein hübsches Mädchengesicht hervorlauschen sieht, zumal ein krankhaftes, blasses; ein Roman, eine unglückliche Liebesgeschichte steht darauf geschrieben und wird sogleich von dem Dichter copirt. Nicht die langweiligste, ödeste Straße Berlins kann einen verkrüppelten Baum ernähren, ohne daß der Baum und weiterhin die Straße Ferrand's lyrisches Mitgefühl erwecken; dann schreitet er „lichtberauscht durch die Straße, glücklich um ein Nichts, dort die fröhlichen Kinder, dort die lichten Wölkchen, dort das schöne Mädchen am Fenster.“ — Ihr werdet sagen, seine Novellen seien monoton, allzueinfach, sentimental — es ist wahr, aber sie sind auch nur als lyrische Ergüsse eines guten Herzens zu nehmen. Ja, man findet bei ihm auch hübsche, gemüthlich ironische Sachen, wie die Geschichte von dem Schmetterlinge, der in eine Kastanienblüthe verliebt war. Der arme Junge besaß einigen Ehrgeiz und meldete sich in der Spener'schen und Voß'schen Zeitungsexpedition, um als erster Schmetterling in der Zeitung angezeigt zu werden, aber er kam um einige Monate zu spät, und in der Verzweiflung seines Herzens durchschweifte er die Straßen Berlins und verliebte sich unterwegs in eine sentimentale Kastanienblüthe, auf deren erröthenden Knospenwangen bald das Geständniß zu lesen war, daß sie den schönen jungen Fremdling liebe. Der Arme! er verblutete an der Nadel eines jungen Kannibalen, welcher auf Käfer und Schmetterlinge Jagd machte. Die Kastanienblüthe, nun verwitwet, trauerte, und da kamen die Maikäfer, Bienen und Schmetterlinge und trösteten sie, und so wurde sie eine kühlruhige, dicke, wohlgenährte Kastanie, welche über die thörichten Gefühlsschwärmereien ihrer Blüthenjugend altklug lächelt. Unglückliche Kastanie! Glücklicher Novellist!

M.

Das Musikfest, oder die Beethovener. Novelle von W. R. Griepenkerl. Mit 1 Kupfer. Leipzig, Otto Wigand.

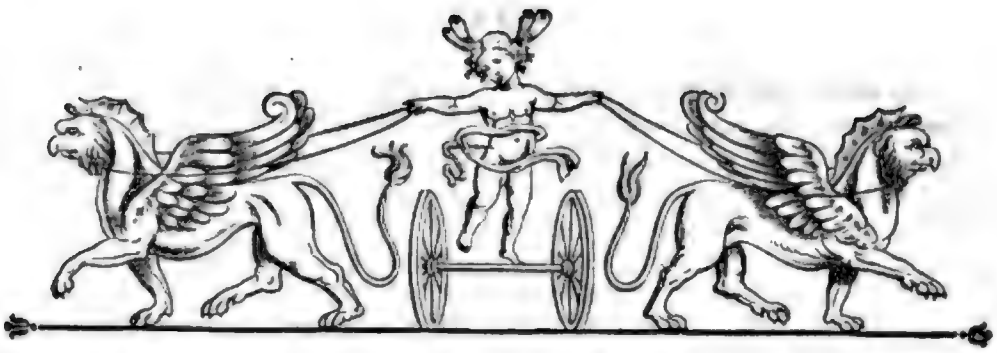
Soll die Conversationsnovelle einmal Fug und Recht haben zu existiren, so muß sie auch mit den deutschen Culturinteressen Schritt halten. Tieck faßte die Musik als Novellenthema ganz allgemein auf, Hoffmann hatte dem Genius, der in Don Juan tobt, ein tiefsinniges Lebehoch gebracht in seinem berauschenden Capriccio; es war lange schon Zeit, dem Enthusiasmus für Beethoven die Novelle zu öffnen. Ein altes Sprichwort sagt: Viele tragen den Thyrsusstab, nur Wenige sind echte Bacchanten. Von Griepenkerl kann man jedoch Beides sagen, er wuchert etwas herum mit den Stichwörtern und mit der Originalhascherei exaltirter Musikenthusiasten, allein der große Dämon Beethovens hat ihn wahrhaft erfaßt, und er zeichnet den Taumel der musikalischen Begeisterung eben so großartig als komisch. Zugleich besitzt der Verfasser die technischen Kenntnisse, die in des Meisters Symphonien auch das ABC und die Grammatik nachweisen, und so ist die Novelle mit ihrem geschickt und kräftig gehaltenen Conversationsstoffe eben so lehrreich als interessant. Vorzüglich ergreifend ist die Scene, wo Pfeifer vor der Orgel sein Schwanenlied vorträgt, indem er die Gewalt der wunderbaren Kirchentöne zu Sprüngen und barocken Einfällen benutzt, dem Instrumente fast einen weltlichen Wahnsinn abnöthigt, und vom Uebermaß der Verzückung überwältigt, todt niedersinkt. — Der Verf. schildert sehr glücklich den Enthusiasmus für Beethoven. Ich muß jedoch gestehen, es sei Aufgabe der mehr als conversationellen, der productiven, poetischen Novelle, den Meister selbst zu zeichnen, um dieser mit der Welt zerfallenen Persönlichkeit die Offenbarungen des Genius abzulauschen, und an einem großen Naturell diese Contraste aufzudecken.

Notiz.

[Abraham a St. Clara und seine Redensarten.]

Sprichwörter und Bücher darüber sind seit einigen Jahren Mode geworden. Durch geistreiche und geschmackvolle Auswahl und Anordnung könnten dergleichen Sammlungen allerdings auch dem gebildeten Publicum Unterhaltung gewähren, ihren Werth für Sprachforschung und Alterthumskunde ungerechnet. Leider sind solche Schriften aber meistens nur auf den Kauf gearbeitet. Sie liefern einen Haufen Stroh, in dem selten einmal ein Körnchen steckt. Noch übler ist das „Abrahamische Parömiakon“, welches Wander (Breslau bei Kohn) herausgegeben. Statt Sprichwörter bringt es einzelne Ausdrücke und Vergleichungen, die in den Schriften des Pater Abraham a St. Clara vorkommen, ohne daß Geist und Zusammenhang, der ihnen dort Leben und Bedeutung verleiht, daraus ersichtlich sind. Das Buch macht den Eindruck, als ob ein anatomisches Theater in einer Sammlung von Gliedmaßen die Schönheit und die Individualität eines Lebenden darzulegen unternähme.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 237. — den 3. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen.

(Fortsetzung.)

Uebrigens ist die Stadt reich. Ihr gehört das Bad. Ich fuhr die halbe Stunde hinaus, und fand eine der gewöhnlichen Badeanlagen auf einem Abhange von einem Wiesengrunde. Eigentlich ist die Gegend schon eben, die Berge treten wenigstens zurück. Die Anlage erinnert an die herrnhuter Colonien, minus den Geist und die Lieblichkeit. Uebrigens ist sicher nichts zu wünschen. Was auf einem freien Felde gethan werden kann, bemerkt man. Auf der Höhe Promenaden unter Bäumen, in der Tiefe, in der Nähe der Brunnen, lange Galerien mit Boutiquen, Sälen u. s. w. Auch diese Quellen haben einen angenehmen Geschmack. An der Salzquelle schöpfte ein Mädchen in Krügen, welche sie mit einem hölzernen Haken hinabtauchte, weil mit der Hand das Wasser nicht erreicht werden kann. Einer glitt voll vom Haken ab und sank unter. Sie versicherte, die Tiefe sei so beträchtlich, daß der Krug nicht wieder heraufzubringen sei. Einige hundert Schritte weiter hinab auf der Wiese wurde die Wiesenquelle durch eine Fortsetzung der Halle mit der Salzquelle verbunden. Franzensbrunnen macht einen langweiligen Eindruck.

In Eger empfindet man, daß man an der Peripherie eines concentrischen Lebens angekommen. Die Gegend sagt es, und die Reisearten machen es bemerklich. — Ich hatte diesmal Prag von der Nordseite über Melnick erreicht. Der ganze Weg von Rumburg ist reizend. Mannichfaltigkeit, Großartigkeit, Lieblichkeit in beständigem Wechsel. Ein herrlicher Sonnenaufgang beleuchtete die düstern Waldgebirge von Georgenthal und den hohen Tollenstein; in der Pracht der Abendsonne sah ich das herrliche über der Elbe gelegene Melnick, gerade wo man die Moldau und die Elbe zusammenströmen sieht. Alle Orte, die man passirt, Zwickau und Haide mit den Glasschleifereien, das industrielle Leipe, das prächtige Neuschloß, der gräflich Kaunitz'schen Familie gehörig, mit seinem großen Wasserspiegel und den wunderlichen Sandsteinfelsen — (auch hier ist ein großartiger Straßenbau) — der Habichtstein mit seiner Ruine, in der Ferne der hohe Bösig; dann die neue Straße fast drei Meilen in einem Thale, die libacher Gründe genannt, bis zu dem zauberischen Ausgang der Weingelände an der Elbe beim libacher Schloß; alle machen den heitersten Eindruck. Nur auf einen Moment wird man dissonirend von einigen kolossalen Todtenmasken, in welche eine Sandsteinklippe zu formen dem reich gewordenen neuen Besitzer dieser Herrschaft gefallen hat, zum unwiderleglichen Beweise, daß er so arm an Geschmack als reich an Geld ist. Der Besitzer von Neuschloß ist der Zeit, in welcher wir leben, vorangeeilt: neben seinem Palast steht ein anderer, nicht minderer, für seine — Diener und Beamten! Zugleich wird dadurch aber lehrreich erkennbar, was diese einpalasteten Beamten heutiger Zeit sind: — Domestiken! — So hei-

ter wie die Gegend war unſere Geſellſchaft und unſere Stimmung. An einer Stelle hatte man Gurken, je zu vier oder fünf, auf einem Bretterklotz zum Verkauf ausgeſtellt; kein Menſch war, blos eine Katze ſaß dabei. Die Kutſcher überließen uns den Pferden und blieben zurück, um Gurken zu kaufen. Es kam den Pferden, wahrſcheinlich aus Gewohnheit, ein, ſich in Trab zu ſetzen; aber unſere Kutſcher ließen ſich davon ſo wenig ſtören als die Katze von den luſtigen Käufern. Nach einer Strecke hielten die Pferde von ſelbſt inne und gingen im Schritt, bis ihre Herren vom Gurkenkauf herankamen. Bald begegneten wir in einem Dorfe, welches mit ſeinen großen Bauernhöfen den reichſten Gegenden Sachſens und Schleſiens an der Seite ſtehen kann, einer ſtattlichen Bauernhochzeit; an zwanzig Wagen, tüchtig beſpannt, führten die laute jubelnde Geſellſchaft, ein letzter Wagen — nach Landesſitte — das Brautbett; das junge hübſche Paar war ſtädtiſch gekleidet, der Mann im ſchwarzen Frack. Meine Frage, nach der Bauerntracht, verſtand man nicht, denn wir waren zwei Meilen von Prag, — in das wir vor 10 Uhr, von früh 4 Uhr — über 14 Meilen — einfuhren, und in dem höchſt belebten, muntern, ſehr guten Gaſthof zum ſchwarzen Roß abſtiegen. — Obwohl die Gegend ſüdweſtlich von Prag gleich einen monotonen Charakter annimmt, und nach Carlsbad zu nur einzelne weite Blicke, und nahe auf Schlöſſer darbietet, ſo entfaltet ſie erſt näher dem Vorgebirge die ſchöne Fülle. Von der tiefen Waldſchlucht, in der Milenz liegt, bei dem Czerniniſchen Schloß Petersberg vorbei bis zum Fuß des majeſtätiſchen Engelhaus, iſt eine der ſchönſten Gegenden, ſo wie bis zur Höhe über Carlsbad. Auch die heitere Stimmung war dieſelbe. Mehrere Wagen hielten zuſammen: der meinige war der letzte geblieben. Endlich bemerkte mein Kutſcher, daß der vorderſte zu langſam fahre: er ſetzte ſich daher an die Spitze. Der Kutſcher jenes hatte ſich um die Achtung der Führung gebracht. Nun kam ihm die Ambition, die verlorne tête wieder zu gewinnen. So ungeſchickt unternahm er es aber, daß er ſeine Geſellſchaft faſt in den Chauſſee-Graben gelegt hätte, und überdies die Räder ſo in die meines Wagens fuhr, daß es als ein glücklicher Zufall gelten mußte, ohne erheblichen Schaden abzukommen, denn nur die Speichen des Hinterrades waren beſchädigt. Nun hatten wir den Krieg der Kutſcher, aber unter Scherz und Lachen. Der unſrige trug ſeine Sache überall in ſchlagender Kürze vor, unermüdlich; und der andere machte ſich bald aus dem Schuß. —

Dieſer Vorfall zeigt mit kurzen Worten eine Volksrevolution mit der Contrerevolution, und deren Abblitzen. Die Unfähigkeit des Regiments macht die Revolution. Das abgeſetzte Regiment will wieder an ſeinen Platz, und fängt es eben ſo ungeſchickt an, als vor ſeiner Abſetzung, wird alſo zum zweiten Male in den Sand gelegt; mit Recht! Denn die Unfähigkeit und die Dummheit, wie ſie auch geboren ſein mögen, beſitzen kein Privilegium des Regiments über Menſchen!

Das Egerthal zeigt Deutſche mit ihrer Sprache, Weiſe und Tracht. Man macht geognoſtiſche und ſtatiſtiſche Landcharten: man ſollte einmal die Wiſſenſchaft laſſen und den Menſchen nachgehen, um in den Trachten die Sitze der Volksſtämme kennen zu lernen. Es iſt gewiß ein ſehr eigenthümlicher Vorzug mancher, daß ſie ihre Trachten ſo treu bewahren, wie z. B. im Eger-, im Altenburger-, im Wendenlande der Lauſitz.

Die Chauſſee läßt mehrere Zweige über die Gebirge nach Sachſen rechts abgehen, und führt an der Lehne des Vorgebirges, das Erzgebirge im Auge, Anfangs mit mannichfaltigen Ueberblicken, allmälig aber einförmiger, zugleich nach Marienbad und Eger, in welche beide Richtungen ſie ſich erſt eine Meile vor Eger ſpaltet. Der Punct im Ellnbogen iſt wahrhaft großartig. Eine Schlucht ſcheint eine koloſſale Niſche zu bilden, in der auf einer Klippe, faſt rings von der Eger umſpült, ſo daß es ſonſt nur einen Ein- und Ausgang gab, das alte von der Stadt umniſtete mehr als umbaute Schloß liegt. Von ſeiner Klippe zu der des andern Ufers iſt nun aber eine Kettenbrücke über die Eger geſchlagen, welche in ihrer Höhe einen überraſchenden Anblick gewährt: ein ebenfalls imponirender Bau. Dadurch iſt das Städtchen zugänglicher geworden, und eine breite Straße mit mehreren neuen Häuſern mündet an der Brücke. Es iſt hier der Sitz einer Kreishauptmannſchaft. Ich ſtieg das Schloß hinauf. Sträflinge bewohnen die unintereſſanten alten Mauern. Der Gebrauch der ſchönen Baulichkeiten einer größeren Vorzeit für die Gebrechen der jetzigen Zeit, macht einen unerquicklichen Eindruck. Es kommt immer auf die Verwendung des marienburger Schloſſes zu einem Magazin heraus! Wo einſt die Edlen walteten, raſſeln nun die Ketten der Sträflinge. Es iſt nur zu gewiß, man hat nach allen Richtungen hin den Naturſinn verloren, und ſo ſtirbt die von den Vätern gebaute Exiſtenz hin: denn eine andere muß erſtehen, welche wieder den allmächtigen Schöpfer und die Na-

turtreue bekundet. — Je näher Falkenau, je mehr Hopfenbau; bei dieser dem Grafen Nostitz gehörigen Stadt mit einem großen Schloß und einem Wirthshause, welches auch ein Schloß heißen kann, ist eine ausgedehnte Hopfenflur; bisher hatte ich den Hopfen nur im Kleinen wahrgenommen, und — schon in den Libacher Gründen — wie ein Stiefkind zurücktretend, sich an den Weinbau schließend: als ehrten die Pflanzen selbst die Superiorität! — Der sagenhafte Maria-Culm zeigte sich uns von fern zur linken Seite, und aus der Tiefe schauten auch, gleich einer Sage, die beiden grauen Thürme von Eger, auf dem Hintergrunde des Waldgebirges kaum wahrnehmbar, hervor.

Der Verkehr wird geringer, und so nehmen auch die munteren Reisearten der Stellwagen ab. Ein lustiges Völkchen scheint die Reisenden von allen Seiten Böhmens nach der Hauptstadt und so zurück zu befördern. Die Fuhrleute und Gastwirthe reichen sich dazu die Hände, um denen, welchen sie dienen, den Reisenden, bequem zu sein. Die Eilwageneinrichtung ist trefflich, aber sie wird ein Kram gegen diese, die wohl minderer Qualität, aber auch halb so theuer ist. Ungemein wohlfeil ist diese Reiseart: 14 bis 18 Meilen mit reichlichem Gepäck von etwas unter, bis etwas über zwei Thaler die Person. Sie gereicht der Regierung zum größten Lobe, weil sie bezeugt, daß es keinen Postfiskus, sondern nur Postanstalten zur Bequemlichkeit gibt; aber auch dem Volk: mit so harmloser Emsigkeit einen geringen Gewinn zu pflegen. Wagen und Sitze sind allerdings nicht so gut wie die bei der Post; aber doch verschieden und nie so schlecht, um bei der großen Schnelle, denn alle jene Strecken werden vom Morgen bis Abend, nur etwa die weiteren, wie die Budweiser, mit Zuhülfenahme einer Nacht zurückgelegt, zu einer Klage Veranlassung zu geben. Der Pferdewechsel ist nicht Stationsweise, aber doch immer so, daß nie gefüttert zu werden braucht. Gewöhnliche Lohnkutscher schließen sich für gleichen Preis gern an, für diejenigen, welche vorziehen, kürzere Tagereisen zu machen und zu nächtigen. Diese allerdings füttern, da die Pferde nicht wechseln. Zweier Lästigkeiten ist man enthoben: der imperturbablen Trägheit der Lohnkutscher, und der Diligencen-Kolosse, in welchen die Passagiere eingeballt werden. Die Stellwagenfahrt hat den Charakter einer Spazierreise junger Leute, und die Geschlechter treten ganz geschwisterlich einander nahe. Möge sich diese angenehme Einrichtung dem werthen Böhmen erhalten!

Von Eger nach Baireuth heißt in eine andere Welt reisen. Keine Stellwagen! Man hatte von fränkischen Lohnkutschern gesprochen, die stets dort wären; aber nichts davon! Der Eilwagen geht geradenweges nur einmal die Woche; umweges über Hof auch zweimal; aber ich hatte nicht Lust, den eben abgehenden zu benutzen. Im Begriff, Extrapost zu nehmen, kamen Reisende von Marienbad, im gleichen Falle als ich. Wir vereinigten uns und nahmen einen bequemen eleganten Wagen mit guten Pferden für mäßiges Geld, der uns die 11 Postmeilen in circa 12 Stunden leicht und angenehm hinüber brachte.

Die Mauthen waren überall so unbelästigend, daß auch der griesgrammigste Reisende keinen Grund zu Aerger hätte finden können, — und zwar ohne Zollverein!

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

König Og und seine Abkommen. Ein Schwärmer. Von Verba, praetereaque nihil. 2 Bde. Meißen, Gerdsche.

Während heutzutage renommirte Namen erbleichen, raschgepflegte Talente sich eben so rasch verbrauchen, manche Fähigkeit der jüngeren Zeit sich selbst verwüstet, nachdem sie kaum zu Hoffnungen berechtigt, treten plötzlich immer neue Gestalten aus der dunklen Masse des Publikums, rasch, gleich fertig und zum heißen Kampf gerüstet. Schnell gewonnen, schnell zerronnen! scheint der Wahlspruch der literarischen Zeitproduction; eine langsame Pflege gönnt sich das Talent nur selten noch. Merkwürdig aber ist, daß die Schranke zwischen Producenten und Publicum gesunken ist; dieses producirt selbst und immer neue Gestalten drängen sich ein in die Arena. Der Verf. des „König Og" mit verschlossenem Visir, das wir ihm freilich vor kurzem abzogen, ist ein fertiger Hieber, sitzt fest im Sattel, als Mann gereift in Gesinnungen und Ansichten. Was er somit als Memoir, als Tagebuch, hingibt, ist interessant und wichtig. Bei alle dem fehlt ihm die Pflege, um seine Stoffe und Gedanken nicht blos für sich selbst, auch für Andere zu entfalten. Ein heißer, feuriger Kopf schreibt hier im „König Og" eine Polemik gegen die Jetztzeit, eine Satyre auf die Menschheit, wie sie war, ist und sein wird. Der erste Band hat sehr glückliche Partien, der zweite erlahmt an seinem eignen Stoff, und es fehlt dem ganzen Buche die innere Nöthigung; nicht dem Schreibenden subjectiv, aber wohl dem Werke, das sich regellos zerstreut und zerfährt. So kräftig und mit so blitzenden dunklen Augen ist freilich noch nie der burschikose Humor aufgetreten, aber um sich literarisch glücklich zu organisiren und sich in einem großen Zusammenhange zu entfalten, dazu gehört eben die Pflege,

die hier fehlt. Dieser komisch-satyrische Roman, wenn wir das Buch so nennen sollen, gibt eine Geschichte von „Kantors großem Jungen". Im ersten Bande die Schuljahre auf dem Dorfe, unter andern die Scene eines famosen Zankes zwischen dem Schulmeister und dem Pfarrer sammt den Accidentien der Ehehalften. Hier ist eine ungewönliche Kraft niederländischer Genremalerei gar nicht zu verkennen. Alles aber bleibt burlesk, auch das Idyllische, z. B. die Schilderung der Liebe des Secundaners. Wer Lorenz Sterne und Ulrich Hegner kennt, wird diese Partien schlecht finden. In andern Gestaltungen, wo die Forderung der Zartheit weniger zu stellen sein dürfte, ist der groteske Pinsel des Verfassers glücklicher. Einzelne komische Figuren, wie die arme Harfnerin, die aus dem knappen Kinderkleide herauswächst und nur um deswillen indecent erscheint, der Schneider, der als Parvenu Säufer wird und sich zu einem Genie aufschraubt, und andere, geben ein gut Stück Höllenbreughel. Figuren wie der Adept sind altmodisch; wie auch manches in der manierirten Schreibart des Buches. Der Witz darf auch im Styl Flausen machen, wie der Jeanpaulsche Styl, der dabei immer noch schön ist, obwohl sein geistvoller Inhalt sich nicht fangen wollte in anderer als barocker Form; aber sowie Manier sichtlich wird, hört die Wirkung auf und der Ueberdruß stellt sich ein. — Kantors Junge zieht auf die Hochschule und wird in einer adeligen Familie Erzieher. Hier coquettirt die Frau des Hauses mit ihm, eine Pflegetochter fühlt eine wahre Neigung für den Informator und schiebt sich ihm statt jener unter. Auf diese Scenen, die nur durch die Grazie der zartesten Empfindung duldsam und genießbar gemacht werden könnten, erfolgt Flucht, Elend, Mißgeburt, Wahnsinn, Tod, — alles wie in einer Blendlaterne, wo sich Puppenspiel zeigt. Der Humorist wird schwermüthig an seiner eigenen Erfindung, er glaubt sich treu zu bleiben, indem er seine Feder epigrammatisch scharf und kurz werden läßt, allein die Haltung des Products hört auf, und alle Nähte reißen. Das Buch strotzt von gelehrten Phantasien, die sich meist um den Adepten drehen, der die Macht des Galvanismus aufweist, über indische Mythologie radotirt u. s. w. In all diesem sucht ein von der Intelligenz des Jahrhunderts vollgesogenes Individuum seine Weisheit abzusetzen; wir folgen den Phantasmagorien dieser eigenthümlichen Laune, aber vermissen die innere Nöthigung, die poetische Maxime, die uns fesseln sollte. Wird sich nun diese neue literarische Kraft weiter gliedern, organisch klären? Oder gab sie hier blos ein für allemal eine Sternschnuppe, eine Kometenexplosion?

Nachschrift. Der Verfasser, Justizcommissär Robe in Hirschberg, wie wir hören, ist schon längst pseudonym bewährt durch eine ganze Galerie von Schriften, die er in die Welt schleuderte, ohne dieser den Faden in die Hand zu geben, um eine gegliederte und organisch zusammenhängende Persönlichkeit in all den verschiedenen Ausbrüchen ihrer Laune und den Resultaten ihrer Arbeit auffinden zu können. Von demselben Autor sind die „Gedichte eines Materialisten", die vor einigen Jahren Aufsehen erregten. Der Dichter heinisirte stark in diesen Liedern, aber manche, z. B. Reiters Liebchen, haben eine naive Keckheit, die mit Recht an Beranger erinnerte. In den „Liedern der Liebe" faßte der humoristische Autor in einem sentimentalen Ständchen Betinens Ergüsse in Verse, als wollte er den Geist des Kindes binden, Ungereimtes gereimt machen. Außerdem erschienen vom Dichter ein Lustspiel: „der Nachtwandler" und zwei Trauerspiele: „Kichora Komara" und „Hermannfried".

Phantasiestücke und Historien von C. Weisflog. Acht Theile. Dresden und Leipzig, Arnold.

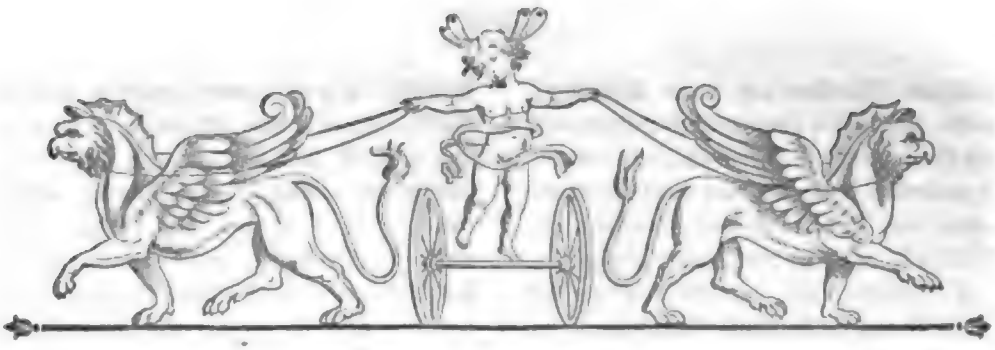
Eine neue Ausgabe des anmuthigen Humoristen kann wohl veranlassen, ihm in der Literaturgeschichte seine Stelle anzuweisen. Weißflog ist ohne Hoffmann nicht denkbar, seine ganze geistige Existenz lehnt sich an den alten phantastischen Höllenbreughel. Aber er ist nicht in gleicher Weise wie der Pflegevater seiner Muse von dem Tarantelstich und Wurmfraß einer dämonischen Gehirnentzündung angesteckt, seine Nachtstücke sind mehr vom Schlafrock der Gemüthlichkeit erwärmt, und obschon manches wie krankhafte Aufstachelung erscheint, weiß doch die schlesische Naivetät, die in Weisflog eben so wie schlesische Reoseligkeit steckt, die Seltsamkeiten der phantastischen Aufregung plausibler zu machen. Die „biographischen Spittelfreuden des abgesetzten Privatschreibers Jeremias Käzlein", „die Kunst- und Bettelfahrt des Bratschisten Fidelius" und die „Historie vom großen Loose" können vielleicht für das Bedeutendste unter seinen Productionen gelten. Im 2. Thle. der klaren, hübsch ausgestatteten Sammlung seiner Schriften finden wir auch ein historisches Gemälde: „Sebastian, König von Portugal". Vielleicht mochte die Beliebtheit Van der Velde'scher Productionen damals auch Weisflog zu Darstellungen solcher Art versuchsweise treiben; inzwischen hielt er sein Stück mehr chronikenartig, ohne doch der historischen Malerei einen höheren Standpunct abzugewinnen, als ihn der anmuthige Van der Velde seiner Zeit einnahm.

Notiz.

[Spohr in England. Briefblatt aus London.]

Daß Spohr bei Gelegenheit des Musikfestes in Norwich die glänzendste gesellige Aufnahme fand, ist gewiß auch in deutschen Blättern vielfach mitgetheilt; ich füge jedoch folgenden Zug zur Charakteristik religiöser Geistesengigkeit in England hinzu. In Norwich hielt ein Prediger in der Kathedrale eine Kanzelrede gegen das Oratorium und nannte diesen Zweig der Kirchenmusik eine Blasphemie, und zwar in Gegenwart Spohr's. Der gute Bischof von Norwich, einer der liberalsten und aufgeklärtesten englischen Priester, wagte nicht in der Kirche zugegen zu sein. Was sagen Sie in Deutschland hierzu? Ist die Orthodoxie des Katholicismus nicht weit milder als die Orthodoxie des englischen Protestantismus?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 238. — den 5. December 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen.

(Fortsetzung.)

IV.

Mannheim, August 1839.

— Quer durch Deutschland vom Eger- ins Rheinthal! Eine so belehrende Fahrt als man sie nur in fünf darauf verwendeten Tagen machen kann. Ueber vier ziemlich rauhe und kalte Gebirgshöhen hatten wir in vier einstige Residenzen hinabzusteigen: das Fichtelgebirge, den Ochsenkopf mit Wunsiedel und Alexanderbad — welches ganz aus der Mode gekommen scheint — links lassend, ins Mainthal nach Baireuth. Der Charakter ernst, Wald und Wiesen: dann über meist kahle und unfruchtbare Hochebenen mit schön bewaldeten Abhängen ins Regnitzthal nach Bamberg: von da durch fruchtbare, reiche, weinlaubige Hügelgegenden, die Krümmungen des Mains durchschneidend, nach Würzburg: von hier über breite, vom Spessart und Odenwalde ausgehende, Bergrücken mit mannichfaltigem Anbau, aber sehr verschiedener Fruchtbarkeit und Cultur, in das liebliche zauberische Neckarthal, — bis du, würdiger Rhein, in deiner Alpenfarbe und Mächtigkeit bei Mannheim begrüßt wirst!

Zu den interessanten Puncten gehört das Hinabsteigen in die enge Schlucht des Städtchens Berneck mit seinen zwei Burgen, und dann in das schöne Thal des weißen Mains, in welchem Baireuth freundlich liegt.

Baireuth hat, wie alle abgelebten Residenzen, deren ich vier berührte, einen Ueberfluß an Palästen, und wie viel deren auch für die jetzigen Hohen und Großen der Zeit, die Beamten, verwendet werden müssen: sie sind eine Last. Der Verfall oder die Verlegenheit des Gebrauchs werden gleich erkennbar. Baireuth hat fünf. Einer ist der Regierung, ein anderer dem Militair zum Gebrauch gegeben: einer dient noch zur Fürstenwohnung, wenn eine Fürstlichkeit nach Baireuth kommt. Die Eremitage wird erhalten; die „Phantasie" ist im Besitz des Herzogs Alexander von Würtemberg, Louis Philippischen Ex-Schwiegersohnes, im Grunde nur ein Landsitz ohne Pracht, die Lage auch nicht ausgezeichnet, indessen doch auf freier Höhe, mit dem Blick und mit Partieen in ein angenehmes schattiges Waldwiesenthal. Die Terrasse würde schön sein, wenn die Anlage nicht zu mesquine wäre. Man bemerkt die Thätigkeit des jungen Witwers in den Anlagen; eine Roheit eigener Art wäre aber wohl fähig, sie zu verleiden. Eine Aloe war einsamlich aufgestellt unter dem Dache eines kleinen Tempels mit der schriftlichen Anweisung des non tangere. Dessen ungeachtet waren viele Namen in die Blätter geschnitten; ich sage, dessen ungeachtet, weil man die neuesten, aus späterer Zeit als das Verbot, von den älteren, vernarbten, gut unterscheiden konnte. Diese Roheit ist, ohne das Verbot, schon so dumm und groß, daß sie zur Gemeinheit wird, und nach dem Verbot fast für Bosheit gehalten werden muß. Ich hätte auf Veranlasser solcher Bosheit schließen können. In den Park tretend, finde

Digitized by Google

ich ein junges hübſches Mädchen auf einer Steinbank im Schatten weinend ſitzen, mit einigen Aeußerungen des Grolles auf einige Gartendomeſtiken, die ſich eben entfernten. Aufmerkſam geworden, trete ich nach einer Weile an das Mädchen heran, und frage nach dem Grunde ihrer Thränen: eine Bittſchrift hätte ſie dem Herzog abzugeben, und das grobe Dienervolk habe ſie aus dem Garten werfen wollen; ihre Mutter in Baireuth ſei krank u. ſ. w. So lange der Stock nicht wieder eingeführt wird, muß man es aufgeben, unbrutale Bedienten anders als ausnahmsweiſe zu haben: immer blieb es ſonderbar, daß ein junger Prinz, der ausnahmlich auf Heirathsabenteuer in ein anderes Land zog, ſich nicht auch ausnahmlich mit geſchliffenern Leuten umgab. Die Thränen ſtrömten ſo reichlich, und das Mädchen wies auf den im Thale luſtwandelnden Prinzen ſo kläglich, daß ich den Beutel öffnete und ihr ein Geldſtück gab. Die Wirkung ſchien faſt elektriſch auf den Strom der Thränen. Da das arme Kind weinte, ehe ſie uns erblickt hatte, konnten ihre Pläne uns nicht gelten. Wenn dies aber nicht, ſo war ſie mit einer Gabe zufrieden geſtellt, die für den Prinzen ſehr gering geweſen wäre. Seit es Staatsdiener gibt, ſind die Bedienten im alten Sinne ſo flegelhaft geworden, daß jede Rüge Pflicht iſt, und keine ſtark genug ſein kann; denn nicht mit Unrecht betrachten ſie ſich mit jenen in einer prinzipiellen Gleichheit, und werden durch die Anmaßungen jener immer frecher! Das Schönſte dieſer „Phantaſie" iſt eine Linde rieſigen Stammes, aber ſo alterſchwach, daß ſie mannichfaltige Stützen erhielt; man hatte mehr Achtung vor dieſem Baume als vor der Aloe, mehr vor der heimiſchen Natur, als vor der exotiſchen Pracht. Im Ganzen ließ ſich in dem ſehr kurzen Momente meines Weilens doch wahrnehmen, daß dieſer kleine Landſitz als Fürſtenaufenthalt, im privativen Sinne, ſich nicht mit den örtlichen und perſönlichen Verhältniſſen in Harmonie bringen läßt. Das Terrain iſt zu klein. Man ſprach uns auch von Ankäufen zur Ausbreitung.

Der Thurm des alten Schloſſes, deſſen Capelle nun den Katholiken eingeräumt iſt, deren Gottesdienſt in derſelben aber ganz unheimiſch ſich ausnimmt, gewährte uns einen angenehmen Blick auf die freundliche, im Ganzen ziemlich neue Stadt, und das fruchtbare Thal, in deſſen Grunde ſie liegt. Das neue Schloß iſt in keinem großen Styl. Der Hauptſaal in der Mitte iſt dem Dilettanten-Muſik-Vereine geſtattet, um ſeine Concerte darin zu geben. Der Herzog Pius von Baiern hat bis zu ſeinem Tode einen Flügel bewohnt. Eine Galerie, die nußbaumene genannt, weil ihre Wände mit Nußbaumgetäfel und Spiegeln in Gold verziert und belegt ſind, iſt geſchmackvoll; im unteren Stock auch eine Grotte mit einem Springbrunnen, welcher aber ruhte, wie die alten Fürſten des Landes und Bewohner des Schloſſes. Das Bild der berühmten weißen Frau, allerdings ein altes Bild, wird gezeigt; es iſt ohne Kunſtwerth. Die Bilder der Schlachten von Belgrad und Semlin, welche unter Eugen der Markgraf Chriſtian Ernſt mitgemacht, beweiſen auch keinen. Der Garten iſt unbedeutend; die Pappeln ſpielen faſt die Hauptrolle; das Feld begränzt ihn; ein Cavalerie-Regiment hat auch ſeinen Exercierplatz darin. Der Platz vor dem Schloß iſt ſchön. Auf demſelben iſt ein Denkmal dem genannten Markgrafen errichtet, welches zugleich als Springbrunnen die vier Flüſſe des baireuthſchen Landes feiert; auch dabei iſt von Kunſt keine erhebliche Rede. Deſto mehr überraſcht vernimmt man in dem freundlichen Orte von einem Opernhauſe, welches uns mit vielem Bewußtſein über den Werth des Beſitzes genannt wurde. Seine eine Fronte erinnert an das Berliner. Mehr mir Entſprechendes bot die Hauptkirche, welche gleichwohl nur Spuren älterer Zeiten aufweiſt, denn Brände haben an ihr, wie auch am alten Schloſſe, Macht geübt. Baireuth erſcheint nur in der Beziehung zu dem ſchönen Thale, in welchem es liegt. Obwohl Thalſtadt, gehört es doch in die Kategorie von Gotha und Altenburg, welche der Lage nach Bergſtädte ſind. Es mag ſich behaglich dort leben laſſen.

In Berneck waren wir zur Erquickung abgeſtiegen, und im Wirthshauſe mit verſtändigen Leuten des Volks ins Geſpräch gekommen. Wenig Salons bieten ſo viel geſunde Einſicht dar. Es iſt überhaupt bei der jetzigen äußerſten Dürre und Verkümmerung in den vermeintlich gebildeten Ständen nothwendig, da der Menſchheit, d. h. der creatürlichen Unterſcheidung des Menſchen von dem Thiere, bewußt zu werden, wo der Menſch noch genährt iſt von der unmittelbaren Natur, und noch nicht angehaucht vom Tode der Schulen, — die zu allen Zeiten ein übler Nothbehelf waren, jetzt aber ganz und gar zu Zwing-Uris, zu Anſtalten des Seelenmordes geworden ſind. Die Rede kam auf die Auswanderungen; aus Berneck ſind hundert, aus der Umgegend dreihundert Familien ausgewandert, lauter vermögende Leute, — nach America — in die bald menſchenreiche Oede! — Hier war keine Ueberſpannung, keine Sentimentalität, keine Religionsſtimmung: ſondern die nackte Einſicht, im Leben ganz umſonſt zu arbeiten, indem die Leute, ihres

Fleißes ungeachtet, nach einer Reihe von Jahren durchaus nichts vor sich gebracht hätten. Mit einem dürren Worte ist also der Grund zu nennen: die Verkehrtheit der Regierungen. Die Regierungen wollen nach irgend einer Norm, welche an grünen Tischen ersonnen, statt auf grünen Auen aufgegangen ist, regieren — mit einem Worte: rationell! — Das ist das Gegentheil ihrer Aufgabe, ihrer rechtlichen, menschlichen und heiligen Pflichten. Die nothwendige und unvermeidliche Wirkung davon muß sein: daß Alles auf den Kopf gestellt und das Leben zur Speculation gemacht wird. Eine solche Aufgabe ist unmöglich, völlig wider die Creatürlichkeit des Menschen. Sie paßt nur für Menschenwerk: der Mensch ist aber Gotteswerk. Daher kommt es, daß ehemals die Cardinal- oder Principal-Eigenschaft eines Mannes, der sich den öffentlichen Angelegenheiten widmete — Menschenkenntniß war, und daher Erfahrung. Jetzt begehrt man Abthuung aller menschlichen Einsichtsfähigkeit und Erfahrung, und begehrt blos — Schule, mit allem ihrem Wust. Dazu richtet man die Menschen ab. Es maßt sich diese Verblendung die Stelle der Absolution, mithin des Sacramentes an: die gläubige Reue und Beichte findet von der göttlichen Gnade Wiedergeburt und Entsündigung. Die Schulung soll nun durch Entmenschung zum Regimente führen!

Bamberg hat eine Lage, welche es zur Hauptstadt von Deutschland eignet, wie Paris zu der Frankreichs; in weitem Thale, von schön geformten Bergen umkränzt, vereinigen sich in demselben zwei schiffbare Flüsse, die eine Wasserstraße zum Meere bilden, kunftig durch den Donaukanal zu zweien: die Regnitz und der Main. Gerade so liegt Paris am Zusammenfluß der Marne und Seine. — Die großen sächsischen Kaiser scheinen dies verstanden zu haben, das Grab des größten unter ihnen mit seiner Gemahlin, der heiligen Kunigunde, im herrlichen Dome, spricht mir diesen Gedanken aus. Seit ich das ehrwürdige Gebäude nicht sah, ist für seine Restauration vom Könige von Baiern gesorgt, namentlich die unterridische Kirche, ganz im byzantinischen Styl, hergestellt worden. Meines Wissens haben die Männer des Fachs noch nicht zu untersuchen sich bemüht, in welchen Richtungen die byzantinische Architektur nach Deutschland herein streicht, und bis wie weit jede Richtung geht. Man hat eine alte Bauart in den nördlichen Marken eine sächsische getauft. Um an eine solche zu glauben, müßte sie den byzantinischen Richtungen vorangehen, und dies wäre fast unglaublich, wenn die sächsischen Kaiser sonst diesen Richtungen angehörten. Der Karolingische Styl kann nur römischen Ursprungs sein. (D. F. f.)

Deutsche Romane.

1813. Ein historischer Roman von Ferdinand Stolle. Drei Theile. Leipzig, Meißner.

Elba und Waterloo. Von Demselben. (Forts. von 1813.) Drei Theile.

Die Bezeichnung „historischer Roman" ist hier nicht ganz passend gewählt, da das, was an dem Buche Roman ist, nicht der Historie angehört, und das, was Historie, ziemlich abgerissen vom Romane dasteht, und in das Gewebe desselben auf keine unmittelbare Weise eingreift. In einem historischen Romane, sollte man meinen, müssen sich die romantischen Fictionen genau um den Helden concentriren, während sich um den Stolle'schen Napoleon eben nur die historischen Facta stellen, die der Held des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen hat; Napoleon's Schicksale in den Jahren 1813—1815 lassen sich recht wohl als eine selbstständige historische Darstellung aus dem Buche herausgenommen denken, eben so die romanhaften Zwischenlagen. Der Verf. selbst fühlte diesen Mangel an organischer Ineinanderbildung der historischen und romantischen Elemente, wenn er in der Vorrede zu 1813 sagt, daß in seinem Buche der Roman Neben- und die Weltgeschichte Hauptsache sei, ja er bittet seine Leser selbst, von einer höheren künstlerischen Tendenz, Auffassung und Durchführung dieses „sogenannten" Romans als Romans zu abstrahiren, dieser sei nur Staffage und romantische Draperie. Wenn wir die Absicht des Verf. recht verstehen, so wollte er das Andenken Napoleon's populariſiren und umgab, um seines Einflusses auf die Masse der Leser sicherer zu sein, das historisch strenge und erhabene Bild des Helden mit allerlei freundlichen Randzeichnungen und bunten Arabesken, so daß in dem einen Capitel geschossen, gefochten und gemordet, in dem andern geliebt, gekos't und conversirt wird und die Bülletins von Liebesgeschichten mit den Bülletins von Kriegsgeschichten angenehm abwechseln. Stolle ist ein enthusiastischer Bewunderer Napoleon's, seine Begeisterung für den Kaiser erhebt sich zu dem Schwunge eines religiösen Cultus, und so hat er sich wohl gehütet, dem geschichtlichen Napoleon etwas zu geben oder zu nehmen, er stellt uns den untheilbaren, den ganzen Napoleon dar, wie ihn seine Geschichtsschreiber uns überliefert haben, den Kriegsgott, der sogar in seinen Bulletins seine Feinde schlug. Eben dieser Integrität Napoleon's wegen, welche Stolle beabsichtigte, hat er den Roman in respectvoller Entfernung von ihm gehalten, er nahm sich in Acht, Napoleon in die kleinen Cirkel des bürgerlichen Lebens einzuführen, etwa als Heirathsstifter und deus ex machina in schwierigen und verwickelten romanhaften Vorfällen und Liebesgeschicken. Dies ist allerdings ein Verdienst der Stolle'schen Arbeit. Der Verf. hat mit unermüd-

lichem Sammlerfleiß zusammengestellt, was sich in Memoiren und Geschichtsschreibungen zerstreut vorfindet, um Napoleon's Charakter, Energie, Heldengröße, Grandiloquenz und Herzenseigenschaften dem größern Publicum in einem Gesammtbilde vorzuführen. Daher fehlen sogar die Proclamationen, Edicte und Bulletins nicht, welche für Napoleon's Geist und Charakter die bezeichnendsten sind. Nicht schlechter ist dem Verf. das Gegenbild in der Darstellung des eitlen und schwachen Hofes gelungen, welcher sich um den matten Lichtkern des guten und wohlbeleibten Ludwig XVIII. gestaltete. Diese Partieen reißen durch die Lebendigkeit der Darstellung unwillkürlich hin, obgleich man zugeben muß, daß die französischen Memoiren- und Geschichtschreiber wacker vorgearbeitet haben, so daß hier hauptsächlich nur von einer glücklichen Verarbeitung des reichen, aber zerstreuten Materials die Rede sein kann. Doch spricht sich der innere Antheil, den der Verf. an den Begebenheiten und Personen nimmt, in der Darstellung überall deutlich aus. Die romantischen Episoden sind, wenn auch nicht von überraschender Erfindung, wenigstens nicht störend, von leichter Haltung und gewandter Darstellung. Eins haben wir an dem Buche auszusetzen: es ist zu einseitig vom Napoleon'schen Standpuncte geschrieben, und mag es auch wahr sein, daß der Heldenmuth der Verbündeten von damals vor den Augen der Späteren durch die Sandlagen verdeckt worden ist, welche die Diplomatie um ihn herum aufgeführt hat, so ist es doch eben so wahr, daß jene Zeit die merkwürdigste für Deutschland ist als die erste und einzige, worin sich ein einziger Nationalwille thatsachlich aussprach. Die Brüche und Risse von Später waren nicht Sache des Volks, die Morgenröthe kann einen schönen Tag versprechen, ohne daß der Tag selbst die Erwartungen befriedigt; dafür ist aber die Morgenröthe unverantwortlich. Man erhält bei Stolle, besonders in der Schilderung der Kriegsläufe von 1813, kein verläßliches Bild; Stolle hat sich zu einseitig an die oft übertriebenen und großsprecherischen Schlachtenberichte der Franzosen gehalten; auch in „Elba und Waterloo" weiß der Verf. von einem Siege der Preußen bei Laon nichts, dagegen wird die schlesische Armee immer vollständig aufgerieben; hiermit vergleiche man die Darstellung der Kriegsperiode in Deutschland von der Schlacht bei Lützen an bis zum Ausgange der Schlacht von Leipzig, so daß es nach Stolle fast scheint, als habe Napoleon Deutschland nur in Folge seiner Siege verlassen und die Armee der Verbündeten nur in Folge ihrer Niederlagen Paris erobert. M.

Notizen.

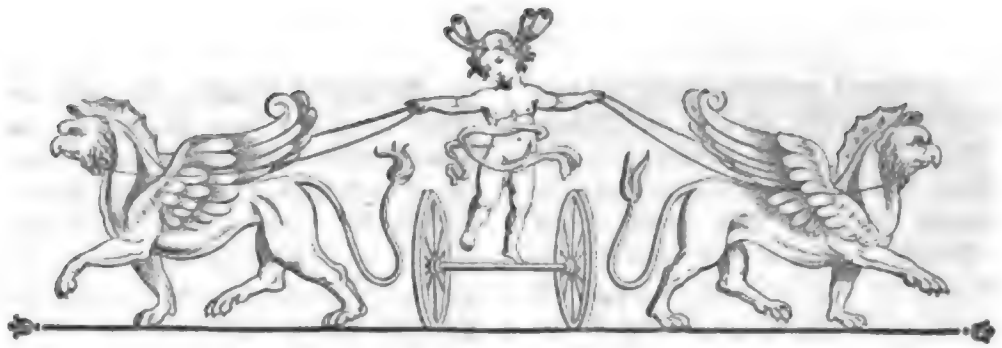
[Das Monument auf dem Kreuzberge bei Berlin.]

Was ist es für ein eigenes Gefühl, das vielleicht Jeden, der in den letzten Jahren den Berg zum Monumente hinaufstieg, wie eine düstere Wolke umzieht? Die Form dieses gothischen Thurmes entspricht vollkommen der frommen Begeisterung jener Jahre. Durch unzählige Nachbildungen in allen nur möglichen Stoffen hat die Stimme des Volks darüber entschieden. Die Versinnlichung der Schlachten unter Standbildern, welche als Schirmengel von der Nation heilig gehaltene Züge tragen, ist eine glückliche Idee; die Ausführung wäre jedes Zeitalters würdig. Aber es steht auf einem freien Berge und gewährt in seiner Größe aus der Ferne nur einen kleinlichen Eindruck. Und doch könnte es den großartigsten Anblick darbieten als Spitze eines Monuments aus einem Eichenhaine hervorragend, der den Berg bis dahin bedeckte. Und wenn man den ganzen Hügel mit tiefen Gräben umziehen und diese erst mit fruchtbarem Schutte aus der nahen Stadt hätte ausfüllen sollen; so müßten einst hier die herrlichsten Eichen in ganz Deutschland stehen und ein Denkmal stiften, wie es kein ähnliches gibt. Unter ihrem Schatten hätten Hunderte von Helden aus jenen Tagen ihre Bildsäulen, große und kleine Ereignisse ihre Altäre finden können, wo in den Gängen zwischen blühenden Rosen zu jeder Stunde eine zahlreiche Menge gelustwandelt wäre. — Man hat die Idee, dies Monument zu vollenden, fallen lassen; — man hat auch eine größere wieder fallen lassen! — So wehklagen die „berliner Spaziergänger". Kann man nicht jetzt noch die Eichen pflanzen? Warum sollte die Verheißung der größeren Idee unerfüllt bleiben?!

[Malerreisen nach Serbien.]

Ganz Europa ist von Landschaftsmalern überschwemmt, nur Serbien wurde bisher noch nie in dieser Art erforscht. Und doch sind hier bei geringerem Kostenaufwande als anderswo die schönsten Partien zu finden. Man reist in Serbien in den ruhesten Districten eben so sicher, wie von Berlin nach Hamburg, und gewiß sicherer als in den Apenninen und Pyrenäen. Das Dampfboot von Wien bis Semlin kostet mit dem Tische gegen 30 Gulden; ein vierwöchentlicher Aufenthalt in Serbien würde mit allen Reisekosten höchstens auf 40 Gulden kommen; berechnet man die Rückreise und 20 Gulden zu Extraausgaben sowie für die Contumaz, so kann man bequem mit 120 bis 150 Gulden C. M. von Wien aus die schönsten Ansichten sammeln. Mit Postpferden gelangt man durch ganz Serbien und bezahlt für ein Pferd jede Stunde nur etwas über 5 Kreuzer. — Und in Serbien hat noch keine Stallfütterung das idyllische Schäferleben, kein Frack die orientalische Staffage verdrängt. Ueberall Bilder eines neuen, unbekannten Lebens, stets wechselnde Gruppirungen mit den herrlichsten Landschaften als Hintergrund; ewige Urwälder, reich an der seltensten Flora, undurchdringliche Eichenwälder mit der größten Fauna Europas; zerrissene, rauhe Gebirge, Vorberge des Balkans, mit tiefen wasserreichen Schluchten, grünen Thälern, alten denkwürdigen Ruinen. — Alles dieses, bei der größten Sicherheit der Person und des Eigenthums, ist gewiß lockend genug. Nur Siebenbürgen bietet Aehnliches dar. (S. Serbiens Zustände von Wilhelm Richter.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 239. — den 6. December 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen.

(Fortsetzung.)

Ich konnte diesmal des Wetters wegen nicht auf die Babenburg steigen, nicht die schönen wohlbekannten Promenaden wieder begrüßen. Eine Kettenbrücke und den Ausgang des Donaucanals, des seitdem entstandenen, hatte ich wahrzunehmen. Der Kunst werden die Kettenbrücken immerdar fremd bleiben. Sie sind ohne Idee und daher auch nicht sprachlich. Die Mechanik, oder, streng genommen, die Mathematik allein macht sich darin geltend. Wenn die Menschen alle Mathematiker wären! — Bei Gott! sie würden sich durch Selbstmord vertilgen und die Menschenrace ausrotten. Es wäre auch das Beste, was sie thun könnten. — Die Residenz scheint auf den ersten Anblick nichts von dem Selbstmord Berthier's, der sich aus ihrem dritten Stock herabstürzte, auszusagen. Er war auch ein Mathematiker. Sie scheint noch mehr im Leben zu sein, als die Schlösser Baireuths und das unferne alte bischöfliche Lustschloß Seehof. Eine angenehme Ueberraschung gewährte mir ein Storchnest auf einem hohen Schornstein der Vorstadt, schräge über dem deutschen Hause. In einer Stadt ist mir noch keines vorgekommen. Es wurde erzählt, die Bewohner der Straße hingen sehr daran, weil, seitdem die Störche sich dort niedergelassen, kein Feuer ausgebrochen sei, und hatten bei einem Bau des Hauses zur Erhaltung jener anmuthigen Ansiedelung beigetragen. Ein schöner Sinn. Auch in den Ordnungen der Thiere ist der Schöpfer. Wer sie versteht, — nicht blos für die Naturgeschichte, sondern in ihrem Wesen, — ist kein irreligiöser Mensch. —

Kaum hatte ich die Vergänglichkeit der menschlichen Werke an den verödeten und verfallenden Fürstenpalästen wahrzunehmen, als ich der ruchlosesten menschlichen Zerstörung in dem herrlichen Kloster Ebrach, der Hohenstaufischen Gründung und einem Hohenstaufischen Grabe, — auch sie wußten Franken, als das Herz Deutschlands, zu schätzen — begegnete. Die Fürsten stürzten und helfen stürzen, statt zu schützen — die Paläste der Kirche, und sie erleben, daß auch ihre Paläste in sich zusammenstürzen. Mit Staunen betrachtet man die mächtigen Bauwerke im einsamen Waldthale. Die Landleute sagten dem König Max nach: er habe diese lästige Steinmasse, zumal die Kirche, mit Kanonen einschießen lassen wollen. Es ist gewiß Verleumdung. Der größere Theil der klösterlichen Officinen ist verkauft. Die Käufer wissen aber mit diesen Räumen nichts anzufangen, haben theils das Vermögen zur Erhaltung nicht, und lassen sie verfallen. Der Zustand der Verwüstung, in welchem sich das kostbare Klostergebäude befindet, ist entrüstend. Wo möglich überbietet sie noch das in Schlesien Erlebte, als der nächstdem gefürstete Staatskanzler Hardenberg die Schaar der Aufhebungs- und Aufräumungscommissäre gegen die reichen schlesischen Klöster

Digitized by Google

losließ, und man bald darauf die Heiligenbilder auf dem Boden zersplittert und zerstreut sah, als sei er ein Schlachtfeld besonderer Art. Diese erfindungsreiche Zeit hat nicht erfinden können, was mit den großartigen Gebäuden der Kirche anzufangen sei. Mit einer Fabrik, einem Irrenhause oder Hospital, wenn es hoch kommt, mit einer Schule, ist meist der Witz erschöpft, wenn er sich so weit bemüht, und nicht ohne Mühe bei dem Abbrechen und Versilbern der Materialien stehen bleibt. Man braucht nichts weiter zu wissen, um zu erkennen, daß es nur einen ersten und letzten und Haupt- und einzigen entscheidenden Grund der Klosteraufhebung gibt: Habgier! —

Alle die Prachtgebäude des Klosters sind aus dem vorigen Jahrhundert, in dem auch die Kirche mit breitem Prunk renovirt ist, aber nicht mit Geschmack. Seltsamerweise hat man dem edlen Gewölbe gelbe Farbe gegeben, die zu seiner Würde wenig paßt. Die Renovation hat die alten und wichtigsten Theile derselben gleichsam in den Winkel geschoben. Die älteste noch byzantinische Grabcapelle läßt der König von Baiern neu restauriren. Der Gottesdienst wird, wie es scheint, ziemlich dürftig erhalten. Wenigstens fallen die durch die angestellten Geistlichen bewohnten Zimmer des Klosters der Verwüstung nicht anheim.

Das Kloster Schwarzach am Main ist in die Fabrikation gefallen. Ein schöner Thurm hat den Erbarmungslosen widerstanden, und es sind Unterhandlungen vom König eröffnet worden, um denselben zu retten. Natürlich, nachdem die Fabrikation für Spottgeld kaufte, will sie nun theuer bezahlt haben, was sie aus ihrem Zerstörungsabgrunde einer rettenden Absicht und edlen Pietät für die Werke der Väter zurückgibt. Noch stand der Thurm.

Unfern bei Dittelbach wird eine fliegende Brücke über den Main gebaut. Sie wird sehr hübsch und sehr bequem sein.

Würzburg gab uns schon den lieblichen Ton des heitern Rheinlebens zu vernehmen. Es war spät geworden, das erstgewählte Gasthaus gefüllt, ein anderes sollte gesucht werden, und es wird nach der Straße dahin gefragt. Drei lustige Studenten sind zur Stelle, und Einer von ihnen sagt zu den Andern: „Wollen wir sie hinschleppen?“ — Gesagt, gethan. Sie werden unsere Führer. Auch dies Wirthshaus bot keinen Platz mehr. Da steigt einer der Studenten auf den Kutschersitz, nimmt dem Kutscher ohne viel Worte die Zügel aus der Hand, indem er sagt: er würde uns in ein gutes Wirthshaus bringen. Es war, als ob irgend ein Zauber vorginge, denn die von der starken Tagereise müden Pferde befeuerten sich unter ihrem neuen Lenker, der im gestreckten Trabe, durch lauter schmale Gassen und Winkel, hinauf und hinab, so lange fuhr, daß ich behauptete: er mache sich den Spaß, uns in der Stadt herumzufahren, die gar nicht so groß sei, als diese lange Fahrt sie scheinen machte; endlich kamen wir in größter Heiterkeit in den deutschen Hof zu einer lustigen Wirthin in die elegantesten fast pariſiſchen Zimmer. Ich bedankte mich bei dem liebenswürdigen Studenten aufs herzlichste, und obgleich es in der zwölften Stunde war, mußte ich doch pedantische Philisterei meiner Ermüdung vorwerfen, ihn nicht zu einem Römer Rheinwein geladen zu haben. Solche Jugend ist ja schon zur avis rarissima geworden. —

Die würzburger Residenz läßt sich die Vergänglichkeit noch nicht anfechten. Sie steht noch in ihrer edlen und eleganten Fürstlichkeit mit ihrem geschmackvollen Garten an dem heiteren Platze, unter den reizenden Wällen der Festung. Die schattigen Promenaden, welche sich auch außer derselben um die Stadt ziehen, waren mir eine neue Bekanntschaft. Am Tage ging ich bei der Thorwache vorüber, die wir in der Nachtstunde passirt hatten, und begegnete dem Gefreiten, der unsere Aufmerksamkeit durch die Feinheit seines Benehmens und die Schönheit seiner Gestalt am Abend erregt hatte. Er begehrte unsere Namen, und überreichte uns sein Pergament mit großer Eleganz, um selbst unsere Namen zu schreiben. Auch am Tage rechtfertigte der junge Mann diese Aufmerksamkeit. Es macht die edle, natürliche Harmonie in der Erscheinung, dem Wesen und Benehmen eines Menschen jetzt einen erquicklicheren Eindruck als sonst, weil man ihr seltner begegnet. —

Militär sperrte die Citadelle, die Marienburg, — die alte Residenz der Fürstbischöfe, ehe die erwähnte neue erbaut wurde, — bei meinem frühern Besuche Würzburgs. Ich fragte daher sogleich, ob sie diesmal zugänglich sei. Sie war es mit Billets, welche den Pässen distinguirter Personen leicht gegeben werden. An den Abhängen des Berges, eigentlich in der Stadt, sind die Gelände des Leistenweins. Die Aussicht von hier auf die schöne Stadt, inmitten der gleichsam frisirten Reben-Bergwände, und auf den Main, hat etwas sehr Zierliches und Geschmücktes. Ungern scheidet man. Aber die Alterthümer fesseln auch. Die Capelle hat eine Tempelform, und wird für Römerwerk ausgegeben; nach ihrer Form unleugbar, aber nach dem Mauerwerke zweifelhaft.

Ins vierte Jahrhundert wird der Bau gesetzt; allerdings eine Zeit großen Verfalls. Hier sind die Gräber der Bischöfe bis ins 17te Jahrhundert. Auf den Fliesen-Boden wird ein Blutfleck gezeigt, der von einer Schwedenhinrichtung stammen soll. Die Erzählung ist unwahrscheinlich. Zuweilen sind aber in der That Flecken unvertilgbar! Pracht der Wohnlichkeiten ist hier oben nicht; aber wohl der Natur. Nun ist alles Kaserne, wo die frommen Männer wandelten. Spuren byzantinischer Bauart findet man auch. Die älteste christliche Kirche des Ortes liegt am Fuß des Berges; sie soll aus dem 6ten Jahrhundert sein. Sonderbar geht eine Straße unter dem Hochaltare hin. Leider hatte ich es nicht gewußt, und konnte nun, da ich den Wagen auf der Höhe mir folgen lassen, nicht wieder hinuntersteigen. Auf Wiedersehen also!

Wir überschritten den zum Theil waldigen, sonst, fruchtbaren Bergrücken, auf welchem die Citadelle liegt, bis zur Tauber hinab, vier Stunden bis Bischoffsheim, wo wir die Straßenlinie von Miltenheim nach Mergentheim durchschnitten. Das Tauberthal hat den Ausdruck breiter behaglicher Ruhe. In dieser Gegend wiederholt sich in den Ortsnamen sehr die Sylbe: heim. So wie die Trachten, so könnten auch die Endungen der Ortsnamen über die alte Geographie manche Aufschlüsse geben, wenn man ihnen in der Weise nachforschte, wie den Geburtsgängen. — Von Bischoffsheim ersteigt man den Bergrücken, welcher wenige Stunden hinab durch den Main vom Spessart getrennt wird, und zwar nicht so waldig, aber ähnlich rauh ist. Obgleich man in das Erfathal wieder sehr tief hinabsteigt, bewahrt es doch den Charakter einer Hochebene mit weiten Blicken. Anbau ist zwar überall, doch ist der Ausdruck der Gegend kalt. Erst seit Kurzem ist sie durch Straßen und Postanstalten so zugänglich geworden als jetzt. Im Posthause zu Hardheim fanden wir ein ausgezeichnet gutes Nachtquartier und eben so ausgezeichnete Lachsforellen; bis sechs Pfund schwer wollte man sie dort finden. Sobald man die Höhe wieder erstiegen hat, öffnet sich der Odenwald den Blicken. In Schefflenz, wo man einen andern von Bischoffsheim ausgehenden, etwas weiteren Straßenzug wieder erreicht, wird die Landschaft etwas wärmer. Wir unterhielten uns mit den Landleuten, und hatten Gelegenheit zu bemerken, daß die Grundstücke enorm theuer bezahlt werden. Es begreift sich dann, daß die Leute im Schweiße des Angesichts ihr Leben hinbringen — ohne etwas vor sich zu bringen. Die wahnsinnige Concurrenz-Jagd, welche die Regierungen poussiren — als wären sie große Blasebälge einer Schmiede, ist, von Local-Ursachen abgesehen, die allgemeine, ganz bewußte principielle Ursache. Manche thun es, weil sie sich mit beklagenswerther Bescheidenheit den Anmaßungen der Katheder völlig und rückhaltlos, als wären sie Sitze der göttlichen Weisheit, diese Klüfte des Unverstandes — hingegeben haben; andere, weil es ihre Absicht ist, das Volk als eine Heerde zu behandeln, welche zu ihrem Vortheil tanzen oder jagen, Wolle oder Butter bringen muß, je nachdem es ihnen gefällt, und die ganz ruchlos gewordene Wissenschaftlichkeit wird durch die Hyper-Lebensdummheit vieler ihrer Träger zum maschinalen Werkzeuge! —

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Romane.

Tänzerin und Gräfin. Ein Roman von Theodor Mügge. Zwei Theile. Leipzig, Leopold Michelsen.

Die Geschichte dieser „Tänzerin und Gräfin" ist ganz unserer Zeit entlehnt, sie spielt in einer großen Residenzstadt, in welcher Berlin nicht zu verkennen ist. Selbst hinter manchem Charakter lassen sich portraitirte Persönlichkeiten wenigstens errathen. Wenn es nun aber dem Verf. gelungen ist, in die Oekonomie seiner Fabel beinahe alle Richtungen der Zeit, politische Meinungen, religiöse Verirrungen, demagogische Umtriebe und aristokratische Thorheiten sehr glücklich zu verschmelzen, so läßt sich doch wieder nicht läugnen, daß die Wahl der Träger für das Ganze — eine Tänzerin und eine Gräfin — zwar glücklich getroffen, nicht aber eben so gut durchgeführt ist. Die Idee, welche den Roman belebt, ist eine getheilte, indem es einmal die socialen Wirren sind, die uns hier begegnen, und sodann die politischen Aufregungen und Stürme. Beide zu verbinden war die Absicht des Verf., doch ist ihm dies nur unvollkommen gelungen. Denn müssen wir auch in dem abenteuerlich-geheimnißvollen Baron Roden, der eigentlich die Fäden des Romans leitet, den Hauptrepräsentanten der politischen Partei erkennen, um welchen sich als untergeordnetere Größen der Geheimerath und dessen Tochter Anna, die Fürstin Victorine, Graf Heinrich, der eigentliche Held des Romans, und der Spion Leopold gruppiren; so wird doch dieser Richtung kein gleich wichtiges Gewicht entgegengestellt durch die Vertreter des socialen Elementes, die wir vorzugsweise in dem weiblichen Personale zu suchen haben, an dessen Spitze die Tänzerin Josephine und die Gräfin Hortensie stehen. Daher kommt es, daß mit dem Ende des ersten Theiles, wo die Tänzerin nicht nur abtritt, sondern völlig verschwindet und nicht einmal unser Interesse mehr in Anspruch nimmt, das sociale Thema dem politischen weichen muß. Dadurch zerflattert das Gewebe des Romans ohne Wissen und Willen des Verf. und löst sich, je näher dem Ende, desto loser und

unbefriedigender ganz auf. — Dem Titel zufolge erwartet man einen durchgreifenden Conflict zwischen der demokratischen gesellschaftlichen Lebensstellung, welche Josephine repräsentirt, und der aristokratischen Abgeschlossenheit, die in Hortensie und deren Verwandten ihre Vertreter findet. Die Männer sind hier mehr Hülfspersonen, wenn auch durch das Liebesverhältniß des Grafen Heinrich mit der Tänzerin die späteren Wirren angeknüpft werden. Die Fabel des Romans, die späterhin all zu sehr ins Leere zerflattert, ist folgende: Der Graf Heinrich, ein junger Sausewind, doch nicht ohne Talent und tüchtigen Willen, liebt die Tänzerin Josephine und wird durch die ihm nahe bevorstehende Heirath mit einer pietistisch erzogenen Grafin Hortensie zu excentrischen Schritten getrieben. Josephine ist spröde, aber kokett, und so stolz auf ihre Kunst, daß sie selbst die Hand des Grafen ausschlägt. Durch List und Bestechung wird sie dennoch im Schlaf die Seine kurz vor seiner Verheirathung mit Hortensie. Die Folge dieser erlisteten Ueberwindung ist Josephinens Flucht aus der Residenz, nachdem sie zuvor Heinrichen Rache geschworen. Der Graf verheirathet sich unterdeß, doch findet er in der Gattin nicht, was er sucht. Da bricht die Juliusrevolution aus, Roden, bisher nur heimlicher Leiter Heinrichs, weiß ihn jetzt entschiedener zu führen. Er nimmt Theil an den Gesprächen und Versammlungen der demokratischen Partei und wird durch Anna, die Tochter des Geheimeraths, wunderbar gefesselt. Die Ankunft der polnischen Fürstin Victorine verwischt diesen Eindruck wieder. An ihrer Hand nimmt sogar Hortensie Theil am Lebensgenusse, und schon hofft Heinrich glücklich mit seiner Gattin zu werden, als er deren Untreue entdeckt. Wie sie früher kopfhängerisch war, so überläßt sie sich nun allen Genüssen, und Heinrich's Verwandter, Graf Leopold ist es, dem sie ihre Liebe schenkt, während dieser zum Verräther an Heinrich und Roden wird. Nach einer charakteristischen Gerichtsscene, die Erlebtes zu schildern scheint, flieht Heinrich mit Roden und der polnischen Fürstin nach Polen. Hier nimmt er Theil an der Verschwörung, der Aufstand bricht aus, in Warschau begegnet ihm Josephine wieder, die sich an ihm zu rächen sucht. Da fällt sie unter den Säbeln der wüthenden Polen. — Nach dem unglücklichen Ausgange der Revolution kehren Alle nach Deutschland zurück, Heinrich's Ehe wird geiöst und er geht, mit Anna verlobt, nach Amerika. Roden reicht Victorinen die Hand und will in Europa eine glücklichere Zukunft erwarten.

Die einzelnen Charaktere sind größtentheils sehr glücklich gehalten, als vornehmlich gelungen nennen wir den Komthur, Heinrich's Onkel und dessen Tante, die Grafin, welche der Meinung ist, nur der Adelige sei eigentlich ein Mensch, den Privilegien des Adels müßte das Wohl von Staaten und Völkern geopfert werden. Roden, als versteckter und doch edler Republikaner, ist nicht weniger glücklich aufgefaßt, Heinrich in seiner schwankenden Beweglichkeit, Leopold's charakterlose Tücke, des Grafen Ernst sittliche Nichtsnutzigkeit ziehen an. Hortensie, Josephine und die übrigen Frauen erfüllen die Zwecke des Autors, nur müssen wir tadeln, daß die Gestalt der Tänzerin zu zeitig sich verliert und die Gräfin nur passiv Einfluß auf die fernere Entwickelung übt. Am gelungensten sind die Scenen, wo uns der glücklich beobachtende Verf. in die Cirkel der Geldaristokraten führt, denen der moralisch verworfene Adel den Hof macht, um Heirathen mit den Nabobs zu schließen und mit ihrem Gelde seine Schulden zu bezahlen. Auch an ergreifenden Scenen des Volkselendes mangelt es nicht, das unter dem Drucke erliegt und nun selbst Hand an sich legt. Nur sind diese Episoden nicht fein genug mit dem Ganzen verwoben, wodurch die Wirkung niedergehalten wird. — In stilistischer Hinsicht gehört diese Production zu Mügge's besten.

W.

Notizen.

[Karl Halle, Pianist. Eingesandt.]

Westphälische Blatter, unter andern der rheinisch-westphälische Anzeiger, sind voll Lob über die bewundernswürdige Kunstfertigkeit dieses jungen Virtuosen. Er ist aus Hagen gebürtig, ein Schüler Kalkbrenner's, lebt seit zwei Jahren in Paris und scheint dort von den bedeutendsten musikalischen Talenten anerkannt zu sein. Das gedachte Blatt stellt ihn den gefeiertsten Pianisten unserer Zeit an die Seite. Von einem Besuche in seiner Heimath, wo er z. B. in Hamm mehrere Concerte gab, für jetzt nach Paris zurückgekehrt, gedenkt er im nächsten Jahre auf einer größern Kunstreise auch Leipzig zu berühren.

[Zur Literatur über die Jesuiten.]

In Leipzig bei Engelmann erschienen Epistolae obscurorum virorum recentes, oder Correspondenz der heutigen Dunkelmänner aus den Jahren 1829—1838. Wer Reigebauer's ironisch-satyrische Schriften kennt, der kennt auch dies Buch. Schön ist es nicht, Neues findet sich eben so wenig darin; die Thatigkeit der Jesuiten vor der Juliusrevolution, in Belgien, Preußen, Baiern u. s. w., wird zum Theil so plump geschildert, daß nicht sowohl das Dargestellte, als der Darsteller selbst einen wahrhaft komischen Effect macht. Man muß die Jesuiten feiner anfassen!

[Carlyle. Briefe aus London.]

Die Kenntnißnahme ausländischer Literatur schreitet in England sicher, wenn auch langsam, vorwärts. Von Carlyle sind vier Bände „Miscellanies" erschienen, aus Reviews und Magazines gesammelte Aufsätze, unter anderem Abhandlungen über Goethe, Voltaire, Mirabeau, die ein sehr feines Verständniß verrathen und den Einflüssen barbarischer Verdumpfung entgegenarbeiten. Noch vor wenigen Jahren wäre eine Zusammenstellung solcher Studien, die man sich einzeln und in den Reviews zerstreut gefallen ließ, kaum erlaubt gewesen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 240. — den 7. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Allerseelentag.

Horch, Glockenklang! Das Meer, als wollt' es lauschen
Der hellen Glöcklein wundervollem Klang,
Ruht athemlos; nur leise Wellen rauschen,
Wie zögernd fast, dem öden Strand entlang:
Still ist's umher. Und aus des Dörfleins Mitten
Tönt näher schon andächtiger Gesang,
Und lauter wird's von dichtgedrängten Tritten.
Doch das Gedränge selbst, wie still, wie leise!
Denn die Gemeinde kommt herabgeschritten,
Ein Fest zu feiern nach der Väter Weise:
Den Tag der Seelen wollen sie begeh'n.
Voran der Priester, Mütter dann und Greise,
Die mühsam nur an schwankem Stabe geh'n;
Dann bleiche Jungfraun, Kinder hinterher —:
Nur Männer nicht, nicht Knaben sind zu seh'n,
Die weilen draußen auf dem wüsten Meer.
Am Ufer jetzt kniet die Gemeinde nieder,
Kein Mund ist stumm, kein Auge thränenleer:
Ach! ihren Todten gelten diese Lieder!
So Viele sind hinaus aufs Meer gezogen,
Und Wen'ge nur, nur Wen'ge kehrten wieder.
Die Andern ruh'n im stillen Schooß der Wogen,
Gebrochnen Aug's (wer schloß es ihnen dort?)
Um irdisch Glück und ew'ges Heil betrogen:
Denn ungebeichtet riß der Tod sie fort.
Und mächt'ger tönt laut durch die leisen Klagen
Aus Priestermunde das geweihte Wort:
Nicht für die Todten blos! Noch Manchen tragen
Die falschen Wellen, der vom Lande fuhr,
Gesund und stark vor wenig kurzen Tagen.
Todt sind die Todten — die Lebend'gen nur,
O, schütz' sie, Herr! Und wenn die Wogen gähnen,
Zeig' ihnen heimwärts die ersehnte Spur.
Und wie sie noch am Ufer knien mit Thränen,
Da plötzlich, sieh! am fernen Himmelsrand —
Kein Vogel ist's, was sie zu schauen wähnen,
Ein Segel scheint's, dem Ufer zugewandt.
Das Lied verstummt, der Priester selbst hält ein,
Die Hand erhoben wie zu Stein gebannt —;
Und jetzt, o jetzt — im hellen Sonnenschein,
Es ist ein Schiff! Und hundert Stimmen fragen:
Wer kehrt zurück? Wer wird der Theure sein?
Wohl Einer gar, den wir als todt beklagen,
Heimkehrend jetzt ein nicht gehoffter Gast? —
Und langsam schwebt, und wie von selbst getragen,
Das Schiff heran: schwarz sind Verdeck und Mast,
Die Segel schwarz, die schlaff darnieder hangen,
Wie welke Blätter an verdorrtem Ast.
Da schweigt das Volk in ungeheurem Bangen;
Kein Athemzug! Die starren Augen brennen,
Als hielt ein Zauber mächtig sie gefangen.
Und jetzt, o Gott! jetzt kann man sie erkennen!
Schau, Knaben sind's, die längst verloren waren,
Vergessen längst: nur ihre Mütter nennen
Die Namen noch; sind Männer, die vor Jahren
Abschied genommen von dem theuren Strand;
Jünglinge sind's, die gestern ausgefahren —
Die wurden wohl am Ufer bald erkannt,
Roth wurden da die Mägdelein, die bleichen,
Und rasch entgegen streckt sich jede Hand!
Doch auf dem Schiff wie schweigend! Gebt ein Zeichen!
Laßt lust'ge Wimpel flattern zum Signal!
Stumm, Alles stumm — nichts regt sich — es sind Leichen.
In diesen Leibern zuckt kein Lebensstrahl;
Meerwasser träuft von Häupten zu den Füßen,
Der bleiche Mund, verzerrt von Todesqual,
Hat keinen Gruß das Heimathland zu grüßen;
Die Augen starren in den leeren Raum,

Am Strand die Frau'n, die Kinder selbst, die süßen.
Das ganze Volk — es scheint, sie seh'n es kaum.
Nur wie das Schiff am Priester rauscht vorüber,
Da stöhnen sie, als wär's in schwerem Traum,
Und schauen lang, sehnsüchtig lang hinüber,
Und langsam schwebt, und wie von selbst getragen,
Das Schiff dahin, schwebt leise, still vorüber,
Die Segel noch, den Wimpel sieht man ragen,
Jetzt noch ein Nebelfleck — und jetzt verschwand's. —
Auf stand das Volk; man hörte keine Klagen,
Was Keiner aussprach, jede Brust empfand's,
Ein wild gespenstig ungeheures Grauen.
Gesenkten Aug's, in sich versunken ganz,
Als scheuten sie, Niemanden anzuschauen,
Schlich Jeder aufwärts, wo das Kirchlein steht:
Da knieten sie, die Greise, Kinder, Frauen —
Sie weinten nicht, sie lagen im Gebet. —

R. E. Prutz.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen.

(Beschluß.)

Die vielgepriesene bäuerliche Ablösung und Regulirung kam auch zur Sprache. Die Bauern erzählten, ein langer Proceß gegen die Grundherrschaft, über eine Leistung, sei endlich zu Gunsten der Bauern entschieden worden, weil die Grundherschaft zwar die Verjährung der ununterbrochenen Leistung für sich gehabt, aber ihr Recht zu derselben nicht erweisen können. Das ist ganz im Sinne des Sprichworts: Fiat justitia et pereat mundus; das Wort justitia aber als das von den Juristen angeblich gefundene Recht, — (als ob Blinde viel finden könnten) — als die Justiz verstanden. Dies Juristenrecht ist, bis auf Ausnahme des Zufalls, im göttlichen Sinne, das Unrecht. Die eigentliche Lehre des Sprichworts ist daher: Fiat injustitia et pereat mundus. Seit die Regierungen den Krieg gegen die Familien- und Naturzustände des Volks machen, und namentlich auch die Hauptclasse der Landleute nach ihren angeblich gefundenen Normen regeln zu wollen wagen, ist der Friede derselben gestört — sogar von zwei Seiten, da die Kirche derselben Usurpation ausgesetzt ist — und die Auswanderungen haben begonnen aus dem vermeintlich — befreiten, siegreichen Lande! Wahrlich, zum ersten Male sieht die Welt die unbestreitbaren Sieger vom eigenen Heerde flüchtig werden! Es sind alle Verhältnisse, die mehr auf der Treue, der Billigkeit und der Nächstenliebe beruhen, in einer Formel des geschriebenen Rechts nicht aufzulösen, und daher sind principiell die, auf untergeschobenen Principien, auf post eventum gegebenen Gesetzen beruhenden Satzungen bodenlos! Das Familienleben und alle ähnliche Beziehungen der Häuslichkeit und der Natur sind incommensurabel. Das Leisten und Gewähren liegt im Kreise gegenseitiger Bedürfnisse, aber auf dem doppelten Grunde der Pflicht und der Freiwilligkeit. Wenn der Mensch nur seine Pflicht thun wollte, ist das Christenthum zu Ende. Das Beste thun ist eben das Freiwillige. So klein dies durch die Eigensucht schon wird, noch kleiner müßte es werden, wenn jeder Theil, der Leistende und der Gewährende, zu befürchten hätte, daß ein heutiges freiwilliges Gestatten morgen zur Pflicht würde, der heute samaritanisch gastlich im Hause Beherbergte morgen sprechen könnte: das Haus ist mein! — Nichts verhütet in diesem Gebiete das Unrecht, als das Gewissen, also Gottesfurcht, Religion! Es ist daher eitel, von Mißbräuchen der Grundherren oder beider Theile zu reden: gerade, als ob man von einem strengen Vater spräche. Ihr Anmaßenden, wollt ihr entscheiden, ob ein Vater Recht oder Unrecht hat? ob seine Strenge oder seine Milde dem Kinde zum Segen wird? Ich will kein Unrecht entschuldigen; aber ich sage, das allergrößeste ist das, welches die Regierungen durch ihre Intervention in Familien- und ländlichen Verhältnissen begehen: und es wird nicht nur unermeßliches Unheil über diese bringen, sondern das Verderben auf die Urheber rückwirken.

Eine großartige Straße führt in das Neckarthal hinab, und bei Mosbach traten wir in dasselbe. Da ist Wärme, Duft und Lieblichkeit. Unwiderstehlich wird man davon hingerissen. — Unsern ist eine Schiffbrücke, deren Anstalten schwerfälliger scheinen, als der anmuthige Fluß sie erforderte. Ungewöhnlicherweise müssen die Fußgänger, ja die Personen in den Wagen, per Kopf zwei Kreuzer bezahlen. Keine üble Steuer auf Fußreisende! — Bald, während der Neckar einen weiten Bogen macht, um Neckargemünd zu erreichen, durchschneidet die Straße die Höhe, welche der Fluß umströmt, und wir stiegen aus, um zu Fuß die Gegend nah und fern zu genießen. Durch einen schönen Wald erreichten wir das stattliche Aglasterhausen und nach einigen Stunden das einladende Neckargemünd. — Um von hier die Aussicht im Morgenlicht zu genießen, nächtigten wir, und wurden durch den schönsten Morgen belohnt. Die Sonne überwand die Nebel, und die Berge, die Bäume, die Wiesen, die Felder, der Strom, alle schienen mit mir unbekanntem Zauber geschmückt. So schön, kam mir vor, hatte ich dies Thal noch nicht gesehen. Es war Sonntag, und ein wahrer Feiermorgen.

Nachdem wir dem Wolfsbrunnen eine halbe Stunde gewidmet, und in den Forellenteichen der Fütterung zugesehen, bei welcher das schießende Springen der Thiere sehr belustigend ist — (man hat sie hier, wie wohl selten, von der Größe zu acht Pfund, deren jede in Frankfurt zu einem großen Thaler bezahlt werden soll; allerdings nur bei außerordentlichen Gelegenheiten) — erreichten wir das heitere Heidelberg um 9 Uhr, und ich eilte — da meine Frage nach dem vorzüglichsten Prediger nicht beantwortet wurde — aufs Gerathewohl in die Hauptkirche, die ich erst beim Herausgehen als Simultan-Kirche, aber nicht als die besuchteste erkannte. Ein Candidat predigte, nicht ohne Gabe, aber auch nicht ohne Affectation, über den Text: „Gott sei uns gnädig." Ich konnte mich der Bemerkung nicht erwehren, daß er alles Christliche möglichst vermied. Als ich diese Bemerkung darauf äußerte, vernahm ich, daß ich in Heidelberg christliche Predigten nicht gerade erwarten dürfe. — Die Universität ist glücklich, ihre bedeutenden Juristen so lange Zeit zu erhalten; aber nicht glücklich, daß der Landtag ihre Lehrer anspricht. Dort ist gar nicht ihr Beruf. Auch schien man dies zu fühlen, und man sprach von der Verminderung solcher Fälle für die Zukunft. In Frankreich ist das Geschick des Landes den Advocaten, in Deutschland den Professoren verfallen: und mit daher entspringt das allgemeine Leiden. Principiell ist es unmöglich, daß die Bildung dieser Berufe die Eigenschaften aufkommen und entwickeln lasse, welche zum Regimente erforderlich sind. Diese Eigenschaften müssen in der Menschenkenntniß und dem natürlichen Menschenverstande ihren Mittelpunct haben, und wie schätzbar alle Arten wissenschaftlicher Bildung sein mögen, nie dürfen sie jenen freien lenkenden Mittelpunct unterjochen.

Die Schloßruine, einzig in ihrer Art, ist verschönert worden, seit ich sie nicht sah; die innern Räume sind zugänglicher, übersichtlicher geworden; auch einige Fenster sind wieder mit Glas versehen, worin fortzufahren die Absicht sein soll. Auch eine Sammlung der bei Grabungen gefundenen Gegenstände ist angelegt. Diese Trümmern geben doch ein gewichtiges Zeugniß einer mächtigen Vergangenheit! Ihre Fülle und ihre Verschwisterung mit der reichen Natur haben ein eigenes Leben, von dem man sich nicht leicht losreißen kann, und welches immer neu anzieht.

Zu den besten Wirthshäusern, welche es gibt, gehört unstreitig der badische Hof in Heidelberg. Die ganze Einrichtung hat eine gleichsam unbegränzte Behaglichkeit und Eleganz. Einen neuen Anblick gewährte es mir, während wir im Garten unter Granatenblüthen Kaffee tranken, im Speisesaal sämmtliche Kellner ungenirt und gerade so tafeln zu sehen, wie die Gäste, nachdem diese vollständig bedient waren.

Mannheim wird bald nur durch Minuten von Heidelberg geschieden sein. Diesen Theil der badischen Eisenbahn betrachtet man als den einzig sicher ausgeführt zu erwartenden. Ganz wie sonst machte Mannheim mit seinen rechtwinkligen, nach dem Alphabet bezeichneten Straßen, ungeachtet der, wie allgemein auch hier, gesteigerten französischen Eleganz der Läden, den Eindruck der Langenweile. Das breite unschöne Schloß, theils Ruine, theils veraltend, stimmt dazu. Der Garten mit dem Rheinblicke erheitert. Es ist erfreulich, ihn dem Publicum ganz geöffnet zu sehen. Eine Aufforderung stellt ihn förmlich gegen Beschädigungen unter seinen Schutz. Dagegen übte das Schooßkind der Mannheimer, das Theater, dieselbe Macht der Langenweile auf mich. Sogar eine Vorstellung der „Hochzeit des Figaro", mit zwei Gästen, hatte wenig Reiz für mich. Weder Talente noch Gestalten zogen mich an. — Die neuen Gebäude des Freihafens sind großartig. Auf meine Frage: wozu? sagte man: „Die Regierung thut doch etwas für den Handelsstand." Also ein Regierungshandel. Mannheim, ein Rhein-Emporium. Ich glaube an keinen Handel, der eines Treibhauses bedarf. Doch wurden mir einige Materialien gegeben, um meinen Zweifel zu schwächen. — Die Reise-Engländer überschwemmen, so wie Italien und die Schweiz, auch die Rheingegenden. Ihre Masse kann nicht umhin, auf die Gesellschaft der Städte nachtheilig und störend zu wirken, zumal wo sie durch den Hof die Vorzüge als Fremde genießen. Man wußte viel und auch Unerquickliches davon zu erzählen. —

Correspondenz.

Aus London.

[Samuel Warren.]

Die Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes, denen auch noch „Letzte Mittheilungen" folgten, sind gewiß in Deutschland bekannt genug *); der Verf. heißt nicht Harrison, wie man lange Zeit geglaubt hat, sondern Samuel Warren, er erklärt, daß mit den letzten Erzählungen sein Werk geschlossen sei, und also, wie man in Deutschland sagt, keine allerletzten erfolgen werden. Die Erzählungen stützen sich auf Thatsachen, von denen der Verfasser als praktischer

*) Die „letzten Mittheilungen" erschienen deutsch von K. Jürgens, in 2 Bänden. Leipzig, Weber.
D. Red.

Arzt Zeuge gewesen, wenigstens widerspricht nichts, auch in medicinischer Hinsicht, den Erfahrungen eines Arztes; jedenfalls hat aber der Verf. viel hinzugethan, um den einzelnen Stücken einen novellistischen Verband anzulegen, der um die offenen Lebenswunden, die dem Leser aus diesen Erzählungen entgegenstarren, mit vieler Geschicklichkeit geschlungen ist. Es bleibt aber darum noch genug des Grauenhaften und Schrecklichen übrig, was aber einen großen Theil seines physischen Schreckens verliert, weil das Psychische vorwaltet, der freie menschliche Wille den körperlichen und geistigen Zerrüttungen in die Hände arbeitet und der Schrecken somit mehr moralischer, als rein pathologischer Natur ist. Der Verfasser schrieb Warnungen, Predigten und Strafreden gegen die Demoralisation der modernen Menschheit in Novellen, Lebensbildern und Erzählungen, deren nothwendiger tragischer Ausgang pathologischer Art ist; in den früheren Bänden überwog zuweilen das rein Medicinische, in den letzten Mittheilungen überwiegt das Novellistische und Psychologische. Der Verf. ist zugleich ein streng gläubiger Christ, ein Missionär, welcher ausgeht in die Welt, um den Heiden unter den Christen in Novellen Moral zu predigen; er thut in dieser Hinsicht fast eher zu viel als zu wenig, hier und da werfen seine trivialen Exclamationen den Leser aus den ursprünglichen und einfachen Eindrücken, welche die erschütternden Scenen auf ihn hervorbringen, ohne Zweck und Nutzen heraus. Die drei in den letzten Mittheilungen enthaltenen Erzählungen: das junge Ehepaar, der Comptoirist und der Würger, sind sämmtlich in nachtdunkelm Colorit gehalten und von der erschütterndsten Wirkung. Die Erzählung „das junge Ehepaar" hat zu dem bekannten Drama „Sie ist wahnsinnig" den dankbaren Stoff hergegeben, schließt aber unendlich tragischer ab und ist mit großer Kenntniß des Herzens und Kraft der Darstellung durchgeführt. Unter den beiden andern Nachtstücken ist der Comptoirist das vortrefflichste. Die Gewissensangst des herzlosen Mr. Hillary erhebt sich in der Darstellung des Verf. zu einer wahrhaft dramatischen Wirkung. Die Engländer sind überhaupt durch angeborenen Instinct, nicht durch Raffinement und abwägende Kunst, überall Meister, wo es darauf ankommt, Seelenleiden und Seelenzustände in ihren concentrirtesten und gewaltigsten Zuckungen zu schildern.

Notiz.

[Musik in Leipzig, Euterpe.]

An dem dritten musikalischen Abend, den die Euterpe gab, hörten wir eine Symphonie von Hesse, die noch Manuscript ist. Hr. Hesse als Kontrapunctist in Deutschland bekannt, ist Organist in Breslau. Er hat so viel wir wissen, bereits vier Symphonien geschrieben; diese fünfte dirigirte der Componist selbst. Der erste Satz hebt mit einem rauschenden Tutti in C-moll an. Der zweite Theil, As-dur, gefiel besonders mit seinem gesangvollen Thema, aber erst auf den vierten Satz, Allegro in C-moll, den rauschendsten von allem, erfolgte ein lebhafter Applaus. Die musikalische Kritik wird hoffentlich näher eingehen auf dies jedenfalls gediegen gearbeitete Werk.

Erwiederung.

In einer der letzten Nummern dieser Zeitschrift (Nr. 235.) hat es einem Anonymus beliebt, über einen Druckfehler in den jüngsten Kunstberichten der Spener'schen Zeitung herzufallen, und zwar blind, plump und im unwürdigsten Tone. Die Stelle muß nämlich heißen: „nur ganz bornirte Autoritätenmänner können noch an den affectirten Schildereien im Perrückenstyl der Nachahmer (dies ist ausgelassen) des Claude Lorrain mehr Geschmack als an den Meisterwerken der Gegenwart finden." Bei der Schnelligkeit des Drucks einer politischen Zeitung, und dadurch, daß der Verfasser jener Artikel nicht selbst die Correctur machte, wodurch auch aus dem geschätzten Maler Riedel in Rom ein „Kindel" geworden, was Hr. Lewald in seiner Europa auf Treu und Glauben nachgedruckt, sind derlei Fehler leicht denkbar, und werden bei Gescheidten und Billigen leicht Entschuldigung finden. Man sieht aber, man darf nur an einer alten Perrücke rühren, um im Augenblick von einer ekelhaften Staubwolke eingehüllt zu werden. Wir wollen nun nicht behaupten, daß jener anonyme Rügenwart selbst eine solche Perrücke aus dem Zeitalter des Louis Dieu-donné sei, und uns mit dem Glauben begnügen, er sei nur der Stock, auf dem sie hing. Was seine — des Perrückenstocks — Muthmaßung betrifft, der Verf. jener Artikel möge wohl nie das Weichbild der Stadt Berlin verlassen haben, — so bedauert derselbe, gar nicht auf die Ehre Anspruch zu haben, ein geborner Berliner zu sein, und muß gestehen, erst seit Kurzem die schöne Residenz zu seinem Domicil gewählt zu haben. Was die sehr voreilige Voraussetzung angeht, daß der Verf. wohl gar keine Claude Lorrain's gesehen habe, so muß erwiedert werden, daß es ihm leider nicht gelang, das berühmte Liber veritatis des Meisters zu Händen zu bekommen, auch nicht eine europäische Reise zu machen, um alle Galerien zu besuchen, wo seine Werke zerstreut zu finden, — sondern er sich mit dem begnügen mußte, was ihm die königl. Galerien von Berlin, Dresden und einigen Privatsammlungen, außerdem aber die ausgezeichnetsten Kupferwerke darboten. Uebrigens glaubt er nicht, daß es nöthig sei, eine große Reise um die Welt gemacht und die höchsten Berge ausgemessen zu haben, um zu erfahren, daß Claude Gelée für seine Zeit der größte Landschafter gewesen sei, und um zu wissen, daß schlechte Kirchenbilder von lebenden akademischen Professoren nichts werth sind, auch wenn sie von Männern, die der Stolz der Wissenschaft, protegirt und vermittelt werden mögen. — Uebrigens ist es, und war es stets die Manier beschränkter Köpfe, sich auf Autoritäten zu berufen. Es ist gar bequem sich hintern Ofen zu setzen und nun hervor zu schwatzen, was alle Leute wissen: Raphael war ein großer Maler, Mozart war ein großer Componist und Goethe ein großer Dichter! Daran zweifelt Niemand. Das glaubt jede Schlafmütze und jeder Perrückenstock im weiten Kreise der Philister aufs Wort. Und damit basta!

Berlin, im December 1839. V.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 13. und zwei Beilagen von F. Voldmar in Leipzig.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 13. — den 7. December 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Weihnachtsgeschenk für Damen!

Im Verlage von **Bernh. Tauchnitz jun.** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Frauenliebe und Dichterleben.

Ein

literarisches Album

für gebildete Frauen

herausgegeben von

Carl Vogel.

Mit dem Portrait der Margarethe Klopstock in Stahlstich.

Imper.-8., eleg. cartonn. Preis: 1 Thlr. 18 Gr.

Es eröffnet dieses Werk eben so tiefe Blicke in das innerste Heiligthum des weiblichen Gemüthes, als es unwiderleglich beweist, daß wahre Weiblichkeit in der Stille ihrer Wirksamkeit und fern von allem Absichtlichen und Zudringlichen, von jeher einen mächtigen Einfluß ausgeübt habe, das Wahre und Schöne in Kunst und Wissenschaft nicht minder, als im Leben zur Erscheinung zu bringen. — Möchte keine gebildete Frau dieses zur Ehre ihres Geschlechtes geschriebene, und von der Verlagshandlung mit Eleganz ausgestattete Werk ungelesen lassen!

Bei Goedsche in Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die kleinen Gymnastiker

oder die

Anfangsgründe der Gymnastik.

In Gesprächen eines Lehrers mit seinen Zöglingen zur Ausbildung des Körpers u. zur Unterhaltung für die Jugend.

Von C. Buhle.

Mit 32 lithographirten Figuren. geh. 18 Gr.

Wenn es schon im Interesse des Staates liegt, durch körperliche Gewandtheit und Abhärtung einen im Frieden und Kriege tüchtigen Menschenschlag zu erziehen, ein Zweck, — welcher sich durch Uebung der Gymnastik von früher Jugend an am besten erreichen läßt, — so muß sich insbesondere den einzelnen Familien und Schulen des Staates ein dargebotenes Hülfsmittel empfehlen, welches dazu dient, auf eine leichtfaßliche und für Lehrer und Lernende bequeme Weise den jungen Leuten die Gymnastik in ihren Grundzügen beizubringen. Vorliegendes Werkchen entspricht diesen Bestimmungen vollkommen.

Vollständige Völkergallerie

in getreuen Abbildungen aller Nationen mit ausführlicher Beschreibung derselben. Jedes Heft mit 24—26 Abbild. kostet schwarz 5 gGr., schön colorirt 9 gGr.

1. Band enthält Asien, Afrika, 2. Bd. Amerika, Australien, 3. Bd. Europa.

Der Rezensent in der Schulzeitung sagt: Wenn die Länder- und Völkerkunde der nach Bildung strebenden Jugend ein so hohes Interesse gewährt, so ist es vorzüglich derjenige Theil derselben, welcher sich mit der physischen und geistigen Beschaffenheit, der Körper- und Geistesbildung, der Kleidung, der Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Erdbewohner beschäftigt, der diese Theilnahme in hohem Grade steigert. Vorliegende Völkergallerie verdient deshalb beifällig aufgenommen zu werden; sie ist um so brauchbarer, als sie durch die beigegebenen Kupfertafeln die Worte des Textes versinnlicht, der Anschauung näher bringt, das Auffassen des Mitgetheilten erleichtert und behaltbarer macht.

Dieses schöne Werk ist nun vollendet.

Der Landprediger von Wakefield,

Taschenausgabe auf Velinpapier.

Bei **Carl Hoffmann** in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Goldsmith's

Landprediger v. Wakefield.

Eine Erzählung,

angeblich von ihm selbst verfaßt.

Neue Bearbeitung.

Mit schönem Stahlstich.

Preis, broschirt, 12 Gr.

Dieſes Buch iſt als ein claſſiſches, im wahren Sinne des Wortes, jedem Gebildeten wenigſtens dem Namen nach bekannt; viele Ueberſetzungen in allen Sprachen zeugen für ſeinen Werth. Die ſchon an ſich innige Theilnahme erregenden Schickſale des wackern Pfarrers und ſeiner Familie, ſeine Demuth im Glücke, ſein erhabener Stolz im Unglück, ſind in dieſem Werke auf eine ſo einfach gemüthliche Weiſe geſchildert, daß es mit Recht zu einem der wenigen gezählt wird, welche oft und immer mit neuem und geſteigertem Genuſſe geleſen werden. Unſere Ueberſetzung iſt vollſtändig und wird befriedigen. — Von den, in gleichem Verlage erſchienenen:

Byron's
ſämmtlichen Werken,

Taſchenformat, Velinpapier.

10 Bände. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

iſt ſo eben der 9te Band verſandt; der 10te (letzte) iſt in wenigen Tagen vollendet. Ein gediegeneres, eleganteres und wohlfeileres Feſtgeſchenk dürfte ſchwer zu finden ſein!

Bei Goedſche in Meißen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Herbſtgabe.

Taſchenbuch auf das Jahr 1840
oder II. Jahrgang
von Caroline Leonhardt Lyſer
mit 7 Bildern.

Elegant gebunden 1 Thlr. 20 Gr.

Die Verfaſſerin, als lyriſche Dichterin, wie als Novelliſtin rühmlichſt bekannt, übergiebt hiermit dem Publikum den II. Jahrgang des Taſchenbuches Herbſtgabe. Die Blüthen, aus denen dieſer Strauß gebunden iſt, prangen aber nicht blos in bunter Farbenpracht, wie andre Herbſtblumen, ſondern ſpenden auch ſüßen Duft, wie die Kinder des Frühlings. Es dürfte kein würdigeres Weih- und Toilettengeſchenk für ſinnige Frauen und Mädchen geben, als die: Herbſtgabe.

Elegantes Weihgeſchenk für Jungfrauen.

Ausſteuer

für Deutſchlands Töchter
in allen Verhältniſſen ihres Lebens.

Ein Buch zur Belehrung und Bildung, nebſt einer Anleitung zu verſchiedenen ganz modernen weiblichen Arbeiten und 14 Tafeln mit colorirten und ſchwarzen Zeichnungen

von Caroline Leonhardt Lyſer.

Elegant gebunden 1 Thlr. 18 gGr.

Wir übergeben hiermit der weiblichen Jugend ein Lehr- und Leſebuch, welches in Form und Gehalt gleich ausgezeichnet genannt werden darf. Ueber die Leiſtungen der beliebten Verfaſſerin hat ſich die öffentliche Stimme längſt anerkennend und belobend ausgeſprochen; ihre früheren Werke ähnlicher Art, welche von der Verfaſſerin in ihrem 18ten Jahre geſchrieben wurden, werden in mehreren deutſchen Töchterſchulen als Leitfaden beim Unterrichte benutzt; hier wird in jeder Hinſicht Durchdachteres, Vollendeteres den deutſchen Frauen und Jungfrauen geboten.

S. Gülliver's Reiſen

zu verſchiedenen entfernten Nationen der Welt
von J. Swift.

Nach der engliſchen Originalausgabe überſetzt von L. v. Alvensleben. Mit mehrern Hundert Abbildungen von Grandville in Paris.

Vollſtändig in 4 Bändchen, jedes Bändchen 20 Gr.

Bei Friedrich Fleiſcher in Leipzig iſt ſo eben in Commiſſion erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Camellien.

Almanach für das Jahr 1840.

Herausgegeben
von
Ferdinand Grafen Schirnding
und
C. A. F. Hennig.

Mit ausgewählten Beiträgen von Dr. C. Draexler-Manfred, K. E. Ebert, Juliane Glaſer (gebornen Ebert), W. A. Gerle, Jarno, Uffo Horn, K. Herloßſohn, J. Kaufmann, Ignaz Kuranda, Charlotte Löw, W. Marſano, J. Seidlitz, J. Umlauft, St. Zauper u. andern geachteten Schriftſtellern Böhmens.

Erſter Jahrgang.

Mit 8 Stahl- und Steinſtichen von Carl Meyer in Nürnberg und C. Hennig in Prag, nebſt einem muſikaliſchen Souvenir.

In elegantem Einbande Preis 2 Thlr. 8 Gr.
Pracht-Exemplar, erſte Abdrücke 4 Thlr.

Bei Leopold Voß in Leipzig erſchien ſo eben:

Ueber einige Bilder

der zweiten

Leipziger Kunſtausſtellung

von

Dr. Miſes.

gr. 8. geheftet. Preis 18 gr.

Ioh. Chr. Aug. Clari

Oratio

ad munus rectoris academici auspicandum
habita d. XXXI. Octobris anni 1839.

Praefatus est
Godofredus Hermannus.

gr. 8. geh. Preis 4 gr.

Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Urania

von **C. A. TIEDGE.**

Elfte Aufl. mit 6 Kpfrn. und Portrait des Verfassers. geb. mit Goldschnitt und vergoldeten Decken. Preis 1 Thlr. 12 Gr. — Gewöhnl. Ausg. brosch. 18 Gr. und Stereot. Ausg. 8 Gr.

Dies Lied von Gott und der Unsterblichkeit steht unerreicht in seiner hohen Sphäre. Wo ist ein Buch, das wie dieses das Herz erhebt und Trost und Glauben bringt und was zugleich als das Ideal hohen poetischen Schwunges und frommer Begeisterung gilt.

Seit länger als dreißig Jahren glänzt die Urania als eine der schönsten Erscheinungen in der deutschen Literatur; in alle lebende Sprachen übersetzt machte sie die fromme Wallfahrt durch Europa, heilte Zweifler vom irrigen Wahne und erbaute das glaubende Gemüth.

Leipzig, im December 1839.

Zu Neujahrsgeschenken:

Ausgewählte

Novellen und Dichtungen.

Von Heinrich Zschokke.

Vierte vollständige Original-Auflage

in sechzehn Theilen auf weißem Papier.

à 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

Ferner sind, dem Obigen sich anreihend, erschienen

Genfer Novellen.

Nach dem Französischen von H. Zschokke.

Zwei Theile, 2 Thlr. — 3 fl.

Auch diese vierte Auflage der Novellen, kaum im Druck vollendet, ist bald wieder vergriffen; der ungemein billige Preis für diese schöne beliebte Ausgabe mag allerdings auch viel zum raschen Abgang beitragen; man findet in allen guten Buchhandlungen vollständige Exemplare vorräthig.

H. R. Sauerländer
Verlags-Buchhandlung in Aarau.

So eben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen:

Bibliothek englischer Lustspieldichter. 2s Bändchen: **Georg Farquhar's dramatische Werke,** deutsch bearbeitet und mit einem Vorworte versehen von **Siegm. Frankenberg.** Inhalt: Das beständige Ehepaar. — Stutzerlist. 8. 1839. Velinpapier. 16 Bog. geh. 18 gr.

Das 1ste, vor 4 Monaten erschienene Bändchen enthält: Sheridan's Nebenbuhler und St. Patrickstag. 21 gr.

Die Klage über den Mangel deutscher ächter Lustspiele hat mehrere geschickte Uebersetzer veranlaßt, die kernigen englischen Komödien möglichst treu zu übertragen. Bald sollen Foote, Garrick, Sheridan-Knowles u. A. in gleich guter Ausstattung erscheinen.

Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hannchen und die Küchlein

von **A. G. Eberhard.**

7te Auflage mit 10 Bildern von Otto Speckter. 12. gebunden 1 Thlr. 8 Gr.

Für höher gebildete Frauen und Jungfrauen besitzt die deutsche Literatur kein Weihgeschenk, das diesem Büchlein gleichkäme. Die zarten Accorde, welche nur allein das weibliche Gemüth versteht und empfindet, — das stille häusliche Leben, die Ereignisse einer frommen lieblichen Jungfrau schuf der Verfasser zu einer Idylle, die das Gemüth unendlich hinreißt, erregt und erfreut.

Sieben Auflagen, ein seltener Fall in unserer Literatur, erlebte das Büchlein binnen wenig Jahren, und diese letzte schmückt Otto Speckter's hohes Talent mit 10 Kupfern, die an Geist und Lieblichkeit sich dem Schönsten anreihen, was Deutschlands oder Englands Künstler je geschaffen haben.

Der Gatte seiner Gattin, der Vater seiner heranwachsenden Tochter, der Jüngling seiner Geliebten, wer von diesen nach einem Geschenke forscht, was das Gemüth erhebt, was dem Verstande entspricht, will er das Beste wählen, er wird sich bei dieser Wahl nicht täuschen.

Leipzig im December 1839.

Empfehlenswerthe Festgeschenke für Töchter gebildeter Eltern!

Weihgeschenk

für

deutsche Jungfrauen

in

Briefen an Selma

über höhere Bildung

von

Chr. Oeser.

gr. 8. elegant carton. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Die

guten Mädchen

oder

der Pfarrer von Lindenheim und seine Kinder.

Ein Lesebuch für Mädchen

von 12 bis 15 Jahren

mit

eingestreuten Novellen, Schauspielen und Gedichten

von

Chr. Oeser.

19 Bogen. Mit 1 Kupfer, elegant carton.

Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, 1839.

W. Einhorn.

Bei Friedr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reineke der Fuchs,

treu metrisch bearbeitet, mit 1 Titelkupfer nach Ramberg. 8. broschirt. Preis: 1 Thaler.

Dasselbe mit Sorgfalt für die Jugend bearbeitet.

Zweite mit 12 illuminirten Kupfern verschönerte Auflage.

Gebunden. Preis: 1 Thlr. 18 Gr.

Hinlänglich ist dies Buch, wovon binnen 8 Monaten eine neue Auflage nöthig war, bekannt, als daß der Verleger selbst nöthig hätte, etwas darüber zu sagen.

Wir verweisen auf die vielen lobenden Recensionen (als Morgenblatt 1837 Nr. 34., Elegante Zeitung, Blätter für Literarische Unterhaltung, Abendzeitung, Berl. Conv. Blatt, Gesellschafter u. s. w.) und bemerken nur, daß sämmt und sonders alle Kritiken sich dahin vereinigen, daß diese Uebersetzung die trefflichste, klangvollste und beste ist, welche wir bis jetzt von diesem herrlichen Denkmale altdeutscher Poesie besitzen. — Als Probe des Gedichtes hier der Anfang, dem wir die witzigen, bezeichnenden Namen einiger handelnden Thiere vorausschicken:

Personen.

Nobel, der Löwe.
Braun, der Bär.
Isegrimm, der Wolf.
Reineke, der Fuchs.
Grimbart, der Dachs.
Hinz, der Kater.
Märten, der Affe.
Bellin, der Bock.
Lampe, der Hase.
Baldewein, der Esel.
Henning, der Hahn.
Krazfuß, die Henne.
Lütke, der Kranich.
Scharfkneip, die Krähe.
Marquart, der Heher.

Erstes Capitel.

Es war just um die Pfingstenzeit,
Die Welt ergrünte weit und breit,
Die Blumen blühten rings empor,
Im Walde klang der Vögel Chor.
Die Flur durchwehte Balsamduft,
Schön war der Tag, und hell die Luft:
Da fiel's dem König Nobel ein,
Es sollt' ein großer Festtag sein;
Davon ließ er sogleich die Kunde
Verbreiten ringsum in die Runde.
Die Ladung ward gern angenommen;
Bald sah man alle Thiere kommen,
Der Kranich Lütke, Braun der Bär,
Der Staar, der Wolf und And're mehr,
Kurz, Alles, was nur kroch und flog,
Gar feierlich nach Hofe zog.
Der König wollt' mit seinen Leuten
Hof halten herrlich und in Freuden.
Da stellten Alle nun sich ein;
Es fehlte Reineke allein.
Weil er es gar zu bunt getrieben,
War er in seinem Haus geblieben.

Wer Böses thut, der scheut das Licht;
So Reineke, der Bösewicht.
Man kannt' am Hofe seine Tücke,
Drum war er klug und blieb zurücke.
Als nun der Hof beisammen war,
Klagt' über ihn die ganze Schaar,
Daß er ein böser Sünder sei;
Still schwieg allein der Dachs dabei u. s. w.

Leipzig, im December 1839.

Bei C. Fernbach jun. in Berlin ist so eben erschienen:

C. Angely. Paris in Pommern, oder die seltsame Testaments-Klausel. Vaudeville-Posse in 1 Act, und mit bekannten Melodien versehen. Mit 1 Titelkupfer. Gesemann als Heimann Levi. Preis 8 Gr.

— — Die Wahnsinnige. Drama in 2 Acten. Preis 8 Gr.

— — Der Geizige und seine Tochter. Drama in 2 Acten. Preis 8 Gr.

— — Vaudevilles und Lustspiele. Theils Originale, theils Uebersetzungen. 3r Band. Ladenpreis 1½ Thlr. auf kurze Zeit herabgesetzt 12 Gr.

(Inhalt: Der Stellvertreter. Der Unglücksgefährte. Die Doppelverheiratheten. Die Schneidermamsels. Der Dachdecker. Der hundertjährige Greis.)

Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

WILHELM HEINSE'S
sämmtliche Schriften
Original-Ausgabe.

Herausgegeben und mit einer biographisch kritischen Einleitung versehen

von

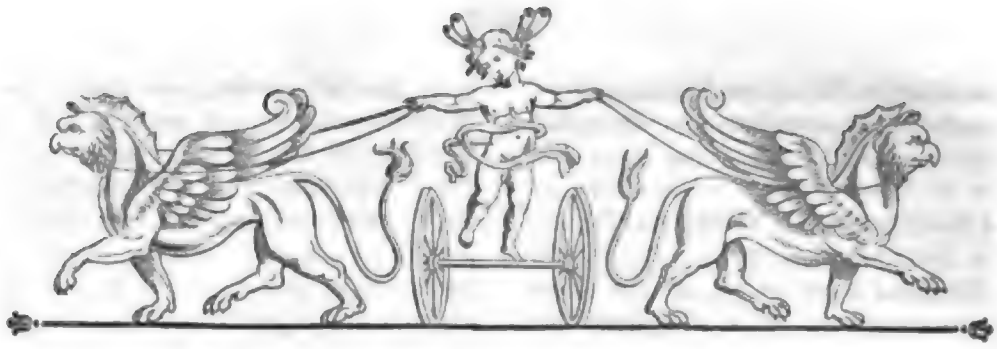
H. Laube.

10 Bände, auf feinem Velinpapier. Broschirt. Pränumerationspreis 6 Thaler 16 Gr.

Band 1 u. 2. Ardinghello und die glückseligen Inseln. (Nebst vorgedruckter Biographie und Einleitung von Heinrich Laube.)
— 3 u. 4. Hildegard von Hohenthal.
— 5. Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse.
— 6 u. 7. Anastasia und das Schachspiel.
— 8 u. 9. Briefe mit seinen Zeitgenossen.
— 10. Kleine vermischte Schriften (Erzählungen, Gedichte, Kritiken und Kunstansichten.)

Leipzig im December 1839.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 241. — den 9. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht.

Historisches Gemälde von F. Gustav Kühne*).

1.

Auch Dublin hat sein Newgate. Das Gebäude ähnelt sehr dem gleichnamigen londoner Gefängniß. Hat sich doch die Hauptstadt Irlands auch in ihrer Bauart sklavisch nach London richten müssen. Die schmuzigen Hütten der Armuth wurden allmälig niedergerissen, schnurgerade Straßen dehnen sich hin wie geschlossene Regimenter, des Commandowinks gewärtig. Aus den Zehnten der katholischen Parias hat sich die herrschende Kirche Altenglands die prunkenden Säulenreihen und die stolzen Kuppeln erbaut; dort wird nicht den Armen das Evangelium gepredigt, nicht das Elend findet dort seinen Gott und Heiland, dort betet nur der Reichthum und der vornehme Glanz der Welt. In den prachtvollen Palästen Dublins schwelgt die Beamtenkaste, vor den Thüren im Schmuz kniet das zerlumpte Volk und weidet sich am Duft der Küche, der aus den Kellerlöchern steigt. Zu Newgate aber hat das Volk offenen Zutritt. Dort findet es leicht eine Herberge, eine freie Nachtzeche, bis ein sehr gnädiger Richter es noch höher befördert. — Die Armuth mag doch wohl das schwerste Verbrechen oder das schwerste Unglück sein, denn schon Hiob betete: „Gott, mein Herr, mach' mich nicht arm, damit ich nicht schlecht werde." Ihr alten Mauern von Newgate, ihr seid so hart, so hart fast wie Menschenherzen, und wie das Gesetz, das diese sich machen, und das dir Steine bietet, wenn du die Hand nach Brot ausstreckst. Dies sind die harten Steine, die das Gesetz von Altengland dir bietet, diese Mauern von Newgate, mit den runden Thürmen, mit den schweren Pfeilern und den gewölbten Gängen, die so verschlungen und so ägyptisch dunkel sind, wie die Labyrinthe der menschlichen Seele. Wohl sieht der Himmel über ihnen mit all dem Glanz seiner hoffnungsreichen Sternenaugen, aber du mußt dich gewöhnen, durch eiserne Gitter ihm in sein heilig Angesicht zu blicken, und zu hastig strecke nicht dein Haupt hinaus in die Freiheit der Lebensluft, dein Schädel ist nie so fest wie die Mauern, die das Gesetz dir zieht; und wenn du die Schläfe dir verwundest, so hörst du außer deinem Schmerzenslaut nur den kreischenden Wetterhahn, der wie zum Hohn von den alten bleiernen Zinnen herunterkräht.

Es war schon weit über Mitternacht hinaus. Von der Essexbrücke erscholl noch der Lärm der großen Welt, die taumelnd erst gegen Morgen dem Schlaf in die Arme sinkt. Dort loderten die Pechflammen in den eisernen Becken, deren Schein die breite Kabelstraße herunter glänzte. Links von dieser biegt man in ein engeres Gäßchen, das nach Newgate führt, und hier in diesem Stadttheil brennt kein Straßenlicht, hier hört die Hoffnung auf, hier beginnt das Elend und das Reich des Todes. Hin und wieder hat

*) Bruchstück eines größern Ganzen aus der Geschichte Irlands in den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts.

Digitized by Google

ein armſeliger Hinterhäusler, der in der ſchmuzigen Nähe des alten Gefängniſſes, im unmaßgeblichen Vorgefühl liebevoller Hinneigung, eine Dachſtube bezog, hinter vergilbtem Oelpapier ein Arbeitslämpchen brennen, aber es leuchtet nicht bis hinunter auf den pflaſterloſen Damm, und der Wächter von Newgate, der jezt die Runde macht, und mit ſchläfriger Hand an den eiſernen Pforten des alten Gemäuers rüttelt, hat zu ſeiner Wallfahrt eine Fackel angezündet. Die Schlöſſer ſind alle feſt, und wie er das lezte Thor gleich gut verwahrt findet, ſagt er Amen und ſingt ſein heiſeres Lied. Er ſchleicht zurück. Hinten an der niedrigen Vormauer, die einen äußern Platz umſchirmt, bleibt er ſtehen, alter Gewohnheit nach. Dieſe kleinere Ringmauer gab die Einfaſſung ab für ein wahres Kleinod, für ein Juwel, das wohl nicht mit ſeinem Glanz, doch mit ſeinen Schrecken weit ins Land hineinreichte, ein Telegraph, der mit ſeinem hölzernen Arm aller Welt den geringen Werth des Menſchenlebens ohne ſymboliſche Zeichenſprache, wenn auch mitunter in effigie, deutlich macht. Es war ein glatter ſchlanker Baum, mit einem einzigen einfachen Zweige, der ſehr oft eine Frucht trug, wenn auch niemals Blätter und Blüthen, ein untrüglicher Wegweiſer, der mit dürrem Arm dem Wanderer ins ewige Leben deutet. Hier blieb der alte Wächter regelmäßig bei ſeiner Runde ſtehen, ſtreckte ſein Ohr in die Höhe, und wenn er dort im Spiel der lauen Nachtluft etwas klappern hörte, dann ſprach er für die arme Seele zwei Paternoſter. Blieb es ſtill und blies der Wind ungehindert an dem dürren Baum der menſchlichen Erkenntniß vorüber, dann ſchlug der Alte nur einmal an ſeine Bruſt und ſagte: „Sanct Patrik ſei mir ſelber gnädig!“

Seit funfzig Jahren lebte der Alte nur des Nachts, ſchlief am Tage und wußte alſo wenig von dem, was vorging unter den Menſchen. Er hielt ſeine Wache, führte gegen etwaiges Geſindel ſeinen Spieß mit ſich, kümmerte ſich nicht um den Lauf der Welt, wußte nur, daß dort oben ein ſehr gnädiger Richter ſei, wenn St. Patrik und die heilige Jungfrau für ihn beteten, und daß hienieden die Menſchen einander würgten, weil es einmal ſo hergebracht, und weil Gott ein ſehr großer Herr ſei, der ſich nicht um Kleinigkeiten kümmere. Heute raſchelte nichts an der verruchten Säule menſchlicher Ehre, deshalb empfahl er heute nur ſich ſelbſt ſeinem Heiligen, und ſchlug an Bruſt und Stirn, als Präſervativ gegen alle ſolche Telegraphendepeſchen ins ewige Leben, gegen alle ſolche hölzerne Erfindung menſchlicher Weisheit. „Hab' lange nichts dort oben klappern hören,“ ſagte er, „iſt lange Zeit ſtill geweſen, eine ſchwüle Ruhe, wie vor'm Gewitterſturm. Wenn's nur nicht auch auf unſer einen losbricht; bis einer todt iſt, iſt er nicht ſicher vor dem Tode. Aber St. Patrik hilft für Alles! Ora pro nobis!“ Dabei zog er den langen Windbeutel, wie er ſeine Flaſche nannte, aus der Manteltaſche und labte ſein irländiſch Herz an dieſem Sorgenbecher. Windbeutel ſchalt er die Flaſche, weil ſie ewig treulos war, wie das Faß der Danaiden. Seine Lippen brummten ein luſtiges Lied, als er an den großen runden Thurm, wo die ſchwerſten Verbrecher ſaßen, die Fackel ſtampfte. Die harzige Maſſe kniſterte hell auf, und vier Schritt um ihn her war der feuchte Moorboden beleuchtet. „Auch du wieder da, Kamerad Nachtwächter?“ ſagte der Alte und trat zu dem großen Neufundländer, der am Boden lag und beim Schein der Flamme ſeine müden Glieder aufrichtete. Wie der Alte vor ihm ſtand, reckte das Thier den ſchönen braunen Kopf nach den Zinnen des Thurmes in die Höhe, dehnte ſich ſchmerzlich gen Himmel und heulte langathmend wie ein ſeufzender Rieſe, deſſen Geberden doppelt kläglich ſind, weil ihn das Geſchlecht der Pygmäen nicht verſteht. Der Alte hatte ſeine Fackel in den Boden gepflanzt, ſtützte ſich auf den Spieß und blickte dem Hunde in ſein ehrlich Angeſicht. Noch einmal ſchrie das Thier winſelnd auf, ſtreckte den Kopf dann wieder und ſank mit ſeiner ganzen Laſt wie gebrochen zuſammen. „Armer Freund,“ ſagte der Wächter, „warme Seele aus Neufundland, haben ſie dir deine Liebſchaft da ins Loch geſteckt, und gibt's keinen Labetrunk des Troſtes, keinen Bergthau für Dein kummervolles Herz?“ Der Hund ſtöhnte in kürzeren Athemzügen, als wollt' er dem Alten ſein Leid erzählen. Da ertönte ganz oben aus dem höchſten Gitterfenſter ein ſchwacher Ruf, es war ein gedämpfter Geſang, der hinter den Mauern dumpf verklang. Aber dem Hunde war die Stimme ſehr wohl vernehmlich. Eine Federkraft belebte ſeine hingeſunkenen Glieder, er ſprang auf die Hinterfüße und tanzte mit bacchantiſcher Freude im Kreiſe herum. Wie ihm der Alte in die zottigen Ohren griff, glänzten die Augen des Thieres wie Diamanten im Dunkeln.

Dieſe Scene hatte ſich bereits ſeit einiger Zeit allnächtlich wiederholt. So wie die Dämmerung anbrach, erſchien der Hund auf derſelben Stelle und begann ſeine Wehklage vor dem Kerker, bis die leiſe Antwort von oben erklang, die ihn begütigte. Dann lag er ſtill, bis der Lärm des Morgens ihn verſcheuchte; man wußte nicht, ob er den Tag über in den engen Seitengäßchen ſich barg, oder eine entferntere Wohnung ſuchte. Der

Wächter war nach und nach in den traulichen Verkehr mit ihm getreten, aber wie dieser für sich selbst unabsichtlich einem Fatalismus huldigte, so war ihm auch des Hundes augenscheinlicher Zusammenhang mit einem der Gefangenen im runden Thurm kein Gegenstand des Forschens. Der Alte war durch und durch Irländer, und ließ den guten Gott walten mitten unter allen Ränken der Menschenwelt. Wie der Hund jetzt still und befriedigt niederkauerte, hätte Sims, wie der Alte hieß, gern das Zeichen des Kreuzes über ihm gemacht und ihn dem Schutze seines Heiligen empfohlen, aber er bedachte noch zur rechten Zeit, daß die Segnungen der Kirche sich wohl nicht bis auf die Welt der Vierfüßer erstrecken dürften. Ganz klar war er hierüber so wenig, wie jene Kirchenversammlung über die kleine Maus, die von der Hostie gefressen, und über deren Heiligkeit man in Zweifel blieb. Nach dem Sinn des Alten war alle Creatur, sie mochte zweifüßig oder zehnfüßig sein, gleich sehr armselig von Beruf, sündhaft aus Schicksal, verbrecherisch aus Versehen, und eben deshalb beklagenswerth und der Liebe bedürftig von ganzer Seele. Was sich Böses in der Menschenwelt erzeugte, das nahm er für Mißwachs, den der arge Feind über Nacht verschuldet; für das gute Herz des alten Sims war die Gränze zwischen bewußter und unbewußter Welt nicht so streng gezogen.

Wie er aufblickte, trat der Mond aus dem Gewölk hervor. Der Alte gähnte ihm ins leuchtende Angesicht und sagte schläfrig: „Arme Creatur da oben!“ — Er meinte wirklich das bleiche Nachtgestirn, das die feuchten regenschweren Aprilwolken bisher verhüllt gehalten. Auch ein leidendes Geschöpf, ein abgehärmter, grämlicher Gesell, vor Liebe Zeit seines Lebens fahl und schmächtig, denn die Liebe ist auch ein prädestinirtes Unglück, ein Verbrechen aus Versehen, eine Sündhaftigkeit aus Schicksal, eine Stärke aus Schwachheit! So mochte er fühlen, obwohl sein Denken nicht so weit reichte, aber es lag dies alles in seinen mitleidig blinzelnden Augen, als er schläfrig seufzte und gähnte: „Arme Creatur da oben!“ Dann stampfte er seine Fackel aus, da der Herrgott die seinige angezündet, schrie die Stunde ab und schnurrte wieder ein lustiges Lied. Der alte Mensch war bei allem Mitleid, das er für die ganze Welt fühlte, durch und durch eine heitere Creatur. Die Nachbarsleute daheim nannten ihn nur das fröhliche Herz von Newgate. Und wer in seinem Glaubensartikel von der nothwendigen Armseligkeit alles Daseins so fest und einfach ist, der hat füglich das meiste Anrecht zum Lustigsein. Nur wer sich die Herrlichkeiten der Welt anmaßt, wer ein Gott sein will für sein eigenes Dasein, dem wird von Zeit zu Zeit bange in seiner zerbrechlichen Hülle.

Der Alte saß in seinem steinernen Schilderhäuschen an der breiten Treppe, die zu dem Hauptportale des Gefängnisses führte, das Lied schnurrte immer leiser von seinen Lippen, bis sein brummendes Röcheln sich plötzlich in ein lautes Schnarchen verwandelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe, von A. Weill.

Aus München.

[Kirchliches und Weltliches.]

Es ist ein Unglück, wenn man in Paris einige Zeit gewesen ist. Kommt man dann in andere Städte, so ist es gerade, als sollte ein Matrose den Rhein oder die Donau bewundern. In Paris sieht man, daß weder Monumente noch Paläste eine große Stadt ausmachen, sondern Menschen; nicht Steine, sondern lebendiges Fleisch und Blut geben Zeugniß von Leben und Thätigkeit. In München aber sieht man viele Steine, schöne Kirchen, Glyptotheken, Pinakotheken, aber Leben, Heiterkeit, ja sogar die gerühmte Gemüthlichkeit fehlt, die Gesichter sind hölzern, erzartig, denn die Idee selbst, die hier herrscht, geht schwarz gekleidet einher und trägt ein Kreuz auf der öffentlichen Straße. So wenigstens ist es mir erschienen, da ich aus dem heitern Gewühl der pariser Welt hierherkam. Sogar die Tracht des Volkes hat ihre vorsorgliche Art, die Bäuerinnen tragen Mützen von Pelz, ungefähr wie man Kindern, die gehen lernen sollen, auf den Kopf setzt, damit sie sich im Fallen nicht beschädigen. Es scheint, als seien besonders die Münchnerinnen schon oft auf den Kopf gefallen, aber à la Julietta, mit der Weissagung der Amme. Die Stadtmädchen mit ihrem silbernen oder vergoldeten Kopfputzschweif wissen gewiß selbst nicht, wozu diese häßliche Mode für eine Stadt erfunden wurde, aber sie alle sieht man nur, wenn es in die Kirche geht, sonst ist alles todt in München.

Aber in dieser Stadt findet man doch Ideen. Und die hiesigen Ideen schlagen alle in einen Brennpunct zusammen. Daß man sich hier mit der Weltgeschichte irrt, weiß man so wenig wie Richelieu, als er die Akademie stiftete, die die Revolution herbeirief. Die Schlange beißt sich immer selbst in den Schwanz.

Es wäre eine Arroganz, die Kunstschätze Münchens in einigen Tagen überschauen und beurtheilen zu wollen, neues wird man übrigens hierüber nicht sagen können, und ich suche in einer Stadt nie Gemälde und Bildsäulen, Volksleben suche ich, und was ich beschreibe, das sind blos individuelle, oft sehr einseitige Eindrücke, aber etwas davon wird immer seinen relativen Werth haben. Dennoch will ich hier als Naturmensch den Kunstkritiker machen.

Ich sah vor Allem die neuen Fresken von Cornelius in der Ludwigskirche. Daß König Ludwig Cornelius Allen vorzieht, begreife ich leicht; aber der Maler hat sich selbst übersprungen, ja, ich wage alle seine neuern Productionen übertrieben zu nennen. Dies zeigt sich schon in der Glyptothek, wo das richtige Maß allen seinen Helden fehlt; ein Achilles mit langen Beinen ist mir unerklärlich, eine Briseis mit münchner Holzhauerarmen lächerlich. Man weiß, daß Cornelius keine Frauenzimmer malen kann, abgerechnet, daß sein Gretchen, seine Julie, seine Briseis, und in dem neuesten Frescogemälde eine Jungfer, alle sich und der Chriemhilde gleichen; daß er Energie, aber keine Grazie hat. Er weiß das vielleicht selbst und überbietet seine eigene Manier. Hier gilt alles Lobhudeln nichts, die Zukunft wird urtheilen. Die Monotonie ist auffallend, seine Margarethe, Hekuba, und eine Gestalt in dem neuesten Fresco, sind schon wieder eine und dieselbe. Cornelius' Genie ist nicht vielseitig, er ist nur von einer Seite groß, er ist blos Zeichner, und weiß nichts von der Poesie der Farben; das gibt seinen Gemälden etwas Ascetisches, und darum ist er der Mann für München. — Aber es gibt einen Mann in München, der dort nicht an seinem Platze ist, ich meine Kaulbach; denn während Cornelius Katholicismus macht, protestirt dieser mit seinen Zeichnungen und Malereien, ja mit seiner ganzen Erscheinung dagegen, und zwar ohne es zu wissen. So donnerte Ariost gegen den Mönch Martin in seinen Gedichten, in seinem Roland, und wußte nicht, daß er selbst zu Luther's Systeme Steine trug. Die Köpfe, die ich in seinem Atelier von ihm gesehen, so wie ein Hirtenknabe, sind von einer solchen Grazie des Fleisches, daß ich für meine Person gestehe, nie schönere Gemälde gesehen zu haben. Kaulbach's Kind selbst ist ein Modell zu einem Engel, nie sah ich ein schöneres, und seine eigene Physiognomie entspricht ganz seinen Werken. Solche Männer sind gewöhnlich stolz gegen deutsche Literaten, daher sprach ich französisch, und dann begegnet man Einem schon höflicher. Ich habe leider diese Erfahrung schon öfter in Deutschland gemacht. Der Glyptothek gegenüber wird ein Kloster gebaut, nicht weit von der Ludwigskirche steht die Universität, das Kreuz der Kirche selbst dient zum Wetterableiter — das Jahrhundert läßt sich nicht verbergen. Auch verbirgt es sich nicht in dem Kunsttreiben selbst. Ich habe Respect vor dem, was hier gemeißelt und gepinselt wird, aber die Kunst wird hier zum Egoismus. Da seh' ich das königliche Gesicht in Fresken und nun auch von Schwanthaler auf einem Triumphwagen ausgehauen neben der dicken fetten Bavaria, und so überall.

Da man aber München einmal nur in Kirchen sieht, so mußte ich wohl in die Kirche gehen. Neben mir im Dome kniete eine Tyrolerin mit einer natürlichen Rose und goldenen Quasten auf dem Hute, wie ich noch nie ein Mädchen sah. Das Auge des Mädchens vom reinsten Blau hatte einen Schmelz, wie sie nur Bilder von Correggio haben. Das Gesicht war blaß mit Rosenroth gemischt, und obschon diese Rose nicht mehr den ersten Thau einsog, so war sie doch noch meisterschön. Ich kniete nun auch. Die weiten Hallen, die zusammenschlagenden Farben der Gläser mit den Tönen der Musik und des Gesanges, die feierliche Stimme des Priesters, die stille Andacht der Zuschauer, alles dies ergriff mich mit tausend Armen, aber die Tyrolerin gefiel mir doch noch besser. Musik regt nun einmal die Sinne auf. Man mag sagen was man will, es liegt etwas Ueberirdischergreifendes in den katholischen Ceremonien, und wären sie nicht alltäglich und zum Gemeindienste der Geistlichkeit geworden, sie allein würde ich wählen, um Eindruck auf das Volk zu machen, aber das dürfte nur von Jahr zu Jahr geschehen, und dann wünschte ich mir doch eine Tyrolerin zur Seite. Ich sah sie auch außerhalb der Kirche. Uebrigens wie ich fühle, fühlen hier alle Leute. (D. B. f.)

Notizen.

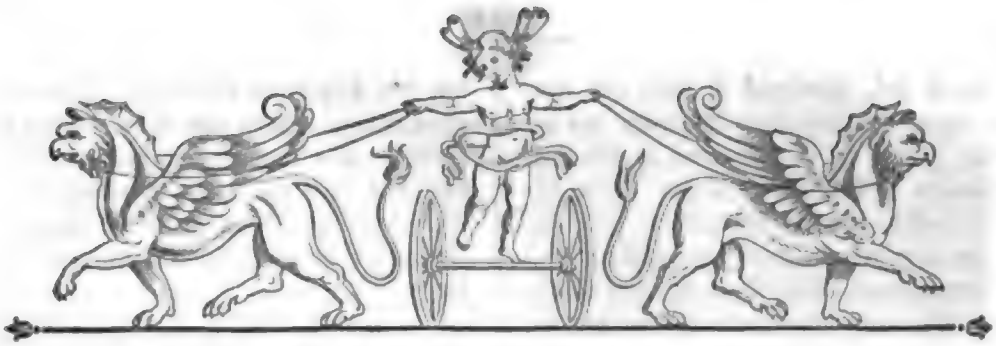
[Peter Schlemihl.]

Wir berichteten kürzlich von Riedel's „Schlemiel und seinem Sohn"; in Nürnberg bei Schrag erschien auch von Chamisso's altem Schlemihl (Riedel schreibt Schlemiel, aus guten Gründen, wie es scheint) eine Stereotypausgabe mit 16 Holzschnitten, herausgegeben vom Freunde des Dichters, Julius Eduard Hitzig. Derselbe gibt im Vorworte von den Uebersetzungen Bericht, wie denn das Buch in fast alle Sprachen des civilisirten Europas übergegangen ist. Wie der Schlemihl in England zur volksthümlichen Gestalt geworden ist, davon gab eine Caricatur Zeugniß, die 1819, bald nach der Krönung König Wilhelm's IV., erschien. Ein Bruder des Königs, der damals auf dem Continente lebte, hatte sich die Aeußerung erlaubt, Popularität sei nur ein Schatten. Auf dem Bilde nun steht dieser wohlbekannte Prinz ohne Schatten, und die Hofleute brechen in die Worte aus: Eines Gentlemans Schatten ist verloren oder gestohlen! Unter dem Bilde steht: Peter Schemihl bei der Krönung. Die Vorrede, in welcher Hitzig dies erzählt, ist am 21. August 1839, dem ersten Jahrestage von Chamisso's Tode, unterzeichnet.

[Dänische Post-Curiositäten. Briefstich aus Kiel.]

Eine Fahrpost zwischen Oldenburg und Kiel braucht für diese, acht Meilen lange Strecke fünf Tage. Die Entfernung zwischen Neustadt und Burg beträgt 6 Meilen, mit der Post kann man aber nicht anders fahren als auf einem Wege von dreizehn Meilen Länge, wozu zwei Tage und zwei Nächte nöthig sind. Ein Blatt, das in Oldenburg (in Holstein) erscheint, sollte mit der Post nach den dänischen Inseln versandt werden. Die Postverwaltung verlangte für jedes Exemplar 30 Schillinge und die Hälfte des Abonnementspreises. Der Verleger hätte dabei jährlich 2 Schillinge für das Exemplar behalten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 242. — den 10. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht.

(Fortsetzung.)

Der Alte mochte kaum einige Minuten geschlummert haben, als ihn ein mehrstimmiger Gesang erweckte, der durch das Dunkel von der Seite zu ihm drang, und dessen Schall das Echo auf dem Platze an die Quergebäude hinübertrieb. Es waren jugendlich männliche Stimmen, deren Töne sich bald in einer schüchternen Innigkeit hielten, bald in einen lauteren Jubel ausbrachen. „Sind wieder die armen Chorschüler vom Trinity-College," sagte Sims und richtete sich an seinem Spieß in die Höhe. Der Gesang erscholl jetzt vernehmlicher vom Fuße des runden Thurmes her, und man hörte deutlich die Worte, die ein anmuthiger Tenor langathmig festhielt:

Bald muß die Freiheitsstunde schlagen,
Und Erins grüne Fahne weh'n,
Im Osten wird es blutroth tagen,
Will Irland aus sich selbst ersteh'n!

Blutroth wird unser Feuerzeichen,
Und grün ist unser heilig Land,
Und will ein Gott die Hand uns reichen,
Schlingt er der Unschuld weißes Band.

Man konnte noch immer nicht die Gestalten unterscheiden, die am Thurm standen. Plötzlich schoß die Flamme eines Windlichts auf, und man übersah den ganzen Kreis schwarzgekleideter junger Männer, die, wie es schien, einem Gefangenen ihren nächtlichen Ehrengruß brachten. Es war eine Anzahl von einigen Zwanzigen, sämmtlich in den üblichen Mantel der Mitglieder des Collegiums gehüllt, mit der weißen Krause um den Nacken und dem schwarzen Sammetbarett auf den jungen blassen, gelehrten Gesichtern. Die schlanke Figur des Einen, der das Windlicht hielt, stach besonders ab. Der lange Haarbüschel, der vorn unter der Mütze hervorquoll, die schöne weiße Stirn, die gewölbten Augenbrauen und das römische Profil des Kopfes leuchtete beim Schein des flackernden Lichtes geisterhaft aus dem Kreise hervor, den der dunkle Haufe bildete. Vielleicht war er der Tenor, der den Gesang so bündig gehalten; jedenfalls war er der Führer der nächtlichen Schaar, denn wie er jetzt das Auge nach der Höhe des Thurms erhob und auf das Windlicht schalt, dessen bleiche Radien an dem alten Mauerwerk kaum bis zu dem untersten Gitterloch reichten, traten die Andern schweigend im Halbkreis zurück. „Vielleicht wacht er und hört uns!" sagte Robert Emmett — so nennen wir den jungen Mann, und so nennt ihn auch die Geschichte. — „Wie er uns Allen ein Muster war in jenem Muth, der alle Lebensgüter in die Schanze schlägt, so bleibe sein Bild und sein Geist unter uns lebendig, als stände er noch an der Spitze eines großen Bundes, der Irland erlösen wird aus den Banden der Knechtschaft. Wir wollen hier allnächtlich sein Andenken feiern, bis die große Stunde schlägt, wo die Gräber sich öffnen, die Kerker springen und der Geist des jugendlichen Jahrhunderts auf die Trümmer des alten Lebens seine Fahne

pflanzt. America iſt frei, Frankreich iſt frei, und ſeine Kriegspoſaunen rufen die ſchlafenden Nationen des alten Europa wach; Irland und Polen treten in den Reigen der Freiheitstänze. Wir werden ſiegen, denn wir werden zu ſterben wiſſen; wir werden ſterben, aber die Wahrheit, für die wir ſtritten, wird über unſern Gräbern leben und triumphiren. Drei Tage und drei Nächte brauchte der Herr, um aufzuerſtehen; eine Nation braucht, wenn ſie will, nur eine einzige Nacht, um die Feſſeln der Freiheit und die Bande des Todes von ſich zu ſchütteln!"

Robert Emmet's ſchönes Auge rollte wie ſuchend an den Mauern des Thurmes bis in den ſchwer verhängten Nachthimmel hinauf, im falben Schein des flatternden Windlichts ſchien ſein Haupt zu zittern. Da ſtieß die Dogge hinter ihnen, die unbeachtet im Dunkel gelegen, ihre langen Klagetöne aus, und oben erklang abermals der ſchwache Gegenruf, der hinter den dicken Pfeilern verſtockte.

Während deſſen war der alten Sims herbeigeſchlichen. „Grüß' Euch Gott, meine Herren Studenten," ſagte er mit ſeinem gutmüthigen Lachen, „wieder ein Nachtexercitium gemacht? Soll mir die heilige Bathſeba, wenn es ſo eine gibt im Schooße Gottes, den ewigen Durſt in ihrer Badewanne löſchen, wenn ich nicht glaube, es müßten halt närriſche Zeiten heranrücken. Die Jugend Nachts aus den Federn, mir nichts dir nichts. Ja, wenn es auf die Liebeslauer ginge, aber hier am Schilderhauſe der armen Seelen! Große Brigitte, ſoll mich dein ſeligmachend Feuer rein brennen! war auch Scholar, zog auch ſingend herum in meinen jungen Tagen, aber nur Tages, mit der Currende, die Büchſe in der Hand, um arme Seelen aus dem Fegefeuer zu beten."

„Hier, nimm Alter!" hieß es. „Denk', Du ſeiſt noch Currendeſchüler, nimm und trink' und löſch' Dir die Flamme Deines Fegefeuers, wie Du Dein Sodbrennen ſchilſt."

Man ſchob dem Alten einen großen grünen Windbeutel voll Bergthau unter den Arm, und wie Sims ſeine humane Religion hatte, ſo war auch ſeine Logik nicht ſteril; beſtechen ließ er ſich nicht, durch Geld nicht, aber für Naturallieferungen hatte er ein weites Gewiſſen, und es wäre unrecht geweſen, ihm Engherzigkeit vorzuwerfen.

Die Schwarzmäntel hatten ſich mit dem Hunde beſchäftigt, der wieder ſtill am Boden kauerte. „Haſt Du ihn ſchon gefüttert?" hieß es zum Alten; dieſer bejahte, und ſo machte man ſich zum Aufbruch fertig. Der Wächter gab ihnen auf eine Strecke das Geleit, und wie ſie mit dem Lichte um die nächſte Ecke nach der Kabelſtraße verſchwanden, tönten ihre hellen Kehlen über die Wände herüber. Die Schüler aus dem Trinity-College ſangen das Lied vielleicht mehr inſtinktmäßig als mit vollem Bewußtſein, wie denn in Zeiten aufgeregter Stimmung die ganze Lebensluft ſich mit einem und demſelben Stoffe ſättigt.

Bald wird die Freiheitsſtunde ſchlagen,
Und Erins grüne Fahne weh'n,
Im Oſten muß es blutroth tagen,
Will Irland aus ſich ſelbſt erſteh'n.

Die Töne verklangen nach der Eſſexbrücke, denn auf der andern Seite des Liffei lag und liegt das Collegium der Scholaren. Wie ſie dem Inſtitute näher kamen, ſchlichen ſie leiſe auf Strickleitern über die Mauer, um die verlaſſene Lagerſtätte zu ſuchen. Sie hatten ſchon ſeit mehreren Tagen dieſe nächtlichen Ausflüge mit Glück durchgeführt. In nächſter Nacht blieben ſie aus, und der alte Sims büßte ſeidem ſeinen „Tropfen" ein. Es hieß, die Anführer der Schaar, unter ihnen der junge Emmet, ſäßen „im Mooſe", wie die Studenten des Collegs ihr Carcer, ein feuchtes Kellerloch, zu nennen pflegten, wo ein Liebhaber der Botanik viel Moosarten fand. Es war nichts weniger als ungewöhnlich, daß die Scholaren des Inſtituts politiſche Sympathien laut und begeiſtert zum Ausſpruch brachten, indem ſie dieſem oder jenem Manne des Tages, den ein parlamentariſcher Sieg zum Gott des Augenblicks machte, mit Triumphzügen und Feſtreden huldigten. Hier aber ſchien es eine verſteckte Huldigung, die der verſchwiegenen Nacht anvertraut wurde; ſie galt einem Manne, deſſen Leben den Katakomben des buchſtäblichen Geſetzes oder der Zuchtruthe tyranniſcher Willkür verfallen war. Wo die Jugend entflammt iſt, tritt das Alter kopfſchüttelnd zurück, ein Heldenmuth, der nicht triumphirt, gilt entweder für Leichtſinn oder für Verbrechen. Die Wahrheit muß ſiegen, will ſie Wahrheit ſein. Die Moral in einer Zeit iſt nicht weniger als untrüglich, ſie iſt der hinkende Bote, der ſich der Politik des Jahrhunderts nachſchleift. Werdet frei, aber ſeid glücklich in dem Verſuche, Euch frei zu machen, — und man erklärt die Freiheit für den höchſten Inbegriff aller Güter, aller Tugenden, aller Kräfte des Geiſtes. Mißglückt der Verſuch, ſo weiſt die Moral der Menſchen Euch in der Knechtſchaft eine Fülle von Demuth, Liebe und chriſtlicher Dulderkraft nach. So ſehr geben die Meinungen der Geſchlechter nach dem Erfolge, der Erfolg iſt König, er iſt Gott, in ihm wird die Wahrheit wirklich. Selbſt was Ihr Chri-

ſtenthum nennt, hängt von dem Sinne des Jahrhunderts ab, Heldenthum und Knechtsdemuth finden in ihm ſein Sanctum.

2.

Wir ſteigen die enge Wendeltreppe im runden Thurme von Newgate hinan, hinter deſſen oberſtem Gitterfenſter der Held des Tages haftet. Er hatte noch Licht; eine kleine Nachtlampe glomm wie ein Glühwurm in dem ſchrägen Gemach, wo kaum für Bett und Tiſch ein friedliches Nebeneinander möglich. Scharfe Eiſenhaken, die aus der Wand hervorſtarrten, verengten nicht weniger den Raum als die ſchweren Balken, die vom Geſims herabhingen, die Lebensluft bedrückten. Es iſt das Eigene ſolcher politiſchen Rußſchaalen, daß ſie ſehr niedrig ſind, moraliſch und phyſiſch. Nehmt eine Lerche und ſetzt ſie in den Bauer: ſie ſteigt und ſteigt und ſtößt ſich die Hirnſchaale durch. Nun gibt es auch dann und wann eine Menſchenſeele, die etwas Lerchenhaftes hat, und eine ſolche wird unter enger Balkendecke ihres vergeblichen Thuns recht inne, ſie ſteigt und ſteigt und zerbricht ſich die Gedanken. Seitdem hat man die Redensart von kopfzerbrechender Arbeit. Und das geſchieht nicht allezeit buchſtäblich, es iſt auch figürlich ein böſes Ding. Man lähmt dir deinen Gedankenflug, man macht deine freiheitsluſtige Seele müde und mürbe, man zerbricht dir ſymboliſch die Gehirnſchale deines Denkens. Auf das Gehirn aber influirt die Staatsweisheit wie der perfide Mond, der dich in der Nacht beſchleicht. In den Bleikammern von Venedig, da hatte die Staatsweisheit ſogar die heilige Gottesſonne benutzt, um auf das Gehirn der lerchenhaften Menſchen zu wirken. Aus einem fröhlichen Gemüth, das dem Schöpfer lobſingt und gen Himmel ſteigt in aller Herrlichkeit der freien Liebe, wurde dann oft ſchon ein ſtiller Wurm, der am Boden kriecht und betet.

Nach Gebet ſah es noch nicht aus in der kleinen hermetiſch verſchloſſenen Phiole auf dem runden Thurm von Newgate, wohl aber nach Faſten und Kaſteien; — die ſchmale Pforte — breit iſt das Leben und eng die Pforte zu dieſem Himmelreich — die grauen gepreßten Mauern — Grabeswände — —, und die kleine ſtille Nachtlampe — ſie ſchien das Bewußtſein eines lebendig Verſcharrten. Vor dem dürftigen Licht auf dem Feldtiſch, der kreuzweis wie ein frommer Muſelmann ſeine Arme übereinanderpreßte, lag ein Blättchen Papier, ein angefangener Brief, wie es ſchien, der Schreibende ſelbſt war vom Schlaf überwältigt noch angekleidet auf das Bett zurückgeſunken. Er war ein Herkules von Geſtalt. Die koloſſalen Glieder mit den ſchweren herübergekrempten Reiterſtiefeln reichten weit hinweg über die trümmerhafte Lagerſtätte, die unter ſeinem Gewicht bei jeder Bewegung knarrend zuſammenzubrechen drohte. Die kraftvollen Arme über der Bruſt verſchlungen, die Stirn ſeitwärts an die Wand gelehnt, ſo lag er halb ſitzend, dem widerlichen Geſchäft des Schreibens den Rücken zugewandt. Dieſe nervigen Fäuſte waren nicht für die Federführung, nicht für dieſe Thätigkeit ſchwachgemutheter Jahrzehende. Dieſer Brutuskopf mit den pechſchwarzen Locken, die ſich über die breite olivenfarbige Stirn bis in den braunen Nacken wild hinabſtürzten, war nicht befähigt, hinter Glasſcheiben, geſchweige hinter Gittern und eiſenbeſchlagenen Pforten, dem Leben zuzuſehen und mit ſtillem Denken ihm ſeine Geheimniſſe abzulauſchen. Dieſer Körper gehörte aufs Pferd, in den Lärm der Jagd, in das Getümmel des Kampfes, und der Geiſt, der ſich ſtets ſeinen Körper baut, hätte nach ſeiner Wahl keinen andern Spielraum erzielen können. (D. F. f.)

Reiſebriefe, von A. Weill.

Aus München. (Beſchluß.)

[Studenten, Theater.]

Wundern Sie ſich nicht, daß ich Profanes ſo oft mit Heiligem vermenge, ich ſchrieb dieſe Linien in München und meine Briefe ſollen den Lokalſtempel tragen, das wird am Ende ihr ganzes Verdienſt ſein. Charakteriſtiſch fand ich es für München, daß die Bäcker Seelenzöpfe verkauften, man ſagte mir, es ſei dies eine Art Kuchen zum Andenken der Seelen; wer ſie ißt, thut ihnen für jenſeits einen Gefallen. Dieſe Seelenzöpfe waren ſchlecht wie die Küche Münchens überhaupt, wenigſtens in Gaſthäuſern.

Ich reiſte mit drei baieriſchen Studenten nach München, die von der neueſten Literatur — ich nannte Grabbe und Immermann — ſo viel als mein Stiefelputzer wußten. Ich erſah jedoch bald, daß ſie auch nichts von der ältern wußten. Der Eine war Architekt und bekreuzte ſich, ſo oft die Rede auf Dr. Strauß fiel, der Andere Mathematiker und der Dritte Theologe Glücklicherweiſe werden dieſe eine Ausnahme machen. Namentlich traf ich Rheinbaiern, in denen das neue Blut hoch aufwallt und die alles ſtudirt und geleſen haben.

Abends ging ich ins Theater, wo man Eugen Aram von Rellſtab zum erſten Male gab. Das Haus iſt eins der ſchönſten Deutſchlands und an den Darſtellungen ſieht man gleich, daß der König Kunſtgeſchmack hat und Künſtler iſt. Die Decorationen ſind ſchön und die Zwiſchenacte kurz. Was hat aber Rellſtab da gewollt? Die Worte ſind in dieſem Stück blos Unterlage für die Knalleffecte, von

Poesie kein Zeichen, hingegen Kirchen- und Chorgesang, Pistolen und Harfenklang die Hülle und Fülle, und nun gar der Schluß, wo Herr Rellstab Aram frei sprechen läßt, nachdem er sich selbst 4 Acte hindurch als schuldig erklärte und wie ein Dachs wimmerte. Vom Gelehrten, dem Eugen Bulwer's, übrigens keine Spur; Rellstab dachte, die Zuschauer haben ja alle den Roman gelesen; ich möchte darauf schwören, daß er es als zweites Gesicht betrachtete. Sollte dies aber eine Persiflage auf die Jury sein, so biete ich ihm hier als Franzose meine vollkommene Verachtung, obschon sein Stück, wäre es auch nur der strasburger Jury unterworfen, für schuldig mit erschwerenden circonstances erklärt sein würde.

Das Volk in München ist gut, gefällig und nicht so dumm, als ich sonst gelesen, ich glaube sogar, München ist besser als sein Ruf. Besonders machte ihm Weber einen bösen Namen. Ich fragte einen Handwerker nach Kaulbach — Was soll denn der sein? fragte er. — A Bierbrauer, versetzte ich. — Das aber weis i jetzt nit, erwiederte er, und i kenn' doch alle Bierbrauer. — Hingegen freute es mich, daß ein kleines schönes Mädchen von sieben Jahren mir sehr gut zeigte, wo der Maler Kaulbach wohne. Auch Schwanthaler, Stiglmayer und andere Namen sind sehr populär. Der größte Mann in München jedoch ist der Portier der Pinakothek, er dürfte sich auf Messen zeigen.

Schön ist das Baierland bis Salzburg, noch schöner seine Mädchen; ich kann meine Leser ohne poetische Uebertreibung versichern, daß dieser Ruf gegründet ist, das geringste Bauermädchen ist hier zartgebaut, blaß und lieblich mit schwarzen Augenbrauen. In Rosenheim, Deisendorf und Salzburg sah ich Gesichter, die einem Raphael sitzen dürften. In der Literatur sind diese Geschöpfe hingegen nicht bewandert, sie lesen nichts als die Geschichte der zwölf schlafenden Jungfrauen.

Notiz.

[Johann Nep. Vogl und Ungarn.]

Ungarn soll nach der Aussage der meisten Reisenden ein sehr poetisches Land sein. Auch haben Lenau und Beck, jener durch einzelne Gedichte, dieser durch den ersten Gesang des „fahrenden Poeten" ihre Heimath in die Mode gebracht. Die Kunde davon drang bis zu dem wiener Dichter Johann N. Vogl, der sich sofort entschloß, jenes Land selbst in Augenschein zu nehmen. Und als er dahin kam, siehe, da fand er, daß es daselbst viele Haiden gibt (Haide ist bekanntlich ein poetisch klingendes Wort), außerdem viel kahle Pußten (Steppen), Wälder, Weinberge, dann Zigeuner, Husaren, Kordonisten, Pferdehirten u. s. w., aus denen sich viele, sehr viele Balladen machen lassen; folglich konnte er nicht umhin, dies Alles anzuerkennen, bei Tendler und Schäfer in Wien 1839 ein Bändchen „Klänge und Bilder aus Ungarn" herauszugeben, und dem ungarischen Volke zuzueignen, welches er sehr achtet, denn wie er selbst mit echt wienerischer Naivetät in der Widmung sagt:

„Und wenn je ein Volk zu achten, (?!)
Ist dies Volk der Achtung werth!" —

Ist etwa Vogl so sehr Wiener, um nicht einzusehen, daß etwas Heiliges in einer fremden Nationalität liegt, daß ein fremdes Volk nicht zu den poetischen Gemeingütern gehört, wie Lust und Brust, Herz und Schmerz, Sonne und Wonne? Es ist schwer genug, über ein fremdes Land, nach kurzem Aufenthalt, einige kritische Bemerkungen fallen zu lassen, und Dichter wie Lenau und Beck, die selbst Ungarn sind, haben nur in seltenen Weihestunden gewagt, ihre Heimath zum Thema ihrer Verse zu machen; — aber Vogl ist bald mit seiner Aufgabe fertig. Er faßt das Wesen Ungarns ganz richtig auf, indem er sein Klima schildert. Er sagt von der Haide:

Braune Haide, braune Haide,
Und der Himmel trüb und grau,
Keine andre Augenweide,
Nicht ein Fleckchen grün und blau.

Ich glaube, jedes ungarische Bauernkind würde etwas Treffenderes sagen. Ergötzlich sind seine Zigeunerlieder. Er läßt die Zigeuner eben so sentimental wie wiener Leierkästner auf dem Friedhof wimmern. Lenau hat Schilflieder gedichtet; Vogl's Gedicht S. 47 heißt auch Schilflied, spricht von Schilf und Halm und Stroh, ist also gewiß auch schön. Beck hat im „fahrenden Poeten" einen ungarischen Nationaltanz gemalt, eben so Vogl S. 78. Er spricht auch von Sporen, Schnurrbart und Musik, und erzählt:

Seht, da schleudert seine Beine plötzlich vorwärts der Geselle
Bald das rechte, bald das linke, mit bewund'rungswürd'ger Schnelle.

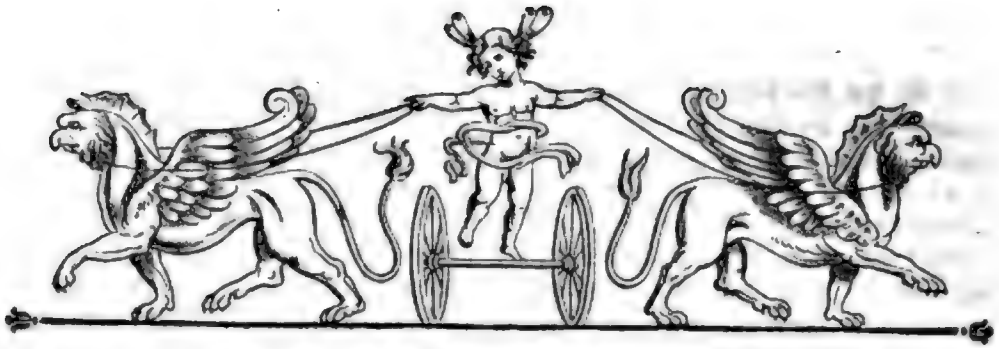
Am ergötzlichsten aber ist S. 23 die Beschreibung eines ungarischen Rosses:

Schweif und Mähne hoch im Fluge, schmal der Fuß und stark der Rücken,
Kurz, ein Fuchs, der eines jeden Reiters Auge muß entzücken.

Abgesehen davon, daß der wiener Dichter das Wesen Ungarns in den gewöhnlichsten Aeußerlichkeiten, in den Zischmen (Schnürstiefeln), Schnurrbärten, Gatjen (Unterhosen), Sporen u. s. w. sucht, so schildert er selbst diese Aeußerlichkeiten auf die trockenste, nichtssagendste Weise, und verbindet die Haiden und Waldbilder mit den trivialsten, sentimentalen Endresserionen. Durch ungeschlachte Verse glaubt er die wilde Natur Ungarns wiederzugeben, die Verse sind aber nur ungeschlacht, weil Vogl andere nicht schreiben zu können scheint. — Daß Vogl Dichtertalent besitzt, hat er in diesem Bändchen nur durch ein einziges Gedicht bewiesen: „Abendläuten", S. 55, ein schönes Lied, das jedoch eben so gut in Wien, wie in Ungarn entstehen konnte. — Wenn Vogl nicht seine Ansichten ändert, so sind wohl andere Völker auch nicht vor seinen Klängen sicher; denn er scheint die Länder der östr. Monarchie auch poetisch als Provinzen zu betrachten. Kann sie jeder wiener Beamte verwalten, so muß sie auch jeder wiener Dichter verarbeiten können!

—f—.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 243. — den 12. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht.

(Fortsetzung.)

Mit versagter Freiheit, abgeschnitten von dem Zusammenhange des Lebens, saß hier ein Simson, dem die Hinterlist das Haar geraubt. Der allmächtige Pitt und der Lord Statthalter von Irland hatten vielleicht nur wenig von der Kunst Delila's, aber Archibald Hamilton Rowan, — so war der Name des Mannes im Kerker von Newgate, — glich gar wohl dem gezähmten, mähnelosen Löwen von Israel. Wenn er den Blick aufschlug und mit den flammenden Blitzen des südlich dunklen Auges in den vier Winkeln der engen Nußschale seines Gemaches herumfuhr, so verstand man die Ohnmacht der gezähmten Wildheit, die sich von den Ränken der kleinen Fabelmaus im Netz gefangen sieht. Der moderne Gott, der die Klugheit zur Königin der Welt machte, hat zugleich alle Löwen in Fesseln geworfen, wenn sie nicht willig sich an die Deichsel ihres Triumphwagens fügten. Dieser stolze Nacken des Mannes sollte nun durch die langsame Gewalt des Kerkers biegsam, diese Arme durch Unthätigkeit schlaff, diese Commandostimme zwischen engen Wänden matt und hohl werden. Der Zorn hierüber lag wie drohende Gewitterwolken auf dem Angesicht des Schläfers, diese Muskeln ruhten nur widerwillig, nur wie zum Trotz hatten sich die schwarzbuschigen Brauen, des langen Wachens überdrüssig, gesenkt, die Lippen hingen schwer übereinander und gewaltsam zusammengepreßt, wie die verschlungenen Arme. Um die Stirn wand sich schräg ein schmalgelegtes grünseidnes Band, das eine Verletzung am Kopfe schirmen mochte. Auf dem ärmlichen Tische neben dem offenen Brief lag eine schwere goldene Halskette, ein großer altmodischer Wapenring und eine Busennadel, deren Demant im Schein des Nachtlichts die Farben des Regenbogens strahlte.

Wie der Ruhende jetzt seine Stellung wechselt und auf die andere Seite sich wendet, scheint ihn das Bedürfniß der Natur zu überwältigen; der Athem seiner Lippen verräth es. Die kleine Nachtflamme knistert auf wie Abschied nehmend, und wir blicken hastig in die Zeilen, welche die unsichere Hand des Gefangenen etwas wild hinwarf.

„Meine theure Schwester.

„Endlich hat man mir Tinte und Feder bewilligt, und ich kann Dich und die Deinen grüßen. Mein Gruß klingt zwischen den Wänden hier wie ein dumpfes Lebewohl. Ich habe kein Mädchen, das mich liebt, keine Freunde, die mich retten, obschon sie mich lieben, habe kein Vaterland, das frei ist, weiß nicht, ob Gott mich hört, habe Niemanden als nur Dich, Schwesterherz meiner Seele, und so höre denn meinen Schrei! Ich bin unschuldig gefangen, habe keinen Theil an dem Hochverrath, den man erdichtet, erkläre die Jury, die mich verdammte, für feil und von unsern Tyrannen in England bestochen. Von jenem Priester Jackson, der sich an mich drängte, weiß ich nicht genau, soll ich ihn für

den Betrogenen oder für den Betrüger halten; vielleicht iſt er Beides, vielleicht hat ihn dies Gemiſch von Abſicht und Fahrloſigkeit ſo verwirrt, daß er gegen mich auftrat. Mir iſt der Menſch ein Räthſel, und nicht blos der Menſch, nein, die ganze Creatur, die ſich Menſch nennt, dies zweizinkige Gabelthier, das ſich an die Tafel des Lebens ſetzt und iſſt und trinkt und lacht und gutes Muths iſt, während es im Verborgenen doch allerlei ſchnöde Ränke ſpinnt. Lieber Himmel, ich werde mit verworren, weil mich die Leute in ihren Strudel hineinziehen. Du weißt, Du mein Juwel von Schweſterliebe, — als Bube konnt' ich nie verſitzten Zwirn entknöten, ich zerriß das gordiſche Ding, obſchon ich kein Alexander war. So geht es mir wieder, mein Liebling. Das Gewebe liegt vor mir, ich weiß nur nicht, wo anfaſſen, um es mit einem raſchen Griff zu trennen. Höre mich an, mein Kleinod, und habe Geduld. Du weißt, daß die Geſellſchaft der „Vereinigten Irländer" mich zu ihrem Secretär ernannte. Nicht, weil ich mit der Feder umzugehen wußte, Gott ſei's geklagt, ſondern weil einer da ſein mußte in Dublin, der den böſen Leumund, wenn er gegen unſere Zwecke ſein Haupt erhob, mit derber Fauſt Lügen ſtrafte. Ich ſchrieb Zeit meines Lebens nur mit Reitpeitſche und Degen, wo ich etwas erkräftigen ſollte. Mitglied der Geſellſchaft war ich über Jahr und Tag. Sie hat ihre Arme über die ganze Inſel, ja in England und Schottland zählen wir Schaaren von Brüdern, die in Liebe und Eintracht daſſelbe wollen. Was wir wollen, iſt vor Gott und Menſchen unſträflich. Wir wollen einen freien Handel für unſer Land, wir wollen, daß der katholiſche Bruder nicht ferner Sklav ſei, wir wollen eine Reform unſeres Parlaments, das meiſt aus Creaturen der Krone von Altengland beſteht. Ich erlaube mir, es dem großen Sir William Pitt mit der Degenſpitze an die Stirn zu ſchreiben, daß wir gute Zwecke haben, erlaube mir, ihm in ſein weiſes Angeſicht zu huſten, wenn er meint, unſere Zuſammenkünfte ſeien ungeſetzlich. Wo iſt die vielgerühmte Freiheit Altenglands, wenn ſeine Bürger nicht zuſammentreten können zu ungebundenen Vereinen, um ſich über das Wohl und Wehe des Landes zu berathen? Und was die Colonien von Oſtindien dürfen, ſollte unſer grünes Eiland, das doch der Mutter näher am Herzen liegen müßte, nicht thun? Auch wähnt man nicht, man könne uns die Ungeſetzlichkeit unſeres Thuns nachrechnen, man geht damit um, uns geheimere Zwecke unterzuſchieben, eine Verbindung mit der Republik Frankreich, eine Luſt, frei zu ſein wie America und das Land, wo der rothe Hahn der Freiheit aus dem Dache der alten Bourbonen herausſchlug, daß Gott erbarm'! Ihr Herren von der hohen Staatsweisheit! man wolle uns nicht zum Aeußerſten treiben! Noch wußten wir nichts von ſolchem Hochverrath, wir dachten nur an die Ausbeſſerung unſerer einzelnen Schäden, ſuchten das alte Kleid zu flicken nach Möglichkeit und beſtem Wunſch. Aber der Wunſch der Machthaber war, wir möchten ſtraucheln und verbrecheriſch befunden werden. Es ward ihnen nicht ſchwer. Es gab in unſerer Geſellſchaft einige Enthuſiaſten für weiland Robespierre, es gab Einige, welche den jetzigen Zuſtand der Republik Frankreich unter dem Directorium für die herrlichſte Form des modernen Staatslebens halten, wie denn jetzt Tauſende in allen Ländern der Welt ſolcher Anſicht ſind, wie denn der große Fox in London, das Wunder und der Glanz des Vaterlandes, vor dem ich mein Haupt beuge von nun an bis in alle Ewigkeit, ebenfalls den Sturz der Bourbonen für den Beginn einer neuen Ordnung der Dinge in der großen Geſchichte der Menſchheit hält. Ich weiß nicht, was daran gut und heilſam und für alle Welt gültig iſt, ich weiß nur, daß man der leidenden Menſchheit in unſerm eigenen Volke aufhelfen muß, und wär's mit Hand und Hebebaum, falls Wort und ſchnörkelnde Redekunſt nicht ausreicht. Es gab einige übertriebene Kerle unter uns, und die Radicalen in Belfaſt feierten den Jahrestag der Erſtürmung der Baſtille, ſteckten die Fahnen von America, Frankreich und Polen auf, und zogen triumphirend wie zur Proceſſion für die Göttin der Freiheit durch die Straßen der Stadt. Dann waren einige Unordnungen zu ſtrafen, aber die Geſellſchaft der „Vereinigten Irländer" hatte keinen geſammten Theil daran, wir zumal in Dublin hielten uns ſtill. Da ſchleicht ein engliſcher Prieſterrock heran, jener Jackſon, der aus Paris kommt und ſich zu unſerm Vereine drängt. Er wurmt im Lande herum, wie ein langſames Unglück, und rückt endlich bei unſerm Comité mit Briefen vom franzöſiſchen Directorium heraus, das uns hülfreiche Hand bietet, falls wir uns für ein unabhängiges Volk erklärten. Ich hatte deſſen kein Hehl und ſchrieb als Secretär der „Vereinigten Irländer", wir müßten uns ſelbſt zu helfen ſuchen, ein fremdes Volk wiſſe nicht, wo uns der Schuh drücke; wir dankten vorläufig für ſo viel Antheil. Da faßt man den Menſchen ab und ſtellt ihn vor Gericht. Um ſich zu retten, weil er auf den Beiſtand unſers Bundes hofft, gibt er ſich die Miene eines geheim Beauftragten; man ſteckt mich ein und eine falſche Jury erklärt mich für ſchuldig an ſeinem

Verrath. Nun ſitz' ich hier, Du mein liebes Schweſterherz, und ſoll zwei Jahre hier ſitzen, ſchier zum Sterben. Gott's Wunder! mir iſt, als hätt' ich eine brennende Kartoffel im Gehirn, wenn ich bedenke, daß ich hier ſitze, und hier ſitze, um dies zu bedenken. Gebt mir einen Wald auszuroden und ich will ihn lichten, daß man einen Zwirnsfaden durchſchimmern ſieht; ſetzt mich auf den Rieſendamm an unſerer Küſte, oder aufs Cap Clear mit Stiefeln und Sporen, und ſagt, ich ſolle den wilden Felſen zahm reiten, oder ſo lange auf ihm ſitzen und brüten, bis Moos unter mir wächſt: aber hier, in dieſem Raſenquetſcher von Sarg, kann ich nur Gott bitten, meinen Schädel nicht ſo hart und feſt ſein zu laſſen, als die Querbalken hier, oder als die ſteile blaſſe Stirn jenes Caſtlereagh, der mich und Irland ins Verderben zieht."

„Sie haben mich jetzt zwei Stock höher in den runden Thurm geführt, ſeither ſaß ich in dem Flügel über dem Hauptportal, hatte dort zwei Zimmer, wie ein Cavalier ſie juſt braucht, und tafelte nicht ſchlecht auf Staatskoſten. Aber ich prügelte die Gefangenwärter, zwei bleiche Schufte aus England, mit langen ſteifen Geſichtern und animaliſcher Kinnladenform. Ich ſchlug ſie in ihr ſchlechtes Geſicht, weil ſie meinen Hund unmenſchlich behandelten. Nun haben ſie mir auch dieſe Creatur genommen, und mich höher befördert. Ich wohne dem Himmel näher und der Hoffnung ferner. Adieu, Schweſterherz, Du meines Herzens Karneol, Petſchaft und Liebesſiegel, ſchlaf wohl und kümmere Dich nicht. Dein grünes Tuch, das Du mir um den Nacken ſchlangſt, deckt jetzt meine Schläfe. Als ich nach dem Schurken von Hallunken ſchlug, ſtieß ich mir ſelbſt eine Wunde. Hier oben iſt's eng und ſchmal, ich könnte kaum ausholen, nähm ich auch den alten Feldtiſch als einen guten Schilleleh, als einen guten Prügel zur Hand und ſchlüge damit nach dem Thron des Hauſes Hannover. Lieber Gott! da heult die Dogge wieder, und die Studenten vom Trinity-College ſtehen unten am Thurm und ſingen mir ein Liebeslied. Ruhig, Neufundland! Geduldet Euch, Kinder der Weisheit, geht ins Federbett, Irland ſchläft — und das alte Einhorn im Wapen von England ſtößt ihm heimtückiſch das ſchlafende Auge aus. — Aber wenn" —

Die Flamme des Nachtlichtes flackerte noch einmal hell auf und erloſch dann ziſchend. Es war ſtill in der Klauſe des gezwungenen Eremiten, man hörte nur den Athemzug des Schläfers. Von Zeit zu Zeit erſcholl der Ruf des Wächters von unten auf oder der Schritt des Dragoners, der im Gange Wache hielt.

Durch die runden bleibelegten Scheiben des Gitterfenſters brach allmälig der Vorbote des jungen Morgenlichtes und wie ſein erſter Strahl über Archibald Rowan's Antlitz zitterte, ſchien ein lichtes Traumbild ſeine Sinne zu beſchäftigen; ein verſtecktes Lächeln ſpielte um ſeine gepreßten Lippen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſebriefe, von A. Weill.

Aus dem Elſaß.

[Erinnerungen, eine Sage vom Dr. Fauſt.]

Es gibt ein Daguerreotyp, das alle andere übertrifft, die Seele nämlich. Dieſe beſchränkt ſich nicht auf das Gegenwärtige, das ihr vorgeſtellt wird, ſondern ſie daguerreotypiſirt auch die Vergangenheit, ſie erweckt Erinnerungen, jene Briefboten der vergangenen und zukünftigen Welt. Alles hienieden iſt ja blos Erinnerung, die Liebe iſt die Erinnerung des vormaligen Lebens, ehe der Körper ſich zur Seele geſellte, und die Hindeutung auf ein zukünftiges, ſie iſt der Uebergang vom Tode zum Leben, vom Leben zum Tode, und wiederum zu einem neuen Leben. Darum iſt auch jeder Liebende ein Poet; darum iſt auch jeder Liebende gläubig. Der wahre Poet aber, der im Leben ſelbſt ein zweites Leben lebt, iſt Poet, auch wenn er nicht liebt, ſeine Liebe iſt nur das Holz für ſein poetiſches Feuer, das Wort ſein Rauch; wenn er poetiſch liebt, brennt er Weihrauchwurzel und der Rauch wird zum wohlriechenden Dunſt, aber er muß nicht lieben, die Liebe iſt ihm wie jede andere Regung der Seele, wie der Haß, die Freundſchaft, die Liſt, die Beſcheidenheit, er kennt ſie und malt ſie mit freien Zügen, er weiß, wie er lieben würde, wenn er liebte und das eben unterſcheidet den dramatiſchen Dichter vom lyriſchen, jener ſteht über, dieſer unter der Liebe, jener beherrſcht ſie, dieſer wird von ihr beherrſcht. —

Auch ich ward ein Poet, als ich wieder die heimathlichen Grenzen betrat; auch ich fühlte tauſend Erinnerungen, die wie kleine Lichter vor mir hertanzten und mir die Wege der Kindheit beleuchteten. Da ſah ich Bäume, Blumen, Blätter, die ich ſchon längſt kannte, ſie waren noch jung, ich nicht mehr. Da rauſchten die alten Lieder wieder in meiner Bruſt, und die Thränen, die ich vergeß, als ich baarfuß die Steige bei Zabern hinaufwallte, eine Drehorgel in der Hand und zwei Hemden auf dem Rücken. Da grüßte ich den alten verſtümmelten Bettler, der in vierzehn Jahren nicht um einen Tag älter geworden zu ſein ſchien, und die Bäume, unter deren Schatten ich ſaß, mit dem Finger auf einen Thurm im weiten Dorfe zeigend, indem ich dachte: dort weilt ſie. Alles dies ſah und hörte ich wieder, aber ich konnte nicht mehr weinen. Glücklich derjenige, der im Unglück weinen kann! Wer, wie ich, an kein Unglück glaubt

und keine Thräne dafür hat, der ist wahrhaft unglücklich. — Ich lachte mich aus, und im Auslachen fühlte ich erst mein Unglück, meinen verfehlten Zweck des Lebens. Mit Jugend, Kraft, Gesang und Vertrauen zog ich ärmlich aus, ich kam im Verhältniß reich zurück, aber es fehlt der Glaube, das Vertrauen, das Bewußtsein und der Zweck, es fehlt der Gesang und die Musik der Seele, denn die Saiten sind verstimmt; — nur etwas Hitze: und sie springen.

Und sie sprangen! Ein schönes Mädchen, eine schlanke Elsasserin versuchte es, sie mit ihren zarten Fingern wieder zusammenzuknüpfen, aber es gelang ihr nur halb, kaum ließ sie ihre Hand ab, so sprangen sie aufs neue; nur die dicke Brummsaite blieb ganz, und daran erkannte ich, daß ich ein Elsasser, folglich ein Deutscher sei.

Und als ich den Münster, den alten Recken, grüßte, lachte er mir ins Gesicht und schüttelte einige Raben von seinem Haupte, die sich auf den Telegraphen der neuen Zeit setzen wollten. — Dieser aber gab mit seinen Flügeln der Luft Ohrfeigen und kündigte die Ruhe aus Paris an. — Die Raben flogen über den Rhein.

Dort soll einmal der Faust in den Lüften geschwebt haben. Die Postmeisterin von Hirt, eine Schönheit von Häßlichkeit, erzählte mir's auf echt elsässisch, da klangen die heimathlichen Töne wieder ins Ohr, da ohnedies der Sauhirt gerade ins Horn blies und mein Nachbar, den ich einst mit einem blinden Pferde betrog, hundert Kreizhagel-Donnerwetter über die Kalbe*) losließ.

Ja der Doctor Faust, dem wurde eine schöne Nase gedreht, sagte die Posthalterin. Der fuhr einmal mit dem Teufel in den Lüften herum, da sah er unter sich und sah einen alten Hut auf einem Meere schwimmen. Sieh einmal, sagte er zu seinem Begleiter, was dort drunten so hin und her wackelt wie ein alter Hut. Ei, das ist ja der Erdkloß, erwiederte der Teufel, den siehst Du für einen alten Hut an. Ha ha ha, dachte der Doctor Faust, ach käme ein Maidele, schlank wie eine Tanne, von lauter Milch und Blut, der verspreche ich den ganzen Erdkloß für eine Nacht und wenn sie aufwacht, so hat sie nur einen alten Hut. — Da lachte der Teufel und verlor das Gleichgewicht mit dem Doctor, dieser fiel und brach schier Hals und Beine in dem Hofe des Maideleins, denn der alte Hut hatte schroffe Ecken, die so groß wie Felsen waren, und das Maidele hatte Erbarmen, pflegte ihn, heilte ihn, ja liebte ihn, und Doctor Faust, gerührt von ihrer Frömmigkeit und von Reue gequält, ging ins Kloster, aber sein Hals blieb krumm und sein Bein hinkte wie das des Teufels. Deswegen auch sagt man im Elsaß von demjenigen, der den Hals krumm trägt, er sei auf einen alten Hut gefallen. — Das ist die Geschichte des Doctor Faust und eines alten Huts.

Es liegt eine tiefe Bedeutung in dieser Sage. Wie oft glaubt so ein schön's schlank's Maidele den Erdgeist geheirathet zu haben, und wenn sie des Morgens nach der Brautnacht erwacht, hat sie einen alten Hut. Ich hätte diese Posthalterin küssen mögen, so viel Vergnügen verursachte mir ihre Sage, und um mich an ihr zu rächen, küßte ich ihre Tochter, die an demselben Tage wie ich zur Welt kam und alle Tage in die Kirche geht. — Wie verschieden sind deine Wege, o Natur, der Eine geht in die Kirche und der Andere bleibt zu Haus! —

(Der Beschluß folgt.)

*) Im Elsaß ist alles Schlechte ein Kalb. Ein schlechtes Roß, ein Betrüger, ein Spieler, kurz alles Negative, die Minister sind in Straßburg verfluchte Kalbe.

Notizen.

[Schwedische Novellen, übers. von Eichel.]

Das deutsche Publicum verdankt Hrn. Eichel die Bekanntschaft mit einer Reihe schwedischer Novellen, die der Feder einer Dame aus der höheren Gesellschaftswelt in Stockholm angehören. Wir erinnern uns nicht, daß irgendwo eine weitere Vermuthung über die Verfasserin der Cousinen, der Freunde, der Frauen u. s. w. ausgesprochen wäre. Kürzlich hat C. Eichel zwei neue Romane von derselben Autorschaft übersetzt: „Axel", in 3 Bdchn., und „Täuschungen", 2 Bde. (Leipzig, Kollmann). Was uns bei diesen Gesellschaftsromanen aus der Welt des hohen Nordens beschäftigt, ist das Gemisch von echt germanisch gebliebenen Elementen und allgemein französischer Tourniere, das sich auf dem dortigen Terrain kenntlich macht. Was Comfort ist am Zuschnitt des nordischen socialen Lebens, hat den Anstrich von jener Weltbildung, die man nicht mehr national nennen kann, während die Stimme des Gemüthes, die sich durch die Satzung und das Herkommen Bahn bricht, germanischen Klang hat. Dieser Widerstreit, der uns reizt und fesselt, tritt uns besonders aus den in Briefform geschriebenen „Täuschungen" entgegen.

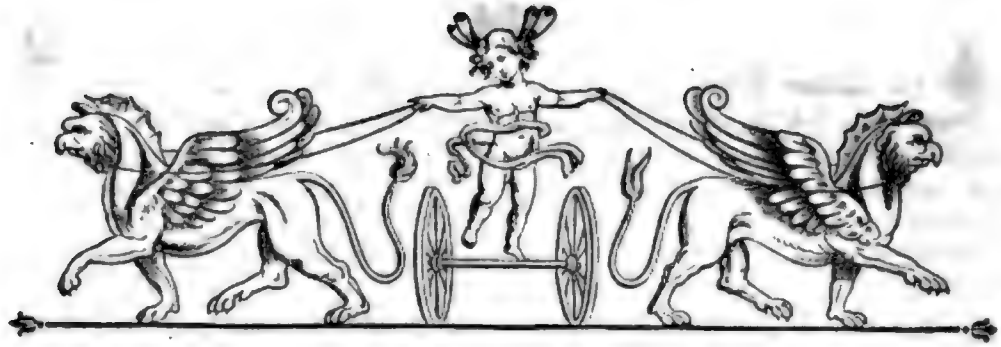
[Baierns Diplomatie.]

Baiern hat in den letzten Wochen seinen Gesandten in Berlin, Grafen Luxburg, in Paris, Grafen Jenison Wallworth, in Petersburg, Grafen Lerchenfeld, und den Legationsrath Freiherrn v. Berger in Wien, sämmtlich abberufen. Letzterer geht als Geschäftsträger nach Dresden, Berlin erwartet den Freiherrn von Fahnenberg als Geschäftsträger, Graf Jenison Wallworth war persönlich mit Ludwig Philipp befreundet. — Was geht vor am politischen Horizonte Baierns? —

[Der Verf. der Pentarchie.]

Wir hatten früher der Vermuthung Gehör gegeben, daß der großherzoglich mecklenburgische Consul in Wien, von Schrödter, Verfasser der Pentarchie sei. (Das Manuscript der Schrift circulirte eine Weile in Leipzig, ehe sich ein Verleger dafür fand.) Jetzt schreibt ein Korrespondent aus Darmstadt in der Leipziger Allg. Zeitung, der russische Gesandte daselbst, Baron v. Brunnow, ein Bruder des Mitarbeiters an der Abendzeitung, sei der Verfasser.

Leipzig, Druck von J. J. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 244. — den 13. December 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht.

(Fortsetzung.)

3.

Um wenige Stunden später, die Sonne stand noch nicht allzu hoch, drängte sich ein buntes Menschengewirr nach dem Hauptportale des Gefängnisses. An den Pfeilern des Einganges standen die beiden Constables mit den dünnen weißen Stäben und mit den schweren Allongenperrücken, die so breit aufgekräuselt waren, daß jeder Einpassirende sie streifte und eine Wolke von Staub nach sich zog. In dem innern Gange stand Bürgermiliz, vorn auf jedem Vorsprunge der Treppe schulterte ein englischer Rothrock das Gewehr, auf dem Platze selbst hielten Dragoner zu Pferde. Zwischen Allen aber hindurch wogte unaufhaltsam das Gewühl der Menge, das schmuzige Gewürm der untersten Erdgeschosse, der allezeit feiernde Müßiggang der Gassen, die lustige, halb trunkene Verzweiflung der Armuth, nackte Jugend und zerlumptes Alter. Von der Essexbrücke her zogen noch immer neue Schaaren die Kabelstraße hinunter, und doch war die enge Gasse, die von dort nach Newgate führte, dicht verstopft, der Platz faßte Niemand mehr, und die einzelnen Wagen und Reiter fanden nur mühsam bis zum Gebäude Schritt vor Schritt den ohne Absicht streitig gemachten Zugang. Hier schaffte sich eine Equipage mit dem Regierungswapen und der Livree des Vicekönigs Bahn, vor und hinter ihr schlug aber schnell die Woge des lärmenden Haufens wieder zusammen und verschüttete den kaum gebahnten Pfad. Dort verließ ein Mann mit ehrwürdiger Wolkenperrücke, und in der Robe des königlichen Gerichtshofes seinen unbrauchbaren Staatswagen und suchte, im Vertrauen auf sein Costüm, persönlich die Menge zu durchbrechen. Manchem gelang es, wenn der Mann darnach war, seinen Zuruf durch kräftige Armbewegung zu unterstützen, selten aber kam Jemand ungefährdet und in ungestörtem Costüm ans Ziel, bis zur Treppe, wo der Constable mit dem weißen Stabe ihm mit mehr Glück Raum verschaffte. So wenig der Pöbel von Dublin boshaft ist, so zutraulich ist er doch, erkennt alle Welt für Seinesgleichen, und drückt Jedem, dem er wohlwill, gutmüthig lachend die Hand, unbekümmert um die Verwüstung, die seine fünf Finger auf dem weißen Glacéehandschuh anrichten. Der Zorn aber, der unter einer verschobenen Allongenperrücke hervorbricht, ist ihm nie furchtbar, sondern stimmt ihn lustig, und dem Dragoner, der das blanke Schwert nicht unnütz in der freien Luft halten wollte, würde er rasch in die Zügel greifen und ihn lachend bedeuten, er stehe hier im Namen des Königs, aber der König habe ein Scepter, und keinen Schilleleh, keinen Prügel, geschweige einen blanken Säbel in der Hand. Auch machten die militärischen Machthaber, die nur wie Inseln mit Kaskett und Bärmütze aus dem Strudel des Volks hervorragten, wenig Miene, mit der lärmenden Menge in unfreundlichen Verkehr zu treten, sei's, daß sie richtig calculirten, gegen hundert eisenbe-

schlagene Prügel sei ein einzelner Degen ein gar gebrechliches Waffending, sei's, daß sie sich hier ganz gemüthlich unter Brüdern fühlten, und unter dem rothen Rock des Königs von England ein eben so irländisch Herz schlug, als unter den Lumpen, die vor Gott und Menschen kaum die Blöße deckten.

Es war heute keine bevorzugte Veranlassung, so tumultuarisch auf den Beinen zu sein; bei jedem Leichenzuge, der einem bekannten Namen gilt, bei jeder Wahl eines Parlamentsmitgliedes, bei jeder Procession irgend eines Heiligen, tummelt sich derselbe Bienenschwarm durch die Straßen Dublins, lacht dasselbe Volk mit lustigen Augen, wenn auch mit hungrigen Backen dem Himmel ins Angesicht, und tobt und lärmt, aber läßt Gott einen guten Mann sein, falls er ihm nur ein Paar Tropfen „Bergthau" und nassen „Seelentrost" spendet.

Heute war die Jury in Newgate versammelt, um über jenen Jackson, der hochverrätherischer Verbindungen mit dem Feinde des Vaterlandes angeklagt war, ihr Votum abzugeben. Die ganze Angelegenheit war zu sehr Cabinetssache, als daß die untern Classen des irländischen Volkes ihr viel Antheil geschenkt hätten, die Regierung verhandelte sie öffentlich, weil einmal die Formen und der Gang der Gerichtsbarkeit den offenen Augen des Tages in allen Dingen vorliegen mußten; sonst aber schienen die Interessen und Intriguen hier so versteckt, daß ein Gutachten des Volkes nicht füglich bis auf den Grund hinunterreichte. Die Verzögerung im Abschluß der Untersuchungen war erklärlich. Jackson's Zusammenhang mit feindlichen Bestrebungen des Auslandes blieb erwiesen, man hatte Briefe vom französischen Directorium an die Gesellschaft der „Vereinigten Irländer" unter seinen Papieren gefunden, und Frankreich bot offenbar dem Vereine die Hand zur Hülfe. Es schien nur unglaublich, daß ein englischer Unterthan, zumal ein Priester der herrschenden Landeskirche, ohne alle diesseitige Aufforderung sich der fremden Regierung als geheimer Botschafter angeboten; zugleich war dem juristischen Verstande hier eine Fundgrube des Calcüls eröffnet, um auszumitteln, wie weit vielleicht in der Gesellschaft der „Vereinigten Irländer" selbst der Plan gereift war, sich dem revolutionairen Frankreich in die Arme zu werfen. Daß es Wunsch vieler Tausenden war, schien glaublich; lief doch die Freiheitsluft wie ein magnetischer Funke durch die galvanisch erfaßte Kette der europäischen Völker, und durchzuckte die fernsten Entspitzen des ablaufenden Jahrhunderts. Es fragte sich nur, wie weit Jackson benutzt werden konnte, um jenen Volksverein nach dem Buchstaben des Gesetzes als staatsgefährlich zu bezeichnen. Jackson hatte sich mehrmals in seinen Aussagen widersprochen. Anfangs hielt er es für ersprießlich, sich auf den Bund zu stützen und den Anschein zu erwecken, von der Gesellschaft insgeheim an Frankreich beordert zu sein, während aus seinen Briefschaften nur umgekehrt seine Sendung von jenseits klar wurde. Er hielt ohne Zweifel den Bund für so mächtig, um mit Zuversicht auf seinen Schutz bauen zu können. Seitdem aber der Secretair des Vereins, der eingeständig gewesen, mit Jackson vor dessen Abreise nach Paris eine zufällige und gleichgültige Unterredung gehabt zu haben, auf Grund dieses Verdachtes von der Jury für schuldig befunden war, nahm der Enttäuschte seine Aussage zurück, und sollte nun in letzter öffentlicher Sitzung noch einmal Rede stehen über seine frühern und spätern Mittheilungen. Dies war der Stand der Sache. Er für sein Theil war unrettbar verfallen; es kam nur noch darauf an, wie weit die Gesellschaft der „Vereinigten Irländer" eines Antheils an hochverrätherischen Plänen bezüchtigt werden konnte.

Die Constables an der Pforte von Newgate wiesen jetzt bestimmter jeden neuen Eindringling zurück, der innere Saal, wo sich die Richter versammeln sollten, schien gefüllt, nur diese selbst fehlten noch. Endlich arbeitete sich die inhaltsschwere Staatscarosse, mit der großen königlichen Krone auf dem Deckel, von der Kabelstraße langsam durch die Menge, die nur Schritt für Schritt Raum gab. Die großen Glasscheiben mit der goldenen Blätterverzierung vergönnten den Einblick ins Innere, wo die schwarzen Roben mit den weißen Häuptern gedrängt saßen. Während noch die Dragoner den nächsten Platz vor der Treppe frei machten, sprang eine Gestalt behende aus einem Tragsessel, der so eben Gefahr lief, aufs neue von dem Strudel der Menge erfaßt zu werden. Der Mann stieg eilig die Stufen hinan. Oben blieb er stehen, ein Diener nahm ihm den Mantel ab und reichte ihm den Hut. Er war in Civiltracht, fein gepudert, geschmackvoll costumirt, in seidenen Strümpfen, mit Schnallenschuhen, ein Galanteriedegen, dessen Eleganz auf wenig Brauchbarkeit schließen ließ, vollendete das Standesmäßige des Anzuges. Er schien die Richter zu erwarten, deren Carosse jetzt über den Platz herüberwankte. Der helle Blick seines scharfen Auges flog über das lärmende Volk, das sich mit seltsamen Geberden um den Wagen schaarte. Es war das feinste, zugleich auch das edelste Advocatengesicht, das Irland damals aufzuweisen hatte. Diese

römisch gebogene und gleichwohl spitz zulaufen Nase, dies ebenfalls wie ein Instrument des Forschens vorgestreckte Kinn waren dem Phr-nologen genügend, um die Functionen des Mannes und seine Stellung zur Welt zu errathen. Merkwürdig in diesem berühmten Antlitz waren die scharfen Linien, die an den Mundwinkeln herunterliefen; es waren die Falten, die der Sarkasmus und die Erbitterung schlägt. In leidenschaftlichen Momenten zogen sich die dünnen, aber schön geschnittenen Lippen fast hinter diese Falten zurück, und die Gewalt der Aufregung verwandelte das sonst ruhig lauschende Mienenspiel in ein schreckenvolles, zermalmendes Feuerwerk, aus dem der Zorn seine tödtlichen Raqueten wirft. Nach alle dem konnte man die Physiognomie des Mannes, zumal wenn man die stark hervortretenden Untertheile beachtete, noch eine englische nennen, wenn nicht über den hell leuchtenden Augen eine eigenthümliche Schwere, die in den starken Lidern und den buschigen Brauen lag, den Irländer verrieth, der den verhaltenen Schmerz über eine schnöde Zurücksetzung seiner Ehre vergeblich in geschmeidige Worte des Witzes und Spottes zu kleiden sucht. Dieser schmerzliche Zug, der wie eine Wolke des Trübsinns über den Augen hing, stand in offenbarem Widerspruch mit dem sonstigen Mienenspiel des Mannes, in welchem sich außerdem nur Scharfsinn, kluge Berechnung und eine unerschöpfliche Keckheit des erfinderischen Verstandes aussprach.

Es währte nicht lange, so zog der Mann die Blicke der Menge auf sich. „Straf' mich Gott, das ist Henry Grattan!" flüsterte ganz scheu ein Nebenstehender und zog mit ehrerbietigem Kopfnicken den Hut, „Henry Grattan, die Blume der Beredtsamkeit, die Zunge von Irland!" — „Soll mich der lebendige Tod gleich dreimal holen, es ist Curran!" schrie laut ein Anderer und streckte die Hände nach den Stufen hin, wo der Mann stand. — „Grattan hoch! — Curran hoch!" scholl es von zwei entgegengesetzten Seiten aus dem Knäuel der Volksmenge hervor, ein neues Gewühl griff hundertarmig unter dem Haufen um sich, man drängte nach den Stufen der Treppe zu, während ein anderer Strom sich von neuem nach dem Wagen der Justiz wälzte. Dieser hielt endlich vor dem Portal, die königlichen Richter stiegen aus und schleiften ihre Talare die Stiegen hinan. Man ließ sie still passiren. Wie aber eine kleine seltsame Gestalt noch wie eine Nachgeburt sich aus dem weiten Kutschenkasten hervorschob, erwachte von neuem ein freudiges Getümmel. „Das ist Curran, John Philpot Curran!" schrieen die nächsten, die vor dem Wagentritt Spalier machten. „Curran lebe hoch, der Mann des Volkes, das getreue Auge von Irland!" So erscholl der bald helle, bald dumpfe Zuruf, der hundertstimmig auf allen Seiten des Platzes hinüber und herüberwogte. (D. F. f.)

Reisebriefe, von A. Weill.

Aus dem Elsaß. (Beschluß.)

[Die Elsässer.]

Aber nur wenige meiner Jugendgespielen traf ich an. Was nicht Soldat ist, wanderte nach Amerika aus; 56 Haushaltungen und 86 junge Männer wanderten nach Nordamerika erst vor einem Jahre aus, darunter die sesenheimer Stasi, deren Geschichte ich den Deutschen erzählte, und was nicht auswandert, verkauft sich als Soldat, als Ersatzmann für einen reichen Franzosen. Jude, Christ und Heide — im Elsaß gibt es ganze Zigeunerbanden — verkauft sich für 1000 Fr., wenn er selbst frei vom Dienst ist, legt sein Geld in Aeckern an und wird 7 Jahre Soldat, bleibt aber meistentheils zu Hause', ohne einberufen zu werden. Es sind große Handlungshäuser an diesem neuen Menschenhandel bereits reich geworden. — Und es gibt kein Gesetz, um solche Häuser zu hängen? Wahrlich, es gibt Dinge im Leben, die einen um den Verstand bringen könnten, wenn der Verstand selbst einen nicht um die meisten Dinge brächte.

Aber der Elsässer ist gut und lustig. Statt zu fluchen, stellt er sein Haus in die Brandkasse und läßt es durch den lieben Gott und das Feuer in Brand aufgehen. Das geschieht oft in neuerer Zeit, ich selbst sah auf einem Dorfe ein Haus brennen, die Sturmglocke läutete, aber die Leute kamen nur, um das Feuer zu sehen, vom Löschen keine Idee. Einige holten ihre alten Stühle, um sie bei der Gelegenheit zu verbrennen, andere brachten Kartoffeln und ließen sie an der Gluth braten, es fehlte auch nicht an Wein und Mädchen, und somit war das Bild ganz poetisch. Ich wußte es schon lange, daß es kein Unglück mehr gibt; man muß nur daran gewöhnt sein.

Ja, der Elsässer ist lustig, aufgelegt und oft sehr witzig, besonders der Elsasser am Rheine. Als ich das Dorf verließ, ging ein junges Paar zur Trauung in die Kirche, der Bräutigam war Wittwer, die Braut schon ziemlich betagt. — Was werden die für alte Kinder bekommen! rief ein Bauer, der mit Holz beladen vorüber ging; zugleich putzte er mit seinem Aermel die Nase und sagte zu mir: Isch wahr, Abrhäml, des du schreibsch? Es kommt nikhs dabei herus, lauter Flause, wenn du kein' Kalender machen kannst, nutzt dir alles nischt! — Der Bauer sprach wahrer, als er wußte. —

Notizen.

[Das Todtenbett als Popanz.]

Es kann einem flau zu Muthe werden, wenn man sieht, daß gewisse Leute die Welt an den Rockschößen packen

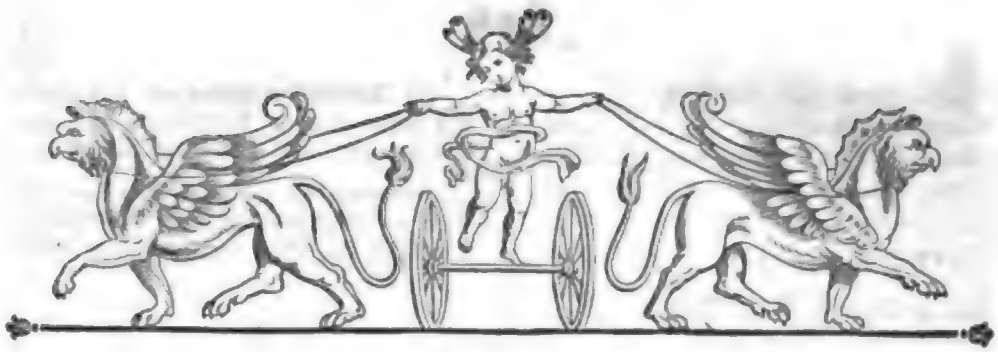
möchten, um sie mit Gewalt rückwärts zu ziehen. Nicht die Jesuiten, denn diese gehen doch ziemlich offen zu Werke, sondern die Anstands-Moralisten, die Justemilieu-Ritter, die vielen Magister auf us, ius und ia sind es, die ich meine. Da spart man keine originellen Paradoxa, keine verkehrte Welt, keine Lügen, ja man macht, was selbst Gott nicht vermag, Geschehenes ungeschehen, und sagt ganz keck zur Weltgeschichte: du bist nicht gewesen. Es ist nichts Neues, daß die Ultramontanen behaupten: die römische Kirche war nie fanatisch, und die Bartholomäusnacht wurde eigentlich von den Protestanten angezettelt, Luther war ein ideenarmer Schwachkopf, der Fortschritt war bei Rom, nicht bei ihm... Und Eckstein in der Augsburger Allg.! Wie oft ruft er nicht mit der Miene tiefer Salomonischer Weisheit, im Bewußtsein seiner geistigen Superiorität, von Paris herüber: Menschenrechte? Emancipationsideen? Pah! Lauter moderner Schnickschnack, aufgewärmte Phrasen, seichtes Gefasel! ... Andere sind ganz gerührt über das Kindliche, wahrhaft Natürliche in den russischen Leibeigenschafts-Verhältnissen, und kommen plötzlich dahinter, wie viel Schönes und Gutes sich aus ihnen herausklügeln lasse, wenn man nur den eigensinnigen, eigentlich tyrannischen Standpunct moderner Liberalität verlassen wolle. ... Geht es nicht auf diese Weise, so tischt man alte, längst widerlegte Mährchen auf, Rousseau habe sich selbst erschossen, und Voltaire sei unter den furchtbarsten Gewissensqualen gestorben, Byron, habe irgend wo einen Mord begangen u. s. w. — So lesen wir in deutschen Blättern einen Artikel: Voltaire's letzte Tage. Da werden einige Briefe des Arztes angeführt, um zu beweisen, daß Voltaire nicht wie ein christlicher Weiser, sondern wie ein Wüthender, der sich verzweifelnd an die Erde ankrallt, von hinnen gegangen, oder vielleicht gefahren sei. Was sagt aber Tronchin? Der ehrliche, pedantische Arzt, dem ein Diätfehler vermuthlich so viel, als ein Majestätsverbrechen galt, beklagt sich mit Recht, daß Voltaire sich aus Eitelkeit nicht schonte, gegen seinen Rath im geräuschvollen Paris blieb, den Sitzungen der Akademie präsidirte, an einem großen Wörterbuch arbeitete, da er doch 84 Jahre alt war, daß er dadurch sein Ende beschleunigte, weil er aber noch lebenslustig war, zuletzt diese Thorheiten bereute. — Wie hängt dies Alles aber mit den Furien zusammen, die ihn gepeitscht haben sollen? Eitelkeit und Lebenslust sind doch nicht mit seinem angeblichen Atheismus, oder Heidenthum zu verwechseln. Von diesem spricht auch Tronchin nicht. Allein gesetzt, es wäre so, Voltaire wäre nach schwerem Todeskampf gestorben. Was soll uns dies beweisen? Sind nicht Tausende von gläubigen Christen auch schwer gestorben, und umgekehrt? Peytel, der dreifache Mörder, stieg vor einigen Wochen in Bourg mit der Ruhe und Salbung eines Märtyrers auf das Schaffot. War er vielleicht ein besserer Christ als Voltaire? — Goethe, der große Heide, starb ruhig in seinem Lehnstuhl, und Byron, der kühne Skeptiker, der Dichter Kain's, verschied wie ein Held. Von Spinoza kann man auch nicht erfahren, daß ihn die Furien peitschten. — Sollen überhaupt die letzten Konvulsionen eines Sterbenden für oder wider das Christenthum zeugen? Soll das Todtenbett mit seinen ohnmächtigen Phantasien ein competenterer Richter über die Wahrheit oder Falschheit menschlicher Ideen und Ansichten sein, als das volle, offene, sturm- und thatenreiche Leben selbst? — Man erzähle doch lieber, daß Voltaire gleich nach dem Tode in die Hölle gefahren sei. Dies wäre wenigstens eine deutliche Sprache, und könnte auf gewisse Gemüther ihre Wirkung nicht verfehlen.

—r—.

[Die Adelszeitung.]

Zwei Probenummern sind erschienen und 13 Subscribenten genannt. Der Fürst zu Hohenzollern-Hechingen steht an der Spitze; 6 breitgedruckte, durchlauchtige Standesherren und Ihre hochfürstliche Durchlaucht die Frau Fürstin von Colloredo-Mannsfeld schließen sich an, 5 preußische Adelige machen einstweilen den Schluß. Herr v. Alvensleben, der Unternehmer des Blattes, tritt jetzt als Herausgeber auf; der alte Herr, genannt Baron Fouqué, ist als Redacteur an die Spitze gestellt. In einem milden Vorworte theilt dieser Redacteur die Menschen in Adel, Bürger und Bauern. Der Bauer soll arbeiten, dem Bürger ist Kunst und Wissenschaft überlassen, des Adels Beruf sei — der Krieg. Wie kindlich und einfach ist nicht diese Ansicht des Lebens! Schade, daß statt der Milch, die dazu paßt, jetzt soviel Esprit consumirt wird. Doch spukt auch hier schon das politische Wochenblatt in den Schemen: Sultanismus und Jacobinismus. Weiter geht der zweite Aufsatz. Weil die Adeligen erwiesen, daß sie weder zu sparen, noch sich zu wehren verstehen, soll Jeder jährlich Etwas von seinem Einkommen hergeben, eine daraus gebildete Kasse durch Adelige verwaltet werden und der Ertrag von Gütern, die dafür anzukaufen sind, entweder als Kriegskasse dienen oder zur Vertheilung kommen. Hier weht doch schon Geldgeist. Ein Adel auf Actien wäre so übel nicht. Leider kommt die Adelszeitung zu spät. Das Project ist längst realisirt. Jetzt dürfte es den Landjunkern schwer fallen, Associés von Rothschild, Lafitte, Baring zu werden. Nach dem Gelde — natürlich! — kommt die Treue. Ein Schmähbrief, den La Mode von einem Gardeofficier Karls X. gegen Maroto gebracht, ist übersetzt. Er enthält nichts, als das Bedauern, dem General nach Spanien geholfen zu haben. — Doch auch an Versorgung muß man denken. Darum folgt nun aus Berlin eine Correspondenznachricht über preußische Stifter, wie der Freiherr von Zedlitz-Neukirch sie schon zehnmal hat drucken lassen. Aus Carlsruhe wird dann berichtet, daß man Hoffnung habe, den Adel in Zukunft durch Staatsämter besser versorgt zu sehen, als es in den letzten Jahren der Fall gewesen. In der Literatur wird Rococo von Wiest, Langenschwarz' Lieder und „der junge Mystiker" als Damenlectüre empfohlen. Ordensverleihungen und dergleichen erscheinen als Probe künftiger Leistungen. — P.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 245. — den 14. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette,

Hulda geweiht*).

Von Adolf Peters.

I. Feier.

Kein Lüftchen haucht. Bezaubert iſt die Stelle,
Wo Hulda weilt, ihr Odem ſich ergießt,
Und jedes Blümchen, das am Pfade ſprießt,
Eröffnet heimlich ſeine Nektarzelle.

O Himmel! liſpelt die entzückte Quelle,
Da ſie das Bild in ihren Buſen ſchließt,
Und als die Holde ſchöpfen will, zerfließt
In Maienduft und Blüthenthau die Welle.

Und wie ſich ſelber die Natur verloren,
Sich ſelig der Erſcheinung hingegeben,
Steht auch der Jüngling zauberiſch beſchworen.

Bang pocht ſein Herz, vergehend in Verlangen,
Doch wagt er's nicht, den ſcheuen Fuß zu heben,
Und hält den Seufzer in der Bruſt gefangen.

*) Als Probe aus den „Geſängen der Liebe" des Verfaſſers, welche eine Auswahl von Liedern, erotiſchen Geſängen, Sonetten, Elegien, Idyllen, Romanzen ꝛc. enthalten, und hiermit der Beachtung des Publicums empfohlen werden. Sie erſcheinen im Anfange des nächſten Jahres in einem kleinen Octavbande, Dresden, in der Walther'ſchen Hofbuchhandlung. D. Red.

II. Morgen der Liebe.

Der Sonne Gold quoll auf am Himmelsrande,
Schwoll höher, floß auf Regenbogenflügeln
Zu mir herüber von den dunklen Hügeln
Und legte meinen Blick in ſel'ge Bande.

An ihr nur hing er, fiel nicht auf die Lande,
Die Frühlingsauen mit den Wellenſpiegeln,
Die fernen Kuppeln mit den Flammenſiegeln,
Das ſtolze Schloß in morgenrothem Brande.

So ſchaut' ich lang, umwebt von goldnem Schleier,
Geliebte, Dich allein in tiefer Feier,
Die Lichtwelt nicht, die Du mir aufgeſchloſſen.

Gewahr' erſt jetzt, verklärt iſt alle Trübe,
Du haſt den Glanz der Schönheit und der Liebe
Mir über Erd' und Himmel ausgegoſſen.

III. Entſchuldigung.

Verzeih' der Hand, der liebetrunk'nen, kecken,
Die, ſüß gewiegt, um deinen Hals gebogen,
Schon unterſank in deines Buſens Wogen:
Es war kein lüſtern Spiel, kein üppig Necken.

Denn möcht' auch Luſt dein traut Umfangen wecken,
Sie ſtürb' in deiner Reinheit. Nein, betrogen
Von holdem Wahn ward ich hinabgezogen
Die ſüße Bruſt mit Küſſen zu bedecken.

Dein Buſen, ſanft bedrängend ſeine Hülle,
Iſt deines inn'gen weiblichen Gemüthes
Sichtbar geword'ne, zartgehegte Fülle.

Digitized by Google

So wollt' in deinem Buſen mein erglühtes,
Entzücktes Herz, bewußtlos hingeriſſen,
Den Himmel in dir, deine Liebe küſſen.

IV. Einigung.

Wir waren, mir im Traume, Beide Sonnen
Und flogen durch des Himmels weiten Saal
Uns raſtlos zu durch Sterne ſonder Zahl,
Bis, plötzlich ruhend, wir uns hab' gewonnen.

So ſtrömten wir, zwei glüh'nde Lebensbrennen,
Lichtwogen uns entgegen; jeden Strahl
Goß raſch ich von mir aus wie eine Qual,
Und deine trank ich ein wie ſel'ge Wonnen.

Stets dichter unſ're Strahlen ſich durchdrangen,
Der eine blieb am andern ſchweigend hangen
Und überſchwänglich wurde das Verlangen.

Da tauchten in einander unſre Flammen,
In eine einz'ge Lichtgluth wir verſchwammen
Und flogen fort, auf Einer Bahn zuſammen.

V. Weihe.

In Kindesunſchuld und mit Engelmienen
Kamſt du herab, des Himmels Abgeſandte;
Da irre Sehnſucht mich am Staube bannte,
Biſt du als Reiz der Gottheit mir erſchienen.

Ich ſank zu deinen Füßen, dir zu dienen —
Nein, dir nicht, denen, die dein Blick mir nannte,
Die ich in dir verſchleiert gleich erkannte,
Vom Sternenthron der Liebe Seraphinen.

Ich ſtand verzückt, ſo oft du mir genaht,
Der Schmerz der Wonne ließ mir keinen Frieden,
Bis ich in Gott geſunden mich hienieden.

Nun flammt mich an der höchſte Trieb zur That,
Und dir, der meine Jubellieder tönen,
Sei ſie geweiht und allem göttlich Schönen.

VI. Beſeligung.

Beſeligt bin ich unter allen Zonen,
Durch dich beſeligt und durch dich gerechter,
Dein ſtilles Bild iſt meines Herzens Wächter,
Und wo ich weile, wirſt du mit mir wohnen.

Wie in der Blume jungfräulichen Kronen
Vereint zu Einem Leben die Geſchlechter:
So ſind wir Eins, ſo ſüß vermählt in ächter
Gottſel'ger Liebe, unſer für Aeonen!

Zu Aetherhöhen wollen wir uns ſchwingen,
Ein reiner Ton im Weltall-Hymnus klingen,
Uns heil'gen, innig Eins, den Weſen allen;

Und treu dem deutſchen Vaterland gehörend,
Zum großen Geiſterbund der Menſchheit ſchwörend,
Ein Bach ins Meer der Gottesliebe fallen.

VII. An die Leidende.

O Einz'ge du, zu bitt'rer Pein erwählt,
Dahingeſtreckt von heißen Schmerzenspfeilen,
Kann grauſam zögernd nur die Kunſt dich heilen,
Kann ich doch dein ſein, deinem Leid vermählt.

Ich will dich tröſten, wenn dir Hoffnung fehlt,
Des Tages trübe Stunden mit dir theilen,
Die bange Nacht an deinem Lager weilen
Und geiſtig dulden, was dich leiblich quält;

Bis das Gefühl der grenzenloſen Liebe,
Die ewig dir aus meinem Herzen fluthet,
Mit überird'ſchen Wonnen dich durchſchauert,

Und ob der Krankheit Dämon nicht vertriebe,
Doch in die Wunde dir, die irdiſch blutet,
Thau der Entzückung träuft, die ewig dauert.

VIII. Die Geliebten der Freunde.

1.

Nahama, Hulda — Namen wie von Harfen
Der Engel tönend aus der Himmel Chor —
Zwei Wunderſterne wandelt ihr uns vor,
Die Gottesglanz in unſ're Seelen warfen.

O Hulda, ſüße Roſe, die den ſcharfen,
Den ſchmerzenreichen Dornenſchmuck verlor,
Wir fanden uns und flogen froh empor,
Zwei Schmetterlingen gleich, entflieh'n den Larven.

Und du, Nahama? Lilie, zart und rein,
Die ſchimmert in der Mutter Gottes Händen,
Fern ſteht der Freund, verzagt, dich zu berühren.

Auf ſeine Züge fällt der bunte Schein
Des Kirchenlichts; bald will er trüb ſich wenden,
Bald will ein inn'rer Sturm ihn zu dir führen.

2.

O Liebe mit der Sehnſucht ew'gem Walten,
Mir gabſt du Wonnen, doch dem Freunde Leiden;
So gabſt du Beides, Wonn' und Wehe, Beiden:
Zwei Hände ſind wir, wechſelweis gefalten.

Sein reiches Jünglingsherz haſt du geſpalten,
Er möchte nahen, möchte ewig meiden,
Ich aber durfte hell in Glanz mich kleiden
Und folgen deinen himmliſchen Geſtalten.

Doch mögst du nun versagen, mögst gewähren,
Der Sterbliche weint unverstand'ne Zähren,
Voll Drang, in dir sich endlos zu verklären.

Stark hast du deinen Arm um uns geschlagen,
Und sei's im Hoffen, sei es im Entsagen,
Du wirst uns auf zu deinen Sternen tragen!

Archibald's Gefangenschaft und Flucht.

(Fortsetzung.)

Der Kleine mit dem gnomenhaften Gesicht war wirklich der berühmte Curran. Seinen Händen war das Archiv des Landes anvertraut; somit gehörte er zu der königlichen Beamtenschaft, obschon er heute als Zuschauer erschien, um der Sitzung der Jury beizuwohnen. Der Archivar des Landes war in seiner ganzen Persönlichkeit ein Archiv von nationaler Häßlichkeit, in den Falten und Poren dieses negerartig gepreßten Kopfes waren fast alle Fatalitäten und Mißgeschicke Irlands wie Documente niedergelegt. Seine fast affenartige Entstellung war polizeiwidrig zu nennen, wenn er nicht durch die unversiegbare Quelle von Humor und Laune sogar ein Liebling der Frauen gewesen wäre. Diesen breiten schrägen Spalt in seinem Gesicht, den man Mund zu nennen genöthigt war, hatte der Witz geformt, in diesen spitzgeschwungenen Augenbrauen, in dem zottigen Haar, das, wie vom Wirbelwind getrieben, in die Höhe starrte, saßen die Kobolde der Schadenfreude, die er so oft gegen die Feinde des Volks schüttelte, auf dem Pergament dieser verzehrten und vergilbten Wangen stand leibhaftig das Unglück Irlands in lesbarer Schrift, mit diesen breitgezogenen Ohren, die wie Rauchfänge am Dache seines Kopfes starrten, fing er allen brennenden Schimpf, alle knisternden Schmerzen und die ganze Schmach seines Landes auf, und glich sein ganzes Antlitz einem Bergwerk des Zornes, so versöhnte doch wieder das gutmüthig stille Auge, das so kindlich sanft mitten in dieser Wüste hing, als wär' es dazu da in der Welt, um Himmel und Erde zu bitten, mit einander gut Freund zu sein. Darum sah auch das Volk über alles andere an ihm hinweg, und nannte den ganzen Mann nur das getreue Auge von Irland. Er hatte erst neulich mit dem wärmsten Herzen, wenn gleich vergeblich, für Archibald Hamilton Rowan und zu Gunsten der „Vereinigten Irländer" gesprochen; heute war er nicht ferner befugt, seine Stimme zu erheben, denn er war bei alle seinem warmblütigen Eifer doch immer ein Mann des Gesetzes und ein Vogt der Ordnung.

Wie der kleine Curran jetzt freundlich lächelnd und den Zuruf der Menge mit einem Glückwunsch erwiedernd, die Stufen hinanstieg, trat ihm jener Feingepuderte, Hut und Degen unterm Arm, vertraulich entgegen. Beide Männer schüttelten sich die Hand mit der Herzlichkeit, die langgedienten Waffenbrüdern eigen ist. „So Gott will, es ist Henry Grattan!" rief der devote Alte wieder, der am Pfeiler stand, und beugte sein schneeweißes Haupt vor dem großen Redner. „Grattan und Curran hoch!" murmelte es in den nächsten Reihen, bis der Ruf lawinenhaft anschwoll und sich über die ganze tausendköpfige Menge auf dem Platze fortwälzte. Beide Männer standen Arm in Arm dem Volke zugekehrt und schwenkten zum Gegengruß die Hand. „Grattan soll reden!" schrieen ein Paar derbe Stimmen. „Curran auch!" donnerte es von der andern Seite. „Sessel her, rückt die Wagen an einander, und hebt sie Beide hinauf, die Perlen von Irland!" So war schnell der allgemeine Wunsch, der sich laut machte. Eine Schaar derber Gesellen mit rothen Fäusten und lachenden Gesichtern voll Heiterkeit und Kraft hatte sich durch das Gewühl Bahn gebrochen und streckte bereits die Arme aus nach den beiden Kleinodien des Vaterlandes. „Hebt sie auf Eure Schultern!" herrschte die Menge ihnen zu, und Beide sahen sich augenblicks den Liebkosungen der öffentlichen Meinung preisgegeben, saßen im Nu auf ein Paar breiten Schultern, und ritten, ohne bildliche Beziehung, auf dem Nacken des Volkes. Der Wagen der Justiz, der sich der königlichen Richter entledigt, hielt noch auf dem Platze, und unter lautem Jubel saß Curran plötzlich oben auf dem Kutschkasten, den man ihm als Tribune anwies. Grattan war mit dem Strom eines andern Haufens, der sich seiner Person bemächtigt, zur Seite gedrängt. Es war auf dem Deckel der Equipage nur für Einen Raum, und man suchte nach einem zweiten, eben so erhabenen Gegenstande, um den Schmuck des Vaterlandes, die Blüthe des smaragdgrünen Eilandes, darauf zu postiren. Nicht weit von der Treppe stand eine abgebrochene Säule dicht an der Wand: „Hierher, hierher!" schrieen die Buben, und Henry Grattan mit dem eleganten Costüm ward mühsam hinaufgequetscht. Seine Position war bedenklich, auch in moralischer Hinsicht. Wie er sich von dem betäubenden Rausch der Volksliebe erholte, und in die Höhe zurückblickte, um die Mauer zu betrachten, an die er sich lehnen mußte, fühlte er sich an einen Ort des Schreckens versetzt. Dicht über seinem feingepuderten Kopfe saß das Halseisen für Verbrecher in der Wand;

bis an den Pranger also hatte ihn die Liebe des Volks ohne Wissen und Wollen erhoben. Sein Unwille entlud sich aber plötzlich in einem schallenden Gelächter, als er seinen Freund in einer eben so peinlichen Stellung sich gegenüber erblickte. Der Archivar des Königreichs erhielt sich nur mit genauer Noth auf seinem hohen Posten, auf dem Sims der Kutsche. Die Rosse wurden unruhig und zogen hin und zurück, Curran mußte sich an die goldene Krone klammern, die oben als Verzierung des Wagens prangte. Doch auch die Krone bot wenig Garantie, die Pferde bäumten sich, und nach einem derben Ruck brach der goldene Reif unter Curran's Händen. Endlich waren die Thiere beruhigt und Grattan's hell tönende Stimme durchbrach den tobenden Lärmen. „Meine Bruderliebe kann Euch, sehr ehrenwerther Mann, nicht zu Hülfe kommen," sagte er mit lautem Lachen, „seht her, an welchem Platze ich bin, seht her, wie mich die Liebe des Volks von Dublin erhöhte!" Er wies mit der Miene des Schauders auf das Halseisen, das über seinem Nacken hing. Eine peinliche Stille befiel die Versammlung, man schämte sich über den Verstoß, der unwissend verschuldet war. „Ich grüße Euch recht schön, Herr Bruder," rief Curran lachend hinüber, und salutirte mit dem goldenen Arm der zerbrochenen Krone, den er in der Hand hielt, „ich wünsche, daß das gute Zutrauen, das unsere Bürger uns schenken, nicht allzu weit geht, ich wünsche, daß die Liebe, die das Volk von Dublin uns widmet, nicht allzu lebensgefährlich werde."

„Wenn sie uns nöthigt, Kronen zu zerbrechen, wie Figura zeigt, so steht's glänzend mit der Liebe unseres Volks!" schrie Grattan und rieb spottend die Hände in einander. Aus seinen Augen blitzte der versteckte Dämon, der es nur selten wagte, ganz und voll mit ungeschminkter Miene hervorzutreten, ein Dämon, der sich meistens mit feinem Puder die Stirn bestäubte, um die Schrift, die dort stand, weniger lesbar zu machen, ein Dämon, der immer Glaceehandschuh trug, um seine Declamation zu glätten und die Hand zu verhindern, sich zur Faust zusammenzukrallen. Grattan sah in dem Augenblicke aus, wie einer, in dem sich der Mephistopheles noch mühsam bändigt, während dieser sogenannte Böse doch schon mit allen seinen rothen Flammen sichtlich zum Dach hinausschlägt. Curran blickte wahrhaft gutmüthig drein und steckte den abgebrochenen Arm der hölzernen Königskrone aus Verlegenheit in die Tasche. Er war der Mann, der aus Menschenliebe gern leimte; vielleicht ging er mit dem stillen Plane um, den goldenen Reif der Majestät einem geschickten Tischler zu überbringen.

„Freunde!" rief Grattan, „Ihr seht, welchen Unfug Ihr anstiftet, mäßigt Euren Eifer und spart ihn auf bis zur nächsten Parlamentswahl!"

Ein donnernder Beifall dröhnte aus tausend Kehlen, und die alten Mauern von Newgate warfen den Widerhall weit hinüber bis in die fernsten Schlupfwinkel. Inzwischen wurden die beiden Patrioten aus ihrer verfänglichen Lage befreit, man hob sie herunter und trug sie unter schallendem Jubelruf die Treppe hinauf bis in den Eingang zur Pforte, wo die Constables dem weitern Andrang steuerten und das Volk von den Rednern trennten. Beide traten Arm im Arm in den innern Raum, die Pforte schloß sich, und die sich selbst überlassene Menge wogte murmelnd durcheinander.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Ungerechtigkeit des Himmels.]

Der Bischof von Modena hat — so berichtet die Voce della Verita — seiner Heerde gesagt, daß die „satanische Schule von der Seine, der fluchwürdige Rationalismus des Nordens, die wahnsinnige Ketzerei der Philosophie, die Frevel der Presse, Gedankenfreiheit und Liberalismus" die Strafe des Himmels auf sich gezogen und namentlich die gegenwärtige Ueberschwemmung des Po veranlaßt hätten. — Warum läßt der Himmel denn gerade die frommen Unterthanen des Herzogs von Modena ertrinken? Vorzugsweise müßte ja die Seine aus ihren Ufern treten!

[Schicksale eines Apostaten in Frankreich.]

Lerminier, der affectirte Verehrer des Deutschen, früher ein liberaler Professor, dann durch Anstellung von der Regierung gewonnen, und dafür von den Studenten mit Sousstücken zum Hörsaal hinausgesteinigt, machte vor kurzem einen neuen Versuch, seine Vorlesungen fortzusetzen. Das Geschrei: „Apostat!" ließ ihn aber nicht zu Worte kommen; die Bemühungen seiner Collegen waren umsonst; erst als die Polizei mit Soldaten in das Auditorium drang, gingen die Studirenden nach Hause.

[König Ludwig als Dichter.]

In Nr. 20 des „Nordlichts" lesen wir eine ausführliche, ruhig eingehende, still kräftige Darlegung König Ludwig's von Baiern als Dichter. Wir verweisen unser Publicum auf diesen Artikel.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 14.; nebst zwei Beilagen, von Carl Hoffmann in Stuttgart und der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Lemgo.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 14. — den 14. December 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Ohne Postporto-Aufschlag

kann nunmehr von allen k. preußischen, k. sächsischen, k. baierischen, großh. badischen, und von allen Postämtern des fürstl. Turn- und Taxischen Postverwaltungsbezirks für 1840 zu den beigesetzten gewöhnlichen Abonnements-Preisen bezogen werden:

Europa. Chronik der gebildeten Welt.

Preis des Vierteljahrgangs: 3½ Thlr. preuß. (5 Fl. 12 Kr. rhein.)

Atlas. Monatschrift für Zeitgeschichte und Völkerkunde.

Preis des halben Jahrgangs: 3½ Thlr. preuß. (6 Fl. rhein.)

Beide Zeitschriften, herausgegeben von **A. Lewald**, haben sich seit ihrer Begründung des ausgezeichnetsten Beifalls in den weitesten Kreisen der Gesellschaft zu erfreuen, und nehmen den ersten Rang in der deutschen periodischen Literatur ein. Marktschreierische Aushängeschilder stets verschmähend, haben sie ihren Ruf lediglich ihren Leistungen zu verdanken. Der nun ohne Porto-Aufschlag mögliche Bezug durch die Postämter erleichtert auch den gebildeten Bewohnern des Landes und der kleineren Städte, sowie den Journal-Cirkeln und Lese-Vereinen derselben, die Anschaffung, und sichert zugleich den regelmäßigen Empfang wenige Tage nach dem Erscheinen der Hefte.

Prospecte sind bei allen Postämtern zu erhalten, bei welchen man die Abonnements-Bestellungen möglichst vor Ablauf des Jahres machen wolle.

Literatur-Comptoir in Stuttgart.

Für Kunstfreunde.

Durch jede **Kunst- und Buchhandlung** ist von Herrn Buchhändler **Leop. Voss** in **Leipzig** zu beziehen:

Verzeichniss einer ausgezeichneten Sammlung vortrefflicher, zum Theil äussert seltener *Kupferstiche neuerer Meister*, grösstentheils in *Abdrücken avant la lettre;* desgleichen einiger *Römischen Miniaturmalereien* u. s. w., welche für die beigesetzten Preise *einzeln* zu verkaufen sind. 8. Preis 4 gGr.

Schenk u. Gerstäcker in Berlin.

So eben ist in der **Hinrichs**schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Jahreszeiten.

Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von **O. Marbach. Herbst** und **Winter 1839.** Inhalt: Blicke ins Leben von **L. Schefer.** Gedanken und Sprüche von **L. Schefer.** Das Häuschen auf der Stadtmauer von **Henr. Hanke.** Kleine Gedichte von **R. Morning, A. Keber, R. Jachmann, Marbach. Jung-Tristan** von einem der berühmtesten deutschen Dichter. Gegenwart und Zukunft der Tonkunst von **A. Kahlert.** An Fr. Rückert; die Liebesprobe; Schweigger's physikal. Deutung der alten Mythologie von **Marbach.** — Die Erben von **Fr. v. Heyden.** Rivalin und Blanscheflur von **Marbach.** Der Abenteurer u. die Kleinstädter v. **Jul. v. Mörner.** Ueber den jetzigen Standpunkt des Theaters und der dramatischen Literatur in Deutschland v. **R. Morning.** — 8. Velinp. in elegantem Umschlage. à 1 Thlr. 8 Gr.

(Vergl. „Blätter für literar. Unterhaltung", 1839, Nr. 283 und 284, die ausführliche Würdigung dieses Unternehmens.)

Bei Goedsche in Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

König Og

und seine Abkommen.

Ein Schwärmer

von Verba.

2 Bändchen. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Diese Novelle hat schon jetzt, kurz nach ihrem Erscheinen, die lebendigste Aufmerksamkeit erregt. Schon sind vielfache günstige Anzeigen erschienen und selbst die der von ihnen dem Buche untergelegten Tendenz feindlich gesinnten Kritiker haben dessenungeachtet anerkennen müssen, daß nicht leicht ein Buch gefunden werde, welches solch eine gedrängte Masse von Geistesreichthum, Geistesmacht, Genialität, Frische, Witz, Humor und Satyre ent-

hält, wie gerade dieses. Wir können es seiner Originalität wegen höchlich empfehlen.

Bignon, M. Geschichte Frankreichs unter Napoleon. Zweite Periode. Von dem Frieden zu Tilsit 1807 bis 1812.

Deutsch von L. v. Alvensleben. 6 Bände, jeder à 1 Thlr. 12 Gr.

„Ich fordre ihn auf, die Geschichte der französischen „Diplomatie von 1792 bis 1815 zu schreiben."

Testament Napoleon's.

Amerika, seine Entdeckung und seine Vorzeit.

Nach Original-Memoiren und Berichten herausgegeben von H. Ternaux-Campans. Deutsch von L. v. Alvensleben. 2 Bde. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Memoiren aus den Archiven der Pariser geheimen Polizei.

Ein Beitrag zur Geschichte der Moral und der Polizei von J. Peuchet. Deutsch von L. v. Alvensleben. 3 Bände, jeder zu 1 Thlr. 8 Gr.

Bei Friedr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Geschichte Jesu

nach der Erzählung der vier Evangelisten für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts

von

Friedrich Nösselt,

Professor in Breslau.

Mit 7 Stahlstichen, gebunden in Golddruck, Preis 1 Thlr. 16 Gr. Dasselbe mit Titelkupfer broschirt 1 Thlr.

Nösselt's Name ist seit einer Reihe von Jahren dem gebildeten weiblichen Publikum aufs ehrenvollste bekannt, seine viel verbreiteten Belehrungsschriften für das andere Geschlecht, und die große Theilnahme, welche sie allgemein fanden, beweisen seinen Beruf in diesem Gebiete und überheben den Verleger jeder Anpreisung obigen Werkes.

Für christliche Frauen und Jungfrauen

schrieb Nösselt das Leben und die Lehren des Stifters unserer Religion; mit einem von inniger Hochachtung für Jesus Christus erfüllten Sinne begann und vollführte er die Arbeit.

Die Geschichte unseres Heilandes fesselt und erbaut jedes fromme unbefangene Gemüth — um wie viel mehr glauben wir dem Zwecke zu entsprechen, da mit der Historie sich die schönste Darstellung, die klangvollste Sprache vereint.

Die Würde des Gegenstandes und das Publikum, dem es geboten wird, im Auge haltend, hat der Verleger dafür gesorgt, daß auch dem Aeußeren nach kein schöneres Buch in Deutschland existirt.

Leipzig, im December 1839.

Empfehlenswerthe Festgeschenke für Knaben!

Pallas Athene

und

die kleinen Griechen.

Erstes Lesebuch für Knaben,
die einst wackere Männer werden sollen.

Von

Chr. Oeser.

Mit 1 Kupfer.

Eleg. carton. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Wörterspiel

zur leichten Einübung

der deutschen Satzlehre.

(Aus Pallas Athene besonders abgedruckt.)

Im Futteral.

Von

Chr. Oeser.

Preis 16 Gr.

Leipzig, 1839.

W. Einhorn.

Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nützliches Buch für die Küche

bei

Zubereitung der Speisen

von

A. E. Lehmann,

Lehrer der Kochkunst zu Dresden.

Sechste verbesserte Auflage. Gebunden. Preis: 2 Thlr.

Nicht minder als gelehrte Compendien oder Erzeugnisse der Poesie werden solche Schriften, deren Tendenz die Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten des Lebens bedingen, stets ihre achtbare Stelle behaupten. Unter letztern steht mit Recht oben an, die praktischste aller Künste, die Kunst des guten Kochens. In letzterer finden wir nach überstandener Tagesarbeit eine der reellsten, erfreulichsten Belohnungen und Entschädigung für die Mühen des Berufs. Nach Vervollkommnung in dieser Beziehung ist das Streben jeder tüchtigen Hausfrau mit Recht gerichtet.

Die zahlreichen Auflagen beweisen den Werth des obigen Kochbuchs, das, dem innern Gehalte, der Ausführlichkeit und Deutlichkeit nach, an der Spitze aller ähnlichen Bücher steht.

In 1400 Capiteln findet man Alles, was zur Koch- und Backkunst gehört, so wie die gründlichste Anweisung zur Bereitung aller Arten von Getränken.

Mit dieser Reichhaltigkeit verbindet dieses Kochbuch einen Vorzug, der fast allen andern Büchern der Art abgeht. Es ist dieß die deutliche klare, einem jeden verständliche Sprache und Darstellungsweise, — wer dieser folgt, der wird sich bald überzeugen, daß sich in der Anwendung Alles so verhält, als hier gelehrt wird; und es sind nicht erst, wie bei so

eben andern Kochbüchern, eine Menge unglücklicher Versuche zu riskiren.

Dresden, im December 1839.

So eben ist bei P. Reclam jun. erschienen:

J. Janin,
Reise in Italien.

Preis 1 Thlr.

Leonore Pacheco
und
Philipp von Orleans
oder die
Giftmischer im Palais-Royal.

Romantisches Gemälde aus der Geschichte des französ. Hofes unter Louis XIV.

2 Bände. 2 Thlr.

Die
Eilpost für Moden.
Nebst Beiblatt „der Salon."
Redigirt
von
Ferdinand Stolle

wird auch im künftigen Jahre in ihrer zeitherigen Tendenz zu erscheinen fortfahren. **Die Modenkupfer** dieser Zeitschrift, wegen ihrer vorzüglichen Sauberkeit allerorts rühmlichst bekannt, erfreuen sich auch noch des für ein Modeblatt so wesentlichen Vorzugs, daß sie die Pariser ꝛc. ꝛc. Moden fast stets **eine Woche früher** als die übrigen deutschen Modenzeitungen zu liefern im Stande sind. — Was den **literarischen** Theil der „Eilpost" anbelangt, so wird der dem deutschen Publikum als Novellist eben so bekannte als beliebte Herausgeber Nichts unterlassen, dem sich täglich steigernden Beifalle, hauptsächlich durch Mittheilungen aus eigener Feder, nach Kräften zu entsprechen. — Originalbeiträge werden der sehr splendide Druckbogen zu **Acht Thaler** Preuß. Courant und nach Befinden höher honorirt.

Preis des Jahrganges von 52 Nummern à $1\frac{1}{2}$ Bogen Text in gr. 4. auf feinem Velinpapier mit 1—2 fein gestochenen und sauber colorirten Kupfertafeln, jährlich 250—300 Figuren darstellend, ist **mit allen Kupfern nur 6 Thlr., ohne Kupfer 3 Thlr., die Kupfer allein 4 Thlr.**

Probe-Nummern sind durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen ***gratis*** zu erhalten.

Leipzig, Ende November 1839.

Eduard Meissner.

Zu dem bevorstehenden
Weihnachtsfeste

sind Eltern, Lehrern und Erziehern als Festgeschenke für die heranwachsende Jugend ganz vorzüglich zu empfehlen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Becker, K. F. (Verfasser der Weltgeschichte). **Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend.** 3 Theile mit Kupfern. 6te verbesserte Auflage. 8vo. sauber cartonirt.

3 Thlr. 15 Sgr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Inhalt: 1r Theil. Ulysses von Ithaka. 2r Theil. Achilles. 3r Theil. Kleinere griechische Erzählungen.

Becker's Erzählungen aus der alten Welt sind schon lange rühmlichst bekannt und in vielen tausend Exemplaren durch ganz Deutschland verbreitet. Wie meisterhaft er es verstand, die jugendlichen Gemüther eben so sehr anzuziehen und zu fesseln, als zu belehren, hat er nicht blos in seiner Weltgeschichte gezeigt, sondern auch durch die Wahl des Stoffes zu diesen Erzählungen bewährt. Das lebendige Bild des Heidenalters der griechischen Nation, die schönen und kräftigen Charaktere eines Herkules, Achilles, Hektor, Ulixes, Theseus, und die Züge edler Weiblichkeit bei einer Andromache, Penelope, Antigone werden den wolthätigsten Einfluß auf die sittliche Bildung der Jugend äußern. So dürfte der heranwachsenden Jugend als Festgeschenk nicht leicht eine bessere Unterhaltungsschrift in die Hände gegeben werden, als diese, die für das ganze Leben einen dauernden Einfluß bewahrt.

Auswahl deutscher Gedichte für die unteren und mittleren Classen gelehrter Schulen, von **Dr. Th. Echtermeyer.** Zweite sehr vermehrte und durch einen Anhang für die oberen Classen erweiterte Auflage. 8vo. sauber cartonirt. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Vorliegende Auswahl deutscher Gedichte ist zwar hauptsächlich durch die in der Anordnung befolgte Methode als Hülfsbuch bei dem Deutschen Unterricht in Gymnasien bestimmt, durch die eben so zweckmäßige als geschmackvolle Auswahl aus den besten deutschen Dichtern, als: Arndt, Bürger, Chamisso, Fouqué, Freiligrath, Goethe, Anast. Grün, Hebel, Herder, Hölty, Klopstock, Körner, Langbein, Lenau, Matthisson, Rückert, Schiller, Schwab, Stollberg, Tieck, Uhland, Voß u. m. a. verdient diese Gedichtsammlung aber auch in weiteren Kreisen, wo Sinn und Gefühl für vaterländische Poesie rege ist, allgemeine Verbreitung. Daß diese Anthologie eine billigende Anerkennung gefunden hat, beweist die nach einem Zeitraum von kaum zwei Jahren nöthig gewordene zweite Auflage, welche hiermit dem Publikum in einer Vermehrung von zwölf Bogen dargeboten wird, und durch die Eleganz der äußeren Ausstattung in Druck, Papier und Einband als ein zweckmäßiges und erfreuliches Weihnachtsgeschenk recht sehr empfohlen werden kann.

Bei G. Basse ist so eben erschienen:

Geist der Päpste.

Von Santo Domingo. Aus dem Französischen.

gr. 8. geh. Preis 20 Sgr.

Diese das Papstthum höchst charakteristisch auffassende Schrift geht die ganze Reihe der Päpste in chronologischer Reihe durch, indem sie von einem jeden ein höchst sprechendes Portrait entwirft, und zeichnet sich durch höchst geistreiche, witzige und piquante Darstellung in hohem Grade aus.

Interessant für Jedermann
und höchst empfehlenswerth für Leihbibliotheken.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Wer war größer:

Friedrich der Große oder Napoleon?

Eine vergleichende Schilderung dieser großen Männer als Mensch, Held, Staatsmann und Fürst. Von E. C. A. Baron v. Görtz. Erstes Heft. 8. Pr. 10 Gr.

Diese vergleichende Darstellung der beiden größten Männer der neuern Zeit, in Hinsicht ihrer geistigen Größe, ihrer Ansichten, ihres Charakters und ihrer, die Welt erschütternden und allgemein angestaunten Thaten, verbunden mit einer höchst anziehenden Erzählung derselben, muß mit Recht das allgemeinste Interesse erregen, und darf zu den unterhaltendsten und belehrendsten Schriften der Gegenwart gerechnet werden; alle Stände finden hier eine eben so interessante, als mannigfaltige Unterhaltung. Das 2te Heft à 8 Gr. ist ebenfalls so eben erschienen. Das Ganze wird circa 6—8 Hefte umfassen.

Bei G. E. E. Meyer sen. in Braunschweig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz versandt:

Kritik und Erläuterung
der
Oden des Horaz.

Ein Handbuch zur tiefern Auffassung der Oden des Horaz.

Von
H. Düntzer.

Erster Theil: Die Oden. 16 Bogen — 396 Seiten eng gedruckt. gr. 12. geh. 1 Thlr. 8 Ggr.

Der gelehrte Herr Verfasser dieses bis jetzt in der philologischen Literatur einzig dastehenden Werkes hat in demselben einer Erklärung der Oden des Horaz Bahn gebrochen, die von dem günstigsten Einflusse auf das Verständniß dieses Dichters sein muß. In philologische Minutien nur da eingehend, wo sie durchaus erforderlich waren, geht die Erklärung tief in das eigentliche Wesen jeder einzelnen Ode ein, und erklärt dieselben in sachlicher wie in poetischer Hinsicht mit bedeutender Kenntniß und hoher Vorliebe. Die Oden selbst sind nach ihrem philosophischen Inhalte geordnet und zusammengestellt, und bieten so wie von selbst ein System der Horaz'schen Philosophie. Schon hieraus wird man ersehen, daß dieser Commentar nicht nur durch keinen andern überflüssig gemacht wird, sondern jedem andern als nothwendige Ergänzung dient. Daß aber eben ein solcher Commentar bisher noch gänzlich mangelte, ist allgemein anerkannt, so daß mit der Herausgabe dieses Werks den eigentlichen Gelehrten ein eben so großer Dienst geleistet wird, als den Lernenden, denen nur auf die hierin versuchte Weise das Verständniß des Horaz eröffnet, und Sinn und Geschmack für den geistreichen Dichter in ihnen erweckt werden kann.

Das Werk enthält 16 Duodezbogen des compressesten Drucks, ein genaues Register und eine treffliche Einleitung, in welcher der Herr Verfasser seine Ansicht erklärt, und seinen Zweck gründlich erläutert.

Ferner ist daselbst erschienen:

Leben und Abenteuer Valentin Vox' des Bauchredners, von Sherry. Aus dem Englischen von Dr. E. Brinckmeier. Mit Abbildungen nach Onwhyn. Erste Lieferung. Die 2te Lieferung wird so eben versandt, und wird durch diese der 1ste Band complet. 8 Druckbogen klein 8., mit 4 Abbildungen. Preis jeder Lieferung 8 Ggr. Das Werk erscheint in sechs Lieferungen, welche drei Bände bilden werden.

Dieser humoristische, ausgezeichnete Roman, der in England so großes Aufsehen machte, wird durch den außerordentlichen Reichthum seines Inhalts ohne Zweifel auch in Deutschland das größeste Interesse erregen. Eine komische Scene drängt die andere, der Leser wird von Capitel zu Capitel fortgerissen. Der Held des Romans besitzt das Vermögen des Bauchredens, und es giebt fast keine Scene im Leben, in welcher er dasselbe nicht auf eine Weise in Anwendung brächte, die eben so geistreich als interessant ist. Allein nicht blos hochkomische Scenen weiß der Verfasser uns vorzuführen; sein Buch enthält auch eine Menge tief ergreifender Situationen, die durch frappante Wahrheit dem Leser Thränen in die Augen locken; denn obgleich der Zweck des Buches wesentlich humoristisch ist, so ist die Tendenz doch eine weit höhere, als blos Lachen zu erregen, sie bezieht sich namentlich auf die Abstellung der hervorragendsten socialen Absurditäten und Mißbräuche, und greift die Scenen daher mitten aus dem Leben heraus. Das Buch ist überdies in einem Tone und mit einer Discretion geschrieben, daß Personen jedes Alters und Standes es ohne Erröthen lesen können. — Die Uebersetzung ist sehr gelungen, und für eine höchst geschmackvolle, würdige Ausstattung Sorge getragen.

Der Serpent. Von Frédéric Soulié. Nach dem Französischen von Wilhelm Weschè. 2 Theile. geh. 2 Thlr.

Es ist dies jedenfalls einer der geistreichsten Romane, welche die französische Literatur in neuerer Zeit lieferte und des phantasiereichen Verfassers würdig. Eine ungemein scharfe Zeichnung und Entwickelung der Charaktere, eine Handlung, die mit jeder Seite anziehender und spannender wird, vollkommene Kenntniß des höhern gesellschaftlichen Lebens, und eine feine, geistvolle Darstellung machen diesen Roman zu einer eben so empfehlenswerthen, als belohnenden Lectüre. Wir machen daher um so zuversichtlicher auf das Erscheinen des Buchs aufmerksam, als wir dem deutschen Publicum mit der Herausgabe einer guten Bearbeitung desselben einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben glauben, um so mehr, da Fr. Soulié in Deutschland, wie in Frankreich, zu den ausgezeichnetsten und beliebtesten französischen Schriftstellern gehört.

Bei G. Basse ist so eben erschienen:

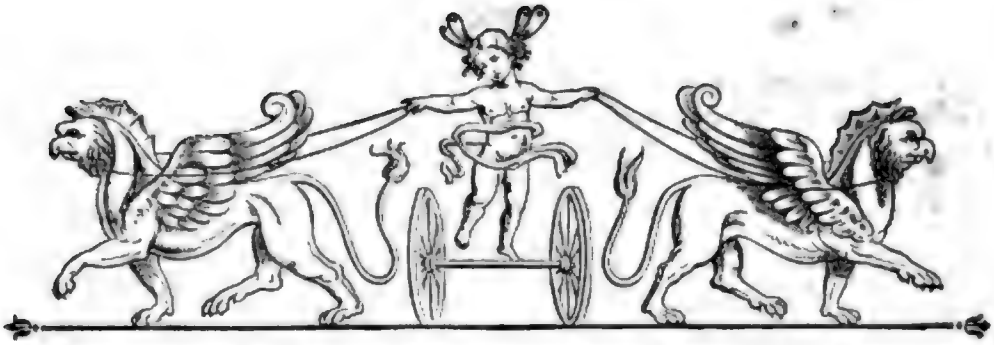
Samuel von Pufendorff:

Ueber das Papstthum.

Neu bearbeitet von C. H. Weise. gr. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Diese Schrift entwickelt in so bündiger, gründlicher und allgemein faßlicher Darstellung das Wesen, die Geschichte und Tendenz des Papstthums, daß sie vielleicht unter allen bisher über diesen Gegenstand erschienenen Werken dasjenige sein dürfte, aus dem man sich am leichtesten, vollständigsten und gründlichsten über die wesentlichsten Punkte, auf deren Auffassung es dabei ankommt, unterrichten kann. Gegenwärtige neue Bearbeitung derselben wird daher wohl mit Recht Beifall und Anerkennung finden.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 246. — den 16. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht.

Historisches Gemälde von F. Gustav Kühne.

(Fortsetzung.)

4.

Das Traumbild, das um Archibald's Lager schwebte, war eine helle Mädchengestalt, halb Kind noch, mit dem ganzen Saum der Morgenröthe um das gläubige Antlitz, eine Psyche, die noch zagend den leisen Fuß in die Wirklichkeit setzt, aber doch lauschend und voll Erwartung nach einer nahen, goldenen Zukunft späht. Um ihre Lippen spielten neckische Elfen, in ihren blauen Augen dämmerte die erste Frühlingsluft der Liebe. In den weißen Händen hielt sie einen Rosenkranz, aber ihr frommes Thun war segensvoll; aus den alten schwarzen Kügelchen sproßten unter ihren Fingern blaue Glockenblumen und kleine weiße Veilchen. Um ihren Nacken war ein grünes Tuch geknüpft, um ihre Stirn leuchtete, als Widerschein ihrer hellen Locken, ein goldener Glorienschein. Wie sie schwebend auf- und niederflieg, und die ganze fliegende Nymphengestalt im Spiel des Windes bebte, flatterten plötzlich dunkelrothe Schmetterlinge aus dem wallenden Ringelhaar.

Es war Archibald's Geliebte, die im Schlaf sein Herz beschlich. Ihr Name war Irland, nicht das vergangene, noch das gegenwärtige, nicht das leidende, grambedrückte, das zukünftige Irland, wie es sich als Phönix am schönen Maientage allmächtiger Liebe von der nächtlichen Winterlast des alten Jahrhunderts befreit. Die Traumgestalt mochte vielleicht von seiner Schwester, an die sein Brief gerichtet war, Züge entlehnt haben; eine andere Frauengestalt hatte sich ihm nicht eingeprägt, er war Zeit seines Lebens zu sehr Nimrod gewesen, um ein Weib zu lieben, er war zu sehr Patriot, um in seinem Herzen für ein Frauenbild Raum zu haben.

Der Jubelruf schallender Stimmen, der von außen an den Mauern bis zu seinem Gitterloch in die Höhe drang, weckte den Schläfer. Wie er sein Auge aufschlug, gähnte ihm die enge Höhle, in die er gebannt war, widerlich entgegen. Er sprang auf und mit dem Schütteln der schwarzen Locken warf er die Heiterkeit von sich, die ihm der Traum beschieden; der alte Zorn, mit dem er schlafen gegangen, lag wieder auf seinem dunklen wilden Angesicht. Er streckte, sich dehnend, die Arme aus, und seine nervigen Fäuste spannten sich um den Balken, der von der Decke herabhing. „Hätt' ich alle Philister Altenglands hier über meinem Haupte," sagte er mit funkelndem Auge, „ich rüttelte an dem Holz, bis das Dach mit mir zusammenbräche, und wir uns alle mit einander begrüben!" Der Balken spottete seiner Ohnmacht, er ließ ihn fahren, ergriff Stuhl und Tisch und warf beides zornig zur Seite. „Ich brauche Morgenpromenade!" schrie er, schlug die Hände über die Brust und stürmte mit Riesentritten vor, als wollt' er mit der Stirn die Mauer durchbrechen. Der Raum stand in schnödem Widerspruch mit seiner Bewegungsluft, und Archibald's Fuß stampfte dröhnend

gegen die Wand. Er drehte ſich um und maß mit ſpöttiſchem Lachen den Kreis der Rennbahn, der ihm hier gezogen war. „Mit drei Schritten meſſ' ich Dein Grab, o Du, der Du ehe ſo groß warſt!" rief er ſich mit dem Oſſianiſchen Wehelaut lachend zu, und hieb mit dem Arm durch die Luft.

Im Schloß drehte ſich der Schlüſſel, die Angeln knarrten und Archibald's Wächter trat ein, um nach den Morgenbedürfniſſen des Gefangenen zu fragen.

Es war ein Rieſe von Figur, der Seinesgleichen in allen drei Schweſterkönigreichen ſuchte. Einen ſolchen dem Gefangenen beizugeſellen, ſchien der hohen Staatsweisheit von beſonderem Gewicht, nachdem ſie die traurige Erfahrung gemacht, daß Sir Archibald Rowan zwei minder kräftige Schergen bereits in kurzer Zeit aus dem Sattel gehoben, dienſtunfähig gemacht und aufgebraucht hatte. Der gefangene Löwe mit ſeinen herkuliſchen Gliedern conſumirte viel und machte das Wartegeld ſehr theuer.

Wie der Wächter in der Thür ſtand — es war ein breitſchulteriger rothköpfiger Irländer, mit Fäuſten, denen der Calcül der Diplomatie ſich entſchieden anvertraute — fuhr Archibald noch einmal mit dem Arme durch die Luft, als wenn er mit Geiſtern kämpfte.

„Och, och!" ſagte der dickköpfige Menſch, „Ihr ſeid ein Boxer, daß Gott der Herr ſein' Freud' an Euch hätt'!" Sein breites Geſicht zog ſich ſchmunzelnd auseinander, und das Herz lachte ihm ſichtbar im Leibe über den ritterlichen Sir Archibald.

„Willſt Du's mit mir verſuchen, alter Narr?" ſagte dieſer halb zornig, halb im Scherz.

„Och, och, beim lebendigen Tod!" erwiederte der Rothe mit eben ſo viel Stolz als Lüſternheit zum Handgemenge, „ſeid mit mir ſtill, ich möcht' Euch höchſt anſtändig die Kinnlade ſpalten, daß es 'ne Luſt wär', fangt mit mir nicht an, oder ich ſchlag' Euch zwölf Klaftern tief zur Dachluke 'naus."

„Wir müſſen uns einmal verſuchen, alter Schelm!" lachte Rowan gemüthlich, „damit Du nicht als Prahler vor mir erſcheinſt: ein Feigling wirſt Du doch nicht ſein?"

„Bei'm Chriſtkind auf dem ewigen Himmelsthron!" verſicherte der große Menſch, „wenn's einmal blauer Montag iſt im großen Styl, ſo woll'n wir's, bei Gott's Herrlichkeit! verſuchen, und woll'n zuſehen, wer mehr Haar läßt."

„Komm her!" ſchrie Archibald, „ſieh' feſt, fang' auf!"

Er knäulte die Hände um einander und legte aus. „O nei', nei'!" rief der Rothe, „hab' heute Dienſt, muß alle Kurzweil verbitten, hab' Beſuch zu melden; Sir Robert Stewart, der ſein' Aufwartung zu machen hat, und wohl in Königs Namen kommt."

„Mir gleich, laß ihn vor," ſagte Archibald, „aber wenn Du kein Lump biſt, ſo ſieh' nächſtens feſt, und preiſe Deinen Schöpfer, wenn ein Edelmann Dir die Ehre anthun will, Dir die Fauſt ins Geſicht zu ſetzen."

Wie der rieſige Trabant von Newgate murrend und glotzend ſich durch die Thür zurückzog, ordnete Rowan ſeinen Anzug, ſteckte die Buſennadel, den Siegelring an, und knüpfte die ſchwere Kette, die auf dem Tiſch lag, um den Hals.

Der Angemeldete ſtand auf der Schwelle. Man begrüßte ſich kurz und vornehm, wie Cavaliere, die nicht den Menſchen, nur den Stand und die Familie gegenſeitig achten, zu thun gewohnt ſind. Der Eingetretene war Henry Robert Stewart, der älteſte Sohn des irländiſchen Grafen von Londonderry. Die Welt kennt ihn mehr als Lord Caſtlereagh, und unter dieſem Namen ließ auch Rowan in ſeinem Briefe, der noch unbeendigt vor ihm lag, ein Wort über ihn fallen. Caſtlereagh war ſeinen Jahren nach damals noch nicht aus dem Zeitraume der erſten Blüthe. Er ging von fern den Dreißigen entgegen, galt in den Salons von Dublin für den ſchönſten Mann ſeines Jahrhunderts, für eine Zierde ſeines Geſchlechts, für den auserwählten Liebling der Damen, und trug das Bewußtſein ſeiner Siege ruhig und ſicher auf der ſchönen weißen Stirn, deren ſich Apollo nicht zu ſchämen hätte, wenn ſich der Gott in carrariſchem Steine gefiele. Vor der marmorblaſſen Schönheit dieſes Antlitzes hatte ſchon manches Frauenherz gezittert, und der Blick dieſes kalten Anatomen hatte an den Zuckungen der weiblichen Nerven lehrreiche Beobachtungen gemacht, um zu wiſſen, wie weit das Maß menſchlicher Leidenſchaft reicht. Die Völker haben ſpäter ſein Andenken verflucht und ihn den großen Schlächter geſcholten, der endlich eigenhändig ſich ſelbſt getroffen; in der Geſellſchaftswelt von damals, vor ſeiner glänzenden öffentlichen Laufbahn, nannte man ihn nur den Narciß von Dublin. Nur war Dublin und ganz Irland, obwohl es ihm das Daſein gab, an ſeiner innern Beſchaffenheit unſchuldig. Auch äußerlich war kein Zoll an ihm irländiſch. Dieſe weiße alabaſterne Glätte, die kein Lächeln und keine Liebeshuld, kein Gebet und keine Seelenangſt, kein Engel und kein Gott aus ihrem ruhigen Ebenmaß rückte, dieſe ſchöngeſchnittenen Lippen, die alle Waffen des Spottes in ſich bargen, ſie aber nur ſelten benutzten, dieſes große

forſchende Auge, in welchem der Trübſinn nur aus dem Verborgenen lugte, weil der Glanz ewig friſcher Siege ihn in ſeiner Höhle gebannt hielt, alles in der Bewegung, in der Haltung und im Muskelſpiel dieſes ſchönen Henkers, in deſſen Dienſt die Grazien ſtanden, konnte weit eher für engliſch als für irländiſch gelten, und wie die beiden Cavaliere ſich die übliche Begrüßung gegenſeitig zukommen ließen, hätte man nicht leicht zwei verſchiedenere Naturen und Geſtalten in ſo engem Raum ſich nahe bringen können.

„Ich bin erſtaunt, Sir, Sie in ſolcher Behauſung zu finden," ſagte Caſtlereagh mit ſichtlicher, obſchon auch zugleich abſichtlicher Verlegenheit, denn wo Caſtlereagh ſtaunte, war er nur auf den Eindruck und die Wirkung ſeines Staunens bedacht, und im Gegentheil, wo er ſich überraſcht fühlte, da behauptete er am ſicherſten das Ebenmaß jener Gleichgültigkeit, die um alles weiß, aber ſich für nichts entſcheidet.

„In der That, es thut mir leid, Euch nicht beſſer aufnehmen zu können," ſagte Archibald mit einem bittern Seitenblick, den jedoch die luſtige Gutmüthigkeit ſeiner ſchmetternden Stimme augenblicklich wieder vergütete. „Nehmt mich für einen Banquerotteur, der durch Wind und Wetter, nach der Laune des Schickſals, ſeine Galeonen verlor. Trägt er ſein Unglück ohne Verſchulden und ohne Ehrenkränkung, nun ſo bleibt er ebenbürtig, hat Kredit und läßt bei nächſtem Sonnenſchein wieder in See laufen."

„Ich glaubte Euch unten zu finden," ſagte Caſtlereagh, „in dem Flügel rechts, wo man Männer unſers Standes —"

„Ihr ſcheint bekannt mit der Localität?"

„Zufällig nicht aus eigener Erfahrung."

Sie nahmen Beide Platz, da ſich in der Ecke für den Beſuch noch ein ärmlicher Seſſel fand.

„Zufällig!" nahm Rowan das Wort auf, „nun ſeht, Mylord, vielleicht iſt alles nur Spiel des Zufalls in der Welt, wie es ein ironiſches Geſchick ſeltſam nach Luſt und Laune zuſammenwürfelt. Es iſt zufällig, daß ich der Gefangene bin in Newgate, nicht Ihr, zufällig, daß ich nicht Euch, daß Ihr mich beehrt, zufällig ſeid Ihr nicht der Verräther am Vaterlande, zufällig hat die Jury mich für ſchuldig erklärt —"

„Euer Humor erſchöpft ſich, die Welt in Zufälligkeiten aufzulöſen," unterbrach ihn Caſtlereagh mit anſcheinendem Lächeln, doch mit verhaltenem Groll. „Die Thatſache, die vorliegt, iſt, daß die Jury ſich auf den Verdacht hin ausſprach, der Euch mit jenem Jackſon in Verbindung brachte. Nun wollt Ihr ſagen, daß eine Jury auch mitunter nach dem Scheine urtheilt, wenn der Schein drückend iſt."

„Niemals, wenn die Jury das Gewiſſen der Nation iſt!" ſagte Archibald mit Wärme, „aber man hat Fälle, wo ſie von Creaturen zuſammengeſetzt wird, die nach dem Schein ſprechen, nach dem Schein des Goldes, nach dem Schein einer Sonne, die nur ein Transparent iſt, den Pitt's geſchäftige Diener illuminiren."

„Die Zumuthung iſt etwas ſtark," ſagte Caſtlereagh.

„Brechen wir davon ab, wenn ſie Euch etwas ſtark beläſtigt."

„Mich beläſtigt? Ich könnte faſt glauben, Sir, Ihr wolltet beleidigen."

„Wollen?" ſagte Rowan, „es lag außer meinem Wollen, war es dennoch eine Beleidigung, ſo lag ſie in der Sache."

„Ich habe Grund, Rückſicht zu nehmen," erwiederte Caſtlereagh und erhob ſich kalt und mit einer Geringſchätzung, die einem Gefangenen gegenüber nicht edel ſchien.

Archibald ſprang auf. „Rückſicht? auf meine Lage?" rief er. „Ich entbinde Euch jeder Rückſicht für mich, Mylord, mein erſter Gang, wenn ich dieſen Ort verlaſſe, iſt ein Gang mit Euch. Oder Ihr müßtet denn eine Rückſicht kennen, die mehr Euch ſelbſt als mir gilt."

„Mir iſt jede Waffe recht," ſagte Caſtlereagh, „ich werde Euch zu treffen wiſſen." — Der ruhige, aber düſtere Schimmer, der jetzt aus ſeinem Auge brach, ſchien ſich an der Flamme anzufachen, die Rowan's Züge faſt mehr mit Freude als mit Zorn durchzuckte. Schweigend maßen ſich die Gegner Aug' in Auge, jeder Blick war Schwertſtreich genug, um den Andern zu durchbohren.

„Wir wiſſen jetzt, wie wir mit einander ſtehen," unterbrach Caſtlereagh die ſchwüle Stille, „ſprechen wir von Staatsgeſchäften, wie Hamlet ſagt!" Es war ihm nur um eine ſcherzhafte Wendung, um einen geſchickten Abſchluß für die mißgeleitete perſönliche Berührung zu thun.

„Ganz recht, von Staatsgeſchäften!" brach Archibald hervor und warf ſich wohlgemuth in den Seſſel, deſſen mürbe Lehne faſt unter ſeinem Rücken zuſammenbrach. „Von Staatsgeſchäften! Weiß ich doch nicht, als was ich Euch hier zu begrüßen hatte, ob nicht als Beamter der Krone? Ich bin erſt ſeit kurzem hier Einſiedler, und doch weiß ich nichts mehr vom Lauf der

Welt, weiß nur um den Lauf meines Blutes, messe alles nach dem Instinct meines Naturells.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zuchthäuser.

Diese Anstalten gehören jetzt zu den Modesachen philanthropischer und socialer Bestrebungen. Auch der „Freihafen" brachte im letzten Jahreshefte einen Aufsatz des Dr. Kruse: „Englische und deutsche Zuchthauseinrichtungen." Ein englisches Zuchthaus mit Zellenabsonderung und schweigender Beschäftigung, in einem Tretrade für Männer, an einem Schiebwerke für Frauen, wird im Detail beschrieben, um deutschen Einrichtungen zur Vergleichung zu dienen. Seit Julius diesen Gegenstand zu seiner Specialität gemacht und die umfassenden Mittheilungen aus America darüber veröffentlicht hat *), läßt sich eben in gleichem Sinne nur noch Einzelnes beschreiben. Für einen höheren Standpunct ergeben sich andere Fragen. Dies sei besser als Jenes, darf man nicht sagen, ehe man weiß, wozu Beides dienen soll. Was dem Zweck am meisten entspricht, hat den Vorzug.

Früher begnügte man sich, den Verbrecher durch Einsperrung unschädlich zu machen. Nur, was zur Fristung des Lebens unentbehrlich, erhielt er; körperliche Peinigung sollte ihn strafen. Dann erschien momentane Entfernung der gesellschaftlichen Vorsicht nicht hinreichend. Mildere Sitten führten bessern Unterhalt mit sich; körperliche Mißhandlung wurde als unwürdig verbannt. So entstanden Verhältnisse, in denen Verbrecher unter Aufsicht und Leitung gebildeter Beamten sich besser befanden als der rath- und hülfslose Arme, der noch nicht bis dahin zum Verbrechen seine Zuflucht nahm. Jene Vorzüge wurden größer, wo geistliche Belehrung hinzutrat und den stumpf gebliebenen Sinn für Höheres zu wecken, oder wuchernde Leidenschaften harmonisch zu mildern bemüht war. In solchem Zustande sind jetzt manche Anstalten dieser Art. Die Gesellschaft ergreift den nothleidenden oder rohen Verbrecher, badet ihn, kleidet ihn, nährt ihn und beschäftigt ihn auf das zweckmäßigste. Sein Körper erstarkt in Gesundheit, die Seele gewinnt eine heitere Ruhe. Religiöse Fürsorge übernimmt die Ausbildung geistiger Fähigkeiten. Der Gesetzübertreter erscheint wie ein Kranker, der körperlicher Pflege oder geistiger Bildung bedarf. Das Zuchthaus gewährt ihm Beides.

Wer möchte läugnen, daß dies der richtige Gesichtspunct ist? Allein es gibt solcher Kranken sehr viele. Das Verbrechen erscheint dann als ein Mittel, um jener Pflege und Bildung theilhaftig zu werden. Nicht einmal Zuchthäuser darf man zweckmäßig einrichten, so lange Millionen in Verhältnissen leben, wo Kerker und Gefangenkost wie Palast und Leckerbissen erscheinen. Statt sich mit Heilung zu beschäftigen, muß man auf neue Peinigung sinnen. Aermliche Staaten kehren zum Prügelsystem zurück. Nordamerica wendet Einsamkeit und Schweigen — nicht wie Arznei und in passenden Dosen, sondern — zur Bestrafung der Züchtlinge an.

So lange Zuchthäuser ein Anderes sind als Zwangsschulen und Erziehungsanstalten für Leib und Seele: so lange bedürfen ihre Einrichtungen der Verbesserung. Eine gute Einrichtung dieser Zwangsschulen ist aber unmöglich, bis man sich außerhalb mindestens eben so wohl befindet, wie der Zweck es im Innern erheischt. Je glücklicher ein Volk lebt, desto besser können seine Zuchthäuser sein. Weil man jede Unvollkommenheit als eine noch unentbehrliche Unannehmlichkeit darstellen und für eine zur Abschreckung erforderliche Strafe ausgeben kann, darum geschehen Verbesserungen eben so langsam, als die Vorschläge dazu verschieden sind. Die neuesten stammen aus America. Wie sind sie?

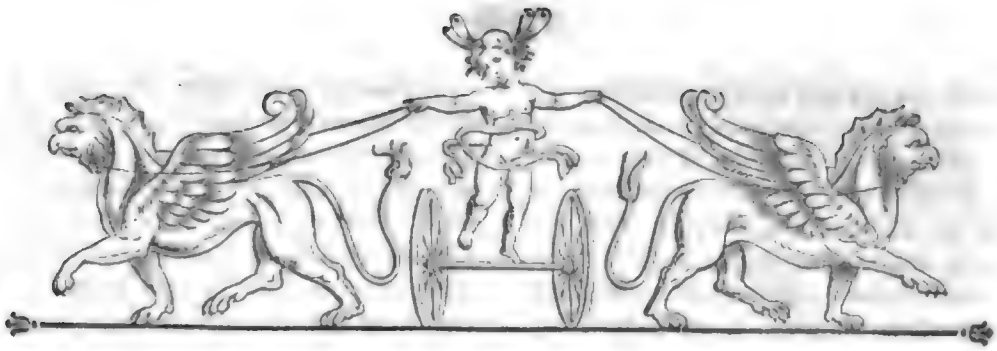
Nordamerica ist das Land des Egoismus. Seine Vorzüge, seine Fehler wurzeln im Eigennutz. Auch die Zuchthauseinrichtungen tragen dort den Charakter des gesellschaftlichen Egoismus im höchsten Grade. Erziehung — nach theologischer Terminologie: Besserung — des Verbrechers ist Aufgabe der Gesellschaft. Berücksichtigung der Individualität und richtige Entwickelung derselben bleibt das Ziel aller Zuchthauseinrichtungen. Auf den Verbrecher nimmt Nordamerica gar keine Rücksicht. Die comfortable Einrichtung ist Landessitte; man begreift eine schlechtere nicht. Damit hat aber auch alle Sorgfalt ein Ende. Wie sind die Anlagen des Verbrechers? wes Geistes Kind ist er? wozu muß er erzogen werden? Das kümmert die americanischen Zuchthäuser nicht. Sie sperren ihn ein und lassen ihn schweigen, damit der Geist ersterbe; sie nähren und pflegen ihn, damit der Körper gedeihe. Sein Handwerk darf er wählen; daß Jeder treibe, was er versteht, nützt ja der Gesellschaft. Von Geisteswerken ist nicht die Rede, so weit nicht Formalismus und Zelotismus hineinpfuschen. Kurz, Schweigen und Einsamkeit ist keine Einrichtung, die dem Zweck entspricht. Das geistige Leben wird erstickt, der Mensch wird zur Pflanze herabgedrückt, vegetiren soll er, nicht denken, Beschränkung und Zwang lassen ihn nicht einmal mit dem Thiere in Vergleich bringen. Der Gesellschaft mag es bequem sein, lästige Menschen in Pflanzen zu verwandeln, die Procedur bringt sogar etwas ein; eine gute Zuchthauseinrichtung ist es nicht.

Und dieses Muster sollten wir nachahmen? Erziehen und bilden sollen die Zuchthäuser, aber nicht ein besseres Loos bieten, als es draußen der Armuth gewährt wird. Schweigen und Einsamkeit in americanischer Ausdehnung widerspricht dem Ersten; dem Zweiten wirkt die bequeme Einrichtung entgegen. In dem Grade ist sie nicht nöthig, bei unsern Zuständen würde sie schädlicher Luxus sein.

P.

*) Nordamericas sittliche Zustände. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. Wir berichten über dies wichtige Werk noch besonders. D. Red.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 247. — den 17. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht.

(Fortsetzung.)

Es war allerdings das Gerücht verbreitet, Robert Stewart sei zum Staatssecretair von Irland ernannt.

„Auf eine Frage, die keine Berechtigung in sich selbst hat," sagte Castlereagh mit dem ganzen Gewicht seiner gehaltenen Grandezza, „finde ich auch keine Nöthigung zur Antwort. Ich bin in diesem Augenblicke so wenig im Dienste des Staates, als ich in anderm Auftrag als in eigenem vor Euch erscheinen wollte. Für den persönlichen Antheil, den ich Euch schenkte, hab' ich nicht nöthig, Entschuldigung einzulegen, da er dem Cavalier, dem Mann von Stande, in Euch galt. Mein Zutritt zum Lord Statthalter war bisher ebenfalls nur ein persönliches, kein amtliches Verhalten, und könnte beiläufig so weit reichen, um dem Gouvernement augenscheinlich zu machen, daß hier in Newgate ein Cavalier nicht auf angemessenem Fuße lebt."

Archibald stand auf. „Möchtet Ihr doch, Mylord," sagte er ehrlich und warm bewegt, „den Antheil einem Würdigeren schenken! Und der Würdigere ist immer das Vaterland. Warum habt Ihr früher Irland geliebt? Was hat unser Land verbrochen, daß Ihr seinen Interessen Euer Wort entzogt? Es ist noch nicht gar lange her, als im Parlament die Frage stand, ob Irland frei nach Ostindien seine Producte ausführen dürfe, oder ob es immerfort als Stiefkind Englands und unter dessen scheelsüchtiger Vormundschaft leben und athmen soll. Damals spracht Ihr für des Volkes Sache. Was ist seitdem geschehen, daß Ihr sie aufgebt?"

In Castlereagh's Mienen lauschte ein Triumph, der deutlich zu sagen schien: So wollte ich Dich, warm und bewegt, damit Du die ganze Schärfe meiner Kälte fühlst. „Es war nur zum Scherz, Sir Archibald Rowan," war seine lächelnde Entgegnung, „nur zum Scherz, daß ich Hamlet's Spruch hier einfädelte. Wir haben nichts weiter mit einander zu verhandeln, wir sind mit einander fertig bis auf den Punct, wo wir uns treffen werden. Bis dahin, ist mein Rath, wollen wir uns wie zwei kaiserliche Gladiatoren des alten Roms zu schonen wissen, damit wir einander ehrenhaft Stand leisten, — ein guter Rath, der Euch vornehmlich gilt, denn es scheint, daß Ihr mitunter, vielleicht aus Zerstreuung nur, Euch Gegner wählt, die nicht ebenbürtig, die zu gering sind für einen ritterlichen Arm!"

Das grüne Tuch war von Archibald's Stirn gesunken, und die blutige Narbe leuchtete aus dem dunklen Gesicht des Milesiers wie ein rother Mond.

„Ich kann nur bitten, spart Euch für mich auf!" wiederholte Castlereagh, und seine lächelnde Lippe zuckte wie ein kalter Blitzstrahl des Hohns. Er nahm mit kurzer Verbeugung seinen Rückzug, und Archibald's wilde Blicke folgten ihm sprachlos, bis er aus dem Gemach verschwand. Die Wunde an der Stirn hatte er sich im aufbrausenden Eifer selbst geschlagen. Man hatte ihm in seinem frühern Gefängnißzimmer zwei Diener als Wache beigesellt, zwei bleiche englische Gesichter, blasse

Schufte aus England, wie er ſagte, die ſeinen Unwillen, ſeinen Jähzorn durch ihr bloßes Daſein weckten; er hatte ſie mißhandelt, und da ſie ſich wehrten, den Einen mit ſeiner ſtarken Fauſt zu Boden geſtreckt. Seitdem bewohnte er das enge Gemach im Thurme, ein Dragoner ſtand auf dem Gange, der zu ſeiner Thür führte, und der breitköpfige Goliath von Irländer, Mac Dowell, der eben eintrat, war ausſchießlich für ſeinen Dienſt geſtellt.

Rowan hatte ſich im Zorn über die erlittene Verachtung auf ſein Lager geworfen, ſeine Hände zerrten an den Schleifen des grünen Tuches, das ihm von der Stirn geſunken war. Der Kerkermeiſter ſtand mit einem trotzigen Lachen vor ihm. „So'n ſchöner Herr, ſo ſchöne lebendige Gliedmaßen!“ ſchmunzelte Mac Dowell, „wär' für 'nen Todtboxer ein gefunden Freſſen.“

„Laß mich in Ruh,“ herrſchte ihm Rowan entgegen.

Mac Dowell ſchnob im Zimmer umher, ſchnalzte mit der Zunge und wirbelte die Fäuſte wie zum Angriff um einander. Von Zeit zu Zeit ſtieß er einen wiehernden Laut von ſich und ſchoß mit dem rechten Arm durch die Luft; in ſeinen Geberden drückte ſich faſt wollüſtige Kampfluſt aus. Archibald mußte laut lachen, wie die fabelhafte Geſtalt des alten Athleten ſo luſtig im engen Zimmer manövrirte.

Mac Dowell war in ſeinen jüngern Tagen, in den Zeiten ſeiner Blüthe, wie er zu ſagen pflegte, Boxer von Profeſſion geweſen, die ganze Grafſchaft hatte Niemand aufzuweiſen, der ihm gewachſen. „Ich hatte den größten Schlagetodt von Irland, den als Todtboxer und Feuerfreſſer bewährten Mac Collum, niedergeſchmettert,“ ſagte er, „zog von einem Jahrmarkt zum andern, und hatte mein gutes Ein- und Auskommen. War noch ein blutjunger Burſch, als ich den Mac Collum ſchlug, war lang wie der lebendige Tod, aber auch hager wie der Knochenmann, war vor Liebe ſchmächtig und abgezehrt, weil mich Kathleen nicht mochte. Mit 'nem Heldenſtück mußt' ich ihre Liebe gewinnen! So dacht' ich. Aber wie in aller Welt bei der ausdörrenden Schwermuth meiner Seele eines ſo grauſam Gewaltigen Herr werden! Tag und Nacht lag ich auf den Knieen vor der heiligen Jungfrau, ſie möchte meiner, vor lauter ſchmachtender Liebespein matt gewordenen Seele die Kraft verleihen, den großen Schlächter zu werfen. Und ſiehe, einſtmals im Traume gibt mir die Mutter Gottes einen Stoß mit der Hand. Ich meint' es ſei ein Backenſtreich, eitel um meine Sünden willen, derweil ich vom Verderben meiner Liebe ganz beſtrickt und an Kathleen ganz verloren war; aber alle Nacht kam die Mutter Maria wieder und führte durch die Luft denſelben Hieb mit der ſchönen weißen heilig lieben Hand. Gott ſteh' mir bei, es war kein Backenſtreich, es war keine Prim, keine Quart, eine Fechterfinte war's, ein Seitenhieb voll Liſt und Täuſchung, denn wie ſie mir nach dem Kinnbacken zielte, wandte ſie plötzlich die Hand zurück, und der Stoß ſaß mir im Genick. Soll mir gleich das ewige Fegefeuer wie ein großer Freudenlärm in allen meinen Gedärmen toben, wenn's mir nicht geoffenbart war von der Mutter Gottes, wie ich den Mac Collum niederſchlug. Ich that's, und geſchah's unter'm Applaus aller guten Herzen von Kilkenny, denn dort war der Jahrmarkt und da wohnte Kathleen, mein einzig Juweel. Nun war ich geachtet im Lande, und Kathleen fing an, mich zu ſchätzen. Aber, bei den Thränen des Jeſukindes! zur Liebe bracht's Kathleen doch nicht. Es iſt mit der Liebe ein eigen Ding, ſie will nicht errungen ſein, nicht erboxt und nicht erworben, ſie kommt flatterig und duſelig ganz willenlos wie ein Täublein zirp zirp herab aus blauer Luft, Du weißt nicht, wie Dir geſchicht, ſuchſt nach Verdienſt in Deinem Wandel und findeſt nichts; die Lieb' iſt eine Gnade Gottes, die Dich überkommt, ein himmliſcher Bote, ein Säuſeln der Luft am heiligen Pfingſten. Kathleen ging hin und hat mich nie geliebt. Mein Weib wurde ſie, weil ſie mich achtete und ehrte. Aber ſie erkrankte bald, ging hin und ſtarb, ohne mich zu lieben, noch in der Maienzeit ihres jungen Lebens. Du mein Gott dort oben und du mein Sodom hienieden! Seitdem Kathleen nicht mehr auf Erden war und dort oben unter den lichten Sternen wandelte, und nur ganz von fern herabſchaute auf mein ſtaubig Herz, konnt' ich lange Zeit nicht boxen, und fehlt' mir aller Muth, alles Handgelenk. Ich legt' mich auf Jahrmärkten und bei Wettrennen aufs Geſichterſchneiden. Auch war mir's allezeit grauſam weh ums Herz, ſo was man windeweh nennt, und ich ſchnitt Mimik, wie's der Profeſſor ſagt, wo nicht aus Herzensluſt, doch aus Herzensgram und eitel Weh. Später kam ich nach Dublin und klappere nun ſeit lange mit dem großen Schlüſſel in Newgate. Aber wenn Ew. Gnaden boxen wollen, ſo bin ich noch der alte Stehauf und die Jahre meiner Blüthe ſchlagen mir wieder durch's Leben. Wo nicht, ſo ſchneide ich Euch Geſichter, weil Ihr ſelbſt ein Aufſchneider ſeid.“

Der Alte wirbelte wieder die Fäuſte um einander, und Rowan hatte Noth, den Fanatiker von ſich abzuwehren. Er löſte das grüne Halstuch auf, drehte die

Spitze steif und fest und schweppte nach dem Alten, um ihn fern zu halten. Es war nicht so böſ' gemeint, aber nach mehrern vergeblich geſchwungenen Streichen fuhr den Alten der Zipfel des Tuches mit der ganzen ſtechenden Kraft, die einer Schweppe eigen, wenn ſie ihr Ziel ſicher faßt, ſo heftig ins Angeſicht, daß er vor Schmerz aufſchrie und beide Hände ans Auge drückte. „Mörder meines Augenlichts!" ſchrie der alte Menſch mit dem Zorne eines Goliath, „nun ſchlag' ich Euch die braune Leber ins Angeſicht, geb' Euch einen Stoß von unten auf, daß Euch die Seele ſtraks zum Schornſtein 'naus fährt!" Mit wilder Wuth drang er auf Archibald ein, der mit Blitzesſchnelle vom Lager ſprang, um den Angriff des Raſenden zu pariren. Er bewies, daß er Boxer aus Liebhaberei war und trotz einem Boxer von Profeſſion das Handwerk ſehr gut verſtand. Mac Dowell's Zorn kannte keine Gränzen, er ſtieg mit dem Widerſtande, den er fand, und Rowan mußte jetzt alle Gewandtheit ſeiner Kunſt zu Hülfe nehmen, um den gewaltigen Fauſtſchlägen des Kerkermeiſters auszuweichen. In der ſteigenden Heftigkeit ging die Vertheidigung auch ſeinerſeits in Angriff über, und mit einem gewaltigen Streich ſchleuderte er den Alten zu Boden. Wie Archibald aufathmete, war es im Zimmer, das von dem Lärm erdröhnte, plötzlich ſtill wie im Grabe. Dowell lag betäubt und rührte ſich nicht, ein ſtarker Schlag auf die Schläfe hatte ihn hingeſtreckt, — vielleicht gar tödtlich, denn eine Leichenbläſſe lag auf dem breiten Geſicht des Alten. Unwillig mit dem Fuße ſtampfend, die Arme in einander geſchlungen, ſtand Rowan vor ihm. „Scherz zu Ende!" rief er, „Menſch, ſteh' auf!" Aber Dowell rührte ſich nicht; die gewaltigen Glieder lagen vierſchrötig nach allen vier Himmelsgegenden ausgeſpannt, als wollt' er mit Hand und Fuß das enge Gemach umſpannen und meſſen. „Mac Dowell, Mac Dowell!" ſchrie Archibald zornig. Seine Stimme hallte nach im öden Raum, aber Mac Dowell hörte ihn nicht und blieb ſtill am Boden. Archibald kniete zu ihm nieder, er liebkoſte ihm mit Hand und Mund; die Lippen des Alten waren kalt, ſein Ohr taub. „Lieber Gott! hab' ich ihn erſchlagen?" flüſterte Rowan weich wie ein Kind. In ſcheuer Haſt ſtürzte er gegen die Thür, um nach Hülfe zu rufen. Sie war verſchloſſen, aber der große Schlüſſel mit dem ſchweren Ring lag neben dem Kerkermeiſter am Boden. Da blitzte ein Gedanke zur Selbſthülfe, zur Selbſtbefreiung, in Archibald auf. Die Wolluſt, ſich frei zu machen, durchrieſelte ihn plötzlich mit einem Schauer der Wonne. Er lauſchte am Schloß. Die Wache ſchritt eben an der Thür vorüber, dann hallten ihre Tritte ſchwächer, weil der nächſte Pfeiler den Schall brach. Raſch drehte er den Schlüſſel um, die Pforte ſprang auf, er warf ſie hinter ſich ins Schloß, und ehe der Dragoner ſich wandte, um den langen Gang zurückzumeſſen, ſtürzte Archibald die kleine Wendeltreppe hinunter und war im zweiten Stock. Die Sinne ſchwirrten ihm, er wußte nicht, was er wollte, ob nach Hülfe rufen für Dowell, ob nur auf ſich und ſeine Flucht bedacht ſein, und als er wußte, was er wollte, trat das ſchüchterne Bedenken ein, ob er auch könne, was er möchte, und ob ihm Glück und Zufall weiter günſtig. Er war im Hauskleid, ohne Kopfbedeckung, die goldene Kette und das grüne Tuch hingen loſe um den Nacken. Er war leicht zu erkennen, man konnte ihn ſchnell in ſeine Klauſe zurückführen; aber er war jetzt entſchloſſen, mit Gefahr ſeines Lebens den Wink des Schickſals zu benutzen, und als Waffe ſchwang er triumphirend den ungeheuern Schlüſſel mit dem ſchweren eiſernen Ring. Er ſtieg noch eine Treppe tiefer und bog dann in den ſchmalen, finſtern Gang, der an einer Reihe öder Gefängniſſe vorüberführte. Sein Tritt war ſo keck und ſicher, ſein Auge blickte ſo frei und dreiſt; die Wache, die in der Ecke lehnte, hatte kein Arg, den Mann im Hauskleide, mit dem Schlüſſel in der Hand, der hier ſo feſt einherſchritt, als hätt' er ein Recht dazu, ungehindert paſſiren zu laſſen.

Bei alledem war noch kein Ausweg gewonnen; den geraden Weg dazu einzuſchlagen, ſchien thöricht.

(Der Beſchluß folgt.)

„Die Oſtſee" von Gardthauſen.

Wir Deutſchen ſind doch curioſe Leute! Je näher uns Etwas liegt, deſto weniger kümmern wir uns darum. Ob der Diſtrict Adana dem Sultan oder dem Paſcha gehöre, darüber bringen unſere Zeitungen lange Artikel. Die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen und der Elſaß machen uns auch wohl noch Sorge. Sie befinden ſich ja ſchon in fremden Händen. Wie es aber in Schleswig ſtehe, davon ſchweigen Deutſchlands Publiciſten. Schleswig iſt ja eben ein Land, dem Königseide geſchworen und verbriefet: „dat Sleswigk un Holſteen ſchal bliven ewig toſamende ungedeelet" (daß Schleswig und Holſtein ewig ungetheilt zuſammen bleiben ſollen). Jetzt mag auch der deutſche Bund blos Holſtein umfaſſen, jetzt mögen immerhin die Deutſchen in Schleswig für Sprache und Nationalität in offener Fehde gegen Dänemark ſtehen, jetzt mag ſogar in edler Verzweiflung der proſaiſch'ſte Schleswiger mit dem obengenannten Dichter ausrufen müſſen:

„Hab' ich ein Vaterland? Wo? Drüben? Hier?
— — — — — — — — —
Denn wir aus Schleswig ſchloſſen ja den Dänen,
Und Deutſchland wiederum ſchloß uns die Thür.
— — — — — — — — —
Kein Vaterland und doch ein Herz dafür —
O! wohl um Schlecht'res floſſen Männerthränen.
— — — — Will man reiſen:
Ein Menſch aus Schleswig, wird's im Paſſe heißen."

Das iſt nicht genügend, unſere Blicke auf Schleswig zu lenken. Dazu liegt das Land nicht fern genug!

Im Spiegel der deutſchen Literatur wird auch das Fremdeſte reflectirt. Wenn aber in Holſtein ein Gedicht erſcheint, in deſſen Begrüßung alle Journale des Landes wetteifern, wenn ein Profeſſor der kieler Univerſität den Verfaſſer mit Byron in Parallele ſtellt, wenn öffentliche Blätter erzählen, der Dichter ſei wegen ſeines Werkes von der Liſte der theologiſchen Candidaten geſtrichen, wenn eine hamburger Zeitſchrift, in welcher proteſtantiſche Prieſterherrſchſucht den königsberger Apoſtaten vergöttert, mit lügneriſcher Bosheit die Aeußerungen getadelter Perſonen als Ausſprüche des Verfaſſers hinſtellt, holſteiniſche Ausdrücke, wie Mädchen-Inſtitut ſtatt Penſion, zweideutig und lächerlich macht, Gedanken verlangt, wo der Dichter Empfindungen gab: — dann mögen viele Monate verlaufen und kein deutſches Blatt nimmt weiter Notiz davon.

Was hier geſchildert, betraf den Dichter der Oſtſee. Schon dieſe Ungerechtigkeit, mehr noch die Theilnahme eines ganzen deutſchen Landes, am meiſten des Sängers echt vaterländiſche Geſinnung, dürften wohl eine weitere Mittheilung rechtfertigen, hätte auch das Gedicht weit weniger Werth, als ihm in Wahrheit zugeſtanden werden muß.

Mit Goethe's Worten:

„Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre,
Und wie der Menſch nur ſagen kann: hier bin ich,
Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreu'n,
So kann ich auch nur ſagen: Nehmt es hin!"

widmet der Dichter „ſeinen Freunden" das Werk. Was dem Tadel am meiſten bloßgeſtellt, iſt dadurch geſichert. Es ſind viele Holſteinismen darin. Aber ſo ſpricht man dort; das Gedicht iſt ein Familienſtück. Auch manche Schilderung iſt nur dem dort Gebornen verſtändlich und von Intereſſe. Die Schleswig-Holſteiner werden ſelbſt im Ausdruck das Gefühl der Verwandtſchaft genießen.

Doch auch des Fremden Intereſſe verdient der Inhalt. Seefahrt und Meeresſturm ſind oft in ihrer Größe geſchildert. So idylliſch, ſo deutſch gemüthlich und heimlich wurden dieſe erhabenen und gewaltigen Scenen kaum jemals aufgefaßt. Wer Dänemarks liebliche Küſten geſchaut, wer ein Bild wünſcht von jenem ſüßen Leben, das Anderſon ſo treu zu ſchildern weiß, dem werden viele Verſe liebe Spiegel ſein.

„So weich klingt Däniſch, daß ſelbſt rauhe Kehlen
Dem fremden Hörer ſeine Neigung ſtehlen".

Und ſicher gewinnt auch die treue Schilderung das Herz des Leſers. Am reichſten entfaltet ſich allerdings das Gemüth des Dichters in Schleswig-Holſteins Umarmung. Aber eben hier ſind auch viele Puncte, die den Einwohnern allein gehören. Einſtimmen wird jedoch der Deutſche und der Schleswig-Holſteiner, wenn der Dichter, neben Anerkennung aller Vorzüge, als hinreichenden Grund der Vaterlandsliebe den einen nur gelten läßt:

„Warum es ſchön das Land? —
— — — — — — —
Nicht darum, ſondern — weil es unſer Land iſt!"

ohne dies jedoch in provinzieller Beſchränktheit zu faſſen, denn er mahnt ebenfalls:

„Nein! Nein! vereinzelt nicht der Welt den Rücken,
Am wenigſten der deutſchen zugewandt!
Es kann des Gliedes Puls, den wir befragen,
Lebendig nur mit ſeinem Herzen ſchlagen."

Und nun zum Schluß. Das Ganze iſt Beſchreibung einer Seereiſe von Kopenhagen nach Kappeln in Schleswig, mit Excurſionen im Raume und in der Zeit der däniſchen und der ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte. Weltbewegende Gedanken und Zukunft durchdringende Blicke finden ſich nicht. Aber wie ſelten ſind dieſe auch! Es finden ſich jedoch ebenſowenig tönende Phraſen, womit man jene jetzt oft zu erſetzen ſucht. Es ſind mannichfaltig wechſelnde Scenen Dänemarks, der Oſtſee und Schleswig-Holſteins, aus alter und neuer Zeit, geſpiegelt in der idylliſchen Seele eines ſchleswig-holſteiniſch ſituirten Jünglings und vermiſcht mit Aeußerungen perſönlicher Zuneigung. Freunde und Landsleute erfreuen ſich daran, der Fremde findet liebliche Bilder darunter und der Deutſche ehrt und pflegt die Wärme der vaterländiſchen Geſinnung an der erſtarrenden Gränze des Nordens.

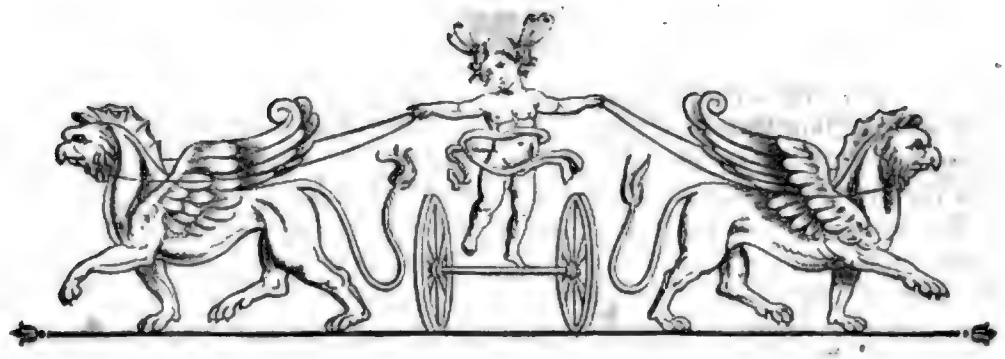
P.

Notiz.

[Zwei Schweden und zwei Oeſterreicher.]

Fr. Förſter erzählt im 3. Bde. ſeiner „Höfe und Kabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert" (Potsdam bei Riegel) folgenden Vorfall, welcher Manneswerth und Feigheit zu ſcharfem Contraſt aneinanderrückt. Karl XII. hatte ſich mit Erfolg der Proteſtanten in Schleſien gegen die jeſuitiſchen Unterdrückungen angenommen. Bald darauf brachte der ſchwediſche Geſandte, Baron v. Strahlheim, bei einem Gaſtmahl in Wien die Geſundheit ſeines Monarchen aus. Mehrere Anweſende zögern, darauf anzuſtoßen, und Graf Zobor, kaiſerlicher Kammerherr und ungariſcher Magnat, erklärte laut, auf des türkiſchen Sultans, des Ragotzy und des Königs von Schweden Wohl trinke kein ehrlicher Mann. Strahlheim gab ihm als Antwort eine Ohrfeige, begab ſich dann zum Kaiſer und verlangte die Verhaftung des Grafen. Dieſe geſchah, aber Karl XII. begnügte ſich nicht damit, er beſtand auf Auslieferung deſſelben, um ihn nach ſeiner Willkür beſtrafen zu können. Und der Kaiſer des römiſch-deutſchen Reichs, Joſeph I., lieferte ſeinen Kammerherrn, den ungariſchen Magnaten Grafen Zobor, in Ketten und Banden nach Stettin an Karl XII. aus. Dieſer entließ ihn mit einem Verweiſe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 248. — den 19. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht.

(Beschluß.)

Es war auffallend leer in den Gängen des Gebäudes. Die Kerkerthüren waren geschlossen, hier und da stand ein Rothrock mit der Muskete, alles aber von der Dienerschaft, Beamten und Kerkermeister waren im Gerichtssaale, wo noch die Jury saß, um über Jackson zu sprechen. Die Verhandlungen reizten so sehr die Schaulust, daß alles in Newgate, was nur müßig oder überflüssig im Augenblick schien, sich dorthin gedrängt hatte, wo der Angeklagte zugleich den Todesspruch aus dem Munde des königlichen Richters erwartete. Wenn es dem Flüchtling gelang, unangehalten bis zum Gerichtssaal vorzudringen, so war er geborgen; dort nahm ihn die Menge in ihren Gewahrsam, dort deckte ihn die auf den öffentlichen Act gerichtete Spannung der Versammelten, und mit der Masse zugleich, welche die Tribunen und den Platz hinter den Schranken füllte, gewann er auch leicht den Ausgang, sobald die Sitzung geschlossen und die Flügelthüren geöffnet wurden, die vom Saale nach dem freien Platze führten.

Der Saal lag auf der entgegengesetzten Seite des innern Hofraumes, welchen eine offene Galerie einfaßte. Von dieser führte eine Seitenthür in das Innere des Tempels, wo die Göttin mit der Augenbinde saß. Wie Archibald aus dem dunklen Gange in die offene Halle hinaustrat, wankte sein Tritt, die freie Luft, die ihn anwehte, das Gefühl, durch einen Blitzstrahl des Glücks seinem Kerker plötzlich enthoben zu sein, betäubte ihn und drängte sein Blut mit ängstlichem Frohlocken nach den Herzenskammern. Er mußte nach dem Rande der Galerie greifen, um sich zu halten, lehnte hinüber und trank mit gierigen Zügen die windbewegte Luft, die durch den weiten Hofraum strich. Dicht hinter sich vernahm er den Tritt eines Musketiers mit klirrendem Gewehr; er blieb in seiner Stellung, den Kopf zwischen die Arme geklemmt, und blickte vor sich hin, als habe er hier ein gewohntes müßiges Geschäft. Wie die Wache um den Pfeiler trat, raffte er sich auf und schritt rasch, aber ruhig, die Galerie hinunter. Die Seitenpforte war angelehnt, die Constables und Gerichtsdiener, die auch hier hielten, waren in den innern Raum getreten; ganz mit dem Vorgang in der Sitzung erfüllt, hielten sie Ohr und Auge gespannt, und Rowan stand bereits einige Minuten hinter ihnen, als ein Wachhabender sich gleichgültig nach ihm wandte, ohne seinen Eintritt, der bereits geschehen war, nachträglich zu hindern. Ohne Störung zu verursachen war auch keine Weisung mehr möglich, und so nahm Archibald den nächsten glücklichen Moment wahr, neben den Constables hinweg sich der kleinen hölzernen Treppe zu nähern, welche zu der obern Tribune des Publicums führte. Alles lauschte mit verhaltenem Athem auf die Rede des Kronanwalts, der sehr leise sprach; der Flüchtling stieg behutsam hinauf und fühlte sich oben unter dem Schutze des Volkes. Seine Gestalt ragte ziemlich weit über seine Umgebung fort; es war gefahrvoll, den Blicken so Vieler, die ihn

kannten, obſchon ſie ihn hier nicht vermutheten, auf längere Zeit ausgeſetzt zu ſein. Inzwiſchen blieb nichts weiter übrig, als ruhig das Ende des ganzen Actes abzuwarten, um dann mit dem ſichern Strome der Menge zu entkommen. Der Gang der Verhandlungen führte ihm, peinlich genug, ſein eigenes perſönliches Erlebniß vor Augen. Der königliche Anwalt ſetzte das Verbrechen aus einander, mit dem Gegner des Vaterlandes, mit Frankreich, dieſem Feinde aller Religion, aller Volksverträge, aller Sitten und Geſetze, in Unterhandlung getreten zu ſein, und auf Grund dieſer Anklage hatte Rowan vor nicht langer Zeit ebenfalls vor den Schranken geſtanden. Bei Jackſon blieb die Strafwürdigkeit außer allem Zweifel, man zeigte die Briefe des franzöſiſchen Directoriums auf, die er an die Geſellſchaft der „Vereinigten Irländer" zu überbringen gehabt. Ob dieſer Verein gleicher Anklage theilhaftig ſei, dieſen Punct ſchien der Redner heut außer Acht zu laſſen, da der Angeklagte ſeine Ausſage hierüber zurückgenommen. Der Anwalt war mit Darlegung des Sachſtandes zu Ende; die Geſchworenen entfernten ſich, um im Nebenzimmer ihr Votum einſtimmig zu machen. Es dauerte kaum einige Minuten, ſo ſaßen ſie wieder auf ihrem Platz; Beweis genug, wie leicht es war, Jackſon einſtimmig für ſchuldig zu wiſſen. Auf dieſen ſelbſt und auf die Mittheilungen, die er angekündigt, war man jetzt erwartungsvoll geſpannt. Bevor der Richter das Straferkenntniß abgab, mußte man den Angeklagten noch ſchließlich vernehmen. So eben erſchien Jackſon in einem ſchlichten Hausgewand, nicht in der prieſterlichen Amtstracht, vom Sheriff und einem Diener mühſam geführt. Ein ſichtlicher Schreck bemächtigte ſich der Verſammlung bei ſeinem Anblick. Man war gewöhnt, Perſonen des Unglücks ſolcher Art ſchwach, hinfällig, aller Haltung baar, dem Todesurtheil entgegenwanken zu ſehen; an Jackſon aber war eine gränzenloſe Zerrüttung auffällig. Kaum vermochten die Begleiter die Schritte des Mannes zu regieren, die Geſtalt des Unglücklichen brach faſt unter ihren Händen zuſammen, das zerſtörte todtenbleiche Geſicht ſenkte ſich zu Boden, und doch ſuchten die rollenden Augen in der Verſammlung mühſam nach einem Gegenſtande, den ſie nicht zu finden ſchienen. So ward er auf ſeinen Platz mehr geſchleppt als geführt. Er umfaßte mit den krampfhaften Händen die Barre und reckte den gelähmten Kopf mit der Anſtrengung eines Sterbenden in die Höhe. Seine Lippen bebten und der Athem der Verſammlung ſtockte. Endlich gewann er wie in letzter Todesangſt die Kraft zum Reden. „Nicht die Furcht vor dem Tode," ſagte er ſtockend, „verſetzt mich in dieſen Zuſtand, nicht das Bewußtſein der Schuld, über die man hier zu Gerichte ſitzt, — geheime Gewiſſensbiſſe, unter deren Qual ich erliege, — die Angſt, Schuldloſe als Theilnehmer meines Vergehens genannt zu haben, — ich bin allein ſchuldig, Niemand ſonſt."

Mit dieſen mühſam ausgeſtoßenen Worten, nur den Nächſtſtehenden vernehmlich, ſank er zuſammen und blieb todt liegen. Man glaubte, eine Ohnmacht habe ſich ſeiner bemächtigt. Ein Wundarzt ſprang aus der Reihe der Zuſchauer über die Barrière und machte ſich geſchäftig. Die Gerichtsdiener trugen ihn ins Nebenzimmer; kopfſchüttelnd folgte der Chirurg. Eine lähmende Stille lag über der Verſammlung. Die Beamten gingen ab und zu; der königliche Richter, dem das Todesurtheil auf den Lippen ſchwebte, ſaß wie beſchämt im Kreiſe der gepuderten Brüder; man flüſterte links und rechts und ſchien ungehalten, daß vielleicht der Tod ſelbſt, der eigenſinnige Mann, dem man doch willfährig ein Opfer zuwenden wollte, aus freiem Antriebe Einſpruch that, und menſchlichen Händen das große Amt entriß. Endlich öffnete ſich die Thür des Seitengemaches, der Arzt trat ein, er ſprach mit den Richtern, mit den Geſchworenen: Jackſon war todt, und die menſchliche Weisheit, die ſich anmaßt, das Leben abſprechen zu können, erklärte ſich für ohnmächtig, zum Leben zu befördern. Erſt ſpäter ward der Zuſammenhang deutlich. Jackſon hatte eine Stunde vor der Sitzung eine ſtarke Doſis Gift unter den Thee gemiſcht, den ihm der Gefängnißwärter reichte. War es die Furcht, durch die Trüglichkeit ſeiner Ausſagen ein neues Gewebe über ſich zuſammenzuziehen, waren es Gewiſſensbiſſe, die ihn peinigten und zu der That vermochten, oder der geheime Schauder vor der Barbarei des Verbrechertodes, dem er ſich durch den Entſchluß, freiwillig zu ſterben, entzog; — darüber walteten auch ſpäter noch Zweifel ob, nur weiß man, daß ihm die letzte Abſicht gelang. Der Richter hatte ſein Urthel noch nicht gefällt, und am nächſten Morgen erhielt Jackſon als Prieſter ein ſeinem Stande gebührendes Begräbniß.

Das beſchäftigte die Hauptſtadt in den nächſten Tagen. In jenen Augenblicken aber, als der Wundarzt mit ſtillen Geberden aus dem Nebenzimmer trat und zu den Beamten flüſterte, als die Kunde, der Gefangene habe ſelbſtmörderiſch geendet, durch die Reihen der Zuſchauer lief, malte ſich auf tauſend Geſichtern das geheime Entſetzen vor der alle Zeit nahen, unentfliehbaren Macht des Todes. An die Schauderthaten, die der Buchſtabe des Geſetzes verfügt, hat ſich die Menge gewöhnt,

ja der Pöbel sieht in jedem öffentlichen Act mörderischer Vergeltung, den die Justiz ausübt, mit einer Art Wollust den Triumph einer Nemesis, den die leichtgläubigen Menschen für eine göttliche Rache nehmen; hier aber war durch eine Schauderthat der Gang Rechtens gestört, der Ort besudelt, das Gesetz verhöhnt, weil ihm sein Opfer eigenmächtig entrissen wurde. Eine dumpfe Wuth, die aber ohnmächtig war, weil sie unklar blieb und ohne Ziel und Richtung, bewältigte die versammelte Menge. So eben wollte man in die Bahn Rechtens wieder einlenken, durch Protokollnahme des Ereignisses den Act der Oeffentlichkeit schließen und der Anwalt der Krone die Geschworenen anreden, als das zuschauende Volk, wie von einem Dämon getrieben, mit lautem Gemurr die Verhandlungen unterbrach. Der Lärm auf der Tribune wuchs, auf den Versuch zur Beschwichtigung erfolgte ein lauter Sturm, endlich brach sich die schwüle Menge gewaltsam Bahn, stürzte wie eine Wolke, die sich entladen muß, die Stiegen hinunter, riß die Schranken nieder, welche die Behörden umschirmte, und schaffte sich mitten durch den Saal freien Weg, um den Ausgang zu gewinnen. Der Widerstand, den die Wachhabenden leisteten, war mit Leichtigkeit beseitigt, und das Publicum floh in dichten Schaaren den Tempel der Gerechtigkeit, wo die blinde Göttin nicht mehr im Stande schien, die Wagschaale fest in der Hand zu halten.

Archibald war von dem Strom erfaßt und wurde willenlos mit fortgezogen. Draußen in dem gewölbten Gange, der ins Freie nach dem Platze führte, gab es Aufenthalt. Aus dem Innern des Gebäudes erscholl ein neuer Tumult. Die Kerkermeister liefen zusammen, Thüren flogen auf und zu: „Wachen herbei! Besetzt die Ausgänge!“ hieß es, „ein Gefangener ist entflohen!“ Die Menge hatte für ein neues Ereigniß weder Augen noch Ohren, sie trieb unaufhaltsam vorwärts. Da drängte sich eine Schaar Bewaffneter aus dem Seitengange quer durch den Haufen und setzte den Weiterstürmenden mit Bayonnetten ein Ziel. Archibald sah sich abgeschnitten von dem Rettungspfad, von Sonne, Licht und Freiheit, ein Spalier von Rothröcken streckte ihm die Gewehre entgegen. Seine Gestalt ragte weit über den Haufen fort, in welchem er stand: „Dort, dort! Da ist er! Haltet ihn fest!“ schrieen mehrere Stimmen aus dem Seitengange. Der Haufe wich nicht zurück von ihm, schien aber nicht im Stande, den Verfolgten dauernd zu schirmen. „Wer steht mir bei? Vereinigte Irländer, hoch!“ rief seine donnernde Stimme. Er war nur wenig Schritte vom Ausgange, der Ruf schallte weit über den Platz hinweg, wo gedrängte Schaaren Schaulustiger standen. Da stürmte eine Anzahl schwarzgekleideter junger Männer die Stiege hinan. An den Sammetbaretten, an den weißen Halskrause erkannte man die Scholaren vom Trinity-College. Die Soldaten, dem Haufen, der aus dem Innern drängte, zugekehrt, waren auf einen Angriff im Rücken nicht gefaßt. Hinterwärts von den raschen Händen der Jugend erfaßt, stürzten mehrere unter dem Gewicht ihrer eignen Waffen zu Boden, Rowan's kräftige Faust schuf sich Augenblicks Raum, mit zwei Sprüngen war er frei, die Treppe hinunter. Die Sonne lachte ihm, das Gewühl des lärmenden Volkes erscholl ihm wie ein Siegesjubel von tausend Lerchenstimmen. Die Gefahr war noch nicht vorüber. Seine Befreier, er hielt sie für dieselben, die Nachts vor seinem Thurme gesungen, waren hinter ihm zurückgeblieben, das Handgemenge mit den Soldaten fesselte sie noch. Vorn auf dem Platze zogen die Dragoner eine neue Sperre und hielten die Menge vom Eingange zurück, aber Rowan war schon seitwärts der Schlinge entschlüpft, drängte sich eilends an der Mauer hin, dicht unter demselben Thurme fort, der ihn noch vor Kurzem der Welt entrückte. Mitten aus dem Gewühl des nächsten Haufens stürzte eine Dogge hervor, sprang zu ihm auf und heulte wie wahnsinnig vor Freude. Die Treue des Hundes war ihm in diesem Augenblicke fast lästig, ein Vertheidiger schien eher hinderlich, hier war nur eilige Flucht und plötzliches Verschwinden im großen Haufen das einzige Ziel. Hinter ihm her erschollen von neuem die Kommandostimmen der Wachhabenden, Rowan warf sich in den dichtesten Strudel der tumultuarischen Menge, die Wogen des Gedränges schlugen hinter ihm rasch zusammen, und schon hatte ihn die nächste Gasse aufgenommen, als man sich anschickte, ihm nachzusetzen, ohne zu wissen, nach welcher Seite der Weg zur Flucht ihm offen stand.

Wie ist den deutschen Bühnendichtern zu helfen?

Wie dem deutschen Theater zu helfen, hat man schon oft gefragt. Durch die Theaterdichter, lautet eine Antwort. Stücke, welche das Publicum anziehen, gibt jeder Director. Ist das Publicum da, können die Dichter es bilden. Bleibt das Publicum weg, hilft ein Aufführen nichts. Sind deutsche Stücke, wie sie es leicht könnten, passender als französische, so werden deutsche gegeben. Also von den Dichtern hängt Alles ab. — Dies ist eine Meinung, nach welcher das Theater Zuschauer bedeutet. Deutlicher würde sie heißen: verschafft

mir nur Publicum, dann sind deutsche Stücke mir um so lieber, da es nicht nöthig ist, sie vorher zu übersetzen. Wie Ihr das Publicum unterhaltet, gilt mir gleich! — Eine solche Antwort erledigt jene Frage keineswegs. Ein großer Haufe ist es nicht, den wir wollen. Sonst dürften Gauklerbuden erweisen, daß unsere Bühnen die Charlatanerie noch nicht weit genug treiben. Ein Tempel der Kunst ist uns das Theater. Zu einem würdigen Gottesdienste gehört aber mehr als ein gutes Gesangbuch. Allein können die Dichter nichts ausrichten; mitwirken müssen sie allerdings. Lassen wir darum die Antwort gelten; zum Theil ist sie ja richtig. Dann folgt aber nothwendig die zweite Frage: wie ist den deutschen Bühnendichtern zu helfen? Die Misère unseres Theaters ist bekannt. Gut! mag es an den Dichtern liegen, daß ihr angestammtes Erbe ihnen durch eine Usurpation fremder Eroberer entrissen: ehe das Ei einer neuen Schöpfung erscheinen kann, muß doch die Henne da sein, und wie soll man die Küchlein aufbringen? Hier weiß ich ein Mittel und dieser Fund hat mich zu gegenwärtiger Mittheilung bewogen. Euch Böotier, denen die Wirthshausnahrung des Leibes und die geistige Unterhaltung im Gastzimmer genügt — Eurer gedenke ich nicht. An Euch wende ich mich, empfindsame Frauen und schwärmerische Jünglinge, die ihr am Theetische im stillen Zimmer der Menschheit Blüthen bedürft, um Duft und Farbe und Leben in ein Dasein zu bringen, dem sonst nur Wasser und Brot bliebe. Eure Lesecirkel sind es, von denen das Heil der Bühnendichter und die Regeneration des deutschen Theaters ausgehen kann. Bedarf es wohl mehr als eines Beweises, um Euch für so hohen Zweck zu gewinnen?

Wer kennt nicht Lesekreise, in denen man Bühnenstücke vorträgt? Wer erinnert sich nicht eines Nachmittags, an dessen Abende eine solche Vorlesung — richtiger Mitlesung, statt finden sollte? Was für ein Schicken und Suchen und Bitten um ein Exemplar, ein einziges Exemplar, blos auf heute Abend! Fragt nur die Leihbibliotheken, welche glänzende Anerbieten ihnen gemacht werden, wie man den Kaufpreis — nicht gerade dafür geben, aber doch bis morgen — deponiren will! Und natürlich! Wer kein Buch hat, kann nicht lesen und eine solche Gelegenheit, einer Julie als Romeo zu sagen, was das eigne Herz nimmer erdacht, eine so passende Veranlassung, die trainirte Stimme in ihrem schmachtendsten Schmelze zu produciren — nein, das kommt nicht wieder! Gut! so ist es. Das muß man benutzen und Alles zum Besten kehren. Ich brauche nicht anzurathen, daß man blos Dramatisches lese. Dies geschieht ohnehin. Es ist auch wirklich vergnüglicher, zusammen und mitzuwirken, als einem einzelnen Vorleser zu lauschen. Aber das muß ich voraussetzen, daß man nicht gerade immer nur alte Stücke zu lesen vorzieht, die man zehnmal gelesen hat, die Jeder und Jede längst kennt. Alle Achtung vor Shakspeare, Calderon u. s. w., aber etwas Neues, Modernes, aus unserm Herzen Geschriebenes wäre doch noch hübscher. Nicht wahr? Ich denke wohl! und wenn ich jetzt noch erweise, daß diese Neulust zugleich ein Verdienst und von den wichtigsten Folgen sein würde, dann wird wohl Niemand Bedenken tragen, seines Herzens Neigung zu folgen. Und das würde es! Ich will nur erwähnen, daß jeder Verleiher, wenn er wiederholt und von allen Lesekreisen, die sich für so großen Zweck gewiß verzehnfachen würden, um die Wette nach Exemplaren beschickt wäre, natürlich und nothwendig mehrere anschaffen müßte. Viel mehr Gewicht lege ich darauf, daß es bald für modisch und elegant gelten dürfte, von jedem beliebten Modernen ein neues Stück sogleich selbst zu besitzen — um innig ergriffen zu scheinen, um wahre Verehrung gegen den Dichter und Scheu vor dem vielberührten Leihbuche zugleich zu erweisen. Und was für eine Wirkung müßte es haben, wenn jedes werthvolle Drama so vieler Käufer gewiß wäre! Von allen Seiten würden Talente sich aufs Drama verlegen. Nicht auf knauserige und stehlende Directionen, auf Leser zuerst würde man rechnen. Die Furcht vor der Prosa und dem Ordinairen, was eine Eroberung der Bühne von unten auf anrathen dürfte, verschwände. Die edelsten Empfindungen, der höchste Ausdruck gewönne den Theetisch am sichersten. An den Bühnen wäre es dann, sich nobler zu erweisen, damit nicht Bombast und Unbühnenmäßigkeit ihrer vergesse, damit sie die Dichter gewönnen, damit ihnen die Aufführung eines Stückes, das dem ganzen Publicum bereits gefallen und was alle Schönen der Stadt zu sehen verlangen, auch möglich bliebe. — Kurz: die Regeneration der deutschen Bühne, das Heil der Bühnendichter, eigenes Vergnügen und ein gewaltiger Einfluß steht zu gewinnen! Organisirt Lesekreise, leset neue Dramen, macht das Kaufen zur Mode! P.

Notizen.

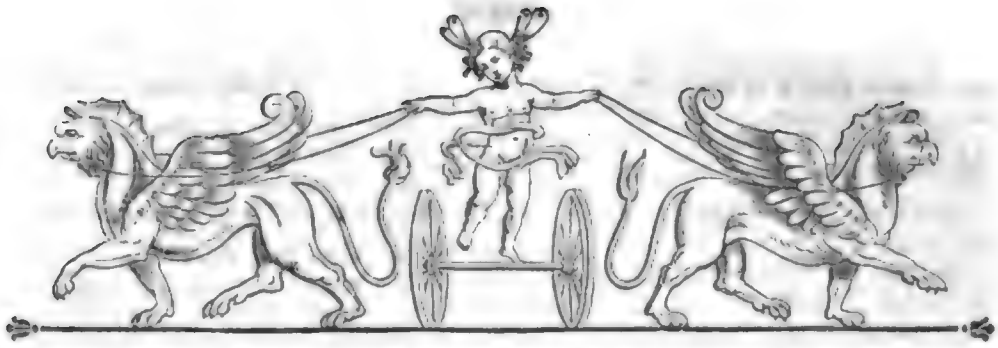
[Wie die Deutschen Französisch schreiben.]

Französisch zu sprechen gilt jetzt noch sehr häufig in Deutschland als Zeichen von Bildung oder Beweis eines vornehmen Standes. Folgendes Beispiel von Fertigkeit im Schreiben aus einer Zeit, wo die französische Sprache noch weit unentbehrlicher war als jetzt, wird als ein historisch wichtiges mitgetheilt. Friedrich August von Polen und Sachsen, der Starke genannt, schrieb aus Thorn am 13. Nov. 1709 an den Grafen Schulenburg: Je serres bien esse si Vous lesges Morisse en quelque endrés ou il peus etudier, ce qui leui est tres necessere. — (Je serai bien aisé si Vous laisser Maurice en quelque endroit où il peut étudier, ce qui lui est très necessaire.) S. Förster's Höfe und Kabinette. Bd. 3.

[Compositionen zu Schumann's Zeitschrift.]

Das 8. Heft der musikalischen Beilagen zur „Neuen Zeitschrift für Musik" (Leipzig bei Friese) brachte zwei bisher ungedruckte Choräle von Joh. Seb. Bach, das Andante aus einer unvollendet gebliebenen Sonate von Franz Schubert, eine Romanze von Ad. Henselt, und ein Fragment aus Schumann's nächstens erscheinenden „Nachtstücken", sämmtlich Compositionen für das Pianoforte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 249. — den 20. December 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von H. Heine.

I. Canossa.

(Geschrieben zu Berlin 1821.)

Auf dem Schloßhof zu Canossa
Steht der deutsche Kaiser Heinrich,
Baarfuß und im Büßerhemde,
Und die Nacht ist kalt und regnigt.

Droben aus dem Fenster lugen
Zwo Gestalten, und der Mondschein
Ueberflimmert Gregor's Kahlkopf
Und die Brüste der Mathildis.

Heinrich mit den blassen Lippen,
Murmelt fromme Paternoster,
Doch im tiefen Kaiserherzen
Heimlich knirscht er, heimlich spricht er:

Schlechte Schenke, schlechter Gastwirth,
Wir bezahlen dir die Zeche!
Meiner Heimath schwarze Geier
Horsten hoch und brüten Rache.

II. Ali Bey.

Ali Bey, der Held des Glaubens,
Liegt beglückt in Mädchenarmen.
Vorgeschmack des Paradieses
Gönnt ihm Allah schon auf Erden.

Odalisken, schön wie Huris
Und geschmeidig wie Gasellen —
Kräuselt ihm den Bart die Eine,
Glättet seine Stirn' die Andre;

Und die Dritte schlägt die Laute,
Singt und tanzt, und küßt ihn lachend
Auf das Herz, worin die Flammen
Aller Seligkeiten lodern.

Aber draußen plötzlich schmettern
Die Trompeten, Schwerter rasseln,
Waffenruf und Flintenschüsse —
„Herr, die Franken sind im Anmarsch!"

Und der Held besteigt sein Schlachtroß,
Fliegt zum Kampf, doch wie im Traume, —
Denn ihm ist zu Sinn, als läg' er
Immer noch in Mädchenarmen.

Während er die Frankenköpfe
Dutzendweis' heruntersäbelt,
Lächelt er wie ein Verliebter,
Ja, er lächelt sanft und zärtlich.

III. Die Wette.

(Nach einem dänischen Volksliede, geschrieben zu Hamburg 1830.)

Herr Peter und Bender saßen beim Wein,
Herr Bender sprach: Ich wette,
Bezwänge Dein Singen die ganze Welt,
Doch nimmer bezwingt es Frau Mette.

Herr Peter sprach: ich wette mein Roß
Wohl gegen Deine Hunde,
Frau Mette sing' ich nach meinem Hof,
Noch heut in der Mitternachtstunde.

Und als die Mitternachtstunde kam,
Herr Peter hub an zu singen;
Wohl über den Fluß, wohl über den Wald,
Die süßen Töne dringen.

Die ſchwarzen Tannen horchen ſo ſtill,
Die Fluth hört auf zu rauſchen,
Am Himmel zittert der blaſſe Mond,
Die klugen Sterne lauſchen.

Frau Mette erwacht aus ihrem Schlaf:
Wer ſingt vor meiner Kammer?
Sie wechſelt ihr Kleid, ſie ſchreitet hinaus; —
Das ward zu großem Jammer.

Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß,
Sie ſchreitet unaufhaltſam.
Herr Peter zog ſie nach ſeinem Hof
Mit ſeinem Liede gewaltſam.

Und als ſie Morgens nach Hauſe kam,
Vor der Thüre ſtand Herr Bender:
Frau Mette, wo biſt Du geweſen zur Nacht?
Es triefen Deine Gewänder!

Ich war heut Nacht am Nixenfluß,
Dort hört' ich prophezeien;
Es plätſcherten und beſpritzten mich
Die nackenden Waſſerfeien.

Am Nixenfluß iſt weißer Sand,
Dort biſt Du nicht gegangen,
Zerriſſen und blutig ſind Deine Füß',
Auch bluten Deine Wangen.

Ich war heut Nacht im Elſenwald,
Ich ſchaute den Elfenreigen;
Ich hab' mir verwundet Füß' und Geſicht
An Dornen und Tannenzweigen.

Die Elfen tanzen im Monat Mai
Auf reichen Blumenfeldern,
Jetzt aber herrſcht der kalte Herbſt
Und heult in den öden Wäldern.

Bei Peter Niels war ich heut' Nacht,
Er ſang, und zaubergewaltſam,
Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß,
Es zog mich unaufhaltſam.

Sein Lied iſt ſtark als wie der Tod,
Es lockt in Nacht und Verderben!
Noch brennt mir im Herzen die tönende Glut,
Ich weiß es, ich werde ſterben.

Die Kirchenthür iſt ſchwarz behängt,
Die Trauerglocken läuten;
Das ſoll den jämmerlichen Tod
Der armen Frau Mette bedeuten.

Herr Bender ſteht vor der Leichenbahr
Und ſeufzt aus Herzensgrunde:
Nun hab' ich verloren mein ſchönes Weib
Und meine guten Hunde.

IV. Bertrand de Born.

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf ſeiner Stirn Gedankenſpur,
Er konnte jedes Herz beſiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Es klirrten ſeine ſüßen Töne
Die Löwin des Plantagenets,
Die Tochter auch, die beiden Söhne,
Er ſang ſie alle in ſein Netz.

Wie er den Vater ſelbſt bethörte!
In Thränen ſchmolz des Königs Zorn,
Als er ihn lieblich reden hörte,
Den Troubadour, Bertrand de Born.

Ein Tag in Moen.

Von L.

Sie haben oft über die Befliſſenheit gelächelt, mit der alle mögliche Eilande von mir aufgeſucht werden, ſo wie über die Bewunderung, welche ich dieſen zu zollen pflege. Die Zahl dieſer anmuthigen Erinnerungen iſt noch um eine vermehrt, denn ich war in Moen; mein Aufenthalt dort aber gleicht jenen Träumereien, deren vorſchwebende Umriſſe mit aller Geiſteskraft feſt gehalten ſein wollen, damit man ihrer klar ſich bewußt werde. — Zu meinem Leidweſen ſah ich nur einen kleinen Theil dieſer lieblichen Inſel, und nur im Fluge jene maleriſchen Kreidefelſen, welche das Volk mit dem Namen Moenſklint bezeichnet.

Nach 8 Uhr Abends landeten wir bei dem herrlichſten Wetter; der Prinz und ſeine Gemahlin ſahen ſich am Ufer von dem Beſitzer von Lieſelund, wo ſie einen Tag zu verweilen geſonnen, ſo wie von den Behörden empfangen. Wagen ſtanden zu unſerer Aufnahme bereit, und der drei Meilen betragende Weg bis L. wurde ohne Aufenthalt angetreten. Zunächſt berührt man das Städtchen Steege, welches auf ſeine Weiſe glänzend erleuchtet war; es lag in Wahrheit etwas Rührendes in dem guten Willen, der ſich überall kund gab. Die Sitte Norddeutſchlands, bei Erleuchtungen die Häuſer im Innern zu dekoriren, und die auch bis zum tieferen Norden ſich erſtreckt, hat etwas weniger Feſtliches, hier aber, wo auch in dem ärmlichſten Häuschen Lichter angebracht waren, ſah man nicht ohne Rührung, wie Alles aus der beſten Geſinnung hervorgegangen. Ueberall Lichter, deren ohnehin nicht ſehr ſtrahlender Glanz, in guter Abſicht, durch Blumengewinde bedeutend verdunkelt war, aber auch überall daneben fröhliche Menſchen, voll ſtau-

nender, ich möchte sagen, andächtiger Bewunderung des Fürstenpaars, welches langsam durch das Städtchen fuhr, um die Freude, welche ihr Anblick gewährte, so viel möglich, zu verlängern.

Auch die Bauerhäuser am Wege waren erleuchtet, aber die Intelligenz der Städter noch bis dorthin nicht gedrungen, denn statt zierlicher Blumengehänge erblickte man hier nur einzelne kolossale Sonnenblumen zwischen den Lichtern aufgestellt. So werden überall dieselben Zwecke auf abweichende Weise erreicht. Einen malerischen Anblick gewährte es, während die Bauern wohlberitten dem Wagen des Prinzen bis an die Gränze ihres Landbesitzes folgten, deren Familien in ihrem schönsten Festputze am Rasenrande der Gräben gelagert zu sehen, um so in möglichster Nähe des erwünschten Anblickes theilhaftig zu werden. Die eigenthümliche Kleidung in brennenden Farben, die sanfte Beleuchtung des Mondes, durch die Lichter in den Häusern verstärkt, verliehen diesen lebenden Bildern etwas angenehm Auffallendes, von dem es schwer hielt, sich loszureißen. —

In geringer Entfernung von L. führt der Weg durch ein Gehölz, welches durch in kurzen Zwischenräumen aufgestellte Fackelträger erhellt war. Am Ausgange desselben gelangt man auf einen freien Raum, wo der Weg, um schöne Teiche sich wendend, dem hell erleuchteten Wohnhause von L. uns zuführte; der Anblick war unendlich freundlich, Säulen tragen das Dach des zierlichen Hauses, und waren zur Feier des Tages mit Laubwerk und Malven umschlungen.

Innige Freude verklärte alle Gesichter und wurde durch huldvolle Aufnahme eines ansprechenden Empfanges wo möglich noch verstärkt. Der Prinz würde auch als Privatmann ausgezeichnet erscheinen; ein vornehmer Herr im echtesten Sinne des Wortes, verbindet er Würde mit sehr höflichen Formen, und ein Kenner und Beschützer der Kunst, besitzt er in manchen Fächern selbst gelehrtes Wissen. Sein Anstand ist edel, seine Unterhaltung auf alle Weise einnehmend. — Die Prinzessin ist eine schöne Frau, welche mit tiefer Bildung die mildeste Anmuth und große Einfachheit vereint. —

Nachdem einige Erfrischungen genommen, verfügten nach des Prinzen Beispiel, sich Alle zur Ruhe. Jedes Licht erlosch, tiefe Stille waltete rings umher, nur Ihr Freund blieb wach; bei Besitznahme seines Zimmers traf sein erster Blick die Fenster, und die Vorhänge rasch zurückschiebend, gab er sich träumerisch und lange der Ansicht des mondbestrahlten Meeres hin. Wie das Volk Norddeutschlands von entfernten Verwandten zu sagen pflegt „sie gehören zu meiner Freundschaft", so ich vom Meere. Ja es gehört zu meiner Freundschaft! tausend Seelenbande fesseln mich daran. — Nichts störte den Frieden dieser unendlich schönen Sommernacht, selbst die ewig lebenathmende See schien in träumerische Seligkeit eingewiegt. — Sie fragten einmal: Ob wohl Menschen glücklich wären, welche mit tiefer Seelenbefähigung äußere Eindrücke in sich aufnähmen? Welche wunderliche Frage! — statt aller Antwort möchte ich jenes Bild, welches mich entzückte, nur einen Augenblick vor Ihre Augen zaubern. Ob ich glücklich war? Glücklicher als Sie, deren Sinne muthmaßlich tiefer Schlaf umfangen hielt! Was ich sann und dachte? — Das Alles weiß ich nicht zu beantworten, ich weiß nur, daß mein äußerliches und inneres Betrachten ein Verlieren an unendlich viel Gutes war. —

Gleich einem Jüngling, der seinem Liebesglück entgegen zu eilen wünscht, erwachte ich nach kurzer Ruhe, bald nach Tagesanbruch; mich rief meine Liebschaft, das Meer. — Der erste Anblick desselben hätte mich verstimmen können, Himmel und See erschienen trübe, dennoch aber war der Anblick vor mir so bezaubernd, daß ich mich nicht loszureißen vermochte. Im Vorgrunde mit Blumenstücken umkränzter Rasen, durch den Pfade aufwärts zu einer mit Fichten bewachsenen Höhe leiten; über den düstern Wipfeln derselben gewahrt man den Giebel eines freundlichen norwegischen Häuschens, welches von Herren im Gefolge des Prinzen bewohnt ward, rechts im Hintergrunde das Meer, zur Linken anmuthige Parkanlagen, große Teiche und malerische Baumgruppen.

Es regnete, dessenungeachtet hätte ich mich ins Freie begeben, wäre ich in dem zierlich beschränkten Häuschen nicht durch meine Nachbarn gefangen gehalten, bei denen noch tiefe Ruhe vorwaltete. Meinen Platz am Fenster nehmend, versank ich in Betrachtungen, aus denen sanfte Musik von Blasinstrumenten mich aufscheuchend, zugleich auch alle Schläfer weckte. Nach kurzer Zeit fand Vereinigung zum Frühstück in der Vorhalle Statt, welche dieselbe Ansicht auf die Umgegend darbietet, die mich auf meinem Zimmer entzückt hatte.

Der magische Einfluß des anmuthigsten Aufenthaltes gab sich durch eine Heiterkeit kund, welche der anhaltende Regen nicht zu trüben vermochte. Um 10 Uhr begab sich der Prinz, und Alle mit ihm, in die nahe belegene Kirche zum Gottesdienst. Hier offenbarte sich der schöne, den Dänen eigne Sinn, ihrer Verstorbenen auch

äußerlich zu gedenken; ihre wohlgeordneten oft sehr hübschen Kirchhöfe sprechen dafür, und an manchen Tagen, bestimmt aber am Johannestage, findet man alle Gräber mit Blumen und Kränzen geschmückt. So war es auch zur Feier dieses Tages geschehen, alle Wege waren mit weißem Sande ausgestreut, kein Grab ohne Blumen, kein Kreuz ohne Kranz; die Kirche im Innern mit Festons von Moos und Immortellen, der Altar mit schönen Blumen geschmückt. Die Predigt entsprach dem Eindruck, den man hier unwillkürlich empfing, sie war einfach, aber zum Herzen sprechend. Nach dem Gottesdienst verfügte man sich in die Wohnung des Predigers und besah dessen hübschen Garten, der, hoch belegen, den vortrefflichsten Ueberblick der Insel und des Meeres gestattet. —

Aus Nebel und Regen hatte ein wunderschöner Tag sich entwickelt, und so fand bei der Rückkehr nach L. der Vorschlag des Prinzen, noch vor der Tafel einen Spaziergang zu unternehmen, den allgemeinsten Anklang.

Zuerst wandte man sich aufwärts, zu den sogenannten Ruinen, von denen man jedoch nicht viel mehr gewahrt. Oben auf dieser waldbewachsenen Höhe befindet sich ein freier, zu einem Blumengarten benutzter Platz; am Rande desselben erblickt man die schöne großartige See, welche den Fuß des Berges bespült, und deren Rauschen bis zu diesem duftenden Blumengarten dringend, einen seltsam belebenden Eindruck hervorbringt. Ein anmuthiger Pfad führt am Rande der mit schönen Buchen bewachsenen Höhe immer weiter aufwärts, bis derselbe, allmälig sich senkend, zum Meeresufer leitet. Der Anblick ist überraschend, denn erst dort am Gestade erblickt man den früher nicht gewahrten, schönen Kreidefelsen, Talen, welcher magisch und blendend, mit dem saftigen Grün ringsumher, mit der tiefblauen Färbung der See contrastirt. Diese Abstände sind reizend und in ihrer Art vielleicht einzig zu nennen. —

Lange wurde an dieser Stelle verweilt, dann zog man längs dem Meere weiter, bis zu einem Platze, wo ein Bach sich rauschend in dasselbe ergießt, und man zu nicht geringer Ueberraschung die allertreueste Copie der Tell's-Kapelle, in tiefer Schlucht zwischen waldbedeckten Höhen erblickt, von denen jener Bach schäumend dem Meere zustürzt. Dem Laufe desselben folgend nimmt man, aufwärts klimmend, ein mächtiges von Bäumen umgebenes Kreuz wahr; später gelangte man an den ersten Sturz des Baches, wo aus dunkler Tiefe ein kleines weißes Kreuz sich erhebt, dem Andenken eines verunglückten Jägers gesetzt, der vor Jahren unter Schnee begraben, im Frühling dort aufgefunden wurde. Kein denkender Mensch betrachtet, glaube ich, das Kreuz, wo es sich auch erheben mag, ohne sehr ernste Gefühle, jeder von uns blickte schweigend darauf hin. —

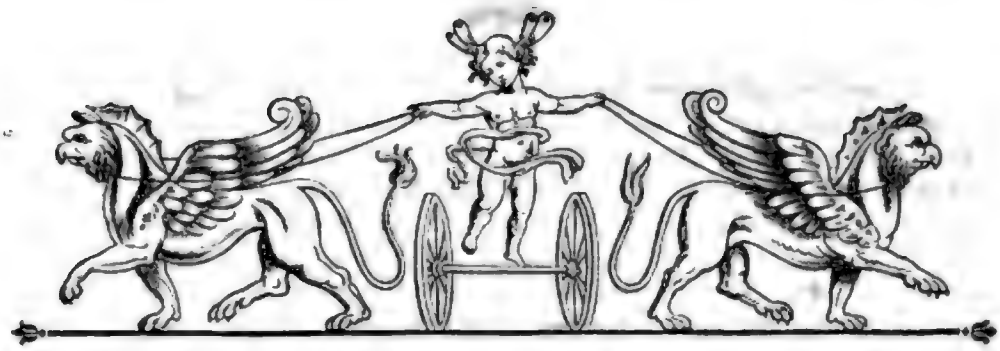
Bei der Rückkehr harrte eine glänzende Versammlung des Fürstenpaars, und nachdem man nach gewechselter Toilette sich wieder vereinigt und in den anmuthigen Speisesaal begeben, zogen vor den geöffneten Fenstern desselben unzählige fröhliche Menschen vorüber, welche von nah und fern, größtentheils von den Küsten Seelands herbeigeströmt waren, dem Feste zuzusehen, welches ihrem Prinzen auf diesem lieblichen Eilande gegeben wurde. Nur mitunter warf ich, durch die bunte wogende Menge ergötzt, durch Musik, welche von Außen zu uns eindrang, angenehm beschäftigt, einen Blick über das Gewühl hinweg, zu den waldbekränzten Höhen, welche das Haus von dieser Seite malerisch umgeben. —

Später wurde ein Spaziergang nach dem nordischen Hause unternommen, welches eine bezaubernde Aussicht auf das Meer bietet; der Tag hatte sich bereits gesenkt, und indem der Weg an dem Lauf des Baches hinführte, erblickten wir unten im düsteren Grunde das kleine Kreuz im bunten Feuer erglühend. Mit farbigen, geschlossenen Lampen dicht behangen, warf es sein schimmerndes Licht in den weißen darüberhin spritzenden Wasserschaum, so den wunderbarsten Eindruck hervorbringend. Ein lauter Ruf, ein vom Hause gegebenes Zeichen, rief uns dorthin zurück, und demselben nahend, sah man das lieblichste Feenmährchen vor sich ausgebreitet. Die Rasenplätze, alle Blumenpartien schwammen in Glanz und Licht, überall waren Lampen zwischen die Blumen gestellt, deren sanfte Flammen aus der Erde zu dringen schienen und die Farbenpracht der Gewächse leuchtend hervorhoben. Reiche Lampenfestons schlangen wie in der Luft schwebend sich fort von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch. An diesem Abend verstand ich zuerst die Vorliebe der Orientalen für ähnliche Beleuchtung, welche hier, vortrefflich durch die Oertlichkeit unterstützt, magisch hervortrat.

Dem ersten Eindruck einer so umsichtigen Anordnung folgte ein sehr schönes Feuerwerk; jeder Vortheil war benutzt, herrlich spiegelten die Feuergarben sich auf der Oberfläche der Teiche wieder, jede Baumgruppe, jedes natürliche Dunkel war in den Kreis der Berechnung gezogen. —

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 250. — den 21. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Shakspeare in Italien, England und Deutschland.

Shakspeare in Italien! Wenn er dort wirklich Fuß faßte, für die Italiener eine Leidenschaft würde: sie rissen sich aus dem Schlamm der Trägheit auf, schüttelten die blöde Decke ihres schlaff gewordenen Glaubens von sich und würden frei! So ist es nicht gemeint; Italien war immer das Land isolirter Gelehrsamkeit, einige Edle suchten abseits ihre Studien und traten auf künstliche Weise in den allgemeinen Verband der Geister, dem der Zustand ihres nächsten wirklichen Lebens fern blieb. So mithin ist es zu verstehen, wenn wir hören, man beschäftige sich in Italien mit Shakspeare, mit der Poesie, welche die Freiheit der menschlichen Willenskraft proclamirt, und den Menschen auffruft, selbsteigen Schöpfer seiner Welt zu sein. Man übersetzt in Italien fleißig den großen William, und vom Professor Giorgio Jan in Parma, sonst wohl als Naturforscher bekannt, steht die italienische Herausgabe sämmtlicher Dramen und Gedichte zu erwarten. Eine frühere Uebersetzung von Michele Leoni umfaßte 14 Stücke, 10 in Versen, 4 in Prosa. Seit 1830 weiß man von sechs andern italienischen Uebersetzern, von denen Carlo Rusconi 17 Dramen, darunter sogar beide Theile von Heinrich IV., brachte. Es ist erklärlich, daß Otello und Romeo e Giulietta am häufigsten italienisch erschienen; sie wurden viermal übersetzt; ihnen zunächst Re Lear, dreimal. Vom Amleto erschienen zwei Uebertragungen. Am seltensten wagten sich die Italiener bisher an die Komödien, selbst der Kaufmann von Venedig blieb ihnen unzugänglich. Giorgio Jan erwirbt sich nun das große Verdienst für Italien, eine Ausgabe sämmtlicher Gedichte Shakspeare's, in der Bearbeitung Mehrerer, zu veranstalten und jedem Drama eine erläuternde Abhandlung beizufügen. Die Programme dazu circuliren schon lange, nebst musterhaften Proben seiner Uebertragung einzelner Stellen, die sehr geschickt gewählt sind, indem sie diejenigen Puncte treffen, wo Shakspeare dem südlichen Temperament am meisten zugänglich scheint; ich meine die Monologe der Julia, Mercutio's phantastische Erzählung von der Königin Mab, Lear's Anruf an die Elemente, seine dithyrambischen Flüche und seine Todesscene; ferner die musikalische Scene zwischen Lorenzo und Jessica im letzten Act des Kaufmanns u. dgl. Von Mercutio's Erzählung gibt Hr. Jan in seinen Programmen auch die früheren Uebertragungen. — Man kann nie berechnen, wie weit die Thaten des Geistes wirken, wie die Saatkörner eines freigebornen Genius selbst in einem schlaffen Boden wuchern; deshalb ist Giorgio Jan's Versuch, den ganzen Shakspeare in Italien anzupflanzen, immer als ein großes und bedeutsames zu begrüßen.

In Frankreich trat für die Kenntnißnahme Shakspeare's ein Stillstand ein. In England ist die Erscheinung des Dichters auf der Bühne noch immer ein großes Nationalfest, wenn auch ein seltenes. Die Prüderie der Gesellschaft dort hat censirte Ausgaben hervorgerufen, man stellt seinen Family-Shakspeare, wie die Bibel, ehrerbietig aufs Bücherrück. Sonst ist noch fortgesetzt die

Gelehrsamkeit dort mit ihrer Forschung bemüht, über Einzelnheiten Licht oder Schatten, so wie es fällt, zu verbreiten. Dazu erschien in London der dreibändige Chronikenroman vom goldenen Zeitalter des old merry England, und das Leben Sir Walter Raleigh's steuerte für die Kenntnißnahme des Shakspeare'schen Jahrhunderts Vieles bei. Ueber jenen Roman: „Shakspeare und seine Freunde," sprachen wir bereits ausführlich beim Erscheinen der deutschen Uebersetzung von W. Alexis.

In Deutschland hat Shakspeare's königliche Heldengestalt sich ziemlich unwillig von der Bühne abgewandt. Man spielt ihn mittelmäßig, weil man ihn selten spielt. Dagegen belebt er die literarische Production und beschäftigt die denkende Vernunft. Ueber Koenig's meisterhaften Roman hab' ich berichtet; in Bezug auf die Kritik sind zwei Männer zu nennen, die neuerdings den Tiefsinn deutscher Forschung auf den großen Briten wandten. Von Rötscher (Prof. in Bromberg) erschienen (Berlin bei Duncker u. Humblot) „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst", deren erster Band eine großartige Erläuterung des Lear enthält. In diesem Bilde der Menschheit, die sich von ihrer ersten sittlichen Wurzel, dem Familienbande, lossagt, in diesem Weltgericht offenbart sich am vollständigsten die Lebensanschauung des Dichters, und Rötscher entwickelt den dichterischen Organismus der Tragödie auf das ergreifendste. Als besonders treffend und glücklich heben wir die Erläuterung des humoristischen Narren hervor, dem hier von dem sonst zähen Tiefsinn der philosophischen Schule, welcher Rötscher angehört, seine Geltung und seine Function zugestanden wird.

Ein sehr umfassendes Werk von beinahe 600 Seiten erschien von Hermann Ulrici (Prof. in Halle): „Ueber Shakspeare's dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe" (Halle, Anton). Es ist vorzugsweise philologisch, indem es sich an die Untersuchungen der englischen Kritiker anschließt. Was sich von diesen aus Payne Collier's Forschungen ergibt, ist besonders insofern von Interesse, als manche Vermuthungen Tieck's dadurch bestätigt wurden. Tieck hat nämlich in sprachlicher Hinsicht um den englischen Text das Verdienst, die Lesarten der alten Quartausgaben und der ersten Folioeditionen wieder hergestellt, und damit der Willkür der Textdreher ein Ziel gesteckt zu haben. Wieviel durch Tieck's oft nur instinctartige Griffe in Bezug auf Verständniß der Einzelnheiten gewonnen, ist wesentlich am Macbeth ersichtlich. In solchem Instinct aber, mit welchem Tieck auch über die historische Productionsfolge der Stücke entschied, liegt das Geheimniß und der sichere Takt der tieferen Vertrautheit mit der Seele der Dichtungen und mit den Stimmungen des Genius, die oft nach Willkür gesetzgeberisch gebieten. Die englischen Kritiker stoppelten Gründe und Belege von außen her zusammen, um ein Drama in dies oder jenes Entstehungsjahr zu setzen; Tieck witterte die Zeit aus der Atmosphäre, die im Drama steckt. Trat nicht selten seine Hypothese in Widerstreit mit den historischen Combinationen der hartmäuligen englischen Forscher, so glich sich dies zu seinem Triumphe sehr häufig wieder aus durch Payne Collier's Entdeckungen. Mit jenem Instinct, der zwischen den Zeilen liest, wurde auch jener Aufsatz: „Shakspeare als Mensch und Lyriker" geschrieben (im 2. Bde. meiner Charaktere. Leipzig bei Engelmann). Was der kritische Philolog zu einer äußerlich gestellten Möglichkeit macht, wird durch den kritischen Psychologen zu einer innern Wahrscheinlichkeit, indem er die Fäden zu einem Gewebe, die Einzelnheiten zu einem menschlichen Ganzen verschlingt, kurz, indem er sich an die Person hält, die Persönlichkeit entdeckt, auch wo sie sich verkriecht, und ihren innern Geschichtsverlauf nachweist. Indem ich diesen in dem genannten Aufsatze versuchte, traten mir auch die drei Perioden der Shakspeare'schen Production und die Reihenfolge der Stücke sehr ungesucht in einen fertigen Zusammenhang. Hiervon hat sich die Forschung Ulrici's ferngehalten, seine Untersuchung geht nicht darauf hin, die Person des Dichters heraufzubeschwören und an ihr einen Zusammenhang seiner Werke nachzuweisen, seine Kritik gibt die Erläuterung der einzelnen Dramen vom Standpunct einer sittlich-religiösen Anschauung, die nicht immer allzu weit reicht, wo es sich um metaphysische Auffassung des innern Seelengetriebes handelt, die aber doch gesund, rein und frei ist von jeder slavischen Angewöhnung im Glauben und Druken. Die klare verständige Forschung Ulrici's über den Charakter und den Ideengehalt der einzelnen Stücke Shakspeare's ist immer gewinnreich, selbst wo seine Betrachtungen in ihrer breiten Auffassung an Nüchternheit streifen und für ein zähes Auditorium bestimmt zu sein scheinen. Ueber die chronologische Ordnung der Stücke finden wir bei Ulrici die beste Auskunft, weil er die Angaben der englischen Kritik sehr gescheidt und verständig regulirt, aber die psychologische Ordnung fehlt bei ihm, jene geht nach Angabe von Thatsachen, über diese entscheidet das Verständniß der subjectiven Stimmungen. Den Zusammenhang der einzelnen Stücke construirt Ulrici mehr nach dem abstracten Ideengehalt, den er sich aus jedem einzelnen klar macht. Als besonders schätzbaren Gewinn, den uns seine ruhige Untersuchung zuführt, nennen wir seine Bestimmungen

über diejenigen Dramen, die als Shakſpeare'ſche zweifelhaft waren. Ulrici weiſt ſehr gut nach, wie Shakſpeare Anfangs, bevor ſeine dichteriſche Natur ihren eigenen feſten Styl gefunden, nach den Manieren Green's und Marlow's abwechſelnd gearbeitet habe. In jenem unter den beiden Vorgängern war das epiſche Element vorherrſchend, in dieſem das lyriſche, nach beiden Vorbildern geſtaltete ſich aber der jugendliche Dichter, ſein Perikles iſt nach Green's Dichtungen, ſein Titus Andronicus nach Marlow's Styl zugeſchnitten. Auch der alte König Lear, ſo wie König Johann, in den beiden Theilen erſter Abfaſſung, verrathen Green als Vorbild. Tieck nimmt beide für Shakſpeare's Arbeiten, obwohl der Zweifel nicht ganz zu entfernen iſt, ob der Dichter nicht dieſe älteren rohen Sachen vorfand und für das Theater nur bearbeitete. Locrine erſchien ebenfalls im Druck mit Shakſpeare's Initialen W. S. Dies ganz äußerliche Motiv iſt auf Buchhändlerſpeculation zurückzuführen, aber da von abgeſehen, hält Tieck es für eine Jugendarbeit Shakſpeare's, für einen rohen Embryo, der in vielen Zügen, in Charakteriſtik und Nüancirung des Stoffes, die meiſten ſpätern Werke des Dichters als Vorläufer ankündige. Unter den „Vier Schauſpielen Shakſpeare's", die Tieck zuſammengefaßt deutſch edirte, finden wir auch „den londoner verlorenen Sohn" adoptirt. Meinung gegen Meinung, ſo widerſtreitet Ulrici dieſer Annahme, die, äußerlich unbegründet, auch nicht durch den innern Werth des Stücks motivirt iſt. Ueberhaupt ſind Tieck's äſthetiſch feine Fühlhörner ohne hiſtoriſchen Sinn. Er wittert ſehr gut, was Shakſpeariſch iſt, allein er unterſcheidet nicht, was dem Shakſpeariſchen Zeitalter, und was der Perſon Shakſpeare angehört. Der Dichter war ſo in die Stimmung ſeiner Zeitgenoſſen, in die Routine ſeiner Vorgänger und Collegen, in die ganze Atmoſphäre ſeines Jahrzehends eingegangen, er hatte, eh' er zu ſich ſelbſt kam, den epiſch gemächlichen Green und den lyriſch krampfhaften Marlow wechſelsweiſe nachgeahmt, es hatten ſich um ihn, als er hervorzuleuchten begann, ſo viel Gleichſtrebende, wenn auch nicht Gleichbegabte, herangebildet, Alles griff ſo in einander, ohne daß an eine beſtimmte Schule, an ein feſtgehaltenes Verhältniß von Meiſter und Schüler zu denken war, Alles war ſo patriotiſch ergriffen, von der letzten Romantik mittelalterlicher Sitte, von der Begeiſterung des neuen übermüthig freien Eliſabethjahrhunderts erfaßt und erfüllt, daß man dies Ineinanderleben vieler Kräfte, Mittel und Perſönlichkeiten als hiſtoriſches Factum hinſtellen muß, und die Reſultate deſſelben nicht lediglich als Product des perſönlichen Shakſpeare zu nehmen hat. Er war das Genie der Epoche, aber die Epoche mit allen ihren Elementen machte ihn erſt dazu, unbewußt, durch den Drang des Geiſtes, durch die unabweisliche Nöthigung lebendiger Ideen, die immer in Einem Werkzeug ihr Aeußerſtes und Höchſtes ſuchen. Die Verherrlichung der Perſönlichkeit darf nie blind machen gegen den hiſtoriſchen Satz, wonach ſie nur Träger ihrer Zeit iſt. Wie Elemente der franzöſiſchen Revolution Napoleon ſchufen, nicht umgekehrt, ſo war Shakſpeare das Product ſeiner Zeit, nicht umgekehrt. Und wie die Anbeter der Napoleon'ſchen Perſönlichkeit ſehr oft der Revolution die Ehre zu geben vergeſſen, ſo ergeht es Tieck, wenn er die Shakſpeare'ſche Zeit nicht blos, wie man ſoll und muß, in der Perſon des Dichters concentrirt, ſondern jene nur für das paſſive Terrain hält, auf dem ſich das Talent ausdehnte. Der Glanz des genialen Individuums darf uns nicht blind und unfähig machen, die Idee als die geheime Macht des Jahrhunderts zu erkennen. Wenn Locrine, der londoner verlorene Sohn, und andere Dramen, Shakſpeare'ſche Züge an ſich tragen, ſo beweiſt dies noch nicht, daß ſie Shakſpeare ſchrieb, es beweiſt vielmehr, wie ſehr ſein Weſen ſich aus den Elementen ſeiner Zeit entwickelte. Ob Shakſpeare bei der „Geburt des Merlin", bei dem „Trauerſpiel in Yorkſhire" hülfreiche Hand angelegt, iſt möglich, aber was ihm perſönlich angehöre, was ſeinen Genoſſen, läßt ſich bei der naiven Harmloſigkeit, mit welcher die damaligen Talente ſich in die Hände arbeiteten, nicht entſcheiden. Soll der Werth entſcheiden, ſo möchte man wenigſtens verſucht ſein, Eduard III. Shakſpeare'n zuzuſchreiben; daß aber Payne Collier das „Trauerſpiel in Yorkſhire" geradezu dem Dichter übermacht, Tieck den „Verlorenen Sohn" geradezu als ein Werk William's überſetzte, ſoll uns nicht verführen, alles, was das Shakſpeare'ſche Zeitalter brachte, der Perſon William beizumeſſen.

Ulrici beſchließt ſein Werk mit einer ſehr treffenden Parallele zwiſchen Calderon, Shakſpeare und Goethe. Wir finden hier auf das gründlichſte und einfachſte auseinandergeſetzt, wie die Poeſie eines Jeden dieſer modernen Triumvirn aus der Weltanſchauung ihrer Zeit und Nation hervorging, als deren Product, als deren Spiegel ihrer Tugenden und Schwächen. Der ruhige Verſtand, der hier forſcht, findet das Sicherſte und Allgemeingültigſte, indem er ſich von aller Illuſion und aller Knechtſchaft einſeitig begeiſterter Hinneigung fern hält.

Ein Tag in Moen.

(Beschluß.)

Der Mond strahlte in unendlicher Pracht an dem völlig wolkenlosen Himmel; mich hat die Vereinigung so verschiedener Lichteffecte niemals gestört, wunderbar stehen dabei Gotteswerk und Menschenwerk einander gegenüber, das eine gleich schön und erhaben über alle Zeiten hinaus, nicht für den Einzelnen, sondern für die Welt geschaffen, das andere strahlend, glänzend emporflammend, nach momentaner Herrlichkeit spurlos verschwindend, um sich niemals aus sich selber wieder zu regeneriren. —

Dies angenehme Fest zog sich bis 11 Uhr hin, dann sah man die Mehrzahl der Gäste sich zurückziehen, oder mit der Heimkehr sich beschäftigen, während Andere dem Tanzplatze zueilten, der im Freien unter schönen Bäumen errichtet, den Landleuten der Insel und der Umgegend eingeräumt worden; weithin trug die weiche schmeichelnde Nachtluft den Schall fröhlicher Musik und heiteren Gelächters.

Mich zog es noch einmal zu jener düsteren Tiefe, wo das kleinere Kreuz, von keinem Mondstrahl verrathen, unbeachtet erglühte. Es diente dort als Grabeszeichen, auf jene ewige Klarheit hinweisend, für welche es keinen Tod und keine Nacht mehr gibt. Innere Sehnsucht zog mich gleichfalls zu jener Höhe, von welcher man das Meer übersieht, ruhig und groß lag es vor meinen Blikken, aller Mondschein der Erde schien warm und lebenvoll darüber ausgegossen, und in den sanft kräuselnden Wellen sich zu brechen. Mehr entfernt mir zur Seite erglänzte das große prächtige Kreuz, dessen weitreichender Lichtschimmer über den Wipfeln der in dunkler Tiefe stehenden Bäume sich ergoß. Durch Nacht und Dunkel das Zeichen des Glaubens im hellsten Lichte! — Ein Blick auf dies heilige Sinnbild der Religion, welches hier tröstlich und freudig aus finsterem Strudel hervorglänzte, ein Blick über das weite, erhabene Meer — wer hätte hier nicht glauben, nicht hoffen sollen! — Die Nothwendigkeit, mein Zimmer zu erreichen, bevor mir alle Eingänge versperrt waren, zwang mich heim zu kehren, ohne diese Rücksicht würde ich, der echteste Nachtvogel, den Sie zu kennen meinen, noch lange am Ufer der See hingezogen sein, um diese wunderschönen Kreidefelsen eben auch bei nächtlicher Beleuchtung zu betrachten.

Früh am folgenden Morgen weckte mich Sehnsucht nach einem erfrischenden Bade in den Meereswellen; freundlich deutete eine Bäuerin mir den nächsten Weg dorthin an. Von steiler, fast senkrechter Höhe gelangt man, durch eingehauene Stufen gegen Hinabstürzen gesichert, zu einem zierlichen Badekarren. Nach der wohlthuendsten Erfrischung eilte ich wohlgemuth den Pfad wieder aufwärts; hoch oben am Abhange steht das Haus meiner Führerin, welche vor ihrer Thür stehend, des Deutschen etwas mächtig, ein Gespräch mit mir begann. Wunderbar sind die Güter dieser Erde vertheilt! Dies Häuschen würde seiner Lage nach jeden Naturfreund mit Wonne, mit Entzücken erfüllen, und der Besitzerin desselben bereitete eben diese unvergleichliche Oertlichkeit nur Kummer und Sorge. Von ihrer Händearbeit durch Feldbau sich nährend, zu allen Tageszeiten außerhalb des Hauses beschäftigt, läßt sie die Kinderchen daheim unter Gottes Schutz. Fast täglich findet sie dieselben, wenn von der Arbeit heimkehrend, sorglos am Rande des Abhanges spielend; einen Fuß breit weiter, und sie wäre verarmt am besten Lebensglück; bis dahin aber haben gute Engel ihre schirmenden Flügel ausbreitend, jedes Unglück verhütet. Solche Anschauung fast unvermeidlicher, dennoch abgewendeter Gefahr stärkt wunderbar im festen Glauben. —

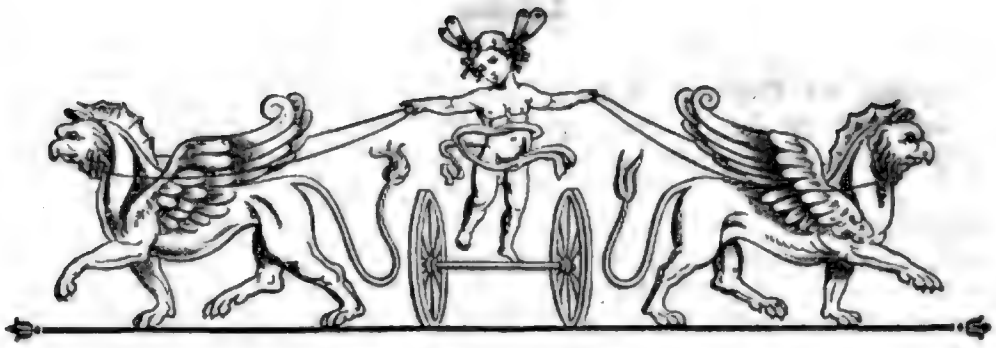
Nach dem Frühstück, um neun Uhr, rüsteten die hohen Gäste sich zur Abfahrt; unfern der Tell's-Capelle schiffte man in Segelböten sich ein, da das Dampfschiff weiter ins Meer ausgelegt. Bei dem anmuthigsten Wetter glitten wir dicht unter den Kreidefelsen des Klints dahin, welche in den wunderbarsten Formen wie aus dem Meere zu erstehen scheinen. Einer dieser schönen Felsen, der Lalern, dessen ich früher gedachte, ist wegen seines Echos berühmt; ihm gegenüber ward eine kleine Kanone abgefeuert, deren Schall nach unzähliger Wiederholung friedlich und wie murmelnd verhallte.

Immer großartiger gestalteten sich die Ufer, jene herrlichen weißen Felsen, auf deren Gipfel selbst noch Buchen prangen, und zwischen denselben anmuthige Schluchten, vom frischesten Grün wie angehaucht, welche durch rieselnde Bäche ewig saftig und glänzend erhalten werden. Hoch über uns auf der steilsten Höhe des Klints sah man dunkle Massen sich bewegen, hunderte von Zuschauern sahen dort der Abfahrt zu, die letzten Grüße in die Weite nachsendend. —

Nach kurzer Fahrt war das Dampfschiff erreicht, huldvoll beabschiedete das Fürstenpaar die Begleitenden; noch ein enthusiastischer Nachruf erreichte unser Ohr, noch einen Scheideblick sandten wir der Küste zu, und sahen uns wie im Fluge dem sichtlichen Bereiche des lieblichsten Eilandes entrückt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei zwei Beilagen, von Theodor Fischer in Cassel und G. Basse in Quedlinburg.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 251. — den 23. December 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Corra's Kaffeehaus in Wien.

Führt einst Dein Weg Dich in die Kaiserstadt, freundlicher Leser, so unterlaß nicht, den Stephansthurm zu besteigen. Du siehst dann das schöne Weib, das genußdürstende Wien zu Deinen Füßen liegen, mit seinem reizenden Gliederbau, mit seinem offnen, ewig heitern Gesichte, mit seinen lüstern winkenden Augen. Wie das Dich einladet zum Tanzsaal des Genusses, den ihm die Natur errichtet aus goldenen Rebenhügeln und grünen Matten, wo nichts als heitere Tänze, üppige Gastmähler und ewiger Taumel! Hast Du Dich geweidet und gesättigt an dem Anblick, dann komm herab; hast Du da oben Thürme, Paläste, Straßen, Strom, Felder und Berge überschaut, so lerne auch die Menschen, die darin und darauf verkehren, kennen; hast Du die Außenseite der reichen Stadt besehen, dann wirf einige Blicke in ihr Inneres. Noch interessanter als Wien sind die Wiener. Diese Silhouette soll Dir einige Classen und Charaktere der Residenzbewohner vorführen.

Nächst dem Kärnthnerthor ist eine schmale, etwas schmuzige Gasse, „das Komödiengassel", welches aber billigerweise Tollhausgäßchen heißen sollte, denn hier nehmen jene tollhäuslerischen Triumphzüge einer Eisler, Schoberlechner, Taglioni und Consorten ihren Anfang, und verleihen dem Wiener, der ohnehin nicht im Rufe eines glänzenden Verstandes steht, vollends das Aussehen des bekannten Caricaturbildes: Jean qui rit. — Huschen wir schnell durch das fatale, anrüchige Gäßchen. Das plumpe Gebäude des Operntheaters lassen wir links. Hier innerhalb einer Barrière von Cactus und Citronenstauden, ist der Punct, wohin ich Dich führe. Hier ist Corra's Kaffeehaus. Das Kaffeehaus hat jetzt zwar einen andern Eigenthümer, Namens Katzmeyer, aber man nennt es doch nicht anders als Corra's Kaffeehaus.

Wir sind gerade zur rechten Zeit gekommen. Von dem nahen Kirchthurme St. Augustin's schlägt die Glocke halb Sieben. Ihre frommen Töne geben der Versammlung im Kaffeehause das Zeichen, die dunklen innern Räume desselben zu verlassen und sich vor den Eingängen zu gruppiren, um die Procession andächtig zu betrachten, die jetzt langsam und feierlich — zur italienischen Oper heranzieht. Hieher muß kommen, wer den frommen gläubigen Sinn Wiens kennen lernen will. Welche Verklärung spielt auf den Gesichtern dieser Procession! Diese hochgeschmückten Frauenbilder, diese ordenbedeckten Greise, diese reichuniformirten Herren, diese eleganten Wagenzüge, diese Masse Fußgänger, — über Alle ist Ein Geist ausgebreitet. Fürwahr, selbst die Rosse schütteln stolzer ihre Mähnen und die subordirten Trotteln im dumpfen Bewußtsein der heiligen geweihten Stunde, der ihre Herrschaft entgegengeht. Auch in andern Städten Deutschlands, namentlich in Berlin, ist das Theater noch eine Art Gottesdienst; aber es ist protestantischer Geist darin, Kritik. Wien ist eine fromme katholische Stadt, voll Hingebung und Glaubenseifer. Das Kärnthnerthorthea-

ter ist nur eine Fortsetzung des Stephans. Wollt Ihr es etwa verargen, wenn man am Tage des Jubiläums — am Abende der Benefizvorstellung — einen feierlichen Umzug hält?!

Corra's Kaffeehaus liegt zwischen den Wendezirkeln der wiener Conversation, zwischen dem Burgtheater und dem Opernhause, zwischen der Leopoldstadt und der Wien. Was Wunder, daß es zum Mittelpuncte wurde, worin die verschiedenen Phasen der Gesellschaft sich zusammenfinden? Man findet hier Repräsentanten jeden Standes, Officiere, Beamte, Künstler, Börsenmänner, Studenten. Hier sitzen die feindseligsten Parteien traulich vereint, das Schlachtopfer neben dem Schlachtmesser, der Literat neben dem Censor, der Theaterdichter neben dem Schauspieler, der Komödiant neben dem Recensenten, der Contremineur neben dem Liebhaber. Hier findest Du Wien im Auszuge; ein wahrer orbis pictus, wo jede Figur eine andere Classe bezeichnet.

Treten wir in das Innere dieser kleinen Welt, die, wie die wirkliche, aus vier Elementen, oder, weil das Vierelementensystem von den Neuern verworfen wurde, richtiger aus vier Zimmern zusammengesetzt ist. Treten wir in das kleinste derselben rechter Hand. An kleinen Tischen sitzen Spieler, die über Pagat ultimo oder über Slam mit einem Geschrei debattiren, dem man bald die petite bourgeoisie abmerkt. Trotz diesem Lärmen sind an den andern Tischen, nahe beim Fenster, mehrere Personen tief in die Lectüre von Zeitungen versunken. Jene Stille und Geräuschlosigkeit, die man in den meisten deutschen Lesezimmern findet, würde man in Wien vergebens suchen. Der Wiener stillt seinen Zeitungsdurst inmitten eines verfinsternden Tabakqualmes, umgeben von dem Getümmel lauter Billard-, Domino- und Kartenspieler. Jener Eifer, jene fieberische Aufgeregtheit, mit welcher der Pariser die Spalten seines Journals verschlingt, um die Schwankungen der Politik zu bewachen, ist dem bequemen und behaglichen Oesterreicher ganz fremd. Nur Einzelne interessiren sich besonders für die Tagesgeschichte der Welt, der Menge liegt sie fern. Was da draußen in der politischen Welt vorgeht, das ist dem Wiener nichts mehr als eine Komödie, und da ist ihm die [illegible] Komödie wahrhaftig wichtiger und interessanter; Scholz und Nestroy, die Oper und das Burgtheater sind ihm ans Herz gewachsen. In jedem Café wird man zehnmal eher nach der Theaterzeitung fragen hören, als nach einer politischen, und dann ist es blos die Augsburger Allgemeine. Der Wiener hat auch keine Geduld, er liest viel, aber nicht länger als bis der Kaffee abgekühlt und die Cigarre zu Ende gebrannt ist. Darum findet man in allen wiener Blättern so viel kleine Aufsätze, Anekdoten und Tagesbegebenheiten; die Redacteure müssen bei allem guten Willen zuletzt doch das Bedürfniß ihrer Leser befriedigen. Witthauer ist der Einzige, der auf Kosten seiner Casse eine Ausnahme macht.

Man findet in Corra's Kaffeehause beiläufig 90 Zeitungsblätter; deutsche, italienische, französische, englische und ungarische. Mancher Fremde dürfte sich wundern, hier die Debats, le Temps, la France, die Times, Galignani's Messenger u. dgl. Journale zu treffen, während viele politische und fast alle belletristischen Blätter Deutschlands fehlen. Indeß muß man das spinnefeine Princip der österreichischen Censur genauer kennen, um sich dies zu erklären. Die Censur in Oesterreich ist nicht mit Einem Bollwerke umgeben, sie hat verschiedene Verschanzungen und Kreise; bis hierher darf das Volk, etwas weiter der Gebildete, noch etwas weiter der Gelehrte u. s. f. Was für den Einen verboten ist, ist es nicht für den Andern; was für Alle verboten ist, ist es nicht für die Einzelnen. Bücher und Journale in fremden Sprachen, die ein höheres, verläßlicheres Publicum voraussetzen, haben einen minder streng gezogenen Kreis, als die in deutscher Zunge. Außer der Beilage zur preußischen Staatszeitung und dem frankfurter Conversationsblatt sind alle deutschen schöngeistigen Zeitschriften zum Auflegen in den Cafés verboten. Dagegen befinden sich hier fast sämmtliche Journale, die in den Hauptstädten der Provinzen erscheinen: die Grätzer, Linzer, Salzburger, Ofner, Pesther, Preßburger, Prager, Brünner, Lemberger, Agramer, Siebenbürger, Triester, Mailänder, Klagenfurter, Inspruker, Salzburger ꝛc. ꝛc. Die politischen Nachrichten in diesen Blättern enthalten eben nicht das klarste Wasser, geschweige reinen Wein; dennoch sind darin so viele Localnotizen, daß man einige Phasen des österreichischen Staatskörpers kennen lernen kann. Auch würde man hier eine ziemlich genaue Controle über das wilde Heer, oder eigentlich über das zahme Heer der österreichischen Schöngeister erhalten; denn hier findet man all' die kleinen Flüsse und Bächlein, in welchen die Schriftsteller des Kaiserstaates ihre Schwimmübungen machen, so gut sich dies an der Gurte thun läßt: der Sammler, Wanderer, Pannonia, Moravia, Carynthia ꝛc. ꝛc. Ueberschaut man diesen Haufen von Wochen-, Tag-, Stunden- und Secunden-Blättern, von denen die meisten außerhalb des Druckortes auch nicht dem Namen nach bekannt sind, so beschleicht uns tiefe

Wehmuth und herzliches Bedauern, wenn man bedenkt, daß diese erbärmlichen Organe fast die einzigen sind, durch welche der österreichische Schriftsteller in die Oeffentlichkeit gelangen kann. Die große freie Heerstraße der deutschen Literatur: der Meßkatalog, ist ihm versperrt. Der österreichische Schriftsteller kann seine Kraft nicht in einem Buche sammeln, denn er findet keinen Verleger. Die Buchhändler seines Vaterlandes sind eigentlich — wie alle Sortimentshändler — nur Buchkrämer. Von dem nichtösterreichischen Verleger trennen ihn — Zollverhältnisse! Kein Buchhändler will sich's gefallen lassen, von den Gedanken, die er kauft, so viel Abzug zurückzulassen, als das österreichische Censur-Zollamt verlangt; Contrebande zu treiben und seine Ideen heimlich aus dem Lande zu schaffen, ist für einen Schriftsteller ein trübseliges Geschäft. Ihm bleibt also nur noch das Theater. Aber nicht Jeder hat Grillparzer's Genius und Bauernfeld's Glück. Zudem hat in Oesterreich nur jenes dramatische Talent Geltung, welches an der kaiserlichen königlichen Hofbühne die Legitimation erhielt. Das Burgtheater ist aber von Wienern so belagert, daß der Landjunker, der sein Kindlein in die Residenz bringt, trotz aller Kraft, welche ihm inne wohnt, nicht im Stande ist, durch dieses Gedränge sich Platz zu machen. So bleibt denn den Meisten kein anderer Weg übrig, als das Journal, oft nur das Provinzialblättchen.

Treten wir in das zweite Zimmer, welches eigentlich das erste ist, denn hier ist der Eingang und der Sitz der dame du comptoir. Zwei Billardtische stehen neben einander, und ringsum plauschen behaglich eine Menge Leute mit den verschiedensten Physiognomien. Alle Sprachen Europas hört man hier, Deutsch in allen Dialekten, und dazwischen das breite Wienerische; — ein wahres Babel, obgleich ich nicht genau weiß, ob man zur Zeit des babylonischen Thurmbaues auch schon Wienerisch gesprochen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Reise durch Paris im Omnibus.

Von A. Weill.

Ohne die drei Sachen, die Salomon in seinen Sprüchen nicht begriffen, und dessen Nichtbegreifen ich nie begriff, habe ich nie begriffen, wie die Menschen ohne Kartoffeln und politische Zeitungen gelebt haben. In Paris hingegen ist mir eine neues Nichtbegreifen wie angeflogen. Ich begreife nämlich nicht, wie die Pariser ohne Omnibus leben, das heißt, einander gegenseitig entgegenkommen konnten, und doch existiren die Omnibus erst seit dreizehn Jahren. Auch wurde an jenem Tage, wo die Herzogin von Berry ungekannterweise den ersten Omnibuswagen einweihte, der Grundstein zu einer neuen Civilisation gelegt, zu einer Civilisatio pro omnibus. Die gute poetische Frau lief Abenteuern nach, und wahrlich nur in den Omnibus gibt's wahrhaft komische echt französische Abenteuer; sie sind die Tables d'Hôte, wo ganz Paris beständig zusammenkommt und auseinanderläuft, sie sind das Symbol der nivellirenden Constitution, wo Alles, Grafen, Fürsten, Herzöge, Handwerker, Bettler, Weiber, Mädchen, Damen, Kinder, für 6 Sous Platz finden, sie sind endlich das Sinnbild der französischen Regierung, weil der Präsident darin den schlechtesten Platz hat und rücklings fährt.

Und nun erst für den Fremden, da sind die Omnibus in Paris unbezahlbar. Ich glaube, eine deutsche Frau sagte, in der Kindheit sammele man Muscheln, in einem gewissen Alter hingegen Menschen. Welche Menschensammlung aber kann man in den Omnibus anlegen! Welche Menagerie hat man hier beisammen! Man muß nur eine Brille tragen, die etwas tiefer als auf die Haut dringt, und obschon die Menschen leider die Herzen nicht wie Orden und Stern auf der Brust tragen, so dringt doch das geübte Auge bis auf einen gewissen Punct der Herzensgeschichte. Denn obschon der liebe Gott keine officielle Zeitung hat, worin er seine Sterne und Orden, das heißt seine Herzensdecorationen, publicirt, so versteht ihn doch schon der Hofschneider, die Natur, und formt das Kleid, den Körper nämlich, ziemlich genau darnach. Und dies ist eine Lehre, die man eher als Gall's Phrenologie, oder Lavater's Physiognomik vertheidigen kann. Nicht in einzelnen Theilen des Körpers entäußert sich die Seele, sondern im ganzen Körper zusammen, und da wird man meistentheils die Wahrheit jenes rabbinischen Satzes bestätigt finden, daß sich Wein nur in einem hölzernen Fasse hält, und daß sich ein Herz nur mit der Grazie, nie aber mit der kalten Schönheit verbindet, nur darf die Grazie nicht vom Tanzmeister einstudirt sein, somit ergeht es Einem oft, wie dem bourgeois-gentilhomme Molières, der zu seiner Erkorenen sagt: Madame, sein Sie so gut und gehen Sie drei Schritte zurück, ich will mein Compliment machen! Doch ich vergesse, daß ich im Omnibus sitze und charakteristische Parallelen zwischen den Deutschen und Franzosen ziehen will. Denn ohne Vergleichungen läuft's doch nicht ab, obschon Goethe sagt: nur der Dilettant vergleicht. Nun ja, ich schreibe diesen Artikel aus purem Dilettantismus, sage muß.

Obschon die Franzosen sehr höflich sind, und jeder Commissionnair, das heißt Eckensteher, dem Fremden die Straßen hernennt, so ist es doch ein böses Ding mit dem Straßensuchen. Freilich ist Paris leicht zu kennen, wenigstens das öffentliche Paris, aber so ein Eckensteher ist im Stande und gibt mir auf die Frage: Mr., où est la rue d'enfer? zur Antwort: Vous n'avez qu'à prendre la première à droite, la seconde à gauche, la troisième à droite et à gauche et vous y tomberez avec la face. — Ich sage ihm Merci Mr.

und frage zwanzig Schritte weiter einen andern oder einen Vorübergehenden. Jeder, wer er auch sei, bleibt stehen und antwortet: La rue d'enfer, mais c'est bien loin Mr., c'est un bon bout de chemin, vous avez encore bonne demi-lieue d'ici à la rue d'enfer. Nun weiß ich eben so viel als zuvor. Ich halte mich jedoch nicht auf, gehe immer gerade fort und frage, um die Ecke herumgebogen, einen Andern, der mir in die Arme läuft. Mr., ne pourriez-vous pas me dire où est la rue d'enfer? — Mais il-y-a deux rues d'enfer ici. — Ah je croyais qu'il n'y avait qu'un seul enfer à Paris. — C'est ça, Mr., vous y êtes; en attendant il y a aussi une rue de paradis, qui est dans le Faubourg poissonnière. C'est pas loin d'ici. Vous n'avez qu'à prendre — — Ums Teufels willen aber, nun erklärt mir der, wo die rue de paradis ist, während ich mit Gewalt in die Hölle will. Aber so sind die Franzosen. Für Nichts und wieder Nichts schwatzen sie mit Jedem auf der Straße, in den Kaffeehäusern, nur erfährt man das Rechte nicht. Ich unterbreche ihn: mais je vais dans la rue d'enfer — Ma foi je ne sais pas où elle est, mais il y a deux rues d'enfer, je vous le répète. Schon wieder ein Merci Mr., aber umsonst. Ich packe einen Andern an. Mr. où est la rue d'enfer. — Allez tout droit, tout droit. — Et puis, frage ich beherzt, et puis vous demanderez, antwortet er und geht weiter. Unterdessen wird man müde, ein Omnibus rollt vorüber; denn in jeder ordentlichen Straße fährt fast alle zehn Minuten ein Omnibus auf- und abwärts. Conducteur! Der Conducteur zuckt an dem Seilchen und der Kutscher hält. Allez-vous dans la rue d'enfer? Non Mr. Il faut attendre les hirondelles. — Er zupft wieder, der Wagen rollt ab und ich warte. Die Schwalben, ein anderer Omnibuswagen, kommen fünf Minuten später; ich winke, man hält. Allez-vous dans la rue d'enfer? Oui Mr., par correspondance. — Mir recht, und so steige ich ein, nachdem ich ungefähr eine Stunde zu Fuß herumgelaufen war, während ich gleich den Omnibus hätte nehmen können. Zuerst jedoch sei es mir vergönnt, einen Omnibuswagen zu schildern. Ein Omnibus ist ein länglicher mit fünf Fenstern auf jeder Seite versehener Wagen, der funfzehn Plätze enthält, sieben auf jeder Seite und einen oben, dem Conducteur gegenüber, den man den Präsidentensitz nennt, weil man auf ihm der ganzen Gesellschaft das Gesicht zuwendet und rücklings fährt. Der Conducteur steht an der Thür auf den breiten Treppen, steigt ab, sobald Jemand aus- oder einsteigt, schellt, so oft ein neuer Gast kommt, und zupft bei jedem Ein- oder Aussteigen an einem Seilchen, das längs des Wagenrückens bis an den Arm des Kutschers läuft. Im Ganzen gibt es 15 Verwaltungen und 409 Wagen Omnibus, die verschiedene Namen tragen und Paris in tausend Richtungen durchschneiden. Man kann annehmen, daß jeder Wagen immer eine Station von zwei Stunden durch verschiedene Straßen macht; auf dem Hauptbureau, auf den zwei Extremitäten, fährt alle zehn Minuten ein Wagen ab und kommt an, das heißt für jede Linie, denn es gibt immer drei Linien. Unterwegs sind dann die Bureaux d'attente und die Bureaux de correspondance, da die meisten in Correspondenz mit einander stehen, so daß man für sechs Sous eine Reise von vier Stunden durch Paris macht, die man freilich oft in einer Stunde zu Fuß hätte machen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[C. Simon's Arabesken zu Wieland's Oberon.]

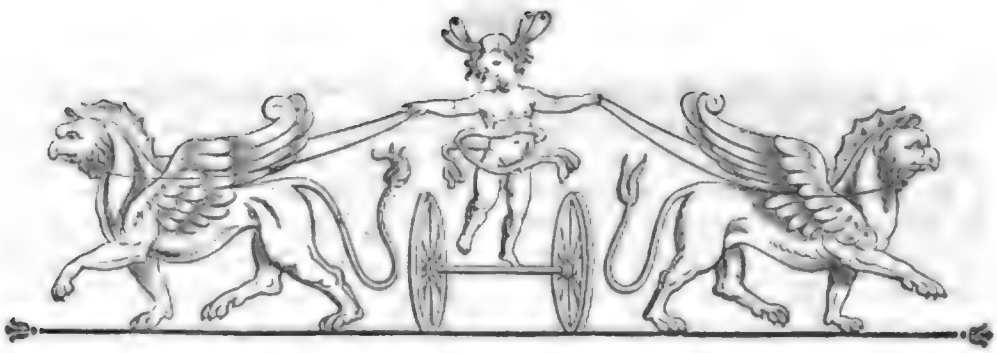
(Brieflich aus Weimar.)

Ein großes Interesse erregen die Arabeskencartons aus dem Oberon für das Wieland-Zimmer im Schlosse. Sie sind von C. Simon. Es überrascht, einen fast unbekannten Maler mit so genialen Compositionen urplötzlich hervortreten zu sehen, welche die zu gleichem Behufe zur Ausschmückung der Dichter-Zimmer gelieferten Werke bei weitem überragen. — Diese Arabesken sind nicht Randzeichnungen, sie sind Gegenstand und Rahmen zugleich: ein episch fortlaufendes, vielgestaltiges Gedicht, das nach Erforderniß des gegebenen Raumes und Stoffes die Form phantastisch wechselt. Die Behandlung ist symbolisch und allegorisch zugleich; die Blumen sind als tragende Allegorie genommen, und ihrer sinnig deutungsvollen Verwendung könnte man den Vorwurf des zu Wortwiglichen, tief Gesuchten machen. Im Allgemeinen sind die Gestalten derb, großartig, kühn, frei, nicht eigentlich zierlich, doch mit wenigen Ausnahmen vortrefflich gezeichnet; die Auffassung ist durchaus geistreich und edel, die Darstellung reich an Phantasie, eine fast strenge Reinheit waltet überall vor. Alles Landschaftliche ist vermieden oder nur in Andeutungen gegeben. Das Elementarische ist sehr schön, symbolisch durch die dem Wasser eignen Pflanzen, durch Muschelthiere, Corallen ꝛc. gegeben; das Thierreich ist überhaupt mehrmals benutzt. Die erste Arabeske beginnt mit der Liebesgeschichte des Gangolf. Ueberhaupt behandelt C. Simon mehr die Geschichte Titania's und Oberon's, als Huon's, obgleich auch einzelne Momente der letztern mit vielem Glück benutzt sind. Zu den schönsten und durchaus neuen Erfindungen allegorischer Figuren gehört die einer sich um sich selbst drehenden, in durchsichtige Schleiergewande gehüllten Gestalt, die Täuschung. Eben so schön ist die sinnliche Liebe: ein Amor, der sich in den Kelch einer Blume stürzt. Der Raub der Kinder bildet eine gleich reizende Gruppe. Der Ring, der die ganze Auflösung bildet und den Zauber enthält, schlingt sich an einer Stelle höchst sinnreich gleichsam als Rahmen um die vereinten Liebenden. Der Künstler beschäftigt sich jetzt mit der Vollendung der zwei noch fehlenden Arabeskencartons.

[Duller's deutsche Geschichte.]

Von Duller's Geschichte des deutschen Volkes ist Lief. 3. und 4. bereits ausgegeben. Bis zu Rudolph von Habsburg. Der auf ihn bezügliche Holzschnitt gibt die Scene des frommen Grafen mit dem Priester am Waldbach, wie sie Schiller's Ballade darstellt. Auch die übrigen Holzschnitte, nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter und Kirchhoff sind gleich trefflich.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 252. — den 24. December 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Corra's Kaffeehaus in Wien.

(Fortsetzung.)

Beginnen wir unsere Musterung gleich bei dem Ersten, der neben der dame du comptoir steht, und eifrig mit ihr conversirt. Es ist ein kleines lebhaftes Männchen, und die Dame titulirt ihn zuweilen Herr von ***, zuweilen Herr Regierungsrath. Was liegt an dem Namen? Aber er ist einer der höhern Staatsbeamten, der hier unter Schauspielern, Ballettänzern, Kaufmannsdienern, Studenten und unter Leuten aller Classen, ohne Prätension, ohne den leisesten Gedanken an eine Ausschließung umhergeht. Betrachte diesen Mann nicht etwa als eine Ausnahme von der Regel; es ist vielmehr die Gattung, die ich damit bezeichnen will. Man begegnet in Wien den höchsten Staatsbeamten an öffentlichen Orten, ohne eine Ahnung jenes Separationsgeistes, der in dem übrigen Deutschland Museen, Casinos und ähnliche Contumazanstalten hervorruft, wo sich der Herr Referendar und der Herr Secondelieutenant von einander absondern, damit sie gar nicht von der Nähe solcher Personen, die sich nicht zu so hohem Range emporgeschwungen, berührt werden. Der wiener Beamte — ich sage nicht: der österreichische — ist einfach, liebenswürdig, anspruchslos. Von jenem Bureaukratenstolz, der Berlin für Viele unausstehlich macht, ist in Wien keine Spur; die Nähe des Hofes sichert vor Ueberhebung, und das gemeine Sprüchwort: es gibt Herren über Herren, nivellirt Alles. Kaiser Franz fragte einst einen etwas hochnasigen Hofrath, ob er bereits das neue Restaurationslocal in Hietzing gesehen habe? Ew. Majestät — erwiederte jener — es würde sich für einen kaiserlichen Beamten nicht schicken, derlei öffentliche Orte zu besuchen. — „Na," sagte Franz mit seinem gewöhnlichen trockenen Humor und im besten Wienerisch, „i bin do a an kaiserlicher Biamter und bin do schon d'raus g'west!"

In Bezug auf äußere gesellige Gleichheit hat Wien nur einen Vorläufer in Europa — Paris. Aber Paris steht im Puncte der Herzlichkeit, mit welcher jene Gleichheit gepaart ist, Wien nach. Der Franzose befindet sich auch in Wien à con aise, ob gleich die Wiener nicht allzu gut auf Frankreich zu sprechen sind. Es mag dies vielleicht noch aus Erinnerungen von 1809 herrühren, obgleich man gestehen muß, daß sich die Franzosen damals ritterlich, und im Vergleich mit andern Siegern auch großmüthig benommen haben. Es ist bekannt, daß das Monument des Kaisers Joseph, während der ganzen Zeit der Besetzung Wiens durch die Franzosen, nebst einer Wache von wiener Bürgern, auch noch eine Ehrenwache von Napoleon erhielt. Selbst Herr v. Hormayr läßt in seinen Denkwürdigkeiten den Franzosen in diesem Puncte einiges Recht widerfahren. Dennoch ist die Abneigung des Wieners gegen dieselben eine nicht unbedeutende, und wie wenig sonst die Politik in das Leben, in die Ansichten und Neigungen des Oesterreichers bestimmend eingreift, hier ist doch zum Theil darin der Grund zu suchen. Der Wiener hat auch das

deutliche Gefühl, daß er, in Beziehung der großen Fragen, die seit 1789 die Welt erschüttern, gegen den eigenen Willen ein Antipode der Franzosen ist und war; das Princip und die Tendenzen des österreichischen Cabinets zwängt die Wiener in eine Opposition, die sie weder aus Ueberzeugung noch mit Taktik und Geschicklichkeit zu behaupten wissen. Der Wiener ist Deutschen, Engländern und Franzosen gegenüber, was höheres Leben betrifft, demüthig still und betroffen. Die kalten Insulaner schweigen in solchen Momenten, die Deutschländer verstummen bald, wenn sie das hiesige Leben genießen, nur die Franzosen kümmern sich wenig darum, und sind die Ruhescheucher der behaglichen Wiener. Man kann in Corra's Kaffeehaus einen Schwarm derselben finden, die lärmen, als ständen Napoleon und der Fürst von der Lobau noch draußen vor dem Verhau des Praters. Die Franzosen, stets elegant gekleidet, sind aber wirklich vornehme Personen, sie gehören dem diplomatischen Corps an — — sie sind die Köche Ihrer Excellenzen der Herren Gesandten von England, Frankreich ꝛc. Abgesehen von der Heiligkeit ihrer diplomatischen Sendung wissen sie auch, was das Wort Koch! in Wien für Bedeutung hat.

Interessanter als diese Franzosen ist jene Gruppe von Italienern; es sind honorable Männer darunter, die für eine wöchentliche Arbeit von drei Stunden jährlich 40 bis 60,000 Francs erhalten. Allen Respect vor solchen Sängern! Bei Corra kannst Du die Bekanntschaft von Coselli, Marini, Badiali, Rovero, Salvi machen, und wie all die Kehlenritter heißen, die jetzt Italien seinen Mucius Scävola, Tacitus, Arioſto und Correggio ersetzen. Jenes kleine Männchen mit dem blassen, interessanten, feuerblickenden Kopfe auf einem säbelbeinigen, kurzarmigen Stumpfe ist der Tenor Poggi, dessen Gesang, den Frauen gegenüber, dem Hauche der Klapperschlange gleicht. Ich habe noch keine Dame gehört, die nicht mit Extase von diesem Sänger gesprochen hätte. Es ist bekannt, daß die reizende Gräfin S....., eine der ersten und reichsten russischen Damen, diesen säbelbeinigen Sänger von Stadt zu Stadt begleitete, und ihr Verhältniß zu ihm ohne Hehl an den Tag legte. Wenn es auch nicht zu glauben ist, wovon Viele Augenzeugen gewesen sein wollen, daß die schöne Gräfin, selbst in zahlreicher Gesellschaft, sobald ihr Liebling eintritt, aufsteht und ihm zärtlich die Hand küßt, so ist es dagegen authentisch, daß sie für ihn eine prachtvolle Villa am Comosee gekauft hat. Immer bleibt ein solches Verhältniß in einem gewissen Glanze von Poesie, und Laube hätte einen solchen Stoff früher nicht aus der Hand schlüpfen lassen sollen. On dit, daß die Gräfin gegenwärtig den Sänger verlassen und einen italienischen Dichter in Gunst gesetzt habe.

Dieses Sprachgewirr übertönt vom Billardtisch im breiten wiener Idiom: „Dös is a G'spas, i hob'n Roth'n g'spielt, un hob'n Gelb'n troff'n.“ Das ganze Zimmer scheint von dieser Stimme zu erzittern; neugierig trittst Du näher und erblickst einen Menschen, dessen stämmige Figur, dessen freundliches nichtssagendes Gesicht, dessen plumpe Haltung einen urbanisirten Bauernburschen verrathen; das à la jeune France frisirte Haar contrastirt seltsam mit den Gesten des bebrillten Männleins. Er ist ganz vertieft ins Spiel, worin er ein Meister ist, mit offenem Munde starrt er die Bälle an, und begleitet jeden Stoß des Gegners mit Beugungen des Körpers. Er spricht und benimmt sich so, als wäre er gestern erst aus dem kleinsten Dorfe in Ober-Oesterreich herabgekommen, und er ist doch schon lange ein Schooßkind der Residenzbewohner; das bäuerische Männchen ist der erste Baßsänger Deutschlands: Joseph Staudigel. Oesterreich ist mit Gesang und Wohllaut gesegnet, die besten Sänger, die Deutschland jetzt besitzt und seit lange besaß, hat es Oesterreich entnommen: Staudigel, Pölh, Haitzinger, Wild, Jäger, Binder, Cornet, Rosner, Schmetzer u. A. Von den Höhen ihrer Berge, wo die üppige Natur ihren Söhnen den jubelnden Jodlergesang in die Brust legt, steigen die fröhlichen jungen Bursche herab ins flache Land, und die Tonkunst gibt den maßlosen Lauten Regel und Form; und nun ziehen sie hinaus in die Welt, und wie früher beim Klange des Kuhreigens auf der einsamen Alpe im goldenen Sonnenglanze, so singen sie jetzt beim Schalle des Orchesters, auf den lampenbeschienenen Bretern, vor dem genußsüchtigen Parterre. Und sie singen von der Herrlichkeit ihres väterlichen Landes, von den grünen Bergen und herzigen Madeln! Fürwahr, der Doppeladler übt eine starke Macht in Deutschland aus; nicht genug, daß in den Congressen der Bundesversammlung Oesterreichs Stimme vorherrscht, sendet es auch Missionnaire, die selbst in den einzelnen hochwichtigen Versammlungen der deutschen Nation, im Theater, durch ihre Stimmen alles beherrschen. Staudigel ist der Typus eines österreichischen Künstlers; schlicht, einfach, ewig heiter, verständig ohne höhern Geist, gemüthlich ohne Leidenschaft — — der musikalische Johann Gabriel Seidl. Im Vorbeigehen gesprochen, ich halte diesen für den nationalsten österreichischen Poeten; Grillparzer, Grün, Lenau, Frankl,

Ebert sind deutsche Dichter, die zufällig, leider! in Oesterreich leben, nur aus Seidl strömt echt nationale Eigenthümlichkeit, und ich möchte neben ihm nur Mayerhofer nennen, jenen unglücklichen Poeten, der, voll liberalen Sinnes, Censor wurde, und um den Conflict dieses Denkens und Wirkens zu lösen, entleibte er sich im Censurbureau zu Wien am 5. Februar 1836. Ist Keiner da, der eine moderne Tragödie schreiben will? Hier ist ein Stoff.

Ich stelle Dir, freundlicher Leser, noch einige Besucher dieses Zimmers vor. Hier Herr Conradin Kreutzer (ein geborner Stuttgarter), Kapellmeister des Kärnthnerthortheaters. Er ist seit seiner letzten Oper selten hier zu sehen. Sein „Nachtlager in Granada" ist so lieblich und wohlig, aber doch nur eine Reihe lyrischer Compositionen; er macht treffliche Lieder, aber zum Drama kann sich sein Talent nicht erheben und verdichten. Nicht nur sein neuester Versuch, sondern alle frühern, die Opern Libussa, der Taucher, Melusina geben Zeugniß hiervon.

Hier Herr Merk, Wiens bester Violoncellist, dort der Waldhornist Lewy. Jener Mann mit dem schüchternen kindlichen Gesichte, wer sieht es ihm wohl an, daß seine Compositionen Europa durchzogen? Es ist Mayseder. Was Du auch über Wien gehört und gelesen hast, lieber Leser, Geistreiches und Unverständiges, Lobpreisendes und Verdammendes, wirf Alles aus Deinem Gedächtnisse hinaus, reinige Deine Phantasie von solchen Eindrücken und lasse Dir ein Quartett oder eine Sonate von Mayseder vorspielen; was dabei in Deiner Einbildungskraft auftaucht, das ist Wien, mit seiner würzigen südlichen Luft, mit seinem süßen Materialismus, mit seinem Humor, mit seiner katholischen Schwärmerei, mit seiner gemüthvollen Behaglichkeit und weibischen Tändelei; tiefere Speculation, contrapunctistische Berechnung fehlen. Joseph Mayseder, geboren zu Wien 1790, hat als ein echter Wiener den Umkreis seiner Vaterstadt nie verlassen; die französische Violinrevolution, wie sie sich in Beriot und Vieuxtemps herausstellt, die dämonische Carbonari-Eruption, mit welcher Paganini die Welt aufschreckte, der polnische Freiheitsgeist der Lipinskischen Geige — sie sind spurlos an ihm vorübergegangen; wie ein guter Wiener hat er ruhig, ohne tiefere Theilnahme, zugesehen, und seine Töne klingen heiter, naiv und unschuldig fort wie zuvor. In Mayseder liegt das Alles vereint, was Strauß und Lanner, die seine Spielweise und den Geist seiner Melodien sich angeeignet, einzeln ausgebildet haben. Joseph Mayseder, k. k. Kammervirtuose, Solospieler bei St. Stephan und erster Violinist des Kärnthnerthortheaters ist das verkörperte Wien: der Kaiser, die Stephanskirche und das Theater sind die drei Elemente seines Lebens.

Dort der Riese ist Herr Parish Alvars, ein edler Brite von 6½ Fuß wiener Länge. Sieht er nicht aus wie Gregor Mac Allan, der mit einer Hand 40 Hochländer spießt? Diese Hand von einer halben Quadratelle im Umfange rührt die schwärmerischen Saiten der Harfen mit einer Zartheit, mit einer Innigkeit, die jeden Athem in der Brust stocken macht. Herr Parish Alvars, erster Harfenspieler Ihrer Majestät der Königin von England, befindet sich bereits länger als ein Jahr in Wien, und jeden Tag im Corra's Kaffeehause.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Reise durch Paris im Omnibus.

(Fortsetzung.)

Es ergeht Einem im Omnibus wie jenem Engländer in Frankfurt, der als Fremder zum ersten Male dorthin kam und im Schwane abstieg. Dort fragte er einen Juden, wo Bethmann wohne, er solle es ihm zeigen. Nun wohnt Bethmann etwa 100 Schritte vom weißen Schwane entfernt. Mein Jude denkt aber: was wird der mir geben, 6 Kreuzer wenn's viel ist. Ich will ihn aber führen, den Inselmann, daß er sagen soll, London wär' erst halb so groß als die freie Stadt Frankfurt. Er führt ihn also durch die Judengasse, zum hanauer Thor hinaus, zum Obermainthor herein, über die Mainbrücke nach Sachsenhausen, fährt mit ihm in einem Kahne unten am Metzgerthore herüber, passirt die Buchgasse, den Roßmarkt und endlich durch die neue Mainzergasse, den Hirschgraben hinab zu Bethmann. Unser Engländer schwitzt wie ein Renner, als er ins Bureau tritt, das man eben schließen wollte. Goddam, wie ist die Stadt Frankfurt so groß, sagt er, es wundert mich, daß hier keine Omnibus sind; mein Führer hat wohl seinen Thaler verdient. Bethmann, der etwas staunte, bemerkte ihm, daß er etwas spät käme mit seinem Wechsel. Es ist nicht meine Schuld, erwiederte dieser, seit zehn Uhr bin ich auf den Beinen, um hierher zu kommen. Sie wohnen so weit. — Wo logiren Sie denn? fragte man ihn, immer mehr erstaunt. — Im weißen Schwane. Bethmann konnte kaum vor Lachen ihm antworten, daß man nur einige Schritte braucht, um vom weißen Schwane auf sein Bureau zu kommen. Der Engländer wollte dies nicht glauben, denn er hatte einen Führer, der die Stadt auswendig kennt, und der ihn zwei Mal übers Wasser geführt. Der Führer, der wahrscheinlich eine ähnliche Rückreise im Sinne hatte, wartete an der Thür. Man rief ihn. Bethmann nahm ihn hart, aber lachend her. Was wollen J. E., sagte der Jude, Morgen ist Schabbes und ich bin arm. Wenn ich ihn so herübergeführt hätte, hätte er mir 6 Kreuzer gegeben. Uebrigens scheint mir der Herr ein englischer literarischer Reisender zu sein, und der wird in seinem Taschenbuch Wunder

was von der großen Stadt Frankfurt erzählen. Er hat schon eine Speculation gemacht, um eine fliegende Brücke am Metzgerthor über den Main zu machen, da die Passage doch so nöthig wäre. Bethmann lachte nun herzlich und schenkte das Doppelte dem Juden, der sich vor dem Engländer aus dem Staube machte, weil dieser ihn boxen wollte. Gerade so ist es mit den Omnibus, denn da sie alle Straßen fast durchfliegen, so ist der gerade Weg, wenn man ihn kennt, immer um die Hälfte näher, dennoch aber kann man sie nicht einen Tag entbehren und besonders bei Nacht nicht; denn die Omnibus gehen bis um Mitternacht, sogar in die naheliegenden Dörfer. Aber, wird man mir sagen, die Cabriolets, die unermeßlichen Fiaker, warum nimmt man diese nicht? Zuerst antworte ich wie Voltaire. Hütet Euch, sagt dieser, vor dem Adjektiv, es ist der größte Feind des Substantiv. Eben so rufe ich dem Fremden zu, hütet Euch vor den Cabriolets und Fiakern, wenn Ihr nicht Paris kennt und gut Französisch versteht. Das Cabriolet erhält für die Course 25 Sous, für die Stunde 30 Sous. Hat man also in verschiedenen Theilen der Stadt zu thun, so muß man ein Cabriolet nehmen. Diese Kutscher aber wollen, daß man sich in jedem Hause eine halbe Stunde aufhält, damit sie und ihr Pferd ruhen und doch bezahlt werden, kommt man aber gleich zurück und fährt eine halbe Stunde weiter, so machen sie Gesichter. Geht's dann so weiter, so heißt es: Ah Mr. est-ce que vous êtes porteur des cartes de visite? Ist die Stunde herum, so läßt man ihn und nimmt einen andern, wird er aber grob, so muß man gleich mit Kolben drein schlagen. Einem solchen Kutscher gab ich einen Fünffrankenthaler, er sollte mir herausgeben. Er wollte 10 Sous, zuerst aber 20 Sous mehr behalten, da ich beständig gefahren sei. Ich sagte nichts und forderte kalt mein Geld. Er prüfte mich lange, ich ging fort und ließ ihm das Geld, schrieb mir aber die Nummer seines Wagens auf. Kaum bog ich um die Straße, als er mir nachlief, Mr. voilà votre argent, schrie er, je n'en veux pas, le voilà, Mrs. vous êtes temoins, sagte er zu jedem Vorübergehenden, que Mr. que voilà ne veut pas de son argent. Ich nahm das Geld. Als ich es aber hatte, fluchte er wie ein Betrunkener und stieß Schimpfworte gegen mich aus. Abermals schrieb ich mir die Nummer auf, übergab sie gleich einem Polizeiagenten, der ihn direct arretirte; denn die Kutscher haben hier immer bei der Polizei Unrecht. Da der Polizeiagent selbst seine Schimpfreden hörte, so ging es mich gar nichts mehr an, und er wurde, wie ich hörte, 2 Monate von der Liste gestrichen. Haben sie aber einen Fremden unter der Hand, so machen sie mit ihm, was sie wollen, und leicht kann man täglich seine 6 bis 7 Gulden für lauter Cabriolets ausgeben, wenn man nur so ziemlich beschäftigt ist. In Paris gilt es aber vor Allem seine Zeit zu concentriren, denn unstreitig läuft sie hier schneller herum, als in irgend einer andern Stadt in der ganzen Welt und von Langeweile hört man hier nie sprechen. Für das Wort haben die Franzosen ein neues erfunden, la flanerie, und die flaneurs sind meistens arme beklagenswerthe Leute, die von ihren Renten leben. Doch kommen wir zu den Omnibus zurück. Ich habe während zweier Monate täglich die Reise von der place cadette nach der île St. Louis im Omnibus gemacht, — also eine gute Stunde. — Während der Ueberfahrt stiegen immer mehr als 40 Personen ein und aus. Nie aber traf ich eine Person zweimal im Wagen und doch wird diese Reise täglich vielleicht 50 mal hin und her gemacht, da während des Hinfahrens Einem immer drei Wagen in verschiedenen Distanzen begegnen, die denselben Weg herzu durchschreiten. Ein solcher Wagen ist daher ein beständig wechselndes Bild. Ich setze mich in einen Omnibus, der vor den Tuilerien vorüber in den Faubourg St. Germain fährt. Im Augenblicke, wo ich einsteige, befinden sich zwei junge Herren darin. In einem Nu verwandelt sich die Scene und ich sitze als einziger Herr unter 14 Frauenzimmern mit Hüten und Schleiern. Eine schlanke Dame steigt aus dem Wagen und ein unermeßlich dicker Herr will einsteigen. Das Serail sieht sich an, lächelt und rückt zusammen. Madame in der Ecke fährt zusammen, als sie ihn erblickt. Ihre innere Empfindung ist sehr sichtbar, doch gibt sie sich alle Mühe, um ernst und kalt zu bleiben. Man sieht, hier ist entweder der Schluß einer Tragödie oder der Anfang einer Komödie. Madame läßt jedoch halten und steigt aus, der dicke Herr ebenfalls. Sollte dies ein rendez-vous in den Tuilerien sein? Jeder macht seine Bemerkung in der Stille, der Wagen rollt weiter und alle diese Richter oder Richterinnen, die sich gern befragt hätten, die vielleicht Einen Gedanken hatten, trennen sich, um sich vielleicht nie mehr zu sehen. Ein Mädchen, das einsteigen will, bittet den Conducteur, ihr Hündchen auch in den Wagen zu nehmen. Dies ist verboten. — Sehen Sie nicht, wie es mit Ihnen liebäugelt, sagt die Dame, lassen Sie es herein! Der Conducteur übertritt seine Vorschrift nicht, obschon er jeder Dame im Absteigen die Hand ein wenig drückt. Das Hündchen läuft dem Wagen nach. Auf einmal ist es verschwunden. Mon dieu, mon chien, ruft die Dame in Verzweiflung, mon dieu, mon chien! Mais Madame, sagt ein Anderer, vous devriez plutôt dire: mon chien, mon dieu! Der Hund scheint die Qual der Geliebten zu ahnen, erscheint und verschwindet wieder. Das hält aber die Dame nicht aus, sie nennt den Conducteur gefühllos und steigt aus. Que voulez-vous, Madame, ce sont nos lois — Ah pour vos lois, je les connais, erwiederte sie. Les legislateurs n'ont jamais eu de coeur. Alles dies wegen ihres Hündchens. Zwirn in Lumpazivagabundus macht kaum so viel Lärm um sein Mopserl.

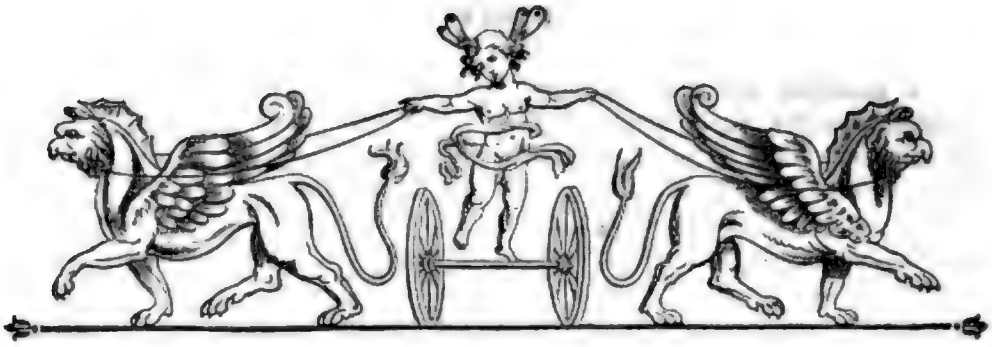
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Allgemeines Theaterlexikon.]

Mit dem 5. Hefte ist das von R. Blum, Herloßsohn und Marggraff herausgegebene Lexikon bis zur „Coulisse" vorgerückt. Die Abbildung zeigt die Bühne im Hotel de Bourgogne im J. 1630.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 253. — den 28. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Adam Oehlenschläger.

Es iſt ein weſentlicher Unterſchied, ob eine bedeutende literariſche Kraft eine Epoche hervorruft, oder einer Epoche blos angehört und in ihr hervorragt, ein weſentlicher Unterſchied, ob das Talent für ſein Zeitalter Schöpfer oder Geſchöpf iſt. Jene beiden Geſtalten, die aus dem ſkandinaviſch germaniſchen Norden als Einwanderer ſich in deutſcher Literatur und Wiſſenſchaft eine Stelle eroberten, ſind Geſchöpfe derjenigen Richtungen, in die ſie geriethen. Ich meine Steffens und Oehlenſchläger. Für ſie war Deutſchland ein Süden, und wie einſt Deutſche über die Alpen zogen, ſcheinbar als Eroberer, in Wahrheit aber berauſcht und betäubt ſich an die Reize Italiens gefangen gaben, ſo hat der norwegiſche Steffens in der deutſchen Naturphiloſophie Fuß gefaßt, ihr ganz hingegeben, und phantaſietrunken von ihr beherrſcht, während der däniſche Oehlenſchläger in der romantiſchen Dichterſchule ſeine Poſition nahm. In dieſem war bei weniger phantaſiereichem Ueberſchwang mehr bildneriſcher Drang, aber auch er tauchte mehr unter in ſeiner Sphäre, als daß er ſie mit gewaltigem Arm erfaßt, ſie weiter geführt, oder ihr irgend eine Nüance eröffnet hätte. Von Steffens kann man noch weit mehr ſagen, daß er in der Naturphiloſophie befangen blieb, ohne an dem Fortſchritt des deuſchen Geiſtes, der ſich im Gebiet der Wiſſenſchaft mit Hegel conſtatirte, Theil zu nehmen. Die Conſequenzen, die er ſich aus der Schelling'ſchen Richtung für eine Seelenlehre gewann, ſind wirklich für den Stand der Wiſſenſchaft ohne Werth in größerm Maßſtabe geblieben, und wie er ſich ſpäter ein freies unvermiſchtes Lutherthum, gleichſam wie eine ſtille Enclave mitten im Strome der Zeitentwickelung, reſerviren wollte, begann er mit einer etwas mattherzigen Einkehr in ſich ſelbſt zu jener Blödigkeit ſeine Zuflucht zu nehmen, die er in ſeiner Novelle über die Revolution, aller Entwickelung der Geſchichte zum Trotz, an den Tag ſtellte. Was er früher als Pſycholog und Novellendichter gab, bekundete ſeine ſchöne, wohlthuende Kraft, den Vorfund an Schätzen im innern und äußern Menſchenleben glänzend zu beleuchten, und ſich im Reichthum des Daſeins mit dem ganzen Tiefſinn des Gemüthes anzuſiedeln; neue Welten aber hat er nicht eröffnet, dem Geiſte keine neuen Bahnen gewieſen, und ich will nur hiermit wiederholen, daß jene beiden literariſchen Einwanderer aus dem Norden ohne Wirkung für deutſche Dichtung und Wiſſenſchaft geblieben, daß vielmehr nur umgekehrt die Wirkungen dieſer an jenen und ihrer weiblichen Empfänglichkeit wahrnehmbar wurden, in demſelben Verhältniß, wie die germaniſchen Anſiedler in Italien in trunkener Hingabe an die ſüdliche Lebensluſt ohne Einfluß auf die dortigen Zuſtände blieben.

Eine zweite, vermehrte und verbeſſerte Sammlung der deutſchen Werke Adam Oehlenſchläger's (in 21. Bdchn. Breslau bei Max u. Comp. 1839.) fordert zu der Frage auf, was denn Deutſchland durch Oehlenſchläger gewonnen habe. Die Antwort ſtellt ſich am leichteſten, wenn man die Frage umkehrt, und erläutert, was Oehlenſchlä-

ger durch Deutschland gewonnen habe, nämlich Alles, seinen ganzen dichterischen Menschen, seine Richtung, seine Formen und großentheils auch seinen Inhalt. Die Macht des deutschen Genius wird an ihm erkennbar, und somit ist er allerdings auf umgekehrte Weise ein Triumph der deutschen Literatur. Nachahmer ist er im Verhalten zur romantischen Schule so wenig, als Steffens in Bezug zu Schelling und der Naturphilosophie, aber gefördert hat keiner von Beiden diese Sphären, in denen sie sich nur nach Maßgabe ihrer allerdings reichen und eigenthümlichen Persönlichkeit heimisch machten und den Gewinn fleißiger Arbeitsamkeit, wie sie nordischen Naturen eigen ist, zu Tage förderten. Wenn man die große Reihe deutscher Dramen in den Oehlenschläger'schen Schriften erwägt, so sollte man wunder glauben, welcher Dienst damit der deutschen Bühne geschehen sei, welchen Inhalt sie der hohl gewordenen Form des deutschen Theaters gebracht hätten zur Blüthenzeit der romantischen Schule. Allein nur ein einziges hatte auf den Bretern in Deutschland Fuß gefaßt, und dieses einzige, Correggio, verwarf der Altmeister jener Schule, weil es die Consequenzen einer seiner frühern Manieren, die Consequenzen des Franzsternbaldisirens, mit einer unverwüstlichen Naivetät bis ins Kindische und Süßlichverschwimmende verfolgte. Der liebenswürdigen Dichtung soll durchaus nicht ihr Werth abgesprochen werden, im Gegentheil, sie hat neben vielen gemüthlichen und bürgerlichen Friedenstugenden auch noch den literarhistorischen Werth, daß sie eine Richtung in deutscher Poesie bis aufs Aeußerste geführt hat; Productionen mittleren Schlages leisten dies nicht, sie halten sich in den Wahnen des Maßes, zur Extravaganz gelangt nur das Bedeutendere, und ihr Aeußerstes erlebt eine Richtung immer an dem Punct, wo sie komisch und eine Parodie ihrer selber wird. Den Widerstreit zwischen ideellen und reellen Lebensmächten bis dahin zu ziehen, daß der abgehetzte Correggio, endlich am Ziele seiner Wünsche, d. h. in dem Momente, wo er den Lohn seiner Mühen in einer Summe Geldes ernten soll, diese Baarsumme in Kupfergeld ausgezahlt erhält, und am Sacke sich zu Tode schleppt; — die Misère, die dem Genie widerfährt, in der Tragödie bis auf solche hausbackene Wirthschaftsangelegenheiten zu verfolgen, heißt nicht mehr, die beliebte Ironie der Schule handhaben, nicht mehr, die Romantik vertreten, heißt Ironie und Romantik an den Pranger des Ridiculen bringen. Diesen Dienst hat Oehlenschläger's Naivetät wider Willen geleistet, und die Literatur ist ihm ohne Ironie, mit Wissen und Willen, dafür dankbar.

An der Ironie, welche die Schlegel-Tieck'sche Schule predigte, ohne sie selbst an der rechten Stelle und gegen die wahrhaften Feinde der Menschheit zu handhaben, ist noch sonst manches in der Oehlenschläger'schen Production schief und seltsam geworden. Man darf nicht sagen: verunglückt. Gegen förmliches Verunglücken sicherte jeder Zeit der Fond von Naivität, der in Oehlenschläger's offenem, nordisch freundlichen Naturell liegt. Es war erklärlich, daß wenn er einmal auszog, um sich mit seinem Denken und Dichten im Süden anzusiedeln, auch der Orient mit seinen Zaubermährchen ihn locken mußte. Er gab die reizende Sage von der Wunderlampe (Aladdin), und die Fischertochter, beides in dramatischer Form. Mitten unter den orientalischen Figuren läuft in diesen Dichtungen stets das europäische Bewußtsein in Gestalt der Ironie mit umher. Was daran naiv ist, bleibt interessant und ergötzlich; was Absicht daran ist, bleibt Angewöhnung der Schulmaxime und verstimmt gegen den reinen Eindruck. Eine andere Seite jener Schule war bekanntlich die katholische Phantastik. Oehlenschläger schrieb unter andern in dieser Sympathie: „Das Evangelium des Jahres, oder das wiederkehrende Leben Jesu in Natur und Menschensinn." Hier freilich blieb Oehlenschläger mit seiner derben und unverschleierten Einfalt weit hinter dem Inhalt seines Themas zurück; die Naivität führt das nicht durch, sondern nur eine gewisse religiöse Verzückung. Die Leidensgeschichte des Herrn als ein Symbol zu fassen, das hinter allem Dasein liegt, um in den Formen der Natur dieselbe Signatur zu finden, welche auch nichts anderes als den Inhalt des göttlichen Lebens deutet, das ist in Novalis zu einer Erleuchtung gekommen, wie sie später in Tieck's Stimmungen nur leise nachklang. Weit glücklicher war Oehlenschläger in seinen vaterländischen Heldenstücken. Es war damals Zacharias Werner's „Kreuz an der Ostsee" eine epochemachende Erscheinung, der Kampf des Christlichen und Heidnischen war in der romantischen Dichtung stabil, und Oehlenschläger brachte sein nordisches Heldenthum dazu. Hier ist zugleich des Dichters Bedeutsamkeit für Dänemark selbst zu bezeichnen, so wie sich in diesen vaterländischen Stücken auch sein eigenstes Naturell am ungetrübtesten entfaltet. In seinem „Hakon Jarl" schildert er das wilde Heidenthum, das sich gegen den sanft bewältigenden Geist des Christenthums, den er in der Gestalt Olaf's feiert, mit allen Barbareien der Wuth waffnet; erst im Unglück besiegt, erhebt er sich und endet groß. In „Palnatoke" ist der Kampf des ehrlichen, naiv gutmüthigen Heidenthums gegen mönchische Intrigue dargestellt. In „Axel und Wal-

burg" iſt Liebestreue, in „Hagbarth und Signe" die Leidenſchaft der erſten, maienhaften Liebe das Thema. In all dieſen Dramen entfaltet ſich Oehlenſchläger's nordiſche Naivität, ſeine däniſche Kindlichkeit, immer geſund und ſimpel, nie weichlich und ſüdlich aufgelöſt. Es ſind dies auch ſeine urſprünglichen, däniſch geſchriebenen Dichtungen, die er ſpäter deutſch umarbeitete, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, weil er ſie in deutſcher Zunge als faſt neue Geburten, nicht als Ueberſetzungen geben wollte. Urſprünglich gleich deutſch ſchrieb er überhaupt nur den Correggio, die Inſeln im Südmeere (einen Roman, den er nach der Inſel Felſenburg bearbeitete) und ſeine Selbſtbiographie. Wie dieſe iſt wohl nicht leicht ein Bekenntniß offen, ungeſchminkt und mit einer faſt rührenden Harmloſigkeit abgefaßt. Man ſieht hier getreulichſt alle Fäden aufgezählt, die den Autor mit Deutſchland in Verbindung ſetzten, ja man ſieht ſeiner ganzen Schule, die er machte, zu. Deutſches Wiſſen, deutſche Kunſt und Literatur waren nicht blos die Akademie für Oehlenſchläger's Muſe, ſie waren faſt Vater und Mutter für ſie. Sein Aufenthalt in Deutſchland iſt in der That ſein wichtigſtes, wo nicht das einzige Lebensereigniß, das ſeine Natur weckte und geſtaltete; er kam ſo innerlich arm aus Dänemark, daß ihm ſogar Mozart's Don Juan in Berlin eine Neuigkeit war. Die kindliche Hingebung an gefeierte deutſche Männer iſt eben ſo liebenswürdig an Oehlenſchläger, als die ungenirte Regung verletzter Eitelkeit, ſobald er mit ſeinem erworbenen Ruhm als Repräſentant der däniſch deutſchen Sympathien nicht alle Geltung gewinnt. Es war erklärlich, daß Oehlenſchläger's Hinneigung zur katholiſch romantiſchen Dichterſchule in Kopenhagen ſelbſt eine Gegnerſchaft aufrufen mußte. Der erſte Opponent, der die ſüdliche Genußſucht, die weiche Schwelgerei des Gefühls, an welche Correggio ſtreift, als Verirrung bezeichnete, und als ſcharfer Proteſtant gegen die katholiſchen Regungen des Geiſtes ſchalt, war ein in Deutſchland nicht weiter bekannter däniſcher Autor, mit Namen Gruntvig; ihm folgte Baggeſen mit ſeiner ſcharfzüngigen Polemik gegen Tieck, nicht minder der Vaudevillen- und Novellendichter J. L. Heiberg. In Deutſchland ſelbſt konnte von einer Befeindung des fleißig treuen, keuſch biedern Talentes nicht eigentlich die Rede ſein, da was bei ihm Fehler ſcheint, entweder ihm nicht zur Laſt fiel, oder ſeine ganze Arbeitſamkeit ſich auf keine Weiſe verletzend fühlbar machte.

Um ſich Oehlenſchläger's Perſönlichkeit zu vollenden, hat man neben ſeiner Selbſtbiographie auch ſeine lyriſchen Gedichte zu beachten. Er hat keine vorzugsweiſe lyriſche Ader, da die gewappnete Naivität ſeiner Stimmung ſich doch lieber dramatiſch entäußert; aber die glücklichen Einfälle eines geſunden Gehirns ſind hier, wo ſich die Stimme der Natur feſſellos und ohne Anbetung eines Vorbildes zum Ausſpruch bringt, vorzugsweiſe erfreulich. Die oft eckige und linkiſch verbliebene Sprachwendung wird bei Oehlenſchläger, auch in ſeinen Dramen, oft wider Willen witzig, und ſteigert nicht wenig das Behagen an ſeiner nichts weniger als großen, aber doch harmlos glücklichen Natur. (Seine Ueberſetzung von Holberg's Luſtſpielen, welche 4 Bände füllen, iſt in der Geſammtausgabe ſeiner Werke nicht einbegriffen.)

Corra's Kaffeehaus in Wien.

(Beſchluß.)

Du ſiehſt, lieber Leſer, dieſe Halle iſt größtentheils der Tonkunſt und ihren Prieſtern geweiht. Die Götter der großen Oper von Wien, Mailand, Rom und Neapel ſind hier leiblich zu ſehen. Hier kühlt Othello ſeine Rache durch eine Portion Eis, hier begeiſtert ſich Figaro zu neuen Liſten durch ein Glas Punſch, und Licinius bereitet ſich zum Beſitze der Veſtalin durch ein Geſpräch mit der Dame du comptoir vor. Kein fremder Künſtler ſingt oder geigt, bläſt, paukt, kräht, kratzt, hüpft in Wien, ohne bei Corra eine Taſſe Kaffee zu trinken. Da iſt der Käfig, wo man die ausländiſchen koſtbaren Thiere begaffen kann. Und es finden ſich Zuſchauer genug ein, darunter Enthuſiaſten und Narren, die ſich wie Fliegen in dem Honigtopf verſammeln. Bemerkſt Du jenen Mann, mit dünnem, zerzauſtem Haar, der mit freundlichem Blinzeln ſich bald da, bald dort herumtummelt? Man nennt ihn Herrn von W.... Fragſt Du, was iſt Herr von W....? ſo antwortet man: ein täglicher Beſucher des Kärnthnerthortheaters. Welche Beſchäftigung hat Herr von W....? Welchen Charakter? Er iſt ein Opernfreund. Dieſer Herr von W.... weiß kaum, wie eine Note ausſieht, und er ſpricht in Einem fort über Muſik; er weiß nicht, was essere bedeutet, und er converſirt ſtundenlang mit den italieniſchen Künſtlern. Und die Muſiker und Italiener, die dem ältlichen Mann Anfangs faſt ins Geſicht lachen, und den Zudringlichen über die Achſel anſehen, gewinnen ihn endlich lieb, denn ſein Eifer, ſein Enthuſiasmus wächſt über das Lächerliche hinaus — er wird rührend. Früh um 8 Uhr ſitzt Herr von W.... ſchon bei Corra und erwartet ungeduldig den Erſten, der zum Frühſtück kommt. Haben Sie geſtern den Poggi gehört? ruft er dem Eintretenden entgegen, und nun geht es an ein Debattiren,

wenn Jener es wagt, irgend einen Tadel auszusprechen, wogegen er jede Lobeserhebung mit einer Wollust anhört, als gälte sie seinem Sohne. Und nun kommt der zweite Gast, dieselbe Frage! Der dritte und der vierte und der zehnte Gast, Herr von W.... fragt Jeden: Haben Sie gestern Poggi gehört? Und es wird Mittag, und es wird Abend, Herr von W.... kommt wieder und fragt wieder, und sein Gesicht wird immer strahlender und wonniger. Jetzt sieht er auf die Uhr, es wird bald sieben, er knöpft den Rock zu, während seine Augen noch herumsuchen, ob Jemand da ist, den er noch über Poggi befragen könnte, und dann geht er in die Oper. Dem Aussehen nach ist Herr von W.... ein mittelloser Mann, und wirklich erzählt man, er habe ein bedeutendes Vermögen aus allzugroßem Eifer fürs Theater zerschmelzen lassen; aber der alte Mann hat kein Gedächtniß dafür. Jeden Abend mit dem siebenten Glockenschlage betritt er den Corridor des Operntheaters, greift in die Westentasche nach einem Zwanziger, löst ein Billet an der Casse und steigt in den vierten Stock, um Poggi und die Ungher, und die Lutzer und Staudigl zu hören, und kaum rollt der Vorhang herab, kommt er wollustrunken zum Corso hinab, und erzählt, wenn Niemand zugegen ist, der Cassirerin die Hochgenüsse dieser Vorstellung.

St. L.

Correspondenz.

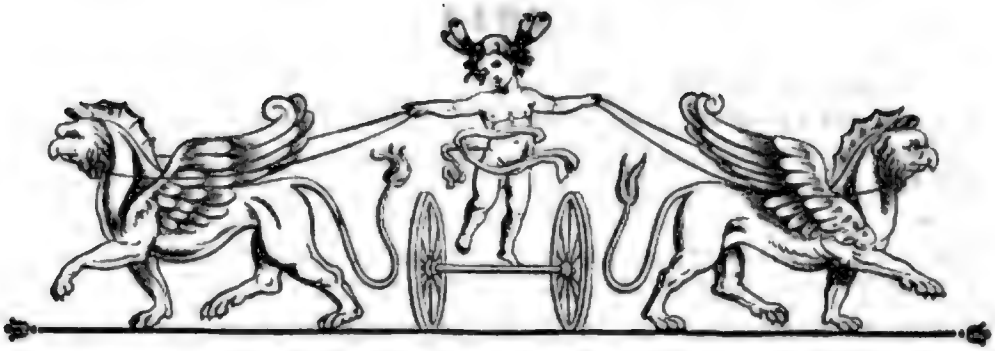
Aus Halle, den 17. Decbr.

[Beiträge zur Krankengeschichte des menschlichen Geistes.]

Dieser Tage ist unsere Stadt davon erfüllt, daß wieder ein junger Mann, zu dem seine Freunde die beste Hoffnung zu fassen sehr wohl berechtigt schienen, ein Opfer religiöser Ueberspannung geworden und zu wiederholten Malen Anfälle von Wahnsinn gehabt. Unsere Pietisten sind unglücklich darüber und jeder von ihnen, der hier nicht gerade persönlich betheiligt ist, freut sich sein Gewissen rein zu haben. Thoren! würde der alte Hesiodus sagen, denn sie wissen es nicht, daß es viel ehrenvoller ist, Einen, als Keinen verrückt zu machen. In der That, dies hat der Pietismus mit der Speculation und Theosophie gemein, er führt aus „dem holden Wahnsinn" der Wiedergeburt in den unholden des geistigen Todes, wenn der Mensch erregbarer Natur und von geringem geistigen Widerstande geschützt ist. Die Ehre, viel Verrückte und viel Selbstmörder unter unserer studirenden Jugend zu haben, viele also, die an den theologischen und philosophischen Problemen sich den Kopf einrennen, ist Halle nicht abzusprechen. Wir erinnern uns, daß vor einigen Jahren ein Student sich selbst entmannte, um die fleischlichen Begierden in der rechten Wurzel auszutilgen und die Krankheit der verworfenen Welt chirurgisch an sich zu heilen. Darauf öffnete ein Anderer sich die Adern, in die er über der Correctur der Bücher eines hiesigen Historikers zu viel Blut des Unmuths geleitet, und ein Dritter erschoß sich, weil sein Vater ihn außer der Ehe erzeugt; ein berliner Jude endlich, der hier Sanscrit studirte, verwechselte die Saale mit dem Indus, und dadurch, wie unser Pedell sagt, das Zeitliche mit dem Ewigen: hier schien nichts Religiöses im Spiel zu sein, wenigstens ist es nicht verlautbart, ja man wollte sogar wissen, eben wegen seiner reinlichen Studien, der junge Mann sei wider Willen verunglückt. Nun kommt es aber schlimmer: In der Schmeerstraße wohnte voriges Jahr ein Theologe, der sich für den heiligen Geist hielt, und zum Beweise dafür durchaus zum dritten Stock herunterfliegen wollte. Dieser lehnte sich mit seinem verirrten Glauben an einen gläubig redenden Universitätslehrer, der neuerdings aber auch philosophisch zu reden versucht hat. Ein Anderer hielt sich für Gott den Vater, doch wagt Referent für diesen nicht einzustehen, es wäre sehr leicht möglich, daß der Vater auch hier mit dem Geiste dieselbe Person ist. Dann wurde in diesem Jahre ein sehr ernstlich speculirender Theolog an Philosophie und Tholuck zugleich schwach, quälte sich lange mit dem Sündenbewußtsein und dem Selbstbewußtsein herum, genas aber sehr bald wieder, als die Seinigen ihn aus der hallischen Atmosphäre abholten. Vielleicht also daß der Braunkohlendunst eben so schlimm ist, als der blaue Dunst des heuchlerischen Pietismus und der Qualm der orthodoxen Philosophie. Noch ein anderer junger Gelehrter litt über ein halbes Jahr an den abzehrenden Folgen der Hegel'schen Philosophie, die ihm zwischen Fell und Fleisch war sitzen geblieben; auch er genas enfin eines neuen Geistes und alter Klarheit, während die pietistischen Kranken, die Stockpietisten, die gleich in die Dogmatik fallen, nicht wieder aufzukommen pflegen. Des letzten Kranken, dem wir eine baldige Besserung wünschen, gedenken wir hier nur noch einmal der Vollständigkeit wegen.

Der Geist des Studentenlebens ist deprimirt. Der deutsche Student und der hallische war sonst ein Begriff, man erholte sich, man schlug sich, man trank, man sang und tobte durch die schmutzigen Gassen jugendlich ungestüm, „kreuzfidel" sagte man selbst. Das ist aus. Das dicke Blut der verfaulten Zeit liegt auch der Jugend in den Gliedern — eingeimpft; denn das Toben soll nicht sein. So wird lauter verkommenes Zeug und blasses hohläugiges Wesen daraus. Altkluge, brotsüchtige, Examensängsten entgegensiechende — — halt ein, mein Zorn! male nicht schwarz! Nein also, sie sind gut, es ist Alles sehr in der Ordnung, zu sehr in der Ordnung! Warum ist die Geschichte so lauwarm? Warum ist Alles so feig, so matt, so eingepackt, so untergeduckt? Warum? solltest du das nicht wissen, der du dieses schreibst und du, der du es liesest? Nicht wahr, wir beide sind auch mit dabei und das Lumpenvolk soll nicht sagen, wir wären ihres Gelichters! „Aber es ist doch da, und es herrscht doch sein Geist und uns zum Trotz", wendest du mir ein. Nun wohl, so mögen sie sein, wie sie sind, so lange die Sonne der Geschichte still steht und drükkende Schwüle um Mittag zeugt; so mag er herrschen dieser saugende Geist, bis er platzt in den Gewittern seiner Zukunft. Dann, Freund, ist unser der herrliche männliche Donner, dann unser der unerbittliche Blitz, und eine neue Jugend, ein neuer Thatendurst, eine junge Welt in frischer, freier Himmelsluft ergießt sich überall.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 254. — den 30. December 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Kant'sche Philosophie und das Kant'sche Zeitalter.

Eine Philosophie, wenn sie eine echte ist, ist nicht die That eines Einzelnen, sondern Resultat eines Jahrhunderts. Wie der Einzelne selbst nur Wichtigkeit hat, wieweit er das allgemeine Leben seiner Zeit persönlich in sich lebt, so kann das eigentlich menschliche Interesse an dem verrosteten System eines Denkers sich nur als ein dauerndes erweisen, wenn dasselbe Abdruck eines Zeitalters war. Kant's Philosophie aber war nicht blos ein Culturmoment, sie war der reinste, in sich fertige Ideencomplex des achtzehnten Jahrhunderts. Das blühende Fleisch desselben findet Ihr an Euren Dichtern von damals, das Gerippe seines Knochenbaues, in welchem sich hinter der Erscheinung verborgen der Zusammenhang zeigt, wird man immer in Kant's Doctrin zu suchen haben. Niemals war in gleichem Grade eine philosophische Persönlichkeit so ganz Träger ihrer Zeit, wie Kant nach seinem ganzen allseitig erschlossenen, alle Farben und Töne der Zeit in sich zusammenfassenden Naturell. Eine ähnliche Erscheinung war später Hegel. Niemals aber stand eine Doctrin so sehr wie die Kant'sche im moralischen und historischen Wendepuncte zweier Jahrhunderte, als geistige Revolution, die von innen heraus gestaltet, was die politische Umwälzung äußerlich der Thatkraft anheimgibt. Kant's Philosophie war für Deutschland die Thatsache der Selbstbefreiung des Bewußtseins, sie stürzte die Tyrannei des Dogmatismus, machte die denkende Kraft des Geistes zum Gesetzgeber ihrer selber, und erhob den Idealismus dieser Thätigkeit in Deutschland zu einer Religion. Sache der Religion aber ist es, das ganze volle Dasein eines Zeitalters zu erobern, nicht gewaltsam, wie der politische Umsturz trüglich oder wenigstens zweifelhaft und ohne Garantie für nachhaltige Dauer es versucht, sondern ruhig, unaufhaltsam, als Macht einer stillen Nothwendigkeit, der sich das Jahrhundert langsam hingibt.

In diesem Sinne, meine ich, ist eine Geschichte der Kant'schen Philosophie fast wichtiger für uns Spätgeborne als eine Darlegung der Doctrin selbst, eine Erkenntniß ihres Lebens, ihrer Verbreitung und ihrer Einwirkung auf die Gesellschaft, und durch diese mittelbar auf die ganze Nation, fast wichtiger als eine Erkenntniß ihrer Sätze. Freilich aber gibt uns die Einsicht in ihre Sätze eben zugleich die Einsicht in ihren Zusammenhang mit dem Leben der Zeitgenossen. Im zwölften Bande der großen Ausgabe sämmtlicher Werke des königsberger Weltweisen (Leipzig, Leopold Voß) gab uns Rosenkranz beides, die Darlegung der Lehre und ihre Geschichte. Was die innere Entwicklung der Kant'schen Doctrin betrifft, so hat sie wie jeder organische Lebensproceß ihre drei Perioden. Mitten in den alten Satzungen befangen, regt sie sich zuerst als Opposition gegen die Ueberlieferung; diese von sich schüttelnd lernt sie ihr eigenes neues Leben begreifen und systematisch ordnen; ihrer eigenen Gesetzgebung sicher, greift sie dann hinaus ins reiche, vielverzweigte Dasein der Menschen, um erobernd

und befruchtend das Zeitalter zu erfassen. Wie jeder Einzelne als Person nur eben diese Verläufe hat, indem er mit dem Kampf gegen das Ueberkommene beginnt, sich in diesem Abwehren seiner eigenen gesetzgebenden Kraft als Charakter inne wird, um dann, thatsächlich wirkend, als vollziehende Gewalt sein inneres Leben äußerlich auszubreiten; so hat Kant sich aus dem Wolff'schen Dogmatismus entwickelt (seine heuristische Epoche), aus dem Widerstreit sein positives Wollen errungen und gegliedert (seine speculativ-systematische Epoche), und endlich die ungeheure Thätigkeit der Anwendung und Bestätigung seiner Sätze in allen Zweigen des Wissens entfaltet (seine praktische Epoche). Es ist Sache der Wissenschaft, darauf einzugehen, wie weit die Arbeit von Karl Rosenkranz hier als erschöpfend anzusehen ist, wo er den innern, gleichsam persönlichen Lebenslauf der Kant'schen Philosophie entwickelt. Ist aber ein System nothwendiger Abdruck und Complex der Geistesstimmung seines Jahrhunderts, so hat es nur für dieses Geltung. Somit schließt sich an die Darstellung seiner Sätze zugleich die Widerlegung derselben. Und hieraus ergibt sich dann die Nöthigung, zu untersuchen, ob nun die Hegel'sche Philosophie die Summe unserer Lebensfragen in gleichem Umfang, in gleicher Energie aufgefaßt und erledigt habe, wie die Kant'sche Philosophie der Gesammtausdruck ihres Zeitalters war. Nicht blos ob Hegel für die Wissenschaft, ob er für das Leben seines Jahrhunderts in seinem System den Abschluß gefunden, ist hier die allgemeinere, die gleich wichtige Frage. Rosenkranz erklärt selbst, sie nicht vollständig beantwortet zu haben; er verweist vielmehr auf sein „Leben Hegel's," zu dem er sich anschickt.

In Bezug auf Kant bleibt der deutschen Thätigkeit noch ein besonderes Feld übrig. Eine Philosophie ist nämlich als System das Knochengerippe ihres Zeitalters, als innerlich lebendiger Geist ist sie aber zugleich die Atmosphäre ihres Jahrhunderts. Ist nun jene Seite durch das großartige Werk, das wir von Rosenkranz haben, erledigt, so müßte ein eben so großartiger deutscher Roman das Kant'sche Zeitalter in der Darstellung der socialen, religiösen und staatlichen Lebensverhältnisse unserer Altvordern zur Erscheinung bringen. Man hat Wilhelm Meister's Lehrjahre fälschlicher Weise für den Roman des achtzehnten Jahrhunderts der Deutschen gehalten. Davon abgesehen, daß auf die doctrinairen Wanderjahre keine Meisterjahre folgen, in welchen der deutsche Normalmensch, wie er Jüngling gewesen in den Lehrjahren, wie er die objective Welt auf der Wanderung zu verstehen gesucht, nun als Mann, als fertiger Charakter, seine Lebenskreise construirt, abgesehen von dem Bruchstücklichen der ganzen Ausführung, ist auch das ganze Element jenes Goethe'schen Romans nicht im Stande, das Leben innerhalb der Familie und des Staates in den Kreis seiner Interessen zu ziehen. In beidem aber wird der Jüngling Mann. Ein echter Abdruck der gesellschaftlichen Zustände des achtzehnten Jahrhunderts durfte sich diese Elemente nicht nehmen lassen, selbst wenn sie mehr für die Satyre als für eine beliebte Romantik Stoff boten. Bettina schrie im J. 1809 dem alten Goethe ins Gesicht: Warum hast Du Deinen Wilhelm Meister aus dem liederlichen Komödiantentrödel nicht hinausgejagt in die tyroler Berge, wo die Feuer der Freiheit lodern! — Das hieße nun freilich, den deutschen Jüngling des achtzehnten Jahrhunderts in den Mann des neunzehnten verwandeln, es hieße, Goethe's ganze Dichterexistenz mit einem Elemente versetzen, das ihr gänzlich abging; allein es ist ganz richtig gefühlt, daß der Romanheld nur in völkergeschichtlicher Bewegung als Mensch sich vollenden konnte. Wenn man bedenkt, wie allseitig die Kant'sche Philosophie die Peripherien ihrer Zeit vom Centrum der Abstraction erfaßte, so erscheint der Roman der Deutschen aus jener Zeit in der Treue der Spiegelung des Jahrhunderts weit zurückgeblieben. Ein Roman aber, der uns das deutsche Familienleben unserer Altvordern als Parallele gegen den Umsturz der französischen Zustände schilderte, würde das Bild jener Zeit ergänzen und vollenden.

Hier sei uns schließlich nur noch ein Blick in das Werk von Rosenkranz gestattet, um uns über die Verbreitung der Kant'schen Philosophie zu orientiren. Sie nahm von Königsberg aus den ganz natürlichen Gang durch die protestantischen Staaten von Osten nach Südwesten, bis sie an den Gränzen der katholischen Länder Stillstand erlebte, oder nur durch Schmuggelhandel über die chinesischen Mauern Einlaß erhielt. In Königsberg selbst war außer Hippel, dem Schüler und Freunde Kant's, eine große, mannichfach thätige Anhängerschaft. Nächstdem faßte die Lehre in Berlin Fuß, wo der geistvolle Arzt Erhard, Maimon und Kiesewetter als Verbreiter Terrain gewannen. Kiesewetter ward der elegante Modephilosoph der Kant'schen Doctrin, er schrieb für „Uneingeweihte", und war selbst Damen faßlich. Wurde die Kant'sche Philosophie in Berlin brillant und modisch, so wurde sie in Halle scholastisch popularisirt, in Leipzig machte sie sich als industrielle Menschen-

liebe breit. In Jena wurde sie journalistisch wichtig, indem ihr Anhänger, der Philologe Schütz, von Goethe begünstigt und von den beliebtesten Autoritäten der Zeit unterstützt, eine Literaturzeitung stiftete, welche später mit ihm nach Halle wanderte. In Göttingen, der Universität der Gelehrsamkeit und der citirenden Wiederkäuer, verhielt man sich in Bezug auf Kant blos referirend, nicht productiv im Sinne des Meisters. Im Oesterreichischen mußte sich die Kant'sche Philosophie an die Josephinische Richtung anlehnen. Lazarus Bendavid war der Kantianer der Wiener. Er kannte sein Publicum und popularisirte localgemäß, schrieb einen „Versuch über das Vergnügen" (1794) und eröffnete seine Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft mit folgender Gemüthlichkeit: „In großen Gesellschaften, sagte meine Tante, putze, Neffe! nie Licht. Der glücklichste Erfolg bringt keine Ehre: das Mißlingen macht Dich lächerlich. — Fast sollte man glauben, daß der Geist meiner Tante mich bei dieser Arbeit verlassen habe. — Allein außer daß ich selbst im Finstern saß, und mein Werk für mich, bei meinen Vorlesungen, nöthig hatte, glaubte ich, es lohne der Gefahr, lächerlich zu werden, bei Geschäften, die etwas mehr auf sich haben, als Lichtputzen. Es gibt noch immer Liebhaber der Philosophie, die von den Kant'schen neu entdeckten Wahrheiten unterrichtet sein möchten u. s. w." Ein anderer wiener Kantianer, Reif, schrieb eine Tugendlehre, und versicherte in der Vorrede, das Studium der Philosophie gewähre zwar keinen direct materiellen Nutzen, sei aber doch nicht so ganz unnütz, Kant zumal habe das Gute, daß er gefahrlos sei. — Ist die Philosophie einer Zeit der Inbegriff ihres höchsten Wissens, so sieht man, wie sich dies ihr höchstes Wissen auf dem und jenem Boden abschwächt und verfälscht. Käme Gott der Herr vom Himmel, er müßte für die Wiener eigens auf Einkleidung seiner ewigen Weisheit sinnen. Die Kant'sche Lehre aber, hätte sie in Oesterreich mit ihrem Kern Fuß fassen wollen, würde den Katholicismus aufgehoben haben. Sie hat dauernd nur auf die protestantische Theologie epochemachende Wirkung geäußert. Kant behauptete die Unerkennbarkeit Gottes, verwarf jede anthropomorphische Weise seiner Manifestation, um die gestaltlose Unbestimmtheit des reinen Wesens nicht zu stören, er zweifelte an einer direct gegebenen Offenbarung, forderte die wesentliche Gleichstellung der Person Christi mit aller endlichen Persönlichkeit, bestritt jede Glaublichkeit einer Religion, die eine Berufung auf Wunder nöthig habe, erkannte keine andere Autorität an, als das Zeugniß, das sich der denkende Geist selbst gibt, er verlangte die Zurückführung des Cultus auf einfache Innerlichkeit, auf nur von sich abhängige Moralität, hieß den Verstand, der den Begriff sucht, in ewigen Kampf treten mit den Vorstellungen der religiösen Phantasie. Alle diese Charakterzüge der Kant'schen Philosophie waren zugleich Elemente und Bedürfnisse ihres Zeitalters; aus ihnen setzte sich auf dem Felde der protestantischen Theologie, im Familienleben und in allen Kreisen des bürgerlichen Daseins zusammen, was wir mit dem Worte Rationalismus bezeichnen. Was Paulus in Heidelberg in der Exegese, wurde Wegscheider als Kantianer für die Dogmatik, Ammon in Dresden für die Moral. Wenn aber die wiener Verlorenheit in der Seichtigkeit des sinnlichen Behagens unantastbar blieb, so konnte doch die katholische Theologie auf andern Puncten nicht ganz frei bleiben vom Antheil an der Macht des Zeitgeistes. Hermes in Münster, dann in Bonn, war es, der den Kantianismus zu katholisiren, oder soll man sagen den Katholicismus zu kantianisiren begann, indem er mitten im Herkommen, mitten in den Ueberlieferungen seiner ewig festen Kirche das Princip der subjectiven Freiheit des Geistes proclamirte.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Reise durch Paris im Omnibus.

(Beschluß.)

Kaum sehe ich zum Fenster hinaus und wieder herein, so habe ich eine nagelneue Reisegesellschaft. Zwei Violinspieler und zwei Guitarrenspielerinnen, die hier etwas Seltenes sind. Der ältere Violinist scheint einmal Schauspieler gewesen zu sein, die jüngere Guitarrenspielerin, ein Mädchen von 17 bis 18 Jahren, scheint die Gattin des jüngern Begleiters zu sein. Seht Ihr's, sagte der Alte, wie ich Euch gesagt habe. Es ist unmöglich im Omnibus etwas zu erzählen. Erstens das Gerassel, dann die Leute, dann ist mir alles zu eng hier, man kann seine eigenen Worte nicht verstehen. Erzähle doch, sagte die jüngere Dame, ich bin zu neugierig. Nein, erwiederte jener. Ihr habt's gewollt, Ihr habt mich gezwungen in einen Omnibus zu steigen und ich schweige. Soll ich wie ein Deutscher erzählen? Ich muß Luft und Raum haben. — Ich stutzte ein wenig. — Glauben Sie, mein Herr, fragte ich muthig, ein Deutscher erzählt nicht so gut als ein Franzose? — O, ja, erwiederte er, certainement les Allemands ont beaucoup de talent, beaucoup, beaucoup et surtout pour la musique, mais les Allemands content mal, il leur manque l'action, somit machte er eine starke Bewegung mit der Hand, als wollte er der Luft eine Ohrfeige geben und schlug das Fenster ein. — Merci,

sagte ich, si c'est l'action qui manque aux Allemands! Die ganze Gesellschaft lachte laut auf, er aber blieb ernst, fragte, wie viel die Scheibe koste, und sagte zu seinen Leuten: Ich habe es Euch wohl gesagt, ich verabscheue die Omnibus! Und somit stieg er mit seiner Gesellschaft aus. Indem er ausstieg, sagte er zu mir: Pour avoir des omelettes il faut casser des oeufs. — Oui, antwortete ich schnell, mais pas les vitres. — Je vous repète, versetzte er, que les Allemands manquent d'action, und verschwand.

Kaum ist der famöse Erzähler fort, so steigt ein Chevalier mit dem rothen Bande ein. Das Ehrenkreuz ist kein Kreuz der Ehre mehr, denn der geringste Philister besitzt es und trägt es sogar im Schlafrock. Mein Weinhändler, mein Spezereikrämer, die mir für 2 und 10 Sous den Hof machen, und die sonst kein Verdienst haben, als daß ich ihnen Geld schuldig bin, haben es, sie sind Officiere der Nationalgarde. Der ordentliche Mann trägt es auch nicht mehr, und der Chevalier hat es unter dem Rockkragen sitzen. Der Chevalier jedoch ist sehr höflich, er setzt sich an die Thüre und reicht jedem Frauenzimmer, das ein- und aussteigt, die Hand. Da mit einem Mal erscheint eine Engelsgestalt in menschlicher weiblicher Figur, ein Mädchen, schön wie eine Französin. — Diese Vergleichung mag Mancher nicht verstehen, dennoch ist sie richtig, die Schönheit der Französinnen beruht auf andern Regeln als die der deutschen Frauen. Eine schöne Französin erscheint wie eine Fee, glänzend, strahlend, herausfordernd, eine deutsche Schönheit ist eher engelsartig, eher religiös ermahnend; jene berauscht und setzt alle Sinne in Bewegung, diese erquickt und wendet sich an das Herz, jene ist als Geliebte, diese als Gattin vorzuziehen. Dieses Mädchen nun merkte wohl die Bewegung, die es hervorbrachte, und schien keineswegs erröthen zu wollen. Zu 18 Jahren erröthen die Französinnen nicht mehr, sind entweder verheirathet oder Wittwen. Die Heirath gibt ihnen ihre Freiheit. Eine noble Dame kann unmöglich hier allein ausgehen, sobald sie aber verheirathet ist, geht sie ganz allein aus. Das Mädchen also ist entweder verheirathet oder Wittwe; — — sonst konnte sie nicht allein in den Omnibus steigen. Mein Nachbar errieth dies schnell, und als sie ausstieg, stieg er auch aus, und ich ebenfalls. Ich war noch nicht in der rue d'enfer, eher in der rue de paradis, wie man sich leicht denken kann, aber ich merkte, daß ich eben wieder in derselben Straße war, nur am andern Ende, wo ich drei bis vier Personen nach dieser Straße fragte, und doch mochte dies eine Stunde gedauert haben und ich hatte bereits zwei Correspondenzen für andere Wagen gehabt. Dieses Mädchen nun wohnte in dieser Straße, der Herr folgte ihr, und als sie um die Ecke bog und in ein Haus trat, ging er herzhaft nach und schwatzte lange mit dem Portier. Ich fragte ihn alsdann, ob er glücklich in seinem Vorhaben gewesen sei. — Ich hatte mich nicht geirrt, erwiederte er, es ist eine von den Wittwen, die in ihrem Leben keinen Mann gehabt haben.

Mon Dieu, so jung, sie ist kaum 17 Jahre alt, und schon Wittwe ohne Mann! — Bah, sie mag wohl zwanzig Jahre haben. Hier heirathet man zu 16, 17 Jahren. In den Zwanzigen werden sie Wittwe von irgend einem Colonel, Officier, und dann werden sie mit jedem Jahre ein Jahr jünger, wie die Mars. Doch kehren wir zu den Omnibus zurück. Ein neuer fuhr heran und wir stiegen ein. Diesmal schlagen wir eine andere Richtung ein. Eine höchst sonderbare Gesellschaft begleitet uns. Im Wagen sitzen zwei Abbés, zwei Frauenzimmer, die vielleicht gern Wittwen wären, zwei Neger, ein Nationalgardist und, wie es scheint, ein ordentlicher junger Mann. Es versteht sich, daß ich der letzte nicht bin. Es scheint zwar, als wolle keiner den andern ansehen, aus Furcht, er würde lachen. Wir fühlten bald, daß hier Schlingen gelegt wurden, den Geistlichen nämlich, die nicht einmal ahnten, oder sich so stellten, als wüßten sie nicht, daß ihnen der böse Geist Schlingen legte. Denn kaum sieht sich der Eine ein Bischen um, als die eine Schöne plötzlich in Ohnmacht fällt, so daß ihr zartes Häuptchen auf die rauhe Schulter des Abbé zu liegen kommt. Conducteur, arrêtez! schreit das andere Mädchen, mon amie se sent mal, der Abbé rückt fort, aber der Neger scheint mit verschworen zu sein; denn da er keine Ohnmacht sehen kann, will er schnell absteigen, stürzt aber rechts auf den Abt und auf das Mädchen und bittet tausend Mal um Verzeihung. Durch diese Erschütterung erholt sich die Ohnmächtige wieder, schilt den Neger und dankt graziös dem Abt, der den Muth nicht hat, etwas zu erwiedern. Um sich Ruhe zu schaffen, setzt er sich auf die andere Seite, liest in einem Buche, während sein Camerad heimlich schmunzelt. Ein Mädchen steigt ein. Schon wieder eine Schönheit, aber dies Mal ist's eine Grisette, man sieht es ihr deutlich an. Die Aebte steigen aus und sonderbar, die beiden Mädchen stellen sich, als hätten sie es nicht gemerkt und steigen 10 Schritte weiter unten ebenfalls aus. Der Conducteur drückt ihnen eben so gut die Hand als einer Marquisin, denn im Omnibus wie im Grabe haben beide denselben Platz.

Notizen.

[Verdruß.]

Im letzten Concert der leipziger Euterpe hörten wir die Ouverture Nr. 3. von dem Dirigenten des Vereins, Hrn. Verhulst aus Holland. Desgleichen ein Adagio von ihm, das er auch wohl „Heimweh" nennt. Seine Quartette, die nächstens bei Hofmeister erscheinen werden, sollen vielversprechend sein. Verhulst, aus dem Haag gebürtig, ist noch ein junger Zwanziger.

—

[Auch eine Literaturkrise.]

Voigt's bibliographische Anzeigen gehen in 220,000 Exemplaren in alle Welt. Der Verleger erbietet sich, für 8 Groschen Copialgebühren die Käufer namhaft zu machen. Annoncen kosten jedoch, nach der Schriftsorte, von 2½ bis 7½ Thlr. für Eine Zeile.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 255. — den 31. December 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marienbild.

Von Theodor Apel.

1.

Der Abendsonne Strahlen umzittern freundlich mild
Im Haus des greisen Malers ein neu vollendet Bild.
Der Alte steht daneben mit frohem Angesicht:
„Bei Gott, in meinem Leben malt' ich noch Beff'res nicht!

Ich habe manchen Ritter und hohe Fürstenbraut
Mit gutem Glück gebildet, daß Jeder gern sie schaut;
Auch manchen Altar zieret ein Bild von meiner Hand,
Und nicht sobald verlieret mein Name sich im Land.

Doch jetzt, wo Kriegerschwärme das Land bedrücken schwer,
Verlangt im wilden Lärme kein Herr ein Bildniß mehr;
So hab' ich denn in Freuden auch mir ein Bild gemalt,
Es soll vom Glück mir zeugen, das meinem Hause strahlt.

Maria, meine Tochter, Dich malte diese Hand,
Die mir und meinem Sohne so treu zur Seite stand.
Die Mutter war gestorben, ich war so matt und krank,
Da hast Du Dir erworben des alten Vaters Dank.

Du nahmst mit frommem Sinne Dich meines Sohnes an,
Und hast an seiner Wiege des Guten viel gethan.
So lohne Gott im Himmel, was ich, ein armer Mann,
Für solche Treu und Liebe nicht würdig lohnen kann!

So hab' ich Dich gemalet, Dich, meines Alters Trost,
Auf Deinem Schooß den Knaben, der liebend mit Dir kost!"
Er sprach's, und hielt umfangen die Tochter an der Brust
Und aus den Augen drangen die Thränen süßer Lust.

2.

Noch liegt die schöne Tochter in ihres Vaters Arm,
Da naht mit lautem Toben ein wilder Kriegerschwarm.
Sie schlagen an die Thüren: „He, holla, aufgemacht!
Dies Haus will unser Führer zur Wohnung für die Nacht!"

Der Alte birgt erschrocken die Tochter und das Kind,
Und öffnet nun den Pochern des Hauses Thor geschwind.
„Gott grüß' Euch, alter Vater! warum so schreckensbleich?
Wir sind ja Freundesschaaren, und nicht dem Feinde gleich.

Gib Raum, ein friedlich Lager die Nacht für unsern Herrn,
Wenn früh die Sonne taget, sind wir schon lange fern.
Denn eine Schlacht ist morgen, da bleibt wohl mancher Held,
Und heute sei geborgen, wer morgen muß ins Feld!"

Der Alte läßt den Knappen ins Haus den Eintritt frei;
Da sprengt auf stolzem Rappen der Führer selbst herbei.
„Gib, Alter, einem Krieger für heute Ruh' und Rast,
Und kehr' ich heim als Sieger, vergüt' ich Dir die Last!"

Der Alte spricht: „Herr Ritter, mein Haus ist arm und klein,
Seid Ihr damit zufrieden, sollt Ihr willkommen sein."
Der Ritter steigt vom Rosse, drückt fest des Greises Hand:
„Nicht immer war's im Schlosse, wo ich die Ruhe fand.

Ich weile wahrlich gerne hier in dem schlichten Haus,
Oft ist die Freude ferne vom reichen Fürstenschmaus.
Nur klein ist mein Verlangen, ein Brot, und ich bin satt,
Und mir genügt zum Schlafen auch harte Lagerstatt."

Der Alte führt den Reiter still in das Zimmer ein,
Und bringt die besten Speisen und duft'gen, alten Wein.
Der Ritter spricht dem Essen, dem Weine wacker zu,
Und streckt auf weichem Bette sich bald in süßer Ruh'.

3.

Beim ersten Morgenstrahle wacht auf der junge Held,
Springt von dem weichen Lager, und will hinaus ins Feld,
Er ruft die treuen Knappen: „Auf, sattelt mir das Roß,
Wohl wird uns schon erwarten manch tapf'rer Kampfgenoß."

Er rief's, und will dem Alten, in dessen Hauf' er weilt
Ein Wort des Dankes sagen, eh' er von hinnen eilt;
Und als er steht und sinnet, wo er den Greis erspürt,
Sieht er, daß aus dem Zimmer noch eine Thüre führt.

Er öffnet sie behende, tritt in den Saal hinein,
Da leuchtet's ihm entgegen wie milder Heil'genschein,
Ein Muttergottesbildniß steht dort in hoher Pracht,
Das mit dem Jesuskind ihm segnend entgegenlacht.

Den Jüngling faßt ein Schauer, ihm ist, er weiß nicht wie,
Er sinkt im frommen Glauben zum Beten auf die Knie,
Und spricht: „O Mutter Gottes, Maria, sei gegrüßt
Mit Deinem heil'gen Sohne, der unf're Schuld gebüßt!

O schau' mit Deiner Gnade auf mich in Lieb' und Huld,
Daß ich mein Herz entlade von aller Sündenschuld;
Du weißt es wohl, Du Reine, mein Will' ist recht und gut,
Mich treibt zum Tod der Feinde nicht frecher Uebermuth.

Den Vater will ich schützen, dem ihre Schaaren droh'n,
Du wirst zum Sieg uns führen von Deinem Himmelsthron!
Doch bin ich heut' am Ziele von meinem Erdenlauf,
So nimm in Deinen Himmel mich, heil'ge Mutter, auf!"

Er hebt mit frommen Zähren benetzt das Angesicht.
Da strahlt das Bild umglänzet von holdem Morgenlicht.
Auf springt der junge Krieger: „Maria, sei gepreist,
Das ist ein frohes Siegen, was mir Dein Gruß verheißt!"

4.

In Siegesahnung muthig sprengt mit der Kriegerschaar
Dorthin der Held, wo blutig die Schlacht begonnen war.
„Maria!" ruft' er freudig, als in den Feind er brach,
„Maria!" tönt' es leis' in der Ritter Herzen nach.

Wohl waren stark die Feinde, der König schwer bedroht,
Als ihm der Sohn erscheinet, ein Retter in der Noth.
Kühn dringt er in die Massen mit seinen Kämpfern ein,
Und haut sich blut'ge Gassen durch die gedrängten Reih'n.

Wohl stürzen der Genossen an seiner Seite viel,
Und Ströme Blutes flossen im wilden Schlachtenspiel;
Doch drängt der junge Krieger von neuem stets voran,
Maria zeigt zum Siege, den sie versprach, die Bahn.

Sieh dort die Reihen schwanken, die schnell zurück sich zieh'n,
Durchbrochen sind die Schranken: Sieg, Sieg, die Feinde flieh'n!
Sie flieh'n in wirren Haufen, nicht achtend ihre Schmach,
Die Unsern sprengen jauchzend den Ueberwund'nen nach.

Den tapfern Sohn umarmet der königliche Greis:
„Nimm hin des Sieges Palme, Dir nur gebührt der Preis!"
Da neigt der Sohn erröthend sein glühend Angesicht:
„Nein, Vater, mir gehöret die Siegerkrone nicht:

Maria, Mutter Gottes, Dir beug' ich meine Knie,
Die mit dem heil'gen Sohne mir heute Sieg verlieh,
Du warst mir nah verbündet mit Deiner Himmelsmacht,
Und hast mir Sieg verkündet, da kaum der Tag gelacht!"

Die Ritter hören staunend vom Wunder den Bericht,
Und wagen nicht zu glauben, was seine Lippe spricht.
Er aber ruft im Eifer: „Schaut selbst das Bildniß an,
Das mich zu dem begeistert, was diese Hand gethan!"

5.

Die Abendsonne strahlet, die Luft weht sanft, gelind,
Vor'm Hause sitzt der Maler, Maria und das Kind;
Da braust es her von ferne, bald werden sie gewahr,
Es nah'n zwei stolze Helden mit einer Ritterschaar.

Es ist der greise König, bei ihm sein tapf'rer Sproß,
Der in des Malers Hause Maria's Gruß genoß.
„Wo ist, Du wack'rer Meister, das Muttergottesbild,
Das heute mich begeistert zum Sieg im Schlachtgefild?"

Der Alte stürzt zu Boden und spricht auf seinen Knie'n:
„Das Bild der Mutter Gottes hat nicht den Sieg verlieh'n.
Das Bild, vor dem Du knietest, stellt meine Tochter dar,
Ich selbst war in dem Zimmer, ward es von fern gewahr."

Da murren laut die Ritter, und ernst der Jüngling spricht:
„Du sahst es, daß ich irrte, und warntest doch mich nicht?"
Der Alte spricht: „Ich hörte, o Herr, Dein brünstig Fleh'n,
Und wenn mein Wort Dich störte, wär' Sünde wohl geschch'n.

Sollt' ich mit Eifer löschen der heil'gen Andacht Gluth?
In Deiner Brust ertödten den hohen Siegesmuth?
Hat doch der Heil'gen Gnade Dich wunderbar verklärt,
Und, wie Du flehend batest, glorreichen Sieg gewährt!"

Der König steigt vom Rosse: „Ich will das Bildniß seh'n,
Durch dessen Macht dem Sohne so großes Heil geschch'n."
Er geht zum Saal, wo sittsam, den Knaben an der Hand,
Bei ihrem Bild Maria, die holde Jungfrau stand.

Und lange schaut der König das Bild, die Jungfrau an,
Und still, in frommer Andacht, steh'n Alle, die es sah'n,
Da endlich spricht zum Alten der König sanft und mild:
„Beim höchsten Gott, Du maltest ein Muttergottesbild!

Entstrahlt das Wesen Gottes nicht jeder Blüthe Pracht?
Warum nicht auch dem Werke, von frommer Hand gemacht?
Drum werde mit dem Bilde der Hochaltar geschmückt,
Daß es durch seinen Segen auch And'rer Herz beglückt!"

Und weinend drückt der Alte die Tochter an die Brust:
„Mein Kind! mein Kind! ich danke Dir wieder hohe Lust.
Das ist der Lohn der Tugend, den uns der Herr verheißt,
Du hast den Lohn errungen — Maria, sei gepreist!“

Die Kant'sche Philosophie und das Kant'sche Zeitalter.

(Beschluß.)

Eine Philosophie, wenn sie eine echte ist, hat auch mit jeder als Nothwendigkeit motivirten Revolution das Gemeinsame einer Wanderschaft über die Welt. Ihre Bewegung muß, wofern sie Sache der Menschheit ist, nachzittern bei allen Völkern, wo mehr als Vegetation, wo Regsamkeit des Geistes ist. Wir geben nach Rosenkranz folgende Winke über die Verbreitung der Kant'schen Philosophie im Auslande. In Italien hat die Philosophie große Schwierigkeiten. Von Sicilien, Neapel und dem Kirchenstaate kann in dieser Hinsicht keine Rede sein, hier gilt nur ein wüster Scholasticismus, wie die Verhandlungen der Curie mit den Hermesianern bis zum Uebermaß bewiesen haben. In Florenz und der Lombardei ist mehr philosophischer Trieb. Romagnosi, Galuppi, Rosmini haben sich und ihren Landsleuten von der Kritik des Erkenntnißvermögens einen Begriff zu machen gesucht. In Holland, Dänemark, England hat die Kant'sche Philosophie eine sporadische Existenz erhalten. Die Franzosen haben durch den Elsaß Anknüpfungen mit Deutschland gewonnen. Bautain in Straßburg, Willers in Deutschlothringen, leisteten Manches, der letztere gab 1801 eine treffliche Schrift heraus: Philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transscendentale, welche für die Franzosen besonders durch die Einleitung von Wichtigkeit ist, indem ihnen hier der Gang der deutschen Literatur an Kant's Philosophie erleuchtet wird. Ihm folgte Dégérando (1804) mit seiner Histoire comparée des systèmes de philosophie, relativement aux principes des connoissances humaines. „Man muß es den Franzosen zugestehen,“ sagt Rosenkranz, „daß sie für literarische Portraitirungen und Schilderungen eines Kampfes der Schulen großes Talent besitzen. Sie wissen so gut zu gruppiren und die dominirenden Persönlichkeiten so bedeutsam zu accentuiren, daß man ihre Abrisse in dieser Hinsicht mit Vergnügen liest. Der Blick des Franzosen ist durch sein sociales und politisches Parteileben für die scharfe Fassung der mannichfachsten Schattirungen höchst geübt, und sein kriegerischer Sinn hat an der Anschauung des Kampfes selbst eine Freude, während hier Deutsche leichter ermüdet, um dem endlichen Resultate zuzueilen. — Während unter dem Kaiserthum die Seichtigkeit der sogenannten Ideologie herrschte, verlor sich das Studium des Kriticismus wieder. Unter der Restauration gab der Chorführer des Eklekticismus, Cousin, eine Uebersetzung des Tennemann'schen Handbuchs der Geschichte der Philosophie, welche wenigstens genauere historische Kenntniß wieder erzeugte, an der es den Franzosen oft so sehr gebricht. 1837 gab endlich der Baron Barchou de Penhoën in 2 Bänden eine Histoire de la philosophie allemande depuis Leibnitz jusqu'à Hegel, die auch ein mit Sorgfalt gezeichnetes, umfassendes Bild der Kant'schen Philosophie enthält und die witzig-geistreichen Genrebilder, welche Heine in der Revue des deux mondes von den deutschen Philosophen den Franzosen mitgetheilt hatte, mit ihrer Systematik ergänzt. — Der größte Philosoph der jetzigen Franzosen, der eben so bescheidene als kühne Pierre Leroux, ist in seinem Dictionnaire unstreitig auf dem Wege, Kant besser als einer seiner Vorgänger zu verstehen.“

Notizen.

[Englische Späße.]

Thomas Hood, der bekannte literarische Bajazzo in England, hat auch uns Deutsche zum Gegenstande seiner Späße gewählt. Up the Rhine heißt ein Werk, worin er mit Worten und Holzschnitten karikirt, was den Engländern bei einer Rheinreise auffallen mag. Da ist ein „Spar-Bett“, worin ein Mann von kleiner Statur weder mit Füßen, noch Ellenbogen Platz hat, das Deckbett aber doch noch schmäler findet. Eine „Belle vue“ preußischer Gaststuben zeigt die Uniform gemeiner Soldaten mitten in guter Gesellschaft, qualmende Pfeifenköpfe, Schoppen neben Schoppen, und statt der Zeitungen liegt die Speisekarte auf. Ergötzlicher noch ist „The Omni-Buss“, wo die für Engländer so anstößige Sitte des Küssens zwischen Personen gleichen Geschlechtes in grotesken Figuren lächerlich gemacht wird. — Als „Four-in-hand“ erscheint ein deutscher Eilwagen, dessen Viergespann aber so wenig in der Hand des Postillons ist, daß die beiden Vorderpferde eine Viertelmeile an ihren langen Zugstricken voraus sind, stille stehen und sich umsehen, während die beiden Hinterpferde in hinkender Eile den Wagen allein nachschleppen. Schade, daß man dies Buch nicht übersetzen kann; es charakterisirt nicht blos uns, sondern auch englische Ideen, oft unbewußt und doch sehr glücklich.

Aber ein Glasbrenner läßt sich nicht in fremde Sprachen übersetzen, nicht einmal ins Hochdeutsche. Ob sich nun der zarte blonde Glasbrenner verletzt fühlt, wenn man ihn den deutschen Hood, oder Hood sich verletzt fühlt, wenn man ihn einen englischen Glasbrenner nennt, das weiß ich nicht. — Unter anderm kommen im englischen Buche auch Briefe vor, deren vis comica darin liegt, daß das Englische nach der Aussprache geschrieben wird und die entferntesten Dinge auf diese Weise Nachbarschaft und Aehnlichkeit gewinnen, wie in Glasbrenner's berliner Witzen. Dergleichen läßt sich in andern Sprachen nachahmen, nicht übersetzen. Eine prüde Engländerin schreibt z. B. stets Rotter D—m; im Deutschen paßt Rotterdam zu einem gleichen Fluche nicht.

[Durand, Theorie und Praxis.]

Charles Durand pries vor nicht langer Zeit im Journal de Francfort die bestehende Regierung in Frankreich und verhöhnte Republicaner wie Legitimisten, die nicht mit ihr zufrieden waren. Seit kurzem diente er bekanntlich in Paris dem Bonapartismus und hatte Gelegenheit, seine Theorie von der guten Regierung in Frankreich zu prüfen. Er wurde eingesperrt, weil er vor der Polizei erscheinen sollte, diese aber in Paris das Recht hat, Jedem, den sie sprechen will, erst 24 Stunden Gefängniß zu geben, ehe sie ihn vorläßt. Durand beklagte sich bitter in seinem „Capitole". Jetzt ist er in bester Form arretirt und erfährt nun auch, wie lange man einen Gefangenen in Frankreich sitzen läßt, ehe sein Schicksal zum Urtheil kommt. — An Durand erweist sich eine scherzhafte Nemesis, aber einen widerlichen Eindruck macht es, daß sein früheres Blatt, das Journal de Francfort sich stets beeilt, sein Mißgeschick höhnisch und schadenfroh zu berichten.

[Italia. Taschenbuch für 1840.]

Wenn man die Reihe jener deutschen Gelehrten erwägt, die neuerdings an Italien noch immer eine Fundgrube des Forschens haben, Barthold, Gervinus, Leo, Meier, Ranke, Raumer, Stenzel, wenn Italien noch alljährlich das gelobte Land der Reisesehnsucht ist, so begreift man freilich noch nicht die Existenz eines Taschenbuchs, das sich lediglich an Italien knüpft. Inzwischen ist der zweite Jahrgang factisch (Berlin, Alexander Duncker). Der schöne Stahlstich, der den Titel ziert, zeigt Raphael's Besuch beim Meister Andrea, und gehört zu „Raphael's Lehr- und Wanderjahren", die Baron Rumohr ziemlich nachlässig erzählt. Grässin Hahn-Hahn erzählt in schlechten Versen einen interessanten Stoff aus der neapolitanischen Geschichte. Und als wenn die Aristokratie ihren Dilettantismus an Italien erschöpfen müßte, so hat auch der Freiherr Gaudy in einer Novelle: „der Stumme" bewiesen, wie man nicht eine Novelle anlegen müsse. Die Gestalt des räthselhaft stillen Italieners ist in der berliner Rococo-Weinstube trefflich geschildert und Gaudy's Erzählungsart ist hier lebhaft, frisch und gefällig. Allein die Geschichte in der Geschichte ist schief gestellt. Dieser Flüchtling aus Italien war Priester, gewann als Erzieher im Hause eines Marchese das Herz der Tochter, die sich ihm unter der Bedingung des Schweigens ergibt. Der dumme Peter aber schwatzt doch ohne Noth, und aus Reue darüber verbannt er sich aus der Heimath und thut das Gelübde der Siopese. Ein Romanheld darf nicht so einfältig sein, daß der Leser unwillig wird über dessen charakterlose Schwäche; in diesem Sinne ist die Anlage der Novelle verfehlt. — Der Herausgeber des Taschenbuchs, Alfred Reumont in Rom, gibt einen Artikel über die Herzogin von San Giuliano, Prof. Barthold in Greifswald erzählt die Geschichte des Templers von Brindisi, Rogers von Flor, des letzten Cäsaren der Romäer in Anatolien. Dr. Gaye beschreibt die Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti. Werthvoll ist der Artikel über des Grafen Leopardi Leben und Schriften; die Gedichte desselben haben wir bereits in einer Auswahl deutsch von Kannegießer. Reumont gibt zum Schluß toscanische Volkslieder.

[Deutsche Jurisprudenz.]

In der neuesten Lieferung des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons spricht Karl Welcker über die Mängel der deutschen Jurisprudenz, über Justizverweigerung und die Bedingungen, unter welchen der Schutz des deutschen Bundes eintritt. In demselben Hefte, mit welchem der 8. Bd. des Werkes geschlossen ist, finden wir Rotteck's Aufsatz über Joseph II. und einen nachträglichen Artikel über Hamburg, von C. F. Wurm.

[Hiller.]

Ferdinand Hiller ist von Paris in Leipzig eingetroffen, wo er den Winter über bleiben wird, um sein Oratorium: „die Zerstörung Jerusalems" zu vollenden. Wie es heißt, soll dasselbe zum Besten der Armen aufgeführt werden. Hiller, ein Frankfurter von Geburt, ist ein Mann im Anfange der Dreißiger. In der Kammermusik hat er ausgezeichnete Sachen gesetzt, eine Oper von ihm, die vielleicht sehr deutsch gearbeitet war, wollten sich die Mailänder vor einem Jahre nicht gefallen lassen, so generös auch die reiche Familie des Componisten für die Ausstattung derselben gesorgt hatte.

[Astor.]

Jener deutsche Astor, der als Knabe seine würtembergische Heimath verließ und mit einer kleinen Summe durch Pelzhandel das größte Vermögen in der Welt gewann, derselbe dessen Expeditionen Washington Irwing beschrieb, will in Newyork, um dieser Stadt seine Dankbarkeit zu erweisen, eine Staatsbibliothek gründen, zu deren Fonds er 3 bis 400,000 Dollar bestimmt hat. Ein Herr Cogswell, Redacteur eines Journals in Newyork, ist vornehmlich zu diesem Zweck in Deutschland angekommen; gegenwärtig hält er sich in Dresden auf. Astor's junger Enkel, der sich für deutsche Universitäten vorbereiten soll, begleitet ihn.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Inhalt.

No. 236.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen. Vom Grafen Friedrich Kalckreuth.
Deutsche Romane.
Notiz.

No. 237.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen. (Forts.)
Deutsche Romane.
Notiz.

No. 238.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen. (Forts.)
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 239.

Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen. (Forts.)
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 240.

Allerseelentag. Von R. E. Prutz.
Vertraute Rückrufe des Reisenden wider Willen. (Beschl.)
Correspondenz. Aus London.
Notiz.
Erwiederung.

No. 241.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht. Histor. Gemälde von F. Gustav Kühne.
Reisebriefe, von A. Weill. Aus München.
Notizen.

No. 242.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht. (Fortsetzung.)
Reisebriefe, von A. Weill. Aus München. (Beschluß.)
Notiz.

No. 243.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht. (Fortsetzung.)
Reisebriefe, von A. Weill. Aus dem Elsaß.
Notizen.

No. 244.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht. (Fortsetzung.)
Reisebriefe, von A. Weill. Aus dem Elsaß. (Beschluß.)
Notizen.

No. 245.

Sonette, Hulda geweiht. Von Adolf Peters.
Archibald's Gefangenschaft und Flucht. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 246.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht. (Fortsetzung.)
Zuchthäuser. Von P.

No. 247.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht. (Fortsetzung.)
„Die Ostsee" von Gardthausen. Von P.
Notiz.

No. 248.

Archibald's Gefangenschaft und Flucht. (Beschluß.)
Wie ist den deutschen Bühnendichtern zu helfen? Von P.
Notizen.

No. 249.

Gedichte von H. Heine.
Ein Tag in Moen. Von L.

No. 250.

Shakspeare in Italien, England und Deutschland.
Ein Tag in Moen. (Beschluß.)

No. 251.

Corra's Kaffeehaus in Wien. Von St. T.
Eine Reise durch Paris im Omnibus. Von A. Weill.
Notizen.

No. 252.

Corra's Kaffeehaus in Wien. (Fortsetzung.)
Eine Reise durch Paris im Omnibus. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 253.

Adam Oehlenschläger.
Corra's Kaffeehaus in Wien. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Halle.

No. 254.

Die Kant'sche Philosophie und das Kant'sche Zeitalter.
Eine Reise durch Paris im Omnibus. (Beschluß.)
Notiz.

No. 255.

Marienbild. Von Theodor Apel.
Die Kant'sche Philosophie und das Kant'sche Zeitalter. (Beschluß.)
Notizen.

(Hierbei zwei Intelligenzblätter und fünf Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Brotschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brosset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hayn und Ludwig Moser. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 59 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1838 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. Istes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkrana und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Princeton University Library
32101 076534831

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google